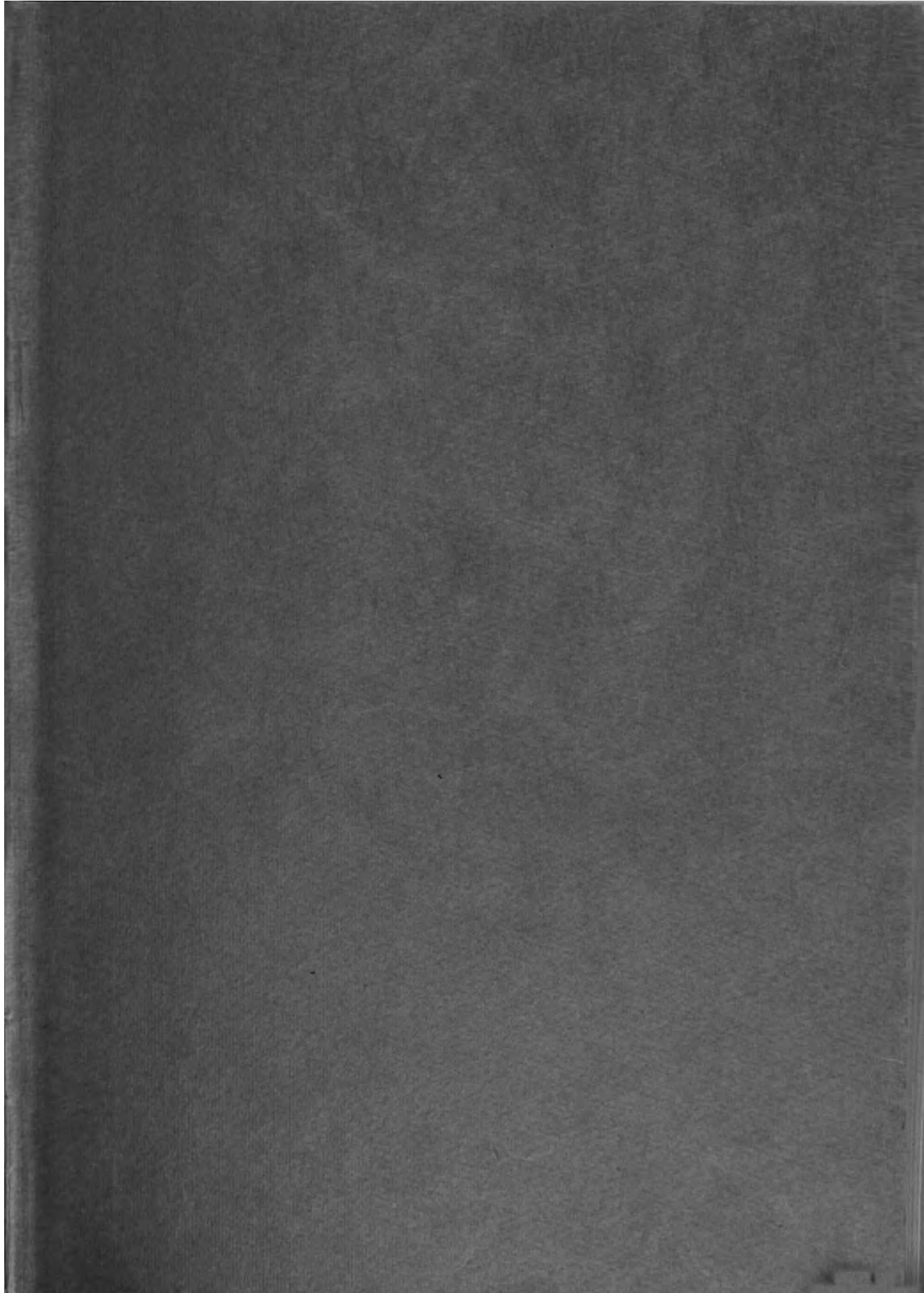
B 2 873 516

WESTERMANNS MONATSHEFTE



GEORG WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Westermanns Monatshefte



71. Jahrgang. 141. Band. 1. und 2. Teil

September 1926 bis Februar 1927

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Printed in Germany

Verzeichnis der Mitarbeiter

Adler, Arthur, in Datterode, 222. Baum, Oskar, in Prag, 698. Behrens, Otto, in Berlin, 177. Bittrich, Max, in Freiburg, 420, 546. Bley, Wulf, in Berlin, 529. Blunck, Hans Friedrich, Dr. jur., in Hamburg, 19. Bogen, Hellmuth, in Berlin, 417. Bois-Reymond, Lili du, in Dornburg (Saale), 101. Böse, Fritz, Dr.-Ing., in Weimar, 421. Bovenschen, Albert, Dr., in Berlin-Schöneberg, 653. Brachvogel, Carry, in München, 91. Cartellieri-Schröter, Eva, in Karlsruhe, 233, 353. Carthaus, Emil, Dr., in Berlin-Halensee, 645. Claudius, Hermann, in Hamburg-Fuhlsbüttel, 90. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 356, 469. 701. Ehlke, Hans, in Kiel, 285. Eipper, Paul, Direktor, in Berlin-Schöneberg, 65, 387. Elias, Julie, Prof., in Berlin, 87, 541. Ellinger, Georg, Prof. Dr., in Berlin, 159. Enking, Ottomar, in Dresden, 43. Fechter, Paul, Dr. phil., in Berlin, 265. Floericke, Curt, Dr. phil., in Stuttgart, 297. Fontane †, Theodor, 97. Forstreuter, Hedwig, in Magdeburg, 108. Frobenius, Else, in Berlin, 189, 313. Gerhard, Walter, in Ratzeburg, 629. Gräf, Hans Gerhard, Prof. Dr., in Weimar, 517. Grashoff, Ehler W., Dr., in Köln, 573. Groeben, Gräfin, in Berlin, 453. Grunenberg, Arthur, Dr., in Berlin-Wilmersdorf, 213. Gutberlet, Heinrich, in Berlin, 86, 617. Haas, Rudolf, Dr. jur., in Villach, 485, 601. Haupt-Placzek, Gerda, in Kopenhagen, 333. Hausmann, Manfred, Dr. phil., in Osterholz-Scharnbeck bei Bremen, 275. Hippel, Herbert, in Dresden, 280. Jacobs, Charlotte, in Friedland i. M., 572. Julien, Rose, in Berlin, 431. Just, Artur W., in Greifswald, 663. Kaan-Albest, Julius von, in Berlin-Steglitz, 621. Kahane, Arthur, in Berlin, 98, 635. Kalenter, Ossip, in Malcesine (Italien), 167. Karstens, Heinrich, in Kiel, 618. Kessel, Alfred von, in Zeisdorf (Schlesien), 355. Klaß, Gert von, in Berlin, 100. Kleefeld, W., Dr., in Berlin, 586. Koerber, Lenka von, in Leipzig, 638. Kötz, Hans, in Plauen i. Vogtland, 234. Kraze, Friede H., in Weimar, 557. Kudnig, Fritz, in Königsberg i. Pr., 668. Landau, Paul, Dr., in Berlin, 565. Langheinrich, Franz, in Gauting bei München, 223, 505. Legband, Paul, Dr., in Berlin, 229. Mahlke, Ernst, in Berlin-Neukölln, 707. Marelle, Luise, in Berlin, 409. Marschal, Josef, in Wien, 564. Mayer, Karl Adolf, in Graz, 286. Meißner, Carl, in Berlin, 42. Meridies, Wilhelm, Dr., in Frankfurt a. Main, 547. Milau, Gerhard Ludwig, in Bremen, 452, 468. Milner, Richard, Dr. med., in Leipzig, 329. Nasse, Hermann, Prof. Dr., in München, 461. Nathusius, Marie von, in Gusenhof, Post Völschow (Vorpommern), 397. Oestéren, Friedrich Werner von, in Berlin, 105. Paul, Adolf, in Berlin, 168. Petzet, Erich, Dr. phil., in München, 281. Ploetz, Hermann, in Stettin, 18, 234. Pogge, Günther, in Hamburg, 296. Port, Frieda, in München, 52. Pott, Joseph, in Witzenhausen a. Werra, 401. Rehbein, Arthur, in Berlin-Zehlendorf, 537. Rehbinder, Graf Nikolaus, in Berlin, 435. Renner, Gustav, in Berlin, 652. Röhricht, Gina, in Waren, 408. Roloff, Gustav, Prof. Dr., in Gießen, 530. Rosemann, R., Prof. Dr., in Münster i. W., 38. Röttger, Karl, in Düsseldorf-Gerresheim, 350. Schellenberg, Ernst Ludwig, in Frankenhausen, 641. Scheller, Will, in Cassel, 328. Schildknecht, Herbert, in Hamburg, 408. Schmelz, Hedwig, Dr., in München, 337. Schmidt, Paul Ferdinand, Dr., in Berlin, 145. Schmidtmayer, Alfred, Dr., in Bremen, 204. Schmitz, Georg, in Breslau, 209. Schnack, Anton, in Frankfurt a. Main, 176, 386. Schober, Fritz, Heilbronn, 669. Scholz, Wilhelm von, Dr. phil., in Berlin, 174. Schweisheimer, W., Dr. med., in München, 322, 413. Seidel, A., Dr., in Berlin-Friedenau, 351. Seitz, Robert, in Berlin, 580. Senger, Karl Theodor, in München, 460. Spann-Rheinsch, Erika, in Wien, 77. Steinhof, Willy, in Braunschweig, 685. Steinmüller, Paul, in Holthof b. Grimmen, 193. Suhr, Werner, in Berlin, 78. Swerr, Erther, in München, 545. Teller-Denhof, Rudolf, Dr., in Prag, 305. Tiedemann, Lotte, in Wiesbaden, 535. Tschechoff †, Anton, 683. Unger, Paul, in Berlin-Charlottenburg, 33. Unus, Walther, in Berlin, 21. Urbanitzky, Grete von, in Wien, 37, 64, 634. Vanselow, A., in München, 677. Vesper, Will, in Meißen, 238, 264. Viebig, Clara, in Berlin-Zehlendorf, 439. Vrieslander, Minni, in Berlin, 569. Waldersee, Leopold Graf von, in Braunschweig, 551. Warburg, Ernst, Berlin, 121. Weber, J., Dr., in Leipzig, 693. Weise, Martin, in Dresden, 336. Welter, Nikolaus, Dr. phil., in Luxemburg, 205. Wiese, Edda, in Berlin-Friedenau, 589. Winkler, Christine von, in Beuthen, 684. Zahn, Ernst, Dr. h. c., in Meggen b. Luzern, 1, 125, 245, 365. Zerkaulen, Heinrich, in Dresden, 53. Zimmermann, F., Dr., in Dresden, 586. Zoozmann, Richard, in Herrenalb, 20. Zuchardt, Karl, Dr., in Dresden, 525.

Inhalt des hunderteinundvierzigsten Bandes

1. und 2. Teil. September 1926 bis Februar 1927

Beiträge nach der Reihenfolge

Seite

Brettspiel des Lebens. Roman von Ernst Zahn 1, 125, 245, 365
Abendwende. Gedicht von H. Ploetz 18
Der alte Zauberer findet den Graudorn. Von Hans Friedrich Blunck 19
Der Musenchor. Gedicht von R. Zoozmann 20
Franz Paczka und Cornelia Paczka Wagner. Von Walther Unus 21
Der See im Glase. Von Paul Unger 33
Die Blonde. Gedicht von Grete von Urbanitzky 37
Ernährung und Gesundheit. Von Prof Dr. R. Rosemann 38
Der Alternde. Gedicht von Carl Meißner 42
Der Lebemann. Von Ottomar Enking 43
Alter. Gedicht von Frieda Port 52
Europas größter Blumengarten. Von Heinrich Zerkaulen 53
Landung. Gedicht von Grete von Urbanitzky 64
Circus Krone. Von Paul Eipper 65
Die Jungfrau. Gedicht von Erika Spann-Rheinsch 77
Körperkultur u. rhythm. Gymnastik Von Werner Suhr 78
Werben und Fliehen. Gedicht von Heinrich Gutberlet 86
Die Festtafel. Eine gastrologische Plauderei von Julie Elias 87
Das Schwalbennest. Gedicht von Hermann Claudius 90
Das verschollene Ich. Novelle von Carry Brachvogel 91
Der irrende Bothwell – König Jakob. Zwei Balladen von Theodor Fontane 97
Psychologie im Hausgebrauch. Vor Arthur Kahane 98
Nehmt! Gedicht von Gert von Klaß 100
Luxustelegramme. Von Lili du Bois-Reymond 101
Der letzte Schlag. Von Fr. W. v. Oestéren 105
Die Bauernbraut. Gedicht von Hedwig Forstreuter 108
Von Kunst und Künstlern 109, 235, 354, 481, 581, 712
Strand- und Badebilder vor den Toren Berlins. Begleitworte von Ernst Warburg 121
Rudolf Sieck, der Maler der bayrischen Vorberge. Von Dr. Paul Ferd. Schmidt 145
Das Huttenbild in Vergangenheit und Gegenwart. Von Prof. Dr. Georg Ellinger 159
Das Mädchen am Fenster. Gedicht von Ossip Kalenter 167
Der Taufschein. Eine Diebsgeschichte. Von Adolf Paul 168
Verfasser, Verleger, Buchhändler. Von Wilhelm v. Scholz 174
Stunde vor dem Schlaf. Gedicht von Anton Schnack 176
An der Geburtsstätte des Films. Von Otto Behrens 177
Aus dem Reiche der Mütter. Von Else Frobenius 189
Der güldene Wegzoll. Erzählung von Paul Steinmüller 193
Deutsche Auswanderer. Gedicht von Alfred Schmidtmayer 204
Von hohen Fest- und stillen Feiertagen. Von Nikolaus Welter 205
Lob der Arbeit. Von Georg Schmitz 209
Die Spanische Hofreitschule zu Wien. Von Arthur Grunenberg 213
Was hat's genützt? Gedicht von Arthur Adler 222
Die Erstürmung der Zugspitze. Von Franz Langheinrich 223
Das Theaterpublikum. Von Dr. Paul Legband 229
Der Schwimmer. Gedicht von Eva Cartellierie-Schröter 233
Die Welt des Kindes. Ein Wort der Entgegnung. Von Hans Kötz 234
Orpheus und Eurydike. Gedicht von Hermann Ploetz 234
Einsame Blume. Gedicht von Will Vesper 238
Eine Nacht. Gedicht von Will Vesper 264
George Mosson. Von Paul Fechter 265
Natur- und Kunstgärten. Von Manfred Hausmann 275
Herbstbeginn. Gedicht von Herbert Hippel 280
Der Roman der Stiftsdame im Briefwechsel Paul Heyses und Theodor Fontanes. Mitgeteilt von Erich Petzet 281
Die Sängerin. Gedicht von Hans Ehrke 285
Die Fahrt in die Vergangenheit. Novelle von Karl Adolf Mayer 286
Der Dänenkönig in Hamburg. Gedicht von Günther Pogge 296
Lustige Vogelkunde. Von Dr. Curt Floericke 297
Von Hongkong nach Kanton und Makao. Von Dr. Rudolf Teller Denhof 305
Das Mädel in der Jugendbewegung. Von Else Frobenius 313
Vererbung der musikalischen Begabung. Von Dr. W. Schweisheimer 322
Verse vom Traum. Gedicht von Will Scheller 328
Wert und Wichtigkeit der heutigen Krebswissenschaft für den Laien. Von Dr. med. Richard Milner 329
Am Strom. Von Jacob Hilditch. Berechtigte Übertragung aus dem Norwegischen von Gerda Haupt-Placzek 333
Bettelmusikanten. Gedicht von Martin Weise 336
August Kühles, ein Maler der Romantik. Von Dr. Hedwig Schmelz 337
Spätherbst! Gedicht von Karl Röttger 350
Vom Hans, der auszog, das Vernünftigsein zu lernen. Von Dr. A. Seidel 351
Der Diskuswerfer. Gedicht von Eva Cartellieri-Schröter 353
Wandlung zur Wahrheit. Gedicht von Alfred v. Kessel 355
Heimkehr nach langer Zeit. Gedicht von Anton Schnack 386
Zinnfiguren. Weihnachtliche Erinnerungen und Betrachtungen von Paul Eipper 387
Heiße Weihnachten. Eine Erinnerung aus Deutsch-Südwest von Marie von Nathusius 397
Die Lübische Weihnacht. Eine Novelle aus den Hansatagen. Von Joseph Pott 401
Wanderers Heimkehr. Gedicht von Herbert Schildknecht 408
Abendlied. Gedicht von Gina Röhricht 408
Die malerischen Wandteppiche von Hertha Ottolenghi-Wedekind. Begleitworte von Luise Marelle 409
Schlankbleiben und Schlankwerden. Von Dr. W. Schweisheimer 413
Berufstauglichkeit. Von Hellmuth Bogen 417
Der kleine Trommler. Gedicht von Max Bittrich 420
Das westfälisch lippische Bauern- und Ackerbürgerhaus. Von Dr. Ing Fritz Böse 421
Aktualität und Mode. Von Rose Julien 431
Friedrich der Große und die Gräfin Brühl. Von Graf Nikolaus Rehbinder 435
Das Kind. Novelle von Clara Viebig 439
Mutter. Gedicht von Gerhard Ludwig Milau 452
Sechzig Jahre Arbeit im Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz. Von Gräfin Groeben 453
Weiße Weihnachtskerzen. Legende von K. Th. Senger 460
Anton Rauch Von Prof Dr. Hermann Nasse 461
Das Licht. Gedicht von Gerhard Ludwig Milau 468
Komm mit, Kamerad! Roman von Rudolf Haas 485, 601
Hermann Hartwich. Erinnerungen an den Maler und Menschen. Von Franz Langheinrich 505
Mein Besuch bei Ellen Key Von Hans Gerhard Gräf 517
Valencianisches Lied Novelle von Karl Zuchardt 525
Winternacht. Gedicht von Wulf Bley 529
Kaiser Alexander 1. Eine Geschichtsstudie von Prof. Dr. Gustav Roloff 530
Der Spiegel. Skizze von Lotte Tiedemann 535
Indienschau. Von Arthur Rehbein 537
Die Wintermode. Von Julie Elias 541
Die Tasse. Gedicht von Esther Swerr 545
Großvater. Gedicht von Max Bittrich 546
Die schlesische Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn. Von Dr. Wilhelm Meridies 547
Eine Zuchtstätte edler Pferde. Von Leopold Graf von Waldersee 551
Der Soldat und die kleine Madonna. Von Friede H. Kraze 557
Hochzeit des Lebens. Gedicht von Josef Marschal 564
Girlkultur. Von Dr Paul Landau 565
Hinter dem Ladentisch. Von Minni Brieslander 569
Waisenmädchen. Gedicht von Charlotte Jacobs 572
Kakteen. Von Dr. Ehler W. Grashoff 573
Das Lied. Gedicht von Robert Seitz 580
Zwei neue Opern. Paul Hindemiths „Cardillac“ und Giacomo Puccinis „Turandot“, besprochen von Dr. F. Zimmermann und Dr. W. Kleefeld 586
Neue Nadelmalerei. Von Edda Wiese 589
Leuchten im Winterwald. Gedicht von Heinrich Gutberlet 617
Pestalozzi. Von Heinrich Karstens 618
Südtirol. Von Julius v. Kaan-Albest 621
Hans Huckebeins Herz. Eine Schulgeschichte von Walter Gerhard 629
Stadt am Meer. Gedicht von Grete v. Urbanitzky 634
Der Humor und seine Sippe. Von Arthur Kahane 635
Die Mütterschule. Von Lenka v. Koerber 638
Wilhelm von Scholz. Von Ernst Ludwig Schellenberg 641
Märchenhafte indische Früchte. Von Dr. Emil Carthaus 645
Nächtlicher Gang. Gedicht von Gustav Renner 652
Hundert Jahre deutscher Sekt. Von Dr. Albert Bovenschen 653

929181

Seite

Die dramatisierte Zeitung. Von Artur W. Just . . . 663
Wir Wanderburschen. Gedicht von Fritz Kudnig . . 668
Silbergerät. Von Fritz Schober. 669
Wilhelm Busch an Fritz August und Mina Kaulbach. Von Adolf Vanselow 677
Das Glück der Damen. Von Anton Tschechoff . . . 683

Seite

Ehelied. Gedicht von Christine v. Winkler. 684
Wintersport. Von Willy Steinhof 685
Katastrophen im Weltall. Von Dr. J. Weber 693
Die Feindin. Eine Erzählung von Oskar Baum . . 698
Ein leises Lied. Gedicht von Franz Mahlke 707
Robert Hillig zum Gedächtnis 711

Beiträge nach dem Abc

Abendlied. Gedicht von Gina Röhricht 408
Abendwende. Gedicht von Hermann Ploetz 18
Aktualität und Mode. Von Rose Julien 431
Alexander I., Kaiser. Von Prof. Dr. Gustav Roloff . . 530
Alter. Gedicht von Frieda Port 52
Bauern- und Ackerbürgerhaus, Das westfälisch-lippische. Von Dr.-Ing. Fritz Böse. 421
Berufstauglichkeit. Von Hellmuth Bogen 417
Bettelmusikanten. Gedicht von Martin Weise . . . 336
Blumengarten, Europas größter. Von Heinrich Zerkaulen 53
Brettspiel des Lebens. Roman von Ernst Zahn 1, 125, 245, 365
Busch Briefe, Wilhelm. Von A. Vanselow 677
Das Licht. Gedicht von Gerhard Ludwig Milau . . . 468
Das Lied. Gedicht von Robert Seitz 580
Das Mädchen am Fenster. Gedicht von Ossip Kalenter 167
Das Schwalbennest. Gedicht von Hermann Claudius . 90
Der Alternde. Gedicht von Carl Meißner 42
Der Dänenkönig in Hamburg. Gedicht von Günther Pogge 296
Der Diskuswerfer. Gedicht von Eva Cartellieri-Schröter 353
Der irrende Bothwell. König Jakob. Zwei Balladen von Theodor Fontane 97
Der kleine Trommler. Gedicht von Max Bittrich . . . 420
Der Musenchor. Gedicht von Richard Zoozmann . . . 20
Der Schwimmer. Gedicht von Eva Cartellieri-Schröter 233
Deutsche Auswanderer. Gedicht von Alfred Schmidtmayer 204
Die Bauernbraut. Gedicht von Hedwig Forstreuter . . 108
Die Blonde. Gedicht von Grete von Urbanitzky . . . 37
Die Jungfrau. Gedicht von Erika Spann-Rheinsch . . 77
Die Sängerin. Gedicht von Hans Ehrke 285
Die Tasse. Gedicht von Erther Swerr 545
Dramatisierte Zeitung, Die. Von Artur W. Just . . . 663
Ehelied. Gedicht von Christine v. Winkler. 684
Eine Nacht. Gedicht von Will Vesper 264
Ein leises Lied. Gedicht von Franz Mahlke 707
Einsame Blume. Gedicht von Will Vesper 238
Ernährung und Gesundheit. Von Prof. Dr. R. Rosemann 38
Fahrt in die Vergangenheit, Die. Novelle von Karl Adolf Mayer 286
Feindin, Die. Eine Erzählung von Oskar Baum . . . 698
Fest- und stillen Feiertagen, Von hohen. Von Nikolaus Welter 205
Festtafel, Die. Von Julie Elias 87
Films, An der Geburtsstätte des. Von Otto Behrens 177
Friedrich der Große und die Gräfin Brühl. Von Graf Nikolaus Rehbinder 435
Girlkultur. Von Dr Paul Landau 565
Glück der Damen, Das. Von Anton Tschechoff . . . 683
Großvater. Gedicht von Max Bittrich 546
Hans Huckebeins Herz. Eine Schulgeschichte von Walter Gerhard 629
Hartwich, Hermann. Erinnerungen an den Maler und Menschen. Von Franz Langheinrich 505
Heimkehr nach langer Zeit. Gedicht von Anton Schnack 386
Herbstbeginn. Gedicht von Herbert Hippel 280
Hinter dem Ladentisch. Von Minni Frieslander . . . 569
Hochzeit des Lebens. Von Josef Marschal 564
Hofreitschule zu Wien, Die Spanische. Von Arthur Grunenberg 213
Honkong nach Kanton und Makao, Von. Von Dr. Rudolf Teller Denhof 305
Humor und seine Sippe. Der. Von Arthur Kahane . 635
Huttenbild in Vergangenheit und Gegenwart, Das. Von Prof. Dr Georg Ellinger 159
Indienschau. Von Arthur Rehbein 537
Indische Früchte, Märchenhafte. Von Dr. Emil Carthaus 615
Jugendbewegung. Das Mädel in der. Von Else Frobenius 313
Kakteen. Von Dr. Ehler W. Grashoff 573
Katastrophen im Weltall. Von Dr J. Weber 693
Key, Mein Besuch bei Ellen ... Von Hans Gerhard Gräf (Weimar) 517
Kind. Das. Novelle von Clara Viebig 439
Kindes, Die Welt des. Von Hans Kötz 234
Komm mit, Kamerad. Roman von Rudolf Haas 485, 601
Körperkultur u. rhythm. Gymnastik. Von Werner Suhr 78
Krebswissenschaft für den Laien, Wert und Wichtigkeit der heutigen ... Von Dr. med. Richard Milner. . . 329
Krone, Circus. Von Paul Eipper 65
Kühles. August, ein Maler der Romantik. Von Dr. Hedwig Schmelz 337
Kunst und Künstlern, Von . . 109, 235, 354, 481, 581, 712
Landung. Gedicht von Grete von Urbanitzky 61
Lebemann, Der. Von Ottomar Enking 43
Letzte Schlag, Der. Von Fr. W. von Oestéren . . . 105
Leuchten im Winterwald. Gedicht von Heinrich Gutberlet 617
Lob der Arbeit. Von Georg Schmitz 209
Lübische Weihnacht, Die. Novelle von Joseph Pott . . 401
Luxustelegramme. Von Lili du Bois Reymond . . . 101
Mosson, George. Von Paul Fechter 265
Mutter. Gedicht von Gerhard Ludwig Milau . . . 452
Mütter, Aus dem Reiche der. Von Else Frobenius . 189
Mütterschule, Die. Von Lenka von Koerber 638
Nächtlicher Gang. Gedicht von Gustav Renner . . . 652
Nadelmalerei, Neue. Von Edda Wiese 589
Natur- und Kunstgärten. Von Manfred Hausmann . 275
Nehmt! Gedicht von Gert von Klaß 100
Opern, Zwei neue. Paul Hindemiths „Cardillac" und Giacomo Puccinis „Turandot", besprochen von Dr. F. Zimmermann und Dr. W. Kleefeld 586
Orpheus und Eurydike. Gedicht von Hermann Ploetz 234
Paczka, Franz und Cornelia Paczka-Wagner. Von Walther Unus 21
Pestalozzi. Von Heinrich Karstens 618
Pferde. Eine Zuchtstätte edler. Von Leopold Graf von Waldersee 551
Psychologie im Hausgebrauch. Von Arthur Kahane . 98
Rausch, Anton. Von Prof. Dr. Herm. Nasse 461
Schlankbleiben und Schlankwerden. Von Dr. W. Schweisheimer 413
Schlesische Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn, Die. Von Dr. Wilhelm Meridies 547
Scholz, Wilhelm von. Von Ernst Ludwig Schellenberg 641
See im Glase, Der. Von Paul Unger 33
Sekt, Hundert Jahre deutscher. Von Dr. Albert Bovenschen 653
Sieck, Rudolf, der Maler der bayrischen Vorberge. Von Dr. P. Ferd. Schmidt 145
Silbergerät. Von Fritz Schober 669
Soldat und die kleine Madonna, Der. Von Friede H. Kraze 557
Spätherbst! Gedicht von Karl Röttger 350
Spiegel, Der. Skizze von Lotte Tiedemann 535
Stadt am Meer. Gedicht von Grete v Urbanitzky . . 634
Stiftsdame, Der Roman der, im Briefwechsel Paul Heyses und Theodor Fontanes. Mitgeteilt von Erich Petzet . 281
Strand- und Badebilder vor den Toren Berlins. Begleitworte von Ernst Warburg 121
Strom, Am. Von Jacob Hilditch. Übertragung aus dem Norwegischen von Gerda Haupt-Placzek . . . 333
Stunde vor dem Schlaf. Gedicht von Anton Schnack 176
Südtirol. Von Julius von Kaan-Albest 621
Taufschein. Der. Von Adolf Paul 168
Theaterpublikum. Das. Von Dr Paul Legband . . . 229
Valencianisches Lied. Von Karl Zuchardt 525
Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz, Sechzig Jahre Arbeit im. Von Gräfin Groeben 453
Vererbung der musikalischen Begabung. Von Dr. W. Schweisheimer 322
Verfasser, Verleger, Buchhändler. Von Wilhelm v. Scholz 174
Verschollene Ich, Das. Novelle von Carry Brachvogel 91
Verse vom Traum. Gedicht von Will Scheller 328
Vogelkunde, Lustige. Von Dr Curt Floericke 297
Vom Hans, der auszog, das Vernünftigsein zu lernen. Von Dr A. Seidel. 351
Waisenmädchen. Von Charlotte Jacobs 572
Wanderers Heimkehr. Gedicht von Herbert Schildknecht 408
Wandlung zur Wahrheit. Gedicht von Alfred von Kessel 355
Wandteppiche von Hertha Ottolenghi Wedekind, Die malerischen. Begleitworte von Luise Marelle . . . 409
Was hat's genützt? Gedicht von Arthur Adler . . . 222
Wegzoll, Der guldene. Erzählung von Paul Steinmuller. 193
Weihnachten, Heiße. Von Marie von Nathusius. . . 397
Weiße Weihnachtskerzen. Legende von K. Th. Senger 460
Werben und Fliehen. Gedicht von Heinrich Gutberlet 86
Wintermode, Die. Von Julie Elias 541
Winternacht. Gedicht von Wulf Bley. 529
Wintersport. Von Willy Steinhof 685
Wir Wanderburschen. Gedicht von Fritz Kudnig . . . 668
Zauberer findet den Graudorn, Der alte. Von Hans Friedrich Blunck 19
Zinnfiguren. Von Paul Eipper 387
Zugspitze, Die Erstürmung der. Von Franz Langheinrich 223

Literarische Rundschau

Seite

Ackerknecht, Erwin: Vorlesestunden . . . 244
Andersen, Knud: Das Meer . . . 480
Anthes, Otto: Unter den sieben Türmen . . . 241
Apulejus: Der goldene Esel, übersetzt von Albrecht Schaeffer . . . 475
Arnim, Achim von: Die Gleichen, bearbeitet von Gust. Grund . . . 477
Bamberg, Eduard von: Erinnerungen der Karoline Jagemann . . . 362
Bartsch, Rudolf Hans: Histörchen . . . 118
Beerwald, Dr. K.: Weg zur Gesundheit . . . 710
Berstl, Julius: Die Fahrt ins Rosenrote . . . 479
Birt, Theodor: Von Homer bis Sokrates . . . 244
Boehn, Max von: Die Mode im Mittelalter . . . 600
Braunschweig. Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt, bearbeitet von Paul Jon. Meier und Karl Steinacker 599
Breucker, Dr. Fritz: Ludwig Richter und Goethe . . . 598
Brieger, Lothar: Die romantische Malerei Deutschlands 596
Burckhardt, Jacob: Die Kultur der Renaissance in Italien . . . 596
Cartellieri, Otto: Am Hofe der Herzöge von Burgund 244
Couperus, Louis: Iskander . . . 479
Creutz, Dr. Max: Heinrich Nauen . . . 710
Dante: Göttliche Komödie, übersetzt und erläutert von August Vezin . . . 475
— Göttliche Komödie, übersetzt von Richard Zoozmann 475
Deutsche Dichter für Jugend und Volk, herausgegeben von Dr. Friedr. Schnaß . . . 478
Deutsche Volkheit . . . 476
Deutscher Sagenschatz . . . 476
Didring, Ernst: Erz . . . 479
— Die Weltspinne . . . 480
— Inseln des Sturms . . . 480
Die See, eingeleitet von Felix Graf von Luckner, D. H. Sarnetzki, Maxim. Karl Rohe . . . 600
Dornseiff, Franz: Pindar . . . 475
Ehl, Dr. Heinrich: Norddeutsche Feldsteinkirchen . . . 599
Federer, Heinrich: Das deutsche Abc . . . 116
Fischer, D. Paul: Dostojewski . . . 475
Förster, Hans: Waterkantenhumor . . . 119
Frank, Bruno: Friedrich von Trenck . . . 113
Freytag, Gustav: Auswahl aus seinen Werken, besorgt von Emil Ermatinger . . . 478
— Werke, herausgegeben von Hanns Martin Elster . 478
Friedländer, Max J.: Lucas van Leyden . . . 597
Gleichen-Rußwurm, Alexander von: Die Markgräfin von Bayreuth . . . 114
Goethe: Faust, eingeleitet und erläutert von Robert Petsch . . . 477
— Festausgabe des Bibliographischen Instituts, herausgegeben von Robert Petsch . . . 476
— Gedichte, herausgegeben von Ewald A. Boucke . 477
— Westöstlicher Diwan, herausgegeben von Rud. Richter 477
Gotthelf, Jeremias: Uli der Pächter . . . 477
Grimmelshausens Simplicianische Geschichten . . . 476
Guenther, Johannes von: Martinian sucht den Teufel 479
Haarhaus, Julius R.: Rom . . . 597
Häfker, Hermann: Das Sternbilder-Buch . . . 243
Handzeichnungen großer Meister, eingeleitet von Heinrich Leporini . . . 598
Hartlaub, G. F.: Giorgiones Geheimnis . . . 597
Hebel, Joh. Peter: Gedichte, Geschichten und Briefe, herausgegeben von Dr. Phil. Witkop . . . 477
Heine: Gedichte, ausgewählt von Walther Eggert Windegg . . . 477
Heise, Carl Georg: Lübecker Plastik . . . 709
Heyne, Dr. Hildegard: Gedanken und Bilder aus der Werkstatt des werdenden Meisters . . . 598
Hirschfeld, Georg: Der Mann im Morgendämmer . . 479
Hölderlin: Ausgewählte Lebensdokumente, gesammelt von Hermann Hesse und Karl Isenberg . . . 477
Huch, Rudolf: Hans der Träumer . . . 479
Hülsen, Hans von: Nickel List . . . 479
— Der Kelch und die Brüder . . . 479
Jacobi, Friedr. Heinr.: Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von Leo Matthias . . . 476
Janson, Sara von: Erinnerungen aus dem Hause Holtzendorff . . . 363
Kalender, Almanache und Jahrbücher . . . 708
Kamban, Gudmundur: Das schlafende Haus . . . 480
Keller, Gottfried: Spiegel das Kätzchen . . . 477
Kempf, Julius: Das Einfamilienhaus des Mittelstandes 710
Kleists Briefe, herausgegeben von Friedr. Michael . . 477
Kraze, Friede H.: Die steinernen Götter . . . 479
Krummacher, Maria: Unser Großvater, der Atti . . . 362
Kühnel, Joseph: Von der Enkelin Gottes . . . 709
Kurz, Hermann: Innerhalb Etters . . . 478

Seite

Lalenbürgern, Das Volksbuch von den, herausgegeben von Karl Pannier . . . 476
Lehnert, Prof. Dr. Georg: Geschichte des Kunstgewerbes 600
Lieder mit Bildern und Weisen, Alte und neue . . . 476
Lienhard, Friedrich: Gesammelte Werke . . . 478
Lilienfein, Heinrich: Aus Weimar und Schwaben . . 240
Lucka, Emil: Am Sternbrunnen . . . 479
Luckenbach, Hermann und Ortwin: Geschichte der bildenden Kunst . . . 596
Maier-Heuser, Hermine: Vertraute Stunden mit Hans Thoma . . . 599
Malerei der Goethezeit . . . 598
Meyers Lexikon . . . 120
Minner, R.: Die Krebskrankheit und ihre Bekämpfung 364
Milton: Das verlorene Paradies, herausgegeben von Jos. Bernhart . . . 475
Moreck, Curt: Das weibliche Schönheitsideal im Wandel der Zeiten . . . 710
Müller-Partenkirchen, Fritz: Aufrichtigkeiten . . . 119
— Warum? . . . 119
Muschler, Reinh. Conr.: Entwicklungsgeschichte des Menschen . . . 114
Neumann, Alfred: König Haber . . . 115
Neurath, Karl: Der Klostermüller . . . 241
Novalis: Ausgewählte Lebensdokumente, gesammelt von Hermann Hesse und Karl Isenburg . . . 477
Oberrhein, Schwarzwald und Bodensee, eingeleitet von Fritz Schneller . . . 244
Ollendorf, Oskar: Liebe in der Malerei . . . 710
Ostwald, Wilhelm: Lebenslinien . . . 364
Pastor, Ludw. Frhr. von: Die Fresken der Sixtinischen Kapelle . . . 597
Purzelbaum, Peter: Vom Kommiß, Kaczmarek und den Maikäfern . . . 120
Quensel, Paul: Thüringer Sagen . . . 476
Ranke, Friedrich: Tristan und Isolde . . . 120
Reinhart Fuchs, übertragen von Georg Baesecke . . . 476
Reinwald, Adalbert: Menschen . . . 364
Rudolf-Schiestl-Buch . . . 243
Sachse, Joh. Christ.: Der deutsche Gil Blas, herausgegeben von Goethe . . . 362
Saitschick, Robert: Menschen und Kunst der italienischen Renaissance . . . 597
Schaeffer, Albrecht: Prisma . . . 241
Schäfer, Dietrich: Mein Leben . . . 363
Schaffner, Jakob: Die Schürze . . . 479
Scheffler, Karl: Die europäische Kunst im 19. Jahrhundert 596
Schellenberg, Ernst Ludwig: Franz Horny . . . 598
Schlözer, Karl von: Menschen und Landschaften . . . 362
Schmidt, Dr. Paul Ferd.: Lukasbrüder . . . 709
Schultze-Naumburg, Dr. Paul: Das bürgerliche Haus 599
Schulze-Maizier, Friedrich: Die Osterinsel . . . 242
Schüßler, Willy: Gespräche Friedrichs des Großen mit Catt . . . 114
Sieck, Rudolf: Bilder aus Italien . . . 242
Siemsen, Hans: Paul ist gut . . . 118
Sonka, Otto: Der entfesselte Mensch . . . 479
Steinmüller, Paul: Der Weg nach Heilisoe . . . 479
Stifter, Adalbert: Erzählungen, ausgewählt von Felix Braun . . . 477
— Briefe . . . 477
Stifters Werke, herausgegeben von Dr. Gust. Wilhelm 477
Strasser, Emil Eman: Neuere holländische Baukunst 599
Stratz, Rudolf: Gesamtausgabe seiner Romane und Novellen . . . 478
Tegethoff, Ernst: Märchen, Schwänke und Fabeln . 120
Thielert, Max: Der Buchhändler Tordelen . . . 115
Thieß, Frank: Der Kampf mit dem Engel . . . 239, 479
— Das Tor der Welt . . . 239
Viebig, Clara: Franzosenzeit . . . 479
Vierordt, Heinrich: Das Buch meines Lebens . . . 363
Volbehr, Walther: Hannes Högerrop . . . 119
Volz, Berthold: Friedrich der Große und Trenck . . 114
— Briefwechsel Friedrichs und Wilhelminens von Bayreuth . . . 114
— Das Sanssouci Friedrichs des Großen . . . 114
— Friedrich der Große im Bilde seiner Zeit . . . 115
Wagner, Hermann: Die Frau mit dem sehnsüchtigen Herzen . . . 479
Walther von der Vogelweide, übertragen von Walter Bulst . . . 476
Weber, Carl Julius: Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von Hans Knudsen . . . 477
Weber, Frederick Parkes: Des Todes Bild . . . 243
Weismantel, Leo: Rudolf Schiestl . . . 599
Westermanns Weltatlas, bearbeitet von Adolf Liebers 600
Winckelmanns Werken, Auswahl aus, besorgt von Dr. Alex Dorner . . . 476
Wittgenstein, Werner von: La Bagatelle . . . 118

Seite

Wolff, Johanna: Der liebe Gott auf Urlaub 117
Wolzogen, Ernst von: Norddeutsche Geschichten . . . 478
Zahn, Leopold: Raffael von Urbino 597
Zoozmann, Richard: Franziskus Legenden 475

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Ein Jahr ohne Theaterpause — Deutsche, französische und englische Schwänke — Guy Bolton: Der schwarze Engel — Eduard Bourdet: Die Gefangene — Fritz Stavenhagen: Der dütiche Michel — Hauptmanns „Und Pippa tanzt" — Bernhard Blume: Fahrt nach der Südsee — Paul Zech: Das trunkene Schiff — Klabund: Cromwell — Georg Kaiser: Zweimal Oliver — Hans J. Rehfisch: Nickel und die 36 Gerechten — Hans Müller: Veronika — Hans Henny Jahnn: Medea — Mariamne, Alkmene und „Die Räuber" 356–361

Fünfzig Jahre Altonaer Stadttheater — Max Reinhardts erstes Vierteljahrhundert — „Neidhardt Gneisenau" von Wolfgang Goetz im Deutschen Theater — „Die Soldaten" von Lenz im Schillertheater — Herbert Eulenberg: Die beste Polizei — Ralph Arth. Roberts und Arthur Landsberger: Einbruch — Wedekinds „Lulu" im Staatstheater — František Langer: Peripherie — Arnold Bennett: Das große Abenteuer — Tristan Bernard: Der gefällige Thierry — Das Theater „Habima" aus Moskau — Die neuen Revuen 469–474

Das Theater künstlicher Menschen — Maxim Gorkis „Nachtasyl" und Leonid Andrejews „Gedanke" in neuer Aufführung — Der Kavalier von Sing-Sing und Die Frau in Ketten — Hetärengespräche . 593–595

Junge Generation und Junge Bühne — Iwan Goll: Der Stall des Augias — Hans Henny Jahnn: Die Krönung Richards 3. — Paul Harraß: Die Probe — Wilhelm Braun: Tiere — Alexander Lernet-Holenia: Ollapotrida — Jeßners Hamlet — Ben Jonson-Zweig: Volpone — Signung Th. ry: Früchtchen — Anton Tschechow: Drei Schwestern — Anna Pawlowa — Japanische Maskentänze — Ein Buch über Elisabeth Bergner 701–707

Kunstblätter und Einschaltbilder

September

Kronseder, Elisabeth: Mädchenkopf
Marcuse, Rudolf: Fußballspieler
Menzel, Adolph von: Die Störung
Schmutzler, Leopold: Frühling
Stinnen, Joseph: Ackernde Pferde
Urban, Hermann: Nach dem Regen
Wagner, Wolfgang: Tanzendes Bauernpaar
Zimmer, Josef: Morgenbesuch
Zügel, Heinrich von: Aus meiner Heimat

Oktober

Barth, Ferdinand: Stilleben mit Marmorfigur
Curon, Herbert: Tellskapelle
Ehrhardt, Paul W.: Vor dem Spiegel
Engel, Otto H.: Karussell
Kampf, Arthur: Der verlorene Sohn
Neuß, Karl: Heidemorgen
Nobis-Wicherding, Heinrich: Montsalvat
Ritzenhofen: Sturmflut
Wiedemann, Otto: Spazierritt

November

Angerer, Ludwig: Hexenschreck
Colm, Selma: In der Leipziger Straße
Dasio, Ludwig: Frauenbüste
Hanner, Hanns: Mutterwerden
Heilemann, Ernst: Mädchenbildnis
Küppers, Leo: Flötenspieler
Nonn, Carl: Aus alter Zeit
Stübner, Robert: Interieur
Topel, Curt: Im Hafen von Schulau

Dezember

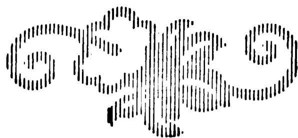
Claudius, Wilhelm: Abendstunde
Corinth, Lovis: Bildnis des Herrn Glantz mit Hund
Hause, Rudolf: Im Wetter Einbruch
— Morgenritt
— Rastende Amazonen
Heichert, Otto: Spanische Dorfkirche
Michailow, Nic.: Miß Peggy Joyce Hopkin, Komtesse Mörner
Schiffner, Hans: Tänzerin
Volbehr, Dorothea: Verkündigung

Januar

Bachmann, Alfred: Hagelböen an der Nordsee
Graf, Hermann: Pagengang
Kampf, Arthur: Fußballspieler
Kolb, Augustin: St. Georg
Marten, Franz: Kinderbildnis
Miller, Konrad von: Stilleben
Röhrs, Fritz: Alt-Hannover
Schmutzler, Leopold: Damenbildnis
Ziegler, Karl: Kapellmeister Stiedry

Februar

Brandis, August von: Tisch mit Blumenstrauß
Flamme, Fritz: Selbstbildnis
Kricheldorf, Hermann G.: Fruchtstück
Küppers, Leo: Schwieriges Problem
Lawrence, Thomas: Familienbild
Leibküchler, Paul: Läuferin
Rilke, Hans: Zimmermann
Wiener, Alfred: Nachbarinnen
Winterliches Nebelmeer in den Alpen. Nach einer Aufnahme von Aug. Rupp





Hermann Urban: Nach dem Regen

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 841 Sept. 1926

Brettspiel des Lebens

Roman von Ernst Zahn

I

Das braune Holzhaus stand ganz in der Nähe des dunklen Bergsees. Seine Farbe hatte etwas Weiches, Warmes, wie von innen heraus Belebtes. Alle Farben der Landschaft hatten diesen tiefen Klang, der See selbst, der jetzt grün war und jetzt stählern grau, der Garten, der zwischen Haus und Wasser sich hinbreitete, und der Himmel. Bäume und Büsche des Gartens standen so schwermütig und dunkel über den Blumen, daß deren kleine bunte Lichter kaum leuchten konnten, und im blauen Himmel ruhten weiße und schwarze Wolken, als hielte der Wind, der sie sonst trieb, den Atem an, und verdunkelten zeitweise die Sonne.

Hinter dem Dorfe, das aus etwa zwanzig weit in die Hügel zerstreuten Anwesen bestand, ragten die Berge auf, einige Dreitausender, auch einer, der nahe an die Viertausend reichte und einen Gletscher hoch zwischen den Felsenzacken trug. Berge umzäunten auch den See. Nur im Süden breitete sich als Abschluß eines andern Tales Sumpfland hin, durch das ein Wildstrom seine Wellen dem See zuwälzte.

An den Fenstern des Reutehauses pflegte Hanna Fürst, das Patenkind des Reutebauern, Geranien und Bethunien. Sie gerieten ihr so üppig, daß zuweilen sogar ein Dörfler stehenblieb und ein bewunderndes Wort von ihrer Schönheit sagte. Hanna gab sich viele Mühe mit den Blumen, aus einem unbewußten Trieb heraus, etwas Freundlichkeit in die Schwermut ihrer Umgebung zu tragen. Sie selbst stammte nicht aus dem Kanton. Sie war eine Ostschweizerin, dorther, wo die Ortschaften voll Wohlstand und Sauberkeit hell zwischen ebenen grünen Wiesen und gelben Feldern liegen, und wo die Mädchen leichtfüßiger, schmiegsamer, anmutiger als in den Bergen sind, weniger hart arbeiten müssen und weniger rasch verblühen. Sie war die Tochter eines verwitweten Schullehrers, der noch sechs andre Kinder und nicht viel Vermögen besaß, aber auf eine gute Erziehung und beinahe ein wenig Hoffart bei seinen Mädchen gesehen hatte. Der ebenfalls verwitwete Domini Gisler, der Reutebauer, hatte den Lehrer Fürst einst auf einer Bergfahrt kennen und schätzen gelernt. Eine Freundschaft verband sie seither. Der Bauer war Pate der Lehrerstochter geworden. Bei einem Besuch im Lehrerhause hatte Gisler an der inzwischen herangewachsenen Hanna besonderes Gefallen gefunden und gefragt, ob sie nicht eine Zeitlang als Gast auf den Reutehof kom-

men möchte. Der Lehrer stimmte gern zu. Er kannte den Gisler als einen Ehrenmann und war mit seinem damals noch lebenden Weibe der Ansicht gewesen, die kräftigere Luft der Berge und des Sees möchte der etwas zarten Tochter wohl bekommen.

Bald zwei Jahre hauste Hanna nun schon auf dem Hofe, wo sie anfänglich als Feriengast eingezogen war, und niemand sprach von Wiederfortgehen.

Die Geranien leuchteten rosarot, salmfarben, samtdunkel und mit einer fast flammenden Feuerglut. Ruhig und violett klangen die Bethunien dazwischen. Wenn Hermann, der Reutehofsohn, zwischen den Blumen den schlanken weißen Arm Hannas gewahrte, klopfte ihm das Herz. Es dünkte ihn etwas Wundersames um Form und Farbe dieses Armes. »Du hast es an dir,« sagte er zu dem Mädchen. »Du könntest einen um den Verstand bringen.«

»Dann müßtest du nicht viel davon haben,« antwortete sie schlagfertig. Er war aber sicher ein wenig mitschuldig daran, daß sie selbst nicht mehr in die Heimat zurückverlangte. Allerdings trug er nicht allein die Schuld, sondern der ganze seltsame Reutehof und das ernststille Land und weiß Gott was noch.

Auch Hermann Gisler war ein hübscher Mensch, schlank, ein wenig hager mit schwermütigen, braunen, kurzsichtigen Augen. Er trug eine Hornbrille, wie sie seit einiger Zeit in Schwung gekommen, und sie gab ihm etwas Schulmeisterliches. Er hatte aber nichts von einem Büchermann, wenngleich er in seinem Nebenamt das Sekretariat des Waisenamtes von Büren besorgte. Er war ein zäher, arbeitsamer Bauer, etwas gelenkiger, umgänglicher, verfeinerter, seit er im Militär seinen Leutnant gemacht und eine Anzahl städtischer Kameraden gewonnen hatte. Sein Vater war in den letzten zwei Jahren nicht ganz zufrieden mit ihm. Er ist nicht mehr der gleiche willige und fröhliche Bub wie früher, dachte Domini Gisler von ihm, und manchmal ruhte sein Blick unbemerkt und forschend auf dem Sohn, in dessen Wesen er eine Ratlosigkeit und Sprunghaftigkeit zu erkennen glaubte, die früher, als er noch nichts als Büren und seine nahe Umgebung gekannt, nicht in seiner Art gelegen hatten. Er gab seinen Bedenken zuerst Hanna gegenüber Ausdruck. Das geschah in der Gislerschen Wohnstube hinter den Blumenfenstern. Diese war mit hellem, freundlichem Tannenholz getäfelt und hatte eine ebenso freundliche, saubere Einrichtung. Ein Büfett und die alte schöne Kommode trugen allerlei Schmuck von Decken und Decklein. Ein paar Stahlstiche hingen an den Wänden. Über der Kommode hatte die große Photographie der verstorbenen Gislerin ihren Platz und zeigte eine behäbige, dunkelhaarige Frau, deren Bild man ansah, daß sie auf Ordnung geachtet hatte. Ordnung war auch nach ihrem Tode im Hause geblieben.

Domini Gisler saß an diesem Tage am viereckigen schweren Eichentisch, der auf der Fensterseite der Stube an die der Wand entlanglaufende Bank gerückt war. Er war zum »Znüni«, dem zweiten Frühstück der Bauern, von seinem Kartoffelacker hereingekommen, zu dem sich im Laufe der nächsten halben Stunde alle Hausbewohner versammeln sollten, und hatte Most, Käse und Brot vor sich. Gisler hatte einen ehrwürdigen, heiligmäßigen Kopf. Alle Leute schöpften auch immer gleich Zuneigung zu ihm. Sein braunes, freundliches Gesicht umgab ein kurzer, runder weißer Bart, der nie stark wuchs, sondern sich in einer weichen, schönen Form ums Kinn schmiegte. Er war in Hemdärmeln, die über seine zähen, knochigen Arme hinaufgekrempelt waren, und schnitt sich bedächtig sein Brot.

»Was denkst du von Hermann?« begann er das Gespräch, als er sich mit Hanna allein sah. »Ist er nicht anders geworden, seit er den Offiziersstern auf der Achsel trägt?« Er hatte den Sohn von seiner früh verstorbenen Frau, die er rechtschaffen geliebt, als ein Vermächtnis und das einzige übernommen, was seinem Leben ein bestimmtes, über das Behagen des Alltags hinausweisendes Ziel gab. Er war ihm kein harter, vielleicht auch kein geschickter Erzieher gewesen, hatte ihm aber unbewußt in seinem eignen vernünftigen Leben und dadurch, daß er sich bei allen Leuten in Ehren stellte, ein Vorbild gegeben, ihm auch in seiner Herzensgüte das Vaterhaus zu einem Behagen und einer Freude gemacht. Das Herz war ihm noch nicht allzu schwer. Im Grunde nahm er alle Dinge mit einer sanften und langsamen Ruhe hin. Nur Bedenken begannen sich zu regen.

Hanna errötete bei seiner Frage. Sie war sich über sich selbst nicht im klaren, auch darüber nicht, ob der Vater Gisler mit einer gewissen Absicht, etwa um ihre Gesinnung auszuforschen, zu ihr sprach. »Das weiß ich nun wirklich nicht,« entgegnete sie ausweichend. »Ich habe nichts Außergewöhnliches an ihm entdeckt.«

Im Augenblick, da sie das sagte, kam ihr aber zum Bewußtsein, daß sie eine Unwahrheit sprach; denn auch sie hatte es wohl gefühlt, daß der Haussohn und Kamerad seit einiger Zeit rastlos und reizbar war.

»Wenn ich nicht alle Wege wüßte, die er geht, würde ich meinen, daß er etwas auf dem Gewissen hat,« fuhr Gisler fort.

Da aber lachte Hanna erleichtert auf. »Das glaubt doch niemand, der ihn kennt,« sagte sie.

»Das wollen wir hoffen,« fügte der Alte hinzu. Er sprach zu Hanna mit dem frohen Vertrauen, das sie ihm in der Zeit ihres Zusammenseins eingeflößt, auch mit einer unwillkürlichen Vertraulichkeit, da ihm die Freundschaft zwischen dem Sohn und der Gastin zuweilen schon den Gedanken eingegeben hatte, es könnte sich da etwas anspinnen, was er nicht ungern gesehen hätte.

Nach einer Weile fuhr er fort: »Reizbar ist Hermann. Ganz besonders dem Enoch kann er nichts mehr vertragen.«

»Das ist kein Wunder. Dem Brummbär!« gab Hanna mit heißen Backen scharf zurück.

Gisler blickte auf. Eine Saite in ihm klang unrein, und ihn, der gern Frieden hatte, störte das. Keiner mochte seinen Bruder Enoch! Er wurde selbst nicht klug aus ihm. Aber irgend etwas in ihm selbst ließ ihn nicht zu Groll oder gar zu Feindschaft gegen Enoch kommen. »Man muß ihn nehmen, wie er ist,« verteidigte er ihn.

Das Gespräch hätte wohl seinen Fortgang genommen, wenn nicht in diesem Augenblick Enoch Gisler, von dem die Rede war, eingetreten wäre, begleitet von Luise, der Vormagd, und Peter, dem Kuhknecht.

Die drei Ankömmlinge kamen vom Heuen. Die Männer waren wie Domini in Hemdärmeln. Auch die Luise trug kurze Ärmel an den derben, braunen Armen. Der Knecht war ein Rotkopf, etwas wild von Ansehen, aber ein großer Schaffer und ein nüchterner Bursche. Knecht und Magd sagten beim Eintritt ein kurzes »Grüß Gott«. Enoch Gisler tat, als sähe er niemand, trat vor den Spiegel, der an der einen Wand hing, und fuhr sich mit der Hand durch das dichte braune Haupthaar, ein paar Heuhalme, die sich darin verfangen, mit den Fingern herauskämmend. Dann ließ er sich stumm zwischen dem Bruder und den Dienstleuten nieder und begann die Mahlzeit. Er war nicht bewußt unfreundlich. Er war nur wortkarg geworden drüben in Amerika, und der Kopf saß ihm immer voll Gedanken, so daß er das Sprechen vergaß. Auch hatte er keine Freude an denen, die um ihn waren. Er konnte kein rechtes Verhältnis mehr zu den Menschen finden. Manchmal hatte er auch böse Tage. Dann ärgerte er seine Umgebung aus einem unwillkürlichen Drang und gegen inneres Widerstreben.

»Seid ihr gut gerückt?« erkundigte sich Domini bei dem Knecht nach dem Stand der Arbeit. Es verdroß ihn, daß der Bruder nicht redete, und er hatte es auf der Zunge, zu sagen: Du scheinst heute wieder einmal auf dem Maul zu sitzen.

Der Peterknecht gab Bescheid: Ja, sie seien gut vorangekommen.

Enoch schenkte sich Most ein. Sein düsterer Blick, der unter dichten Brauen hervorglomm, ging zum Fenster hinaus, begegnete aber dabei dem der Hanna und haftete sinnend darin. Seit die Hanna Fürst im Hause war, wurde ihm das verhärtete Herz manchmal weicher und wärmer.

Enoch Gisler hatte eine harte Jugend gehabt. Durch eigne Schuld. Oder vielleicht, weil seine Veranlagung, sein Hang zur Einsamkeit und Wortkargheit, sein Unvermögen, freundlich zu sein, ihm verwehrten, mit andern zu einem guten Einvernehmen zu gelangen. Eines Tags war er vom väterlichen Gute, wo er jetzt wieder mit dem Bruder hauste, nach Amerika gegangen. Niemand hatte seine Abreise bedauert. Er hatte das gefühlt, es nicht ändern können und niemand gezeigt, wie übel ihm selber dabei zumute war. In Amerika hatte er seinen Weg gemacht. Er war ein Schaffer, wie es keinen zweiten gab, hatte sich bei einem Landwirt Ansehen und Barmittel errungen, im Laufe der Jahre sich selbst ein Gut gekauft, es vergrößert, verbessert, durch Holzhandel ein schweres Stück Geld verdient und danach eine junge Frau genommen. Der letzte Handel war der einzige, der ihm mißlang. Die

Frau lief ihm mit einem andern davon. Er war darüber nicht erstaunt, es war ihm nur ein Beweis mehr dafür, daß er mit den Menschen nicht umzugehen verstand. Dann war er noch unumgänglicher geworden. Allmählich bekam er indessen weit mehr Geld zusammen, als er selber brauchen konnte, und es fiel ihm ein, heimzukehren. Die Eltern waren inzwischen gestorben. Der Bruder wirtschaftete allein auf dem Reutehof. Er schrieb an ihn, mit dem er nie mehr verkehrt hatte, schilderte ihm seine Verhältnisse und machte ihm den Vorschlag, ihn bei sich aufzunehmen. Er heischte Arbeit gegen Kost und Wohnung. Vom Gute selbst, an das er wohl einen Anspruch gehabt hätte, begehrte er nichts. Domini Gisler, gutmütig und rechtschaffen wie er war, hatte ihn willkommen geheißen und sich sogar auf ihn gefreut, trotzdem unter seinem Vater auf dem Reutehof das geflügelte Wort »gehässig wie Enoch« umgegangen war. Selbst jetzt noch glaubte er nicht immer an die Unleidlichkeit des Bruders.

Enoch fühlte sich wohl auf dem Reutehof, so wohl, als ihm das möglich war. Er hatte den Bruder immer gern gemocht, und nun er ihn als weißhaarigen, milden und versöhnlichen Menschen wiederfand, schloß er sich nach seiner Weise an ihn an. Die beiden Männer gingen nebeneinander hin, störten einander nicht, wechselten am Tage keine dreimal Rede und Antwort, aber dann und wann reichte einer dem andern stumm den eignen Tabaksbeutel oder stieß mit ihm mit dem Weinglas an.

Enoch Gisler war noch nicht alt. Er hatte noch kein graues Haar, obwohl er nur wenige Jahre unter dem fünfundfünfzigjährigen Bruder stand. Er war von hoher, zäher Gestalt, einer, dem man ansah, daß er durch Urwälder gestreift, Raubtiere gejagt und mühelos Entbehrungen ertragen hatte.

Hanna Fürst war die erste Frau, der Enoch, seit ihm sein Weib entlaufen war, wieder einige Aufmerksamkeit schenkte. Die andern hatte er an sich vorübergehen lassen wie Wasser, das über seinen dichten Mantel rann. Dieser einen tat er die kühlen grauen Augen wieder auf. Sie hatten einen fernen, beobachtenden, mißtrauischen Blick. Aber manchmal sprang eine kleine überraschte Freude hinein, wenn die Hanna bewies, daß sie ein schönheitsfrohes Gemüt besaß.

»Hast heute nicht Zeit gehabt zum Essen tragen?« sprach er sie jetzt an. Es klang im Ton so ungattig und vorwurfsvoll, als zeihe er sie einer Unfreundlichkeit oder Faulheit. So war es seine Art zu reden. So kam es ohne Willen aus ihm heraus.

»Zeit hätte ich schon gehabt, aber Lust nicht, da Ihr so nah beim Hause wart,« antwortete Hanna gereizt. Aber in seinem Blick war etwas, was sie unsicher machte, und so fügte sie milder hinzu: »Ich dachte auch, Ihr würdet lieber an den Tisch kommen.«

Unterdessen war zwischen dem Bauer und den Dienstboten das Gespräch weitergegangen. Sie redeten von der Güte des Heus, vom Preis, den es voraussichtlich gelten werde, und dergleichen mehr.

Enoch wendete sich seiner Pfeife zu, die er schon nach ein paar Bissen Essen stopfte. Er war ein großer Raucher, und bald blies er blaue Ringe in die Luft. Daß die Hanna spitz gewesen, verdachte er ihr nicht. Er vertrug das leichter als die Schmeichelreden, die er, seit er Geld hatte, von Männern und Weibern genugsam zu hören bekam. Er überlegte auch: Hatte er Hanna Anlaß gegeben, verdrießlich zu sein? Freilich hatte er! Er konnte es nicht ändern, daß in seine Worte immer etwas Dorniges kam! Es war, als wüchsen die Stacheln aus Wunden hervor, die er nun einmal irgendwo im Inneren hatte.

Noch während Enoch so spintisierte, Hanna aber ihm heimlich zuschaute, wie er dampfte und schmauchte, und dabei dachte, er sei ein merkwürdiger Mensch, kam als letzter Hermann, der Leutnant, zur Mahlzeit. Er hatte sich unterwegs bei einem Mädchen aufgehalten, das ihm begegnet war, denn er war nicht der Mann, eine Gelegenheit zum Schäkern vorbeigehen zu lassen.

»So, da wären wir auch,« grüßte er im Eintreten und hängte seinen Rock an einen Wandnagel. Verglichen mit den andern, sah er ein wenig städtisch aus. Sein Hemd war weißer, seine Haut weniger gebräunt. Seine schlanke Gestalt verriet in ihrer raschen Gelenkigkeit den Soldaten.

Die Blicke der andern hafteten eine Weile mehr oder weniger offen auf ihm, während er sich zu ihnen setzte.

Er reichte Hanna über den Tisch die Hand. »Wie geht's?« fragte er sie.

»Immer gleich gut,« gab sie leichthin und

in vergnügtem Ton zurück. Und doch beobachtete auch sie ihn gespannter als sonst, während er jetzt aß und trank. In ihr und Vater Gisler war der Gedanke lebendig, von dem sie vorher gehandelt hatten.

»Du kommst spät,« sagte Domini Gisler.

»Des Infangers Resi hat mich noch am Rockzipfel gehabt,« gab er scherzend zurück. Er war aber nicht recht zum Reden aufgelegt. Der Blick seiner braunen Augen bohrte sich in den Tisch. Er drehte Brot zwischen den Fingern. Die Begegnung mit dem Mädchen stak ihm noch im Kopf. Darob vergaß er der übrigen.

Da nahm Enoch das Wort. Auch er war mit dem Neffen unzufrieden. Als dieser von der Infanger-Resi gesprochen, erinnerte er sich, daß Hermann zu andern Zeiten der Hanna schöntat. Die aber war ihm zum Spielen zu gut. »Es ist ein zweifelhafter Ruhm, ein Mädchenschmecker zu sein, Herr Leutnant,« sagte er. Es war nicht nötig, daß er das tat. Im Grunde war die Begegnung zwischen Hermann und der Infanger-Resi ganz harmlos gewesen. Aber die Dornen stachen Enoch wieder einmal und machten ihn bissig.

Hermann fuhr auf. Eine Flamme schlug ihm übers Gesicht. »Du bist nicht mein Vormund, soviel ich weiß,« gab er heftig zurück.

»Leider nicht,« entgegnete Enoch.

Die Luft war geladen mit Streit.

Auch dem alten Gisler war des Bruders Bemerkung in die Nase gefahren. »Ich werde es ihm schon sagen, wenn etwas zu sagen ist,« verteidigte er Hermann verdrießlich und fast wider Willen.

Enoch stand auf. »Tut, was ihr für gut findet,« sagte er gereizt. Langsam ging er aus der Stube.

Der Knecht und die Magd saßen mit gebeugten Köpfen da. Sie ließen das Donnerwetter über sich hingrollen, das die Herrschaft anging.

Aber Hermann zuckte abermals auf, als die Tür hinter Enoch ins Schloß fiel. »Der hätte in Amerika bleiben können,« murrte er.

Der Vater sah vor sich hin. Sein Groll gegen den Bruder war schon im Verrauchen. »Er meint es vielleicht besser, als wir denken,« beschwichtigte er.

»Er kann mich nicht ausstehen. Er rempelt mich an, wo er nur Gelegenheit findet,« widersprach Hermann. Sein Kopf glühte. Vor Zorn zitterte ihm das Messer in der Hand.

»Er ist wohl ein Giftler,« bestätigte Hanna. Aber als sie es gesagt hatte, tat es ihr leid, und sie dachte daran, daß Enoch Gisler zu ihr selber immer gut war.

»Hat er uns je etwas zugut getan, seit er hier ist?« fuhr Hermann fort.

»Er zahlt uns Kost und Wohnung,« wendete der Vater ein.

»Aber keinen Rappen mehr,« trotzte der Sohn. »Er sitzt auf seinem Geld, als ob er nur ein paar Sparbatzen hätte statt der vielen Tausende. Dafür versalzt er einem das Leben mit seinen Sticheleien und seiner Gehässigkeit.«

Die andern schwiegen. Ein wenig hatte Hermann wohl recht. Ein angenehmer Hausgenosse war Enoch nicht.

Aber Domini Gisler schwankte zwischen dem Eindruck, daß Enoch nicht gerade ein Gewinn für den Frieden im Hause sei, und der Unruhe, mit der ihn das Wesen des Sohnes erfüllte. »Er ist doch der Bruder,« hielt er Hermann entgegen, »und er hat hier ein Recht so gut wie wir alle.«

Diese Bemerkung beschloß das Gespräch. Gisler erhob sich nun ebenfalls und begab sich ins Nebenzimmer.

Als Knecht und Magd aufstanden, ging auch Hanna hinaus. Sie war nicht in der Stimmung, mit Hermann allein zu bleiben. Zum erstenmal, seit sie auf dem Reutehof war, stand ihrem Behagen eine Wolke im Wege. Zum erstenmal zuckte es ihr durch den Sinn, daß sie auch noch ein andres Heim habe, und war so etwas wie Heimweh nach ihrem Vaterhause in ihr.

Hermann fand sich allein am Tisch. Verdrossen beendete er seine Mahlzeit. Er ärgerte sich über Enoch, den Nörgler, über Hanna, weil sie nicht wärmer seine Partei genommen, über den Vater, weil er den Bruder in Schutz genommen, sogar über Knecht und Magd, weil sie Gesichter geschnitten, als sei weiß Gott was geschehen, und er ärgerte sich nicht zum wenigsten über sich selbst.

Der kleine Zwist ging den Bewohnern des Reutehofes in Kopf und Herzen herum. Sie hatten so behaglich miteinander gelebt, daß der geringfügige Vorfall ihnen Bedeutung bekam und sie aus ihrer Ruhe schreckte.

Nicht umsonst hatte Hanna sich auf dem Hofe so wohl gefühlt. Der gütige, immer heitere Domini Gisler hatte dem Haushalt seinen Stempel aufgedrückt, Hermann, ein trefflicher Gesellschafter, ihr oft die Zeit verkürzt. Selbst die Heimkehr Enochs hatte an dem allgemeinen Frieden wenig geändert gehabt; man hatte bis dahin seine unfreundliche Art mehr als spaßige Schrullenhaftigkeit denn als eigentliche Störung empfunden.

Nun hatte der Zusammenprall des Haussohnes mit dem älteren Verwandten wie ein Blitz Dinge gezeigt, die bisher im Dunkel gelegen.

Hanna saß am Abend jenes Tages auf der grauen, moosüberwachsenen Mauer, die den Garten gegen den See abschloß. Links von ihr befand sich die kleine Bootshütte. Sie sah dort das Ruderboot liegen, mit dem sie noch gestern in Hermanns Begleitung auf den See hinausgefahren war. Es war eine schöne Stunde gewesen! Der Mond war noch vor dem völligen Erlöschen des Tages am abendroten Himmel aufgegangen, hatte nach und nach Glanz bekommen und dann einen merkwürdig scharfen, gelben Schein in das zitternde und plätschernde Wasser gelegt. Hanna seufzte. Sie zog die Beine auf die Mauer und staunte, die Rechte aufgestützt, auf den schlammigen Seegrund hinab. Was war geschehen, dachte sie, daß ihr das Herz auf einmal schwer war? Machte ihr die Bemerkung Gislers, daß er des Sohnes wegen Bedenken habe, zu schaffen? Gab ihr Hermann selbst auf einmal zu denken? Sollte er am Ende schuld sein, daß sie sich auf dem Reutehof so daheim gefühlt? Er war gestern abend besonders zutraulich gewesen. Sie hatten lange die Ruder ruhen lassen und Hand in Hand gesessen. Sie fühlte noch jetzt den Druck seiner Finger. Sie war ihm gut. Er ihr auch, sie hatte das oft gespürt. Und manchmal hatte es fast natürlich geschienen, daß sie und Hermann ... Aber jetzt hatte Vater Gisler Bedenken geäußert und Enoch sie bestätigt und verschärft. War Hermann wirklich nicht, wie er sollte? Sie grübelte und spürte Vergangenem nach. Daß Hermann den Mädchen gern schöntat, war nicht so schlimm. Sie hatte ihn einmal darüber zur Rede gestellt, und er hatte lachend geantwortet: »Solange ich mich noch keiner versprochen habe, macht es mir Spaß, zu spüren, daß ich mich vielen versprechen könnte.« Das hatte so geklungen, als würde er der einen, die er nannte, nachher um so treuer sein. Freilich von seinen Fahrten in den Militärdienst und nach der Stadt kam er manchmal zerfahren im Wesen und wie zerstört im Äußeren zurück, so als habe er Nächte durchschlemmt oder sei noch ganz in etwas befangen, was ihn dort in Anspruch genommen. Sie fühlte ihre Neigung zu ihm leise abgekühlt, aber sogleich trat an Stelle dieser Kühle die schmerzliche Furcht, ungerecht zu sein, und der rasche Wunsch, ihr Mißtrauen durch doppelte Freundlichkeit gutzumachen. Dann trat die Szene in der Stube und der Streit zwischen Enoch und Hermann ihr wieder in Erinnerung. Wußte dieser Enoch mehr von Hermann als sie selbst? Dieser Enoch! Er war ein merkwürdiger Mensch! Sie hatte sich bislang wenig um ihn gekümmert. Nun erregte er ihre Aufmerksamkeit. Es lag etwas von einem Geheimnis um ihn. So bitter wurde man nicht ohne Grund. Und bei all seiner Dornigkeit lag im Blick etwas von der Güte seines Bruders versteckt. Das war ihr heute morgen aufgefallen, als vor dem Hinausgehen aus der Stube seine Augen den ihren begegnet waren.

Lange spintisierte Hanna so. Dann fiel ihr Blick auf das schmucke Haus und glitt hinaus in die düsterschöne Landschaft. Und plötzlich tauchte hinter den Johannisbeersträuchern der ehrwürdige Kopf Domini Gislers auf. Da verflog Hannas Mißstimmung. Nein, es war doch schön und gut hier, wo sie eine zweite Heimat gefunden hatte, dachte sie. Und man mußte nicht gleich alles so schwer nehmen.

Domini Gisler sah sie auf der Mauer sitzen und kam auf sie zu. »Du bist wohl am Rätselraten?« sprach er sie an.

»Warum?« fragte sie.

»Weil man gern ins klare Wasser sieht, wenn man anderm Dunkel nicht auf den Grund kommen kann.«

Hanna sah, daß er meinte, es gefalle ihr in seinem Hause weniger als früher, und wollte ihn beruhigen. »Man muß sich nicht über alles Gedanken machen,« antwortete sie.

»Besser, man denkt zu früh als zu spät,« entgegnete Gisler. Die einmal aufgekeimte geheime Sorge um den Sohn störte ihn doch aufs neue in seinem sonstigen Gleichmut. »Wir sind ja schon eine merkwürdige Muster-

sammlung hier,« scherzte er dann, als Hanna schwieg. »Der Enoch, der Sonderling! Auch ich, spießig wie alle alten Leute, die allein sind! Und der Hermann, der Springinsleben! Vielleicht aber auch du. Warum würdest du sonst so lange bei uns sonderbaren Käuzen geblieben sein.«

Hanna lachte. »Allzu schlimm können wir nicht sein, sonst würden wir es nicht so gut miteinander meinen,« erwiderte sie.

Gisler sah in die Luft. Seine Gedanken waren beim Sohne haftengeblieben, den er vorhin genannt hatte. »Jetzt will Hermann morgen schon wieder in die Stadt,« erzählte er.

Hanna hörte die Nachricht mit Befremden und nahm sich vor, Hermann selbst nach dem Grund seines häufigen Verreisens zu fragen.

»Er ist, wie du weißt, vor einiger Zeit einem Militärverein beigetreten und in den Vorstand gekommen,« berichtete Gisler weiter. »Das gebe zu tun für den Anfang, sagt er.«

»Das kann wohl sein,« gab Hanna zu.

»Sprich du einmal mit ihm,« bat Gisler. »Von dir nimmt er eher etwas an.«

»Ich will es versuchen,« versprach Hanna.

Als Hermann in diesem Augenblick in den Garten trat, sagte Gisler: »Da kommt er eben. Ich lasse euch allein.« Damit schritt er langsam hinweg, als habe er in einem andern Teile des Gartens zu tun.

Hermann hatte gestutzt, als er die beiden im Gespräch beisammen gesehen. Es war ihm, als handelten sie von ihm. Er wußte ja, daß er den Seinen zu denken gab. Der Zusammenstoß mit Enoch war nur eine erste Bestätigung gewesen. Geahnt hatte er schon lange, daß manches an ihm die andern befremdete. Und es schien ihm kein Wunder. Er wurde aus sich selber nicht klug. Seit einem Vierteljahr war es wie ein Fieber in ihm. Seit er die Leutnantsabzeichen besaß, damals bei dem Handelsmann Neumeyer im Quartier gelegen und die Faschingszeit in der Stadt mitgemacht hatte! Vorher war er nur ein grüner Bauernbub gewesen, einer, der vom Leben nichts gewußt hatte! Mit der Hanna hatte er sich vergnügt, auch mit andern Mädchen. Die Wettersröcke hatten ihm von Jugend auf zu schaffen gemacht. Aber das war doch alles nur harmloser, scheuer Scherz gewesen. Anstaunen, Anlachen zum höchsten! Bis — bis es in der Militärkantine so lustig hergegangen mit Trinken und Singen. Und nachher auf den Maskenbällen mit der Suse Neumeyer und andern! Und — und — ei, das war erst das Leben! Man war nur einmal jung! Und man konnte noch früh genug vernünftig werden und etwa — die Hanna — sie war von rechtem Hause — hatte beim Vater einen Stein im Brett ... Spiel dort, hier Ernst und Ehrbarkeit! Aber — erst das Leben genießen!

Das alles ging Hermann blitzartig durch den Kopf, während er unschlüssig war, ob er sich Hanna, die der Vater jetzt verließ, nähern oder wieder umkehren sollte. Dann bewog ihn eine Art Trotz, vorwärtszugehen. Mit gemachter Gleichgültigkeit schlenderte er auf Hanna zu. Aber als er sie so im Licht stehen sah, fiel ihm ihre biegsame Gestalt und ihr schönes blondes Haar, auch das schmale Profil ihres Gesichts mehr auf als sonst, und da sie die Augen mit einem forschenden Ausdruck auf ihn richtete, verlor er ein wenig die anfänglich angenommene herausfordernde Haltung.

»Was habt ihr denn von mir Neues gewußt?« fragte er aber, sogleich zum Angriff übergehend.

Hanna verzog den Mund. »Woher weißt du, daß gerade von dir die Rede war?«

»Das weiß man jetzt sowieso.«

»Wenn man ein schlechtes Gewissen hat.«

Hermann wurde rot bis unters Haar. »Freilich seht ihr mich alle an wie einen, der einen Mord begangen hat,« sagte er bissig.

»Mord nicht,« antwortete Hanna gedehnt, »aber vielleicht sonst etwas.«

Hermann rekelte sich in den Kleidern. Das Examen bereitete ihm Unbehagen. Er zuckte mit der Achsel.

Da begann Hanna eindringlicher zu sprechen. Auch sie blieb nicht ganz unberührt vom Einfluß seiner Nähe. Sie ahnte etwas von den inneren Gärungen, die in einem jungen Menschen, wie der da, sein konnten, und es machte ihn ihr beinahe lieber, daß es an ihm etwas zu bessern oder zu heilen gab. »Du bist nicht mehr wie früher,« sagte sie.

»Bah, das meint ihr nur,« gab er zurück.

»Du hast keine Ruhe,« fuhr sie fort. »Nicht hier und nicht anderswo. Und du hast die Augen viel am Boden.«

»Ich meine, ich höre den Vater predigen.«

»So viel sehe ich schon selber.«

Hermann ermannte sich. Er wußte, daß sie recht hatte. Er war seiner selbst nicht sicher, aber im Bestreben, sich über eigne Zweifel hinwegzuhelfen, begehrte er auf: »Ihr bewacht mich alle wie Polizeidiener. Ich merke das schon lange. Wer da nicht nervös würde! Was sucht ihr denn nach allem möglichen? Ich bin doch kein Schulbub mehr und weiß, was ich tun darf und was nicht.«

»Hoffentlich weißt du's,« sagte Hanna.

Er würgte an dem Einwurf. Dann schlug er einen andern, vertrauteren Ton an. »Du bist doch keine Betschwester,« sagte er. »Du mußt doch wissen, daß unsereiner auch einmal etwas vom Leben haben will. Ich bin lange genug hier eingeschlossen gewesen.«

Hanna suchte ihn zu verstehen. Seine Zutraulichkeit machte ihr Eindruck.

»Ich komme gern genug jedesmal wieder heim,« fuhr der andre mit leiserer Stimme fort und trat dichter an sie heran. »Besonders zu dir und dem Vater,« fügte er mit Nachdruck hinzu. Es kam ihm aus dem Herzen. Er fühlte, daß hier auf dem Reutehof seine gesunde Wurzel war. Er legte seine Hand auf die Hannas.

Da stieg auch ihr das Blut ins Gesicht. Im Grunde war er doch ein guter Bursche, dachte sie und drückte seine Hand. Und unwillkürlich ebenfalls die Stimme dämpfend, sagte sie: »Wir möchten dich eben nicht verlieren.«

Er legte den Arm um ihre Hüfte. Vielleicht hätten sie beide gespürt, daß ihre Herzen zu klopfen begannen, wenn nicht Enoch vom Bootshaus auf sie zugeschritten wäre.

Etwas Feindseliges trat in Hermanns Züge. »Da kommt schon wieder einer,« sagte er höhnisch. »Wir laufen dir heute alle nach.«

Enoch kam vom Fischen. Hoch, hager, als ob einer der dunklen Nadelbäume sich von seiner Wurzel gelöst hätte und herangeschwankt käme, schritt er daher. Er sah, daß er die beiden jungen Leute störte, aber das hemmte ihn nicht. Es trieb ihn vielmehr, ihnen lästig zu sein; er hatte es seit Jahren nun in sich, daß er immer das tun mußte, was andern unlieb war. Er zürnte aber auch dem Neffen. Er wußte mehr vom Treiben der Städte und von der Leichtfertigkeit der Jugend als sein Bauernbruder, und Hermann trieb es ihm zu bunt.

»Dein Handkoffer steht schon wieder bereit,« sprach er diesen an. Seine buschigen Brauen hingen wie Wetterwolken über seinen Augen.

»Ich muß in die Stadt,« gab Hermann schroff zurück.

»M u ß t du?« fragte Enoch höhnisch.

»Dich frage ich jedenfalls nicht!«

»Du reisest bald mehr als ein Krämer.«

»Vielleicht bliebe ich eher daheim, wenn du nicht da wärest,« brach Hermann wütend aus. Damit drehte er dem andern den Rücken und ging.

Enoch war ein wenig überrascht. Der Vorwurf traf ihn. Sollte er der Verwandtschaft lästig sein? Der plötzlich aufgeworfene Gedanke riß ihn aus dem, was anfangs zur Rede gestanden. Er schob die Hände in die Hosentaschen und heftete ganz betroffen die Augen an den Boden. Da hörte er Hanna fragen: »Warum müßt Ihr ihn immer reizen?« Sie war empört über Enoch. Die Tatsache, daß er gegen Hermann Partei nahm, trieb sie sogleich wieder auf dessen Seite.

»Er ist immer gleich beleidigt,« verteidigte sich Enoch. Sein Ärger war verraucht. Er fühlte, wie einsam er war. Es machte ihn jetzt mehr traurig als böse.

»Es ist nicht mehr so schön hier wie früher,« klagte Hanna.

»Seit ich hier bin?« fragte Enoch. Er erhob jetzt die Augen, und als Hanna seinem Blick begegnete, überraschte sie der schmerzliche Ausdruck darin.

»Hermann ist auch schuld daran,« antwortete sie verwirrt.

Enoch trat dicht an die Mauer und lehnte sich mit dem Rücken daran. »Schuld? — Schuld?« fragte er nachdenklich. »Wer weiß, wieviel wir Menschen jeweilen schuld sind?«

Wie merkwürdig er das sagte, dachte Hanna. Als ob er aus schwerer Erfahrung schöpfte! Ihr Blick glitt über ihn hin. Leise Teilnahme regte sich in ihr. »Kennt Ihr sie so gut, die Menschen?« fragte sie.

Er sah sie an. »Man meint sie zu kennen,« fuhr er fort. »Aber man lernt nie aus. Und je mehr man grübelt, um so weniger weiß man.«

Hannas Gemüt erwärmte sich mehr. Der alte Gisler hatte ihr manches von Enoch erzählt. Warum sollte sie nicht auch ihm ein



Adolph von Menzel: Die Störung

Mit Genehmigung der Galerie Caspari in München

gutes Wort sagen! Sie fühlte in diesem Augenblick, daß sie auf dem Reutehof allen lieb war, und es machte sie eifrig.

»Überhaupt, grübeln macht närrisch,« sprach Enoch wieder.

Da legte Hanna die Hand auf die seine, die sich auf die Mauer stützte. »Das müßt Ihr nicht sagen,« widersprach sie. »Man kann doch nicht gedankenlos in den Tag hineinleben.«

Er sah ihr schönes, bewegsames Gesicht dicht vor sich. Es flog ihm etwas Heißes über die Stirn und durch die Seele, ohne daß sich äußerlich an ihm irgend etwas verraten hätte. Er faßte mit hartem, heftigem Griff ihre Hand. »So seid Ihr,« sagte er in dunklem, gedämpftem Ton. »Ihr wollt einem den Leichtsinn ausreden und steht doch selber auf Tanzfüßen.«

Er bog ihre Hand, daß sie meinte, er wolle sie ihr vom Arme brechen, und mit einem leisen Schmerzenslaut in den Knien ein wenig einknickte. Sie fühlte sich ganz in seiner Gewalt, erschrak vor seiner Kraft und seiner Derbheit und hatte doch etwas wie scheue Achtung vor ihm.

»Vielleicht wäre das Leben viel einfacher, wenn man euch Frauen umbrächte, sobald ihr eure Pflicht, es fortzupflanzen, erfüllt habt,« sprach er jetzt wieder.

Sie waren so ganz von ihrem anfänglichen Thema abgekommen, daß Hanna sich nicht mehr in den Unmut zurückfand, mit dem sie ihm seinen Angriff auf Hermann hatte verweisen wollen. Sie löste aber ihre Hand. »Uns schlachten wie das liebe Vieh, nicht wahr?« versuchte sie zu scherzen. »Damit das Fleisch nicht alt wird.«

Er gab keine Antwort mehr. Sie wußte nicht, ob das Unmut war, was in seinem Gesicht stand. Er wandte sich plötzlich dem Hause zu.

Sie folgte ihm. »Es ist freilich Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen,« sagte sie.

Aber er schien sie nicht mehr zu beachten. Er bog am Hause vorbei und ging nach den Ställen. Was ihm war, wußte er selbst nicht. Er grollte sich selber.

Hanna blieb der Eindruck eines merkwürdigen Erlebnisses.

Aber dieses Erlebnis warf keinen Schatten auf ihren Aufenthalt auf dem Reutehof, wie es vorher das Gefühl der Uneinigkeit zwischen den Familienmitgliedern getan. Es gab ihrem Leben vielmehr eine neue Bedeutung. Enoch erschien ihr wie ein Rätsel, an dem herumzuraten sie lockte.

Enoch seinerseits trug von der Unterredung nicht viel Nachdenkens davon. Eine Weile noch beschäftigte ihn Hannas Gesicht, wie es einen Augenblick lang dicht vor dem seinen gestanden. Zuweilen ärgerte er sich über sich selbst. Was hatte er da törichtes und unwirsches Zeug gesprochen! Und — warum wurde er unruhig, wenn ihm die Hanna nahekam? Aber im Grunde machte ihm die Frage mehr zu schaffen, ob er nicht Hermanns Bemerkung ernstlicher zu beachten und sich mit seiner Unbeliebtheit auf dem Reutehof gründlicher auseinanderzusetzen habe.

Hermann Gisler fuhr stadthin. Er trug seine Leutnantsuniform. Es galt, an einer Zusammenkunft der Offiziersgesellschaft teilzunehmen, deren Vorstand er als Kassierer angehörte. Man wollte den Vortrag eines fremden Offiziers hören, der am großen Krieg teilgenommen hatte.

Der Zug war schwach besetzt. Hermann saß, in die Polster gelehnt, am Fenster und sah die Landschaft vorbeifliegen, während die Wagen, heftig schlagend, über die Schienen rollten. Aber er achtete nicht auf das, was er sah, und daß draußen dichter Hochnebel herrschte, der die auf den Bergen leuchtende Sonne nicht durchließ. See und Wiesenhänge, Häuser und Waldstücke drehten sich an ihm vorbei, aber er wurde des einzelnen Bildes nicht inne. Seine Gedanken flogen, wie von zwei entgegengesetzten Winden getrieben, jetzt rückwärts, jetzt vorwärts. Der Vater hatte seine Wegfahrt nicht gern gesehen. »Wenn ich gewußt hätte, daß so ein Leutnant der reine Geschäftsreisende ist, wärest du mir ruhig Korporal geblieben,« hatte er mit gutmütigem Schelten gesagt. Das hatte Hermann nicht weiter behelligt. Er hatte erklärt, wie wichtig Fachvorträge wie der, zu dem er fahren mußte, für den Offizier seien. Auch sei mit der Zusammenkunft eine Geschäftssitzung des Vorstandes verbunden, bei der er nicht fehlen dürfe. Diese Darlegung hatte für den Vater wie für Hanna genügt, sie hatten ihm weiter keine Unzufriedenheit gezeigt. Nur Enoch hatte ihn hartnäckig angesehen, als ob er fragen wollte: Hast du die ganze Reise-

veranlassung genannt? Sein Mißtrauen wurmte Hermann noch jetzt. Er hatte sich den Anschein gegeben, als bemerke er es nicht. Aber es hatte ihn gestochen, bis ihm schließlich schien, auch die andern hielten nur mühsam mit ihrer Mißbilligung zurück. So war er mit einem schlechten Gewissen abgefahren. Dieses Gewissen wurde aber nicht besser, wenn er sich vergegenwärtigte, was seiner in der Stadt harrte. Die Vereinsdinge waren in der Tat Nebensache. Er streifte die bevorstehende Versammlung auf dem Zunfthaus zur Schmieden kaum mit den Gedanken. Der Vortrag interessierte ihn wenig. Ihm ging — die Ankunft im Bahnhof voraus und — die Wiederbegegnung mit der Suse. Sie wollte ihn am Bahnhof erwarten. Es war das erstemal, daß sie ihm ein Stelldichein gab. Eigentlich hatte er lange gemeint, daß sie mit dem Bankbeamten Wild etwas habe. Erst durch den Briefwechsel in den letzten Wochen, der nach dem plötzlichen Tod ihres Vaters seinen Anfang genommen, waren sie einander nähergekommen, und war, was bisher nur in heimlichen Blicken und Händedrücken etwa sich kundgetan, zu Worten gelangt. Er hatte durchblicken lassen, daß er gern einmal mit ihr allein wäre. Und sie hatte sich nicht spröde gezeigt. Sprödigkeit gab es wohl überhaupt beim Theater nicht. Hermann wurde heiß. Theater! War etwas davon im Wesen der Suse? Durfte man nicht gleich für bare Münze nehmen, was sie mit den Augen blitzte und mit schmeichelnder Hand versprach? Hielt sie einen — Bauernbuben wie ihn zum Narren? Er spürte ein Mißbehagen. Aber die Erwartung stieg, die Möglichkeit eines Erfolges schien zu nahe. Bald überwand die Ungeduld alle Zweifel, auch die Erinnerung an daheim.

Die erwartungsvolle Unruhe wuchs mit dem Näherrücken des Ziels. Wie würde es sein, wenn er Suse wieder gegenüberstand? Was würde man beginnen? Sie war anspruchsvoll. Als er das letztemal mit Wild und andern in ihrer Gesellschaft gewesen, hatten sie eine Autofahrt gemacht und abends eine Loge im Theater genommen. Irgendwie hatte er, Hermann, bezahlen müssen oder wollen, weil ihm das bei der Suse Ansehen gab. Das hatte ein gutes Stück Geld gekostet. Auch die Blumen, die er ihr am nächsten Tage geschickt. Und — und das Armband, das er ihr seither geschenkt und das, wie ihm schien, ihm ihren Sinn besonders geneigt gemacht hatte. Hm, heute war er eigentlich schlecht bei Kasse für einen solchen Besuch! Bares Geld war im Reutehof nicht so flüssig. Der Vater hielt es in seinem Schrank oder brachte jeden überflüssigen Rappen zur Bank. Das Ausgeben, gar das reichliche Ausgeben war man nicht gewöhnt.

Der Zug pfiff und verlangsamte die Fahrt. Hermann stand in nervöser Erregung auf, nahm Mantelkragen und Aktentasche und drängte sich durch den Wagengang nach der Tür vor. Eine dicke, alte Dame stand ihm im Wege. An der schob er sich unwirsch und rücksichtslos vorbei, als der Zug hielt. Erst als er ihrem ernsten und verwunderten Blick begegnete, wurde er sich seiner Unhöflichkeit bewußt, schämte und entschuldigte sich. Gleich nachher aber bahnte er sich Raum durch die Menge und war einer der ersten, die sich der Sperre näherten. Wohlgefällige Blicke streiften ihn. Ein paar Frauen fielen die braunen, etwas melancholischen Augen auf, die unter den Wartenden suchten, ohne zu finden.

Schon wollte Hermann enttäuscht stehenbleiben. Da gewahrte er, losgelöst aus der Schar der Dastehenden, Suse in der Nähe eines Blumenkioskes, der an der Hallenmauer stand. Sie lächelte, als sie mit den Augen den seinen begegnete. Die ihren hatten etwas Herausforderndes, das einen gleichzeitig anzog und abstieß.

Sie setzte sich übrigens in schlendernde Bewegung und gab sich den Anschein, als führe sie der Zufall hierher.

So ließ sie ihn herankommen und drehte sich ihm erst wieder zu, als er dicht an ihrer Seite war.

»Guten Tag,« grüßte er. »Wie schön, daß Sie gekommen sind!«

Er fühlte seine Hand, die er ihr bot, fest gedrückt und war sogleich in ihrem Bann.

Suse Neumeyer meinte, was sie sagte und tat. Sie war kein schlechtes Mädchen, nur ein wenig leichtfertig, ein wenig freudesüchtig, wie man es beim Theater wird. Es machte ihr Spaß, daß so viele Offiziere kamen, um sie zu sehen, daß sie durch Zufall mit einer ganzen Anzahl von ihnen persönlich bekannt geworden und nun bald von diesem, bald von jenem eingeladen wurde. Hermann Gisler gefiel ihr besonders gut. Sie merkte seine ländliche Unbeholfenheit,

seine hinter guter Haltung verborgene Schüchternheit und Unsicherheit und hatte Urteil genug, um sein Äußeres dem der andern vorzuziehen. Zur heutigen Zusammenkunft kam sie, wie sie schon zu einem Dutzend andrer gegangen war, halb aus Teilnahme, halb aus Neugier, hauptsächlich aus Sucht, sich zu vergnügen. Sie war heute auch froh gewesen, zu Hause wegzukommen, denn ihre Mutter, die Modistin und Witwe, hatte wieder einmal gejammert, es sei kein Geld im Hause, sie wisse nicht, wo sie den Hauszins hernehmen solle. Es war manches nicht in Ordnung daheim. Suse liebte aber Sorgen nicht. Sie tänzelte von allem Unangenehmen hinweg.

»Ich bin gern gekommen,« antwortete sie Hermann und sperrte die blauen Augen auf. »Was soll es aber eigentlich geben?« fragte sie dann.

Hermann kam in einige Verlegenheit, aber er ging wie auf Federn. Sie ist ein reizendes Wesen, dachte er. Dann beschied er sie, daß er seine Siebensachen in die Handgepäckablage bringen wolle und vorschlage, nachher ein wenig zu spazieren.

Sie nickte zustimmend.

Als er zurückkam, schritten sie durch die Halle. Hermann war um einen Kopf größer als das Mädchen. Er schaute gespannt auf sie nieder. Sie war nach neuester Mode gekleidet, das Kleid kurz, die Ärmel noch kürzer, gelbe Seidenstrümpfe am schön geformten Bein. Aus der Glockenform des Hutes sah ihr blondes, unschuldiges Gesicht, zu dem nur der vorlaute Blick nicht recht stimmen wollte.

»Sollen wir in die Anlagen gehen?« fragte Hermann, als sie jetzt am Bahnhofausgang standen.

Auch damit war sie einverstanden. Sie lächelte heimlich. Es war altmodisch, in den alten Park zwischen den zwei Flüssen zu gehen. Aber es schmeichelte ihr, daß ein Offizier an ihrer Seite schritt, und sie dachte, daß er ein netter, junger Bub sei, der Leutnant.

Sie überschritten den belebten Platz und traten in eine Allee dunkler Kastanien und mächtiger Buchen. Es war jetzt ein wenig Sonne am Himmel und leuchtete im Herbstlaub. In der Luft war eine seltsame Bewegung, das zeitweise, lautlose Niedertaumeln eines dürren Blattes. Die Wege waren leer, leer auch die meisten der vielen Bänke. Nur zur Linken saß ein Pärchen, das sich mit verliebten Augen ansah. Und drüben fütterte ein alter Mann ein zankendes Häuflein Sperlinge.

Hermann und Suse schlenderten durch den Laubengang. Auch da stand eine Bank. Sie sprachen nicht. Aber die Stille erregte sie.

»Wie schön, daß Sie da sind!« wiederholte dann Hermann. Seine Stimme war unsicher.

Suse lächelte. Sie war in ihrem Element. Es behagte ihr, zu wissen, daß ihre Nähe ihren Begleiter aus der Fassung brachte. Und sie machte ihre Augen noch ein wenig weiter auf.

Auf einmal, ohne Vereinbarung, setzten sie sich auf die Bank. Hermann nahm das Mädchen bei der Hand. An den Reutehof dachte er nicht mehr, noch viel weniger an den eigentlichen Zweck seiner Reise.

Unvermittelt begann er dann zu fragen: »Lieben Sie das Theater?«

»Sonst wäre ich nicht dort,« antwortete sie. »Vielleicht ist es mir Lebensbedürfnis,« fügte sie nach einer kleinen Weile nachdenklich hinzu. Aber während sie es sagte, kehrte ihr die Erinnerung an das Elend zu Hause zurück. »Ich muß auch verdienen,« erzählte sie mit einem Anflug von Niedergeschlagenheit, »Sie wissen ja, wieviel jüngere Geschwister ich daheim habe.«

Ihre Erzählung machte auch ihn mitteilsam und weckte in ihm die Lust, ihr ebenfalls von daheim zu sprechen. »Ich bin allein, wie ich Ihnen auch schon erzählt habe,« berichtete er. »Nur eine Pflegeschwester ist im Hause. Wir haben keine Mutter mehr. Und der Vater ist nicht mehr jung. Aber wir haben es schön.«

»Für uns war der Tod des Vaters ein Unglück,« entgegnete Suse seufzend.

Alles kam ihnen natürlich und ehrlich und machte sie einander vertraut. Hermann war es, als brauche er aus dieser Bekanntschaft gar kein Hehl zu machen. Warum soll sie nicht einmal auf den Reutehof kommen und wirklich sehen, wie alles ist? dachte er. Suse fühlte, daß ein einfacher und wohlmeinender Mensch neben ihr saß, und verlor etwas von ihrem gezierten und tändelnden Wesen. Dabei verschärfte sich die Erinnerung an das Jammern der Mutter vor ihrem Weggang. Das berührte sie sonst nicht zu stark. Aber

in ihrer jetzigen Stimmung brach sie plötzlich in Tränen aus.

Hermann erschrak. »Mein Gott, was haben Sie?« fragte er und sah sich verlegen nach Zeugen um.

Suse putzte ihr Näschen. »Ach,« gestand sie, »ich habe an etwas Trauriges denken müssen.« Sie faßte sich und schluckte und schluchzte nur noch heimlich.

Hermann war dessen froh. Dann bekam er Raum zur Teilnahme. Er frug nach ihrem Kummer, frug dringender, als sie sich wehrte und meinte, das seien Dinge, mit denen sie ihn nicht behelligen dürfe.

Da senkte sie den Kopf und erzählte von den Sorgen der Mutter. »Sie hat es halt schwer seit des Vaters Tod,« erzählte sie, »das Geschäft geht nicht. Und ich bin die einzige, die schon etwas verdient. Wir sind den Hauszins schon zum drittenmal schuldig, und wenn wir ihn nicht bezahlen, setzt man uns alle auf die Straße.«

Hermann schwieg, aufs neue betroffen. Aber sogleich ergriff ihn Mitleid und ein Drang zu helfen, auch ein heftiger Wunsch, die Suse in den Arm zu nehmen. Fast unbewußt fragte er dann nach der Höhe der Summe, die nötig wäre. Aber sogleich sank ihm das Herz. Was fragte er, der doch nicht die Mittel besaß, zu helfen!

Das Mädchen nannte eine dreistellige Zahl. »Was hilft es aber,« fügte sie kleinlaut hinzu. »Wir sitzen so tief in der Tinte, daß man uns schon ein paar Tausende geben müßte, um uns herauszuhelfen.«

Plötzlich überwältigte sie das Elend wieder, und sie weinte heftiger. Dabei bereitete ihr das Empfinden, daß sie bemitleidet wurde, eine leise Wollust.

Hermann geriet außer sich. Er verlor den Kopf. Wenn sie doch nicht mehr weinen wollte! Was mußten die Leute denken! Aber ihre äußeren Reize verwirrten ihn ebenso wie die Tatsache, daß sie ihm, gerade ihm ihr ganzes Herz ausschüttete. »Da muß man doch helfen können,« tröstete er unwillkürlich und unbedacht. »Ich will es daheim sagen. Wir sind nicht arm. Man kann doch einen Nebenmenschen nicht so in der Klemme lassen.«

Er konnte nichts dafür. Die Worte sprangen ihm von selber auf die Zunge. Es brannte etwas mit ihm durch.

Suse rückte näher zu ihm. »Wie gut Sie sind!« flüsterte sie und dachte es wirklich.

Ihre heimliche Zutraulichkeit warf ihn erst recht aus dem Gleichgewicht. »Suse,« flüsterte er, »ich m u ß doch so sein; ich habe Sie doch gern.«

Ihre Augen begegneten sich. Jetzt brauchten sie nicht mehr zu sprechen. Es funkte hinüber und herüber. Die Suse war wieder einmal in einem jener kleinen Räusche, die sie dann und wann hatte, wenn sie in eines Mannes Macht war und ihre eigne Macht spürte. Hermann schwindelte, weil er fühlte, daß er nur die Hand auszustrecken brauche, um —

»Kommen Sie!« sagte er dann hastig. »Hier gafft man uns an.« Er sah, daß zwei Vorübergehende sie beobachteten. Es gab aber Wege durch dichteres Buschwerk.

Während sie hinüberstreiften, schob er seinen Arm durch den Suses. Es kam alles ganz von selbst. Auch daß sie sich küßten, sobald sie sich außer Bereich aller Zuschauer sahen. Wenn auch für Suse der Vorgang nicht neu war, so war sie doch dem Bauernleutnant außergewöhnlich gut. Bei Hermann gingen alle Schrauben los. Er hätte das Mädchen am liebsten übermütig auf die Arme genommen, und in seinem Taumel versprach er das Blaue vom Himmel herunter. »Warte nur, ich helfe euch schon. Das wäre mir spaßig, wenn ich das Geld nicht zusammenbrächte.«

Darob geriet auch Suse in die beste Laune. Sie zeigte sich zärtlich und anschmiegsam.

Wie lange sie zwischen den Büschen wandelten, und wie oft sie an einer besonders versteckten Stelle stillstanden, wußten sie nicht. Hermann erinnerte sich beinahe zu spät, daß er zur Sitzung mußte. Als er aber sah, wie weit die Uhr war, war er pflichtgetreu genug, einzusehen, daß er nicht länger verweilen durfte. »Es ist höchste Zeit, daß ich gehe,« sagte er erschrocken.

»Ich begleite dich ein Stück,« sagte Suse.

Dann schritten sie mit einiger Eile dem Ausgang der Anlagen zu.

Unterwegs und während sie am Handgepäckschalter Hermanns Sachen abholten, sprachen sie vom nächsten Wiedersehen. Noch diesen Abend müßte es sein, sagte Hermann.

»Hole mich aus dem Theater ab,« schlug Suse vor.

Ein Händedruck, ein Blick, der sich schwer aus dem andern löste. Dann eilte Hermann der Straßenbahn zu.

Suse schaute ihm heimlich nach. Sie war ein wenig verwirrt; sie empfand etwas wie Mitleid mit dem, der sie da verließ. Er war ein guter Junge. Sie mochte ihn wirklich leiden, war ihm schon gut gewesen, als er noch bei den Eltern im Quartier gelegen hatte, obgleich sie ihm damals noch nicht nähergetreten war. Und er würde ihr mit dem Hauszins beispringen. Es würde ihm ganz ähnlich sehen. Aber der Hauszins —, es war wohl gut, wenn er wieder einmal bezahlt wurde! Aus den Schwulitäten jedoch kam man doch nicht heraus! Da mußten schon andre Helfer kommen, vermögendere als der kleine Mann, der da eben davonging! So sagte wenigstens — die Mutter. Sie schauerte zusammen. Der Gedanke an die Mutter war ihr unlieb. Dann schaute sie sich noch einmal nach Hermann um. Es war ihr, als grüße er noch einmal aus dem Straßenbahnwagen. Da summte sie leise vor sich hin und schwang sich dann straßentlang, anmutig, ein wenig auffällig, Augen machend, wenn ein hübscher Mann vorbeiging.

Hermann sah sie noch eine Weile von der Straßenbahn aus. Ihm war heiß. Es war eine fremde Welt, in die er getreten war. Ein Mädchen vom Theater, hübsch, ganz eine Dame! Hm, er war eigentlich ein Weltskerl, dachte er. Er sah nicht, wer neben ihm im Wagen saß, wußte auch kaum, wo er eigentlich hinfuhr. Er erlebte das Zusammensein mit Suse noch einmal. Wie zärtlich sie gewesen war! Dann — wie sie geweint hatte. Geweint! Ei, freilich, im Neumeyerschen Haushalt war es immer knapp zugegangen. Und es m u ß t e da einmal geholfen werden. Er — mußte helfen. Dafür war er jetzt Suses — Freund! — Wenn — wenn er nur — nicht immer so knapp mit seinen Moneten wäre! Und wenn er nur wüßte, wie er es dem Vater beibringen sollte, daß er Geld brauche!

Die Straßenbahn hielt. Er fuhr auf. Wo war er nur? Beinahe fürchtete er, schon über sein Ziel hinausgefahren zu sein. Aber es blieb ihm noch eine Stationsstrecke zurückzulegen! Da besann er sich auf seine Pflicht. Kassenrapport, überlegte er. Man würde im Verein zufrieden sein. Es war eine große, runde Summe in der Kasse. Und alles glänzend in Ordnung. Er hatte sich schon lange gefreut, den Bericht über seine Amtsführung erstatten zu können. — Wenn er eine solche Summe, hm! — überlegte er weiter — heute abend schon — der Suse — hm, das würde rasche Hilfe sein!

Er spürte plötzlich das Klopfen seines Herzens. Es war so heftig, daß ihm unbehaglich wurde. Unruhig rutschte er auf seinem Sitz. Dann hielt die Bahn wieder. Er mußte aussteigen. Das unterbrach seinen Gedankengang.

Ein paar Schritte entfernt nur stand das Zunfthaus, wo die Vereinsversammlung stattfand. Er begab sich dahin. Zwei Kameraden bogen aus einer Seitengasse. Sie begrüßten einander.

»Hast unser Geld gut beieinander?« fragte scherzend einer der jungen Offiziere.

»Aber sehr,« antwortete Hermann, und es war ihm leicht, daß er es sagen konnte.

Gemeinsam betraten sie das alte, schöne Haus und stiegen die Treppe zu einem Saal empor, wo bereits eine große Anzahl Mitglieder der Offiziersgesellschaft versammelt war. Der Vorsitzende, ein stattlicher Major, saß zu Häupten eines quer gestellten Tisches.

»Holla, Leutnant Gisler,« rief er ihm zu. »Wir warten nur noch auf Sie.«

Hermann errötete. Er trat an den Vorstandstisch. Strammstehend entschuldigte er sich bei dem Vorgesetzten, daß er sich ohne Willen verspätet habe. Vielleicht werden sie einen andern Kassierer wählen, schoß es ihm durch den Kopf. Und es tat ihm irgendwie leid.

Auf die Aufforderung des Präsidenten hin ließen sich die Anwesenden an verschiedenen Tischen nieder. Zwei Saaltöchter bedienten sie mit Getränken. Darauf nahm der Vortrag seinen Anfang. Ihm folgten die Verhandlungen. Es war nichts Außergewöhnliches. Ansprache des Vorsitzenden, Jahresbericht, Jahresrechnung, Wahlen. Als seine Zeit kam, legte Hermann sein Buch vor. Die Revisoren lobten seine saubere Rechnungsführung. Der Präsident erwähnte, daß während seiner Amtsdauer das Vereinsvermögen eine ansehnliche Zunahme erfahren habe. Bei den nachherigen Wahlen wurde ihm das Kassenwartamt einstimmig auf ein weiteres Jahr übertragen.

Hermann fühlte sich in gehobener Stimmung. Er hatte heute Glück, dachte er. Und er fühlte sich auf einmal reich, wie wenn das Geld der Offiziersgesellschaft ihm gehörte.

Bei den weiteren Verhandlungen blieb er unbeteiligt. Wenn die Sache so rasch vorwärtsging, waren nachher die Banken noch offen, fuhr es ihm durch den Sinn. Warum er das gedacht, wußte er nicht.

Nach einer Weile kam ihm derselbe merkwürdige Einfall zum zweitenmal. Da spann er den Gedanken weiter. Er konnte also das Vereinsgeld oder so viel davon, als er benötigte, noch abheben. Er fuhr zusammen. Unsinn! Das ging doch nicht, das fremde Geld!

Jetzt beendigte der Vorsitzende den offiziellen Teil der Sitzung. Eine allgemeine Unterhaltung begann. Es bildeten sich Gruppen. Man sprach, lachte und trank. Auch Hermann wurde seinem Grübeln entrissen. Kameraden lobten sein Amtsgebaren. Sie mochten ihn ob seines schlichten, natürlichen Wesens gerne leiden. Aber immer wieder mitten im Gespräch mit den andern sprangen ihm koboldartig Einfälle auf, wie der, was für eine Freude die Suse haben müßte, wenn sie heute noch — in den Besitz der gewünschten Summe gelangen würde.

Später sah er auf seine Uhr. Es wurde Zeit, dachte er. Und schon schlug sein Herz dem neuen Wiedersehen mit Suse entgegen. Aber vorher mußte — das Geld beschafft werden. Ungeduld packte ihn. Er sah sich nach Mütze und Degen um, die drüben an einem Kleiderständer hingen. Das Geld! Er durfte nicht mehr lange säumen, sonst schloß die Bank am Ende doch! Bah, und daran war doch nichts, daß er die Summe jetzt abhob. Er — er brauchte es doch daheim nur dem Vater zu sagen. Und er, Hermann, hatte doch auch sein eignes Sparkassenbuch — und — und morgen konnte er den Betrag schon wieder herschicken, was vielleicht besser war, als bis zu seiner nächsten persönlichen Herkunft zu warten.

Seine Erwägungen rissen ihn immer mehr aus der allgemeinen Unterhaltung heraus. Man sah ihn verwundert an. Aber seine Ungeduld wuchs. Und plötzlich hatte er einen fertigen Plan, und es litt ihn nicht, die Ausführung länger hinauszuschieben. Zu ein paar zunächstsitzenden Kameraden sagte er, daß er noch eine wichtige Besorgung habe, ehe die Geschäftszeit verstrichen sei, und erhob sich.

Die andern taten Einspruch. Man wollte ihn durchaus zurückhalten. Man schalt, das sei keine Art, aus einer Vereinssitzung davonzulaufen.

Allein er bekam einen roten Kopf. Das eigne Hemd sei einem am nächsten, wehrte er sich. Und riß sich los.

Wenige Augenblicke später stand er auf der Straße.

Die Theatervorstellung nahte ihrem Ende. Der Leutnant Hermann Gisler saß in einer der hinteren Parkettreihen und hatte ein eigentümliches Gefühl von Hitze und Enge. Er hatte gar nicht die Absicht gehabt, die Operette zu besuchen. Aber was hätte er sonst mit dem Abend anfangen sollen? Er hatte nach seinem Weggang aus dem Kreise der Kameraden die Bank noch offen gefunden. Sein Geschäft war rasch erledigt. Die benötigte Summe steckte in seiner Brieftasche. Er spürte sie merkwürdig deutlich, als ob sie hart oder heiß sei.

Als er vor ein paar Stunden das Bankgebäude verlassen hatte, war er unschlüssig gewesen, wohin er sich wenden solle. Zur Unzeit war ihm eingefallen, daß noch zwei Züge gingen, die ihn heute noch nach Hause bringen konnten. Er hatte die Stirn gerunzelt: davon konnte jetzt natürlich nicht die Rede sein. Daheim wußten sie ja auch nicht, wie lange er in der Stadt zu tun hatte, brauchten auch nicht zu fragen. In ärgerlicher Weise war das Gesicht des Onkels Enoch vor ihm aufgetaucht. Der würde sicher irgendeine unpassende Bemerkung machen, hatte er gedacht. Aber dann hatte er mit einem Ruck diese Bedenken von sich getan. Andre hatten sich eingestellt: die Kameraden waren noch beisammen! Es war nur natürlich und angebracht, daß er in ihre Gesellschaft zurückkehrte! Aber dazu hatte er ebenso wenig Lust wie zur Heimkehr.

Er hatte dann nicht gewußt, wie es kam, daß er, durch die Stadt schlendernd, sich wieder jenen Anlagen beim Bahnhof genähert, wo er am Morgen mit Suse gegangen war. Er hatte sie wieder betreten. Und als er sich zwischen den schönen alten Bäumen befunden, war alles das, was bisher nur dumpf in seiner Seele gebohrt hatte, gleich bellenden Hunden auf ihn eingestürzt. Nun hatte er das Geld, hatte er gedacht. Nun konnte er der Suse den — großen Dienst erweisen. Ihres Dankes war er gewiß. Nur der Form noch nicht, die er an-

nehmen werde. Aber — die Zeit bis zur Wiederbegegnung mit ihr hatte ihm endlos geschienen.

Es waren nur wenige Menschen in der Nähe gewesen. Plötzlich war ihm der Gedanke gekommen, ins Theater zu gehen, damit er Suse wenigstens von weitem schon früher sehe. Zwar hatte ihn die Furcht behelligt, dort Kameraden zu begegnen, mit denen er gerade jetzt nicht mehr zusammenzutreffen wünschte; aber seine Ungeduld hatte die Furcht besiegt. Er hatte sich eine Karte besorgt.

Nun saß er an seinem Platz. Er hatte ihn auch in den Pausen nicht verlassen. Er wollte nicht angesprochen sein. Ohnehin war sein Blick manchmal scheu durch den Zuschauerraum geglitten, als sei seine Anwesenheit schon ein Vergehen. Und immer stand ihm ein leiser, lästiger Angstschweiß auf der Stirn. Nur, wenn Suse mit ihren Ballettgefährtinnen auf der Bühne erschien, vergaß er, wo er sich befand und daß ihm das Herz nicht leicht war. Sie erschien ihm reizender als je zuvor. Die leichten Tanzkleider ließen ihren schlanken Wuchs und die Anmut ihrer Bewegungen noch mehr zur Geltung kommen, und im Schimmer der Lampen bekam ihr helles Haar einen feinen Glanz wie von abendlicher Sonne.

Als sie im letzten Bilde nahe an die Rampe zu treten hatte, fuhr ihm die Freude an ihr wie ein Fieber zu Kopf, und er dachte von da an nichts mehr, als daß er bald bei ihr sein werde.

Dann fiel der Vorhang.

Hermann drängte mit unhöflicher Eile durch seine Bankreihe nach außen. Mit derselben Eile nahm er in der Garderobe Degen und Mütze an sich und begab sich nach der Rückseite des Theaters, wo sich die Ausgangstür für die Künstler befand. Leute standen herum. Leute gingen vorbei und suchten mit den Blicken sein Gesicht. Er hielt sich im Schatten. Die Zeit, bis Suse kam, schien ihm unendlich lang.

Endlich trat sie mit zwei Kolleginnen aus der Tür. Sie tat keineswegs so, als ob sie erwartet würde. Sie hatte es auch während des Abends vergessen gehabt. Und erst vorhin beim Umkleiden war ihr in Erinnerung gekommen, daß sie — den Leutnant noch einmal sehen sollte. Sie war etwas müde und wäre lieber nach Hause gegangen. Sie freute sich nur lahm auf den jungen Menschen, mit dem sie nachmittags sich vergnügt hatte. Als er aber rasch und alles um sich her vergessend auf sie zutrat, fand sie plötzlich wieder Gefallen an seiner Uniform und seinem dunklen, schwermütigen Gesicht, ließ ihre Begleiterinnen stehen und begrüßte ihn herzlich.

Sie bogen dann um die Ecke und den nahen Seeanlagen zu.

»Wohin wollen wir eigentlich?« fragte Suse.

Hermann war bestürzt. Er hatte sich nichts weiter überlegt und kam sich dumm und unbeholfen vor. Dann flüsterte er, er möchte ihr nur eine Mitteilung machen, und führte sie unter die Bäume des Ufers, wo es still, dunkel und einsam war.

Suse folgte willig. Im Kalender stand Vollmond, und die Stadtverwaltung ließ die Laternen unangezündet, auch wenn der Mond hinter den Wolken blieb. Solche Dunkelheit regte aber Suse immer an.

Hermann preßte ihren Arm. Sie lehnte sich an ihn. Plötzlich steckte er ihr die Banknoten zu, die er aus seiner Brusttasche hervorgeholt hatte.

»Was ist das?« fragte sie stillstehend und aufs höchste überrascht. Sie hatte an das Geld schon gar nicht mehr gedacht. Aber sogleich begriff sie, was er wollte. Dankbarkeit und Wohlgefallen überströmten sie. »Du bist so gut,« stotterte sie ganz verlegen. Und da niemand in der Nähe war, küßte sie ihn lange und durstig auf den Mund.

Hermann war wie ein an allen Ecken brennendes Gebäude; er loderte von verliebter Freude.

Eine Weile schritten sie plaudernd und kosend am Ufer auf und ab. Suse wollte wissen, woher er so rasch das Geld aufgetrieben habe. Ihre Frage hemmte ihm einen Augenblick den Atem. Aber er schnitt ihre Neugier ab. »Das ist mein Geheimnis,« erwiderte er.

Sie rühmte, wie die Mutter über die unerwartete Hilfe froh sein werde, und vergaß, daß sie selbst diese nicht allzu hoch anschlug. Sie glitt auch über den Gedanken, daß sie der Mutter begreiflich machen mußte, wie sie zu dem Gelde gekommen, hinweg. Allzu schwer war das ja auch nicht. Und sie war wirklich von einer Liebeswelle überrascht, wie es ihr noch nicht geschehen war.

Als sie sich endlich auf die Zeit besann und sagte, daß sie nun nach Hause müsse, ließ sie seine Hand nicht los und bat ihn, sie noch zu begleiten.

»Und dann schreibst du mir wieder, nicht wahr?« fragte sie unterwegs.

Sie versprachen sich gegenseitig neue Briefe.

»Ich komme auch immer wieder,« sagte Hermann.

Dann schien ihm das Geld für ihre Mutter schon nicht mehr Liebesbeweis genug. Sie mußte doch auch selbst wieder ein Andenken haben, dachte er.

Vor ihrer Tür in der Gasse standen sie und mochten sich nicht trennen. Erst als Schritte tönten, nahmen sie schnell Abschied.

Suse eilte über die steile Treppe empor. Sie war sehr vergnügt und trällerte leise vor sich hin. Es regte sich niemand mehr in der Wohnung. So schlüpfte sie in ihre Kammer und nachher in ihr Bett, legte das Geld auf den Tisch daneben und dachte bis zum raschen Einschlafen an den Leutnant.

Hermann verließ die Gasse. Erst jetzt fiel ihm ein, daß er ein Nachtquartier suchen müsse. Es summte ihm in Kopf und Herzen.

Auch die Hauptstraße war schon still. Die Leere, das Schweigen, die größere Helligkeit legten eine sonderbare Kühle auf den späten Nachtgänger. Wohl zitterte noch etwas von der Leidenschaft der vergangenen Stunde in ihm nach, aber schon verlangte auch das Kommende ein Recht. Dem Übernachten in irgendeinem fremden Gasthof mußte morgen die Heimkehr folgen, dachte er. Wie die Berge manchmal aus Nebeln ins Tal hinuntergrüßen, so standen plötzlich das Heimatdorf und der Reutehof wieder in Hermanns Erinnerung. Da fiel ihm eine Last auf die Seele. Manches sah plötzlich ganz anders aus, als er es im Taumel seiner Liebeserregung gesehen. Die Mitteilung an den Vater wegen des Geldes war — war doch nicht so ohne Haken! dachte er. Auch eine Entschuldigung, warum er die Nacht fortgeblieben, obgleich unschwer zu finden — ausgesprochen war sie nicht so ohne weiteres. Er fühlte sich ernüchtert. Es verlangte ihn heim, als habe er den Seinen etwas abzubitten. Besonders schmerzlich war ihm der Gedanke an Hanna. Wenn jetzt noch eine Möglichkeit zur Rückfahrt nach Büren geblieben wäre, würde er keinen Augenblick gezögert haben, sie zu benützen.

Er setzte sich in raschere Bewegung.

Am Bahnhof gab es viele Gasthöfe. Hermann suchte einen, der ihm bekannt war, auf. Die Quartiersuche entriß ihn einigermaßen seinem Grübeln. Aber auf seinem Zimmer kehrten ihm die widerstreitenden Gedanken zurück. Indessen war das Zimmer behaglich warm. Er ließ sich in einen Lehnstuhl nieder. Die Tatsache der gemachten Eroberung kam ihm stärker zu Bewußtsein. Einige Bedenken schliefen ein. Ein liebes Mädchen war sie, die Suse, ein schönes Mädchen, dachte er. Und die Zeit wurde ihm schon lang nach ihr. Am liebsten hätte er ihr gleich noch einen Brief geschrieben, hätte er das Material dazu zur Hand gehabt.

Aber die Müdigkeit überwältigte ihn. Des Nachdenkens satt, ging er zu Bett.

Er erwachte spät. Der erste Zug in der Richtung seiner Heimat war schon abgefahren. Er erschrak, als er es bemerkte. Aber dann kam ihm sogleich der Gedanke, daß ihm Zeit bis zum nächsten blieb, und daß er vielleicht die Suse noch einmal sehen könnte. Er wußte nur nicht recht, wie er es anstellen sollte. Nun verfiel er wieder auf den Plan, ihr doch noch irgendein Liebeszeichen zu schicken. Er begab sich in eine nahe Hauptstraße und musterte die Auslagen der Magazine. Vor einem Juweliergeschäft blieb er lange stehen. Er kämpfte mit sich selbst. Seine Tasche enthielt nicht mehr viel Geld. Er befand sich überhaupt in einer noch nie erlebten Knappheit. Aber die Steine und das Gold im Schaufenster funkelten, und er dachte, wie so etwas Suse gefallen müsse. Dann, in unwillkürlichem Drang, trat er ein und erstand einen kleinen Ring, für den seine Barschaft gerade noch ausreichte. Er schrieb ein paar Worte dazu und trug das Schmuckstück zur Post. Alles tat er mit Hast, als ob er sich selbst nicht zur Besinnung kommen lassen wollte.

Inzwischen rückte die Zeit heran, da ein neuer Zug fällig war. Bald saß Hermann allein in einem Abteil zweiter Klasse. Jetzt war auch sein Ring unterwegs, dachte er. Aber die Stadt blieb zurück. Der Zug bog ins Hügelland ein und durchrollte einige Tunnels. Da war es, als stellten sich Hügel und Wände auch zwischen ihn und seine gestrigen Erlebnisse. Es regnete draußen und war kühl, der Zug war noch nicht geheizt. Hermann fröstelte, und es war ihm, als ob

die Welt immer dunkler würde. Sie wurde es auch, denn der Zug rollte dem Gebirgssee entgegen. Die Berge wurden höher, traten enger zusammen. Dort war Heimat, dachte Hermann. Und der Vater war dort und die Hanna und — und Enoch. Die hatten ihr Tagwerk getan, während er ihm über Gebühr lange entlaufen war. Warum war er nicht lieber schon gestern heimgefahren? Man würde ihn heute morgen vermißt, sich gefragt haben, wo er wieder stecke! Er sah des Vaters bekümmertes Gesicht. Auch die Hanna seufzte vielleicht und sah unzufrieden aus und wie gequält. Aber Enoch murrte: »Der hat es wieder streng mit Nichtstun, der Hermann.« Er wußte, daß Enoch in seiner essigscharfen Art so sprechen würde. Und die andern zwei zuckten unter seinen Worten. Herrgott, wie ihm dieser Enoch zuwider war! Er wußte eigentlich nicht, wie diese Abneigung so tief geworden war. Manchmal konnte er sich auch der Erkenntnis, daß der Mann Schweres durchgemacht, und des Eindrucks, daß man eigentlich einen gewissen Respekt vor ihm haben mußte, nicht erwehren. Aber er konnte ihn doch nicht ausstehen. Es war ein dunkler Trieb, war wie eine Ahnung, daß Enoch ihmböswolle, böser, als er es bisher gezeigt hatte.

Seine Grübeleien rissen Hermann von der Erinnerung an Suse los. Auch die Landschaft, die er durchfuhr, sah er nicht. Mit einem Fuß stand er schon wieder im Reutehof.

Da brachte eine zufällige Bewegung seine Hand an den Geldbeutel. Sein Blut schäumte jäh und heiß auf. Das Geld! dachte er. Das Geld des Offiziervereins! Er war noch niemandem etwas schuldig gewesen, vor allem nicht einen solchen Betrag! Und — sapperment — lange durfte die Sache nicht anstehen. Wenn ein Zufall verriete, daß er an fremdem Eigentum sich vergriffen! Die Angelegenheit mußte sogleich in Ordnung gebracht werden.

Aber schon stand er vor einer neuen Schranke. Vom Vater wollte er das Geld verlangen? Wollte ihm sagen, daß er es für die Suse Neumeyer gebraucht? Aber der gute alte Mann war so ängstlich, sah gleich Gespenster und machte sich Sorgen! Vielleicht war es ihm auch unbequem jetzt! Und von der Herausgabe seines, Hermanns, Sparbuches wollte er gewiß nichts wissen! So war die Sache — er wiederholte sich das — doch nicht so einfach, wie er sie sich anfangs vorgestellt hatte. Ob er Hanna ins Vertrauen zöge? Hanna? Ihm wurde noch heißer. Er schämte sich. Wenn Hanna das mit Suse erführe! — Bah, warum war sie selbst so zimperlich und zurückhaltend! Ihr — nein — ihr konnte er die Sache nicht erzählen!

Auf einmal mußte er wieder an Enoch denken. Gerade an den! Der ihn immer foppte! Dem es sichtlich willkommen war, Nachteiliges von ihm zu wissen, dessen Meinung ihm aber auch gleichgültiger war als die des Vaters. Er hatte Geld, viel Geld, wie der Vater sagte. Vielleicht konnte mit ihm die Angelegenheit wie ein Geschäft geregelt werden: Er, Hermann, machte bei ihm ein Anlehen und zahlte es zurück, sobald er konnte. Das war doch einfach, höchst einfach! Und Vorstellungen brauchte er sich nicht gefallen zu lassen, konnte ihn zurückweisen, wenn er sich etwas herausnehmen sollte. Wahrhaftig! Enoch! Das war der Ausweg!

Er dachte auf einmal erleichtert, fast mit Vergnügen an die Sache. Ärgern würde sich Enoch. Und das geschah ihm gerade recht!

Der Zug rollte weiter.

Hermann atmete auf. Jetzt war er ganz sicher, was zu tun war. Haha, und gut war es doch, daß er der Suse geholfen! Seine Gedanken schwärmten freier aus. Nun war auch Suse wieder in Tätigkeit. Nun hatte sie der Mutter das Geld gegeben. Vielleicht dachte sie gerade an ihn, dankbar, zärtlich.

Hermann war erstaunt, als die Station schon erreicht war, wo er aussteigen und den Dampfer nach Büren benutzen mußte. Aber während er sich auf das kleine Fahrzeug hinüberbegab, war ihm, als sei er seit gestern hier fremd geworden. Er hatte ein Gefühl, als habe er etwas sein wollen, wozu er kein Recht hatte. Hier zwischen die Berge gehörte er doch! Jeder, der ihm begegnete, grüßte. Einer kannte den andern. Und er war einer wie jeder hier, ein Bauer, ein Bergler. Was hatte er in der Stadt zu tun? Warum lief er in der Uniform herum? Es drückte ihn im Herzen. Warum war er nicht auf dem Reutehof geblieben? Warum wußte er — von all dem andern?

Während der kurzen Überfahrt vermied

er die übrigen Fahrgäste, die er einen wie den andern kannte, und stand im Hintergrund des Bootes, den Blick im Wasser. Dabei wurde er ruhiger. Jetzt war er bald daheim, dachte er. Und die Hanna würde vielleicht am Fenster stehen. Es war ihm, als müsse er ihr etwas Liebes tun. Nur dumpf fühlte er, daß hinter dem Wiedersehen mit ihr und dem Vater auch das mit Enoch seiner wartete, mit dem er ein — Geschäft hatte.

An der Lände standen ein paar Müßige.

»Schon wieder Dienst?« begrüßte ihn einer von ihnen, der Briefträger von Büren.

Eine Frau scherzte mit Bezug auf seine Uniform: »Es ist aber auch nicht ohne, in dem schönen Gewändlein herumzugehen.«

Hermann lachte und parierte die Rede: »Komm mit, kannst mich gleich wieder im Stallrock sehen, Kathrine.«

Dann schritt er dem Reutehof zu.

Der weißköpfige Vater stand hinter dem Gartenzaun. Hermann sah, daß er unruhig ausblickte, ob er auch unter den Ankommenden sei.

»Guten Tag!« grüßte er laut und herzlich.

»Guten Tag!« klang es ihm zögernder, aber mit gutmütiger Freude zurück. Dem Vater war die Rückkehr des Sohnes die Hauptsache. Den neuen Seitensprung vergab er ihm schon halb, so sehr der ihn verdrossen hatte.

Nach kurzer Begrüßung erzählte Hermann, es sei gestern abend spät geworden mit den Kameraden, so daß er den letzten Zug verfehlt habe. Nun werde er aber auch nicht so bald wieder zur Stadt müssen.

»Hoffentlich,« nickte Gisler und versuchte eine strenge Miene zu machen, die seinem gütigen Gesicht nicht stand.

Ein kurzes Gespräch entspann sich. Wie es gewesen in der Stadt? Ob er Bekannte getroffen? Was inzwischen daheim vor sich gegangen war.

Dann sagte Hermann: »Ich will mich gleich umziehen; ich sehne mich förmlich nach der Heugabel.«

Es war ihm Ernst. Er kam sich hier wie gerettet vor.

Gisler verlor das letzte Bedenken. »Es gibt Arbeit genug,« meinte er.

»Je mehr, desto lieber,« versicherte Hermann.

Als sie ins Haus traten, stand Hanna Fürst in der Küchentür. Sie hatte erst nicht zum Vorschein kommen wollen. Nun war er wieder eine Nacht ausgeblieben, hatte sie gedacht und schmerzlich empfunden, daß ihm an daheim und an ihr nicht viel zu liegen schien. Aber als sie der beiden Stimmen friedliches Gespräch vernahm, ließ ihr die Neugier keine Ruhe.

»Kommt man doch auch wieder einmal?« fragte sie scherzend von der Schwelle aus.

Hermann bot ihr die Hand. In raschem Vergleichen dachte er, daß die Suse zierlicher, städtischer sei. Aber im Augenblick vermehrte Hannas Dasein seine Genugtuung, wieder daheim zu sein.

»Arbeit gibt es hier, scheint's,« sagte er, als ob er nichts von seiner Reise zu erzählen hätte.

»Nun freilich,« entgegnete sie, »wie immer.«

Vater Gisler sprach dazwischen: »Die Kameraden haben ihn wieder einmal nicht gehen lassen gestern.«

Aber Hermann war schon an der Küche vorüber und sprang die Treppe zu den Schlafkammern hinauf. Er hatte Eile, aus der Uniform zu kommen.

Gisler trat zu Hanna in die Küche. »Ein strammer Soldat ist er schon,« sagte er, als müsse er sich selber beruhigen, daß sonst an Hermann nicht alles nach Wunsch war.

»Das ist er,« gab Hanna zu. Ihr Blick war ein wenig nachdenklich. Aber sie mochte dem alten Manne nicht wieder Sorgen machen, wenn er doch jetzt gerade sie vergessen zu haben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Abendwende

Warm umspielt von letzter Sonne Gluten,
Zieht ein weißer, schwingenstolzer Schwan
Auf des Sees leisen Purpurfluten
Sanft und einsam seine Zauberbahn.

Geisterhaft noch glänzt es vom Gefieder,
Unterm Ufer dann erstirbt der Schein.
Plätschern. Vogelruf ... Ins Dunkel wieder
Keusch und lautlos taucht die Schönheit ein.

Hermann Ploetz

Der alte Zauberer findet den Graudorn

Von Hans Friedrich Blunck

In sieben Jahren, das wißt ihr, muß man die schwarze Kunst andre lehren, sonst ist man dem Bösen verfallen.

Nun wohnte um die Zeit, als der große Krieg im Lande war, bei Schleswig herum ein alter Zauberer, der hatte mit viel Trügerei und List sein Leben so geführt, daß ihm niemand etwas vorzuwerfen vermocht hätte. Er hatte erst ein Wunschkorn besessen, hatte dann die Bücher des Cyprianus in Tondern gelesen und schließlich von einem Zauberer die schwarze Kunst übernommen. Das war ja das Gewaltigste, was er je erträumt hatte.

Er war aber ein Vorsichtiger, der sich gegen alles sicherte. Und um vor dem Ende der sieben Jahre jemand willig zu haben, der ihm die schwarze Kunst abnähme, hatte er einen Knaben bei sich aufgezogen. Er hoffte vielleicht auch, daß er durch den Knaben die Kunst selbst weiter treiben und so den Bösen doppelt betrügen könnte.

Als es nun mit den sieben Jahren schon so weit war, daß der alte Zauberer sich hätte beeilen müssen, da fiel dem Nimmersatt ein, ein Alrüneken, das ein armes altes Weib bei Kiel besaß, herzubefehlen und sich zu eigen zu machen.

Und er spürte wirklich, daß das Zauberding sich nach seinem Wunsch auf den Weg machen mußte, fühlte, wie es über die Schlei übersetzte und recht widerwillig näher und näher kam. Es versuchte immer wieder, sich ein andres Kleid umzutun, um dem Zauberer zu entkommen. Einmal fand es ein Meisengefieder, einmal war da eine alte Streichholzschachtel, in der es sich zu bergen suchte, und einmal blieb es in den Schlehdornen hängen und suchte sich unter einem spitzen Blütenzweig zu verbergen. Aber der Zauberer war ihm weit über, er zwang es aus allen Schlupfwinkeln auf und schickte den Knaben schon eilig auf die Straße, um nach dem wandernden Schlehzweig oder — ich weiß nicht, worin das Alrüneken stecken mochte — Umschau zu halten. Er selbst blieb am Zaun vor seinem Vogelgarten, den Knaben in Sicht, um ihn rasch zurückzurufen, wenn seine Stunde käme.

Nun waren da um die gleiche Zeit einige Studenten von Norden aufgebrochen. Die wollten in den Krieg, um für ihr Land zu fechten, und zogen singend und frohgemut die Straße nach Schleswig. Sie erzählten einander gerade, wer um sie bangte. Der eine hatte ein altes Mütterlein, der andre eine wunderschöne Herzliebste, und der dritte hatte sieben kleine Schwesterchen. Aber sie lachten auch und sagten, Jungens wie sie hole der Tod noch lange nicht, und wenn der Krieg noch dreimal so lange dauere wie schon bisher.

Als sie das nun so sagten, lag da auf einmal ein kleiner Graudorn im Wege, und der mit den sieben Schwestern trat ihn sich in den Schuh, so daß sein Fuß blutete. Er blieb am Wegrand sitzen und versuchte, den Dorn auszuziehen. Aber der saß eisenfest. Da erkannte er, daß das Schicksal auf ihn gefallen war, und daß es ihn in diesem Krieg treffen würde. Er versuchte es vor den Freunden zu verheimlichen, lächelte und wollte mit dem wunden Fuß Schritt halten. Sie lasen aber in seinen Augen, wie es um ihn stand.

Da dachte der, der eine alte Mutter hatte: Mein Freund hat sieben Schwesterchen, für die zu sorgen nottut. Ist es da billig, daß ihn das Schicksal trifft? Wer weiß, was den sieben geschieht, wenn der Feind ins Land einfällt?

Darum sagte er zu seinem Freund: »Hör', ich weiß einen Spruch, um einen Graudorn auszuziehen, und will es versuchen.« Er setzte seinen Fuß auf den des andern. Und heimlich sagte er zu dem Dorn:

»Ik will di dregen (tragen), lat dissen fri,
Un will di segen: Dood, kam bi mi.«

Da mußte der Todesdorn zu ihm überspringen, und die beiden andern sahen ihn an und wußten, was er getan hatte. Aber sie schwiegen noch und sannen nur nach, was nun noch gerecht sei. Da dachte der, der eine Liebste hatte: Dieser hat mehr Opfermut gezeigt als ich und ehrt doch seine alte Mutter über alles. Was Liebe und Liebste! Die meine ist jung und schön und wird einen andern Schatz finden. Soll ich mich von meinem Freund beschämen lassen? Ich wäre kein rechter Bursch! Und er sagte zu dem, der den Dorn trug: »Hör', du tatest unrecht, dir den Dorn anzuwünschen, ich weiß einen Spruch, ihn auf den Feind zu zaubern.« Es war aber nicht wahr, er wollte sich nur entschuldigen und sagte rasch und leise:

»Dood, ik will di dregen, laat dissen fri,
Un will di segen: Dood, kam bi mi.«

Der Freund aber merkte, daß dieser sich für ihn gab, und wollte es nicht und humpelte mit dem wunden Fuß rascher. Aber der Dorn

verließ ihn und wartete am Wegrain auf den, der ihn gerufen hatte.

Nun waren die drei in dem Augenblick dicht vor dem Haus des Zauberers. Und der Alte vorm Gartenzaun und der Knabe, der auf der Straße auf das Alrüneken wartete, sahen den grauen Dorn am Wegrand. Da meinte der Zauberer, das Alrüneken trüge noch die Gestalt der Schlehe, und rief das Kind, den Grauen einzufangen.

Und der Knabe, der dreifach flink war, hob den Dorn richtig auf. Und obschon der ihn stach und sich wie eine Schlange wand, um zu dem zu kommen, der ihn gerufen hatte, brachte das Kind ihn glücklich die neun Schritte zu dem Alten. Der bannte ihn blitzschnell:

»Mien, mien, dörffst bi keen andern sien!«

Da stach der Dorn den Zauberer tief in den Finger; er mußte es wohl auf das Wort hin. Der böse Alte meinte ja, das Alrüneken bisse ihn, und wollte es herausziehen, aber es rührte und regte sich nicht. Da merkte er, wen er gerufen hatte, und rief ängstlich nach dem Knaben, damit der ihm den Graudorn auszöge.

Aber wie es so kommt, über all das Drängen und Zaubern um das Alrüneken hatte der Alte seiner Stunde Ablauf vergessen. Als er gerade das erste Wort zum Kinde sagen wollte, hob eine ferne Glocke an, die Mittagstunde zu schlagen. Da war des alten Mannes Zeit um, und der Dorn erfüllte das Schicksal, das er bringt. Ein Lachen war in der Luft, dann fiel der Leib des Zauberers tot um, und als die Leute kamen und ihn aufheben wollten, war er ohne Blut, nichts als eine alte Haut.

Der Dorn steckte noch in seiner rechten Hand. Aber er war morsch und hatte sein Leid verloren.



Der Musenchor

Vernehmet lächelnd, was ich euch vermelde:
Heut' sah ich die neun Musen auf dem Felde.

Ich lag am Waldessaum in Traum und Frieden,
Da schritten her die himmlischen Pieriden.

Melpomene zuerst, schwarzhaarig, finster,
Bekränzt mit rotem Mohn und gelbem Ginster.

Zum Ährenmord die Sichel blank im Arme,
Wandelt sie würdevoll voran dem Schwarme.

Gemächlich-episch kam Homers Vertraute,
Kalliope, die keusch und kindlich schaute.

Bei jedem Schritt, ich glaubte nicht zu irren,
Vernahm ich leise ein metallisch Klirren.

Ein lächelnd Antlitz folgt — doch von den Falten
Des Kopftuchs wird es halbverhüllt gehalten.

Die Sonne soll ihr nicht die Stirn verbrennen;
Wenn auch vermummt — Thalia sollt' ich kennen!

Auf einmal hör' ich hell ein Lied gesungen:
Zwei Paare sind es, Arm in Arm geschlungen.

Erato, Polyhymnia seh' ich schreiten,
Erato trägt ein Trinkgefäß zur Seiten.

Leichtfüßig geht Terpsichore daneben,
Sie scheint im Tanzschritt luftig hinzuschweben.

Euterpe ist die vierte dieses Bundes;
Zum Lied der Schwestern pfeift sie spitzen Mundes —

Und zwar, wie ich jetzt deutlich unterscheide,
Auf einem Flötchen aus dem Bast der Weide.

Noch fehlten zwei — sie schlossen schön das Ganze:
Urania sah verzückt zum Himmelsglanze.

Klio ging ernst und etwas fern den andern,
Das Haupt gesenkt, als grüble sie beim Wandern ...

So zog das schöne Bild am Waldessaume
Vorüber mir gleich einem griechischen Traume;

Wie aus dem Musensarkophag getreten
Des Louvre — doch nicht ohne Musageten.

Ein Bauernbursch erschien, ein rechter Michel,
Er trug ein Bündel und die scharfe Sichel.

„He!" rief er. „Hanne, Anne, Fine, Flore,
Margrete, Käthe, Tine, Line, Lore,

Eilt euch! Das Grummet muß herein vorm Abend!"...
Ich fuhr empor, den schönen Traum begrabend.

Statt Musen, Götterklarheit auf den Stirnen,
Sah ich neun thüringische Bauerndirnen

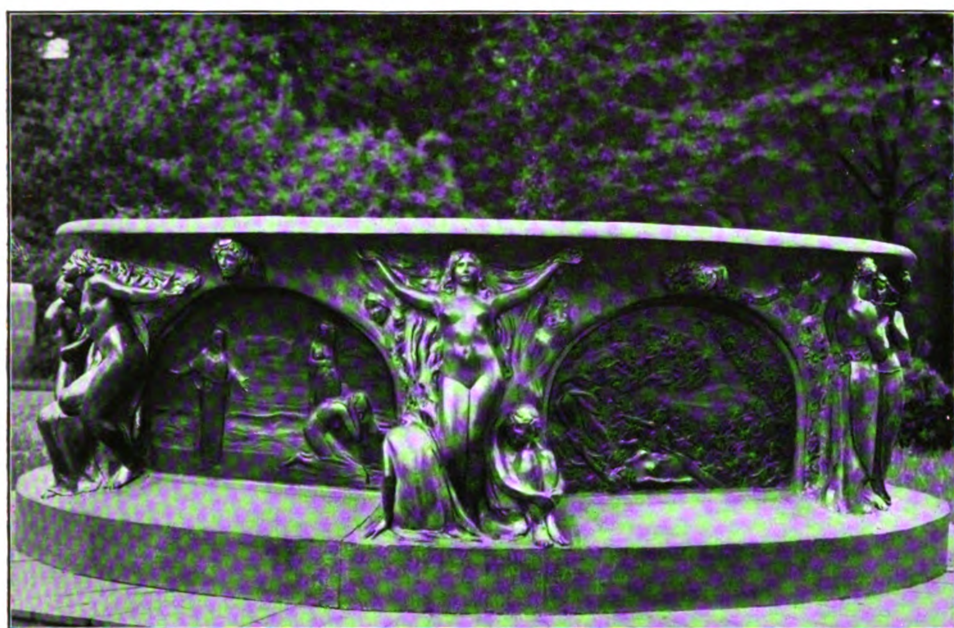
Singend aufs Feld hinziehen Hand in Hand —
Fahr wohl, o schönes Bild aus Griechenland.

Richard Zoozmann



Wolfgang Wagner: Tanzendes Bauernpaar

UNIV. OF
CALIFORNIA

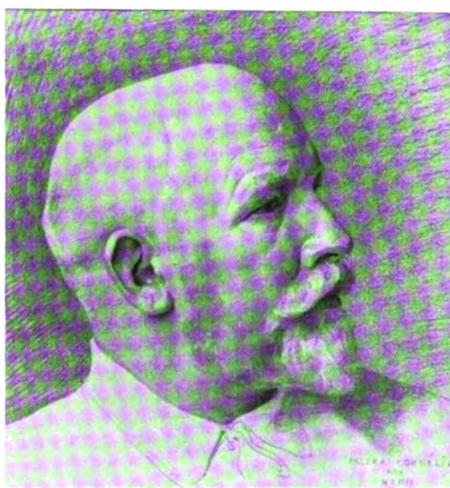


Cornelia Paczka-Wagner: Großer Frauenbrunnen. Aufgestellt im Park der Großen Berliner Kunstausstellung 1926

Franz Paczka und Cornelia Paczka-Wagner

Von Walther Unus

Welch ein seltener und immer gleich erfreulicher Anblick war doch das stille, unbeirrte Schaffen dieser beiden Künstler mehr als drei Jahrzehnte lang! Als der Ungar Franz Paczka und Cornelia Wagner, die Tochter des berühmten Nationalökonomen Adolf Wagner, in Rom zu Beginn der neunziger Jahre sich zur Ehe entschlossen, wußten sie das eine ganz bestimmt: daß sie beide, jeder auf seine Art, ihren Künstlerweg weiter verfolgen müßten. Die einzige Änderung, die eintrat, war von nun ab die Arbeit in gemeinsamer Werkstatt. In ihrer Schaffensfreiheit wollten sie einander trotzdem nicht behindern. Und so geschah es denn auch. In einer bei Künstlern fast beispiellosen Harmonie haben die beiden Persönlichkeiten ihr Werk getan und, auf ein festes und großes Können gestützt, dem Ausdruck verliehen, was sie als Ergebnis ihrer Lebensanschauung sich errungen haben.

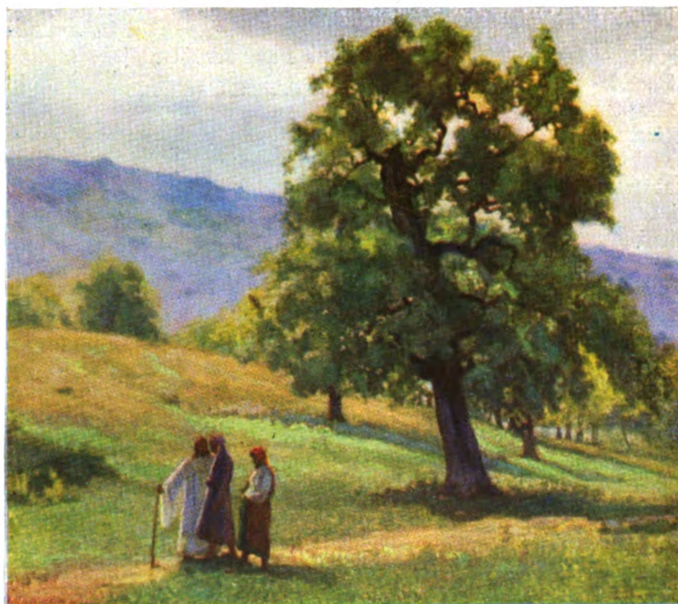


Franz Paczka
Originalzeichnung von Cornelia Paczka-Wagner (1914)

In jenen römischen Jahren war Franz Paczka nicht nur der ältere, sondern auch durch mannigfache Erfahrungen gereiftere Teil. Sohn eines ungarischen Kreisarztes, in Budapest erzogen, war er als Sechzehnjähriger auf die Münchner Akademie gegangen. Budapest kam als Lehrstätte in jenen Zeiten noch nicht in Betracht. Von den Münchner Lehrern bewahrte er dem vortrefflichen Zeichner Strähuber zeitlebens ein dankbares Gedächtnis. Zwei Jahre später, 1874, kam er nach Paris, wo er bald außerordentliche Erfolge hatte. Der Ruhm wurde damals auf den großen Ausstellungen geboren, und Paczka malte, wie alle, die etwas erreichen wollten,



Franz Paczka: Der Fischer



Franz Paczka: Weg nach Emmaus

große Bilder, die auch ihr Publikum fanden, trotzdem sie oft von jener melancholischen Stimmung erfüllt waren, die dieses Lebensalter so oft beherrscht. Natürlich war es für den jungen Mann keine geringe Genugtuung, sich selbst durchhelfen zu können, zumal das bei den knappen Verhältnissen daheim sehr erwünscht war.

Künstlerisch geriet er freilich ein wenig unter den Einfluß Munkacsys, dessen Ruhm bereits europäisch geworden war, und der den jungen Landsmann freundschaftlich aufgenommen hatte. Von Munkacsy stammen zweifellos die schwarzen Töne und grellen Kontraste, die jedoch sehr schnell verschwanden, als Paczka sich seiner eignen koloristischen Begabung bewußt wurde. Die meisten Arbeiten von damals zerstreuten sich bald; von einigen, wie den »Bettlern«, haben sich Photographien erhalten, aber was der Künstler leisten konnte, läßt sich aus Bildnissen entnehmen: etwa dem des Geigers Pablo Sarasate, das zu den besten Porträten dieses Malers gehört, der gerade im Bildnis einen guten Teil seiner besten Künstlerschaft offenbaren sollte.



Franz Paczka: Mädchen mit Krug

Im Jahre 1881 lockte ihn ein Staatsstipendium, später mit einem schönen Atelier im ehrwürdigen Palazzo di Venezia verbunden, nach Italien, zuerst nach Venedig, dann nach Rom. Fünfzehn Jahre lang sollte ihm diese Stadt eine zweite Heimat werden. Wohl wurde der Aufenthalt oft durch Reisen unterbrochen, durch Sommeraufenthalte im Gebirge, vor allem in Cervara im Sabinergebirge und in der stets unvergessenen Heimat. Das Leben in Rom war damals sehr angenehm; nicht zum wenigsten durch den ständigen Verkehr mit dem gebildeten internationalen Publikum und den ebenso internationalen Künstlern. Hier lernte er auch Cornelia Wagner kennen, die in Italien ihre Lehrjahre durchmachte. Es wurde viel gearbeitet, und die Produktion der Zeit ist reich; die eigenartigsten Schöpfungen sind wohl die Stücke, in denen er Figur und Landschaft zu einer monumentalen Einheit zu verschmelzen suchte. Die eigenartig herben, steinigen Höhen des Gebirges in der klaren Luft gaben ihm den Rahmen zu seinen Kompositionen. Immerhin muß er die außerordentliche Klarheit dieser südlichen Höhenatmosphäre oft als etwas Fremdes empfunden haben. Seine eigentliche Begabung, die Koloristik, gelangte nicht recht zu einem ihn befriedigenden Ergebnis, er empfand einen Mangel an Frische. Es ist bezeichnend, daß er einige dieser Bilder, an denen er besonders hing, noch viele Jahre



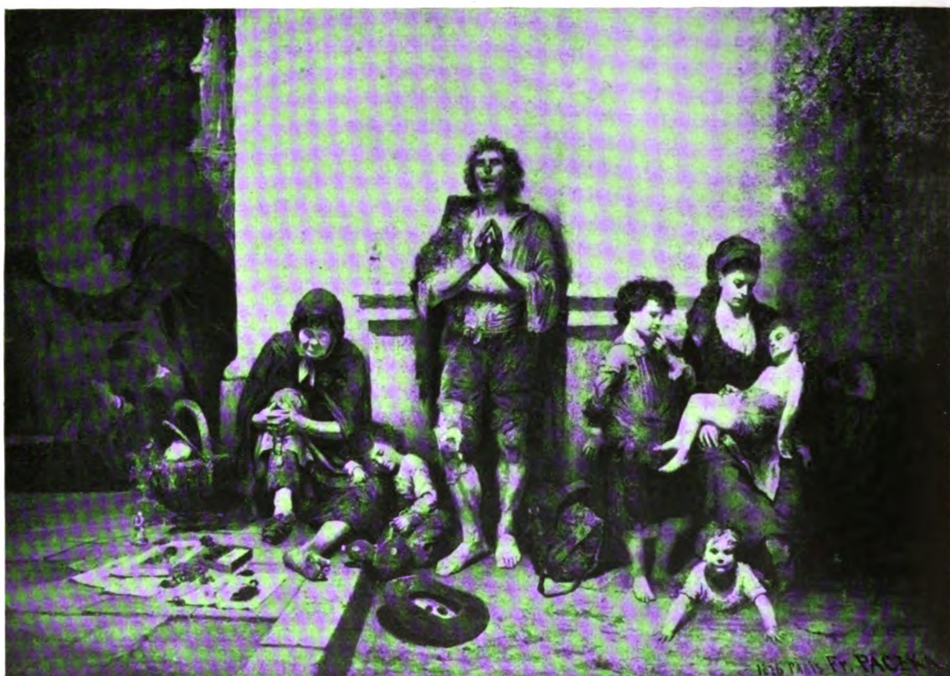
Franz Paczka: Ungarin

im Atelier hatte und an ihnen arbeitete. Sie wurden dort wohl viel farbiger, aber zum rechten Schluß kam er mit ihnen doch nicht.

Schließlich, in der Erkenntnis, daß Rom zu sehr abseits der künstlerischen Gegenwart läge, entschlossen sich die beiden, ihren Wohnsitz nach Berlin zu verlegen und die Sommermonate regelmäßig in Ungarn zu verbringen. Wenige Jahre später bauten sie sich auf dem Lande, in einem Dorf der Plattenseegegend, ein Häuschen, das gleichmäßig der Erholung und der Arbeit diente.

Dort beginnt Franz Paczka nun jene lange Reihe von Bildern zu malen, die Ungarns Wälder und Felder, Dörfer und Menschen, ländliche Geselligkeit und frohe und traurige Tage der Bauern treu und ehrlich, farbenfroh und vornehm ruhig schildern. Das ungarische Volk hat wohl keinen zweiten Maler gehabt, der das Leben der Menschen auf dem Lande in seiner stillen Größe so erfaßt hat. Paczka kennt den Typus, das Wesen und den Charakter seiner Leute bis ins Innerste, und seiner Farbenfreude lag die Buntheit ihrer volkstümlichen Trachten. Sein großes technisches Können bezwang die Farbenorgien der hellen Akazienwälder, die brennenden Sommerhimmel, die schreiend bunten Frauenkleider zu einem Akkord, der ganz ungarisch klang.

Die Zahl dieser seiner Werke ist wohl nicht allzu groß. Im April 1908 fand im Nemzeti-Salon zu Budapest eine Ausstellung von Arbeiten beider Gatten statt, wohl die umfangreichste, die sie je veranstaltet haben, und sie enthielt mit den siebzig Stücken von Franz Paczka dasjenige seines Schaffens, was damals einigermaßen leicht erreichbar war. Hier war auch, als ein Hauptwerk seiner zweiten ungarischen Periode, die *Fischerei in Militsch* ausgestellt, die mit ihren diskreten Farben und in ihrer vornehmen Zurückhaltung die malerische Begabung Paczkas schön bewies. Freilich verriet sie noch nichts von der Begeisterung, in die ihn bald darauf das Neuerleben seiner Heimat versetzen sollte.



Franz Paczka: Die Bettler (Paris 1876)

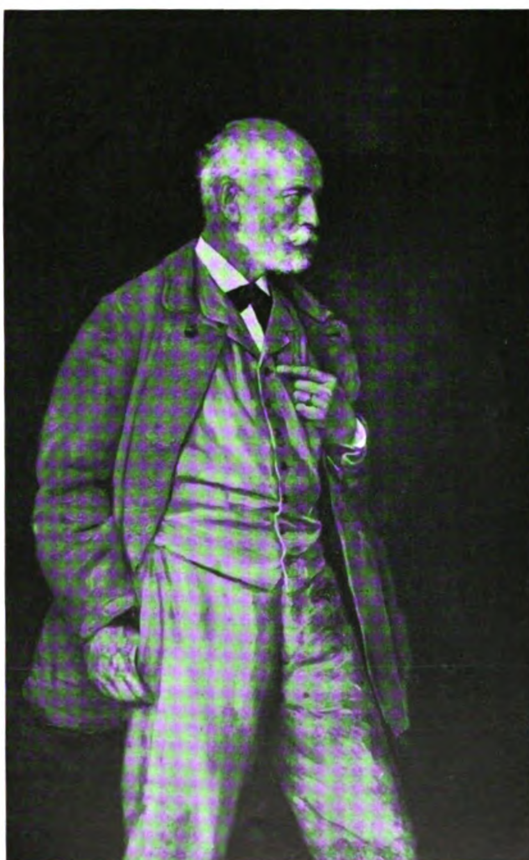
Von den sommerlichen Arbeiten, die in Tolnaszántó, seinem ländlichen Tuskulum, gemacht wurden, ist manches Werk sofort in ungarischen Privatbesitz übergegangen und daher verhältnismäßig unbekannt geblieben. Bei der großen Sorgfalt und Regelmäßigkeit, mit der Paczka arbeitete, brachte er jährlich immer eine sehr mäßige Zahl größerer Bilder zustande, und manches von ihnen, das er nicht für vollendet hielt, nahm er dann auf lange nach Berlin in seine Werkstatt; dort wurde es immer wieder übergangen, immer wieder einem ausgeglicheneren Stadium zugeführt. Keines seiner Werke, dem nicht die Sauberkeit und Sorgfalt seines Urhebers abzulesen wäre! Wenn die Modeworte



Franz Paczka: Fischerei in Militsch

des Tages längst bedeutungsstumm geworden sind, wird die kräftige Sprache dieser seiner Werke deutlich reden.

Denn Paczka war ein Mann von ungewöhnlicher Bildung, bewandert auch in der gesamten Geschichte seiner Kunst. Er kannte die Meisterwerke Europas, auch die des Padro beispielsweise, wo er Velasquez ausgezeichnet kopierte, sehr genau. Er verfolgte die Kunst der Gegenwart bis in ihre Extreme mit Aufmerksamkeit. Er wußte wohl, daß gedämpfte Bilder »vornehmer klingen« (und ähnliche, größere Banalitäten, die uns seit langem ins Ohr trompetet werden). Und daß er auch solche Komplexe empfand und beherrschte, hatte er in zahlreichen Stillleben und Bildnissen bewiesen, die malerisch zu seinen köstlichsten Leistungen gehören und durchaus nicht weniger Paczka sind als seine Bauernbilder. Schon der »Fischer«, der aus dem Jahre 1878 stammen mag, ein kleines Bild und wohl damals auf einem Besuch in Ungarn entstanden, ist ein ausgezeichneter Beweis für die Richtung, die er naturgemäß verfolgte, sobald er Freiluftschilderungen geben wollte. Nur ist seine Farbengebung später oftmals ein wenig breiter und flächiger geworden. Bei den Bildern, die die Atmosphäre des Innenraumes tragen, also auch bei den vielen Porträten, leitet er die Harmonie des Ganzen aus dem Charakter des Themas ab. Die berühmtesten seiner Bildnisse sind wohl die beiden des ungarischen Generals Görgey, von denen wir das 1887 in Wischegrad gemalte abbilden. Der scharfe Verstand, die natürliche Vornehmheit und das ungezwungene Wesen des Mannes sind scharf erfaßt, und das ganze Bild ist ein besonders guter Beweis dafür, daß eine realistische Malerei wohl fähig ist, auch das Feinste in der Menschenschilderung zu leisten und monumental zu wirken. Auch im übrigen hat Paczka, in seiner Heimat sehr angesehen, viele Bildnisse aus der ungarischen Aristokratie gemalt.



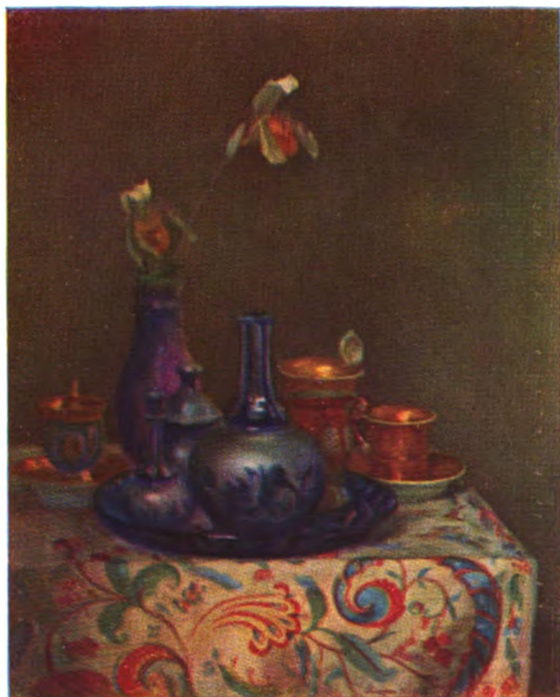
Franz Paczka: Arthur von Görgey im Alter von siebzig Jahren (1887)



Franz Paczka: Ungarische Bauernstube

An diese Bilder schließt sich eine Reihe erzählender Gemälde, deren Stoff er den idyllischen Teilen der Bibel entnahm. Nicht immer brauchte er auf die Erinnerungen einer von Rom aus gemachten Nordafrikareise zurückzugreifen, fand er doch in seiner ungarischen Heimat noch eine ähnliche patriarchalisch-ländliche Umgebung und Stimmung. Die Landschaft auf dem Gemälde »Weg nach Emmaus« mit der mächtigen Eiche gibt mit dem merkwürdigen und bei uns in dieser Durchleuchtung unbekannten Grün die Atmosphäre seines ungarischen Heimatlandes ganz echt wieder.

Wie leicht zu erklären, hat er Stilleben gern gemalt, Blumen, Früchte und Gläser. Eins der schönsten ist das hier abgebildete Stück mit seinen geheimnisvollen kammermusikähnlichen Tönen, die wirklich das stille Leben des scheinbar Leblosen bannen. Solche Arbeiten waren immer Winterarbeiten, von denen er allsommerlich wieder in die ungarische Heimat zurückkehrte, um dort mit wahrer Leidenschaft das Landleben zu malen. Er wußte wohl, daß er keine bloßen Leckerbissen für Ästheten malte, er wollte es auch nicht, denn es wäre ihm viel zu wenig gewesen. In fremden Werken fand sein gutes Urteil mit erstaunlichem Freimut das wirklich Wertvolle sofort heraus und erkannte es neid-



Franz Paczka: Stilleben



Franz Paczka: Das Merettlein

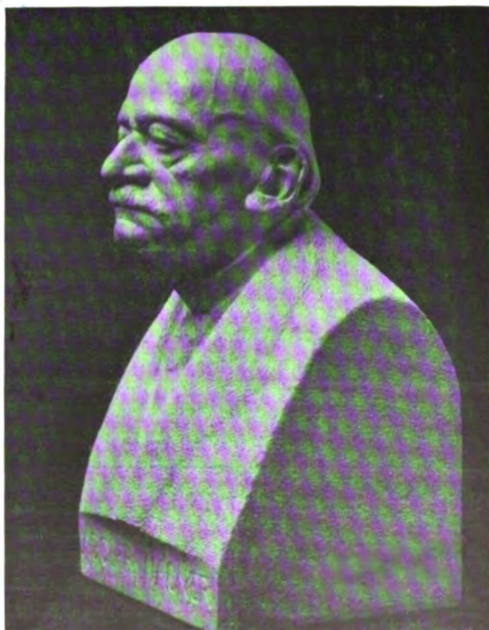
los an. Er wußte aber auch, daß das, was er schuf, malerisch wie menschlich tüchtig war, und er fühlte gesund genug, sich daran genügen zu lassen.

Die Periode, der Paczkas Schaffen in seiner entscheidenden Zeit angehört, ist die impressionistische genannt worden, und die Bezeichnung wird ihr voraussichtlich noch eine Weile bleiben, insofern auch mit Recht, als die Hauptmittel, die sie benutzte, in der Tat dem Eindruck der Erscheinung entnommen waren — was freilich auch andern Kunstepochen eigen war — und sie nur das Wahrgenommene wiederzugeben strebte. Dennoch hat sich seit ihrem Ablauf eine



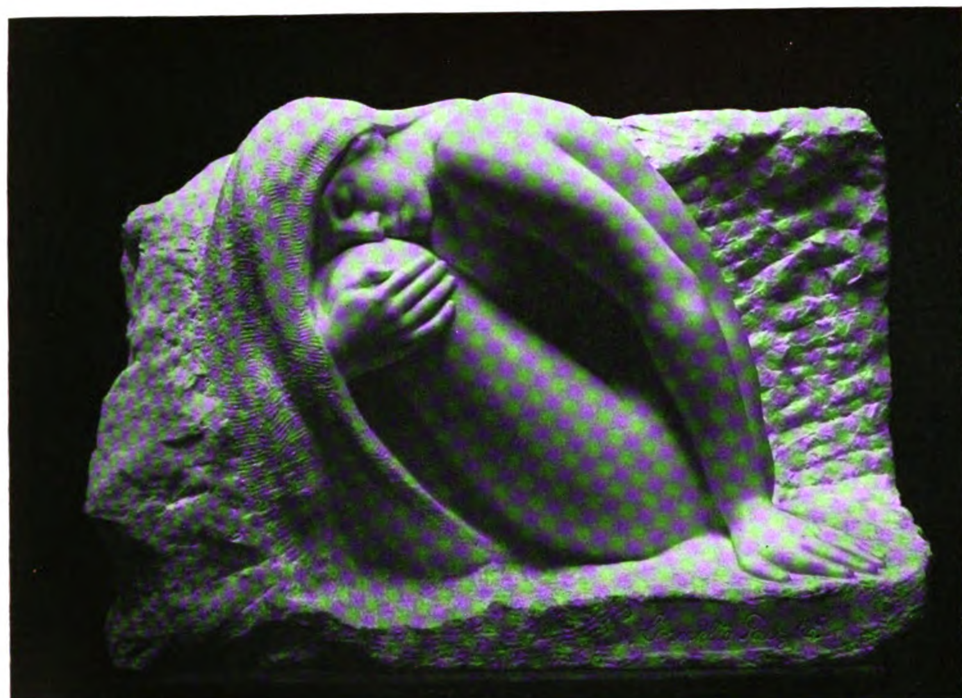
Franz Paczka: Besuch der Gevatterin
Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart

unberechtigte Voreingenommenheit gegen viele Werke dieser Zeit bemerkbar gemacht, nämlich als ob innere Unbedeutendheit, Schnellfertigkeit und ein gewisses Maß künstlerischen Leichtsinns sich mit dieser Methode zwangsmäßig verbänden. Nichts ist ungerechter als das. Eine ohne Vorurteil sehende Zeit wird erkennen, daß das Schaffen eines Gemäldes immer gleich schwer ist, welchen Weg man auch einschlagen möge. Eine Gruppe großer Figuren aber im Freien nach der Natur zu malen, wie es Paczka oft getan hat, und ein Bild daraus zu gestalten, ist eine künstlerische Tat, die eine starke Konzentration des Willens erfordert! Paczka wußte eben noch genau, welch ein Unterschied zwischen Skizze, Studie und Untermalung auf der einen Seite und einem vollendeten Werk auf der andern Seite besteht. Darin war er bewußt noch »Alte Schule«, und nun sein Werk vollendet vor uns steht, können wir das Urteil der Kommenden abwarten, wie er ja auch seinerseits im Leben ruhig zugesehen und — gearbeitet hat.



Cornelia Paczka-Wagner: Prof. Dr. Adolph Wagner

Die feste und heitere Lebensanschauung dieses Mannes fand in seiner Gattin Cornelia Paczka eine verständnisvolle Gefährtin. Ehen, in denen beide Gatten künstlerisch tätig sind, enden gewöhnlich so, daß der eine Teil dem Einfluß des andern restlos unterliegt. Hier war es ganz anders. Cornelia Wagner hatte sich aus dem alten Gelehrtenhause nur mit größter Mühe den Weg zu einem eignen Beruf erkämpfen können. Die Erziehung der jungen Mädchen aus gutem Hause war damals lediglich auf die Ehe gerichtet; es galt fast



Cornelia Paczka-Wagner: Kauernde

als erniedrigend, sich selbst sein Brot verdienen zu wollen. Selbst wenn ein junges Mädchen einen künstlerischen Beruf wählte, war ein Odium nicht ganz von ihr fernzuhalten. Cornelia Wagner setzte es durch, von einem inneren Zwang getrieben. Nach einigen vorbereitenden Studien in Berlin geriet sie in den Kreis der Karl Stauffer-Bern und Max Klinger in Florenz und Rom. Daß dies die erste wichtige künstlerische Station ihres Lebens wurde, beruhte natürlich nicht auf einem bloßen Zufall. Das zeichnerisch-plastische Element, von Gedanke und Gefühl gleichmäßig getragen, war eben allen drei Künstlern gemeinsam. Sie haben alle in Zeichnung und Graphik, in Malerei und Plastik gearbeitet. Cornelia Wagner begann mit Radierungen, die auf sorgfältiger zeichnerischer Vorbereitung gegründet waren, und ging dann allmählich über malerische Tätigkeit hinweg auf die Bildhauerei zu, in der sie ihr Lebenswerk vollendet.



Cornelia Paczka-Wagner: Grabrelief

Daß diese Arbeit so ungestört und frei ihren Entwicklungsgang nehmen konnte, war nicht zum wenigsten das Verdienst ihres Gatten, der ihr Schaffen in der gemeinsamen Werkstatt mit immer gleicher verständnisvoller Teilnahme begleitete. Auch Cornelia Paczka hatte bemerkenswert frühe Erfolge. Die Kupferstichkabinette erwarben Graphik, Radierungen, Algraphien und Zeichnungen von ihr, selbst eine Mappe mit Faksimiledrucken nach ihren Studienblättern erschien, was damals noch selten war und eine große Auszeichnung bedeutete. Mit Vorliebe pflegte sie die Porträt-Radie-

rung. Damals entstand schon eine Reihe glänzender Frauenköpfe, und auch später hat sie dem Bildnis in Malerei und Zeichnung nie entsagen mögen. Menschen zu schildern war ihr eine künstlerische Erholung. Der große Steindruck mit dem Kopf der alten Exzellenz Wagner, ihres Vaters, ist mit Recht besonders bekannt geworden. Sie hat diesen Kopf dann auch in einer Plakette und später in der Büste aus gelbgrauem Marmor gestaltet, ein Werk, das von der Berliner Universität erworben wurde. Daß sie dann in den langen Sommeraufenthalten auf dem ungarischen **Lande auch oft zum Pinsel griff, um neben dem malenden Gatten Typen und** Landschaften festzuhalten, war selbstverständlich. Aber lieber blieb ihr immer auch noch dort das Zeichnen mit Blei, Feder oder Kohle — das war ihr eigentliches Element und ihre natürliche Ausdrucksform.

Doch um den Kern ihres Schaffens in seiner Einheitlichkeit zu erfassen, muß man auf seinen Anfang zurückgehen. Schon in frührömischen Tagen war das junge Mädchen, so unklar und fremd ihm die Welt sonst vorkommen mochte, über das, was von ihr gestaltet wer-



Franz Paczka: Soldatenabschied



Franz Paczka: **Kirchgang**

den sollte, vollkommen klar. Urgefühle waren es, um deren Formung Cornelia Wagner rang; ihr Thema hieß: das Schicksal der Frau. Dies aber in seiner weitesten Bedeutung genommen. Nicht der Frau als bloßes soziales Wesen, nicht als Programmforderung für einzelne Dinge oder eine Partei, sondern der Frau als eines Teils der Schöpfung. Die erste große, bereits sehr reichfigurige Radierung »Maria mater consolatrix« schlug dieses Thema mit Bewußtsein an. Es war schon rein technisch eine respektable Leistung, dazu eine in jeder Beziehung selbständige Arbeit, und doch nur ein Anfang. Denn es galt, viel mehr zur Gestalt zu bringen als dies Eine, wenn auch schon recht Wichtige: die Mutter als Trösterin. Es begann nun ein jahrelanges Suchen, in welcher Art dies geschehen könnte. Zahlreiche Studien entstehen, gemalte, radierte, algraphierte, in allen denkbaren Zeichentechniken. Alle umkreisen den einen großen Stoffkreis: wie begegnet das Weib seinem Schicksal? Nur monumental, feierlich, umfassend, und doch die Typen der Erscheinungsformen einschließend konnte dies geschehen. Es entstehen Gemälde wie die »Vita beata« in dem großen mit Holzreliefs geschmückten Rahmen und ein Zyklus großer Kompositionen; auch die beiden Fresko-Gemälde einer Steglitzer Villa gehören ein wenig in diesen Kreis. Nichts genügt ihr, wenngleich diese langen Vorarbeiten den Vorteil haben, daß alle die vielen in sich abgeschlossenen Stimmungen des unermeßlichen Themas eine Reihe festgefügter Gruppen bilden helfen, die keine Einzelprogramme vorstellen, aber bestimmte Kreise des weiblichen Erlebens umschließen. Endlich findet Cornelia Paczka die Lösung in der Bildhauerei. In den graphischen Platten war manches Blatt schon früh von stark plastischem Charakter gewesen, selbst eine größere Bronzefigur war entstanden, auch einige Bildnisbüsten und kleinere Skulpturen. Jetzt sammelte sie die Fülle der Gesichte in fünf Gruppen und in fünf Flachreliefs, ordnete diese so um den Rand einer gewaltigen Brunnenmündung, daß immer eine fast frei skulpierte Gruppe mit einem Relief wechselt. Über den Reliefs, die ein wenig niedriger als die Brunnenhöhe sind, wird der Inhalt des Abschnitts noch einmal durch ein schwebendes Köpfchen bezeichnet. — Ein Frauenbrunnen. Die Anordnung im Kreis ist nur scheinbar zufällig. Für das, was sich hier vor uns abspielt, ist sie notwendig; es ist zeitloses Geschehen, wenn es auch in der Zeit geschieht. Selbst das Motiv des Brunnens ist nicht ohne Bedeutung. Es ist etwas von dem ewigen Rauschen des Wassers gefangen, dessen Wellen sich nie gleichen. Aber diese Beziehungen sind natürlich und nicht im geringsten aufdringlich. Das Werk hat weder mit blasser Allegorie, noch mit steifer Symbolisierung, noch mit verschleiernder Mystik etwas zu tun. Cornelia Paczka ist ein klarer und scharfer norddeutscher Kopf, der Wirklichkeit zu sehen weiß, aber auch einer, der die ganze Großartigkeit des hunderttausendfältigen Geschehens begreift und mit eiserner Energie gestaltet. All die Frauen, die uns hier entgegentreten, sind individuell erlebte Typen, nicht ihre Handlungen — im ganzen Kreis der Skulpturen kaum eine eigentliche Handlung, nur die Reliefs erzählen! —, sondern ihre Erscheinung, ihre Gesichter und Gestalten sind der ganze Inhalt des Geschehenden. Eine bewundernswerte Zurückhaltung, wo die Verführung bei so vielen Gestalten wahrlich nahe genug lag! Sie ist aber sicher gar nicht an die Künstlerin herangetreten, die vom ersten



Cornelia Paczka-Wagner: Margit

Augenblick den Kern ihrer Aufgabe erfaßt hatte, sich über ihr Ziel klar war. Mit einer verstandesmäßigen Auseinandersetzung einzelner Geschehnisse wäre ihr nicht geholfen gewesen.

Alle Stoffe, und also auch alle Gruppen, sind auf dem Grunde einer umfassenden Empfindung aufgebaut, aus der sich notwendig dann der Schicksalstypus entwickelt. Dieser Grundsatz gilt sowohl für die Gruppen wie die Reliefs. Unter den Gruppen besonders leicht erkennbar für die umfangreichste, die Abundantia, in der die unendliche, unheimliche Fruchtbarkeit der Natur geschildert wird; aber auch für die, welche man die Warnung, die Trauernden, die Reue, die Freundinnen benennen kann. Von den Reliefs ist neben der Magdalena, einer besonders gut gelungenen Schilderung ohnmächtiger Reue, das Chaosrelief wohl das großartigste. Sowohl in der Erfindung wie in der Ausführung. Das Thema ist die Empfindung des Individuums, im grenzenlosen All völlig allein und ganz verloren zu sein. Alle die Gestalten, die es rings umschweben, sind fremde, teilnahmlose Schemen. Die Ausführung ist im flachen Relief ein Meisterwerk. Mit den einfachsten und ehrlichsten künstlerischen Mitteln ist die Illusion unendlichen Raums und zahlloser Gestalten gegeben.



Cornelia Paczka-Wagner: Selbstbildnis (1916)

Natürlich ist mit den Betitelungsversuchen nur gleichsam ein Stichwort für die Bedeutung der Skulpturen ausgesprochen; ihr Inhalt ist eigentlich unendlich, weil Empfindung unendlich ist. Dies um so mehr, weil jede Gestalt einer jeden Gruppe ihren bestimmten Sinn hat, der mit der Hauptgestalt in Zusammenhang steht und nicht von ihr abzulösen ist. Natürlich ist in einem solchen Werk eine Fülle schönster Einzelheiten über das Ganze verstreut — ist es doch die Arbeit vieler Jahre —, alle aber sind durch unsichtbare Fäden miteinander verknüpft. Es ist wahr: der Grundton des Werkes ist ernst; selbst die mächtige Abundantia, wo die Urkraft der Natur in ihrer ganzen Unbändigkeit vorbeistürmt, ist gar nicht heiter. Vielleicht ist es nur allein jenes junge Weib, ebenfalls die Mittelfigur einer Gruppe, das die Arme jubelnd ausbreitet, um das Leben zu umfangen. Sonst sehen wir Betrübnis, Tränen, feste Entschlossenheit, stilles Vorwärtsschreiten.

Trotz dieser Grundstimmung ist die Wirkung erhebend. Gerade weil das Schicksal der Frau beinahe immer ein schweres Ringen ist, weil zahllose Gefahren mit Untergang drohen, Askese wie Leichtsinn, Ausschweifung und Gedankenlosigkeit gleich verderblich sind, lohnt sich der Kampf So scheidet man von diesem Werk mit dem Gefühl einer Erleuchtung, die nicht durch Worte zu kommen brauchte, sondern unmittelbar von den gesehenen Gestalten ausgeht. Das Werk war auf der Großen Berliner Kunstausstellung des Jahres 1926 zum erstenmal der Öffentlichkeit zugänglich. Leider sind bisher nur die Reliefs im edlen Material der Bronze hergestellt. Der Brunnen selbst ist in einem zwar wetterfesten, aber doch nur provisorischen Kunststein wiedergegeben, der viele Feinheiten der Arbeit nicht hat zu ihrem Recht kommen lassen, zumal da das Hochrelief der Gruppen leider durch zahlreiche Überschneidungen kompliziert ist. Hoffentlich gelingt es recht bald, das Werk dauernd in einer Stadt oder in einem Park aufzustellen, wo es als eine ausgereifte Lebensarbeit einer tiefen Künstlernatur in Bronze zu der Geltung kommen kann, die der Schöpferin vorschwebte. Die Lehren, die es ohne zu wollen gibt, müssen haften und können reiche Frucht bringen. Es ist ein Monument, das Generationen etwas zu sagen hat.

Franz Paczka hat die Vollendung dieses Werkes seiner Gattin nicht mehr erleben dürfen. Er ist am 20. April 1925 dahingeschieden. Bis zu dem Augenblick, da ihm eine schwere Krankheit den Pinsel aus der Hand nahm, war ihm seine eigne Arbeit wie die Teilnahme am Schaffen seiner Gattin Lebensnotwendigkeit. Der Gattin sind als teuerstes Vermächtnis die Vollendung ihres Werkes und die Freude am Hervorbringen geblieben.





Segelflosser

Der See im Glase

Von Paul Unger

Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers

Etwas Geheimnisvolles geht von den stillen Seen und sanften Teichen aus, die, umrahmt von hohem Wald, wie dunkle Augen den Wanderer zu betrachten scheinen. Was unter ihrem Spiegel ersteht und vergeht, ergründet nur der, der Liebe und offene Augen für die Natur hat und als ein Teil von ihr sich mit ihr und seinen Mitgeschöpfen verbunden fühlt. Dem Naturfreund bietet sich daher eine Fülle interessanten Geschehens unter der Oberfläche des Wassers. Daß Fauna und Flora des Wassers weniger offensichtlich sind, ist wohl die Ursache, daß sie ein bevorzugtes Interesse finden. In der Erforschung dieser weniger bekannten, schwerer zugänglichen Welt liegt ein besonderer Anreiz. Nicht zuletzt ist es unsre Jugend, die den Lebewesen der Tümpel und Bäche das größte Interesse entgegenbringt, ein Interesse, das nicht genug unterstützt werden kann. Besonders erfreulich zu beobachten ist, daß sie, dank besserer Aufklärung in den Schulen, allmählich daran mitwirkt, manchen alteingewurzelten Aberglauben der Erwachsenen zu beseitigen.



Rote Barbe

Wer einen flüchtigen Einblick in die wunderliche Kleintierwelt des Wassers genommen hat, wünscht mit ihr in Fühlung zu bleiben,


Vollglas-Miniatur-Aquarium

um sie gründlicher zu studieren, sie möglichst, wie Haustiere, an seine Häuslichkeit zu fesseln. Das kann geschehen; wer jedoch Tiere ihrer Freiheit beraubt, übernimmt damit auch die moralische Pflicht, ihnen Lebensbedingungen zu schaffen, die den natürlichen so nahe kommen, daß ein Wohlbefinden der Tiere gewährleistet ist.

Das Aquarium, der »See im Glase«, wie Roßmäßler, unser Altmeister in der Aquarienkunde, es deutsch benennt, ist der geeignete Unterkunftsort. Viele Vorurteile gegen die Anschaffung eines solchen bestehen noch immer. Die Abneigung unsrer Hausfrauen spielt keine kleine Rolle dabei; Klagen über mühevolle Sauberhaltung, viele Wasserplantscherei u. dgl. wollen nicht verstummen — und sind doch so unberechtigt! Zugegeben, daß es viele sogenannte Aquarien gibt, die höchstens die Bezeichnung »Fischkästen« verdienen; zugegeben, daß es viele Fälle gibt, wo Unkenntnis den guten Willen überschattet. Ein Aquarium muß ein Zimmerschmuck sein und auf den Beschauer ästhetisch wirken; es muß ein Stück Natur darstellen, das jeden Besucher erfreut; es soll keine Last, sondern eine Quelle der Erholung sein.

Ein einmal sachgemäß eingerichtetes Aquarium ist auf Jahre hinaus nicht veränderungsbedürftig; im Gegenteil, je älter, um so schöner und naturtreuer wird es. Ich will es den Lesern verraten, aber sie dürfen nicht erschrecken: das Wasser wird bei mir gewechselt, wenn ich — umziehe, was gewiß nicht zu den Alltäglichkeiten gehört; nur der durch Verdunsten entschwundene Teil wird etwa alle drei bis vier Wochen nachgefüllt. Zimmerpflanzen brauchen mehr Bedienung; sie wollen täglich begossen sein und verlangen auch zuweilen neue Erde. Mein Aquarium erhält sich fast von selbst.

Für die Einrichtung eines Aquariums sollte man folgendes beachten:

Je größer der Behälter, um so einfacher gestaltet sich die naturgetreue Anlage und weitere Erhaltung; je kleiner der verfügbare Raum, um so größer das erforderliche Feingefühl für richtige Auswahl und Zusammenstellung des Inhalts. Grundlegend für jeden Aquarientyp sollte es sein, daß das Höhenmaß des Behälters kleiner sei als die Breite; die Länge kann dann ganz beliebig genommen werden; eine große Oberfläche, im Verhältnis zur Höhe, ist also anzustreben; fertig käufliche Aquarien sind in vielen Fällen zu hoch gebaut und dann weniger zweckmäßig. Hierbei möge der sogenannten Goldfischgläser oder Fisch-


Gestell-Aquarium



Sonnenfische

glocken gedacht sein, in denen die Tiere langsam zu Tode gequält werden. Man muß sich wundern, daß die Industrie noch immer, und zum eignen Schaden, derartige Marterbehälter in den Handel bringt. Gegen die Verwendung runder Behälter wäre aus lebenswichtigen Gründen nichts einzuwenden, wenn ihr größter Umfang oben ist und zur Höhe im angegebenen Verhältnis steht; sie sind jedoch nicht praktisch, weil sie eine gute Beobachtung durch das Glas nicht gestatten und die Lichtbrechung an der gekrümmten Oberfläche nur Zerrbilder des Inhalts entstehen läßt. Die zweckmäßigste Form des Aquariums bleibt nun mal die rechteckige, denn auch die noch hin und wieder auftauchenden sechs- und achtseitigen Arten haben sich in der Praxis als weniger gut geeignete Konstruktionen erwiesen. Man unterscheidet Gestellaquarien mit eingekitteten Scheiben und Aquariengläser aus einem Stück gegossen; diese mehr für kleinere Formate.

Für die Einrichtung und Inbetriebsetzung eines Aquariums ist der grundlegende Faktor: das Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen Pflanze und Tier in Verbindung mit dem Licht. Licht braucht die Pflanze, um den für das Tier erforderlichen Sauerstoff hervorzubringen, während die Ausscheidungen der Tiere, vornehmlich die Kohlensäure, von den Pflanzen aufgenommen werden, die sie durch Einwirkung des Lichts in Kohlenstoff und Sauerstoff verwandeln. Der Kohlenstoff wird zu ihrem Aufbau verwendet, der Sauerstoff wird ausgeschieden. Das ganze Geheimnis, ein lebensfähiges Aquarium zu schaffen, besteht also lediglich darin, den gegenseitigen Austausch von Sauerstoff und Kohlensäure auf beide Partner bedürfnisgemäß zu verteilen, mit andern Worten: das biologische Gleichgewicht herzustellen. Liebe zur Natur und eine gute Beobachtungsgabe treffen sehr schnell das Richtige; guter Wille und Erfahrung führen ebenfalls zum Ziel. Das Wohlbefinden der Tiere zu gewährleisten, ihnen ohne künstliche Durchlüftung genügend Sauerstoff zu schaffen, geschieht also durch Einsetzen lebenskräftiger Unterwasserpflanzen, die gut vom Tageslicht erreicht werden. Ein Zuviel an Sauerstoffproduktion ist nicht zu befürchten, wäre auch nicht schädlich; wohl aber ein Zuwenig. Sauerstoffarmes Wasser zwingt die Fische, an die Oberfläche zu kommen, um den ihnen in ihrem Element mangelnden Sauerstoff unmittelbar der Luft zu entnehmen. Dabei entstehen dann Schaumbläschen als untrügliche Kennzeichen dafür, daß etwas nicht in Ordnung ist. Entweder sind für den Raum zu viele Tiere oder zu wenig Pflanzen vorhanden, oder es fehlt an gutem Licht, oder der Bodengrund ist zu fett und entwickelt schädliche Sumpfgase.

Es empfiehlt sich nicht immer, die gleichen Mittel, wie die freie Natur sie bietet, im Zimmer anzuwenden. Ich ersetze z. B. den häufig empfohlenen Moorboden durch Quarzsand, grob, wie er zu Maurer- und Pflasterarbeiten verwendet wird, und vermeide dadurch Sumpfgasbildung. Auch vom Sonnenlicht, das draußen mit voller Kraft segensreich wirkt, ist für die Zimmerkultur ein Zuviel zu vermeiden; es



Schleierschwanzfisch



Dreistachliger Stichling

verlangen oder gestatten je nach Art und Heimat eine grundverschiedene Behandlung. Sie können außerordentlich bedürfnislos sein, aber auch hohe Ansprüche an Temperatur, Fütterung und künstliche Durchlüftung stellen. Es versteht sich von selbst, daß Fische, die in den Tropen beheimatet sind, unsre Wassertemperaturen nicht vertragen, so daß für eine künstliche Erwärmung ihrer Behälter gesorgt werden muß. Die Technik hat aber auch auf diesem Gebiete alles Erdenkliche geschaffen, um diesen fremden, meist farbenprächtig und eigenartig gestalteten Gästen eine sie zufriedenstellende Behausung zu bieten. Zahlreiche Zuchterfolge haben den Beweis dafür erbracht. Leider artet diese schöne Liebhaberei dabei leicht ins Sportliche und Geschäftsmäßige aus; wenn durch Massenzüchtung geldliche Vorteile erzielt werden sollen, hört sie bald auf, eine Quelle der Erholung zu sein.

Die Haltung unsrer einheimischen Fische verursacht keine nennenswerten Kosten und bietet Interessantes in Hülle und Fülle. Allein unser Stichling, den wir mühelos selbst aus Tümpeln und Bächen mit der Hand fangen können, ist ein so reizendes Fischchen, daß es mit Gold aufgewogen würde, wenn es vom fernen Ausland bezogen werden müßte. Eigenartig schon in der Form, der Stachelbewehrung, der Bewegung und der Kühnheit, ist das Männchen im Hochzeitskleide von exotischer Farbenpracht, und

würde dadurch eine Alpenvegetation erzeugt, die die andern Pflanzen überwuchert und erstickt.

Bei reinem, lehmfreiem Quarzsand, dessen obere Schicht aus so gründlich gewaschenem besteht, daß dieser sich auch durch Umrühren nicht mehr trübt, vermeide ich Wassertrübung, die durch Grundeln der Fische oder durch Versetzen von Pflanzen verursacht werden würde. Trübes Wasser im Aquarium beweist meistenteils, daß man es an der einmal nötigen Sorgfalt bei der Einrichtung hat fehlen lassen. Die Ausscheidungen der Tiere geben den Pflanzen im allgemeinen genügend Aufbaustoffe; sie gedeihen und vermehren sich so, daß sie schließlich gelichtet werden müssen. Nur für Pflanzenkulturen im besonderen ist Lehm- oder Moorerde zu empfehlen.

Ob man einheimische, exotische, untergetauchte, Schwimm- oder Sumpfpflanzen verwendet, richtet sich teils nach den Raumverhältnissen, teils nach dem persönlichen Geschmack. Ich selbst möchte auch auf Uferpflanzen nicht verzichten, die auf einem zweckmäßig eingebauten Bimssteinfelsen — womit die käuflichen geschmacklosen Unterwasserburgen nicht gemeint sind — eine sehr dekorative Wirkung ausüben.

Die Wahl der zu haltenden Fische richtet sich ebenfalls nach dem Interesse und den Verhältnissen des Liebhabers. Die Tiere

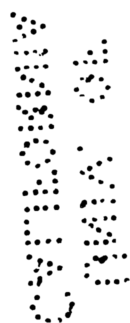


Plötze



Heinrich von Zügel: Aus meiner Heimat

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926



Nestbau und Brutpflege dieser Tiere bieten vollends viel des Anziehenden und Überraschenden. Der Bitterling in seinem Abhängigkeitsverhältnis zur Teichmuschel, in die das Weibchen mittels Legeröhre die Eier versenkt, um sie durch diese wenig stammverwandte Pflegemutter ausbrüten zu lassen, ist kaum minder eigenartig und unterhaltend. Ferner die muntere Ellritze und all das viele kleine glitzrige Volk, das in Schwärmen in der Sonne seine lustigen Jugendspiele treibt; sie sind in älteren Semestern manchem »Fischfreund« wenigstens von der Bratenschüssel her bekannt.

Die Kost der Fische sei möglichst abwechslungsreich. Es gibt eine reiche Auswahl an Futter, das im allgemeinen leicht zu beschaffen ist. Das beste sind lebende Daphnien und Cyclops (Wasserflöhe), auch größere Wasserinsekten, wie Mücken- und Libellenlarven — wer sie sich nicht selbst aus Tümpeln und Gräben holen will, erhält sie bald beim nächsten Händler —, ferner Regenwürmer und Enchyträen. Was Enchyträen sind, wird nicht allgemein bekannt sein: drei bis vier Zentimeter lange gelbweiße Würmchen, die man sich mühelos mit gekochten Haferflocken selbst züchtet. Ameiseneier, richtiger Ameisenpuppen, sind selten frisch zu erhalten; alt aber sind sie nicht zu empfehlen, was manchem Laien, der von der Goldfischpflege herkommt, verwunderlich sein wird: sie hinterlassen im Aquarium unverdauliche Rückstände, die im Wasser faulen und es dadurch ungesund machen. Künstliches Trockenfutter, insbesondere geschabtes Fleisch, nehmen nicht alle Fische an. Man füttere dann nur so viel, als in kurzer Zeit genommen wird; Futterreste sind mittels Schlammheber zu entfernen, weil sonst Wassertrübung und Stickstoffüberproduktion droht. Keinesfalls füttere man Brot, denn es würde das Wasser sehr schnell verderben.

Die Literatur über Aquarienkunde ist lange aus den Kinderschuhen heraus. Aus kleinen und großen, populären und wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften kann der Suchende sich über jede Eigenart von Pflanze und Tier genügend unterrichten; in zahlreichen Vereinen bietet sich Gelegenheit, unter Gleichgesinnten seine Erfahrungen auszutauschen; auch vermag jeder verständige Händler heute sachgemäße Auskunft zu erteilen und ist mit allen praktischen Hilfsmitteln und Geräten versehen.

Ein rechter Naturfreund ist in den meisten Fällen auch Liebhaberphotograph. Der Wunsch, die Schönheiten in der Natur, die einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen sind, wenigstens bildlich festzuhalten, ist für ihn zu naheliegend. Man möchte, was das eigne Auge ergötzt, auch seine Mitmenschen genießen lassen, weil auch hier geteilte Freude doppelte Freude ist. Meine hier beigefügten Bilder sind aus diesem Bedürfnis heraus entstanden. Wenn sie und der begleitende Text dazu beitragen, die Liebe zur Natur zu beleben und neue Freunde für sie zu gewinnen, so ist der Zweck dieses kleinen Beitrages erfüllt.

Die Blonde

Blonde — Blonde,
Komm in die Tannen,
Wie sie sich spannen
Den Wolken entgegen
Und ihrem Traum!
Baum dehnt sich an Baum
Und seufzt in des Windes leisem Erregen!

Blonde — Blonde,
Hier wollen wir liegen
Und sehn, wie die Blumen leise sich biegen,
Und wie die Wässerlein sickern und tasten
Bis tief in des Lebens heiligen Grund.
Du — gib mir den Mund!
So ferne die Welt und ihr törichtes Hasten!

Blonde — Blonde,
Wir wollen uns geben
Tief an das kleinste und einfachste Leben,
An Käfer und Blumen, an hastende Spinnen
Und an das weiche, lebende Moos! ...
Nun läßt uns sachte das Wiss.n los,
Wir finden im Traum der Dinge Beginnen.

Grete Urbanitzky

Ernährung und Gesundheit

Von Prof. Dr. R. Rosemann (Münster i. W.)

Daß wir essen und trinken müssen, um leistungsfähig und gesund zu bleiben, das erscheint jedem von uns als die selbstverständlichste Sache von der Welt. Denn wir wissen alle aus eigner Erfahrung, wie unbehaglich, elend und schwach wir uns fühlen, wenn wir Speise und Trank nicht zu gewohnter Zeit zu uns nehmen können. Hunger und Durst treiben uns gebieterisch an, für unsre Ernährung zu sorgen, und sie werden bald so unerbittliche Mahner, daß der Mensch alles daransetzt, sie zu befriedigen. Aber sie lehren uns nicht nur, daß wir essen und trinken müssen, sondern sie richten auch unser Verlangen auf bestimmte Speisen und Getränke, auf die wir »Appetit haben«, sie lehren uns, was wir essen und trinken sollen. Und im allgemeinen leiten Hunger, Durst, Appetit unsre Ernährung in durchaus zweckmäßiger Weise, seit tausend und aber tausend Jahren ernähren Mensch und Tier sich unter dieser Leitung und fahren gut dabei, auch ohne irgend etwas von den Lehren der Ernährungswissenschaft zu kennen. Ja, man kann auch heute, wo wir über die Grundsätze einer gesunden Ernährung einigermaßen befriedigend unterrichtet sind, jemandem auf die Frage: Wie soll ich es machen, um mich richtig zu ernähren? kaum eine bessere Antwort geben als die: Sorge vor allem durch eine im übrigen vernünftige Lebensweise dafür, daß du einen gesunden Appetit hast, und dann iß und trink, was dein Appetit dich lehrt, bis du satt bist, dann wirst du, wenn du dich vor offensichtlichem Übermaß hütest, ziemlich sicher sein können, daß deine Ernährung in Ordnung ist. Denn die Mutter Natur hat es nun einmal in ihrer Vorsorge und Weisheit so eingerichtet, daß für die lebenswichtigsten Vorgänge in unserm Körper Einrichtungen vorhanden sind, die ohne unser bewußtes Zutun dafür sorgen, daß das, was nötig ist, geschieht. Solche Einrichtungen nennen wir Regulatoren, und zu ihnen gehören eben auch Hunger, Durst und Appetit.

Das Wirken solcher Regulatoren wird besonders deutlich auf dem Gebiete der Atmung, die ja für gewöhnlich stets ohne das Eingreifen unsers bewußten Willens vor sich geht. Wie viel Luft wir ein- und ausatmen müssen, darüber machen wir uns keine Gedanken, denn wir wissen, daß sich das auch ohne unser Zutun in der richtigen Weise vollzieht. Und doch handelt es sich dabei um eine ebenso lebenswichtige wie verwickelte Aufgabe, denn die Menge der von uns ein- und ausgeatmeten Luft ist keineswegs etwa immer die gleiche, sie schwankt nach den Bedürfnissen unsers Körpers in weiten Grenzen. Wir brauchen nur eine Treppe schnell hinaufzulaufen, sofort setzt eine stark beschleunigte und vertiefte Atmung ein, und die Menge der nunmehr geatmeten Luft kann das Zwei- und Dreifache des Ruhewertes betragen. Wir würden es aber gewiß für sehr lächerlich und überflüssig halten, wenn uns jemand ermahnen wollte, ja nicht zu vergessen, daß wir lebhafter atmen müssen, wenn wir eine Treppe hinauflaufen, denn wir wissen, daß das ganz von selbst geschieht, besser ausgedrückt: daß die äußerst fein eingestellte Regulation unsrer Atmung das ohne unsern Willen aufs beste besorgt. Genau so sorgen Hunger, Durst und Appetit für unsre Ernährung, und der Mensch kann im allgemeinen nichts Besseres tun, als sich diesen ihm von der Natur gesetzten Führern folgsam anzuvertrauen.

Wenn dem nun auch so ist, so wird doch jedermann den Wunsch haben, von einem so wichtigen Lebensvorgang, wie es die Ernährung unsers Körpers ist, etwas mehr zu wissen als die Überzeugung, daß die Natur hier wie überall die Dinge schon bestens eingerichtet hat, wir wollen uns nicht in blindem Vertrauen auf die Regulationseinrichtungen unsers Körpers verlassen, sondern wir wollen uns davon überzeugen können, daß es mit unsrer Ernährung auch wirklich so steht, wie es stehen soll. Und dazu haben wir ein volles Recht. Hunger, Durst und Appetit lehren uns zwar gewiß das Richtige, solange diese Regulationseinrichtungen in Ordnung sind; aber wie ist es, wenn sie einmal gestört werden? Daß sie bei Krankheiten sehr bald versagen, das weiß jedermann aus eigner Erfahrung. Und nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Kranker in seinem Ernährungszustand herunterkommt. Gewiß spielt dabei auch die Krankheit selbst eine Rolle, aber in viel höherem Maße, als man meist meint, handelt es sich dabei um die Störung der normalen Regulation unsrer Ernährung. Der Kranke verliert den Appetit, und ohne diesen ist es ohne besondere, auf die Ernährung gerichtete Sorgfalt so gut wie unmöglich, unsern Körper ausreichend zu ernähren. Nun soll man freilich die Sorge für die Ernährung eines Kranken dem Arzt überlassen, der allein zu beurteilen vermag, was dem Kranken not tut, denn hier liegt eine schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe vor, die nur der richtig zu beurteilen imstande sein wird, der den gesamten Zustand des Körpers und seine besonderen Erfordernisse unter dem Einfluß der Krankheit kennt. Aber so viel sollte doch jeder sich klarmachen, daß hierbei eine bewußte, wohlüberlegte Regelung der Ernährung erforderlich ist, weil eben die gewöhnlichen Regulatoren unsers Körpers, denen wir uns in gesunden Tagen anvertrauen können, jetzt ihren Dienst versagen. Man hört häufig die Anschauung vertreten, einem Kranken, der

keinen Appetit hat, dürfe man auch keine Nahrung zuführen, der Körper wisse selbst am besten, was ihm guttue, das Fehlen des Appetits sei eine Stimme der Natur, gegen die man nicht handeln dürfe. Nichts kann verkehrter sein als eine derartige Überlegung. Die Stimme der Natur lehrt uns freilich das Richtige, und wir tun gut, ihr zu folgen, solange unser Körper gesund ist, nicht aber, wenn der Körper krank ist und seine Regulationseinrichtungen gestört sind. Das wird am klarsten, wenn wir an die schon erwähnte Regulation unsrer Atmung denken. Wie verhalten wir uns, wenn ein Mensch ins Wasser gefallen ist, herausgezogen wird und nicht mehr atmet? Was würden wir dazu sagen, wenn jemand etwa in folgender Weise überlegen würde: Dieser Mensch scheint keine Luft zu brauchen, denn er atmet nicht mehr, die Stimme der Natur lehrt uns offensichtlich, daß keine Luft für diesen Körper notwendig ist, keinesfalls wollen wir ihm gegen die deutlich vernehmbare Stimme der Natur etwa künstlich Luft zuführen. Eine solche Überlegung würde uns sehr lächerlich vorkommen. Wir würden sagen: Daß ein Mensch Luft zum Leben braucht, das wissen wir ganz genau; wenn er nicht atmet, so ist das keineswegs eine Stimme der Natur, sondern nur ein Zeichen, daß die normalen Regulationseinrichtungen seiner Atmung infolge des Unfalls gestört und nicht mehr imstande sind, das zu leisten, was sie im gesunden Körper so vortrefflich verrichten; jetzt müssen wir auf Grund unsrer Kenntnisse von dem, was dem Körper not tut, mit Bewußtsein eingreifen: wir machen künstliche Atmung und retten dem Verunglückten das Leben. Ganz genau so liegt es im Grunde bei der Ernährung. Daß ein Mensch Nahrung zum Leben braucht, das wissen wir, und wenn er im kranken Zustande kein Verlangen nach Nahrung hat, so sehen wir darin keineswegs eine Stimme der Natur, sondern nur eine Folge der krankhaften Störung, und wir regeln jetzt seine Ernährung auf Grund unsrer Kenntnisse von dem, was er bedarf. Das aber ist die Aufgabe des Arztes.

Wir brauchen jedoch keineswegs erst die Verhältnisse bei Krankheiten heranzuziehen, um die Bedeutung einer klaren Erkenntnis der Ernährungsvorgänge für jedermann einzusehen. Auch in gesunden Tagen ist es sehr nützlich, wenn man davon etwas mehr weiß, als daß man die Regelung der Ernährung getrost seinem guten Appetit überlassen kann. Denn unser Appetit ist eben ein sehr empfindliches Ding, und er kann leicht schon gestört sein und seinen Dienst nicht mehr in der richtigen Weise versehen unter Verhältnissen, wo von einer Erkrankung des Körpers noch gar nicht die Rede sein kann. Solange der Mensch unter Bedingungen lebt, wie sie seinem ursprünglichen Zustande vor der Zivilisation ähnlich sind, pflegt es ihm an Appetit nicht zu fehlen. Daß Angehörige wilder Völkerschaften an Appetitstörungen zu leiden hätten, ist kaum jemals von Reisenden berichtet worden; wenn sie nur überhaupt etwas zu essen haben, so mangelt es ihnen auch nicht an Appetit, um damit fertig zu werden, und sie werden wohl häufiger in den Fehler verfallen, zuviel als zuwenig zu essen. Die Lebensbedingungen unsrer Landbevölkerung entsprechen noch solchen ursprünglichen Verhältnissen: reichlicher Aufenthalt im Freien, in Licht, Luft und Sonne, Einwirkung von Regen und Wind und allen andern Witterungseinflüssen, starke körperliche Arbeit, gesunder Schlaf, gleichförmiges Leben ohne starke nervöse Erregungen, das alles bildet ein für den Körper gesundes Dasein, und ein gesunder, kräftiger Appetit ist die Folge. Aber wie sehr weichen bei der Bevölkerung unsrer Städte die Lebensbedingungen von solchen gesunden Verhältnissen ab? Selbst denen, die keineswegs ein ausgesprochen unvernünftiges und ungesundes Leben führen, fehlt es so häufig an Licht und Luft, an Aufenthalt im Freien, an körperlicher Tätigkeit, wir sind verzärtelt gegen Wärme und Kälte, und unser Leben beansprucht mit seiner Hast unser Nervensystem mehr als gut ist. Unter so unnatürlichen Lebensbedingungen leidet der Appetit, und die Nahrungszufuhr wird ungenügend; daher finden wir auch bei der Stadtbevölkerung so häufig die Zeichen schlechter Ernährung: blasse Gesichtsfarbe, kümmerliches Aussehen, schlaffe Haltung, Klagen über allgemeine Schwäche und Leistungsunfähigkeit usw. Es ist daher auch durchaus verständlich und berechtigt, wenn der Städter auf die Pflege seines Appetits mehr Sorge verwendet als der Landbewohner, der dessen meist nicht bedarf. Solange es sich dabei nicht um eine in ausgesprochene Schlemmerei ausartende Genußsucht handelt, dient eine solche Pflege des Appetits der Gesundheit, und eine kluge Hausfrau und Mutter kann hier für die Gesundheit ihrer Familie oft mit kleinen Mitteln Großes leisten. Jedermann weiß, wie ein freundlich gedeckter Tisch, ein hübsches Geschirr, lecker angerichtete und sauber zubereitete Speisen dazu beitragen, uns zum Essen anzureizen, uns Appetit zu machen und es uns gut schmecken zu lassen. Man soll dafür bewußt sorgen, daß bei Tisch keine unangenehmen und ärgerlichen Gesprächsgegenstände berührt werden. Der Ehemann, der von seiner Arbeit vielleicht schon abgespannt und ermüdet nach Hause kommt, braucht nicht gerade bei Tisch zu erfahren, daß das Hausmädchen die schöne Vase hingeworfen oder zum nächsten Termin gekündigt, oder daß Fritzchen wieder einmal ein schlechtes Diktat geschrieben hat und zu Ostern wahrscheinlich sitzenbleiben wird. Eine gewandte und kluge Frau, die auf das Wohlergehen ihrer Familie bedacht ist, wird es verstehen, all diese kleinen und großen Ärgernisse

des Alltagslebens dem Manne zu einer geeigneteren Zeit beizubringen als gerade beim Essen, wo sie ihm den Appetit verderben. Denn dessen kann sie sicher sein: nur wenn in ihrem Hause mit Appetit gegessen wird, wird die Ernährung ihrer Familienmitglieder auf die Dauer so sein, wie sie sein soll und wie sie es selbst wünscht.

Ein so guter Regulator unsrer Ernährung also auch der Appetit ist, und so sehr wir uns auf ihn verlassen können, solange er in der richtigen Weise seine Aufgabe versieht, so leicht ist er doch auch allerlei Störungen ausgesetzt. Gewiß wird es daher gut sein, wenn man von der Ernährung etwas mehr und Bestimmteres weiß, als daß man sich dabei nach den Angaben seines Appetits richten soll, wenn man, mit andern Worten, diese Angaben auch zu beurteilen imstande ist.

Dazu müssen wir uns zunächst einmal die Frage vorlegen, welchen Zwecken unsre Ernährung überhaupt dient, oder anders ausgedrückt, weshalb wir dauernd Nahrung in unsern Leib einführen müssen. Solange der Körper wächst, sieht man es ohne weiteres ein, daß ihm der nötige Stoff zugeführt werden muß, um das Wachstum zu bestreiten. Aber wenn er einmal ausgewachsen ist und dauernd auf ungefähr dem gleichen Bestande verbleibt, wozu muß auch dann noch fortgesetzt Nahrung in ihn eingeführt werden? Der Grund ist leicht einzusehen. Unser Körper verrichtet, solange er lebt, Leistungen, zu denen er Kraft bedarf, und diese Kraft beziehen wir aus den Nahrungsmitteln. Unser Körper verhält sich in dieser Beziehung genau so wie eine Dampfmaschine, die ebenso wie er Wärme erzeugt und mechanische Leistungen verrichtet, und zwar, wie jedermann weiß, auf Kosten der Kohlen, die ihr zugeführt und in ihr verbrannt werden. Niemand wird verlangen, daß etwa eine Dampfmaschine einmal eine Zeitlang ohne Kohlen auskommen sollte; wir wissen alle, daß sie dabei sehr bald stillstehen würde. Nach einem allgemein gültigen Naturgesetz kann Kraft niemals aus dem Nichts erzeugt werden, all unsre Maschinen erzeugen nicht etwa Kraft, sondern wandeln diese nur um; aus der Kraft, die in den Kohlen oder dem sonstigen Heizmaterial einer Maschine enthalten ist, liefert die Maschine die Kraft in der Form, in der wir sie brauchen und benutzen. Genau so muß unser Körper Kraft in den Nahrungsstoffen zugeführt erhalten, damit er sie in die Kraft, die zu seinen Leistungen, vor allem den Leistungen seiner Muskeln, erforderlich ist, umwandeln kann; ohne Nahrung wird er genau so leistungsunfähig wie eine Dampfmaschine ohne Kohlen, denn aus nichts kann nun einmal nichts werden.

Wir können nun die Kraft, die in unsern Nahrungsbestandteilen enthalten ist, sehr genau messen, indem wir diese in einem geeigneten Apparate verbrennen und die dabei entstehende Wärme messen, denn auch in unserm Körper werden die Nahrungsstoffe durch die Lebensvorgänge verbrannt und so die in ihnen enthaltene Kraft in Freiheit gesetzt und dem Körper für seine Leistungen zur Verfügung gestellt. Wärme messen wir nach Wärmeeinheiten oder Kalorien, und wir verstehen unter einer Wärmeeinheit oder Kalorie diejenige Menge Wärme, die erforderlich ist, um ein Kilogramm Wasser um einen Grad zu erwärmen. In unsern Nahrungsmitteln kommen im wesentlichen drei Klassen von Nahrungsstoffen vor: Eiweißstoffe, das sind Stoffe, die hauptsächlich im Fleisch, in den Eiern, in der Milch und im Käse enthalten sind, Kohlehydrate, das sind Zucker und Stärke, die wir vor allem mit dem Mehl und dem Brot einnehmen, und schließlich die allgemein bekannten Fette. Es ist nun festgestellt, daß 1 g Eiweiß und ebenso 1 g Kohlehydrat in unserm Körper 4,1 Kalorien liefert, 1 g Fett 9,3 Kalorien. Anderseits wissen wir, daß ein erwachsener Mann von 70 kg Körpergewicht bei mittlerer körperlicher Arbeit 2800 Kalorien für den Tag braucht. Es ist selbstverständlich, daß er bei angestrengter Arbeit mehr und bei Ruhe weniger brauchen wird. Legen wir einmal für unsre Betrachtungen das mittlere Maß von 2800 Kalorien für den Tag zugrunde, so können wir leicht angeben, wieviel von den einzelnen Nahrungsstoffen die Nahrung enthalten muß, um ausreichend zu sein; es müssen eben offenbar in der Nahrung auch 2800 Kalorien enthalten sein. Es werden also die folgenden Zusammenstellungen ausreichend sein:

100 g Eiweiß	=	410 Kalorien
280 g Kohlehydrate	=	1148 Kalorien
133 g Fett	=	1237 Kalorien
		2795 Kalorien
80 g Eiweiß	=	328 Kalorien
400 g Kohlehydrate	=	1640 Kalorien
89 g Fett	=	828 Kalorien
		2796 Kalorien

Und man sieht leicht ein, daß wir noch eine unendlich große Anzahl solcher Kostordnungen aufstellen könnten, denn wir können ja offenbar von dem einen Nahrungsstoff eine beliebige Menge fortlassen, wenn wir sie nur durch eine ihrem Kaloriengehalt nach gleiche Menge eines andern Nahrungsstoffes ersetzen; wir können so die verschiedenen Nahrungsstoffe miteinander vertauschen, wenn nur die Gesamtsumme der mit der Nahrung eingeführten Kalorien die gleiche bleibt. Nun wird es auch ohne weiteres klar, woher es kommt, daß verschiedene Personen desselben Volkes, erst recht Angehörige verschiedener Völker und Rassen, sich scheinbar so ganz verschieden ernähren. Die Zusammensetzung ihrer Nahrung schwankt freilich in den weitesten Grenzen, aber

das, worauf es eigentlich ankommt, der Kalorien- oder der Kraftgehalt der Nahrung ist immer derselbe.

Für praktische Zwecke ist es noch anschaulicher, nicht den Kaloriengehalt der einzelnen Nahrungsstoffe, sondern den Kaloriengehalt der verschiedenen Nahrungsmittel zugrunde zu legen, wie es für die wichtigsten Nahrungsmittel in der folgenden Tabelle geschehen ist:

100 g mageres Fleisch	=	100 Kalorien
100 g Milch	=	60 »
1 Ei	=	75 »
100 g Brot	=	200—230 »
100 g Zucker	=	400 »
100 g Butter	=	800 »

Man sieht aus einer solchen Zusammenstellung, wie außerordentlich nahrhaft z. B. die Butter ist, ebenso natürlich auch die andern Fette, wie Margarine, Schmalz, Öl usw., denn 100 g davon liefern schon 800 Kalorien, also einen sehr wesentlichen Teil dessen, was im ganzen für einen Tag eingeführt werden muß, wie gering dagegen im Vergleich dazu, dem allgemeinen Vorurteil entgegen, der Nährwert des Fleisches ist, von dem 100 g nur 100 Kalorien enthalten. Während des Weltkrieges fehlte es uns in unsrer Nahrung an Fleisch und Fett; den Fleischmangel hätten wir ohne Schaden noch lange ertragen können, am Mangel des Fettes dagegen sind wir zugrunde gegangen. Man sieht auch, daß die oft gehörte Frage: Ist dies oder das nahrhaft? in dieser Form gar keinen Sinn hat, denn es kommt auf die Menge an, in der es aufgenommen wird. Ich trinke meinen Kaffee gern schwarz und muß häufig die wohlgemeinte Ermahnung über mich ergehen lassen: Sie müssen Milch in den Kaffee tun, denn Milch ist ja so nahrhaft! Jedermann sieht aber ein, daß die ein oder zwei Teelöffel Milch, die man gewöhnlich in den Kaffee gibt, das mögen vielleicht 10 g Milch sein, im ganzen 6 Kalorien liefern, also einen Betrag, der für die Ernährung ohne Bedeutung ist. Zwei Teelöffel Milch sind nicht nahrhaft, aber ein Liter Milch ist nahrhaft, denn er liefert 600 Kalorien, also einen recht erheblichen Teil des gesamten Nahrungsbedarfs eines Tages, und zwei Liter Milch sind eben doppelt so nahrhaft. Auf die Menge kommt es an. Wir erkundigen uns nach einem Kranken, der sich von einer schweren Erkrankung erholt, und fragen nach seiner Ernährung; man sagt uns: Oh, es geht ihm Gott sei Dank schon recht gut, er hat heute bereits zwei Tassen Milch getrunken! Wir werden uns leicht überlegen, daß zwei Tassen Milch, das mag etwa ein halbes Liter sein, im ganzen 300 Kalorien enthalten, gewiß wird das besser sein als gar nichts, aber wir werden doch nicht im Zweifel darüber sein können, daß das eben noch recht wenig ist, und daß der Kranke dabei noch völlig ungenügend ernährt ist. Irgendeinen Stoff, von dem zwei oder drei Teelöffel voll etwa auch nur einen erheblichen Teil der für einen Tag erforderlichen Kalorien dem Körper zuführten, gibt es nicht. Das gilt auch von allen künstlichen Nährmitteln, die man in den Zeitungen so übertrieben anpreisen hört. Sie mögen in Krankheiten zuweilen nützlich sein, obwohl auch dies viel seltener der Fall ist, als man allgemein denkt, aber darüber hat einzig und allein der Arzt zu entscheiden; für den gesunden, höchstens etwas unterernährten Menschen sind sie allesamt völlig wertlos und daher überflüssig. Wer etwas für die Ernährung seiner Familienmitglieder tun will, der soll ihnen nicht künstliche Nährpräparate kaufen — das Geld dafür ist weggeworfen, mögen sie auch noch so schöne Namen haben —, sondern unsre natürlichen Nahrungsmittel: Brot, Butter, Milch, Eier usw., denn nur damit läßt sich wirklich etwas erreichen.

Nach dem bisher Gesagten müßte es nun so scheinen, als ob die Zusammensetzung der Kost ganz und gar gleichgültig sei, wenn nur die Gesamtmenge der erforderlichen Kalorien darin enthalten ist. Man müßte dann ja auch den einen oder den andern Nahrungsstoff in einer Nahrung überhaupt weglassen und ihn durch die entsprechende Menge eines andern ersetzen können. Das ist aber keineswegs der Fall. Zunächst muß immer eine, wenn auch ziemlich geringe Menge Eiweiß in der Nahrung enthalten sein, sie läßt sich durch andre Nahrungsstoffe nicht ersetzen. Das hat aber nichts mit dem Kraftinhalt des Eiweißes zu tun, sondern erklärt sich in einer ganz andern Weise. Die Zellen unsers Körpers bestehen zum bei weitem größten Teil aus Eiweiß, im Laufe des Lebens gehen sie aber nach und nach zugrunde und müssen neu aufgebaut werden. Dazu ist natürlich derselbe Stoff, aus dem sie nun einmal zusammengesetzt sind, erforderlich, er kann nicht durch irgendeinen andern ersetzt werden, und so muß immer das hierfür erforderliche Eiweiß in der Nahrung vorhanden sein. Welche Menge Eiweiß für diesen Zweck nötig ist, kann nicht allgemein angegeben werden, da das von vielen Bedingungen abhängt; aber wir wissen jedenfalls, daß dafür eine recht geringe Menge Eiweiß, etwa 30—40 g Eiweiß im Tage, bereits völlig ausreicht. Man wird natürlich guttun, sich nicht gerade auf diese Mindestmenge einzustellen, und so haben die eiweißreichen Bestandteile unsrer Nahrung, wie Fleisch, Eier, Milch, Käse, gewiß ihre besondere Bedeutung für unsre Ernährung, aber im allgemeinen wird es sicherlich sehr selten vorkommen, daß es in einer frei gewählten Kost etwa gerade an Eiweiß fehlt; der Mangel an Gesamtkalorien ist das, was praktisch viel mehr in Betracht kommt. Auch während des Weltkrieges hat es uns, wie ich schon sagte, nicht in

erster Linie an Eiweiß gemangelt, um die Zellen unsers Körpers aufzubauen — für diesen Zweck hatten wir noch immer Eiweiß genug —, sondern an den andern Nahrungsbestandteilen, vor allem an Fett, um die Kraft zu bestreiten, die für die Leistungen unsers Körpers erforderlich ist. Praktisch braucht man sich wegen des Eiweißgehaltes der Nahrung keine besondere Sorge zu machen, denn so viel, wie hiervon erforderlich ist, wird die Nahrung stets auch ohne unser besonderes Zutun enthalten. Dasselbe gilt von den Salzen und dem Wasser.

Danach könnten wir die Anforderungen, die an eine ausreichende Nahrung gestellt werden müssen, etwa so zusammenfassen: die Nahrung muß von den einzelnen Nahrungsbestandteilen so viel enthalten, daß für einen erwachsenen Mann bei mittlerer Arbeit für den Tag 2800 Kalorien im ganzen eingeführt werden, und sie muß weiterhin gewisse Mengen von Eiweiß, Salzen und Wasser dem Körper zuführen, die jedoch meist ohne weiteres in ausreichender Menge vorhanden sind. Die Untersuchungen der letzten Jahre haben aber gezeigt, daß damit in der Tat noch nicht alle Anforderungen an eine ausreichende, gesunde Nahrung aufgezählt sind. Es kommen nämlich in unsrer Nahrung sehr eigentümliche Stoffe vor, die stets nur in ganz verschwindend geringer Menge sich vorfinden, die aber gleichwohl unentbehrlich sind, wenn der Körper gesund bleiben soll. Man bezeichnet sie als Vitamine, weiß aber bisher von ihnen nichts weiter, als daß schwere Ernährungsstörungen auftreten, wenn sie der Nahrung fehlen. Sie kommen hauptsächlich in frischer Milch, in Gemüsen und im Obst vor; auch der in der Behandlung kranker Kinder seit langem mit bestem Erfolg verwandte Lebertran ist reich an ihnen. In einer gemischten, frei gewählten Kost wird es wohl kaum jemals an Vitaminen fehlen, so daß es auch hier einer besonderen Sorge für die Zufuhr nicht bedarf; man sieht aber, wie wichtig Milch, Gemüse, Obst als Bestandteile unsrer Nahrung sind, sie sollten daher stets in reichlicher Menge aufgenommen werden. Besonders gute frische Milch sollte von jung und alt gern genossen werden, sie stellt nicht nur in gesunden Tagen ein wertvolles Nahrungsmittel dar, sondern ist oft auch in Krankheiten die einzige Nahrung, die der Kranke nehmen kann. Wer Milch nicht trinken mag und kann, ist daher im Falle einer Erkrankung oft übel daran. Kinder sollte man so erziehen, daß sie Milch als ein besonders wohlschmeckendes Getränk ansehen und stets mit Genuß trinken, sie sollten es überhaupt nicht zu hören bekommen, daß es Menschen gibt, die einen Widerwillen gegen Milch haben; das gute Beispiel tut hier viel.

Nach den angegebenen Werten für den Kaloriengehalt unsrer wichtigsten Nahrungsmittel ist es nicht allzu schwer, sich ein ungefähres Urteil darüber zu verschaffen, ob eine bestimmte Kost für einen Menschen ausreichend ist oder nicht. Ein gutes Hilfsmittel bietet hierbei noch das Verhalten des Körpergewichts. Wer bei seiner gewohnten Kost dauernd an Gewicht zunimmt, der ißt aller Wahrscheinlichkeit nach zuviel; wer dauernd an Gewicht verliert, der ist mangelhaft ernährt und bedarf einer besonderen Sorge für seine Ernährung. Denn der Zustand der Unterernährung stellt immer eine große Gefahr für den Menschen dar; der Unterernährte ist nicht nur leistungsunfähig, sondern auch widerstandsunfähig gegen Erkrankung und, wenn er wirklich erkrankt, stärker bedroht als der gesund Ernährte. So sollte jeder, ganz besonders aber die Hausfrauen und Mütter, denen in erster Linie die Sorge für die Ernährung ihrer Familienangehörigen obliegt, über die wichtigsten Grundsätze der Ernährungslehre einigermaßen unterrichtet sein. Das Beste wird es doch aber immer sein und bleiben, wenn der naturgemäße Regulator der Nahrungszufuhr, der Appetit, seine Schuldigkeit tut; ihn auf jede Weise zu fördern, muß deshalb die erste Aufgabe bleiben. Eine naturgemäße Lebensweise, eine sorgsame Zurichtung und Darreichung der Kost wird diesem Zwecke am meisten dienen. Das Beste, was wir unserm Mitmenschen wünschen können, wenn wir ihn gut ernährt zu sehen wünschen, bleibt nach wie vor der alte Wunsch vor jeder Mahlzeit: Guten Appetit!

Der Alternde

Nein, noch nicht! Und ob auch die Jugend ging,
Nein, ich lebe noch, und ich bin nicht gering!

Ob die Flamme verflackert, die launisch gelacht,
Stete Glut ist nun erst treu entfacht.

Herzensherd, ich nähr' dich mit allem Sein,
Lust und Last, ich werf' sie in dich hinein.

Wärme den, der verlangend die Hände streckt.
Schüren will ich, daß nie dich die Asche deckt.

Liebe, gib über Leben und Leid Gewalt!
Schweigt der Atem, werde die Asche kalt.

Carl Meißner

Der Lebemann

Von Ottomar Enking

Sören Gissemanns Eltern waren unruhige Leute, und so kam es, daß ihnen nichts von allem, was sie begannen, recht glücken wollte. Sie hasteten von einem zum andern.

Schließlich bildeten sie sich ein, es müßte ihnen jenseits des Wassers besser gelingen, und ihr Verlangen, auszuwandern, wurde immer drängender.

In dem kleinen Sören sahen sie ein Hindernis für ihre Pläne; wer kann die Arme ordentlich rühren, wenn er ein Kind darin tragen muß?

Dieser ihr einziger Sohn war ihnen von vornherein nicht willkommen gewesen, und was sie denn doch noch an Liebe zu ihm fühlten, das verkümmerte unter den ewigen Sorgen.

Als sich daher ein kinderloses Ehepaar bereit erklärte, Sören für eigen anzunehmen, war ihnen das eine große Befreiung; sie verließen das Land, und man hörte nichts mehr von ihnen.

Der bescheidene und fleißige Knabe wurde von seinen Pflegeeltern gut behandelt, und sie erfüllten ihm auch nach seiner Einsegnung seinen Herzenswunsch, indem sie ihn den Buchhandel lernen ließen.

Denn das stellte sich Sören als das Allerschönste vor, den ganzen Tag mit lauter Büchern umzugehen und abends bis spät in die Nacht hinein zu sitzen und die Herrlichkeiten in sich einzusaugen, die da gedruckt standen.

O, er bewunderte jeden, der ein Buch schrieb!

Leider mußte er es erleben, daß seine Pflegeeltern auf ihre alten Tage miteinander uneins wurden.

In der Stadt, wo sie so vieles an eine zufriedene Vergangenheit erinnerte, mochten sie nicht bleiben. Der Mann zog hierhin, die Frau dorthin, und ihr Zusammenhang mit Sören löste sich mehr und mehr.

Zuletzt war er völlig auf sich selbst angewiesen.

Äußerlich durchbringen wollte er sich schon, dafür war ihm nicht bange; er fühlte sich nur so furchtbar einsam.

Denn mit andern herumzuziehen und sich die üblichen Vergnügungen zu schaffen, das lag ihm nicht.

Er wurde fast trübsinnig; als aber dies sein Heimweh nach einer Seele am schlimmsten war, da fand es auch seine Linderung.

In der Buchhandlung erschien nämlich eines Tags ein junges Mädchen, nicht etwa, um Schillers Gedichte im roten Einband und mit Goldschnitt zu erstehen, sondern um hinten im Lagerraum Staub zu wischen und den Fußboden zu säubern.

Sie war ein zartes Ding, und Sören sah, wie schwer ihr das Eimerschleppen fiel.

Das erregte sein tiefes Mitleid, aber helfen durfte er ihr nicht, so gern er es getan hätte. Er mußte sich damit begnügen, ihr im Vorbeigehen gute Blicke zuzuwerfen.

Und sie, die schüchtern und unhörbar ihre Arbeit tat, empfand die Wärme, die von ihm ausstrahlte, und es zerschmolz etwas in ihr, was gefroren war. In ihren Augen lag, wenn sie Sören anschaute, ein demütiger, dankbarer Schimmer.

Drei, vier, fünf Wochen blieb es so zwischen den beiden. Sie wechselten kein Wort, nur ihre Blicke wurden immer vertrauter. Ach, sie waren längst miteinander bekannt!

Wenn er einen Bücherstapel trug, der ihm schier das Rückgrat einknickte, so erwiderte sie sein Mitleid, und er und sie machten sich ihre Mühsal leicht dadurch, daß sie der bedauernden Miene mit einem sachten Kopfschütteln begegneten, als wollten sie sagen: Das ist ja gar nichts! Deshalb brauchen Sie sich nicht um meinetwillen zu sorgen!

Der Herr des Geschäftes — er war ein unwirscher Mann, der nur immer zu mäkeln haben mußte — rief bisweilen aus seinem Kontor nach ihr: »Aber, Fräulein Lund, hier liegt schon wieder fingerdicker Staub! Ja, wenn Sie nicht aufpassen—!« Ein Achselzucken, das die Drohung bedeutete: dann kann ich dich nicht brauchen, mein Kind.

Und sie flog mit dem Tuch und reinigte da, wo sie vorher schon alles auf das peinlichste gereinigt hatte. Und eine dicke Frau holte sie dann und wann mittags ab und meinte: »Na, bist du auch wieder richtig auf dem Posten gewesen, Meta?«

Meta Lund... Sören Gissemann fand, daß es ein wunderhübscher Name war. Endlich trafen sie sich an einem Sonntagvormittag in den Anlagen. Er zog den Strohhut weit herab und fragte sie — woher er den Mut bekam, das weiß nur der liebe Gott —, fragte sie, ob es heute nicht schönes Wetter sei, und ob sie auch ein bißchen spazierenginge.

Das bejahte sie flüsternd und errötend, und sie standen nun so voreinander, daß sie beide nicht weiterkonnten, wenn sie nicht zur Seite ausweichen wollten. Und da besaß er die noch größere, für seine Verhältnisse einfach unerhörte Kühnheit, sie zu fragen, ob er vielleicht einen Augenblick mit ihr gehen dürfe, worauf sie zunächst mit allen Zeichen des Erschreckens einen Schritt zurücktrat und ganz blaß wurde, um dann doch mit den eben geöffneten Lippen etwas zu hauchen, was wieder als ein Ja zu deuten war.

Und oh! — was wurde das da in den Anlagen für eine köstliche Stunde! Nun erfuhren die

beiden erst, was Sonnenschein und Blumenblühen und Vogelgesang und Wipfelrauschen war.

Und am nächsten Sonntag und am übernächsten Sonntag und am überübernächsten Sonntag... die Welt, die Welt... o lieber Gott, wie hast du deine Welt so schön gemacht! So viel junges Glück —, das ist ja gar nicht auszudenken! — Meta Lund war eine Waise. Ihr Vormund, bei dem sie wohnte, behandelte sie hart. In drei Häusern mußte sie Aufwartung tun. Das war für ihren schwächlichen Körper viel zu viel.

Eine Waise...

Was war Sören denn anders? Seine wahren Eltern kamen für ihn nicht in Betracht.

Auch diese Gleichheit zog sie zusammen, und auf der Bank im Gebüsch bat er sie dann, ob sie nicht ihr Leben lang beieinanderbleiben wollten. Ja, sie sollte seine Frau werden! Nur ein paar Jahre mußte sie sich gedulden, bis er eine bessere Stellung oder sogar selbst einen Laden eröffnet hatte. Und sie antwortete, daß sie mit allem einverstanden sei, seine Frau zu werden und auch zu warten, ganz wie er wolle.

Leise berührten sich ihre Lippen; ein Kuß war das, was sie sich gaben, nicht zu nennen. Beide hatten schmale und müde Gesichter, aber wie sie jetzt dasaßen, Wange an Wange, wie sie die Augen schlossen, da sah es aus, als ob sie zum ersten Male ruhten, da lag eine Verklärung über ihnen.

Die im Laden und auch der Vormund und seine Wirtschafterin merkten nichts von dem Brautstand.

Ganz heimlich trugen Sören und Meta die Gewißheit mit sich herum, daß sie nun geborgen seien. Was sie bisher nicht an Liebe bekommen hatten, jetzt strömte es reich und überreich zu ihnen!

Meta war kränklich; der Herr des Geschäftes verzichtete mit barschen Worten auf sie; für eine halbe Kraft könne er das viele Reinemachegeld nicht ausgeben.

Ach, wenn es schien, daß ihr dünner Arm von dem vollen Eimer beinahe ausgerenkt wurde, so war das für Sören immer ein schmerzlicher Anblick gewesen, aber er entbehrte Meta trotzdem. Er konnte ihr keinen Trost, keine Hoffnung mehr zunicken.

Sie warteten und waren dabei doch so selbstverständlich ungeduldig. So oft es anging, saßen sie auf ihrer Bank; er brachte ihr Stärkungsmittel aus der Apotheke mit, erzählte ihr, wieviel er nun schon auf der Sparkasse habe, und sie gestand ihm schließlich ein, daß sie gar nicht so ganz arm sei. Wenn sie es verlangte, mußte ihr der Vormund eine Hypothek auszahlen, die noch von ihrem Vater auf sein Haus eingetragen worden war.

»Warum hast du mir das nicht längst gesagt?« rief er.

»Ich mochte es nicht. Es kam mir so großsprecherisch vor,« erwiderte sie, nach ihrer Weise den Kopf tief senkend.

»Aber das ist ja... dann können wir ja bald...« Er war so aufgeregt, daß ihm die Stimme versagte.

Und nun überflog ihr Gesicht etwas Freudiges: »Ja, Sören, bald.« Dann wurde sie wieder bedenklich. »Ich wag' es nur nicht, meinen Vormund darum anzugehen.«

»Das ist das geringste!« Wie männlich er auf einmal war. Einfach vor den rauhen Vormund hintreten und ihn im Namen seiner Braut auffordern, mit dem Gelde herauszurücken — Kleinigkeit!

Urplötzlich fühlte er eine Sicherheit, die er noch nie gekannt hatte. Was war doch das Geld für eine gewaltige Stütze, für eine Macht! Es kam ja noch Zaghaftigkeit genug in ihm auf. Aber hier galt es das Allerwichtigste: sein und Metas Zusammenkommen. Er durfte in ihren Augen kein Feigling sein.

Wirklich, er überwand sich, besuchte den Vormund, erklärte ihm, wenn auch recht stotternd und mehr in der Form einer Bitte um Entschuldigung als in Gestalt des Forderns, wie es stand, und daß sie Metas Erbschaft zur Gründung ihres Haushalts nötig hätten.

Der Vormund fluchte dermaßen, daß selbst einem Höllengeiste davor grauen konnte, schimpfte auf Meta, diese heimliche Kreatur, die alle seine Güte nun mit solchem Undank belohne, und wies Sören hinaus; aber der entwickelte, obgleich ihm das Herz im Halse saß, eine Festigkeit, über die er sich selbst wunderte, und verabschiedete sich auf die wiederholte Einladung, die Tür von draußen zuzumachen, mit den tapferen Worten: »Dann müssen wir einen Rechtsanwalt nehmen!«

Das war wahrhaftig Trumpf-As!

Der Vormund kannte die Gesetze zu genau, als daß er nicht einsah, er würde das Spiel verlieren; er machte im trauten Verein mit dem ihn bedienenden Weibsbild der armen Meta den Aufenthalt in seinen Räumen so sauer, wie er es nur konnte, und er konnte es gut! — Und dann gingen sie und Sören richtig als Braut und Bräutigam — denn sie hatten im Blatte gestanden —, Arm in Arm hin und kauften eine Einrichtung für eine Zwei-Stuben-Wohnung, die sie an entlegener Straße in einem kleinen Hause aufgestöbert hatten, und die ihnen gerade so gemütlich deuchte.

Sören war von jener Regsamkeit, die das Männchen immer zur Zeit des Nestbaues zeigt; unternehmungsfreudig und im Drange, selbständig zu werden, holte er seine vom Munde abgedarbten Ersparnisse und erwarb eine Postkartenhandlung in gar nicht so übler Lage.



Morgenbesuch

Nach einer farbigen Aufnahme von Josef Zimmer (Mülheim)

UNIV. OF
CALIFORNIA

Daraus sollte sich wohl nach und nach eine angesehene Buchhandlung entwickeln. Mit die erste am Platze!

Und sie knieten vor dem Altar und genossen ihr Hochzeitsmahl mit Sörens beiden Kollegen, die er zu Zeugen gebeten hatte, und erwiesen einander aus der ihnen angeborenen Feinfühligkeit heraus alle Zartheit der Liebe und waren fröhlich und vergnügt, und Meta half mit im Laden, und sie freuten sich über jede Postkarte, die sie verkauften, und Sören wußte sein Schaufenster so zu schmücken, daß immer, aber auch immer Leute davorstanden und die Mannigfaltigkeit der Städteansichten und Gemäldeabbildungen und scherzhaften Zeichnungen betrachteten. Und er schaffte Zeitschriften und Zeitungen an, und man konnte auch Briefmarken bei ihm bekommen, und wenn in der Oper »Fidelio« und im Stadttheater »Die Räuber« gegeben wurden, hing er die Reclamhefte mit diesen Stücken an die Tür, und allmählich fing er dann nach seinem Plane an, auch andre Bücher zu bestellen.

Und sie machten von Vierteljahr zu Vierteljahr Fortschritte, und die Erde hatte noch keine seligeren Menschenkinder gesehen als Sören und Meta. Und sie meinten, die Sonne stehe still über ihren Häuptern, um sie immer und immer zu bestrahlen.

Da fuhr ihnen unversehens das Schicksal mit seiner fürchterlich groben Faust, die vor keinem noch so wohlverdienten Menschenglück Achtung hat, in den Nacken.

Meta, die während ihrer Ehe bisher so gesund gewesen war wie nie vordem, brach zusammen. Die Beine wurden ihr schwach. Nicht lange, so konnte sie weder gehen noch stehen.

Sören tat mit fliegender Angst, was nur in seinen Kräften stand, ja mehr, um sie zu heilen. Er rief Ärzte, Magnetiseure, Sympathieweiber zu Hilfe — jedes kleine Zeichen einer Besserung dünkte ihn der Anfang des Genesens. »Nun wird es! Nun wird es, mein Liebling! Sollst mal sehen!« Aber sein Jauchzen verstummte. Der berühmte Professor, den er zu Rate zog, kniff die Lippen zusammen und krauste die Brauen.

Meta konnte nur liegen, und dann fingen ihre Augen an, sich zu verdüstern, und als noch ein paar Jahre vergangen waren, da hatte Sören Gissemann all seinem Flehen um Gottes Gnade zum Trotz eine gelähmte und erblindete Frau.

Ja, wenn mit ungeheurem Schmerz, mit Verzweiflung, wenn mit dem Aufstöhnen der gequälten Seele, mit ihrem Aufbäumen wider das Geschick etwas geholfen würde, wenn der Mensch auf seine aus innerster Not herausgeschriene Frage: Warum das, und warum gerade mir das? auch nur eine Antwort erhielte! Aber alles ist zwecklos, was wir immer versuchen mögen, der Unerbittlichkeit eine Wendung ins Erbittliche zu geben, alles ist zwecklos — außer der Ergebung in einen Willen, den wir weder kennen noch verstehen, und den wir nur so schrecklich spüren. Und die Ergebung, die wirkliche, wahre, nicht die stumpfe, tatenlose —, die Ergebung trägt dann doch eine Art Sieg über das Leid in sich, sogar eine Art Frohsinn.

Das lernten Sören und Meta. Sie weinten beide, sie weinten lange, und er kehrte das übertränte Antlitz weg von ihr, denn daß sie ihn nicht mehr sehen konnte, das wollte ihm nicht zu Sinne, obgleich er es ja wußte und an allem merkte.

Er lächelte ihr zu — sie mußte ihn ja sehen, es ging doch gar nicht anders — ihn sehen, wenn sie denn auch — er konnte ja nicht daran zweifeln — blind war.

Was an ihr zehrte, war viel weniger ihre Krankheit als ihr Kummer um ihn. »Wenn du mich nicht kennengelernt hättest, und wenn wir uns nicht geheiratet hätten, was läge an mir! Dann wäre ja alles einerlei gewesen. Ich hätte es ruhig auf mich genommen und wäre bald gestorben. Was gab es Besseres für mich? Aber du, du hast mir mit deiner Liebe Kraft gegeben, mehr Kraft, als ich jetzt haben möchte. Ach, und ich hatte mich so darauf gefreut, dir Kinder zu schenken, liebe, gute, artige Kinder, die uns so lieb hatten, so lieb, und wir, was taten wir nicht für sie, für unsre Kinder! Und nun, nun bin ich nichts als eine Last für dich.«

»Nein, nein, Meta! Bitte, bitte, sprich nicht so! Ich weiß es ganz bestimmt, du wirst gesund!«

»Wenn aber nicht?«

»Du wirst gesund! Das andre darfst du gar nicht denken. Das schwächt dich nur!«

Doch sie wiederholte mit der Hartnäckigkeit des siechen Menschen: »Wenn aber nicht? Was fängst du dann mit mir an? Ach, daß du nur rasch von mir befreit würdest!«

Er glaubte selbst felsenfest daran: Meta mußte noch wieder gehen und sehen! Es konnte nicht anders sein. Und er suchte seine Überzeugung — sie war so ehrlich! — auf sie auszustrahlen. Er hüllte sie ganz darin ein, bis er sie so weit hatte, daß sie ihm vertraute. Ja, sie wurde noch einmal wieder besser, vielleicht nicht ganz, aber ein bißchen, so viel, daß sie ihm etwas sein konnte ...

Und Sören lief mit gepreßter Brust, doch in der entschiedenen Absicht, sich seine Überzeugung bestätigen zu lassen, zu dem berühmten Professor, der Meta mehrfach behandelt hatte. Er fragte in jener Form, die man von vornherein anwendet, wenn man die einem angenehme und notwendige Antwort erzwingen will: »Nicht wahr, Herr Professor? Das ist nur vorübergehend! Meine Frau kommt wieder auf.«

Dem Arzt waren diese flehenden und dringen-

den Blicke, wie Sören sie ihm zuwarf, ja längst nicht fremd. Er hätte ihnen gern gewillfahrt, allein sein Gewissen ließ sich nicht zu einer Unwahrheit herbei: »Mein lieber Herr Gissemann — vorübergehend? Es nützt Ihnen nichts, wenn ich Sie belüge. Ich habe bei der Krankheit noch kein Wiederaufkommen erlebt. Seien Sie mutig. Der Mensch ist dazu da, sich in seinen Zustand einzurichten.«

»Ja, Sie haben es noch nicht erlebt, aber dann ist es eben bei meiner Frau das erste Mal, Herr Professor, ganz gewiß!«

»Bei Ihrer Frau ist es einer der schwersten Fälle, die ich je sah.«

Sören lallte: »Keine — gar keine Aussicht?«

»Als Mann zum Manne: Nein.«

Sören sank zusammen. Sein Gesicht wurde alt. Er haßte den Professor. Er haßte ihn! Wer weiß, wenn der anders antwortete, war Meta vielleicht gerettet. Aber Haß — nein. Er konnte ja nichts versprechen. Sören erkannte seine Redlichkeit an. Und so raffte er sich nur noch zu der Frage auf: »Und wie lange kann es dauern?«

»Wenn nichts Besonderes eintritt, zwei bis drei Jahre. Höchstens.«

»So,« sagte Sören, »zwei bis drei Jahre.« Er starrte lange vor sich hin, plötzlich ruckte es durch seinen Körper. Er erhob sich und stand da mit der Miene des Menschen, der seinen Weg gefunden hat, und sprach: »Dann soll meine Meta es wenigstens in dieser Zeit gut haben! So gut, wie es noch niemand auf Erden gehabt hat!«

Er war ein andrer von diesem Augenblick an. Nichts mehr von Verzweiflung, nichts von Tränen, nichts von Schlaffheit. Aus der Ergebung sproßte eine Fröhlichkeit hervor.

Fast tänzelnden Schrittes eilte er heim. Seine Stimme klang hell. Er klappte die Hände aufeinander wie einer, der etwas Hübsches erzählt: »Ach, weißt du, Liebling? Da habe ich eine nette Unterredung mit dem Professor gehabt. Was ist das für ein freundlicher Herr! Er läßt dich vielmals grüßen! Und du sollst nur ganz ruhig sein. Dein Fall — ja, ordentlich ein interessanter Fall bist du —, das ist einer der leichtesten, die ihm vorgekommen sind, das hat er mir ausdrücklich versichert. Natürlich, verhältnismäßig schwer ist solche Geschichte immer, und besonders etwas langwierig, aber von Gefahr — keine Spur! Da hat er mir die Hand darauf gegeben. Bloß das eine legte er mir dann noch sehr ans Herz: Sorgen Sie dafür, das waren seine Worte, daß Ihre Frau Ihnen ja nicht widerspricht, wenn Sie ihr Hoffnung machen. Solcher Widerspruch verzögert die Geschichte. — Also! Nun mal ganz gehorsam, kleine Frau, keine Widerrede, wenn der Mann das Vernünftige sagt. Ach, ich bin ja so wohlgemut!«

Sein Ton war so echt, so tief zuversichtlich, wie sollte sie ihn nicht mit durstigen Ohren trinken? Sich ihm nicht hingeben? Und wenn auch ihre Ahnung, daß sie für immer so dalag, nicht völlig weichen wollte, sie wäre ja bitterlich undankbar gewesen, falls sie an des Professors Worten zweifelte, ihren Sören dadurch betrübte und sich selber schadete.

»Ich will auch alles glauben, Sören.«

Und nun lebten die beiden dahin, als hätten sie weder mit Krankheit noch mit Sorgen zu tun. Solange Meta sehen konnte, hatte er sie im Rollstuhl in den Anlagen herumgefahren, bis zu ihrer Bank, deren Lehne sie streichelte. Jetzt hatte das Ausfahren keinen Zweck mehr. Der Hof hinter dem kleinen Hause war sonnig; da schob er sie hin. Da streckte sie sich wohlig aus, die unbestimmt herumschweifenden Augen gen Himmel richtend.

Meist schlummerte sie dann ein, und wenn sie wach war, strickte sie, und er lobte die verknoteten Läppchen, die sie fertigbrachte: »So fein! Die kann man als Taschentücher gebrauchen.« Und wenn er wegging, so schloß er die Haustür zu. Sie wollte keinen Besuch haben. Übrigens kam ja auch niemand. Ihr früherer Vormund kümmerte sich nicht um sie; vor dem war sie sicher.

Oben im Hause wohnte die Wirtin, eine gutmütige Frau von einfältigem Geiste. Sonst war kein Mensch da. Und die Wirtin unterhielt sich mit Meta und tat ihr die Handreichungen. Sie war zufrieden, daß sie etwas Beschäftigung hatte. So wußte Sören seine Frau betreut.

War er nicht bei Meta, da fielen allerdings die Gespenster der Krankheit und der Sorge unbarmherzig über ihn her. Er hatte Geld leihen müssen, denn Doktor und Apotheker taten nichts umsonst, und geliehenes Geld ist wie so ein Bovist. Der schwillt in einer Nacht riesengroß an, jeden Augenblick kann er platzen, und in ihm lauert die schwarze Pest.

Sörens Geschäft war verschuldet. Es ging auch nicht recht, seitdem Metas liebes Gesicht nicht mehr durch das Fenster auf die Straße schaute, seitdem sie nicht mit ihrer geschickten Hand die Karten so hinbreitete, daß sie den Käufern gefällig erschienen.

Der Laden blieb oft stundenlang leer, und von dem, was Sören dann noch loswurde, konnte er weder Zinsen, noch Steuern, noch Leben bezahlen. Aber Meta bekam davon nichts zu wissen.

»Heute habe ich wieder tüchtig Kasse gemacht,« berichtete er ihr an manchem Abend, wenn er eben vorher in seine leere Schublade hineingesehen hatte wie in das Grauen selbst. »Wir kommen uns! Ja, ich muß viel Neues anschaffen. Weißt du, das Moderne! Na ja, die jungen Leute, nicht wahr? Die wollen auch mal

was Pikantes haben. So diese Wiener Muster. Aber du kannst sicher sein, ich nehme bloß anständige Sachen.«

Ach, auch das war schon eine Lüge. Er hatte, um die jungen Leute, die sich sonst nicht an sein Schaufenster kehrten, anzuloden, allerhand ausgelegt, was seiner eignen Natur zuwider war, und wobei er, der Zaghafte, immer an die Polizei denken mußte. Aber auch das war vergeblich, oder es brachte ihm doch nicht so viel ein, daß es sich gelohnt hätte, deswegen vor sich selber zu erröten und sich davor zu ängstigen, daß man ihn als einen Übertreter der guten Sitte verklagen könne. Da nahm er alle diese Sachen aus dem Fenster. In der Hinsicht wollte er Meta nichts andres sagen als die Wahrheit.

Im übrigen freilich glitt er weiter und weiter in die Lüge hinein; sie fiel ihm immer leichter, er hatte eine geradezu erstaunliche Phantasie, er hätte ein Dichter werden können, und er ward es um seines kranken Weibes willen.

Je schlechter es ihm ging, desto rosenroter malte er ihr seine Lage aus. »Ich muß mich bald vergrößern — das ist oft ein Gedränge, sag' ich dir! Ich muß mir ein junges Mädchen nehmen. Allein werde ich da nicht mehr fertig.«

Er verkaufte spottbillig. Da wurde er seine Karten rasch los, aber er hatte kein Geld, um sich neue kommen zu lassen, und seine Gläubiger wurden von Woche zu Woche unwilliger. Die Schleuderwirtschaft, wie er sie betrieb, war ja unsolide! Wovon wollte er seinen Verbindlichkeiten denn nachkommen? Die Gläubiger machten ihm Auftritte in seinem Laden, verjagten damit auch noch die letzte Kundschaft, und eines Morgens durfte er die Bude nicht mehr öffnen. Der Konkurs war da.

Nie hatte seine Stimme so heiter geklungen wie an diesem Tage. »Also! Nun habe ich den großen Schritt getan. Es ging nicht länger so. Das junge Mädchen macht einen angenehmen Eindruck, sie ist aus besserer Familie.«

»Wie heißt sie denn?«

»Frieda... Mei... Müller, ja, das verwechselt man leicht, nicht wahr? Frieda Müller. Ihren Vater kenne ich. Er ist Beamter. Das ist ja immer eine Garantie. Sie muß tüchtig heran, ich will mich jetzt manchmal freimachen, daß ich mehr bei dir sein kann. Laß die sich nur anstrengen!«

»Verlange nur nicht zu viel von ihr!«

»Bewahre! Das weißt du doch, wie ich bin. Aber es ist ein eignes Gefühl, einen Angestellten zu haben. Das hebt einen. Man wird Chef — ganz einfach Chef, ja!«

»Wie freue ich mich, daß es vorwärtsgeht.«

»Ja, vorwärts, mein Liebling, ganz gehörig!«

Er war nun häufiger daheim. Er räumte die Stuben auf, er kochte das Essen, die Wirtin brauchte sich nicht zu bemühen.

»Ja, zwei Stunden Mittag, die leiste ich mir.«

»Ist Fräulein Müller denn so, wie du es erwartet hast?«

»Es geht. Im ganzen kann ich nicht klagen. Ein bißchen flüchtig. Ich muß ihr manchmal den Kopf waschen. Das hilft dann auch für eine Weile. Neulich war sie allerdings so zerstreut und vergeßlich, da habe ich beinahe schon daran gedacht, sie wegzuschicken.«

»Ach nein, behalte sie nur. Sie lernt ja noch alles. Es täte mir so leid, wenn du sie gehen ließest.«

»Hm, wenn du gewissermaßen ein Wort für sie einlegst —«

»Ja, Sören, sie ist doch ehrlich, nicht wahr?«

»Das muß ich sagen. Gut denn, ich behalte sie, wenn sie auch nicht so ganz ordentlich ist.«

Und am andern Tage saß er bei Meta und spann sein Märchen aus: »Ich habe es Fräulein Müller mitgeteilt, wie du für sie eingetreten bist und mich beruhigt hast. Sie dankt dir auch vielmals.«

»Wie schön ist es, daß ich noch etwas für einen andern Menschen tun kann! Kommt Fräulein Müller nicht mal zu mir?«

»Später, ja. Das überlaß mir nur. Wir Geschäftsleute haben da so unsre Bedenken. Nicht zu vertraulich mit dem Personal, sonst bildet es sich leicht etwas ein. Und darunter leidet bloß der Eifer und die Arbeitskraft.«

Fräulein Müller wurde eine leibhaftige Person, er zählte alle ihre Tugenden und Fehler auf; etwas kokett schilderte er sie sogar: »Aber nur keine Angst, mein Kind! Ich bin gefeit!«.

Das alles in einer Zeit, wo ihm das Wasser bis an den Hals ging, wo ihm von seinem Geschäft nicht eine Postkarte mehr gehörte.

Er lief sich die Füße wund nach einer Stellung. Den Mann im abgeschabten Rock und mit den hohlen Backen konnte niemand brauchen.

Da wurde er mit Mühe und Not Stadtreisender für ein paar auswärtige Handlungen. Er lief sich mit seiner Handtasche die Füße wund, aber wo er kam, da sah man ihn mißtrauisch an. Er war zu bescheiden für den Beruf. Jedes Nein lähmte ihn sogleich, anstatt ihn zur Zudringlichkeit aufzustacheln. In seiner Fabel vor Meta wuchs sich sein Laden zu einer ziemlich bedeutenden Buchhandlung aus. Und Meta war ja so glücklich. Gottlob! Ihr lieber Mann verdiente sein gutes Geld.

Es kam die Mattigkeit des unabwendbaren Leidens über sie. Sie fühlte sich ganz behaglich in ihrem Bette. Und wie er sie pflegte! Nie kam er ohne irgend etwas besonders Schmackhaftes zu ihr. Sie durfte nicht viel genießen. Dafür brachte er ihr nun feine Früchte, duftige Leckereien, sie naschte an den unbekannten Dingen, nur — er sollte sich nun auch das gönnen, was er gern aß.

»Oho!« meinte er, »daran lasse ich es nicht fehlen. Ja, ich habe tatsächlich schon gerade daran gedacht: heute abend will ich mal auswärts essen. Ich denke, im Löwenbräu. Da sind vornehme Gäste. Man muß schließlich in die bessere Gesellschaft hinein, nicht wahr?«

»Ja, da gehörst du hin.«

Und Sören Gissemann stand in seinen entzweigetretenen Stiefeln vor der Speisetafel, die am Löwenbräu aushing, und lernte sie auswendig, mit den Preisen, und verzehrte dazu, um den brennenden Hunger zu stillen, seine trockene Semmel. Und vor dem Zubettgehen spielte er dann den zwar gesättigten, aber doch einigermaßen anspruchsvollen Mann: »Ich kriegte einen sehr schönen Platz. Es war sonst voll da. Heute sind ja hier die Architekten zu ihrer Versammlung. Die lassen was springen. Na, unsereins braucht auch nicht trocken zu sitzen. Erst wollte ich ein Kalbskotelett naturell nehmen. Das kostet zwölf Groschen. Aber dann dachte ich, ach was, nimm nur eins à la Thomas. Das macht zwanzig Pfennig mehr, aber da ist dann auch noch so was dran. War auch verhältnismäßig frisch. Bißchen größer hätte es gern sein können. Und da trank ich meine Maß so allmählich aus, auf dein Wohl natürlich, und dann bin ich langsam hergeschlendert. Das tu' ich bald mal wieder. Schließlich, hier soll ich ja auch essen, nicht wahr?«

»Geh nur aus, geh nur unter Leute! Es muß dir hier bei mir ja so eintönig werden.«

»Denk' nicht dran! Ich bin am liebsten hier!«

Aber er ging aus, wie sie meinte, ins Löwenbräu. Er aß nach und nach die ganze Speisekarte herunter, immer teurer. In Wahrheit saß er öfters bei einem Wucherer, der sich Grundstück- und Häusermakler nannte — es war eine finstere Gestalt. Da durfte er für ein paar Pfennige Rechnungen ausschreiben, Bücher in Ordnung halten und was sonst noch gerade zu tun war.

Tagsüber bot er sich mit seinen Bleistiften und Bleistiftspitzern und anderm Kleinkram an, und was er herausschlug, das war für Meta. Er selber hatte bald gar keine Bedürfnisse mehr.

Seine Phantasie wurde größer und größer. Nun war er schon Mitglied von einem Stammtisch im Löwenbräu. Er sah im Vorübergehen vier Herren dort gleich hinter dem Fenster sitzen; der Anblick befruchtete ihn.

»Ja, das kam ganz von selbst. Ich hörte, wie die Herren von Büchern sprachen. Na, da mischte ich mich denn vom Nebentisch ein bißchen ein, und da merkten sie: das ist einer vom Fach, der kann uns Bescheid sagen, und da luden sie mich ein, ich solle mich zu ihnen setzen, und als ich aufbrechen mußte, da meinten sie, ich könnte doch gern zu ihnen gehören. Halb und halb habe ich es ihnen versprochen. Aber geradeswegs binden tu' ich mich nicht.« Und er zeichnete ihr nun die vier Herren und beschrieb sie ihr ganz genau. »Nur die Namen habe ich nicht recht verstanden. Das geht ja bei der Vorstellung so. Einer ist so ein richtiger Dicker, der handelt gewiß mit Getreide. Ja, der kann trinken! Und der andre scheint mir ein Zollbeamter zu sein, und der neben ihm sitzt, hat ein ganz scharfes Gesicht. Ich denke mir, der ist Ingenieur. Und dann noch ein älterer Herr, der sprach viel von seinen Reisen. Ich glaube, der ist noch auf der Weltausstellung in Paris gewesen.«

»Da hörst du eine Menge Interessantes.«

»Gewiß, aber sie haben ja auch manches von mir.«

»Ich finde es so wundervoll, wenn du solchen guten Umgang bekommst.«

»Soll mir nur nicht zuviel Zeit kosten. Das Geschäft bleibt immer die Hauptsache.«

»Du mußt dich erholen.« — Sie fühlte über sein Gesicht hin. — »Du bist mager.«

»Steht mir aber vortrefflich. Die Damen gucken genug nach mir!«

»Ja, die Damen!«

»Kannst doch Scherz verstehen, Liebling?«

Sie streichelte ihn.

Während er den Stammtisch immer mehr ausbaute und zu den einzelnen Herren, die nun auch schon ihre Namen hatten, in immer nähere Beziehungen trat — jedesmal, wenn er sie an ihrem Tisch sitzen sah, fiel ihm etwas Neues ein, er unterhielt sich tatsächlich mit ihnen —, während er sich also ebenso gut wie in Wirklichkeit seinen abendlichen Schoppen genehmigte und einen ausgezeichneten Happen aß, da geschah es einmal, daß er seinen Weg von dem Wucherer abkürzte und durch eine schmutzige Gasse ging. Da rief ihn ein Frauenzimmer aus einer rotbeleuchteten Tür an: »Komm, Kleiner!«

Er hatte seinen Lohn in der Tasche...

O mein Gott! Einmal Lebensfreude, und war es auch im Sumpf! Einmal wissen, was eine lebendige Frau war! Einmal für sich selbst etwas haben, und war es auch so, daß es ihn nachher sicherlich tief reuen würde.

Einmal!

Er log Meta ja so unendlich viel vor, und hier brauchte er gar nicht zu lügen, hier war es ja so selbstverständlich, daß er schwieg.

»Komm, Kleiner!«

Schon schwankte er. Schon neigte sich sein Oberkörper der rot erleuchteten Tür mit dem winkenden Frauenzimmer zu, da stürzte es auf ihn ein: All sein Lügen war richtig und gut, er konnte es vor seinem Gewissen verantworten, aber dies eine einzige Verschweigen — das war so schlimm, daß er das Recht auf die Lüge einbüßte. In dem einen mußte er stets vor ihre dunklen Augen treten können, ohne die seinen niederzuschlagen.

Er floh. Und er wußte an diesem Abend die allerbesten Stammtischwitze — sie tauchten wieder in ihm auf, so lange es auch schon her war, daß er sie in den Fliegenden Blättern gelesen hatte.

Wie herzlich lachten sie beide!

»Also denke dir, da kommt ein Student — das erzählte unser Dicker —, und er hat zuviel getrunken, und da stößt er einen andern Herrn an, und der ist auch nicht mehr so ganz nüchtern und stellt sich dem Studenten noch vor: Doktor Paulus. — Paulus? Paulus? fragt der Student, ach so, ja, sagen Sie mal, mein lieber Paulus, haben Sie eigentlich schon Antwort auf Ihre Briefe an die Korinther bekommen? — Ist das nicht großartig?«

Sie lag, sie kicherte, er gab ihr einen Kuß, etwas scheu. »Denn weißt du, wenn man Bier getrunken hat —«

»Das merk' ich gar nicht.«

Kein Wunder.

Und sie strickte und flocht Strohkörbchen und plauderte mit der Hauswirtin und wies mit aller Macht, die ihr noch zu Gebote stand, den Gedanken hinweg, daß es doch mit ihrer Krankheit vielleicht ärger sei, als der Professor behauptete.

Nicht zweifeln! Ihrem lieben Sören nicht unrecht tun! Sie hatte ja alles, was sie sich nur wünschen konnte. In nichts wurde sie versäumt.

Und aus seinen Stammtischbekannten wurden seine Freunde. Ihre Frauen bekamen Kinder. Sie verloren hier und da einen Verwandten und erbten etwas. Der Dicke hatte Gicht, und der Dünne sollte an die See und im Sande liegen, um Fett anzusetzen. Und der eine wurde nun bald pensioniert.

In alle Einzelheiten wurde Meta eingeweiht.

»Ja, und das Spaßigste: sie haben mir ordentlich einen Spitznamen gegeben. Sie nennen mich immer den Lebemann, weil ich so flott auftrete. Kommt mir ja auch nicht auf einen Groschen an, und ich gebe immer ein reichliches Trinkgeld. Kellner will auch leben.«

»Mein kleiner Lebemann!«

»Ja, ja, bin ich auch.«

Doch immer bloß im Wirtshaus sitzen? Nein. Er hatte auch bisweilen Lust, ins Theater zu gehen. Er sah sich die Zettel an und suchte sich die Stücke aus, die er von seiner Buchhändlerzeit her kannte.

Da saß er — wie Meta dachte — im »Othello«, in »Maria Stuart« und Goethes »Faust« und brachte ihr dann den Inhalt zu.

Und das war so merkwürdig: die Stücke gingen alle gut aus. Der Mohr sah zuletzt ein, wie unschuldig seine Desdemona war, und trug sie auf Händen, und Maria Stuart und Elisabeth versöhnten sich und herrschten gemeinsam über England, und Faust heiratete sein liebes Gretchen.

Sören brachte es nicht übers Herz, etwas Trauriges geschehen zu lassen. Seine Meta sollte gern an die Stücke denken, die sie durch ihn genoß, da schlief sie schön darüber ein.

In der Zeitung las er den Inhalt von neuen Dramen und Opern, und alles dichtete er für seine Zwecke um, damit Meta sich daran freute.

Wahrhaftig! Das Theater hatte an ihm einen eifrigen Besucher, und lange keinen unkritischen! Denn er war durchaus nicht immer mit den Schauspielern einverstanden.

»Diese Rosa Aberkron, die wird schon zu alt, um noch die Naiven zu mimen. Und Herr Neuß hatte entschieden keine gute Maske als Kommerzienrat Horand.«

»Ja,« nickte dann Meta, »du verstehst viel davon, das hört man, wenn du es einem so klarmachst. Ich sehe alles, mein lieber Mann.«

Sie waren sich beide genug. Der liebe Gott war ein zu großer Herr, als daß sie gewagt hätten, sich noch häufig an ihn zu wenden und viel von ihm zu erwarten. Der thronte irgendwo weit weg, und nur die Großen und die Mächtigen und die Reichen konnten mit ihm in Verbindung kommen, nur sie beschenkte er mit Huld und Gaben; aber so kleine Leute wie Sören Gissemann und seine Frau, die mußten sich damit begnügen, daß hin und wieder einmal ein Brocken für sie abfiel, sie konnten es auch nicht ändern, wenn er gar nicht an sie dachte. Sören hatte immer nur gebetet, wenn er sich vor etwas fürchtete, und Meta war freilich im gewöhnlichen Sinne fromm, aber ihre Gebete hatten doch viel mehr vom Achtungbezeigen als von kindlichem Vertrauen.

Einmal — er hatte Orgelspiel durch die Kirchenmauern gehört — kam er darauf, ihr zu sagen, er sei im Gottesdienst gewesen, und er wiederholte ihr die Predigt, die er sich zurechtgelegt hatte. Indes der Bericht war flau im Vergleich zu dem, was er sonst für Meta wußte. Es waren die spärlichen Reste einer Leichenpredigt, die er etwas ausschmückte, um ein Ganzes daraus zu machen — der unerforschliche Ratschluß war die Hauptsache. Ja, dieser unerforschliche Ratschluß — wie der wirkte, das wußten sie —, denken konnten sie sich nichts dabei. Der liebe Gott blieb ihnen unbegreiflich. Man sollte sich nur in acht nehmen, ihn nicht zu erzürnen.

Das war die ganze Beziehung, in die sie zu ihm treten konnten.

Kleine Erholungsfahrten unternahm er, auf dem Dampfer, bis an das Gebirge. »Da stieg ich denn aus und ging mit ein paar Leuten auf den Berg. Da haben wir Kaffee getrunken. Die Aussicht ist zu herrlich! Die Bäume blühen schon. Und die kräftige Luft! Ich bin es mir schuldig, solche Ausflüge dann und wann zu machen. Das erquickt mich.«

»Ich fühle die Luft um dich herum, mein Sören!«

»Auch ein paar Blumen hab' ich gefunden. Hier.«

»Oh, Blumen! Danke! So frisch!« Sie drückte das Gesicht in den kleinen Schlüsselblumenstrauß.

Ja, ja, die Gemüsefrau an der Ecke hatte immer so ein bißchen Buntblühendes zwischen ihren Wurzeln und Kartoffeln. Das pflückte Sören gern für seine Meta — auf dem Berge mit der herrlichen Aussicht.

Und er trabte straßauf und straßab und stopfte seine trockenen Semmeln in sich hinein, aber Meta bekam die nahrhaftesten Suppen, er wurde ein Meister in der Kochkunst, und aus dem Geschäft konnte er immer länger wegbleiben, denn Fräulein Müller vertrat ihn tadellos.

Sogar einen Maskenball wollte er mitmachen, als ihm der Wucherer mitgeteilt hatte, daß er die nächste Nacht beinahe durcharbeiten müsse, um Rechnungen auszuziehen.

»Ja, zum Maskenball, da geh nur! Aber wo bekommst du ein Kostüm her?«

»Ach, das kriegt man in der Garderobe zu leihen.«

Was waren für komische Figuren dagewesen! Wie hatte er mit ihnen gescherzt! Er selber ging ja nur als Domino. Für einen würdigen Geschäftsmann ziemte sich nichts andres. Um so ausgefallener hatten sich viele andre gekleidet. Und du hatten sie sich gegenseitig genannt, ganz keck, sogar mit den Damen. Die eine hatte ihm mit dem Fächer auf die Schulter geklopft. Die ging als Königin der Nacht. Und schneidig war sie, Junge, Junge!

»Verlieb' dich nur nicht!« Es zitterte doch etwas in diesen Worten, wenn sie auch munter sein wollten.

»Oh, wie käme ich dazu!«

»Verlieben,« fügte sie sinnend hinzu, »ja, und wenn du es doch tätest, ich könnte es dir nicht übelnehmen. Was hast du von mir? Aber nein, nein!« Und sie streckte die Kinderarme nach ihm aus. »Sören, solange ich noch lebe, nein, nein, bitte, verlieb' dich nicht! Nachher ...«

Da wäre er fast zusammengebrochen.

Nachher?

Das sollte einmal aus sein? Dies stille Glück? Ja, Glück, und mochte es auch auf Trug aufgebaut sein. Sie hatte ja keine Schmerzen — es konnte immer, immer so bleiben —, er entbehrte ja nichts. Er führte das Leben, das er ihr vorspiegelte, genau so gut wie das andre, das abgehetzte.

Nachher ...

»Du darfst dich nicht aufregen. Was hat der Professor gesagt?« Er lehnte seinen Kopf an ihre Brust. »Ich mich verlieben? Glaubst du das von mir?«

»Verzeih, mein Sören! Es kam mir nur so auf einmal.«

»Du bist ja meine ganze, ganze Welt, Meta!«

»Oh, so geliebt werden! Das ist besser, als wenn ich gesund wäre — denn dann wärst du vielleicht gar nicht so bei mir,« flüsterte sie selig.

Und er lief Sonntagnachmittag Schlittschuh. Er besaß ein paar alte Eisen, mit denen klapperte er, wenn er ausging, und legte sie dann hinter die Tür. Und er trat in den Verein der Buchhändler ein, und es dauerte nicht lange, da las er ihr einen Versammlungsbericht aus der Zeitung vor: Die Herren Ahlefeldt, Eckardt und Gissemann wurden einstimmig zu Beisitzern gewählt. Daß da statt Gissemann Leichsenring stand, was kam es darauf an?

Meta war stolz auf ihn. »Herr Beisitzer!«

»Ja, man hat da auch seine Verantwortung, liebes Kind. Ich werde wohl mehr so mit den Kassengeschäften betraut werden.«

»Sie können keinen Besseren finden als meinen Mann.«

Mächtiger und mächtiger wurde seine Kraft, Meta zu täuschen. Er war dazu gezwungen, immer etwas Neues zu erdenken, wodurch ihre Seele in froher Spannung gehalten wurde.

Er kaufte sich altes Zeug, bügelte es zurecht und ließ es sie befühlen.

»Ja, das ist ein hübscher blauer Anzug. Der ist meinem Schneider gut gelungen. Er hat ja einmal mein Maß, da brauche ich gar nicht erst zu ihm hin zum Anprobieren. Das paßt. Ich brauche ein bißchen viel, das ist wahr, aber wenn man auftreten will ...«

»Ja, du mußt immer fein gehen. Dann haben die Leute Respekt vor dir.«

»Ich habe eine große Garderobe. Einfach Gentleman.«

So gab es nichts an Beziehungen, kleinen Ehrungen und Genüssen, worauf Sören Gissemann verzichtete. Er wurde ein Mann, vor dem alle den Hut zogen. Im Buchhändlerverein spielte er mit die wichtigste Rolle. Alle Augenblicke stand sein Name in der Zeitung.

Sein Traum- und sein Wachdasein waren scharf voneinander geschieden, aber er lebte sie beide in gleicher Wirklichkeit, und Meta war sein Geschöpf. Es kam so weit, daß er nur die Hand über ihrer Stirn zu halten und ihr zu sagen brauchte: »Die Sonne scheint.« Und wenn dann auch der Himmel wolkenverhangen war, so schloß sie doch, als werde sie geblendet, die Augen: »Ja, so warm —, oh, so warm, und ... ich kann es nicht anders ausdrücken ... so hell, Sören — fast, als könnte ich sie sehen.«

Und er strich ihr abends, wenn auch kein Stern funkelte, über die Schläfe mit den Worten: »Heute haben wir Vollmond. Er kommt jetzt gerade auf dein Bett.«

Dann griff sie auf die Decke: »Ja, sieh nur, meine Hand ist ganz silbern.«

So folgte ihm ihre Seele, und er führte sie zu lauter Schönem, lauter Freudigem.

Und er gefiel sich in dem Aufwärtssteigen. Nun wollte er bald eine größere Wohnung nehmen. Sie sollte ein Dienstmädchen haben.

Aber das lehnte sie ab: »Für mich nicht. Es ist alles so, wie ich es haben muß. Aber für dich vielleicht; ein Mann wie du kann wohl nicht in solchem kleinen Hause wohnen.«

»Ach,« meinte er, doch ein wenig erleichtert durch diesen ihren Widerspruch, »deswegen ist es nicht. Meine Geschäftsfreunde empfange ich ja alle im Kontor, und Verkehr will ich sonst weiter nicht haben. Wenn du also keine Lust hast umzuziehen, wenn ich dir keinen Gefallen damit tue —, ich bleibe schließlich auch ganz gern hier.«

»Ja, hier.«

»Später kommt alles von selbst.«

Später ... ja, wenn sie sehen und gehen konnte. Sie wollte weinen.

Er beugte sich streng über sie: »Nicht, Liebling!«

Sie gehorchte.

Nur durch sich selbst ließ Sören die Außenwelt an Meta heran. Ein paar kleine Kinder durften dann und wann in die Stube. Sie hörte es gern, wenn sie um sie herum spielten, und erzählte ihnen Märchen.

Der Doktor — nicht der berühmte Professor, nur so ein Arzt für die kleinen Leute, sprach ab und zu vor und schrieb, nachdem er die Kranke flüchtig beschaut hatte, ein Rezept mit einer Miene, als wollte er sagen: ich könnte ebensogut gerade das Gegenteil verordnen.

Im übrigen außer der Hauswirtin, die immer stumpfsinniger wurde, nur Sören, und er ersetzte ihr alle andern Menschen.

Ein Ehrgeiz wuchs aus seiner Armseligkeit empor: er wurde nächstens am Ende schon bei der Stadtverordnetenwahl aufgestellt. Ja, die Öffentlichkeit war auf ihn aufmerksam geworden.

Der Ehrgeiz! Sören Gissemann mußte noch hoch hinauf, obgleich er sich auf Markt und Gassen die Absätze schief trat. Hoch hinauf ...

Was war das? Da bauten sie eine Ehrenpforte am Bahnhof, bekränzten die Straßen, zogen Flaggen vor dem Rathause auf.

Ach so, ja, heute kam der König.

Der König!

Es packte Sören. Er zitterte am ganzen Leibe. Er drückte sich an den Hausmauern entlang, wie wenn er ein Verbrechen im Sinn habe. Den Hut trug er tief im Gesicht. Seine Beine schlotterten.

Der König ...

Endlich verschwand er scheu in einem Tröblerladen und kam mit einem Packen wieder heraus, und nun trabte er heim wie einer, der von einer Neuigkeit erfüllt ist, die er notwendig jemand anders mitteilen muß, weil er sonst zerbirst.

»Meta,« er sprach ernst und feierlich, mit einem bebenden Ton, »ja, Meta, jetzt habe ich eine Überraschung für dich. Die kannst du nicht raten, ganz und gar nicht raten. Der König kommt, und da hat er« — er mußte einmal schlucken, doch dann sprudelte es nur so aus ihm heraus —, »da hat er uns gebeten ... ich meine, er hat an den Vorsitzenden von unserm Verein geschrieben, ob wir vom Vorstand ihn nicht heute nachmittag um fünf auf dem Schlosse besuchen wollen.«

»Der König? Euch? Dich?«

»Ja, ja, das hättest du wohl nicht gedacht, was? Also heute nachmittag! Nun bin ich schnell hingegangen und habe mir einen fertigen Frackanzug gekauft. Denn, weißt du, Frack muß man haben, wenn man den König besucht!«

»Ein Frack? Wirklich? Ein ...«

»Ja, ja, ich will mich gleich umziehen. Es ist bald Zeit.«

Er warf sein Zeug von sich und hüllte sich in die geliehene, mit allen möglichen Flecken versehene Festtracht. »So! Reinen Kragen! Die weiße Krawatte! Manschetten! Ja, ja, ich mache dir keine Schande, mein Kind.«

»Ach, laß mich einmal fühlen. Ein Frack!«

»Überzeug' dich nur!«

Sie streifte an den Rändern des Ausschnittes entlang — es war ein Frack, in dem ihr Sören da vor ihr stand —, ein richtiger Frack!

Und zum König!

»Ich muß gehen. Nachher erzähle ich dir. Ich komme gleich wieder nach Hause. Lange dauert ja so etwas nie. Der Mann hat ja viele Leute zu sprechen.« — Er küßte sie. — »Freust dich? Freust dich, daß dein Sören zum König geht?«

»Oh!«

Er streifte einen alten Umhängemantel über und strich herum; er kostete den Besuch beim König mit aller Deutlichkeit aus, wie er ihn sich denn vorstellen konnte, und dann zuckte es in ihm auf, er konnte nicht widerstehen: in einem Kotillonladen erstand er einen Orden aus Blech. Den heftete er sich unter einem finsteren Torbogen an die Brust, und das Blech brannte, und es drückte ihn, ja, es war, als trüge er da ein Pfund glühendes Eisen.

Aber eine Wonne war es doch!

Frack und Orden ... Sören Gissemann!

So erschien er in seiner Stube, hocherhobenen Hauptes, und ließ den Mantel abgleiten. »Meta,« begann er mit umflorter Stimme. »Das war erhebend ... erhaben war es. Meta! Der König ... der sprach mit jedem Einzelnen von uns, und ich mußte ihm sagen, wie es mit dem Buchhandel hier jetzt steht, und dann erkundigte er sich, ob ich verheiratet wäre, und da sagte ich zu ihm: Ja, Eure Majestät, mit Meta, geborener Lund. Und dann fügte ich hinzu, du wärest gerade vorübergehend unpäßlich, und da gab er mir die Hand und wünschte dir

recht gute Besserung, und zuletzt, Meta, da holte er aus der Schublade lauter Orden hervor, und die verteilte er an uns, und ich, Meta! — ich habe den allergrößten gekriegt! Bist du nun wirklich stolz auf mich?«

Da geschah etwas, was Sören nicht erwartet hatte.

Metas Lähmung war verschwunden. Sie richtete sich voll auf, steil auf im Bett. Sie konnte die Beine bewegen, sie stieg aus der Bettstelle — sie hatte auf einmal die ganze Kraft dazu. Er eilte zwar hin, um sie zu stützen, aber sie stand auch so vor ihm in ihrem langen Hembe... kindhaft klein, aber aufrecht, mit erhobenen Händen: »Der König? Und er hat mir gute Besserung gewünscht? Und er hat dir einen Orden geschenkt?«

»Ja! Fass' ihn nur an!« — Sören nahm ihre Finger und preßte sie gegen das vieleckige Blechstück.

»O Sören, wie mußt du jetzt prächtig aussehen! Ach, wenn ich doch nur eine Sekunde —!«

Und in diesem Augenblick des höchsten Wunsches wurde ihr die Binde gelöst, und sie sah ihren Mann!

Sah ihren Sören im Frack mit dem blitzenden Orden.

Sie sah ihn nicht in der Einbildung, sondern ganz und gar leibhaftig. Ihren Sören, dessen Kopf vor Röte zerspringen wollte!

»Wie stattlich, wie herrlich bist du, mein lieber, lieber Mann!«

In Verzückung stand sie da.

Er ermaß erst nicht recht, was da geschehen war, dann durchrann es ihn: sie konnte stehen — warum nicht auch sehen? Vielleicht hatten die Freude und der Stolz sie geheilt.

Aber wenn dem so war, wo blieb sein Gebäude der Täuschung?

Es brach ja zusammen, und was dann?

Er erschrak, doch sofort faßte er sich. Hatte er tausendfältig gelogen — wenn sie schließlich dadurch gesund geworden war, so mußte sie es ihm verzeihen. Und dann begann eben ein ganz andres Leben. Dann kam er im wachen Dasein zu dem, was er sich für sie erträumt hatte.

»Liebling!« jubelte er, »du siehst! Du kannst gehen! Meta! Meta!« Er umfaßte und hielt sie so innig, so innig, so voller überirdischer Empfindungen.

»Mein Sören, ich habe dich so lieb, und ich bin dir so dankbar für alles Liebe.«

Das waren die Worte, mit denen sie leise an ihm hinunterglitt. Er versuchte sie noch immer zu stützen — umsonst. Sie fiel in sich zusammen.

Er schrie: »Meta!«

Ihr Haupt hing herab.

»Mein Liebling!«

Wie ein verlöschendes Lächeln um ihre Lippen. Aber keine Antwort.

Er trug sie aufs Bett, er rief sie, er betastete sie, er küßte sie und wollte ihr Atem einhauchen.

Es nützte nichts.

Sie war in Freude und Stolz über ihren frack- und ordengeschmückten Lebemann Sören dahingegangen.

Sie war so glücklich gewesen.

Und Sören kniete in seinem Staat schluchzend vor ihrem Lager, und alles, was er noch von seiner kleinen Frau halten konnte, das war ihre Hand. Ihre magere, durchsichtige Hand.

Und die Hand wurde kälter, immer kälter... kalt... ganz kalt...

Alter

Des Winters Flocken wirbeln durch die Luft,
Mein Zimmer ist erfüllt von Veilchenduft:

Die Veilchen sind als Zeichen mir geschenkt,
Daß fern ein Freund der fernen Freundin denkt.

Schon rundet sich mir hoch der Jahre Zahl,
Doch schied' ich noch nicht gern vom Lebensmahl.

Ich kenne wohl des Lebens Lust und Last,
Und ginge doch nicht weg als satter Gast.

Der Kranz der Jugend trägt sich leicht im Haar,
Doch reicher wird das Herz von Jahr zu Jahr,

Es löst sich endlich aller Rätsel Sinn,
Und was Verlust war, alles wird Gewinn.

Frieda Port



Große Schmuckanlage (Entwurf: Gustav Allinger)

Europas größter Blumengarten

Die Dresdner Gartenbauausstellung 1926

Von Heinrich Zerkaulen

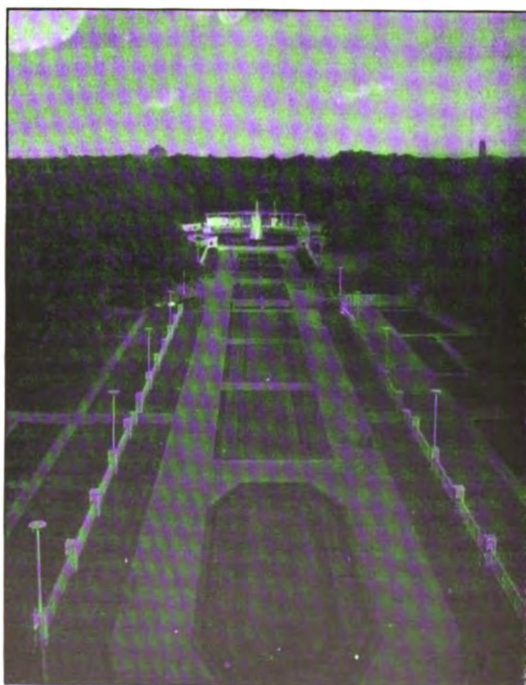
Mit neun schwarzweißen und acht farbigen Abbildungen nach Aufnahmen von A. P. Walther in Dresden und einer Szenenaufnahme von Genja Jonas in Dresden

Wie in jedem Jahre, so lockt auch diesmal der Ruf Dresdens als einer der charakteristischsten und edelsten Städte Deutschlands die Besucher in das schöne Sachsenland. Kaum anderswo findet man das deutsche Barock in so vollendeter Form erhalten wie gerade in Dresden. Die Gebäude des Zwingers, die unter dem Wettiner Fürsten August dem Starken durch seinen genialen Architekten Pöppelmann entstanden sind, genießen mit Recht Weltruf. Bekannt sind auch die Wunderwerke der Dresdner Gemäldegalerie, einer der wertvollsten und schönsten, die Deutschland überhaupt besitzt. Bereits im Jahre 1745 kam diese Galerie durch den Ankauf der hundert bedeutendsten Bilder des Herzogs Franz 3. von Modena zum Preise von hunderttausend Zechinen mit einem Schlage in den Besitz der herrlichsten Auswahl vorzüglicher Bilder großer italienischer Meister, wie sie nördlich der Alpen noch nie gesehen worden waren. Einige Jahre später konnte die Dresdner Galerie für zwanzigtausend Dukaten ihr berühmtestes Bild erwerben, die Sixtinische Madonna von Raffael, die bis dahin den Domaltar der Klosterkirche Sansisto zu Pacenza geschmückt hatte. Das architektonische Bild dieser einzigartigen Barockstadt ist mit eifersüchtiger Wachsamkeit bis auf die heutige Zeit erhalten worden. Wie ein Spielzeugkasten liegt die schöne Stadt da. Die sonnüberschütteten Elbbrücken sehen aus wie funkelnde Armbänder. Die Stadt voll ewigen Sonntags. Als machten selbst die Steine Musik. Mütterlich behütet wird die Brühlsche Terrasse, der »Balkon Europas«, von der ehrwürdigen Kuppel der Frauenkirche. Man hat es ihr mehr als einmal zu verstehen gegeben, daß sie sogar im Baedeker gedruckt stehe, mit mehreren Sternchen dazu. Und man sucht mit den Augen Körners Sommerhäuschen drüben in Loschwitz, wo Schiller an seinem »Don Carlos« schrieb. Die Rolle, die der damalige Hofkapellmeister Richard Wagner bei der republikanischen Kommunalgarde 1849 spielte, fällt einem ein. Und daß Goethe, Hans v. Bülow und Heinrich v. Kleist hier gewohnt haben. Daß Herder, ein wenig umständlich das Lob der geliebten Stadt Dresden besang in dem Hymnus: »Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt«. So viel Kultur ist in dieser Stadt zusammengetragen, daß der Herrgott selbst zum Privatdozenten werden möchte. Kunststück! — wo der halbe literarische und musikalische Himmel zu Erdenzeiten irgendeinmal in dieser ehemaligen Residenzstadt beheimatet gewesen sein muß, wie die vielen Bronzeplaketten an den Häusern und auf Denkmälern auch den Geschlechtern nach uns noch künden werden.



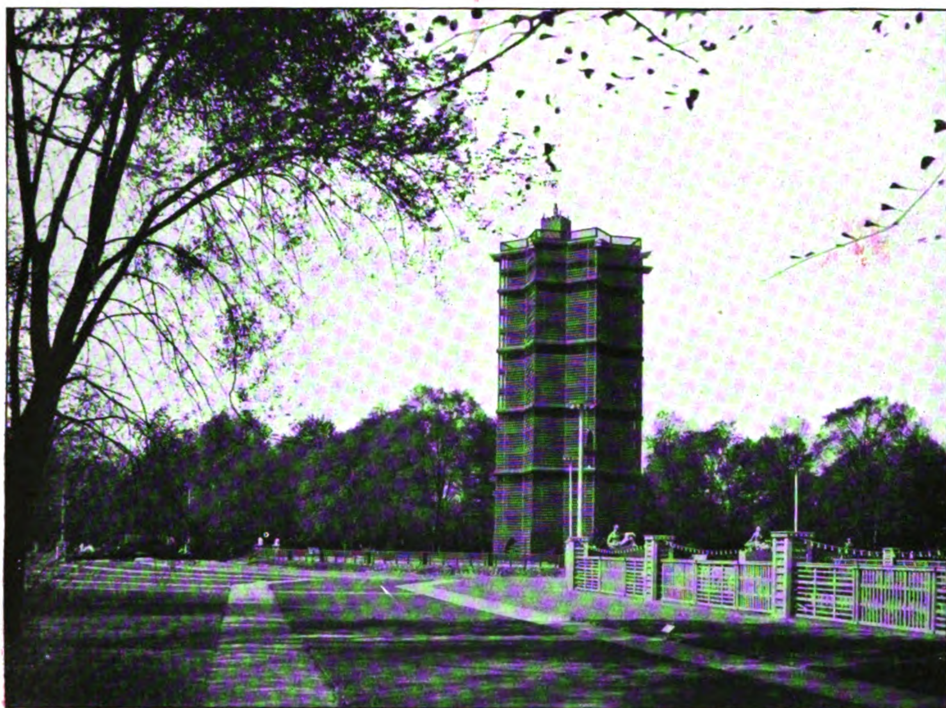
Blick auf das Parktheater

Dresden galt von jeher als Stadt der Blumen und Bilder. Alleengeschmückte Straßen, Blumenplätze allenthalben, Fliederbüsche und Rosen zwischen Mauern und Gassen. Ist es so verwunderlich, daß diese Stadt jetzt mit ihrer großen Gartenbauausstellung noch mehr als sonst von sich reden macht? Als Dresden, das jeden Fremden mit tausend Schätzen erlesener Kultur und Tradition zu locken und zu fesseln verstand, darauf bedacht sein mußte, nach dem Kriege deutscher Arbeit und Qualitätsleistung wieder zu ihrem alten guten Rufe zu verhelfen, tauchte als neue großzügige Idee der Plan auf, in einem eignen städtischen Ausstellungspalast in einem Zeitraum von zunächst zehn Jahren alles an spezifisch deutscher Arbeit, was Anspruch auf vorbildliche Leistungsfähigkeit erheben darf, in Sonderausstellungen vorzuführen. Es wurde die Geburtsstunde der »Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden«, die im Jahre 1922 ihre Pforten öffnete zu einer ersten Sonderschau »Porzellan, Keramik, Glas«, der im Jahre 1923 »Spiel und Sport«, 1924 eine »Textilausstellung«, 1925 die aktuelle problemreiche Ausstellung »Wohnung und Siedlung« folgten, und die nun gleichzeitig mit einer »Internationalen Kunstausstellung« die »Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung 1926« eröffnet hat, die bis zum 10. Oktober dauern soll.



Der Rosengarten

Es lag nahe, für dieses Jahr als natürliche Grundlage den in aller Welt bekannten und berühmten »Großen Garten« wenigstens zu einem Teil mit in das Ausstellungsgelände einzubeziehen. Und dank der Großzügigkeit des Sächsischen Finanzministeriums konnte dieser Plan auch durchgeführt werden, so daß das gesamte Ausstellungsgelände mit einem Ausmaß von rund dreihundertzwanzigtausend Quadratmetern schon an sich eine Anziehungskraft ausüben kann, zumal da als Rückgrat für den ganzen Plan der wundervolle uralte Baumbestand restlos eingesetzt werden konnte. Es brauchten lediglich die Wilhelm v. Uslar. Nur so war es möglich, die ganze Ausstellung im Freien als einen technisch und künstlerisch lebendigen Organismus zu formen. Es galt, den deutschen Gartenbau in seiner mannigfaltigsten Größe und vielseitigsten Gestalt dem Laien sowohl als auch dem Fachmann zu zeigen. Abgesehen von einzelnen ausländischen Neuheiten sind nur Produkte der heimischen Scholle vertreten, vor allem ist der deutsche Erwerbsgartenbau in der großzügigsten Weise mit einbezogen worden. Als besonders erzieherisch soll die Tatsache verbucht sein, daß das Gesicht der Ausstellung zwischen den Zeiten der Frühjahrs-



Der Grüne Dom (Entwurf: Architekt Josef Wentzler in Dortmund)

riesigen Rasenflächen entsprechend aufgeteilt zu werden, neue Wege angelegt und architektonisch das Ganze zu einer Einheit verschmolzen zu werden. Die Gartenarchitekten Deutschlands wurden hierzu in einem eignen Preisausschreiben aufgefordert, demzufolge der Mitinhaber des ersten Preises, der Gartenarchitekt Gustav Allinger (B. D. A.), als künstlerischer Leiter der Jahresschau für diese Ausstellung verpflichtet wurde.

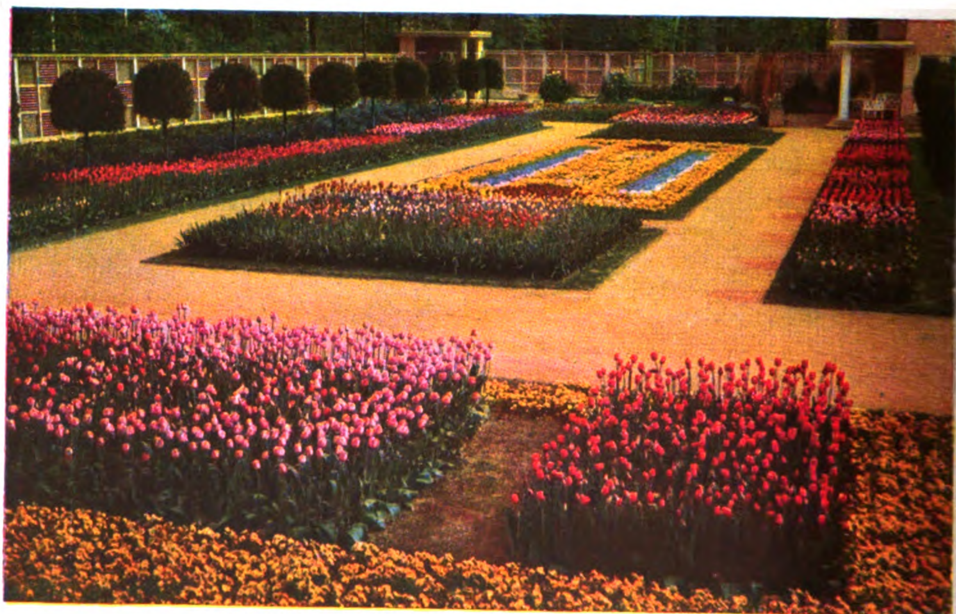
Gleich an dieser Stelle muß bemerkt werden, daß die Vorarbeiten zu dieser gewaltigen Ausstellung von Männern geleistet wurden, die mit wahrhaft vorbildlicher Uneigennützigkeit sich in den Dienst der Sache zu stellen wußten. So an erster Stelle der Dresdner Ökonomierat und Stadtrat Theodor Simmgen und der Dresdner Stadtgartendirektor blumen und der Herbstblumen über die Rosenzeit hinweg stets ein andres sein wird. Es ist ganz selbstverständlich, daß hierbei auch die engen Beziehungen offengelegt werden, die zwischen dem Gartenbau und vielen andern Gebieten unsers Volks- und Wirtschaftslebens bestehen, Beziehungen, die dem Laien oft überraschende Einblicke gewähren können. Man möge da nur an den Obstbau in Deutschland als Beispiel denken, der insgesamt eine Jahresernte von rund sechshundert Millionen Mark aufbringt bei rund zweihundert Millionen Obstbäumen. Bei der Kleingartenbewegung, die längst zu einem kommunalpolitischen Problem geworden ist, verhalten sich die Dinge ähnlich. Zunächst mußte der Kleingarten als bloße Kriegserscheinung gelten. Heute



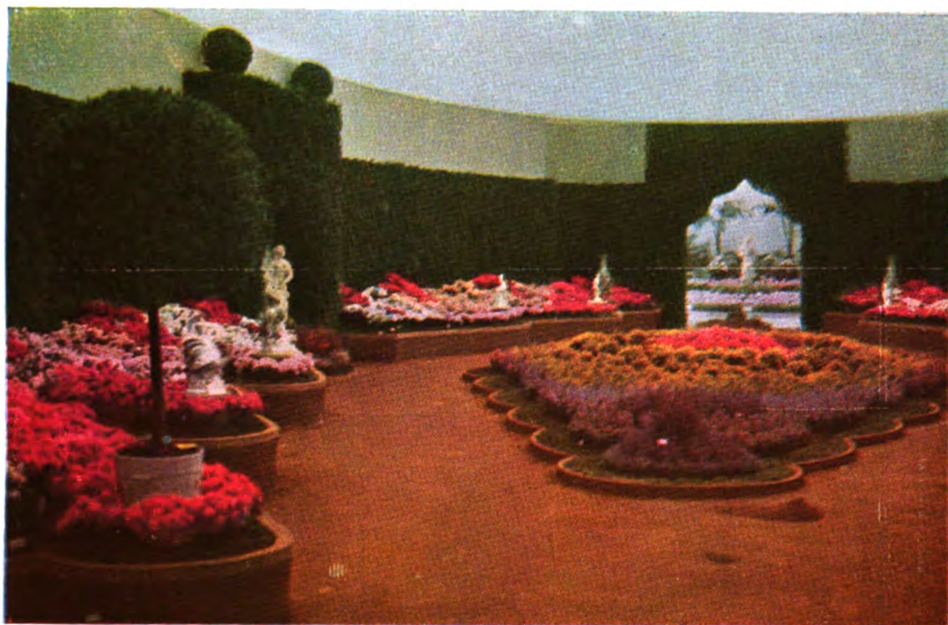
Tulpenbeet aus der großen Schmuckanlage

beträgt die Zahl der im Reichsverband zusammengeschlossenen Kleingärtner nahezu vierhunderttausend Mitglieder. In Kiel gründete man 1822 die ersten Armengärten. Diesem Sozialgarten folgte dann später der Erziehungsgarten der sächsischen Schreberbewegung, so genannt nach dem bekannten Leipziger Arzt und Philanthropen Dr. Schreber. Und damit hinwiederum trat der kleine Garten zugleich in den Dienst der Volksernährung. So mußte sich der Kleingarten zunächst im Umkreis der Großstädte entwickeln — umsonst ist ja nicht das Wort geprägt worden, daß der Garten »Wohnung im Freien« bedeutet.

Der Garten als Raumkunst war die natürliche



Tulpenbeet aus der kleinen Schmuckanlage



Aus der ersten Sonderschau: Halle Ziegenbalg (Entwurf: Gustav Allinger)

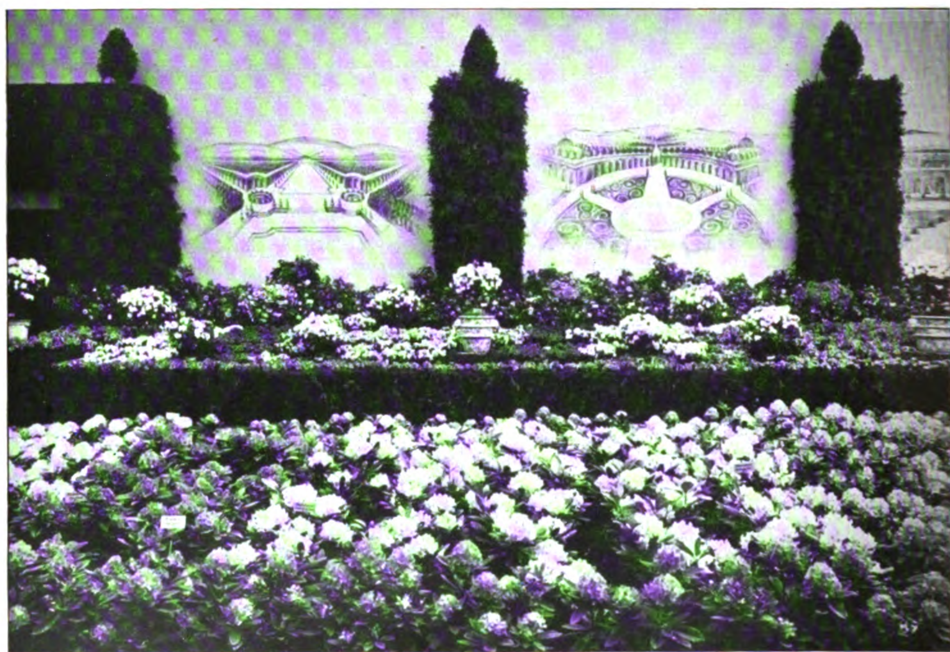
Folge dieser Entwicklung. Ästhetische und künstlerische Bedingungen mußten erfüllt werden, rückten sogar im Laufe der Jahrzehnte in den bewußten Mittelpunkt. Und gerade diese Tatsache ist eins der wichtigsten Probleme, die die Dresdner Gartenbauausstellung lösen möchte. Über allen praktischen und wissenschaftlichen Wert hinaus gehen die Folgerungen nach der ästhetischen und kulturellen Seite, die diese Ausstellung mit sich bringt. Verfolgt man die Geschichte der Ausstellung in Dresden überhaupt, so fällt unwillkürlich auf, daß irgendwie gerade dieser künstlerische und ästhetische Gesichtspunkt stets eine maßgebende Rolle gespielt hat. Im Jahre 1763



Aus der ersten Sonderschau: Halle Ziegenbalg (Entwurf: Gustav Allinger)

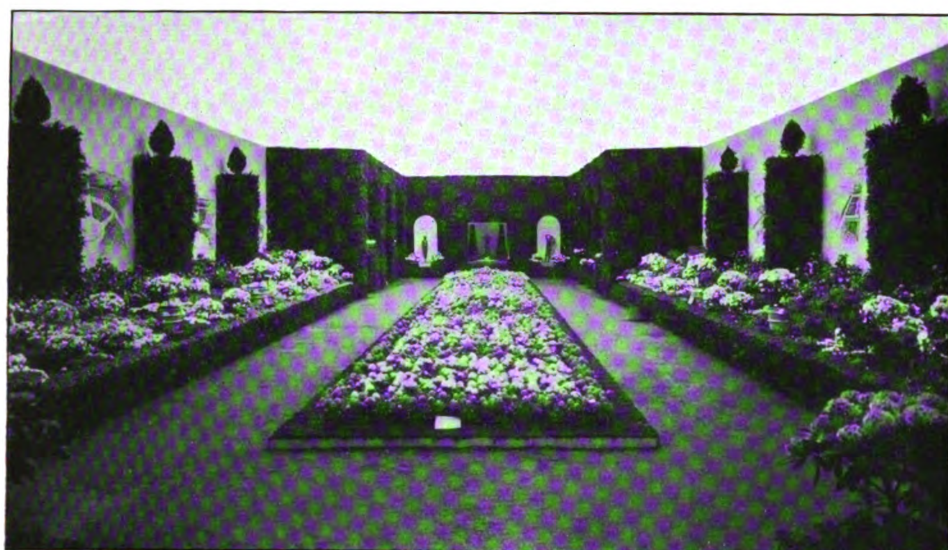
fand in Paris die erste namhafte Kunstausstellung statt, und kaum ein Jahr später folgte Dresden mit einer Schau akademischer Kunst, die damit wohl als erste deutsche Kunstausstellung angesprochen werden darf. Auch die erste große Gesamtausstellung des sächsischen Handwerks, die 1896 veranstaltet wurde, betonte ausgesprochen das Kunstgewerbe und zeigte als Hauptanziehungspunkt eine völlig ausgebaute alte Stadt mit jenem feinen Verständnis für alte malerische Schönheit, für Heimatschutz und Denkmalpflege. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade diese Ausstellung von damals mit Recht auch der Ausgangspunkt des heute erfreulicherweise weit verbert, um einige wenige zu nennen, die teilweise ihre künstlerischen Anregungen heute schon zu einem ganz bestimmten Stil entwickelt haben.

So sah auch der künstlerische Beirat der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung Gustav Allinger seine Hauptaufgabe darin, die ästhetische Einheit der Ausstellung zu wahren. Von ausschlaggebender Bedeutung war beispielsweise, die Farbeneigenheiten gewisser großer Pflanzenkategorien zu schonen. Sein Ziel bedeutete, alle an dieser Ausstellung Beteiligten so für den Gemeinschaftsgedanken zu begeistern, daß sie sich der Idee, einen nie gesehenen Blumen- und Blütenpark zu schaffen, freudig hingaben. Soviel Lehrreiches



Aus der ersten Sonderschau: Halle Seidel (Entwurf: Gustav Allinger)

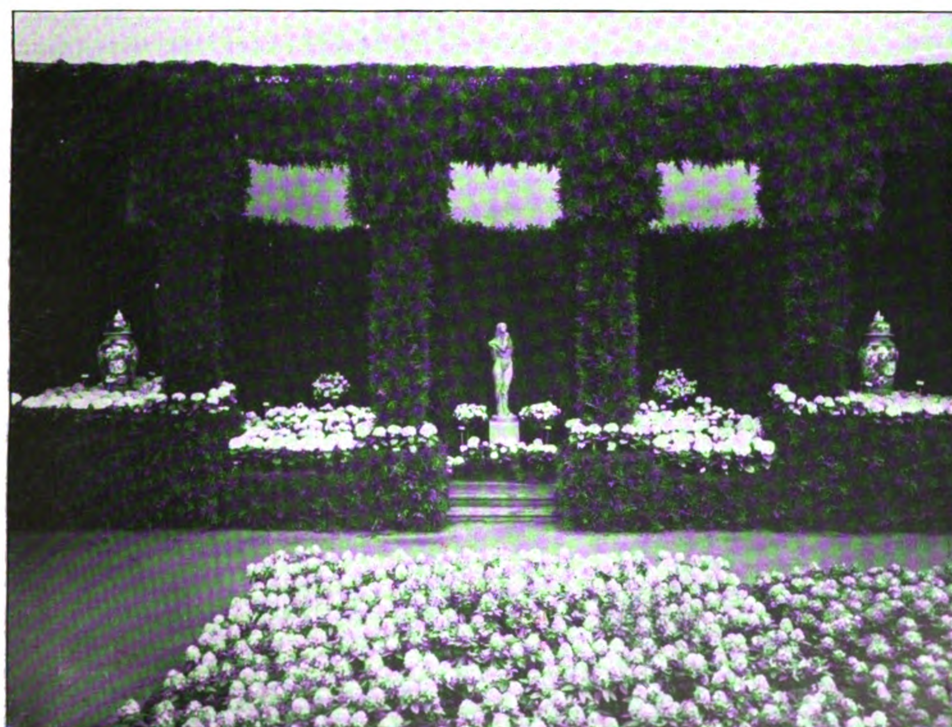
breiteten und vorbildlichen Vereins für Sächsische Volkskunst und Volkskunde wurde. Die Bauausstellung 1902, die Deutsche Städteausstellung 1903 mit ihren vielen fruchtbaren Anregungen in bezug auf technische, künstlerische und hygienische Probleme großstädtischer Bauweise, ferner die dritte große Kunstgewerbeausstellung 1906 und insbesondere natürlich die heute noch unvergessene Internationale Hygiene-Ausstellung 1911 betonten den ästhetischen Standpunkt und wirkten vielleicht am tiefsten und nachhaltigsten durch ihre künstlerische Raumgestaltung. Daß die »Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden« hierauf besonderen Wert legte, und zwar von Anfang ihres Bestehens an, ist eigentlich selbstverständlich. Es braucht hier nur an Namen erinnert zu werden wie Prof. Poelzig, Prof. Dr. Tessenow, Prof. Oswin Hempel, Prof. Muesmann, Prof. Schufür den Laien sowohl wie für den Fachmann diese Ausstellung auch im Laufe ihrer sechsmonatigen Dauer und bei allen Einzelheiten der vorgesehenen sechs Sonderschauen bringen mag: das eigentliche Erlebnis wird dem hingegebenen Beschauer doch immer nur der unvergleichliche und überwältigende Gesamteindruck dieses »größten Blumengartens Europas« bleiben müssen. Nicht umsonst hat man monatelang vorher in dem zur Ausstellung hinzugezogenen Teil des Großen Gartens gewaltige Erdmassen in Bewegung gesetzt. Blickt man von der sechzig Meter breiten Terrasse des Grünen Doms, des unvergleichlich schönen Wahrzeichens dieser Ausstellung, über das Gelände hin bis zum grünen Rand des Zoologischen Gartens, der angrenzt, so zeigt sich, daß leichte Wellenlinien das ganze Gelände durchziehen. Blüht einmal hier die ganze Pracht der



Aus der ersten Sonderschau: Halle Seidel (Entwurf: Gustav Allinger)

Frühlings- und Sommerblumen, dann wird der Beschauer wie in einem einzigen Blütenmeer stehen, Wege und Straßen sind untergegangen in Blumen, das Auge schwebt über die abgestimmten Farben und wird nur festgehalten von der drei Meter hohen grünen Mauer, die rings das gewaltige Gelände umgibt.

Von vornherein ist darauf Bedacht genommen worden, daß sich gerade um den Grünen Dom während der ganzen Ausstellungsdauer ein un-



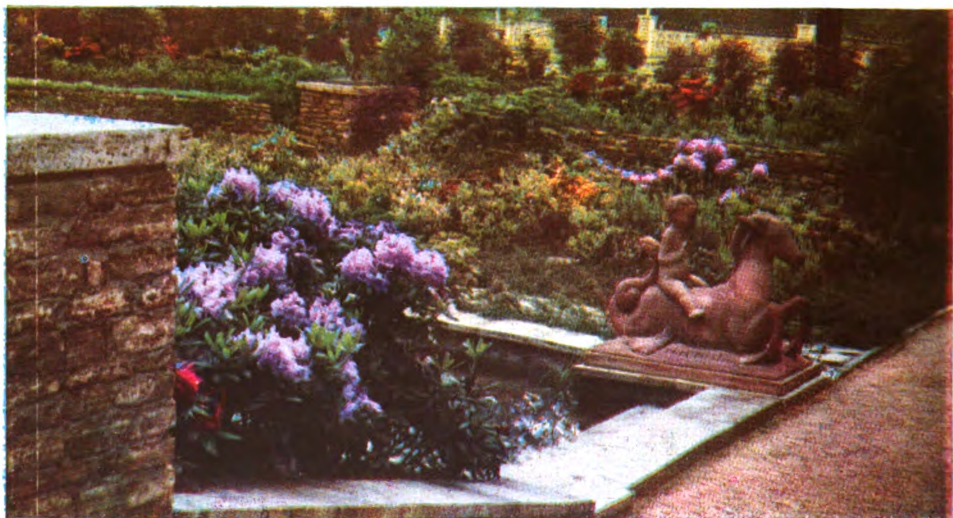
Aus der ersten Sonderschau: Halle Seidel (Entwurf: Gustav Allinger)



Rhododendren im Freien

ablässig wandelndes Farbenspiel entfalten soll. Die Umgebung des Grünen Doms ist hier gleichsam zum Symbol der ganzen Ausstellung erhoben. Hinzu kommen die Sondergruppen der Gartenkunst, der Gärten alter und neuer Zeit, die Nutzgärten, die Friedhofskunst, die Schulgärten, die Klein- und Siedlergärten. Die Allee der weißen Porzellane, die aus herrlichen Kändler-Figuren der Meißner Porzellanmanufaktur besteht, soll die ästhetischen Absichten und Ansprüche der Ausstellung deutlich unterstreichen.

Es wurde schon angedeutet, daß die Ausstellung selbst in eine Dauerausstellung und sechs Sonderschauen gegliedert ist, in deren zeitlicher Folge der Besucher das organische Wachsen des Gesamtbildes dieses größten modernen Blumengartens Europas erleben kann. Eine Blumenfarbe soll die andre ablösen, ein Eindruck den andern. Im Mai blühten die Azaleen, Rhododendren, Kamelien und Hortensien. Zu diesen Sonderschauen, die lediglich in den gedeckten Hallen des Ausstellungspalastes selbst untergebracht sind,

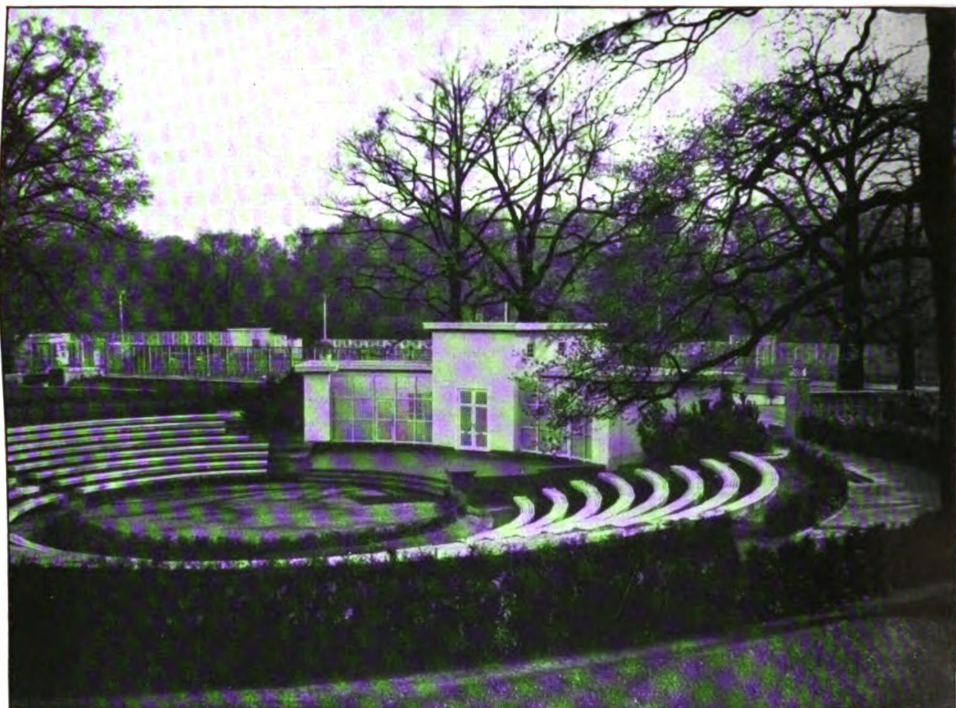


»Der kommende Garten« (Entwurf: Gustav Allinger). Frühjahrsbepflanzung

wurden unter Verwendung hoher Tannenhecken eigne Stilgärten geschaffen. Parterre aus Rhododendren in den schönsten Farben, ganz seltene Himalaja-Rhododendren, blühende Fliederbüsche und Azaleen, blühende Primeln und winterharte Azaleen aus Kreuzungen japanischer Art erhöhten bei der ersten Sonderschau noch den Eindruck der Farbenfreudigkeit dieser in Barockformen gegliederten Blütenmeere. Bei der zweiten Sonderschau, die sich in der Hauptsache mit Blumenkunst und Bindeschmuck befaßte, war der Eindruck womöglich noch überwältigender. Alles, was man schaute, war deutsche Zucht und predigte laut, daß Deutschland nicht im geringsten auf das Ausland angewiesen ist, von wo heute noch so viele Blumen eingeführt werden. Der Verband Deutscher Blumengeschäftsinhaber zeigte seine ganze Kunst in einer großen Repräsentationshalle. Reizvoll war die Unterbringung besonderer Abteilungen in einer Kuppelhalle, in der man Künstlerspenden für Theater, Konzerte und Tanz aller Art sah, eine Abteilung, die dem Brautschmuck in all seinen Einzelheiten galt, oder eine weitere, die mit grotesken Formen den Fasching in Blumen zeigte. Auch Kakteen der verschiedensten Arten, darunter solche bis zu sechs Meter Höhe, ein Wintergarten und ein Raum für unsre Kleinen lockten den Beschauer, dazu eine Flucht von fünfzehn eignen Zimmern, die ebenfalls einzeln jeweils unter eine besondere Idee gestellt waren. Die Blumen als Begleiterinnen vom Taustisch bis zum Gottesacker war das Leitmotiv dieser Blumen- und Bindekunstausstellung. Blumensträuße und -gewinde, blumengefüllte Vasen und Gläser, Schalen und Körbe standen im Vordergrund. Die Räume gliederten sich in Hochzeitzimmer, Herren- und Speisezimmer, aber auch Jagdtafeln, die zeigten, wie verwandt Wohnungskunst und Blumenschmuck miteinander sind, die zeigten, wie man mit wenigen Blumen und Pflanzen sonst frostige Pracht in lebendige, warme, lebensfrohe Behaglichkeit verwandeln kann. »Die Blume im Heim« gehört nicht nur wohlhabenden Kreisen, sie soll auch bei der bescheidensten Lebensführung eine Stätte finden können. Den Rosen galt die dritte Sonderschau. Die große Sommerblumen- und Liebhaberschau soll in der Zeit vom 7.—10. August stattfinden, während die Herbstblumenschau, verbunden mit einer zweiten Sonderschau und einer dritten Blumenschmuck- und Raumkunstausstellung für den 3.—6. September angesetzt ist, während endlich mit einer letzten Obst-, Gemüse- und Chrysanthemenschau vom 7.—10. Oktober die Ausstellung ihre Pforten zu schließen gedenkt.

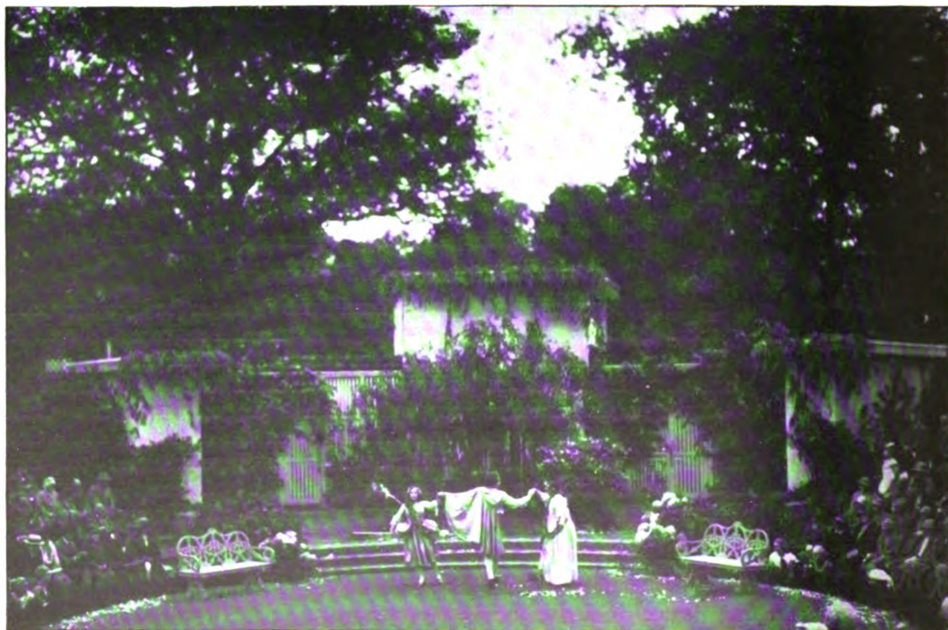


Die große Schmuckanlage (Entwurf: Gustav Allinger)
Frühjahrsbepflanzung



Das Parktheater (Entwurf: Gustav Allinger)

Im ganzen wurde das Gelände dieser Gartenbauausstellung durch die schon bestehenden Straßen, breiten Parkwege und die vorhandenen Grenzen in vier deutliche Abschnitte zerlegt. Dort findet nun während der ganzen Ausstellungsdauer die allgemeine Gartenschau statt, die



Aufn. Genja Jonas, Dresden, Bürgerwiese 6

Goethes »Laune des Verliebten«, Gastspiel der Dresdner Staatstheater im Jahresschau-Parktheater



Der Rosengarten bei Nacht

in einzelnen Gruppen zeigt: Gartenbau, Nadelhölzer, Rosen, Laub- und Blütengehölze, Obstgehölze, Stauden, Blumenzwiebeln, Dahlien und andre Knollengewächse, Sommerblumen, Gruppen- und Teppichbeetpflanzen. Der Gartentechnik sind dann besondere Gewächshäuser, Frühbeete, ausgedehnte Beregnungsanlagen und die neuesten Konstruktionen der Bodenbearbeitungsmaschinen zugeteilt. Um den Mittelpunkt der Ausstellung, den Grünen Dom, der mit seinen dreißig Meter Höhe die ganze Anlage weithin beherrscht, und auf dessen Plattform ein eigner Aufzug den Beschauer hinaufführt, gliedert sich nun die ganze Reihe der Sondergärten, vor allem der sogenannte »Riesengroße Rosengarten«, der ganz auf Farbenstimmung eingestellt ist. Dunkelrot beginnen die Rosen, gehen dann in rosa und lachsfarben über, um endlich, um eine fünfzehn Meter hohe Fontäne gruppiert, in weißer Perspektive zu verschwinden. Da gibt es ferner auch einen entzückenden kleinen »Garten der Rosenfreundin« mit spielerischen Wasserkünsten, mit bunten Keramiken, mit lauschigen Ruheplätzen und einem idealen kleinen Spielplatz für die Kinder. Auch die markantesten Neuzüchtungen unsrer Rosensorten werden in zwei weiteren kleinen Rosengärten vorgeführt. Von der Terrasse am Grünen Dom gegen die natürlichen Baumwände des Großen Gartens zu entwickeln sich dann ferner die weit ausgedehnten »Farbenfelder der Dahlien«, deren Blütenpracht zurzeit in üppigster Fülle steht. In einem eignen »Garten des Dahlienfreundes« unternimmt man den Versuch, den Gedanken der Jahreszeitgärten in die Wirklichkeit umzusetzen, ausgehend vom Pflanzencharakter und von der bestimmten Form der Dahlien aller Klassen. Eingewoben in die mächtigen Kändler-Porzellanfiguren erstreckt sich ein weiterer Sondergarten »Zum blauen Rittersporn«, in dem dekorative winterharte Blütenstauden in starker Artenbeschränkung zur Anschauung gebracht werden. Dauernd wechseln ihr Gesicht hinwiederum die Farbenfelder der Einjahrsblumen, die bis in den Herbst hinein mit immer neuen Bildern locken und entzücken sollen.



Gartenplastik aus einem Sondergarten

Sehr stimmungsvoll präsentiert sich eine andre Sondergruppe der Gartenbauausstellung, die der Friedhofskunst gilt. Hier ist erstrebt worden, den Friedhof zunächst in kleine Teile zu gliedern, um die unangenehme Häufung von Grabmälern zu vermeiden. Im Gegensatz zu der fast ausschließlich angewandten Heckenpflanzung, die wegen ihrer kostspieligen Unterhaltung sehr auf die Wirtschaftlichkeit der Friedhöfe drückt, hat man hier mit leicht verschleiertem Grün von Strauchpflanzungen gearbeitet. Den architektonischen Mittelpunkt bildet eine Urnenhalle, auf breiter Terrasse gelagert, vor dieser liegt ein flach gehaltenes Gräberfeld, und dahinter der Urnenfriedhof, der im Gegensatz zu dem in die freie Natur hineingebetteten Friedhofsteil streng architektonisch gegliedert und mit Mauern eingefaßt ist. Die Auswahl der Grabzeichen selbst wurde vom Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal getroffen. Zehn Meter hohe Rechtecksäulen, überschattet von alten Buchen und Lärchen, nur zwei weiße Kreuze tragend im grauen Feld, weisen in feierlicher Strenge auf diesen ebenso idealen wie neuartigen Versuch hin.

Tod und Leben, Tanz und Andacht, Sonne und Schatten sind die Gespielen unsrer Tage und Gegenwart. Darum möge es zum Schluß dieser kleinen Darstellung gestattet sein, mit einem Besuch in dem so reizvoll gelegenen Parktheater Abschied von diesem wundervollen Blumengarten zu nehmen. Gerade dieses Parktheater, in einen riesigen Eichenhof eingebettet, ist ein kleines Juwel dieser Ausstellung, und man möchte nur wünschen, daß eine weitsichtige und großzügige Finanzverwaltung dieses Juwel sich erhalten möge, auch wenn die eigentliche Ausstellung ihre Pforten schließt. Hohe Mauern aus gesinterten Klinkern umschließen hier einen rechteckigen Hof und erstrecken sich bis zu den Baulichkeiten des Parktheaters, das eine Bühne und einen runden Tanzplatz enthält, um den sich konzentrisch die Sitzreihen für etwa achthundert Zuschauer und rund dreihundert Stehplätze zwischen immergrünen Hecken anordnen. Man muß hier etwa einem Spiel der Sächsischen Staatstheater beigewohnt haben, um die natürliche Grazie eines Theaterspiels auf grünem Rasen zu ermessen. Unter dem Motto »Ein Fest bei der Marquise v. B....« spielte man Goethes »Laune des Verliebten«, eingegliedert in eine Ballettpantomime nach der Musik von Mozart. Rosen und Blüten aller Art waren die natürlichen Kulissen, der blaue Himmel stellte in höchsteigner Person den Rundhorizont, und die breiten Laubhände der Eichenriesen machten die Claqueure. Barockkostüme, Laune, Schäferspiel, Tanz, perlende Musik — es wäre durchaus nicht verwunderlich gewesen, wenn plötzlich August der Starke selbst in seidengepolsterter Sänfte in den Zuschauerraum getragen worden wäre, wenn wir Menschen des hastigen 20. Jahrhunderts plötzlich uns von den Sitzen erhoben hätten, um ein galantes Menuett zu schreiten, noch ohne Kenntnis der fürchterlichen Jazzmusik, noch ohne Ahnung von Auto, Radio und Flugzeug.

Ein Blumenwunder ist hier erstanden. Empfinden wir es zutiefst als solches, und mögen noch viele Tausende sich in Andacht daran freuen!

Landung

Auf der lärmenden Straße der Welt
Fand seine Hand in die meine.
Ich will mein Blut in die Hand versenken,
Ich will nur fühlen, ich will nicht denken —
O lärmende Straße der Welt!

Noch habe ich nicht deine Augen gesehn
Und gehe weiter voll Bangen,
O du, meine Hand war einst aufgetan,
Sie fing sich nur Wehes und griff sich nur Wahn.
O lärmende Straße der Welt!

Auf der lärmenden Straße der Welt
War einst mein Heimweh gestorben.
Nun wurde es wach und flüstert „du“!
Tief geht mein Blut in dich zur Ruh’.
O blühende Straße der Welt!

Grete von Urbanitzky



Carl Krone mit Familie auf Spazierfahrt

Circus Krone

Von Paul Eipper

Mit achtzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen

In München auf dem Marsfeld schlägt der »Circus Krone« seit einigen Jahren sein Winterquartier auf, einen festen Rundbau mit anschließenden Stallungen, Tierhäusern und Maschinenanlagen. Und von München aus verwandelt sich in jedem Frühling der stehende Zirkus in ein Wanderunternehmen, das Jahr um Jahr sieben bis acht Monate lang durch Deutschland reist, durch Europa.

Zirkus heißt Kreis, Rennbahn, Kunstreiterbude, ist ein Begriff, der wenig mehr in unsre Zeit der drahtlosen Welle und des bewegten Filmbildes passen will und der — so glauben wir Großstädter — in seiner jetzigen Form irgendwie festgefahren ist.

Hin und wieder sieht man an den Anschlagsäulen Berlins ein schreiend buntes Zirkusplakat, erinnert sich, daß es ja mitten in unsrer Stadt ein solches Unternehmen gibt, und vielleicht aus Langeweile geht man eines Abends in die Vorstellung, weil man neugierig ist, ob einem dort »die Romantik der Kindheit« wiedererstehen kann.



»Ich bin der Größte!«

Man ist enttäuscht. Immer! Denn es fehlt dem Zirkus das Tempo und die Abwechslung, an die Film und Radio unsre Nerven gewöhnt haben; die Darbietungen der Artisten sehen wir tollkühner und aufpeitschender in jedem Varieté. Meist nimmt die Hälfte jedes Zirkusprogramms überdies eine Pantomime ein, die uns bestenfalls durch ihre verstaubte Naivität zum Lachen bringt. Und auf dem Autobus, der uns nach Hause fährt, sprechen wir mit einer leisen Sentimentalität von jenen Jugenderlebnissen, als der »Publikspieler«, der Zigeuner mit Tanzbär, Dromedar und kostümierten Affen, der Seiltänzer und der grüne Wagen einer fahrenden Zirkusgesellschaft der Inbegriff aller Sensationen waren.

Vorbei, denken wir, und — irren uns. Carl Krone, der Gründer, Besitzer und geistige Führer des nach ihm benannten Unternehmens, hat die Zirkuszunft wieder zeitgemäß gemacht, hat deutsche Gründlichkeit mit amerikanischer Form gepaart und in jahrzehnte-



Umzug der exotischen Tiere

langer Entwicklung aus der romantischen Reiterbude ein atemraubendes Welttheater geschaffen.

Der Wanderzirkus Krone beschäftigt tausend Menschen; er besitzt etwa vierhundert exotische Tiere und zweihundert Pferde. Der Zaun, der das Gelände seiner Zelt- und Wagenstadt umspannt, ist zweitausend Meter lang. Zweihundertvierundvierzig Wagen gehören zu dem Unternehmen, und wenn im April die Reise beginnt, werden von der Eisenbahndirektion München zweihundert offene und geschlossene Güterwagen für die ganze Tournee gemietet. Etwa fünfzig weitere Eisenbahnwagen stellt von Fall zu Fall der örtliche Bahnhofsvorstand. Die ellipsenförmige Arena hat einen Längsdurchmesser von hundertfünfundzwanzig Meter; jeder der sechs Masten, die das Zeltdach tragen, ragt zweiundzwanzig Meter hoch in die Luft.

Es wird — Ankunft und Abfahrt ausgenommen — zweimal täglich gespielt, von vier bis sieben Uhr nachmittags und von acht bis elf Uhr am Abend; die Tierschau ist den ganzen Tag zur Besichtigung freigegeben, und das Programm der Zirkusdarbietungen umfaßt hundertsiebenundzwanzig Nummern. Zwölftausend amphitheatralisch gestaffelte Sitzplätze warten auf das Publikum. Drei Manegen und zwei erhöhte Bühnen verteilen sich im Sand der Arena.

Was bei diesem Zirkus vor allem verblüfft, ist die Organisation.

Man bedenke, welches Übermaß von Umsicht allein schon die Festlegung der Reiseroute, die Verproviantierung und das Heranziehen des Publikums erfordern. Im Winter wird der Plan für das ganze Jahr von München aus schriftlich festgelegt. Während der künstlerische Leiter die Spielfolge einstudiert, reisen die Agenten von Stadt zu Stadt, verhandeln mit Magistrat und Behörden, mit Tageszeitungen, Fleisch- und Heulieferanten. Ingenieure, Geometer und Baumeister studieren das gemietete Terrain, verpflichten beim Arbeitsnachweis die nötige Anzahl Hilfsarbeiter, untersuchen die Transportstraßen zum Bahnhof und vermessen die Laderampen und Rangieranlagen. Sie nehmen Maß zum Bau transportabler Verladeeinrichtungen für den Fall, daß das eigentliche Bahngelände dazu nicht ausreicht.

Die Presse- und Propagandachefs bearbeiten Stadt um Stadt. Und das scheint mir eine der schwierigsten Aufgaben zu sein. Der Zirkus spielt nämlich auch in Orten von unter hunderttausend Einwohnern; er ist gezwungen, überall mindestens drei Tage zu bleiben, und der Propagandaleiter muß also fünf Vorstellungen mit je zwölftausend Menschen füllen. Da genügt es natürlich nicht, Schulen und Vereine in der Stadt zu besuchen; es muß die Werbung auf das flache Land hinausgetragen werden, Gutsbesitzer und Bauern müssen wissen, daß der Circus Krone kommt. Lange Wandplakate, ganze Bildkioske werden aufgebaut, Zettel in jede Bürgerstube gebracht; auch das moderne Mittel des Rundfunksenders fehlt nicht — und all das wiederholt sich tagaus, tagein, von Stadt zu Stadt.

Das sind die Vorarbeiten. Nun reist der Zirkus selbst. Er spielt. Das Programm seiner Darbietungen entwickelt sich von Monat zu Monat; es darf nicht veralten, muß dauernd ausgebaut werden. Schlechte Kritiken verbreiten sich bekanntermaßen besonders schnell, und im nächsten Jahr oder im übernächsten soll ja in derselben Stadt wiederum mit Erfolg gespielt werden.

Es ist klar, daß solch ein Unternehmen nur dann Erfolg, einen sich steigernden Erfolg haben kann, wenn ein Kopf dahintersteht. Ein Mann, der jeder Situation gewachsen ist, und der in sich die Möglichkeiten des Aufstiegs trägt. Wer Carl Krone kennt, glaubt an diesen technischen Großbetrieb eines maschinellen Zeitalters. Dieser Mann beherrscht sein Werk. Und sein Stolz ist seine Herkunft.

In einer Wandermenagerie geboren, auf Reisen als Zirkusmann und Dompteur groß geworden, hat er in einem Menschenalter aus eignen Mitteln Stein auf Stein gefügt, oder besser gesagt, Wagen an Wagen gereiht. Stets wird er die Grenzen des Möglichen erkennen und, was er unternimmt, verankern, vollbringen und verantworten. Er hat — weitsichtiger als mancher vollstudierte Industriebaron — die Inflation in Deutschland rechtzeitig erkannt und ist zu Beginn dieser schlimmen Zeit, die seine Tiere dem Hungertod preisgegeben hätte, nach Italien gezogen. Ungeschwächt, dazu noch mit dem Ruhmestitel eines deutschen Pioniers, führte er seinen Betrieb im Jahre 1924 aus dem Ausland zurück.

Die tüchtigsten Fachleute hat sich Carl Krone ohne langes Zaudern zur Mitwirkung verpflichtet. Seine beste Stütze aber ist seine Gattin, eine Frau, in der geschäftliche Klugheit, Finanzbegabung und eine angeborene Tierliebe gleichermaßen stark vertreten sind.

Carl Krone kennt — das ist schon einmal gesagt worden — sehr wohl auch die Grenzen seiner selbst. So hat er sich für seinen Tierpark einen wissenschaftlichen Leiter verpflichtet in der Person des Dr. Th. Knottnerus-Meyer, der lange Jahre Direktor des Zoologischen Gartens in Rom gewesen ist. Als Zoologe in Berlin bei Professor Matschie geschult, als Praktiker noch unter dem alten Hagenbeck arbeitend, ist Knottnerus-Meyer heute einer unsrer besten Tierpfleger, ein wissenschaftlich anerkannter Gelehrter und als Schriftsteller dank seinem Buche »Tiere im Zoo« von allen Tierfreunden geschätzt.

Daß die Meister der Dompteure, Artisten und Schulreiter bei Krones Unternehmen verpflichtet sind, versteht sich von selbst. Die Presse- und Propagandachefs sowie die technischen Beamten sind ausgesuchte Persönlichkeiten. Es wird — bei vorzüglicher Honorierung — von einem jeden das Höchstmaß an Arbeitsleistung verlangt, und so kommt es, daß der Mechanismus, beim Aufbau und während der Vorstellungen, beim Abbruch und auf der Reise, reibungslos und ohne Geräusch funktioniert, ohne Hast und ohne Verwicklungen, nach einem Gesetz, das mittels automatischer Handgriffe *eine* große Idee stündlich neu verwirklicht. —

Werfen wir nun einmal einen Blick in diesen Organismus selbst. Ich habe im Frühjahr 1926 den Zirkus auf einem Stück seines Weges begleitet, habe mit Mensch und Tier zusammen gelebt und sah voller Bewunderung die Stadt der Zelte und der Wagen werden und vergehen.



Die Kamelkarawane

Der Berliner D-Zug bringt uns in schneller Fahrt nach der Stadt A., und wie wir uns dem Bahnhof nähern, fällt unser Blick auf einen seltsam tief gebauten, gelb und rot bemalten Güterwagen. »Circus Krone, Elefantenwagen Löcki« steht darauf. Dieser Wagen hat ein Ladegewicht von 14 120 Kilogramm und wird uns später noch beschäftigen.



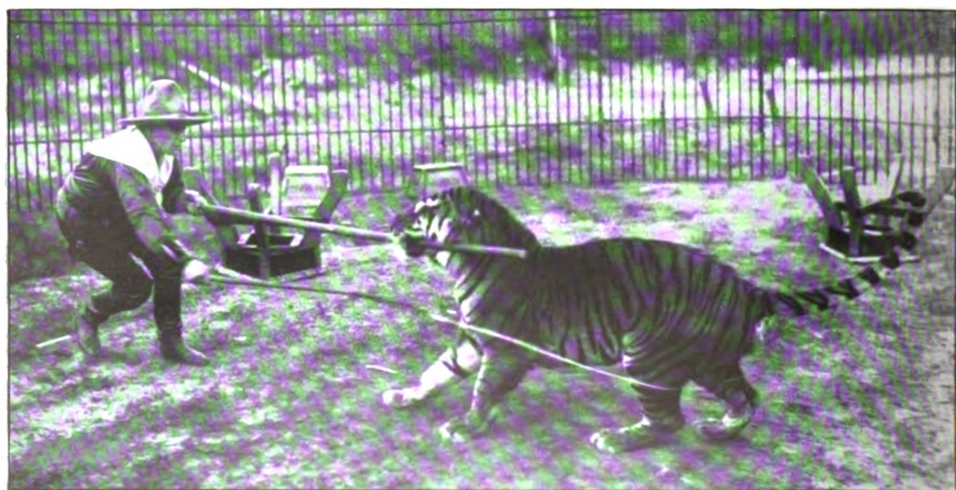
Eisbärendressur

Wir fahren an großen Zirkusplakaten vorbei durch die Stadt zu den Parkanlagen, hinter denen das Spielgelände liegt. Über uns kreist das Reklameflugzeug des Zirkus, eine Udet-Flamingo-Maschine. Es ist gerade Mittagszeit, trotzdem zieht ein fast ununterbrochener Menschenzug durch die Straßen zur Tierschau, säumt als Zaungäste den ganzen abgesteckten Platz. Um halb vier Uhr ist heute die letzte Vorstellung, am Abend wird abgebaut und verladen, morgen abend um acht Uhr beginnt das Gastspiel in B.

Hinter dem transportablen Lattenzaun stehen die blendend weißen Zirkuswagen, und hinter ihnen ragen blaßgrüne Zeltdächer zum Himmel. Der Eingang in dieses Reich wird durch sechs Kassenwagen mit je zwei Schaltern formiert; zwölf Kassierer verkaufen zur Tierschau, Mittags- und Abendvorstellung sowie zu den Sonderveranstaltungen die Eintrittskarten. Scharen von uniformierten Dienern leiten das Publikum durch eiserne Drehkreuze; vor dem Portal zum großen Spielzelt konzertiert eine vierzigköpfige Musikkapelle, Mexikaner und Cowboys.

Wir gehen rechts ab in die Tierschau. Vielstimmiges Gebrüll wird laut. Vor uns dehnt sich schnurgerade die Gasse der Raubtierwagen. Vierunddreißig Löwen, zweiunddreißig Tiger, vier Leoparden, ein schwarzer Panther, drei Pumas, ein Ozelot, zwei Wölfe, mehrere Hyänen, Waschbären, Schakale, sieben Braunbären, der seltene Lippenbär, zwei rote Nasenbären, Stachelschweine und andre Nagetiere in bunter Reihe. Einundzwanzig Eisbären bilden den Abschluß.

Vier bis sechs Tiere hausen für gewöhnlich in einem Wagen, einzeln abgeteilt, wenn sie bösartig sind, häufiger aber zu Familien vereint. Die Wagen sind an den Längsseiten an-



Nero fällt den Dompteur an



Ein guter Sprung

einandergekettet, damit die einzelnen Tiergruppen geschlossen durch die Wagen in die Laufgänge nach den drei Manegen geleitet werden können.

Das Fleisch von vierzehn Pferden wird jede Woche für die Raubtiere verfüttert, und kein Dompteur läßt es sich nehmen, die Rationen selber unter seine Tiere zu verteilen, denn auch sie haben subjektive Nahrungsliebhabereien. Fünfzig Liter Lebertran werden als Beigabe für die Fleischfresser gebraucht, und der Nachwuchs — in einem großen Spielwagen hausen zurzeit vierzehn Löwenbabys aus drei Würfen — bekommt gar Schabefleisch mit Milch und Ei. Nur erstklassige Nahrung wird verfüttert; Sorgfalt und Reinlichkeit sind geradezu auffallend in der ganzen Tierschau. Tagsüber stehen die Raubtiere auf Sägemehl; nachts und während der Reise bekommen sie Strohschütten in ihre Wagen.



Durch den Reifen!

Wir biegen rechts um und gelangen in den zweiten Zeltgang, zu den Elefanten: zweiundzwanzig indische Tiere, ein Sumatra-Elefant und einer aus Ostafrika. Alle vierundzwanzig sind in einer Richtung aufgestellt, der Größe nach geordnet. So wiegen sie sich in der langen Halle rhythmisch im Geklirr ihrer Fußketten, vom kleinen Zwergelefanten bis hinauf zu Löcki, dem Riesen, der 3,10 Meter hoch und wohl der größte unter den Elefanten in Europa ist. Er wiegt

hundertvierundzwanzig Zentner, verzehrt täglich anderthalb Zentner Heu, dazu gekochten Reis und Quetschhafer und als kleine Zwischengerichte acht bis zehn zweipfündige Brote.

Die indischen Pfleger dieser Tiere malen ihnen mit Kreide heilige Symbole auf Rüssel und Stirn: Kreise, ein Kreuz, zackige Blitze, Wellenlinien, und dem größten gar den Kopf einer Brillenschlange. Diese weißen Zeichen sind das einzig Leuchtende im langen Gang. Am frühen Morgen, wenn schwaches Dämmerlicht im Zeltstall herrscht, ist diese graue Masse urweltlicher Lebewesen, gegen die wir Menschen klein und schwach erscheinen, von einer dämonischen Seltsamkeit. Unentwegt mahlen die Kiefer, schaukeln die Leiber, greifen die Rüssel und winden sich.

Wieder eine Biegung nach rechts: der Exotenstall. Da sind in Boxen aufgeteilt Renntiere, Kängurubs, Axishirsche, Guanakos, Rappenantilopen, ein Weiß-Schwanz-Gnu, Lamas, der sehr seltene Moschusochse, Bisons, Wasserbüffel, acht Zwerg-Zebus, ein Rudel afrikanischer Ziegen, Yaks, acht italienische Ochsen, silbergraue Tiere von märchenhafter Größe, seltsame Rindviehkreuzungen und über ein Dutzend Zebras aller Spielarten. In weiten Ausläufen stehen die Kamele, fünfzehn Dromedare, schlank und edel mit glattem Fell; daneben neun schwere sibirische Zweihöcker, deren zottiger Behang jede Kontur verwischt. Vor wenigen Tagen sind fünf junge Kamele zur Welt gekommen, drollige, stelzbeinige und sehr muntere Geschöpfe.

Resus-Affen, Paviane, Mandrills, Halbaffen und ein völlig zahmes Gürteltier spielen in ihren Behältern; Somali-Strauße, ein Helm-Kasuar, Pelikane, Marabus, Hornraben und siebzehn Flamingos ergänzen das zoologische Bild, dazwischen putzen auf hohen Stangen die Papageien ihr buntfarbiges Gefieder.

Hinter Glasscheiben hausen die Kriechtiere: zwanzig Alligatoren, viele Schlangen, darunter Tiere von neun Meter Länge, und Schildkröten mit seltsam gezeichneten Rückenpanzern.

Nochmals eine Biegung nach rechts — wir sind im Marstall. Zweihundert Pferde aller Rassen, vom schweren Zugtier bis zum nervösen Vollblut, zwanzig Shetland-Ponys, vierundzwanzig Zwergesel, darunter ein milchweißes Pärchen mit entzückenden Jungen. Ihre rosenrot gefärbten Schnauzen sind samtweich, und der Blick ihres Auges leuchtet in unbeschreiblicher Sanftmut.

Viermal sind wir nach rechts umgebogen — vier lange Stallgassen bilden so einen Hof, einen weiten Hof, in dem eine Kapelle konzertiert, Erfrischungen feilgeboten werden, und wo auf abgegrenztem Raum Cowboys ihre Reiterspiele treiben. Aber noch ist die Fülle der zoologischen Sehenswürdigkeiten nicht zu Ende. Lautes Schreien bringt uns zum Bassin der zwölf Seelöwen, einem großen Wagen, der — mit Zinkblech ausgeschlagen — die Schwimmgelegenheit dieser Tausendkünstler darstellt. Daneben, ebenso ausgestattet, der Wagen für die beiden See-



Frau Ida Krone mit ihrem Geparden



»Aufgefangen!«

Elefanten, Kolosse von über zwanzig Zentnern Gewicht. Im Gegensatz zu ihren lebhaften Nachbarn liegen sie träg in all ihrer Schwere; der kleine Kopf steht in keinem Verhältnis zum Umfang ihres walzenförmigen Leibes.

Noch ein Wagen ist unerwähnt geblieben; auch er zweiteilig, aber ringsum mit Glas abgeschlossen. Darin hausen die beiden Flußpferde. Noah, der neunzehnjährige Bulle, verzehrt täglich einen Zentner Nahrung, und selbst wenn der Zirkus auf der Eisenbahn rollt, muß der Nilpferdwagen — durch eine Heizung von unten her — auf seiner tropischen Temperatur gehalten werden. Tagsüber sind die beiden Flußpferde im Trockenen; am Abend wird das Badebassin geöffnet, und stillvergnügt, mit blinzelnden Äuglein, steigen die beiden Tiere in das warme Wasser, um dort zu schlafen. —

Orientieren wir uns noch einmal auf dem Gelände! In der Mitte liegt der große Hof, umgrenzt von den vier Zelthallen der Tierschau. Um dieses Zentrum gruppieren sich die Wagen, in denen die Artisten wohnen, das Dorf der Inder, die Seitenschau, die Bureauwagen der Direktion, und als Kopfstück — der Sechsmasten-Zirkus mit seiner ellipsenförmigen Arena.

Um die Mittagsstunde haben wir unsern Rundgang angetreten; und während wir durch diesen Wanderzoo gegangen sind, hat die Nachmittagsvorstellung im Zirkus begonnen. Es ist die letzte Vorstellung in dieser Stadt; und wenn wir jetzt auf unsern eignen Spuren wieder zurückgehen würden, wären wir erstaunt über die veränderte Situation. Das Raubtierzelt steht nämlich gar nicht mehr. In der Schlußvorstellung arbeiten Löwen und Tiger gleich zu Beginn, und sobald die Dompteure ihre Truppen zurückgetrieben haben, klappen die Wärter Holzwände vor die Gitter der Raubtierwagen. Traktoren, Raupenschlepper und eiserne Pferde rasseln heran, ein Wagen nach dem andern rollt vom Gelände durch die Stadt zum Bahnhof. Der Platzmeister und seine Gehilfen dirigieren zu Roß das geschulte Arbeitspersonal. Kein lautes Wort. Inder, Bayern, Rheinländer, Italiener und Sachsen führen die Huftiere am Halfter zum Bahnhof. Was an Geräten aus Reitergang und Chapiteau herauskommt, wird auf Lastwagen verstaut. Und als um sechs Uhr der Schlußmarsch das Publikum aus der Vorstellung entläßt, sinken bereits die Zeltbahnen der vier Ställe zu Boden. Es steht nur



Komische Radfahrergruppe

wenigen Sekunden wird sie zusammengelegt, aufgerollt und weggefahren.

Um acht Uhr stehen nur noch die sechs Masten, jeder zweiundzwanzig Meter hoch, durch Seiltaue miteinander und jeder in sich gehalten. Sie sind keineswegs in der Erde versenkt, und das ist nun die tollste Leistung, als zwei Arbeitsgruppen, das heißt insgesamt achtundzwanzig Menschen, durch ein paar Handgriffe an Flaschenzügen erst einen, dann den zweiten und so alle sechs Masten langsam und ohne viel Geräusch in zwölf Minuten zur Erde legen.

Um neun Uhr ist das letzte Stück der Umzäunung verladen. Nur noch zweihundertzwanzig Zentner Sägemehl in einer riesigen Ellipse verraten, daß vor vier Stunden auf diesem leeren Platz ein Zirkus von gigantischem Ausmaß gespielt hat.

Zur gleichen Zeit herrscht auf dem Rangierbahnhof der kleinen Stadt ein außergewöhnlicher Betrieb. Auch dort Raupenschlepper, Tanks, Traktoren; auch dort Gespanne, die Käfigwagen

noch die Zirkushalle selbst, und alle Hände sind frei für die Abmontierung dieses Riesenbaues.

Zweihundert Zeltarbeiter, in Kolonnen zu vierzehn Mann verteilt, treten konzentrisch auf den Plan. Ohne Lärm. Diese Kolonne nimmt die Sitzbretter von den Bänken, jene die Rückenlehnen, eine dritte schraubt die Logen auseinander, und die vierte löst die Umrandung der Arena. Wie Ameisen kribbelt es im hohen Zeltbau; aber ebenso geordnet wie Ameisenzüge bewegen sich die Arbeiterkolonnen mit ihrer Bretterlast zu den Materialwagen.

Ist ein Wagen voll, dann kommt wiegend und geräuschlos ein Elefant herbei, zwei Männer dirigieren, die Räder drehen sich, ein kleiner Raupentank rattert mit kurzer Wendung heran, deren Eleganz man dem unförmigen Ding nicht zugetraut hätte, und schon ist der Gerüstwagen an einen Lastzug angekoppelt, den ein Pferdegespann oder ein Automobil zum Bahnhof fährt.

Eine Stunde später. Jetzt steht nur noch das nackte Zelt, und vierhundert Hände lösen die kleinen Stützpfeiler, knüpfen die Segeltuchbahnen auseinander, schälen das eigentliche Gerippe bloß. Oben in zweiundzwanzig Meter Höhe laufen winzige Menschlein knotenlösend Meter um Meter, schwindelfrei. Jede Bahn der imprägnierten Fläche, die zur Erde sinkt, hat ihre Erkennungszahl, in



Schulreiter Albert Schumann



Aus der Kinderstube des Zirkus

bringen, auch dort Arbeitselefanten und geschultes Zirkuspersonal. In Feldküchen dampft Kaffee; aber nur im Vorübergehen ist ein Trunk möglich, denn schon schieben Lokomotiven die Güterwagen an die Rampen. Es geht auch hier alles ohne großen Lärm. Der Traktor schleppt den Löwenwagen die schräge Rampe hinauf; ein Elefant, am Ohr vom Wärter geführt, löst den verbindenden Haken, der Traktor biegt zur Seite, ein Lederkissen wird an die Rückwand des Raubtierwagens gehängt, der Elefant legt seine Stirn dagegen und schiebt sanft den rollenden Behälter auf den offenen Güterwagen. Acht Klötze werden festgeschraubt, der Rangiermeister pfeift, die Lokomotive gibt Dampf — der nächste Wagen rollt heran.

Die Huftiere kommen in geschlossene Güterwagen: sechs Pferde in den einen, fünf Kamele oder zwölf Ponys in den andern. Jedes Tier wird so angekettet, daß es sich legen kann; die Mitte des Wagens bleibt frei, dorthin kommen die Heubündel, die während des Transportes verfüttert werden und auf denen der eine Wärter schläft, während der andre Wache hält.

Der Transportleiter schreibt mit großen Kreidebuchstaben den Inhalt auf jede Wagentür; nur beim »Löckiwagen« hat er das nicht nötig. Wir sahen diesen Wagen schon bei unsrer Ankunft, aber eine solche Geräumigkeit trauten wir ihm trotz seiner Größe nicht zu. Es stehen nämlich links und rechts je drei Zwergelefanten darin, auf erhöhter Balustrade gewissermaßen, und dazwischen ist Raum genug für Löcki, den Riesen von 3,10 Meter Höhe. Aber auch noch fünf Mann Bewachung haben Platz.

Drei Eisenbahnzüge von je fünfzig Wagen sind abgerollt. Der letzte wird eben zusammengestellt, sobald der Salonwagen des Direktors, der als letzter vom Spielplatz kommt, eingetroffen ist. Es ist zehn Uhr, und in der warmen Frühlingsnacht erkennt man undeutlich nur die verschiedenen Tiersilhouetten durch die halb geöffneten Wagentüren. Die schaulustige Menge hat sich verlaufen, ein paar Vögel singen in den Anlagen jenseits der Gleise; dumpf hallt der Hufschlag der Pferde auf dem Stroh. Soeben sind die Raubtierdompteure abgefahren, und für eine halbe Stunde bleibt Zeit zur Sammlung der Gedanken, zur Sichtung der gewonnenen Eindrücke.



Schulstunde



Löwenringkampf

Etwas über Raubtierdressur! Löwen und Tiger gehören in das Geschlecht der Katzen, unterliegen also ihr Leben lang dem Spieltrieb. Diesen Spieltrieb auszunützen ist die erste Pflicht des wahren Dompteurs. Er nimmt auch am liebsten junge und frisch importierte Tiere der Wildnis in seine Gruppe, weil sie unverbildeter im Charakter sind als die in der Gefangenschaft gezüchteten Exemplare. Inzucht schafft schwache Organe, häufig ein heimtückisches Temperament und verdirbt den Charakter.

Alle Katzen sind ferner eitel und gefallen sich — bewußt oder unbewußt — in schönen Posen und eleganten Bewegungen. Das ist der zweite Ausgangspunkt für den Dompteur. Das übrige muß er selber geben: Liebe zu den Tieren im allgemeinen, Beobachtungsgabe, Geduld und Unerschrockenheit.

Das eine Tier ist ein Springer aus Passion, das andre ein schwerfälliger Genosse, aber ohne Nervosität und ein dekorativer Steher. Schon in den ersten Wochen des Aneinandergewöhnens — die Tiere sind dann meist ein bis anderthalb Jahre alt — wird der zum Bändiger geborene Mensch wissen, was in seinen Zöglingen steckt; er teilt sie ein in »Stars«, die gerne arbeiten, in »Statisten«, die zur Füllung gebraucht werden, und sondert diejenigen aus, die bösartig sind, rauflustig oder dumm.

Gewöhnlich stellt man sich unter einem Tierbändiger einen brutalen, untersetzt kräftigen, sehr muskulösen Burschen vor, der es wohl fertigbringen kann, mit dem Hieb seiner breiten Nilpferdpeitsche einen Löwen zur Ausübung dieses oder jenes Kunststücks zu zwingen.

»... Und sanft schmiegt das Getier sich mir zu
Füßen,
Wenn donnernd mein Revolver knallt ...«

das hat — unter Paukenschlägen — Wedekind gesprochen, im zinnoberroten Frack, weißer Krawatte, weißen Beinkleidern und Stulpenstiefeln, in der Linken eine Hetzpeitsche, in der Rechten den geladenen Revolver.

Was Wunder, wenn also »behandelte« Tiere brüllen, fauchen und mit den Tatzen schlagen! Nur daß das Motiv nicht Wildheit ist, sondern Schmerz, Furcht und ohnmächtige Abwehr.

Der Mensch muß auf ganz andern Wegen »Herr der wilden Tiere« werden! Das hat der alte Hagenbeck schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erkannt. In seiner ausgezeichneten Autobiographie »Von Tieren und Menschen« schreibt dieser größte aller deutschen Tierpfleger: »Die Hilfsmittel der Tierbändiger früherer Zeiten waren Peitsche, Stock und glühend gemachte Eisen. Man kann sich denken, daß die Tiere niemals Vertrauen zu

ihren Herren faßten. Das ganze Kunststück bestand darin, daß man sie dermaßen in Furcht setzte, daß sie beim bloßen Anblick der Schreckmittel schon durch den Käfig flohen und dabei etwaige Hindernisse, mit denen man den Weg absperrte, übersprangen. Im stillen hatte ich schon lange den Gedanken erwogen, ob es nicht möglich sei, mit der alten, grausamen Tierdressur zu brechen und an ihrer Stelle eine humane einzuführen. Während ich mit meinem Zirkus reiste (1887—1889), erachtete ich die Zeit für gekommen. Durch scharfe Auswahl der Intelligentesten sollte geeignetes Material geschaffen werden; die dann aufgenommenen Exemplare aber sollten durch Rücksichtnahme auf die Eigenart jedes Tieres zu Freunden, nicht zu Feinden gemacht werden. Man mag mir glauben, wenn ich behaupte, daß ich unter Löwen, Tigern und Panthern manchen guten Freund besessen habe. Und zwar war diese Liebe keineswegs eine einseitige. Das Gedächtnis der Raubtiere für Menschen, die ihr Vertrauen gewonnen haben, ist ganz erstaunlich. Vom ersten Augenblick an, wenn die Tiere in die Hand des ‚zahmen' Dompteurs gelangen, wollen sie beobachtet sein; wie Kinder verlangen einzelne mehr aufmunternde Liebkosungen als andre. Da die Tiere in ihren Handlungen nicht von Verstandeserwägungen, sondern von Impulsen geleitet werden, so muß von Anfang an hauptsächlich das Temperament studiert werden. Je geduldiger und gütiger der Dompteur ist, desto mehr Vertrauen werden die Tiere zu ihm fassen. Die Furcht der Zöglinge vor ihrem Lehrer darf aber nicht ausgeschaltet werden, in jedem Augenblick müssen sie sich der Tatsache dunkel bewußt sein, daß eine Auflehnung gegen den Willen des Gebieters unmöglich ist.«

Solche Persönlichkeiten waren zu Hagenbecks Zeiten sein Schwager Mehrmann, Sawade, die schöne Claire Heliot — sind heute die Dompteure des Circus Carl Krone. Mit einem Vergnügen, das nicht ohne Rührung ist, beobachtete ich diese Männer bei der Wartung und Pflege ihrer Tiere, sah, wie sie liebevoll sie fütterten, wie sie in Nachahmung tierischer Laute mit ihnen sprachen und die Zärtlichkeiten der Löwen und Tiger erwiderten. — —

Zum Zirkus zurück!

In den ersten Morgenstunden beginnt der Aufbau in B. Tags zuvor wurde bereits der Platz vermessen und die Umzäunung errichtet, die in doppelter Garnitur vorhanden ist. Durch Preßlufthämmer sind die vielen hundert eisernen Pfähle 1,20 Meter tief in den Boden gerammt worden, an denen die Zeltbauten verankert werden sollen. Ein Materialwagen nach dem andern kommt vom Bahnhof. Wieder treten die Arbeiterkolonnen auf den Plan; zuerst werden die Stallungen errichtet. Aber während dort die Zeltmeister dirigieren, arbeiten die Fassadenkolonnen bereits an der äußeren Front, und abgeladene Requisiten häufen sich zu Bergen.

Die Monteure legen das neunhundert Meter lange Rohrnetz des Zirkus und verbinden es mit der städtischen Wasserleitung. Der Chefelektriker sorgt für die Lichtanlage, deren Kraft in vier eignen Lichtmaschinen erzeugt wird; Feuerwehr und Sanitätsmannschaften schlagen ihre Zelte auf, die Wagen der verschiedenen Handwerksgruppen, Küche und Bäckerei eröffnen ihren Betrieb. Und schon funktioniert auch die Telephonverbindung — der Anschluß ist überall fertig.

Jetzt beginnt der Aufbau des Hauptzeltes. Die größte Schwierigkeit verursacht begreiflicherweise die Errichtung des ersten Zweiundzwanzig-Meter-Mastes. Steht dieser erst auf seiner



Stehend Reiten

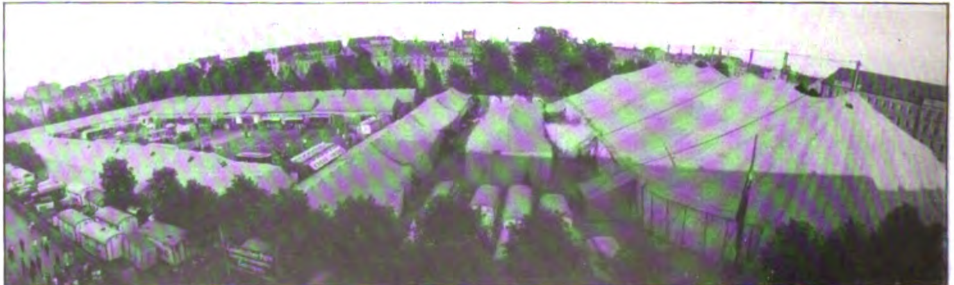


Auf der Laderampe

Bohlenunterlage, so wachsen die andern fünf schnell daneben auf. Währenddessen wird von den entsprechenden Kolonnen das Zelt vorbereitet und in seiner ganzen Ausdehnung bereits am Boden verschnürt. Sobald die Masten stehen, ziehen alle Arbeiter zugleich das Segeltuch etwa drei Meter in die Höhe, und sofort beginnt die Versteifung des Ganzen durch die äußeren Rondellstangen, deren Aufstellung die Ellipse des Gesamtbaues ergibt. Die Rondellstangen werden, jede für sich, durch Absegelung am Boden verankert. Dann kriecht das gesamte Zeltpersonal unter dem Tuch hinweg in das Innere des Zeltes und zieht die verknotete Leinwand an Flaschenzügen bis zur Spitze der Masten hoch. Als letzte Sicherung werden die großen Stützstangen, Quadrepols genannt, errichtet, und die Innenmontage beginnt.

Indessen sind alle Tiere im Stall. Die Pferdewärter und Dompteure putzen und füttern, Stallburschen harken den Boden der Arena. Herr und Frau Krone sind von ihrem Spaziergang, auf dem sie von den beiden zahmen Geparden begleitet wurden, zurückgekehrt; die Gouvernante gibt im Schulwagen den Kindern den ersten Unterricht, und schon schmettern die Trompeten den Eröffnungsmarsch.

In drei Stunden brausen hundertsiebenundzwanzig Programmnummern vorüber, in drei Manegen, auf zwei Bühnen und hoch oben in der Luft. Ferry Rappa, der Spielleiter, Österreicher, ehemaliger Kavallerieoffizier und vollendeter Gentleman, steht im Frack am Reitergang und schickt Gruppe um Gruppe pausenlos vors Publikum. Die zirzensischen Darbietungen spielen fünffach zur gleichen Zeit. Tänze folgen, Clowns, Trapezkünstler. Ein großes Manegekarussell, aus sechzig Pferden, Kamelen, Ponys



Gesamtansicht, vom Zirkus-Flugzeug aus gesehen

und Stieren gebildet, ist wenige Minuten später der Mittelpunkt, während Neger und Akrobaten an den Seiten arbeiten. Aber schon wird hinten im Laufgang Neues zusammengestellt. Es präsentieren sich die Seelöwen, silbergraue Siener-Ochsen traben in das Rund und wühlen mit ihren weitgeschweiften Hörnern drohend im Sand. Störrische Zebras werden unter der Hand des Dresseurs gefügig; ein Hengst des seltenen enggestreiften Grevy-Zebras entpuppt sich als williges Reittier; Kamele laufen in allen Gangarten, Schulreiter treten auf, und Jockeys brillieren durch phantastische Sprünge. Benoit Ahlers, der älteste unter allen arbeitenden Artisten, der zweiundachtzigjährige Vater von Frau Krone, führt zwölf Isabellenpferde in prächtigen Freiheitsdressuren vor. Dann errichten hundert Diener in wenigen Minuten die Eisengitter der drei Manegen.

Eisbären und komisch kostümierte Braunbären sind der Beginn. Kurz darauf fauchen und brüllen sechsunddreißig Löwen und Tiger in drei Gitterringen zugleich. Im Licht der Scheinwerfer erkennt man erst recht die Schönheit der einzelnen Individuen, und es zeigt sich an ihnen, daß die zahme Dressur diese Tiere verschönt, sie lebhafter, gesünder und intelligenter macht als ihre Brüder in den Zoologischen Gärten.

Während sechzehn Luftturner in schwindelnder Höhe das Programm weiterführen, wird die ganze Arena geräumt. Und nun folgt der Umzug exotischer Truppen mit Pferden, Zebras, Kamelen, Büffeln, Lamas und fürstlich gesattelten Elefanten. Exotische Musikbanden, Schlangentänzerinnen, indische Gaukler und Fakire, Akrobaten aus China und Japan treten auf. Altdeutsche Ritterspiele folgen, ein Skulpturengarten zeigt künstlerisch gestellte Menschengruppen; waghalsige Reiter jagen, stehend auf ungesattelten Pferden, im Galopp dahin, und den Abschluß bildet eine römische Wagenwettfahrt, die an Gefahren nicht ihresgleichen findet.

Der Höhepunkt aber ist die Vorführung der Elefantenherde durch Carl Krone selbst. Mit unbeschreiblicher Geschicklichkeit arbeiten die Riesentiere, und endlos ist der Jubel, wenn sie — von ihrem Meister angeführt — einer hinter dem andern aufgerichtet, auf den Hinterbeinen aus der Arena schreiten. —

Unmöglich, den Zusammenklang der Töne, Stimmen und Geräusche zu schildern! Unmöglich, einen Begriff zu geben von der Vielfalt der Düfte und Gerüche, die über einem solchen Zirkus weben! Parfüm, das berauscht und immer wieder den zurück verlockt, der einmal seinem Zauber erlegen ist. Es riecht nach Raubtier, nach Heu, nach Pferden, Holz und Schminke, nach Hufschmiede, Sonne, exotischen Menschen und nach schönen Frauen. Jeder Luftzug verändert die Symphonie, Düfte und Geräusch klingen zusammen, sie steigern sich orgiastisch zur »Romantik des fahrenden Gesellen«.

Und wenn man im Reitergang steht und die zwölftausendköpfige Zuschauermenge betrachtet, deren Beifall wie ein Orkan durch die Halle braust, so spürt man Zirkusluft und Zirkusglück, hat Verständnis für Tragik und Gefahr, wie sie vielfältig dieses Leben durchwirken.



Die Jungfrau

(Attisches Grabmal)

Bildhauers Töchterlein ist tot.
Es war kaum vierzehn Jahre alt.
Der Vater bändigte sein Herz:
„Ich wein' um dich mein Leben lang,
Doch heut' nicht! Jetzt ist Schaffenszeit!"
Er bettet sie im Arbeitsraum
Und findet einen Marmorblock.
Die ersten Splitter springen schon;
Als hülfen Geisterhände mit,
Schält schnell die rohe Form sich los.
„Du holde Knospe, edelste,
Für Hohes, glaubt' ich, aufbewahrt!
Mir schien, es keime still in dir
Das Antlitz einer Göttin auf.
Athene ahnt' ich vor: du warst's,
Voll süßer Streng' und Herbigkeit,
Und wenn ich Aphrodite sah,
Nahm sie die Scham und Scheu von dir!
Und doch warst du nichts als ein Kind,
Ein blühendes, ein träumendes,
Die Wonne meiner reifen Jahr'!" ...
So meißelt er den ganzen Tag,
Er meißelt tastend in der Nacht,
Und er erzeugt zum zweitenmal
Die einzige, teure Tochter sich.
Sie tragen ihren Leichnam weg,
Er achtet's nicht, er meißelt fort;
Und schon, gerührt von Lieb' und Kunst,
Tritt Gott Apollon hinter ihn.
Er blickt das schöne Bildnis an
Und spendet ihm Unsterblichkeit.

Erika Spann-Rheinsch



Aufn. S. Genthe, Leipzig

Gruppe der Dora-Menzler-Schule für Gymnastik und gestaltende Bewegung
(Aus: Menzler, »Gestaltete Bewegung«. Stuttgart, Dieck & Ko.)

Körperkultur und rhythmische Gymnastik

Von Werner Suhr

Die Körperkultur, zunächst lediglich die Angelegenheit hygienisch und künstlerisch interessierter Kreise, ist zu einer umfassenden Bewegung von beträchtlichem Umfang geworden. Das große Publikum hat die allgemeine Wichtigkeit der aufgeworfenen Fragen wohl erkannt, aber es steht den sich zum Teil völlig widersprechenden Antworten und der Fülle fachmännischer Erklärungen hilflos gegenüber. Namentlich die rhythmische Gymnastik ist immer mehr in Mode gekommen, aber gerade ihre fortschreitende Spezialisierung und auffällige Systembildung hat die größte Verwirrung geschaffen. Es gibt Gymnastik, die mit dem Rhythmus an sich nicht das geringste zu tun hat, seine Gewalten und seine bestimmenden Einflüsse verkennt, mitunter ihnen sogar entgegengesetzt ist. Zwar wird fast überall versucht, die formal schöpferische Kraft des Individuums zu lockern und zu lösen, jedoch versteckt man sie gleich darauf wieder musikalisch oder biegt sie — was schlimmer ist — zu einer Art turnerischer Leistung mechanisch um. Kaum ein Laie ist imstande, den viel mißbrauchten Begriff »Rhythmische Gymnastik« sinnvoll und richtig zu deuten. Besorgte Mütter, korpulente Damen und junge Mädchen wissen nicht, welcher Methode sie sich jeweils anvertrauen sollen. Die einzelnen Richtungen befehden sich gegenseitig oder betonen eine angebliche Beziehungslosigkeit, so daß es schwer ist, ein einheitliches Bild oder auch nur das allen Gemeinsame festzustellen. Es gibt sogenannte Bewegungsschulen, die einen besonderen Anspruch auf künstlerische Geltung erheben (Laban), und andre, die offensichtlich nur pädagogische und gesundheitliche Ziele verfolgen (Bode). Außerdem machen sich starke Einflüsse okkulter Strömungen und intellektueller Probleme bemerkbar.

Diese echt deutsche Vielspältigkeit in einer leidenschaftlich begrüßten und im Prinzip längst anerkannten Neuerscheinung, so verwirrend sie ist, hat aber auch recht beachtenswerte Vorteile. Denn die Teilung der Körperkultur in ihre einzelnen nachdrücklich verfochtenen Bestrebungen fördert neuen Reichtum und bietet ungeahnte Möglichkeiten. So ist jetzt dem Einzelnen die gewünschte Gelegenheit gegeben, sich nach seinem persönlichen Geschmack und seiner Veranlagung zu entscheiden. Wer aber die augenblickliche verworrene Situation der Gymnastiksysteme genau verstehen und kennenlernen will, muß sich ein wenig mit ihrer



Aufn. S. Genthe, Leipzig

Kindergymnastik (Schule Ingeborg Schmidt, Leipzig)

gemeinsamen Grundlage und Voraussetzung befassen. Dazu möchte dieser Aufsatz anleiten.



Aufn. Suse Byk, Berlin

Die Tänzerin Hilde Dieck

Die Körperkultur bedeutet einen Protest der unterdrückten Sinnlichkeit gegen die Verstandeszucht des Europäers. Zugleich ist sie eine Revolution des Geschmacks.

Es ist kein Geheimnis, daß die Entartung eines geistig hochstehenden Volkes bis zu einem wesentlichen Grade durch die falsche Einschätzung des triebhaft Körperlichen, und damit des rein Menschlichen überhaupt, bedingt ist. Der Satz, daß der Geist sich den Körper baut, wird fraglich oder bedarf eines starken Vorbehalts. Denn gerade wo das geistige Leben sich am regsten entfaltet, pflegt das leibliche am ehesten zu entarten. Man betrachte daraufhin primitive Rassen, die von der Einseitigkeit unsers Denkens verschont blieben. Ihre naive Lebensführung, z. B. auf der Insel Bali, zaubert menschliche Erscheinungen hervor, die nicht zum Spott werden auf das Wort von Gottes Ebenbild.

Aber wir haben längst eine neue verfeinerte und vergeistigte Schönheit entdeckt. Der Kulturmensch kann sich nicht rückwärts entwickeln. Er schuf sich ein Ideal eigner Vervollkommnung, um das seine Sehnsucht kreist. Und dieses Ideal erfüllt nicht der mechanisch gedrillte Akrobat oder Muskelheld, sondern die »geistleibliche«, d. h. völlig in sich harmonische, männliche oder weibliche Erscheinung. Das Girl mit seiner fatal uniformierten Geste — das sei eingeschaltet — ist allerdings nur eine Täuschung und ein billiger Ersatz; Amerika, das Land ohne Traditionen, wird uns den faden Typ seiner erotischen Warenhausnorm nicht aufzwingen. Auch der Sport darf nicht — wie keinerlei sinnvolle Leibespflege — zur bloßen Koketterie oder anderseits zum Selbstzweck werden. Und namentlich die Gymnastik ist lediglich ein praktisches Mittel zum höheren Zweck des nach Vollkommenheit ringenden Menschen.



Cop. Preß-Photo News Serv., Berlin

Hedwig Nottebohm (früher Dalcroze-Schule, jetzt in Halle)

Man erinnere sich, daß Zarathustra-Nietzsche schon längst riet, lieber auf die Stimme des Leibes als auf die zweifelhafte der Vernunft zu hören. Der bejahende Philosoph von Sils-Maria war einer der ersten und stärksten Anreger der pathetischen Lehre von »Körperseele« und der »Geistleiblichkeit«.

Und nach ihm war es zunächst eine Frau, die es bitter ernst meinte mit ihrer gefeierten Kundgebung für ein formenschöneres, natürlicheres Menschentum: Isadora Duncan wollte, barfuß und schnürleiblos — noch ein Wagnis dazumal! — das Land der Sehnsucht durch die Betonung edler Körper-

lichkeit erreichen. Und wenn sie auch selber nie die bedeutende Tänzerin gewesen ist, als die sie in Verkennung ihrer mehr pädagogischen und anregenden Talente gefeiert wurde, so gebührt ihr doch das große Verdienst, den hohen Wert natürlicher Leibespflege erkannt und tatkräftig gefördert zu haben.

Dalcroze und seine Schule in Hellerau

Bei Dresden, in der herrlich gelegenen Gartenstadt Hellerau, befand sich die erste deutsche Stätte sinnvoller Körperkultur. Der Komponist Jaques Dalcroze (Jakob Dalkes) aus Wien hatte sie begründet, der Architekt Tessenow ihr ein vorbildliches und würdiges Heim geschaffen. Von hier aus wurde das Wort, der Begriff rhythmische Gymnastik in Europa populär, wie sehr er auch später eine grundlegende Wandlung erfahren hat. Tänzerinnen wie Mary Wigman, Hedwig Nottebohm, Edith von Schrenck, Hannelore Ziegler und die Schwestern Falke nahmen bei Dalcroze ihre frühesten Kurse. Auch Dr. Bode, der dann



Aufn. Mannheimer, Berlin

Lotte Wedekind, Leiterin einer eignen Berliner Gymnastikschule



Szene aus einem Gruppentanz (Leitung: Marion Herrmann)

ein eignes System begründete, empfing in Hellerau als Schüler entscheidende Anregungen.

Jaques Dalcroze war ein Ideologe, erfüllt von tausend schönen Plänen. Was er verwirklicht hat, ist bis heute — wenn auch in veränderter, erweiterter Fassung — Wesensbestandteil der modernen Leibesübungen geblieben. Er stellte den bewegungsbereiten Menschen in eine direkte Beziehung zur Musik; er prüfte und steigerte die individuelle Reaktionsfähigkeit und ließ sie mitunter auch zum gestaltenden Ausdruck werden. Er saß am Klavier und gab den zunächst einfachen Takt an, nachdem die Schüler schritten oder liefen; er beschleunigte und verlangsamte das Tempo willkürlich, zwang zum Halten oder zu plötzlicher Umkehr. Später ging er zu einem ganzen Thema über, vervielfältigte es und forderte dadurch zu selbständiger Bewegung heraus. Es war seit Plato das erstemal, daß »Musik oder Rhythmus zum Erzieher des Menschen berufen wurde«. Genau genommen kam es Dalcroze aber nur auf den Musikrhythmus an, und das war für sein System entscheidend.

Obwohl es nach der Auffassung moderner Pädagogen überhaupt keine unmusikalischen Menschen gibt, werden sich bei dieser Lehrweise auf die Dauer doch nur musikalisch begabte



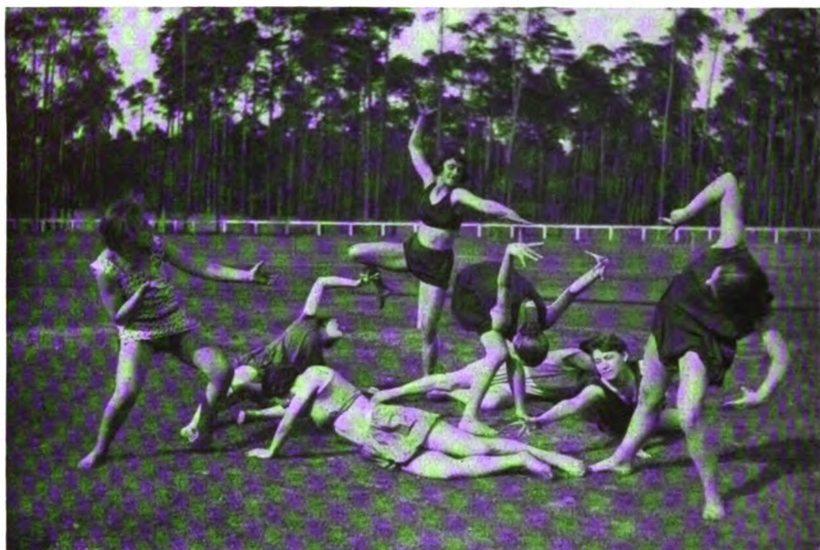
Ein vorbildlicher Sprung (Schule Hellerau in Laxenburg bei Wien)



Valerie Kratina (Schule Hellerau in Laxenburg bei Wien)
Aus Werner Suhr: »Der künstl. Tanz«. Verl. Kistner & Siegel



Aufn. Ufa, Berlin
Mensendieck-Übung nach Hedwig Hagemann



Bewegungsstudien der Ruth-Allerhand-Schule

Naturen wohlfühlen. Im übrigen ist die von Dalcroze gestellte Aufgabe keineswegs leicht. Sie verlangt Geistesgegenwart, Gewandtheit und Konzentration. Es wird eine vielgespaltene Aufmerksamkeit gebieterisch gefordert, wo »mit dem Kopf ein Dreivierteltakt, mit dem rechten Arm ein Viervierteltakt, mit dem linken Arm ein Zweivierteltakt und mit den Beinen gar ein Fünfvierteltakt gleichzeitig zu demonstrieren ist«.

Die Dalcrozeschule in Hellerau besteht nicht mehr. Ihr System jedoch ist in fast allen Städten vertreten. Der Meister selber zog nach Genf, wo er heute noch Kurse gibt und Prüfungen zur Lehrberechtigung abhält. In Laxenburg bei Wien haben die begabtesten Kräfte der Methode ein neues Hellerau, eine Schule zur Erziehung durch Rhythmus, eröffnet, in der sie auf breiterer Basis und bereichert um neue Erkenntnisse mit sichtlichem Erfolge wirken.



Aufn. S. Gentue, Leipzig

Kindergymnastik (Schule Ingeborg Schmidt, Leipzig)

Die Ausdrucksgymnastik nach Dr. Bode

Man hatte gelernt, Rhythmus und Takt als zwei völlig verschiedene Begriffe scharf voneinander zu trennen. Diese Trennung ist für den Weg der modernen Körperkultur bedeutungsvoll. Der Rhythmus gilt nunmehr als das Natürliche und Ursprüngliche; er scheint der Impuls aller Bewegung. Er bildet die Kräfte des menschlichen Unbewußten und bleibt ein Urelement der Künste, dessen größte Dichte er im Tanz aufweist.

Der Gang des Europäers, durch schlechte Körpererziehung verbildet, verrät dem Kundigen gleich die Hemmungen des Lebens, des Daseins eigentlich verbotene Mächte, allein durch die unfreie Art, die Füße zu setzen, und durch den gebrochenen Fluß der Linie, die von den Schenkeln über die Knie bis zu den Fesseln führt. Es gibt Sklaven und Freie

ihres Ganges, und in jeder Bewegung natürliche und unnatürliche, zivilisierte und kultivierte Naturen. Balzac hat eine Theorie des Ganges geschrieben; sie ist literarisch wertvoll, doch praktisch grau, wie desselben Verfassers mangelhafte Kunst, seine Schulden zu bezahlen.

Der Rhythmus ist das unentrinnbare Kennmal der Menschen, der Takt ein markierendes Zeichen für sie. Das aber heißt: Jedes Individuum hat seinen eignen Rhythmus, an den es im Grunde untrennbar gebunden ist, und alle Menschen haben irgendeine Beziehung zum Takt, dem Zeitwert der Musik. Wir kennen den Takt eben aus der Musik und haben ihn hier und anderswo zur Disziplinierung der Arten verwendet. Hingegen gibt es vielerlei Rhythmus. Wir kennen den der Tiere, der Rehe, Hunde und Pferde, den der menschlichen Rassen, der Deutschen, Russen und Spanier, sowie den der Naturgewalten von Regen und Wind. Wir kennen sie und kennen sie nicht, denn ihre Zahl ist unendlich. Das Wichtigste ist: daß der Rhythmus das Wesen ist, das Wahre, Verräterische des Menschen. Kein Takt, gegeben durch Dritte oder



Aufn. A. u. E. Heß, Frankfurt a. M.

Hilde Schewior (aus der Bode-Schule)



Aus einer Bewegungskomposition von Marion Herrmann



Gruppe aus der Tanzsinfonie des Komponisten Emil Peters, geleitet von Marion Herrmann

ein Drittes, verschleiert ihn auf die Dauer; jäh bricht das Verdrängte wieder hervor, in Blick, Geste oder (unbewußter) Bewegung. Der Rhythmus klagt uns an. Je mehr der Mensch klug, »intellektuell« wird, je vernünftiger und hirnlicher, um so mehr verdirbt er dadurch den eignen Rhythmus, das Unbewußte und die Gesetze des Körpers; denn der Körper hat seine Gesetze, die der Rhythmus ihm gibt, und aus ihnen erschuf der freie Mensch jetzt eine neue Philosophie des Leibes.



Aufn. Willot, Berlin

Eine Bewegungsgruppe von Lotte Wedekind

Es ist das große Verdienst Rudolf Bodes, die hohe Bedeutung von Rhythmik und Metrik in bezug auf die Gymnastik zum erstenmal dargelegt zu haben. Wichtig ist auch seine – wenigstens theoretisch festgelegte – Achtung vor dem individuellen Rhythmus des Schülers, der bei Dalcroze noch unentdeckt unter der Gewalt des für alle verbindlichen musikalischen Taktes stand. Bei der Bodeschen Lehrweise handelt es sich nicht nur um Kombinationen von Rumpf, Kopf, Arm und Bein, die für Hellerau kennzeichnend waren, sondern mehr um ein



Rudolf Marcuse: Fußballspieler

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1926

rhythmisch gebundenes Schwingen auf einen einzigen Willensimpuls hin.

Im Gegensatz zu Dalcroze und Laban, von dem gleich die Rede sein wird, verzichtet Bodes Ausdrucksgymnastik auf die körperliche Darstellung bestimmter Gefühle. Diese kluge Selbstbeschränkung, ohne tänzerische oder theatralische Ziele, ist sehr sympathisch. Ihr verdankt das Bode-System auch das wachsende Interesse des männlichen Geschlechts, das sich im allgemeinen mit Dalcroze nie recht befreunden konnte. Turner und Sportsleute finden bei Bode ein System, dessen Aufbau auch dem stärksten Tätigkeitsdrang genügt.

Die Labanschulen

»Ich glaube nicht, daß Gott hinter unsichtbaren Vorhängen wohnt. Gott ist in der Bewegung«, sagt in einem ihrer gedankenvollen Aussprüche die Dichterin Johanna Wolff. In der Tat ist die Bewegung das stärkste Zeichen des Lebens, die Voraussetzung alles schöpferischen Daseins und der Gegensatz des Todes. Die Bewegung steht im Mittelpunkt einer rein tänzerischen Leibeserziehung. Noch wissen zu wenige, welch bunten Reichtum und welche Quelle der Schönheit sie offenbart.

Rudolf von Labans Bewegungschöre haben sich einen programmatischen Namen erworben. Die Vielseitigkeit und die gleich starke Ideologie ihres begabten Schöpfers erweckten längst die Anteilnahme sonst fernbleibender Kreise. Das an sich schon zerklüftete Lager der Körperkultur ist durch diesen Mann wieder erheblich in Aufruhr geraten. Er ist die sammelnde Persönlichkeit aller, denen an künstlerischer Verwertung ihrer Gymnastik liegt. Er wies eine völlig neue Richtung. Daß das deutsche Volk kein Volk der Tänzer ist, steht nach den peinlichen Zeugnissen allabendlich erlebter Temperamentlosigkeit ziemlich fest. Gerade deshalb aber könnte eine Erziehung zur beschwingteren Lebensäußerung nicht schädlich sein.

Natürlich ist der Tanz an sich eine schöpferische, ursprüngliche Kunst, die sich ebensowenig wie irgendeine andre systematisch erlernen läßt. Die Labanschen Schwünge und andre technische Fähigkeiten zeigen noch keinen tänzerischen Charakter. Leider gewöhnt man sich in der Bemühung um einen darstellerischen Ausdruck neuerdings akrobatische Zwischenspiele an, die hinsichtlich ihres künstlerischen Wertes auf einer noch geringeren Stufe stehen als die vielbefehdeten Spitzenleistungen des alten Balletts. Die Kraft zu wirklich fesselnder Gestaltung, zur Erfüllung wertvoller Gabe setzt innere Reife, inneren Reichtum mehr noch als sichere Technik voraus.

Die in Laban- und Wigmanschulen gepflegten »Ausdrucksstudien« haben eigentlich nur Sinn für den, der gewillt und fähig ist, darstellerisch überhaupt etwas zu verkörpern. Acht halbnackte Jungfrauen in einer Stellungspose, die das »Grauen« bedeuten soll, wirken greulich. Durch derartige Laienexperimente verletzt man den Geschmack und den Ruf einer guten Sache.

Rudolf von Laban ist der Erfinder einer inzwischen stückweis veröffentlichten Tanznotenschrift, die praktisch Gutes wirken könnte, wäre sie nicht schon jetzt etwas durch den Umstand einer koketten Geheimnistuerei verdächtigt. Labans »Choreographie« ähnelt, allgemein gesprochen, den Musiknoten. Sie will die grundlegende Möglichkeit bieten, daß nach ihr auch selbstschöpferisch nicht begabte Tänzer oder Tanzgruppen ganze Dichtungen aufführen können. Diese Tanzgruppen würden also eine dem Schauspielensemble verwandte Aufgabe haben. Gewiß eine beachtenswerte Perspektive!

Fast jedes System hat seine besonderen Übungen oder Bewegungsfolgen. Ein Versuch, dafür den Schutz geistigen Eigentums zu erlangen, ist gescheitert. Der Gedanke, daß andre ganz von sich aus auf andern Wegen zu gleichen Ergebnissen kommen können, scheint berechtigt. Es ist lächerlich, sich selber einen Bauchmuskeltraining oder einen bestimmt verlaufenden Schwung zu patentieren. Es ist kleinlich.

Laban war der eigentliche Lehrer Mary Wigmans, die in Dresden auch eine Schule oder Gruppe für tänzerische Erziehung unterhält. Man hat Mary Wigman sogar ein im Grunde unschöpferisches Produkt Labanscher Wissenschaft genannt. Das ist jedoch eine tendenziöse Stellungnahme gegenüber einer Künstlerin, die zumindest den Mut zur Entscheidung hatte und einmal auf sehr eindrucksvolle Art bis dahin unbekannte Wege ging. Die Situation in der modernen Bewegungskunst ist augenblicklich äußerst verworren und unfruchtbar. Man sucht den schöpferischen Menschen, der sie klären soll, und hofft auf Laban.

Durch Laban hat sich auch das Verhältnis des Tanzes zur Musik erheblich gewandelt. Er verkündete die junge, einst anmutige Kunst als völlig selbständig und unabhängig. Der Musiktakt galt jetzt als eine Beeinträchtigung des unmittelbar gestaltenden Empfindens, als eine Störung des menschlich-persönlichen Rhythmus. Aber kaum je war die Geste einer Tänzerin so veränderlich und fesselnd, daß sie hätte ständig ohne anlockende Begleitung wirken können. Da man nun folgerichtig zur Quelle des Rhythmus und zu ihr entsprechenden Grundbewegungen zurückgekehrt schien, glaubte man auch, diese letzten nicht mit den an sich schon verzweigteren Weisen kultivierter Musik verbinden zu dürfen. Deshalb tanzt man nun zu den primitiven Geräuschinstrumenten wilder Völker. Ließ sich — genau wie im Gesellschaftstanz — von der Eintönigkeit (sich ewig wiederholender Gegensätzlich-

keit) hinnehmen. Die Exoten sind Mode. Aber wir können weder tänzerisch noch sonst die wirkungsreichen Tatsachen unsrer Herkunft und Kultur verleugnen. Wir sind keine Wilden, sondern aufgeklärte Provinzler oder vom Kurfürstendamm ... Im übrigen sind zahlreiche Kompositionen (Haydns, Schumanns u. a.) zweifellos im Hinblick auf tänzerische Ausbeutung entstanden. Ein trauriger Mangel, wenn unsre Tänzerinnen jetzt an ihnen aus — Erkenntnisgründen versagen.

Loheland

Dieser »Amazonenstaat« in der Rhön (Dirlos, Kreis Fulda) ist eine genossenschaftliche Siedlung mit allerlei lebensreformerischen Tendenzen. Kein Zweifel, daß es weibliche Naturen gibt, die sich in solcher mystisch angehauchten Gemeinschaft restlos wohl und angeregt fühlen. Die Glosse des Journalisten Koch-Wawra »Die Jungfrauen von Loheland« ist allerdings in ihrem ironischen Urteil vernichtend. Auch das glaubhafte Zeugnis der sehr klugen Tänzerin Hilde Schewior über die von ihr dort erprobte gymnastische Arbeit gibt keine empfehlende Auskunft, und die Vorträge und Vorführungen, die in den verschiedensten Städten von der Lohelandschule inszeniert wurden, litten manchmal unter einem Mangel an Reife und Disziplin. Zum Lobe der Lohelandgymnastik muß man jedoch sagen, daß sie auf äußerst richtigen Erkenntnissen ruht. Sie ging ursprünglich vom Wesen des schöpferischen Atems aus, der bei ihr auch der eigentliche Bewegungsanreger ist. Einzelne Gleichgewichts- und Konzentrationsübungen sind ausgezeichnet. Auch außerhalb Lohelands hat die fast religiös aufgemachte Art Leibesübung viel Anklang bei Frauen und Müttern gefunden. Die sehr begabte Bewegungsregisseurin Marion Herrmann stammt aus dieser Schule.

Das Mensendiecken

Der Name Mensendieck ist in der Körperkultur am bekanntesten geworden. Mit Mensendiecken bezeichnet der Laie fast jede Betätigung rhythmischer Gymnastik. Und doch haben diese Begriffe nichts miteinander gemeinsam. Das System der Frau Dr. Beß Mensendieck ist eine rein körperliche Frauenturnweise, die den Rhythmus überhaupt nicht berücksichtigt, sondern alle Übungen auf die Eigenart des weiblichen Körpers begründet. In Deutschland hat sich u. a. Hedwig Hagemann (Hamburg) ein großes Verdienst um die Verbreitung und andauernde Verbesserung der sozialhygienisch sehr wichtigen Lehre erworben. Wenn Frau Dr. Mensendieck kürzlich gegen angebliche Plagiate ihrer trefflichen Ideen protestierte, so sei darauf hingewiesen, daß auch ihre Methode zum Teil die schwedische Ling-Lehrweise zur Voraussetzung hat.

Rudolf Bode schreibt einmal: »Die Wirkung unsrer Übungen ist durchaus gebunden an die Lebendigkeit der Lehrerpersönlichkeit.« Das gilt für die Trainings aller Systeme. Es kommt nicht nur darauf an, welche Schule, sondern auch welche Lehrkraft man wählt. Eine so hervorragende Pädagogin wie die Trümpy (Trümpy-Wigmanschule in Berlin) oder ein so gelöst menschlicher Mensch wie Lotte Wedekind (eigne Labanschule, Berlin) müssen natürlich als wesentliche Persönlichkeiten auch wesentliche Ergebnisse erzielen. —

Es kann sich hier nicht um Vollständigkeit handeln. Diese Betrachtungen sind aber aus jahrelanger Praxis hervorgegangen. Sehr verdienstvolle Schulen, wie die von Dora Menzler (Leipzig), Ingeborg Schmidt (Kindergymnastik in Leipzig) und Hauptmann Surén(Deutsche Gymnastik) konnten aus Mangel an Raum nicht näher besprochen werden. Hingewiesen sei noch auf die Bemühungen Ruth Allerhands, die in Berlin versucht, ohne System, deshalb aber nicht unsystematisch, zu unterrichten.

Die Körperkultur befindet sich in einer Krise, aus der sie nur herauskommt, wenn sie sich noch gründlicher und ernster mit dem Körperlichen befaßt, ohne darüber die Aufgabe seiner Kultivierung, die menschliche Harmonie, zu vergessen.



Werben und Fliehen

„Komm, Liebste, laß uns in den Frühling gehen,
Alle Blüten lachen uns zu!“ —
„Warte, Trauter, ich muß nach der Mutter sehen,
Ob sie schläft in guter Ruh'!“

„Komm, Liebste, laß uns mit den Möwen eilen
Im Segel auf brausendem Meer!“ —
„Warte, Trauter, ich muß noch im Hüttlein weilen,
Meine Mutter ängstigt sich sehr.“

„Komm, Liebste, vereint soll der Tod uns umschlingen
Hoch oben im Gletschereis!“ —
„Warte, Trauter, ich will meiner Mutter bringen
Ein Blümlein Edelweiß!“

Heinrich Gutberlet

Die Festtafel

Eine gastrologische Plauderei von Julie Elias

Mit zwei Zeichnungen von Riault



Denke ich nicht in einem Alltagssinn an meine Küche, denke ich nicht als praktische Hausfrau, so schwebt mir alle Gastronomie als etwas Ästhetisches, als ein heiteres Spiel, als ein Fest vor. Denn das Küchenwesen ist nicht nur ein Handwerk oder eine Wissenschaft, es ist — was zuweilen bestritten wird — auch eine Kunst: der Koch wie sein bester Abnehmer, der Feinschmecker, sollen kultivierte Geister sein. Das Kochen ist also eine Kunst, deren höchster Wertausdruck die feiertägliche Leistung ist. Wie jede andre Kunst, so soll uns auch die Poesie der Küche über den trivialen Augenblick, über die aufreibenden Ereignisse der Gegenwart hinwegtäuschen und erheben. Das Brot soll, wie an den Festtagen der Bibel, mit Würde und Hochgefühl gebrochen werden.

Die Sendung des gastronomischen Schriftstellers habe ich immer so aufgefaßt, daß man Technik und Geschmack weiterzubringen habe, daß man die Hausfrauen, die sich ihrem praktischen Mentor anzuvertrauen bereit sind, künstlerisch erziehen müsse. Und in diesen Gedankengängen habe ich nie die sogenannte Hausmannskost als etwas Gleichgültiges und Gewöhnliches nebenher behandelt —, vielmehr bin ich der Meinung, daß man auch in ihr etwas Großes entdecken, sie zu etwas Festtäglichem steigern könne. Der Engländer beispielsweise bestätigt diese Anschauung dadurch, daß er am Abend zum landläufigen Dinner, auch wenn keine Gäste im Hause sind, vornehm Toilette macht. Das Wort: Auch die Augen essen mit, bezieht sich nicht nur auf die ästhetische Anrichtung der Speisen und Getränke, auf das Decken des Tisches, es bezieht sich auch auf das sinnlich schöne Milieu des Speiseraumes und nicht am wenigsten auf die Haltung der Gäste selbst. So haften in meiner Erinnerung Festmähler, die im eigentlichen Begriff des Wortes keine waren, Mahlzeiten, bei denen aber alle Sinne so auf ihre Rechnung kamen, daß ein ungewöhnlich erlesener Genuß entstand.

Ein verlassenes Schloß hoch oben in den Ardennen, das einst dem ersten Leopold von Belgien gehörte, hatte die Brüsseler Schlafwagengesellschaft zu einem Hotel ausgebaut und eingerichtet. Das tägliche Diner wurde auf einer Wiese nahe dem Walde an kleinen blumengeschmückten Tischen bei phantastisch abgestimmter Beleuchtung serviert; zahme Rehe traten aus dem Forst und ließen sich von schönen Frauen füttern; die ausgezeichnete belgische Küche — die Hammel der Ardennen sind ihres delikaten Geschmacks wegen sehr geschätzt, sagt schon Grimod de la Reynière, der berühmte Gastrosoph —; die herrlichen Früchte, der Burgunderwein — alles traf zusammen, der Wiederholung dauernd den Reiz des Neuen zu geben. Gerade in Belgien kann man die hohe Schule der Kochkunst durchlaufen. In Brüssel gibt es kleine verschwiegene Restaurants (L'Epaule de mouton, L'Etoile, La Faille déchirée, Le Lion d'or usw.), wo die sorgfältige Zubereitung auch bürgerlicher und einfacher Gerichte jedes Mahl zu einem Vergnügen macht. Der Wirt zelebriert sein Diner wie eine Messe und verlangt pünktliches Erscheinen. Als wir dem Etoilewirt eines Mittags sagten, wir kämen zwischen sieben und halb acht Uhr zum Essen wieder, entgegnete er sehr dizidiert: »Wann darf ich die Herrschaften also erwarten? Um sieben oder um halb acht Uhr?...« — »Pünktlichkeit ist die oberste Tugend des Kochs; es sollte auch die des Gastes sein,« sagt Brillat-Savarin, der Theoretiker der Feinschmeckerei, der auch eine Sammlung Festmenüs hinterlassen hat: er nennt sie »exquisit und einfach« — das eine trifft zu, das andre nicht.

In Diepper Sommertagen war unser Lieblingsausflug um die Frühstücksstunde das Dörfchen Martin-Eglise. Unter alten Eichen standen sauber gedeckte Tische, an denen man ein ländliches und doch höchst kultiviertes Dejeuner einnahm. Das schlichte Wirtshaus mit Hühnerhof und Fischteich gehörte Victor Lecourt, einem alten Croupier aus Monte Carlo, und seiner eisgrauen Mutter, die eine Meisterin war in der Herstellung der berühmteen Galette normande. Das übliche Menü bestand aus Truite saumonée, gebratenem Huhn oder Poularde mit gemischtem Salat, der im Garten gepflückt war, Pommes soufflées, jener Galette, deren Inneres Crême double oder Johannisbeerkonfitüre würzte, und dem Käse des benachbarten Pont l'Evêque. Das war die »Hausmannskost« des Landes. In dieser Armut welche Fülle!...

An schönen Sommerabenden bedeutet es arkadische Lust, wenn man von Marienbad durch den Wald im Wägelchen nach Glatzen fährt, um dort am See, in der Kneipe »Zum balzenden Auerhahn« zu Nacht zu speisen. Dieses simple Bauernwirtshaus, das durch den altfränkischen Rautenkranz seine Gäste anlockt, gehört, wie das ganze Glatzener Plateau, einem einsamen Naturfreunde, dem Fürsten Schönburg-Altenburg; er duldet keine Autos im weitgestreckten Waldidyll, doch er überläßt gern den herrlichsten Platz seines Eigentums den zahlreichen Fremdlingen, eine Art Bühne, deren Prospekt eine gewaltige Fichtenkulisse bildet. Dort erhält man eine ebenso anspruchslose wie stilvolle Mahlzeit: Graupenbouillon, Forellen blau, Rehrücken mit Gelee und Bratkartoffeln und einen märchenhaften Kirschenstrudel. Auge und Gaumen geraten rasch in gehobene Stimmung...

Das sind vielleicht die richtigen Festmähler, denen ein schöner Zufall Form und Charakter gegeben hat. Indessen, von der klassischen Küche sollte die Rede sein, wie sie sich zeigt bei den großen Gelegenheiten genießerischer Zusammenkünfte; von jenen besonderen Mahlzeiten, wo alles Ordnung, Überlegung, traditionelles Schaffen ist; wo nichts dem Zufall überlassen bleibt. Von den Höhepunkten der Kochkunst, die ja doch zu den ältesten der Kulturen zählt — denn schon bei Homer ist zu lesen, wie der wählerische Geschmack der Griechen in den schönen Künsten und den Wissenschaften sich auf die großen Gelage übertrug. Wie sie den Wein aus goldenen Schalen tranken und die Hände in silbernen Schüsseln wuschen. Jeder Gast hat mehrere Gegenstände vor sich: seinen Korb für das Brot, seinen Tisch und seinen Trinkbecher, »um zu trinken, wenn es ihm beliebt«. Die Trinkgefäße bestanden oft aus Terrakotta, die mit Ambra parfümiert war. Während des Mahles wurden die Gäste mit Wohlgerüchen durchtränkt, wurden ihre Stirnen mit Blumenkränzen (meist Rosen) umwunden. Wenn die Hellenen sich von ihren Gelagen erhoben, so trieben sie im Freien Bewegungsspiele, die ihnen ernste Arbeit wurden, die ihre Gesundheit stählten, die sie »das Walten des guten Dämons« nannten. Homers Götter und Menschen sind mit gesegnetem Appetit begnadet und von der Natur mit einem elastischen Magen beschenkt: sie sitzen an frohen Tafeln, die mit Lämmern, Schweinen, Hasen, Fruchtkörben reich bestellt sind ... »und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.« Griechen und Römer wußten genau so gut wie die Cordons bleus des achtzehnten Jahrhunderts: das Wohlbefinden des Menschen hängt von der Zubereitung der Speisen ab, die er genießt; die Gesundheit wird in der Küche gemacht. »Der Geist der Kochkunst stand an der Wiege Roms« sagt ein später Küchenphilosoph. Lukullus trieb einen wahnsinnigen Aufwand in der Bewirtung, und die Dichter Horaz, Martial und Juvenal geißelten den übertriebenen Luxus. Aelius Apicius, heißt es gewöhnlich, er, dem wir das erste Küchenkompendium der Weltliteratur verdanken, sei ein sehr reicher Mann gewesen und habe es nicht für unter seiner Würde gehalten, täglich mit seinem Koch des langen und breiten zu konferieren. Die Wahrheit aber ist: Apicius, der das größte Wissen von der Küche und eine fürstliche Zunge hatte, ist ein armer Teufel gewesen, der in den Volksküchen speisen mußte...

Julius Cäsar verstand ein Gastmahl ebenso gut anzuordnen wie eine Schlacht, und nach seiner Wahl zum Pontifex Maximus gab er den Vestalinnen ein Gastmahl, dessen die Verdauung förderndes Menü etwa so lautete: Seeigel und Austern, Drosseln, Spargel, gemästetes Huhn, Austernpastete, schwarze und weiße Meereicheln (eine Art Seemuscheln), Meernesseln, Feigenschnepfen, Kotelette von Reh und Wildschwein, Schweinseuter in Pastetenform, Wildschweinskopf, gesottene Kriechenten, Mehlspeisen, Crêmes, byzantinische Brötchen. Dazu wurden Falerner, Xeres und spanischer Médoc gereicht. Hoffentlich war der Magen dieser Vestalinnen nicht so zart geschaffen wie angeblich ihr Gefühlsleben!

Der Untergang des römischen Reiches bedeutete zunächst auch den Niedergang der Kochkunst. Das Christentum setzte an Stelle des Luxus und der Unmäßigkeit das Maß und die Strenge — fürs erste wenigstens. In Deutschland brachte die Klosterküche, der man noch heute viele anregende Rezepte verdankt, besonders was die flüssige Nahrung betrifft, das europäische Küchenwesen wieder beträchtlich empor. Nach und nach übernahm man abermals die Überlieferung der ungeheuren Mengen. Für die Festtage wurden ganze Ochsen und Kälber geschlachtet und gebraten. An den reichen Bischofssitzen gedieh die Verschwendung ungefähr wie zu des Lukullus Zeit. Doch immer war auch ein gewisser bäuerlicher Einschlag zu spüren. Nicht umsonst trieben die Mönche Ackerbau und Viehzucht, pflegten sie die Nutzgartenkunst. Eine deutsche Klostermahlzeit aus dem Jahre 1516, das jährliche Martinimahl, das das Domkapitel von Speyer seinen Gesippen gab, setzte sich aus

folgenden Gerichten zusammen: Rindfleisch mit Senf, Würste, Schweinefleisch aus der Beize, gesottene Hühner, Pfeffer von Euter, Zungen; dazwischen Gebackenes, Fleischgelee mit Apfelbrei und grünem Krautmus; dann Kapaune, Kalbs- und Schweinebraten; dazu ein Reisgericht mit rotem Zucker, Käse, Äpfel, Birnen, Nüsse. Man bemerke wohl: keine Suppe und keinen Fisch! Was die Suppe angeht, so waren die Mönche vielleicht der gleichen Meinung wie der liebenswürdigste Gastronom des neunzehnten Jahrhunderts, Marquis de Cussy, der zwar einer berühmten Zwiebelsuppe den Namen gab, sonst aber ein entschiedener Gegner der Suppe war. Eins seiner Axiome lautet: »Die Suppe ist die Vorrede eines Diners; aber ein gutes Werk braucht keine Vorrede.«

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts nun begann die gastronomische Führung auf Frankreich überzugehen. Dieses Land riß mit der Herrschaft über die Mode auch die Herrschaft über die Küche an sich. Die Heerführer gaben auf dem Rathaus fabelhafte Diners, die an unsre Hochzeitsmahle aus den achtziger Jahren erinnern, sogar das Sorbet au Maraschin und der Punch à la Romaine, die das Diner in zwei Teile zerlegen, fehlten nicht. Das Italien der Renaissance steuert viel zur Verfeinerung der französischen Küche bei. Medizeische Prinzessinnen brachten wichtige Rezepte nach Paris für Speisen, die fortan ihren Namen trugen. Was sachlich der französischen Küche das Übergewicht gab, war die Verwendung von Fleischbouillon als Urstoff der Soße. Die andre große Entdeckung war die weiße Soße des Vicomte de Béchamel, der Küchenkontrolleur des Regenten gewesen ist. Aus ihr entstanden alle Abarten von der Mayonnaise bis zur holländischen Soße. Zu den großen Feinschmeckern gehörte Richelieu; in der Küchenhistorie stößt man überall auf seinen Namen. Besonders interessant ist sein berühmtes Diner tout en boeuf, wo, in zwei Anrichtungen, vierundzwanzig Gerichte aufgetragen wurden, deren Hauptmaterial in höchst erfinderischen Abwandlungen das Ochsenfleisch war. Faute de mieux, denn das Land rings um die Armee herum war verwüstet, und nichts andres war aufzutreiben als ein Ochse und einige Wurzeln. Das große Küchengenie der Zeit war Vatel. Er diente dem bis zur Hochstapelei verschwenderischen Finanzminister Ludwigs des Vierzehnten, Nicolas Foucquet, der einmal sechstausend Personen bewirtete und bei dieser Gelegenheit vierzigtausend Franken ausgab, wobei der Gedeckpreis nicht einmal hoch genannt werden kann. Diese Mahlzeit hat ihn übrigens den Hals gekostet. Die heroische Dummheit, die Vatel durch seinen Selbstmord verübte, ist wohl bekannt. Er rannte sich den Degen durch den Leib, weil die Fische beim Königsmahl ausgeblieben waren: die Schilderung dieses grotesken Ereignisses wird in den Briefen der Madame de Sévigné an ihre Tochter überliefert.

Im allgemeinen ging fortan die Entwicklung der Tafelfreuden von der Quantität zur Qualität hin. Der Prunk mußte einer stilvollen Vornehmheit weichen. Dem pompösen vertikalen Aufbau in die Höhe folgte die horizontale Lagerung der Gerichte, dem Schwulst die Schlankheit. Der Speisezettel auch der bedeutendsten Galas wird eingeschränkt, neuerdings fällt sogar die uralte Pièce de résistance, der sättigende Braten nach der Suppe, gewöhnlich aus.

Nicht jedes Mahl soll ein Fest sein, aber kein Fest gibt es ohne Mahl. Jeder Abschnitt dieses Erdenlebens wird durch eine prunkvolle Mahlzeit eingeleitet oder abgeschlossen, Geburt und Tod, Einsegnung und Hochzeit. Jede freundschaftliche Zusammenkunft wird durch die Küchenkunst geweiht. Und auch die Politik wird bei Tische gemacht. Wollen wir jemand ehren, oder wollen wir uns jemand attachieren, so laden wir ihn mit scheinbarer Ungezwungenheit und doch feierlich zu Tisch. Habt ihr Freunde an eurer Tafel, so sollt ihr euch alle erdenkliche Mühe geben, eure ganz Küchenwissenschaft zusammennehmen. Ich muß an den alten Schauspieler Döring denken, dem einst eine Verehrerin hart zusetzte: er möge doch einmal in ihr Haus zum Essen kommen. »Ich werde mir auch gar keine Umstände machen,« fügte sie animierend hinzu. »Da muß ich doch sehr bitten, Madame,« schrie Döring, »Sie sollen sich Umstände machen!« Es sind gerade diese »Umstände«, die dem Gast schmeicheln. Mallarmé spricht einmal von »... ce désir cher à tout grand esprit, même retiré, de donner des fêtes ...«, diesem Wunsch, Feste zu geben, einem Wunsch, der jedem großen Geist teuer ist, selbst dem einsamen ... Solch ein großer Geist, der in der Zurückgezogenheit lebte und sich selber Tafelfeste gab, war der Alte Fritz. Er war der erklärte Liebhaber der französischen Küche. Die berühmten Diners seiner Frühzeit waren gewürzt von den geistvollsten Erzeugnissen der Kochkunst wie vom Esprit der Unterhaltung, seinem eignen Esprit und dem Esprit der andern, der hochgestimmten Tischgenossen. Doch in sei-

nen letzten Lebensjahren gab er sich und seinem Herzen jene kleinen Feste, von denen uns ein eigenartiger Speisezettel überliefert ist. Das Mahl bestand aus elf Gängen und wurde am 5. August 1786 serviert, nur zwölf Tage vor dem Tode des Königs. Die Menüs mußten ihm jedesmal vorgelegt werden. Die Zufriedenheit über die einzelnen Vorschläge des Küchenmeisters bezeichnete er durch ein Kreuz, die Änderungen, die von Kennertum zeugten, schrieb er an den Rand. Jenes Diner enthielt folgende Höhepunkte: Kohlsuppe à la Foucquet, paniertes Rindstück mit Karotten, Kalbskotelettes en papillotes, kleine römische Pasteten, gebratene junge Enten, Lachs à la Dessau, Hühnerfilets à la Pompadour mit geräucherter Ochsenzunge; Waffeln, grüne Erbsen.



In Brillat-Savarins kulinarischem Erbauungsbuche »Physiologie des Geschmacks«, dem unsre beiden Zeichnungen entnommen sind, steht ein Ausspruch, der auf jene königliche Mahlzeit gemünzt zu sein scheint; er lautet: »Das Vergnügen der Tafel gehört jedem Alter, allen Ständen, allen Ländern und allen Tagen an; es verträgt sich mit allen andern Vergnügungen und bleibt bis ans Ende, um über den Verlust der übrigen zu trösten.«

Das Schwalbennest

Im Eisengebälk der Hochbahnstation
Seit Wochen schon –
Keiner ward es zunächst gewahr –
Nistet ein Rauchschwalbenpaar.

Die Züge zischen alle zehn Minuten heran.
Menschenmengen eilen, drängen ab und an.
Das Schwalbennest klebt am glatten Eisenbalken klüglich geborgen.
Zwitschernd flitzen die Alten ab und zu, atzen die Jungen und sorgen
Sich nicht um Elektrizität und Verkehrszivilisation,
Zwitschern wie seit Urtagen denselben seligen Ton:

Quiriwitt – quiriwitt – gelücke – gelücke!
Bald seid ihr alle vier flügge – flügge!
Quiriwitt!

Wir standen selbdritt,
Ich, mein Weib und Ulla, unsere Kleinste,
Schauten das Wunder und fühlten schwalbenflügelflugleicht das reinste
Glück uns durchrinnen.

Und als wir uns zögernd endlich von hinnen
Wandten, standen da drei oder vier
Hinter uns, schauten und schienen beglückt wie wir.
Und so standen wir eine selige Sekunde verbrüdert und wußten doch
sonst nichts von unserm Geschicke –
Quiriwitt – quiriwitt – gelücke!

Hermann Claudius

Das verschollene Ich

Novelle von Carry Brachvogel

Ganz langsam ging er durch die Straßen dieser fremden und ihm doch vertrauten Stadt. Er war ja oft hier gewesen, wie es sich für einen Kunsthistoriker ziemte, dessen Namen und Werke überall bekannt waren. Fast jedes Jahr war er in diese Stadt gekommen, ohne daß er besondere Sympathie für sie oder ihre Bewohner gehabt hätte. Doch ihr unsterbliches Erbe hatte ihn immer wieder angezogen, die Größe und Tragik ihrer Vergangenheit, ihre unvergleichlichen Bauten, Denkmäler, Museen und Galerien. Den Kunsthistoriker hatten sie mächtig gelockt, doch der Mensch in ihm war zuweilen von Schauer erfaßt worden bei dem Gedanken an die Ewigkeit dieser Stadt, die sich triumphierend über den Leibern verschütteter, toter Schwesterstädte erhob. Unablässig gruben die Archäologen unter den steinernen Füßen dieser Stadt neue Spuren auf, die immer weiter zurückliefen, in eine schier sagenhafte Vorzeit hinein, so daß es war, als ob alles Leben der Welt unter dem Boden dieser Stadt beschlossen und entbunden worden sei. Mehr denn einmal war Doktor Viktor Rehling, vom Ewigkeitsschauer gepackt, vor ihr geflohen und wußte doch, daß er wiederkommen müsse. Sein Gefühl für sie war ihm damals ebenso unklar gewesen wie heute. Ihm war es, als strecke die Ewigkeit ihre gigantischen Arme nach ihm aus, vor denen er zurückgebebt war, und die ihn — er fühlte und fürchtete es — doch umfassen würden.

Doch dies alles lag weit hinter ihm, so ferne, daß er es kaum mehr zu unterscheiden vermochte. Dies alles war ja gewesen, ehe »es« geschah. Seitdem hatte sich sein Blick für die Gegenwart verschlossen, spähte suchend in die Ferne, die verschwimmend hinter ihm lag, und in der er kaum mehr etwas zu unterscheiden vermochte.

So ging er langsam durch die Straßen, sah die Stadt und sah sie doch nicht. Gewiß hatte sie sich in der langen Zeit, da er fern gewesen, verändert, trug wohl alle Merkzeichen des großen Krieges und der großen Eitelkeit an sich. Er aber merkte es nicht. All das Gewaltige, das verheerend über die Welt hingebraust, war fast spurlos an ihm vorübergegangen. Nicht durch seine Schuld, oder wenigstens nicht durch die Schuld trägen Geistes und stumpfer Seele.

Aber da war es schon geschehen. Dort, wo er war, verebbten die Wogen der Begeisterung wie die des Hasses. Im Zuchthaus spürt man nichts von ihnen.

Ja, Doktor Viktor Rehling, der bekannte Kunsthistoriker, kam aus dem Zuchthaus; auf Todesstrafe hatte das Urteil gelautet, eh' es durch Gnade in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt worden war. Zwölf Jahre hatte er abgesessen. Zwölf Jahre lang hatte er alles erduldet, was Zuchthaus für einen Menschen feinster Kultur bedeuten kann. Ohne Murren hatte er alles ertragen, hatte sich ohne Klage darein gefügt, statt eines hochangesehenen Namens nur noch eine Nummer zu sein. Geschulter Wille hielt ihn aufrecht, und Stolz schloß ihm den Mund. Er kränkelte viel, aber sein Geist blieb klar und aufrecht, und als man ihm nach einiger Zeit gestattete, für sich zu arbeiten, schrieb er ruhig und gesammelt an dem Buch, das er eben begonnen hatte, als es geschah.

Seine Mutter reichte Gnadengesuch auf Gnadengesuch ein. Nie hatte er sie gebeten, es zu tun. Er sühnte seinen Mord ebenso gelassen, wie er ihn begangen hatte. Alles schien ihm schicksalsmäßig. Freiheit und Zuchthaus kamen aus der gleichen Hand. Aus welchem Grund? Zu welchem Zweck? Er wußte es nicht. Es hatte so kommen müssen, und darum war es so gekommen. Es hieß sich abfinden, und er fand sich ab.

Vor kurzem war er entlassen worden. Nicht auf ein Gnadengesuch hin, sondern weil er, als Tumult und Feuer in der Anstalt ausgebrochen waren, die Kinder des Verwalters mit eigner Lebensgefahr aus den Flammen gerettet hatte. Die tapfere Tat und seine Kränklichkeit machten ihn frei. Frei! In der ersten Zeit der Kerkerhaft hatte er sich solchen Tag oft ausgemalt, obwohl es damals geschienen hatte, als sollte solches Morgenrot ihm nun und nimmer leuchten. Jetzt war es ihm dennoch aufgegangen, lag flammend um ihn, und war doch ganz anders, als einst waghalsige Hoffnung und Lebensgier es erträumt hatten. Wahrhaftig, dieser Tag schien ein Tag wie jeder andre, nur ein wenig ungewohnt und beinahe beängstigend mit dieser Losgebundenheit des Willens und dem Vermögen, hinauszugehen in eine Welt, die man nicht mehr kannte.

Als sich das große Tor der Anstalt hinter ihm geschlossen, hatte Doktor Rehling einen Augenblick wie beschämt und verloren dagestanden. Hatte die Schultern in die Höhe gezogen, als ob sie seinen Kopf verbergen sollten. Wäre er allein gewesen, so hätte er lange nicht die Überwindung gefunden, die Straße entlangzugehen, aber da warteten Freunde mit dem Auto und fuhren ihn zur Bahn. Weit weg sollte ihn der Zug bringen, nach dem kleinen Gut, das seine Mutter gekauft hatte, als es geschehen war. Sie hätte es nicht ertragen, in der alten Heimat zu bleiben, wo jeder den Sohn gekannt hatte, auf den sie so stolz gewesen war.

Die Bahnfahrt dauerte lange. Dörfer, Wiesen, Äcker, Fabriken, Städte flogen an ihm vorüber — er sah sie kaum. Wie goldgewirkte Teppiche lagen Rapsfelder, rot blühte Mohn an

Wegrainen — er wußte nichts von dieser farbigen, jubelnden Pracht. Bahnwärterhäuschen huschten vorbei, Geranien und Fuchsien vor den kleinen Fenstern. Im Gemüsebeet ragten aus Kohl und Salat grüne und blaue Glaskugeln, in denen sich die Umwelt klein und bunt spiegelte. Einst hatte er lächelnd gesagt, jedes dieser Häuschen sähe aus, als stünde über ihm geschrieben: »Hier wohnt das Glück«, heute ging sein Auge gleichgültig über sie hin. Glück? Er versuchte, das Wort zu fassen, doch farblos entglitt es ihm. Er vermochte nicht, irgendeinen Sinn mit ihm zu verbinden.

Dann saß er im Hause der Mutter. Behaglichkeit und grenzenlose Liebe umgaben ihn. Jedes Stück hier war ihm vertraut, sprach von Kindertagen zu ihm. Doch die feine Sprache der Dinge tönte an ein schwerhöriges Ohr. Undeutlich, eigentlich nur wie fernes Rauschen vernahm er sie. Alles hier war für ihn und sein Kommen bereitet, als kehre er von langer, mühseliger Reise heim. Und alles kam ihm unwirklich, traumhaft vor, wie in einer Phantasmagorie. Früher hatte er gelacht, wenn er vom Astralleib hörte, jetzt aber war ihm, als ginge sein Leib hier seelenlos umher, indes ein andres Ich in andern Regionen weilte. In welchen Regionen? In der fernen Vergangenheit, in der er ein Weib geliebt und aus Liebe zum Weib den Gatten gemordet hatte? Oder in der entsetzlichen Kerkerzeit, da er Sühne tat für vergossenes Blut? Er wußte es nicht, konnte es nicht ausfinden, so sehr er sich auch mühte, und es quälte ihn, daß er sich durchaus nicht auf sein andres Ich besinnen konnte.

Zärtlich faßte die Mutter seine Hände, die abgemagert und von gelblicher Hautfarbe waren. Küßte sie lind und schmerzensvoll, wie nur Mütter die Hände schwergeprüfter Kinder küssen: »Mein Kind, mein geliebtes Kind! Nun wird alles wieder gut. Nun bist du bei mir. Ach, wie habe ich diesen Tag ersehnt, und immer gezittert, daß ich sterben könnte, ehe er kommt!«

»Bei dir!« wiederholte er, als müsse er die Worte laut sagen, um sie deuten zu können. Er zog die Mutter an sich, fest, fest. Als e s geschah, war sie noch eine Frau in herbstlicher Schönheit gewesen, eine Frau der großen Welt und ihres bewegten Treibens. Heute lag ihm ein vergrämtes Frauengesicht an der Brust, dessen Lächeln so von Qualen durchzittert war, daß dies Lächeln zu sehen fast weher tat als strömende Tränen. »Mutter!« sagte er, und noch einmal »Mutter!«

Fester drückte er sie an sich, und einen Augenblick war's ihm, als wäre ihr Blut auch das seine, ganz so wie damals, als er noch ungeboren in ihrem Schoß ruhte und vom Strom ihres Lebens Leben trank. Doch es war nur ein Augenblick. Sanft ließ er sie aus den Armen und bedeckte die Augen mit der Hand. »Ja, es wird alles gut!«

Aber er glaubte nicht, was er da sagte.

Einmal öffnete seine Mutter ein Schränkchen, ein altes Familienerbstück, in dem sie allerlei kleine Andenken verwahrte. In Seidenpapier gewickelt, mit rosenfarbenen Bändchen gebunden lagen da die Erstlingsschuhe ihrer Kinder. Eins davon schnürte sie auf und zeigte dem Sohn ein Paar Schühchen, mit roter Wolle auf Stramin gestickt und mit einem zierlichen Muster aus kleinen Stahlperlen geschmückt. Schühchen, wie man sie vor mehr als einem halben Jahrhundert für Kinder fertigte. »Es sind meine und deine Erstlingsschuhe. Mir hatte sie deine Großmutter gestickt, und ich hing so sehr an ihnen, daß ich sie auch für dich zurechtmachen ließ, als du anfingst, ins Leben hineinzugehen.«

Er streichelte die abgetragene rote Wolle, glitt mit der Hand leise, fast scheu über die winzigen Innensohlen hin, in denen man den Abdruck von Kinderfersen mehr spürte als sah. »Wie schade, Mutter, daß man nicht mit denselben Schuhen aus dem Leben hinausgehen kann, in denen man den Weg begonnen hat.«

Tränen wollten ihr aus den Augen stürzen, doch sie bezwang sich und lächelte ihr qualendurchzittertes Lächeln: »Auf einer großen Reise verbraucht man viele Schuhe. Aber es ist hübsch, die ersten zu bewahren, mit denen die Reise anhub.«

Immer noch fuhr seine Hand über die zarten Schuhsohlen hin und her. Sonderbar! Hier drinnen also hatte er gestanden, hatte die ersten ungeschickten Schritte gewagt, die seine Eltern entzückten. Natürlich konnte er sich dessen nicht entsinnen, denn so früh fängt die Erinnerung nicht an, aber er hätte sich doch wenigstens vorstellen müssen, daß es einmal so gewesen. Irgendein Begriff hätte doch in ihm dämmern müssen, daß er einst ein Kind gewesen war, und daß diese rotgestickten Schühchen ihm gehört hatten.

Nichts, gar nichts von alledem. Nur ein peinvolles Suchen in der Erinnerung, in den Gedanken. Mühseliges Suchen, das ihn schon seit Tagen verfolgte. Er schob die Schühchen zurück. »Gib sie wieder zu den andern, Mutter! Sie gehören uns nicht mehr.«

Eine seltsame Unruhe kam über ihn. Jene Unruhe, die nach Volksglauben nur die Sterbenden in sich haben. Und doch war Viktor Rebling kein Sterbender, ja nicht einmal ein Kranker. Gleich nach seiner Ankunft hatte die Mutter den Sohn zu einem berühmten Arzt gedrängt, der ihn sorgfältig untersucht und keinerlei organisches Leiden an ihm entdeckt hatte. Erholungsbedürftig — das war alles.

Erholen konnte er sich aber erst, wenn er sich wiedergefunden hatte. Er hatte sich verloren, nicht etwa nur seinen Schatten, wie Peter



Leopold Schmutzler: Frühling

Schlemihl. Irgendwie war er sich abhanden gekommen und konnte sich mit dem Abhandengekommenen nicht auseinandersetzen. Immerfort bemühte er sich, jenem Viktor Rehling, der jenseits des Zuchthauses stand, ein Seil zuzuwerfen, um ihn zu sich herüberzuziehen, aber nie wollte es gelingen. Immer erwies sich das Seil als zu kurz, und immer entkam ihm der andre, schritt bald tief im Tal unter ihm, bald auf ansteigendem Pfad einen Berg empor, aber immer unerreichbar für ihn, immer wie ein Spuk, der ihm entronnen war und ihn selber als Spuk zurückgelassen hatte.

Er horchte tief in sich hinein, ob keine Stimme zu ihm spräche, in der er sich erkennen konnte. Doch alles blieb still. Er zwang sein Gefühl gewaltsam zu Begebenheiten und Erscheinungen zurück, die einst Bedeutung für ihn gehabt hatten, doch sie standen leblos, mit starren Totenaugen, gleich den Bildwerken früher Griechenkunst. Und immerfort schritt der andre im Tal oder dem Berggipfel zu, immer mit abgewandtem Gesicht, so daß man ihn für einen Fremden hätte halten können, und doch war er Viktor Rehling, war auch Viktor Rehling.

Wann hatte dieser Spuk wohl begonnen? Vermutlich damals, als sie ihm den geachteten Namen abrissen und an seine Stelle eine Nummer setzten. Der numerierte Mensch — sollte der sich nicht selber verlieren, sich nicht selber verkennen?! Aber nun war er ja keine Nummer mehr, nun war er wieder Doktor Viktor Rehling, und sein Buch sollte in den nächsten Monaten erscheinen, sein kunstgeschichtliches Buch. Denn die Angebote großstädtischer Blätter, die gerne Zuchthausmemoiren des Gelehrten als Sensation gebracht und hoch bezahlt hätten, waren in den Papierkorb gewandert. Was dachten sich diese Leute eigentlich? Meinten sie, man könne nun, nach zwölf Jahren, die »Sensation« wieder aufwärmen, die Doktor Rehlings Prozeß damals gewesen war? Er dankte bestens dafür. Er wußte allerdings nicht mehr, wer er in Wirklichkeit war, welche Persönlichkeit sich unter dem Decknamen Rehling barg, aber daß er kein Sensationsschreiber sein wollte, wußte er gewiß. Übrigens, selbst wenn er gewollt, hätte er gar nicht gewußt, was er schreiben sollte. Auch die Kerkerjahre waren von ihm abgeglitten wie alles andre — vorbei, versunken in der Unergründlichkeit, in der sein ganzes Leben versunken war.

Kann aber ein Mensch leben, der nichts von sich weiß, der nicht mehr zu ergründen vermag, wer er war, und darum auch nicht wissen kann, wer er sein wird? Da kam die große Unruhe über Doktor Rehling, die Sterbensunruhe eines Gesunden, und er drängte fort von der Wohnlichkeit und grenzenlosen Liebe des mütterlichen Heims. »Die ewige Stadt« zog's ihm durch den Sinn, und bei dem Wort überlief ihn wieder der geheime Schauder, den sie ihm in früheren Zeiten verursacht hatte, daß er erschrocken vor ihr geflohen war. Nun rief sie ihn zurück. Ja, ja, die ewige Stadt. Ewigkeit braucht, wer Zeitliches und Vergangenes verloren und keine Zukunft mehr hat. In ihrer Ewigkeit wollte er sich baden wie in einem Heilbrunnen. Ewigkeit würde um ihn sein, auf ihn niederträufen. Vielleicht gelang es ihm, von dort ein Atom Ewigkeit heimzutragen. Ein einziges Atom würde genügen, ihn zu heilen, ihm Kraft zu geben, daß er den andern erreichen konnte, der mit abgewandtem Gesicht vor ihm herging, und der er selber war.

Die Mutter erblaßte, als sie seinen Entschluß vernahm. Er sah es und wollte sie trösten. Zwang sich zu einem scherzenden Ton: »Ich komme doch wieder, Mutter! Aber jetzt muß ich fort. Ich muß! Ich habe ja einmal eine Münze in die Fontana Trevi geworfen —« Jäh verstummte er. Ja, an ihrer Seite hatte er, gemeinsam mit ihr, die Münze in den Brunnen geworfen, das Blutgeld, mit dem er sich der ewigen Stadt verpfändet hatte. Blutgeld im wirklichsten Sinn; an jenem Tage hatte ihn im Sturm das Weib genommen, das sein Verderben geworden war.

So ging er nun durch die Straßen, sah Altvertrautes, sah Neues und sah es doch nicht. Kümmerte sich auch nicht viel darum, ob er es sah oder nicht, denn immerfort spähte er nach dem andern aus, der er einmal gewesen war, und dessen Spur er so völlig verloren hatte, daß er sie nicht mehr erkannte. Er war doch längst keine Nummer mehr, in seinem Paß stand sein wirklicher Name. Hierzulande wußte keiner mehr von dem Sensationsprozeß, der diesen Namen einst blutig umwittert hatte. Doktor Rehling war hier ein Fremder wie jeder andre und konnte, sofern es ihm gefiel, gleich einem Unbekannten oder Neugeschaffenen hier umherspazieren, ohne daß Neugier oder Indiskretion ihn störten. Doch saß ihm diese Möglichkeit schlecht auf dem Leib, wie ein von einem Dritten geborgter Rock. Immerfort suchte er sich zu besinnen, wo der Zusammenhang zwischen ihm und der früheren Existenz bestünde, wo er spürbar wäre. Wie ein Spion schlich er hinter sich selber her, hinter dem andern, der tief unter oder hoch über ihm dahinschritt, und dessen abgewandtes Antlitz er nicht zu erkennen vermochte.

Gleichgültig ging sein Auge über alles hin. Über Kunstschätze, Blumenpracht, Straßengewühl, Frauen. Eine oder die andre sah wohl dem großen, überschlanken Manne nach, in dessen blassem Gesicht ein unmodisch dichter, dunkler Schnurrbart tief über die Mundwinkel hing

und eingesunkene Augen starr und doch wie blicklos auf dem blühenden Frauengesicht geruht hatten, als wolle er ihm ein Geheimnis entlocken. Wie er im prallen Sonnenlicht, dicht an die Häuser gedrängt, dahinschritt, sah er mit der mageren, schwarzgekleideten Gestalt einem Spuk ähnlicher denn einem Menschen. Kopfschüttelnd gingen die Frauen ihren Weg weiter, dachten halb spöttisch, halb bedauernd: Einer, der nicht ganz richtig im Kopf ist.

Er war ganz richtig im Kopf, und er wußte auch, warum er die Frauen anstarrte, als wolle er ihnen ein Geheimnis entlocken. Ihr ältestes Geheimnis wollte er ihnen entlocken, ihre Wirkung auf den Mann. Wenn es einer von ihnen gelänge, ihn durch ihren Anblick in einen flüchtigen Rausch zu versetzen, einen Wunsch in ihm zu entketten — ja, dann fände er vielleicht den Weg zurück, den er jetzt nimmer finden konnte, den Weg zu dem Leben, das er gleich allen andern früher gelebt hatte, und nach dem es ihn verlangte. Doch all diese Frauen ließen ihn kalt. Er sah wohl, daß die eine hübsch und die andre häßlich, daß die eine stärker geschminkt war als die andre, daß dieser Üppigkeit gegeben und jener grazile Schlankheit, aber er sah es nur, wie man Objekte sieht, nicht Menschen. Und doch sprach es in ihm: Die Frau! Zur Frau, zur Urmutter alles Lebens mußt du zurückfinden. Der Wunsch nach der Frau, der Besitz der Frau wird dich von deinem Spukdasein erlösen und ins flutende Leben zurückbringen!

So sprach es in ihm, aber er schüttelte verneinend den Kopf. Die Frauen sagten ihm nichts mehr, hatten ihm nie viel gesagt. Nur flüchtige Liebeleien waren in seinem Dasein gewesen, keine große Leidenschaft, bis zu dem Tag, da er *sie* erblickte. Da war's um ihn geschehen gewesen. In dieser Einen rächten alle andern seine Gleichgültigkeit gegen ihr Geschlecht. Hörig war er dieser Einen geworden, hörig bis zum Verbrechen, das ihm natürlich erschienen, weil es ihr Wunsch gewesen war.

Er stand jetzt vor der Fontana Trevi, um die sich banale Reisende und Flitterpaare drängten. Münzen glitten in die rauschenden Wässer, Blicke und Flüsterworte der Sehnsucht gelobten zu halten, was die geopferte Münze verhieß: Wiederkehr.

Er stand und starrte ins Leere. Hier war es gewesen. Hier hatte er Eva Crome, die Gattin des Legationsrats, zum erstenmal erblickt. Erblickt und gleich gewußt, daß er ihr verfallen war. »Die rote Crome« nannte man sie in ihrer Heimat, denn unter dem großen schwarzen Federnhut schimmerte es köstlich wie das Haar einer Tizianschen Frau. Das Gesicht war zart, wie sie nur die Rothaarigen haben, auch ein paar Sommersprossen fehlten nicht. Lang und unregelmäßig war es, zeigte mit der abgestumpften Nase und den starken Lippen sowie den dunklen Augen slawischen Einschlag. Slawisch geschmeidig auch die Gestalt im weißen Spitzenkleid, schmal, fast noch halb kindlich, als stünde da eine schüchterne Erstkommunikantin.

Neben ihr stand der Legationsrat. Groß, würdevoll, vornehm, aber verdrießlich über Rehlings Blicke wie über das Aufsehen, das seine Frau überall erregte. Er war kein eitler, wohl aber ein sehr eifersüchtiger Gatte und hätte die Frau am liebsten in ein Frauengemach gesperrt, um sie für sich ganz allein zu haben, ohne einem andern auch nur den Anblick ihrer ungewöhnlichen, wenn auch nicht eigentlich schönen Erscheinung zu gönnen.

Sie hatte zu dem Gatten gesagt: »Wir wollen auch eine Münze opfern, damit wir gewiß wiederkommen!«

Er hatte erwidert: »Laß den Unsinn! Es ist gar nicht mein Wunsch, wiederzukommen. Das Klima hier ist verteufelt schlecht. Komm jetzt, wir wollen nach dem Vatikan.«

Gehorsam, wie ein gescholtenes Kind war sie dem Wegdrängenden gefolgt, doch unter gesenkten Lidern hatte ein Blick Rehling getroffen. O Gott, welch ein Blick! Und in dieser Stunde hatte Doktor Rehling gewußt, daß es für ihn keine andre Seligkeit mehr auf Erden geben könne, als sein Gesicht in diesen schimmernden Haaren zu bergen und diesen bebenden Frauenmund mit seinen Küssen zu überfluten.

Dann war alles so schnell gegangen, wie man sonst nur träumt. Er hielt Eva in den Armen, er vergrub sein Gesicht in dieser gelösten roten Flut. Er küßte und spürte ihre Küsse, die schmeichlerisch und heiß waren. Und er vernahm, daß sie unglücklich war, unglücklich durch den Legationsrat, der sie mit seiner Eifersucht quälte, und dessen Zärtlichkeit ihr widerwärtig war. Er war zu sehr ihr Höriger geworden, um zu unterscheiden, was Wahrheit in ihren Worten war, was Lüge und Sensationslust. Er wußte nur, daß sie einem ungeliebten Manne gehören mußte, und daß sie sagte: »Ich könnte ihn töten. Jawohl, mit kaltem Blut töten.«

Sie *sagte* es, er *tat* es. Er besaß scharfe Augen und eine sichere Hand. Mit zwei Revolverschüssen hatte er den Legationsrat niedergestreckt. Sensationsprozeß. Reporter aus dem ganzen Reich. Auf der Anklagebank ein namhafter Gelehrter und eine Dame der ersten Gesellschaft. Anklage: Mord und Anstiftung zum Mord. Eva Crome wird freigesprochen. Mit fanatischer Hartnäckigkeit hatte ihr Geliebter sie wieder und immer wieder entlastet, hatte, als gälte es Seligkeit statt Verdammung, alle Schuld auf sich genommen, wurde unterstützt von Evas Verteidiger, der sich schon in sie verliebt hatte und sie nach dem Freispruch heiratete. Im Gegensatz zu Rehling bot sie ein Bild der Kläglich-

keit, war nur bedacht, alle Schuld von sich abzuwälzen, unbekümmert um das Schicksal, das den Mann neben ihr traf, treffen mußte. Er war ihr darum nicht gram gewesen. Sie war sein Schicksal; er hatte es vom ersten Augenblick an gespürt, da er sie gesehen hatte. Er nahm den Urteilsspruch hin, legte keine Revision ein, verbüßte zwölf Jahre Zuchthaus.

Und stand jetzt wieder vor der Fontana Trevi...

Mit einemmal fiel es ihn an: sie wiedersehen! Nur dieser einen Frau war er hörig gewesen. Wenn er sie wiedersah, würde sein Blut vielleicht, nein, gewiß wiedererwachen, würden alle Lebensgeister ihn wieder hinausführen aus dem spukhaften Dasein, das er jetzt führte. Hier, bei dieser Frau war die stärkste Erinnerung vergangener Tage, vom Quell dieser Erinnerung mußte er trinken, um wieder zu gesunden. Blut erweckt Schatten zu neuem Leben. Wie ein Fieber packte ihn dieser Gedanke. Nicht der Gedanke an Eva selbst, nur die Vorstellung der Wiedergeburt, die er von ihr erhoffte. Von ihr aus würde er den Weg finden, der zurückführte zu dem Doktor Rehling, der er ehedem gewesen war.

Ja, ja, er mußte sie wiedersehen. Er wollte heimreisen in die Stadt, wo sie jetzt lebte. Er bedachte gar nicht, daß sie jämmerlich feige gewesen und nun das Weib eines neuen Gatten war. Nichts andres brannte in seinem Hirn als »Wiedersehen — Wiedergeburt«. Hörig, wie er ihr einst gewesen, war er es jetzt dem eignen Wunsch. Er packte seinen Koffer, erkundigte sich nach den Zügen. Ging aufs Reisebureau, um die Fahrkarte zu lösen.

Und da — war das möglich? War das Traum oder Wirklichkeit? War es — Nein, nein, es war Wirklichkeit! Aus dem Reisebureau trat in eben diesem Augenblick eine schmale Frau mit rotflimmerndem Haar.

Sie starrte ihn an... erkannte ihn. Erschrak. Wußte nicht, ob sie bei ihm stehenbleiben oder sich gebärden solle, als kenne sie ihn nicht. Sie war ohne Begleiter. Ihre Hand zuckte, als wollte sie sich einer andern entgegenstrecken. Sie besann sich aber und ging fremd an ihm vorbei.

Er sah sie an und sah ihr nach. Ja, das war einst Eva Crome gewesen. Rothaarig, schlank, ganz in Weiß mit einem schwarzen Hut. Sie war immer noch sehr bezaubernd. O ja, sehr bezaubernd... Ganz kühl dachte er es. Sie war ihm gleichgültig wie alle andern Frauen.

Er mied jetzt die Stadt. Mied sie aber nicht etwa, weil er keine neue Begegnung mit ihr haben mochte. Er wollte überhaupt keine Begegnungen, und jetzt war hohe Reisezeit, und Bekannte aus der Heimat sah er da und dort. Mancher erkannte ihn, war verlegen, wußte nicht, ob er ihn ansprechen solle oder nicht. Er aber drückte sich an allen vorbei. Er war ja nur noch eine wandelnde Hülle, aus der die Seele geflohen war.

In die Campagna flüchtete er. Die Campagna war einsam, wenn man tiefer in sie hineinkam, dort, wohin der reisende Menschenschwarm nicht gelangt. In die große Stille trieb es ihn, wo das ernste Antlitz der Natur unbeweglich über die Jahrtausende hinblickt, unverändert, zeitlos, ewigkeitatmend.

In sommerlichem Schweigen lag die Campagna, einem Schweigen, das bedrückend war wie die starre, regungslose Bläue des Himmels. Gehänge purpurfarbener Rosen verflochten sich in Ranken wilden Weins, aus hohem Weidegras ragten die seltsam gewundenen Hörner der Rinderherden, die stapfend, wohlig käuend die Halme abrupften und zermalmten. So hatten wohl schon vor Jahrtausenden die Herden hier geweidet, und wie vor Jahrtausenden hielten berittene Hirten sie mit langen Stäben in Zucht. Wo der Boden geringere Weide gab, meckerten und fraßen die genügsameren Ziegen. In Felle gekleidet waren ihre Hirten und spielten auf der Rohrpfeife kindliche Weisen, ganz so, wie vor Jahrtausenden die Hirten hier Ziegen geweidet und auf Schalmeien geblasen haben mochten. Es hätte gar nicht verwunderlich geschienen, wenn als Antwort die Rohrpfeife des großen Pan erklungen und der Gott bockfüßig einhergeschritten wäre, mit der freien Hand die Rinder abwehrend, die ihn aus runden Augen verwundert anglotzten.

Zeitlosigkeit wehte hier, Zeitlosigkeit in Boden und Menschen. Unter den Schollen der Campagna liegen Städte begraben, die einst, vor Jahrtausenden, blühend gewesen, bis Krieg sie verwüstete, in Vergessenheit drängte, und der lauernde Sumpf zerfraß, was von ihnen geblieben war. Kein Gedächtnis weiß mehr die Stelle, wo sie gestanden.

Hierher, in diese dem Reiseschwarm unbekannt bleibende Gegend kam Viktor Rehling wieder und immer wieder. Er lächelte, wenn sein Hauswirt ihn vor der Malaria warnen wollte, denn er war seuchenfest und hatte nie Fieber gehabt. Nicht in Rom, nicht in Ravenna, ja nicht einmal in Pästum, wo es ihm gefallen hatte, eine ganze unvergeßlich erhabene Nacht zwischen den Säulen des Neptuntempels zuzubringen, auf dessen Marmorstufen sich im Mondlicht silbrig glitzernde Schlänglein geringelt hatten und statt des verschollenen Daches Sterne die flimmernde Wölbung über barhäuptige Säulen spannten.

Viktor Rehling fürchtete das Fieber nicht und nicht Menschen mit bösen Gelüsten. Er trug ja seine Waffe bei sich, mit der er so tödlich sicher traf.

Ohne Sorge spürte er den Atem der einsamen Campagna. Aus ihrem zeitlosen Boden, der die Blüte von Jahrtausenden verschlungen hatte,

wehte es ihn grausam und dennoch verwandt an. Denn ein Zeitloser war auch er geworden, und die Blüte eines reichen Lebens lag in ihm begraben.

Wieder und immer wieder kam er, Ruhe ward ihm hier, und erlösend glitt das quälende Suchen nach der eignen Vergangenheit von ihm ab. Er wurde ergeben und müde. Er forschte dem Toten nicht mehr nach, das verschüttet in ihm lag, er schien sich aufzugeben in der Zeitlosigkeit, die ihn umfing und in brennenden Strahlenbündeln vom starren, unerbittlich blauen Himmel auf ihn niederfiel.

Doch wie er eines Tags erschöpft von zielloser Wanderung mit geschlossenen Augen rastete, geschah das Seltsame. Aus der Ferne kam ein Kind auf ihn zu, kein schwarzlockiges, bloßfüßiges Hirtenkind, das mit bettelnder Gebärde die braune Hand hinstreckte, sondern ein zartes, blondes Kind, das in rotgestickten, mit kleinen Stahlperlen verzierten Schuhen mit unsicheren Erstlingsschritten auf ihn zutrippelte. Nahe und immer näher kam das Kind, war jetzt so dicht bei ihm, daß er es mit der Hand hätte berühren können, doch als er die Hand ausstreckte und die Augen öffnete, war er allein.

Wie im Fieber kam er nach Hause. Mit keiner Malaria, sondern mit dem sanften Fieber derer, denen eine Gnade geworden ist. Und als er wieder zur Campagna kam, ward ihm abermals ein Gesicht. Diesmal erblickte er einen ernsthaften, ehrgeizigen Knaben mit grüblerischem Gesicht, die Mappe unter dem Arm, ganz so, wie er selbst einst zu Schule und Gymnasium gegangen war. Auch dieser Knabe kam so dicht an ihn heran, daß seine Hand ihn streifen konnte, doch sobald er sie ausstreckte, zerrann die Erscheinung. Sein ganzes Leben zog so, wechselnder Gestalten voll, auf dem ewigkeitatmenden Boden der Campagna an ihm vorüber. Ein Reigen seiner selbst war es, der über die Brücke kam, die er, Viktor Rehling, so lange vergeblich gesucht und schließlich abgebrochen gewähnt hatte. Schatten seiner selbst waren es, die sein Blut tranken und davon lebendig wurden. Doch er spürte nicht, wie sie an ihm zehrten, ja, mit jedem Trunk, den sie von ihm nahmen, wurde ihm leichter, froher, befreiter.

Knaben-, Jünglings- und Mannesjahre waren so an seinen geschlossenen Augen vorübergegangen, und nun befiel ihn ein Zittern. Nun mußte bald der letzte kommen, der Grenzwache hielt zwischen dem Einst und dem, wo e s geschah. Würde er dessen Anblick ertragen? Würde er stark genug sein, das Antlitz dessen zu schauen, der e s vollbracht hatte?

Da kam er auch schon auf ihn zu, zwar noch weit entfernt und mit abgewandtem Haupt, aber doch schon deutlich erkennbar. Viktor Rehling wollte die Augen aufreißen, um ihn nicht zu sehen. Konnte es nicht.

Näher kam der andre und näher. Hielt immer noch das Gesicht abgewandt, aber die Rechte suchte schon verborgen. Viktor Rehling wußte, was sie suchte. Was e r einst gesucht hatte nach Evas Wort: »Töte ihn!«

Sein Herz klopfte heftig. Noch war der andre entfernt. Wie aber, wenn er nahte? Wenn er endlich sein Gesicht zeigte, dies Gesicht, vor dem Viktor Rehling Furcht empfand, er, der weder Fieber noch räuberischen Überfall fürchtete? Er würde das Angesicht dieses andern, der doch wiederum er selbst war, nicht ertragen, das wußte er. Darum eben war der andre all die Zeit her mit verborgenen Zügen vor ihm geschritten.

Nun würde er gleich neben ihm stehen. Jetzt noch zehn Schritte. Jetzt noch acht... jetzt noch drei... Sein Arm hebt die Waffe, und sein Gesicht — —

Ein Schuß kracht durch die Campagna hin. Verzittert in ihrer Weite und Schwüle, daß keiner der Hirten den dunklen Kopf hebt. Viktor Rehling hat auch diesmal tödlich getroffen. Tödlich, aber doch nicht so ganz meisterhaft wie damals, als e s geschah. Die Lunge hat er dem andern durchbohrt, just in dem Augenblick, als der ihm das lange verborgen gehaltene Antlitz zuwenden wollte. Nun braucht er dies Antlitz nicht mehr zu fürchten, nicht mehr zu schauen. Röchelnd liegt der Getroffene im Weidegras, langsam, schmerzlos, ohne Bewußtsein sein Leben verströmend.

Es wird Abend, ehe man Viktor Rehling findet. Hirten, die ihn wohl im Grase liegen sahen, hatten sein Todesröcheln für behagliche Schnarchlaute gehalten und sich über den Fremdling ein wenig gewundert, der so unvorsichtig war, sich bei Sonnenuntergang auf diesen gefährlichen Boden zu betten. So lag er stundenlang, umschwebt vom dämmernden, immer undeutlicher werdenden Reigen seiner Gesichte, bis sich als letztes der Tod über ihn neigte. Er trug die Züge der Mutter. —

Vom Mund des Toten liefen zwei tiefe Gramesfurchen abwärts zum Kinn, aber auf der hohen Stirne und um die festgeschlossenen Augen lag ein Schimmer von Festlichkeit und Glück.



Zwei Balladen von Theodor Fontane

Aus dem Nachlaß des Dichters zum erstenmal veröffentlicht

Der irrende Bothwell

Graf Bothwell, der den Darnley schlug,
Ihm ist sein Land nicht weit genug,
Sich Ruh' drin zu erjagen;
Er schweift umher in Süd und Nord —
Ist all umsonst, es läßt der Mord
Nicht aus dem Sinn sich schlagen.

„Zu Schiff, zu Schiff! mein Diener gut,
Nicht weiß von meiner Tat die Flut,
Es sei das Meer mein Hafen."
Gesagt, getan — die Fahrt hebt an.
Vergeblich! Der Klabautermann
Läßt keinen Mörder schlafen.

Es braust ein Sturm im Skagerrak,
Des Grafen Schiff — ein halbes Wrack —
Treibt mit ihm auf den Wellen.
Die Todesangst bleicht sein Gesicht,
Da lacht das Meer: ich mag dich nicht,
Mag keinen Mordgesellen.

Sie pilgern jetzt in Schwedenland;
Er und sein Diener Hand in Hand
Irrn durch Waldeinsamkeiten.
Doch nirgends Rast er finden soll,
Er hört den Waldgeist klagevoll
Durch alle Wipfel gleiten.

Sie wandern weit gen Norden hin,
Es steht der Graf in irrem Sinn
Auf hohem Meeresborde.
Er lacht und faßt den Diener gut
Und schleudert in des Wahnsinns Wut
Hinab ihn zum Fjorde.

„Ich Tor, gefüttert früh und spat
In dem Mitwisser meiner Tat
Hab' ich mein bös Gewissen.
Hallo, nun bin ich frisch und jung,
Nun hab' ich der Erinnerung
Den Stachel ausgerissen."

Sein Lachen gellte durch die Luft,
Dann zog er fort durch Fels und Kluft
Und klatschte in die Hände.
Tief in Finnmarken an den Seen
Hat man ihn einstens irren sehn,
Doch niemand kennt sein Ende.

König Jakob

Das war der König Jakob; man nahm ihm Kron' und Land,
Er aber hatte dennoch Trost immer bei der Hand;
Und wenn er nicht im Himmel sich jetzt gefällig spreizt,
Lobt er gewiß die Hölle, weil drinnen eingeheizt.

Einst trieb der Stolz zurück ihn von Frankreich übers Meer,
In Irland an der Boyen, da sammelt er ein Heer,
Von König Wilhelms Haupte will reißen er die Kron',
Erobern mit dem Schwerte den feig verlornen Thron.

Die Schlacht entbrennt; der erste ist Jakob, der da flieht,
Er jagt, daß sein Verfolger alsbald den kürzern zieht,
Da spricht er: „Wenn beim Streiten ich immerhin verlor,
So kam mir doch beim Reiten kein Sieger heut zuvor."

Er steigt zu Schiff; vom Kopfe weht ihm der Wind den Hut,
Man reicht ihm eine Mütze, die nimmt er wohlgemut
Und spricht: „Um eine Krone zog ich gen England aus,
Nun, eine Kappe bring' ich doch, Gott sei Dank, nach Haus."

Psychologie im Hausgebrauch

Von Arthur Kahane

Der Trieb zur Psychologie ist ein dem Menschen eingeborener Trieb, gehört in die engste Nachbarschaft des Spieltriebs und ist so uralt wie dieser, so uralt wie das Menschengeschlecht selbst. Mensch sein heißt Psychologie treiben müssen.

Die noch immer nicht überwundene Einstellung, alles auf die Nützlichkeit hin aus versteckten Zwecken und Absichten der Natur, aus dem Daseinskampf aller gegen alle abzuleiten, wird auch die Psychologie auf das unterschiedlos graue Terrain der alles erklärenden Mimikry abschieben und den unwiderstehlichen Drang dazu als Waffe und Schild deuten, dem Menschen zur Warnung, Durchschauung und Abwehr im Kriege gegen seinen natürlichen Feind, den Menschen, fürsorglich gegeben. Als ob sich wirklich alles auf der Welt nur aus Zweck und Nutzen zusammensetzte!

Es ist falsch. Das, was den Menschen reizt, ist Psychologie um ihrer selbst willen, ist die zwecklose Freude an ihr, eine zwecklose Freude an reiner Anschauung, wie Kunst die reine, zwecklose Anschauung des Schönen ist. Es freut den Menschen, seinen Nächsten auf Herz und Nieren anzuschauen, und er möchte gern wissen, wie's da drin ausschaut.

Psychologie ist nicht bloß, wie man meinen möchte, das späte und künstliche Produkt einer verfeinerten Kulturentwicklung, und ist nicht zu erschöpfen durch eine systematische Wissenschaft, an Universitäten gelehrt, mit naturwissenschaftlichen und statistischen Methoden, mit Zählen und Messen (zu der allerdings erst die schüchternen Anfänge gelegt werden): die Neugierde, in die Seele des Nächsten hineinzugucken und nachfühlend zu erraten, was in ihr vorgeht, ist ein Einfaches und Tiefes zugleich, wie alle primitiven Gefühle, einfach wie ein harmloses Spiel und doch zu den tiefsten Quellen des Schöpferischen im Menschen hinabreichend.

Freilich ist es ein weiter Weg von ihren primären Formen bis zu der Wissenschaft, die seelische Funktionen vom Psychometer abliest, oder jener andern, die Traumkomplexe ausbeutet. Und nach dem erschütternden Erlebnis der zartesten Seelenkunst, der Psychologie den Inhalt, die Melodie und ihre analytische Methode geliefert hat, wird es uns nicht leicht sein, sie in den skurrilen Kostümen, die sie in der Komödie des Alltags anzulegen pflegt, wiederzuerkennen. Es gibt eine Psychologie, die weder Kunst noch Wissenschaft ist und die sich im täglichen Leben herumtreibt: die unter hundert Verkleidungen Versteckte herauszufinden, verlangt ein geübtes, fast möchte ich sagen ein psychologisch geübtes Auge.

Die primitivste Form der Psychologie ist der Klatsch. Klatsch ist Psychologie oder wenigstens Psychologie-Ersatz des gemeinen Menschen. Das Menschliche ist es nun einmal, was den Menschen angeht und was allen Menschen gemein ist, den gemeinen Menschen am stärksten. Die menschlichen Gefühle der andern regen ihn mehr auf als die eignen, und am meisten von allen menschlichen Gefühlen das menschlichste: die Liebe. Was wäre die Dichtung ohne die Liebe! Die Liebe ist der Lieblingsstoff aller Dichter. Was tun sieben alte Weiber, wenn sie um den Kaffeetisch sitzen? Sie dichten. Auf ihre Weise. Freilich etwas anders als die Dichter. Aber auch ihr Lieblingsstoff ist die Liebe. Wer hat was mit wem? Mit wem betrügt die Nachbarin ihren Mann? Mit wem betrügt die andre Nachbarin ihren Mann? Mit wem betrügen alle Nachbarinnen ihre Männer? Mit wem betrügen alle alle? Genetische Psychologie: wie es gekommen ist; deskriptive: wie es sich vollzieht; prophetische: was daraus werden wird. Die alten Augen leuchten, die Lippen schmatzen, die Zungen rascheln, die Stimmen überschlagen, die Tassen leeren sich, es ist eine Erregung, eine Wollust ohnegleichen, im Schmutz der nachbarlichen Geheimnisse zu wühlen. Wenn das nicht der psychologische Trieb in Reinkultur ist?! Nur freilich nicht gerade rein und nicht eben Kultur.

Die Zwillingsschwester des Klatsches ist die Indiskretion. Der Klatsch ist der volkstümlichere Bruder und wendet sich an das breitere Publikum. Indiskretion tut sehr diskret und tuschelt gern unter vier Ohren. Ihr Lebenselement ist das Geheimnis. Sie ist von einer unheimlichen psychologischen Aktivität. Ihre Passion ist das Schnüffeln. Sie wittert das Geheimnis von fern und ruht nicht, bis sie sich in das Geheimnis eingedrängt hat; und hat sie es, so ruht sie nicht, bis sie es an den Mann gebracht hat oder noch lieber an die Frau, tuschelnd, die Form des Geheimnisses wahrend, denn um die ist es ihr zu tun, die gibt ihr den wollüstigen Schauder; und hat sie es nicht, dann erfindet sie es, oh, sie ist nicht verlegen, ihr psychologischer Spürsinn errät auch das Unwahrscheinlichste, auch das, was nie gewesen ist, nur informiert muß sie sein, in alle Geheimnisse geheimnisvoll eingeweiht, Allerweltsvertraute um jeden Preis, auch um den der Gemeinheit auf des Nächsten Kosten.

Die vom gemeinen Menschen geübte Psychologie hat ihre eignen Gesetze, ihr eignes System. Es ist das System des einen Motivs. Jede Handlung entsteht nur aus einem Antrieb, natürlich einem gemeinen. Jeden Vorgang führt er klar und eindeutig auf eine einzige Ursache zurück, natürlich auf eine schmutzige. Auf seelische Komplikationen läßt er sich nicht ein: an die glaubt er nicht. Er hält sie für Schwindel, auf

den er nicht hereinfällt, gemacht, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen und die für ihn unbezweifelbare unsaubere Absicht zu verdecken. Daß jede Handlung ein Resultat, ein letztes Glied in einer langen Kette von Ursachen sei, wäre ihm unverständlich. Daß die menschliche Natur ein Zusammengesetztes, der menschliche Wille durch eine Vielheit von Motiven bewegt sein könne, würde er leugnen. Und erzählt man vom Widerspruch, von den inneren Polaritäten einer Menschenseele, würde er lachen. Für ihn hätte Faust nicht zwei Seelen, ach! in seiner Brust, sondern nur eine, und was für eine! Schwindler, Verführer, Schieber wäre seine seelische Definition des faustischen Menschen, und dazu braucht er zwei Teile? Er ist nur für die vereinfachten Methoden zu haben. Es ist ja so einfach: im Grunde sind alle Menschen Schweine, und jeder will sich was herausschlagen. Edle Taten, anständige Handlungen gibt es, gewiß: aber es wird schon etwas Unanständiges dahinterstecken. Man muß nur darauf kommen. Und das ist nun sein größter Spaß, daß man ihm nichts vormachen kann und daß sein psychologischer Scharfblick überall bis auf den Grund bringt.

Er hält sich für einen Menschenkenner und tut sich verteufelt viel darauf zugute. Aber es gibt zweierlei Menschenkenntnis. Die eine ist die der Tatmenschen. Die beurteilt die Menschen lediglich nach dem, wozu sie sie braucht. Sie teilt alle Menschen in zwei Gruppen: die Tüchtigen, Brauchbaren, Verläßlichen, Energischen und in die andern, die Unverwendbaren, ihren Zwecken nicht Gewachsenen. Danach allein unterscheidet sie. Das andre interessiert sie nicht. Sie sieht den Menschen an der Nasenspitze ab, an welchen Platz sie zu stellen sind. Ein Blick genügt Napoleon: dieser taugt zum Feldwebel, jener trägt den Marschallstab im Tornister. Der ist mir zum Diplomaten zu dumm, der zu klug. Der große Unternehmer, der Handelsherr, der Bankdirektor braucht nur eine Viertelstunde: das ist ein Buchhalter, aus dem dort mache ich meinen Prokuristen. Sie sehen ihre Leute scharf an, scharf ins Weiße des Auges und wissen alles, was sie wissen wollen. Mehr nicht. Darin irren sie nie. Darauf sind sie eingestellt, und das verstehen sie. Auch das ist Psychologie. Sie ist nur etwas einseitig.

Die andre Menschenkenntnis ist die des Psychologen. Der will gar nichts von seinem Opfer. Er will nur wissen, was eigentlich dran ist. Er will den Menschen kennenlernen. Rein zu seinem Vergnügen. Er hat gar keine andre, keine Nebenabsicht. Aber er möchte alles von ihm wissen. Er möchte ihn von allen seinen Seiten sehen. Und wenn er ihn von allen seinen Seiten besehen hat, möchte er hineinguden, möchte wissen, was drinnen vorgeht: wie die Maschine arbeitet; wie das zustande kommt, was schließlich »ein Mensch« heißt. Er beobachtet, vergleicht, fragt, lauscht, hört auch das Wortlose, kombiniert, errät das meiste, und schließlich hat er ihn. Es kommt ihm gar nicht darauf an, zu einem Urteil über den Menschen zu gelangen. Wozu braucht er das? Er will ihn wissen. Das ist mehr. Das ist die Menschenkenntnis des Psychologen.

Jeder Mensch ist Psychologe und hat hundertmal am Tage Gelegenheit, seine psychologische Begabung zur Anwendung zu bringen. Jeder Mensch glaubt, ein besonders guter Psychologe zu sein. Wahrscheinlich sind die meisten psychologischen Annahmen falsch. Aber wer kann sagen, was in diesen Dingen richtig und was falsch ist? Wie wenig weiß ein Mensch von andern Menschen! Jahrzehntelang leben sie in Ehen hin, und keines hat eine Ahnung, was im andern vorgeht. In den kleinen Dingen des täglichen Lebens kaum, geschweige denn im Wesentlichen. Nur wissen sie das nicht und würden es bis an ihr Lebensende nicht erfahren, wenn nicht manchmal Katastrophen ungeahnte Abgründe aufdeckten. Wie viel Takt gehört zu einer richtigen Ehe, und wie wenige haben ihn! Und was ist Takt anders als die zart vollzogene praktische Schlußanwendung der Ergebnisse zartester Seeleneinfühlung? Praktische Psychologie. Wie weniges wissen Eltern von ihren Kindern, wieviel weniger noch Kinder von ihren Eltern! Dabei hängt organische Entwicklung, Gedeihen, Glück, Zukunft, alles vom verständnisvollen Zusammen- und Ineinanderleben ab. Wie not tut es, in jungen Seelen, auch wenn sie stumm sind, lesen, sie ahnend erahnen, sie schonen und pflegen, die unausgesprochenen Bedürfnisse ihrer inneren Existenz schweigend erfüllen zu können! Welche Ansprüche an psychologische Fähigkeit! Die jeder Tag stellt und jeder Tag befriedigt verlangt. Freilich, eine Psychologie, die auch dem Schlichtesten gelingt, wenn er die Liebe hat. Ist denn nicht Liebe schon Psychologie? Um Liebe werben, sich Liebe erhalten, Liebe steigern *ist* praktische Psychologie. Heißt nicht unter Menschen leben fortwährend und unausgesetzt Psychologie treiben müssen? Und ist nicht der ganze Reiz unsrer Geselligkeit psychologische Neugier auf Menschen, psychologisches Spiel der Anziehung und Abstoßung, psychologisch geführter Ringkampf des Geistes um Gunst und Erfolg?

Psychologie ist ein *Gesellschaftsspiel*, und die meisten Gesellschaftsspiele sind Psychologie. Junge Leute spielen: Personen erraten. Einer wird bestimmt, der zu erraten hat; er verläßt das Zimmer, und die andern einigen sich heimlich über die Person, die ihm aufgegeben wird. Sie wird aus der Kenntnis der Person des Ratenden gewählt (Psychologie!): man schätzt ab, wer im gesellschaftlichen Bekanntenkreise, in

der Öffentlichkeit, in der Geschichte, in der Literatur ihm so weit vertraut sei, daß er den Namen kennen muß, und doch so entlegen, daß ihm das Erraten Mühe macht. Er beginnt seine Fragen zu stellen, auf die nur mit ja oder nein geantwortet werden darf, und er stellt sie so, daß sich der Kreis der Möglichkeiten von Antwort zu Antwort verengt, gleichzeitig aber auch so, daß er sich in die Psyche der Antwortenden hineinversetzt, um den ihm gestellten Fallen und Seitenwegen nachzugehen, die ihm lauter Anhaltsmomente des Erratens liefern. Also Psychologie. Oder im Pfänderspiel. Dieser reizenden Erfindung des liebeserfahrenen Rokokogeistes, bei der alles darauf angelegt scheint, mit Listen und Finessen Paare zusammenzuführen und auseinanderzubringen, keimende Neigung, noch ehe sie sich selbst weiß, zu erraten, zu belauschen, zu fördern, heimliche Paarung lächelnd bloßzulegen, zu verwirren, zu narren, zu entzweien und zu versöhnen. Was soll das Pfand in meiner Hand? Wie witzig sind die Strafrichter des Pfänderspiels in der Erfindung der richtigen Buße! Wie genau wissen diese raffinierten Psychologen zu berechnen, welche am meisten beglückt und welche am meisten ärgert! Und freuen sich an den unwissentlich überraschten und entlarvten, den unwillkürlich entzückten oder enttäuschten Gesichtern. (Psychologenfreude an der errechneten Entdeckung!) Freuen sich aus Herzensgrund, gehn die Dinge kraus und bunt. (Psychologenfreude an der erzielten Wirkung!)

Was ist der so alte, so allgemein wirksame Zauber des Rätselratens? Das Wesentliche daran ist nicht die schnelle, durch ein gewisses Training leicht zu erreichende Empfänglichkeit für phonetische oder stoffliche Assoziationen oder die Mathematikerfreude, zwischen zwei oder mehreren, scheinbar ganz auseinanderliegenden Gegebenheiten die unbekannte dritte zu finden, die gedankliche Verbindungsbrücke. Das sind nur die äußeren Hilfsmittel, sozusagen die technische Seite des Rätsels. Der eigentliche Prozeß aber ist ein andrer. Es ist nämlich noch ein heimlicher Gegenspieler da, der unbekannte Verfasser des Rätsels, und was sich tatsächlich abspielt, ist ein geistiger Ringkampf mit diesem Gegner, dem nur mit Psychologie beizukommen ist. Ich muß meinen Feind, von dem ich nichts weiß als die wenigen Zeilen, die er mir hinschmeißt, bis in seine entlegensten und winkeligsten Gedankengänge hinein verfolgen, bis in seine Potemkinschen Gedankenattrappen, mit denen er mich zu überraschen und zu bluffen sucht, hinter den verwegensten Bocksprüngen seines Witzes her, mit denen mich der listige Fallensteller äfft. Er gibt mir nur ein paar Anhaltspunkte: Buchstaben, Ziffern, Wörter und ihre Bedeutungen. Aber in Wirklichkeit gibt er mir viel mehr, als er ahnt: in der Form seiner Fragestellung, durch das Bild und Niveau seiner Zeitung, durch die Analogie andrer Rätsel. (Sage dem Psychologen, mit wem du umgehst, und er wird dir sagen, wer du bist!) Und wenn ich dann imstande bin, aus all dem die Möglichkeiten seiner Phantasiesprünge, die Greifweite seiner Intelligenz, den ungefähren Umfang seines Bildungsniveaus einigermaßen abzuschätzen, so ist der Rest ein Kinderspiel. Dann bin ja fast ich es, der seine Gedankengänge zu Ende denkt, blitzschnell natürlich und gewissermaßen unbewußt, und der Auerochse mit den zwei, der altgermanische Wurfspieß mit den drei Buchstaben hat keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr für mich.

Denn sich in einen andern hineinversetzen, das ist das letzte Geheimnis aller Psychologie.



Nehmt!

Nehmt, ihr Freunde, schöpft des Lebens
Nachtentsprungne Quellen leer,
Freut euch jedes frohen Segens,
Jedes Zweiges früchteschwer.

Jeden Festtag laßt euch taugen,
Perlen soll der Wein im Glas!
Jeden Blick aus Mädchenaugen,
Schlürft ihn wie das goldne Naß!

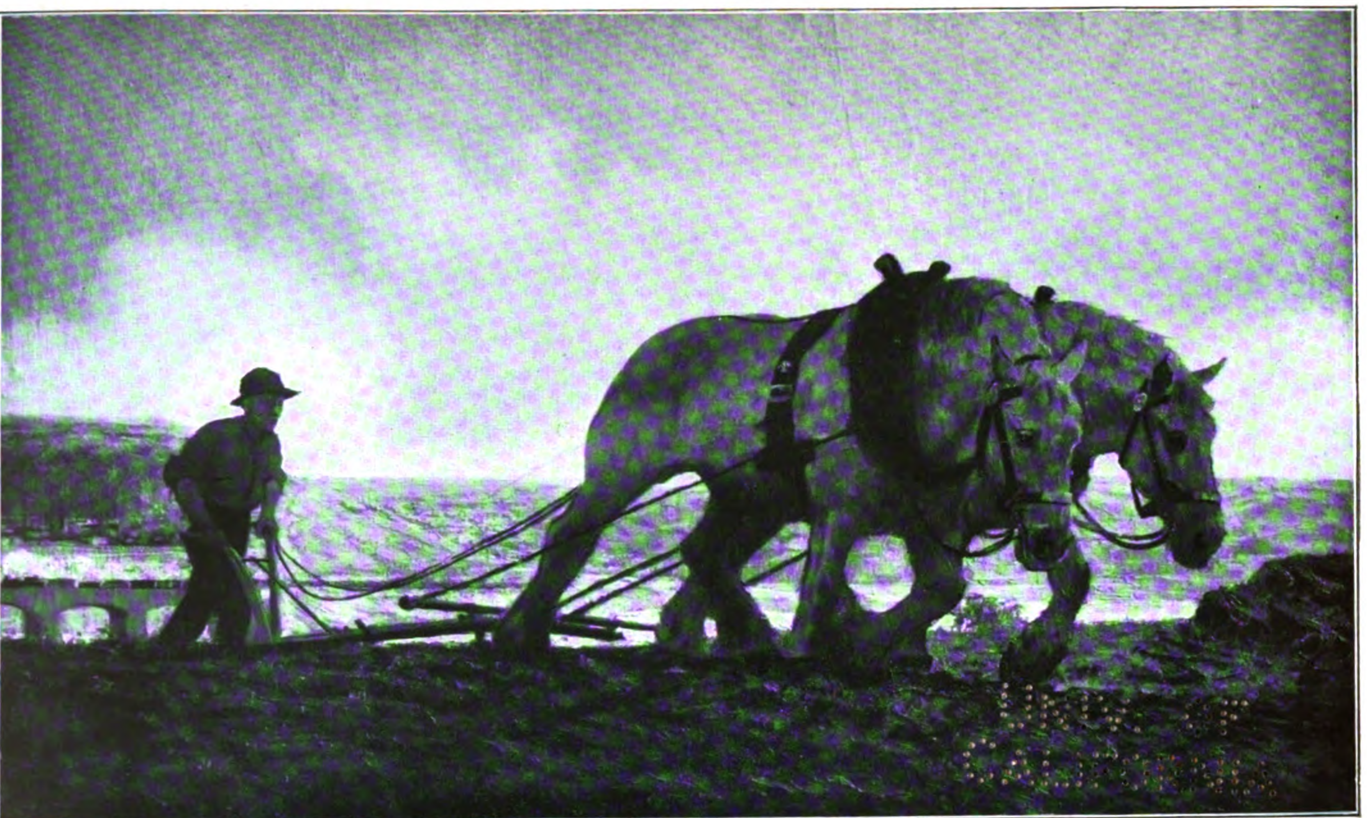
Und im kinderfrohen Lachen
Windet euch den bunten Kranz,
Frühlingslust soll euch entfachen
Losen, leichten Reigentanz!

Denn im Morgen kommt das Sorgen,
Denn im Morgen kommt die Not,
Und die dunklen Stunden borgen
Von dem Herzblut Lot um Lot.

Schon gemessen sind die Stunden,
Schon gegraben ist das Grab,
Lösen müssen sich die Runden,
Und die Blätter welken ab.

Nehmt der Rosen frohste Farben,
Schlingt euch Blüten in das Haar,
Faßt des Tages Lust zu Garben ...
Ewig ist, was noch nicht war!

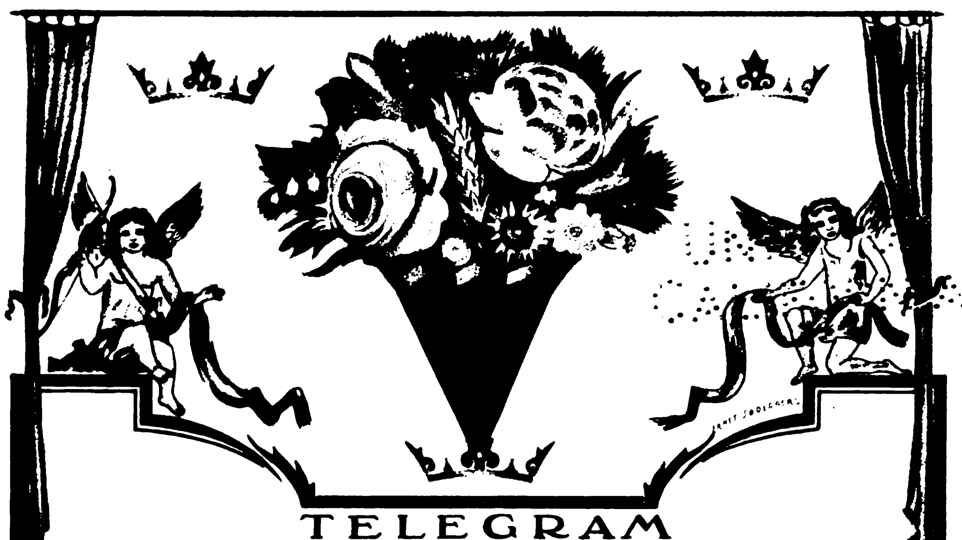
Gert von Klaß



Josef Sünnen: Ackernde Pferde

Aus der Großen Kunstausstellung Düsseldorf 1926

UNIV. OF
CALIFORNIA



Luxustelegramme

Eine Anregung aus Schweden

Von Lili du Bois-Reymond

Das schöne Verhältnis persönlicher Zuneigung, das wir, seit den Zeiten des Generalpostmeisters Stephan, zu unsrer „unfehlbaren" Post hatten, wurde im Kriege, wie so manches andre, getrübt. Erst wollte man es ja nicht glauben, daß unsre Post nicht mehr unfehlbar sei, nicht mehr unbedingt zuverlässig; dann empfanden wir diese leider unleugbare Tatsache wie ein Familienunglück. Und es ist eine der wenigen Freuden, die die letzten Jahre uns gebracht haben, daß unsre Post sich jetzt wieder zu ihrer früheren Höhe zu erheben beginnt. Die hübschen grünen Jubiläumsmarken mit Generalpostmeister Stephans Bild scheinen ein Symbol dafür werden zu wollen.

Nun kann man ja vielleicht wieder das persönlich zutrauliche Verhältnis dadurch bekunden, daß man der Post einen Wunschzettel vorlegt. Das ist jedenfalls der Zweck, den ich mit dieser Anregung verfolge.

Für alle Menschen mit sozialem Gewissen, die es für ihre allerpersönlichste Aufgabe ansehen, der leidenden Menschheit zu helfen, Seuchen zu bekämpfen, Not aller Art zu lindern, wird es immer ein schwieriges Problem bleiben, wie man es anfängt, um von der Minderheit der Nichtnotleidenden Geld für die Leiden der Mehrheit, der Kranken und Armen, zu bekommen.

Seit unser soziales Gewissen empfindlicher geworden ist, will uns die frühere Art, zugunsten der Armen und Kranken Bälle und Basare zu veranstalten, nicht mehr recht gefallen, und wir verlangen nach angemesseneren, würdigeren Mitteln zu dem guten Zweck. Da ist nun in



dem uns so freundlichen und nahen Schweden vor einiger Zeit ein Kaufmann, Gustav Hugberg, auf eine so allerliebste „Luxussteuer" zum Besten der „Nationalvereinigung zur Bekämpfung der Tuberkulose" verfallen, daß wir gut täten, wenn wir ihm durch Nachahmung seines hübschen Gedankens die — nach Lessing — feinste Form der Bewunderung zollten.

Es handelt sich um die sogenannten „Luxustelegramme", die nun in Schweden in den vierzehn Jahren ihres Bestehens dem Liebeswerk, dessen Bestem sie dienen, über vier Millionen Kronen eingebracht haben. Und zwar haben sie das erreicht, ohne daß irgend jemand sich von dieser „Luxussteuer" irgendwie beschwert fühlt — im Gegenteil, diese Einrichtung erfreut sich im ganzen Lande der größten Beliebtheit.

Es handelt sich um folgendes: Die schwedische Post hat zurzeit acht Luxustelegramm-Formulare ausgegeben, deren Entwürfe von bekannten Künstlern gemacht sind und auf dem Wege eines Preisausschreibens erworben wurden. Sie sind mit den Zahlen von 1—8 bezeichnet, und jeder, der ein Luxustelegramm aufgeben will, zahlt einen Aufschlag von 50 Öre (zum Besten der Tuberkulosebekämpfung) und gibt an, welches Formular er wählt, dann wird sein Telegramm in der gewünschten hübschen Umrahmung dem Empfänger ausgehändigt.

In der schwedischen Wochenschrift „Hus och Hem" wurde kürzlich das vierzehnjährige Bestehen der Luxustelegramme gefeiert und u. a. geschrieben: „Wenn die freundliche Telegraphistin die übliche Frage stellt: Darf es ein Luxusformular sein? so ist es fast sicher, daß in 99 von 100 Fällen die Antwort Ja! sein wird, selbst wenn der Befragte vorher gedacht haben sollte, daß in diesem Fall eins der einfachen alten Formulare genüge. Denn teils hat man wohl das Gefühl, daß es unfreundlich wäre, nein zu sagen, und teils hat das Wort Luxus eine besondere Anziehungskraft für uns Schweden, selbst wenn es sich nur um 50 Öre für ein Telegrammformular handelt." —

Meiner Ansicht nach sprechen dabei aber auch noch andre Überlegungen mit: Wir haben uns ja alle schon

Arkanswärd



in der Lage befunden, zu einem Fest im weiteren Kreise der Verwandtschaft oder Freundschaft nur mit einem Glückwunsch-Telegramm unsre Teilnahme bezeigen zu können. Da es nun nicht jedem gegeben ist, „ungezählte Glückwünsche in gezählten Worten“ geistreich oder anmutig auszudrücken, so fallen solche Telegramme nicht selten recht, recht langweilig aus, und mit resigniertem Gesichtsausdruck unterbricht wohl die Festgesellschaft die Tafelfreuden, wenn der damit Beauftragte um Erlaubnis bittet, die eingelaufenen Telegramme zu verlesen. Wenn dann auch pflichtschuldiges Beifallsgemurmel die innigen — herzlichen — jubelnden Glückwünsche von Onkel Hans und Tante Martha begleitet, so pflegt doch dieser Teil des Festprogramms keine große Begeisterung hervorzurufen.

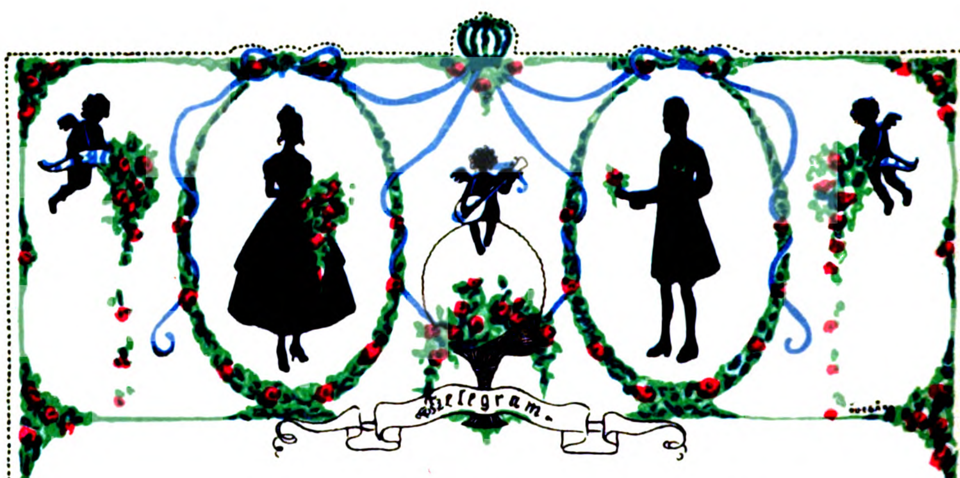
Einmal allerdings habe ich es erlebt, daß eine ziemlich trostlose Hochzeitsfeier durch ein Telegramm unvermutet eine höhere Weihe erhielt.

Diese Hochzeit fand während der letzten Kriegsmonate in einem Kreise statt, bei dem die Unkirchlichkeit eine so stolze, neue Errungenschaft war, daß man sie bei dieser Gelegenheit besonders betonen wollte. So war nicht nur auf jede kirchliche Feier verzichtet worden, sondern es wurde auch bei den Tischreden jedes Wort vermieden, das auf einen tieferen oder höheren Sinn dieser schönsten menschlichen Feier hätte hinweisen können. Allmählich wirkte das — obwohl der Wein vortrefflich war — ernüchternd und lähmend, und man griff hier nicht ungern zu den Telegrammen, um eine leere Pause auszufüllen.

Das erste gleich — entsendet von einer hoffnungslos altmodischen, aber dennoch sehr geschätzten Tante — lautete:

„Hermann und Dorothea. Urania. Von: Desto fester sei — bis: Kraft.“

Überrascht und neugierig suchte und fand man im Bücherschrank den Goetheband, die angegebene Stelle wurde aufgeschlagen, und der Bruder der Braut, ein junger Feldgrauer, der seine Verwundung im Elternhause ausheilte, las, zuerst mit etwas übertreibendem pathetischem Ton, der aber allmählich einfacher wurde und zum Schluß, unter einer von der ganzen Tafelrunde geteilten Bewegung, in leichtes empfindungsvolles Zittern geriet:



– Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschütt'rung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. –

Ja, das war schön, und alle priesen das Telegramm der altmodischen Tante. Aber, wie gesagt, meistens wirken Festtelegramme doch eintönig und dürftig, und es wäre daher dankbar zu begrüßen, wenn sich unsre Post entschließen könnte, die wunderhübsche Einrichtung der Luxustelegramme auch bei uns einzuführen.

Zuerst würde durch ein Preisausschreiben unsern jungen Künstlern sehr willkommene Gelegenheit geboten, ihr Können und ihren Geschmack zu zeigen und so anmutige Entwürfe zu liefern wie die, deren Wiedergabe hier erfolgt. Dann würden unsre bisher so nüchternen Festtelegramme in diesen bunten, lustigen Umrahmungen auf der Festtafel fast so erfreulich wirken wie Blumensträuße, und endlich – aber das hätte eigentlich zuerst und nicht zuletzt gesagt werden sollen – würden erhebliche Summen für einen guten Zweck erzielt werden. An Verwendungsmöglichkeiten für solche Summen fehlt es leider in unserm lieben Vaterlande heute nicht.

Wie wäre es, liebe deutsche Reichspost, läßt sich dieser Wunsch mit ein bißchen frohem Wagemut nicht erfüllen?

Der letzte Schlag

Von Friedrich Werner v. Oestéren

Von Wegen durchschnitten, umgaben gepflegte, mit Blumenbeeten gezierte und straßenwärts von hohen Bäumen umgrenzte Rasenflächen den schönen Denkmalsbrunnen, der sich inmitten des großen Platzes erhob. Und unter den Bäumen standen auf allen vier Seiten in geringen Abständen Bänke, deren Fronten den gegenüberliegenden Häusern zugewandt waren.

An diesem Frühlingstage ließ sich schon in früher Morgenstunde auf einer dieser Bänke ein junges Weib nieder. Mit müden Schritten war sie den Gehsteig herangekommen, schwergliedrig auf den Holzsitz gesunken. Trotz dem bereits wärmestrahlenden Morgensonnenschein und der Pelzjacke, die ihre schlanke Gestalt vom Hals bis zu den Knien bedeckte, ging ein um das andre Mal ein Schauer durch ihren Leib, als fröre sie. Der dünne Schleier über dem hübschen Gesichtchen verbarg nur wenig dessen Blässe und die Verstörtheit der Züge. Der brennende Blick ihrer großen dunklen Augen glitt keinen Herzschlag lang über eins der vielen Kraftfahrzeuge oder einen Straßenbahnwagen auf dem Fahrdamm dahin, traf keinen der auf dem Gehsteig vorüberschreitenden Menschen; er wich nicht von dem vornehmen Hause, dem sie gegenübersaß, und verließ die Fensterreihe des ersten Stockwerks höchstens, um sich kurz dem Tor zuzuwenden, wenn dieses sich Kommenden oder Gehenden öffnete.

Stunden um Stunden verrannen; mählich folgte dem Zwielicht das Dunkel des Abends, es wurde Nacht. Das junge Weib auf der Bank rührte und regte sich kaum, saß wie zeit- und raumvergessen. Nur als dort oben im ersten Stockwerk hinter den Fenstern Glühlichter aufflammten, war sie noch tiefer erblaßt und wild zusammengezuckt, hatte sich einen Augenblick erhoben, um dann mit einem leisen Achzlaute sich wieder auf den Sitz fallen zu lassen, die Augen noch größer und angstvoller spähend geöffnet.

Gegen elf Uhr nachts sprach ein Mann sie plötzlich an. »Meine Dame, ich habe Sie schon am Morgen hier sitzen gesehen,« sagte er, »dann wieder mittags, wie ich hier vorübergekommen bin. Jetzt sehe ich Sie noch hier. Möchten Sie mir nicht sagen, was Sie hier suchen? Ich mache Sie nämlich darauf aufmerksam, daß — —«

Mit einem leisen Schrei sprang sie empor, ehe er den Satz zu vollenden vermochte, starrte ihn verstört und bang an, bewegte tonlos die Lippen, wandte sich, um zu fliehen. Doch schon nach den ersten Schritten taumelte sie, drohte umzusinken — vielleicht vor Schwäche und Ermüdung, vielleicht vor Erregung. Der Herr trat auf sie zu und stützte sie. Aber als sie die Berührung der fremden Hand verspürte, riß sie sich zusammen und richtete sich auf.

»Danke,« stammelte sie, winkte einem vorüberfahrenden Kraftdroschkenführer und bestieg den leeren Wagen. Die Adresse, die sie mit leiser Stimme angab, vernahm der fremde Herr nicht.

Am nächsten Morgen bedeckte Graugewölk den Himmel; staubdünn sprühte Naß zur Erde. In einen Regenmantel gehüllt, unter dem wieder fröstelndes Erschauern durch die Glieder ging, bleich und verstört wie am vergangenen Tage, betrat das junge Weib den Platz. Doch sie lenkte die Schritte nicht sogleich der Bank zu, sondern dem Hause, in dessen Anblick sie schon so viele Stunden verbracht hatte. Vor dem Tor blieb sie zag, in erbittertem Ringen mit einem Entschluß, eine Weile stehen. War es denn wirklich so schrecklich, wenn sie in dieses Haus trat und, wenn auch nicht in der Wohnung des geliebten Mannes, so doch wenigstens beim Portier sich erkundigte, was mit ihm geschehen, ob er verreist, ob er erkrankt war? War das so schrecklich? Gewiß nicht; das konnte ihr doch niemand verwehren, und sonderlich auffallen konnte es a u c h nicht. Aber dann vergegenwärtigte sie sich den mißtrauischen, prüfenden Blick, der sie treffen und dem vielleicht eine Frage folgen würde, und ihre Scheu obsiegte. Schleichend querte sie den Fahrdamm, um sich wieder auf der Bank niederzulassen. Und da quollen heiß die Tränen empor, sie schlug die Hände vors Antlitz und schluchzte fassungslos, herzbrechend.

»Meine Dame, möchten Sie mir nicht sagen —?«

Bei den ersten Worten fuhr sie zusammen und blickte schreckvoll den Mann an, der vor ihr stand und zu ihr sprach. Sie erkannte den Herrn, der schon gestern an sie herangetreten war, und in demselben Augenblick blitzte ihr der Gedanke durchs Hirn, dieser Fremde wäre ein Polizeiagent, der sie beobachtete, Verdacht gefaßt hatte, sie vielleicht sogar verhaften wollte — ein Gedanke, der sie vor Angst zittern machte. Ein Blick voll Entsetzen und Grauen, und sie lief, ihrer Sinne kaum mächtig, über den Fahrdamm und blieb gegenüber vor dem Haustor stehen. Der Herr folgte ihr. Da stürmte sie durch das Tor, das sich gerade jemandem öffnete, in das Haus hinein.

Und dann — woher sie plötzlich den Mut nahm, um den sie seit Stunden, seit Tagen vergebens gerungen hatte, wußte sie nicht — eilte sie die Stiege empor, klingelte im ersten Stockwerk an einer Wohnungstür, stand zitternd und horchte mit klopfendem Herzen.

Schritte nahten. Die Frau vor der Tür hatte eine Regung, als müßte sie fliehen, ehe jemand sie gewahrte. Aber die Glieder waren schwer, sie vermochte die Füße nicht vom Fleck zu heben. Da biß sie die Zähne aufeinander und riß sich mit äußerster Willenskraft zusammen.

Ein Diener öffnete. »Sie wünschen, bitte?«

»Herrn Landry,« würgte sie mit leiser Stimme hervor und spähte voll tödlicher Angst in die Augen des Mannes. Was würde sie nun hören?

»Bedaure. Der Herr ist nicht zu sprechen. Er ist doch — —« Der Diener ließ den Satz unvollendet und sah die Besucherin schärfer an, ehe er fortfuhr: »Die Dame wissen also nicht, was geschehen ist? Darf ich vielleicht um Ihren Namen bitten? Soll ich Sie der gnädigen Frau melden?«

Das hübsche Gesichtchen des jungen Weibes hatte sich kreidig fahl entfärbt, wie Wellenschläge ging das Erschauern durch ihren Leib, im Blick der großen dunklen Augen glitzerte das Entsetzen. Verreist, ohne von ihr Abschied zu nehmen, war Paul also nicht! Im Stich gelassen hatte er sie nicht! Und — und er lebte! Gott sei Dank! Aber etwas war geschehen, irgend etwas Furchtbares! War er krank? Was fehlte ihm? Oder hatte sonst ein Unglück ihn getroffen? Welches? Es mußte etwas sein, was ihn gewaltsam von ihr fernhielt — seit drei Tagen! Was? Was war geschehen?

Der Diener wurde ungeduldig und schien die Tür wieder schließen zu wollen.

Sie erkannte es und raffte sich rasch zu dem, wie sie empfand, schwersten Entschluß ihres Lebens auf. »Ich lasse Frau Landry bitten, inständig bitten. Nur für wenige Minuten. Ich bin — Melden Sie Frau Pia Dern!« Silbe um Silbe, Laut um Laut rang sie sich die Worte von den Lippen.

Dann stand sie gliederstarr, wie festgewurzelt in einem Zimmer, den Blick nur auf die Tür geheftet, durch die wohl die Gattin des geliebten Mannes eintreten würde, blind für alles andre ringsum, fast taub vom Rauschen des Blutes, das der wilde Herzschlag schläfenwärts jagte. Abermals zuckte ihr einen Augenblick lang der Gedanke an Flucht durchs Hirn; abermals erschlug ihn die starre Schwere der Glieder.

Nun drückte eine Hand die Klinke der Tür nieder, an der die Blicke Pias gebannt hingen; nun — — Ein Riß ging schmerzhaft durch den ganzen Leib der jungen Frau und löste die Starrheit vom Haupt zur Sohle. Sie vermochte wieder zu denken und sich zu regen.

Dort, an der Tür, wenige Schritte von ihr entfernt, stand jetzt die Frau, *seine* Frau, und blickte die andre, die Jüngere, Schönere, mit strengen, vielleicht auch etwas höhnischen Mienen prüfend an, musterte ihre Gestalt, schien ihr bis ins Tiefste des Herzens schauen zu wollen. Nur ganz von ferne hatte Pia Dern hin und wieder sie gesehen, nie noch aus solcher Nähe. Das also war *sie*, die gewiß nur Haß und Verachtung für die Frau empfand, die ihrerseits haßlos neidete.

Frau Landry trat einen Schritt näher. »Ich will Ihnen gleich sagen, daß ich weiß, wer Sie sind,« begann Sie mit harter Stimme. »Gerade darum habe ich Sie empfangen. Mein Mann, der Ihr Geliebter war, weiß nicht, daß Sie hier sind, und soll es nicht erfahren. Was wollen Sie?«

Jedes Wort traf die andre wie ein Peitschenhieb ins Antlitz, wie ein Dolchstoß ins Herz. Sie ächzte leise auf, tastete nach einem Halt, faßte eine Stuhllehne und sank mit versagender Kraft in den Sitz. Der Atem kam schwer und stoßweise aus ihrer Brust und verlegte den Worten den Weg.

»Sie dürfen Platz behalten,« sagte Frau Landry und ließ sich selbst, der andern gegenüber, steif und gestreckt nieder.

Sekunden verstrichen und wurden zu Ewigkeiten, bis jäh ein schluchzender Laut aus Pias Munde die Stille zerriß. Aber dieses Aufschluchzen gab der vom Weh ihres Herzens seit Tagen Zermarterten unerklärliche Kraft und eine gewisse Ruhe zurück. Und nun drängten, drängten sich die Worte über ihre Lippen.

»Gnädige Frau, verzeihen Sie, daß ich gekommen bin! Verzeihen Sie! Ich wußte mir in meiner Verzweiflung nicht mehr Rat und Hilfe; ich habe so lange, drei lange Tage und zwei Nächte mit mir gekämpft. Hier anzurufen, habe ich nicht gewagt; es ist mir verboten worden —«

»Damit *ich* nicht höre, oder weil *ich* ja vielleicht ans Telephon gekommen wäre,« unterbrach die Ältere, ohne eine Miene zu verziehen.

Pia nickte. »Von seinen Freunden kenne ich keinen persönlich,« fuhr sie fort. »Was blieb mir in meiner namenlosen Angst übrig? Seit drei Tagen habe ich ihn nicht mehr gesehen. Er wollte doch zu mir kommen und — — Gnädige Frau, ich bitte Sie, ich flehe Sie an: sagen Sie mir nur das eine! Was ist geschehen? Wie geht es ihm?«

Paul Landrys Gattin blieb eine Weile stumm und beachtete nicht die flehend gefalteten Hände, die angstvoll glitzernden Augen der Jüngeren. Die Stirn gefurcht, die Brauen gesenkt, saß sie und blickte bodenwärts. Endlich hob sie den Kopf wieder. Eine große Ruhe lagerte nun auf ihren Zügen, eine kühle, klare Festigkeit klang aus ihrer Stimme.

»Ehe ich Ihre Frage beantworte, Frau Dern, will ich über uns beide sprechen,« sagte sie. »Das Bedürfnis, es zu tun, trage ich seit vier Jahren mit mir herum. Sie werden ja nichts Neues hören. Aber sprechen *muß* ich.«

Die andre senkte den Kopf und verharrte bleich und gebeugt, während Frau Landry fortfuhr: »Vor fünf Jahren sind Sie Witwe geworden. Kein Jahr später hat mein Mann Sie kennengelernt und — lieben. Sie haben mir das Herz meines Mannes völlig gestohlen. Wären nicht die Kinder da, wäre mein Mann nicht eine

Künstlernatur, fürs praktische Leben ungeeignet, verdiente er genug, wäre ich nicht die reiche Frau, wären Sie selbst nicht vermögenslos, fast arm, dann — dann, Frau Dern, wäre mein Mann nicht mehr mein, sondern Ihr Mann. Ich sage Ihnen das, damit Sie sehen, daß ich alles weiß. Er hat mir sogar vor zwei Jahren die Scheidung vorgeschlagen, damit er Sie trotz allem heiraten könne. Ich habe nicht eingewilligt. Wissen Sie das auch?«

Ohne das gesenkte Haupt zu heben, nickte Pia.

»Und jetzt ist es ein Glück für meinen Mann, daß er keine arme Frau hat und nicht auf Brotverdienst angewiesen ist, sondern daß er die Frau hat, die für ihn sorgen kann.«

Die Jüngere hob das Haupt. Ihr Herzschlag drohte zu stocken. Sie brachte keinen Ton über die Lippen. Die wilde Angst, die die Worte der andern in ihr bis zum Wahnsinn gesteigert hatte, offenbarte sich bloß in ihrem Blick.

Frau Landry nickte. »Ja, Frau Dern.«

Einem bangen Aufschrei folgte die Frage: »Um Gottes willen, was ist ihm geschehen?«

»Nicht so laut,« mahnte die Ältere streng. »Er soll nicht hören, nicht wissen, daß Sie hier sind. Verhalten Sie sich leise! Sonst — —« Sie brach ab.

»Was ist ihm? Ich flehe Sie an: sagen Sie es mir,« bat die Jüngere mit versagender Stimme.

»Ein Schlaganfall. Er kann kein Glied mehr rühren. Er ist vielleicht für immer an den Rollstuhl gefesselt und darauf angewiesen, daß man ihn wie ein Kind füttert.«

Ein tieftiefes Stöhnen durchhallte das Zimmer. Pia schlug die Hände vors Gesicht und trachtete, das bittere Schluchzen, das sie durchschüttelte, zu ersticken oder doch zu dämpfen.

Sekunden reihten sich zu Minuten.

»Jetzt gehört er mir, mir ganz allein,« sagte Frau Landry endlich hart und frohlockend und erhob sich.

Dank den Worten, vielleicht noch mehr dank dem Ton, in dem sie gesprochen waren, fand Pia plötzlich die Kraft, den schluchzenden Jammer ihres Herzens niederzukämpfen. Auch sie erhob sich.

»Gnädige Frau,« begann sie mit zitternder Stimme, durch die ein Ton voll Bitterkeit ging. Dann verstummte sie jäh. Im nächsten Augenblick lag sie der andern zu Füßen, umklammerte ihre Knie. »Gnädige Frau, seien Sie gütig, seien Sie barmherzig! Nur einmal, nur ein einziges Mal noch lassen Sie mich ihn sehen! Gott wird es Ihnen lohnen. Verlangen Sie dafür von mir, was Sie wollen! Erbarmen Sie sich! Ich will kein Wort mit ihm sprechen, wenn Sie es nicht wollen! Ich will ihn nicht berühren! Nur sehen will ich ihn, ein letztes Mal ihn sehen! Seien Sie barmherzig!«

Verzweiflungsvoll stammelte sie die Worte und umklammerte die Frau des geliebten Mannes, wie ein Hilfe und Rettung Erflehender das Standbild seiner Gottheit umklammert.

»Stehen Sie auf,« gebot die Ältere unbewegt und trat einen Schritt zurück.

Pias Arme sanken; ihre Stirn berührte den Boden. Und so verharrte sie auf den Knien.

»Warten Sie hier,« schlug es dann an ihr Ohr, und sie vernahm Schritte, die sich entfernten, das Öffnen und Schließen einer Tür. Langsam, unsäglich mühevoll erhob sie sich, taumelte aber und brach in einen Sitz zusammen. Wie lange sie so verweilte, wußte sie nicht; ihre Denkkraft war geschwunden; sie hatte nur das Gefühl, daß in ihr alles zerbrochen war.

Jenseits der Tür kam ein Ton näher. Sie fuhr auf und starrte mit weit geöffneten Augen und stockendem Atem dorthin. Jetzt vernahm sie Frau Landrys Stimme, jetzt betrat die Frau, der der geliebte Mann fortan allein gehörte, wieder das Zimmer und schritt auf sie zu.

»Sie sollen ihn ein letztes Mal sehen. Natürlich in meiner Gegenwart. Und nur, wenn Sie einige Schritte von ihm entfernt bleiben und ihm nichts sagen als ein Lebewohl. Sie sehen, ich bin barmherzig.«

Die Jüngere, die sich taumelnd erhoben hatte, haschte nach der Hand der andern, um sie an die Lippen zu führen. Aber die Hand entzog sich ihr mit heftiger Gebärde.

»Kommen Sie!«

Pia Dern folgte der Voranschreitenden. Durch ein Zimmer, durch ein zweites ging es. Dann blieb die Leidgebrochene im Rahmen einer Tür stehen, hielt sich mit einer Hand am Holz fest, um nicht umzusinken, griff sich mit der andern ans Herz. Dort, im Zimmer, wenige Schritte von ihr entfernt, saß im Rollstuhl Paul, der Mann, der seit bald vier Jahren ihr alles, der Inbegriff ihres Lebens war, saß dort gealtert, verfallen, gramentstellt. Und der Blick, der Blick, den er ihr zuwandte! Alles Leid, alle Verzweiflung seiner Liebe spiegelte der Blick.

Frau Landry trat zu ihrem Mann und blieb neben ihm stehen. »Paul, aus Mitleid mit dir und ihr, aus Barmherzigkeit habe ich dieser Frau erlaubt, dich ein letztes Mal zu sehen und dir Lebewohl zu sagen.«

Der gelähmte Mann versuchte die Lippen zu bewegen; nicht einmal ein Lallen wurde Ton. Nur die Augen sprachen, die Augen als einziges Zeichen des Lebens und Empfindens.

Bis an die Lippen entfärbt, die Züge von einem Weh ohne Namen und Grenzen verzerrt, stand Pia Dern, an das Holz der Tür gelehnt. Dann brach ein lauter Aufschrei aus ihrem Munde. »Paul,« stammelte sie. Und sie riß sich von ihrem Halt los und stürzte sich auf den Mann zu.

Aber Frau Landry vertrat ihr den Weg. Ein strenger Blick funkelte ihr entgegen und trieb sie zurück.

»Gehen Sie jetzt!«

Die Jüngere senkte das Haupt und ächzte. Und dann brach sie in die Knie. »Paul, ich liebe dich. Ich liebe dich,« stieß sie schluchzend hervor.

»Gehen Sie,« gebot die Ältere drohend und faßte die Kniende hart am Arm, um sie gewaltsam in die Höhe zu reißen. Doch jäh ließ sie von ihr und wandte sich ungestüm.

Ein seltsamer Ton war vom Rollstuhl her erklungen, wie ein heiseres Aufbrüllen. Und jetzt — jetzt schrien beide Frauen auf und verharrten wie erstarrt. Der Gelähmte erhob sich ruckweise, ruckweise, stand aufrecht, trat vom Rollstuhl auf den Teppich, machte einen Schritt, einen zweiten und — — —

»Paul!« Von zwei Lippenpaaren kam der Name in einem Aufschrei. Zwei Frauen streckten die Arme, mühten sich, einen wankenden Mann zu halten, und hatten nicht die Kraft, die starre, schwere Last des einem letzten Schlaganfall Erlegenen vor dem harten Sturz zu bewahren.



Die Bauernbraut

Von Hedwig Forstreuter

Säumen möcht' ich weiße Leinentücher,
Zierlich viele bunte Fäden ziehen,
Blumenmuster auf die weiten Ärmel
Der gestickten weichen Faltenhemden.
Möchte die gereihten Röcke schneiden
Und die Schürzen, starr von schwerer Seide,
Alle Truhen mir damit zu füllen.

Aber ob ich auch die Truhen fülle,
Ob die herzgemalten Schränke prangen,
Dicht behängt mit reichen Festtagskleidern,
Niemals werd' ich doch die Krone tragen
Rosmarinbesteckt auf meinem Haupte,
Niemals wird der blütenzarte Schleier
Bräutlich knistern mir um Stirn und Wangen.

Der mich liebt, ach, liebt noch mehr die Freiheit
Und vergißt, daß er sie mir genommen.
Hat ein Feuer in mir angezündet
Durch das Streicheln seiner starken Hände.
Kam und küßte spielend meine Lippen,
Hat das Herz erfüllt mit süßen Worten,
Weich wie erste warme Märzenwinde.

Aber nun begehrt er fortzureiten,
Hält schon abschiednehmend vor der Türe,
Weil die Liebe ihm zu enge Fessel.
Hört er Hufschlag nur, so lockt ihn Ferne,
Blaut ein Wald, so zieht es ihn von dannen,
Und er küßt mich, und ich spür' ihn beben,
Doch er geht und läßt mich meiner Trauer.

Ach, und wäre ich sein Weib gewesen,
Spielte mir ein Kindchen an den Knien,
Sähe zu mir auf mit seinen Augen,
Schmeichelte mit seinen lieben Händen,
Zöge einstmals jubelnd mich zur Türe,
Klug geworden früh durch meine Tränen:
»Ei, nun kam der liebste Vater wieder!«

Und er käme, müder wohl und älter,
Aber lächelnd noch, wie er gegangen,
Führte selbst das Pferd an unsre Krippe,
Schwenkte dann im Stall mit starken Armen
Steil den Sohn empor zu seiner Schulter,
Oder daß er auf den Pferden reite,
Atmend tief den Dunst der warmen Tiere.

Und dann säßen wir am offnen Feuer,
Selig schwatzend durch die langen Stunden,
Wüßten viele Dinge zu erzählen,
Sähen selbstvergessen unsrer Augen
Tiefen Glanz und spürten nichts von Kummer;
Denn ich wüßte immer, wenn er ginge:
Einmal kommt er doch die Straße wieder! ...

Doch nun lebt kein Kind, und ich bin einsam,
Flechte abends meine Zöpfe traurig,
Die er oft sich um den Hals gewunden,
Sehe: matt sind die verweinten Augen,
Blasser werden meine roten Lippen.
Niemand als der Tod wird nun sie küssen,
Da mein Liebster in die Ferne wollte ...

Nur fürs Totenbett säum' ich die Linnen.



Fritz von Uhde: Im Schulgarten — Aus der Galerie Karl Haberstock in Berlin

Von Kunst und Künstlern

Adolph von Menzel: Die Störung — Heinrich von Zügel: Aus meiner Heimat — Hermann Urban: Nach dem Regen — Leopold Schmutzler: Frühling — Wolfgang Wagner: Tanzendes Bauernpaar — Josef Sünnen: Ackernde Pferde — Elisabeth Kronseder: Mädchenkopf — Rudolf Marcuse: Fußballspieler — »Morgenbesuch«, Farbenaufnahme von Rudolf Zimmer — Fritz von Uhde: Im Schulgarten — Richard Kaiser: Am Prorer Wieck

Zu Menzels Bild »Die Störung«

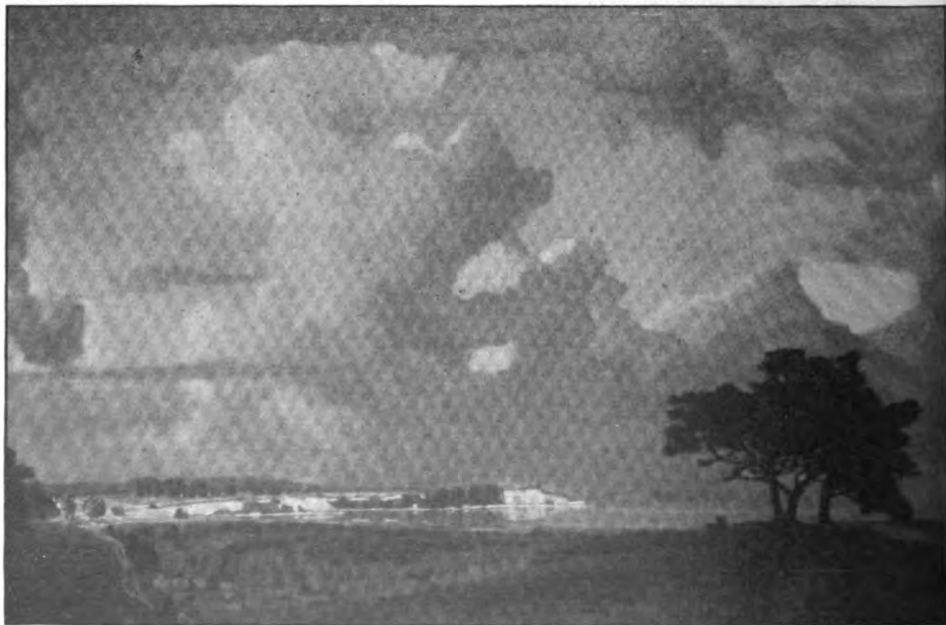
Im neunzehnten Jahrhundert ist ein Riß gemacht worden zwischen der »Kunst« auf der einen Seite und dem, was »gefällt«, auf der andern. Die früheren Jahrhunderte hatten von solchem Riß nichts gewußt. Die »Kunst« und das »Gefallende« waren in früheren Jahrhunderten das nämliche gewesen. Man braucht nur einen Augenblick an das achtzehnte Jahrhundert zu denken, um dies zu wissen. Damals war die Kunst nichts andres als eine wunderbare gesellschaftliche Annehmlichkeit, die den Reiz des vornehmen Daseins erhöhte. Man kann aber auch an die kirchliche Kunst älterer Zeiten denken. Es ist kaum vorzustellen, daß die bezaubernde Süßigkeit der heiligen Teresa des Bernini in Santa Maria della Vittoria zu Rom jemals einem empfindenden Menschenkinde nicht gefallen hätte. Es mußte kein Künstler, es durfte ein Laie sein. Oder kann man sich etwa denken, daß die Bilder der altkölnischen oder der alten flandrischen Maler einem Gläubigen nicht gefallen hätten? Dennoch: die heilige Teresa des Bernini, die Malerei der alten Kölner oder Flamen hatte keine Minute aufgehört, ganze Kunst, dichte, echte Kunst zu sein. Erst dem neunzehnten Jahrhundert sollte es verhängt sein, zwischen dem, was gefällt, und dem, was durchaus Kunst ist, einen Unterschied zu machen. Das Gefallende dem Publikum — die Kunst aber den Künstlern selbst und den mehr oder minder berufsmäßigen Kennern! Eine traurige, eine furchtbare Parole, die leider etliche geschichtliche Wahrheit enthält; die leider in nicht geringem Umfang historische Tatsache ist.

Menzel ist einer der letzten, die das Gesellschaftlich-Gefällige und das Künstlerisch-Vollgültige noch verbinden konnten. In dem köstlichen Bilde, das hier wiedergegeben wird, gibt es noch nichts von den Wirkungen jener tragischen Parole, die zwischen Publikumskunst und Künstlerkunst unterscheidet. Vielmehr: das Kunst-Schöne und das Gesellschaftlich-Angenehme wohnen hier noch beisammen. Menzel behauptet noch die Überlieferung des achtzehnten Jahr-

Gerne zeigen wir neben den freien Schöpfungen der Maler, Zeichner und Bildhauer auch mal ein Werk der Lichtbildkunst, zumal wenn es technisch so gut gelungen ist wie die Aufnahme »Morgenbesuch« von Rudolf Zimmer. Dieser Liebhaberphotograph hat wohl ein Recht, sich als Augenkünstler zu bezeichnen. Nicht nur deshalb, weil er bei seinen Aufnahmen nie von einer vorgefaßten Idee ausgeht, sondern weil er so lange fortfährt zu ändern, umzustellen und abzutönen, bis ihn auf der Mattscheibe der Spiegelreflexkamera das »Bild« vollkommen befriedigt, bis sich sozusagen sein Auge künstlerisch daran entzündet. Dann genügt oft eine Momentaufnahme von nicht mehr als einer achtzigstel Sekunde, um das Bild zu packen.

Am Kopf dieser Abteilung steht die Wiedergabe eines wenig bekannten Gemäldes von Fritz von Uhde. Dieser »Schulgarten« ist 1888 gemalt worden, also zu einer Zeit, wo Uhde, damals ein Vierzigjähriger, die bekanntesten und schönsten seiner großen religiösen Gemälde schon vollendet und die ersten Anfeindungen, die ihm daraus erwuchsen, schon überstanden hatte. Begreiflich, daß er nach diesen hochgespannten Leistungen das Verlangen fühlte, sich an leichteren Stoffen der Wirklichkeit etwas auszuruhen. So entsteht das lichte, herzhafte Bild »Zur Arbeit«, das zwei in der Morgenfrühe munter ausschreitende, mit Weidenkörben ausgerüstete Frauen darstellt, der Alte Biergarten in Dachau, eine seiner freiesten und lebendigsten Lichtmalereien, und dieser Schulgarten, eigentlich nur ein Ausschnitt daraus, denn im Gegensatz zu dem Dachauer Biergarten, zwischen dessen Bäumen und Bänken, Sonnenflecken und Schattentiefen die paar gerade nur angedeuteten Gäste fast verschwinden, wird hier die Bildfläche von der dreigeteilten Kindergruppe beherrscht. Es sind echt Uhdische Kinder, die da auf ihre Lektion warten: durchweg Mädchen, wie es einem Töchtervater geziemte, ganz und gar nicht geleckt, eher »naturhaft«, was sich namentlich in der Behandlung der in den Vordergrund gerückten sechs Beine zeigt. Diese von den Schulsorgen schon ein wenig befangen gemachte, aber im Grunde noch ungestörte kindliche Naivität, mannigfach abgewandelt, hier härter, dort anmutiger aufgefaßt, stempelt das Bild zu einer der reizendsten Darstellungen des Schul- und Schularbeitenthemas, die uns Uhde geschenkt hat. Das Original war lange in Berliner Privatbesitz, bis es die Galerie von Karl Haberstock in Berlin erwarb, wo es an andern Bildern deutscher Meister die beste Gesellschaft findet.

Ein neues Landschaftsbild von dem Münchner Richard Kaiser mache den Beschluß. Es ist eine Rügenlandschaft, und sie bestätigt uns, wie gut sich dieser süddeutsche Künstler, ein Meister wuchtiger und großzügiger Gebirgsbilder, auch in die atmosphärischen Schönheiten der ganz anders gestimmten norddeutschen Flachlandschaft, insbesondere der Ostseeküste und der Ostseeinseln, hineingesehen hat. F. D.



Richard Kaiser: Am Prorer Wieck auf Rügen — Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926


UNIV. OF
CALIFORNIA

Elisabeth Kronseder: Mädchenkopf

Offsetdruck von Georg Westermann

Literarische Rundschau

Es war vorauszusehen, daß in einer Zeit, die so viele Lorbeeren für verwegene Abenteurer, Glücksritter und Gewaltmenschen hat, auch dem Freiherrn Friedrich von der Trenck von neuem das Los des Romanhelden erblühen werde. Man konnte auf Kasimir Edschmid, Keller- oder Wassermann als Verfasser raten, fand aber auch keinen Grund, erstaunt zu sein, als sich auf dem Titelblatt des erwarteten Romanbuches neben dem Namen Trenck der Bruno Franks fand (Berlin, Ernst Rowohlt). Hatte doch dieser Schriftsteller, nachdem er in früheren Gedichten und Dramen fast romantisch-elegische Wege gegangen war, schon in seinem Roman »Die Fürstin« ausgesprochene Neigung und Begabung für eine möglichst katastrophenreiche Handlung bewiesen und außerdem in der Novellensammlung »Tage des Königs« einen brennenden psychologischen Eifer für die Ergründung der um Friedrich den Großen schwebenden Geheimnisse an den Tag gelegt. So ist er für den Trenck-Stoff doppelt vorbereitet. Denn hier kreuzt sich beides: das Leben und Schicksal eines wild hin und her geworfenen, im Fluge zu Glück und Glanz gestiegenen und noch jäher in Schmach und Kerkernacht geworfenen Abenteurers und die vom eignen königlichen Willen geprägte Charakterlinie eines erhabenen Herrscherdaseins, die durch diese Begegnung scheinbar einen rätselhaften Bruch erfährt.

Doch was Bruno Frank geben will, soll kein Abenteurerroman schlechthin sein, sondern der »Roman eines Günstlings«. Das ist eine Bezeichnung, die ihr Antlitz nach zwei Seiten kehrt; dazu gehört einer, der die Gunst empfängt, und einer, der sie erteilt. Wie beide sich dabei bewähren werden, welches Schicksal ihnen daraus erwächst, das eben wird den Roman, den Doppelroman ausmachen müssen. Friedrich der Große, schon vom Siegesglanz des Ersten Schlesischen Krieges umstrahlt, erhebt den blutjungen, von flammendem Ehrgeiz und ungemessener Ruhmsucht erfüllten Kadetten vom Regiment Garbedukorps, Friedrich Freiherrn von der Trenck, über jede Rangordnung hinweg zu einer auserlesenen Vertrauensstellung, die fast nach einem Freundschaftsbund aussieht. Über Nacht aber, mitten im neuen Kriege, nachdem sein Adjutant eben noch besonders kühne Heldentaten vollbracht hat und als Zwanzigjähriger von seinem angebeteten König mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet worden ist, schickt er ihn auf Festung und läßt seine Ungnade durch keine Fürsprache erweichen. Ja, er schreitet, als es Trenck gelungen ist, aus der Festung Glatz zu entfliehen und im österreichischen Heere Dienste zu nehmen, bis an die Schwelle offenen Rechtsbruches vor, indem er den aus Rußland heimkehrenden Offizier in der Freien Stadt Danzig festnehmen und zu viel schärferem Verwahrsam in die Kasematten der Festung Magdeburg bringen läßt.

Was ist der Grund, wo ist die Ursache solches Umschwungs? Es heißt, Trenck habe mit dem Feinde konspiriert, insbesondere mit seinem Vetter, dem unter den österreichischen Fahnen kämpfenden, wegen seiner Wildheit und Grausamkeit ebenso verrufenen wie gefürchteten Pandurenobersten Franz von der Trenck, der ihn zum Erben seines riesigen Vermögens eingesetzt hat. So heißt es, und so läßt der König verbreiten. Trenck selbst — er hat später in drei Bänden seine Memoiren geschrieben, in denen er, gelinde gesagt, sein Licht nicht unter den Scheffel stellt — und mit ihm sein Romandichter wissen es besser: des Königs Ungnade und Zorn brachen aus, als er Gewißheit über das ernste Liebesverhältnis empfing, das Trenck mit der Prinzessin Amalie, des Königs jüngster, unvermählter Schwester, unterhielt, der Herd dieses glühenden Hasses aber lag noch tiefer, lag in Friedrichs körperlicher und seelischer Konstitution begründet. Weil er selbst nicht nach Mannesart lieben konnte und sich, früh verbittert, glaubte für ein Stiefkind des Glücks halten zu müssen, erregte Trenck, der von den Göttinnen Venus und Fortuna gleich sehr Begnadete, seinen Neid und damit die »mönchische Rankune« des bösartig Einsamen, dessen Polarstern sonst die Gerechtigkeit war. Mit dieser Deutung gewinnt der Roman zweierlei: eine pikante und sensationelle Liebesgeschichte aus dem preußischen Hofkreise, wo sonst eine so kühle, unsinnliche Atmosphäre herrscht, und eine Beleuchtung des Friderizianischen Charakters, die eine kaum weniger prickelnde Würze verspricht.

Das alles mitsamt den ausgiebigen Schilderungen des seltsamen preußischen Hofzeremoniells, der gequälten preußischen Hoffeste, des Verkehrs zwischen Friedrich und Voltaire, einzelnen Schlachtenbildern und Regierungshandlungen, Dingen, an denen Frank seine nicht unbeträchtliche Darstellungsgabe erprobt, sei der Freiheit des Romanschriftstellers gern zugestanden. Was man nun aber, bei solcher Freiheit der Parteinahme, doppelt und dreifach von diesem Roman erwarten müßte, wäre eine Charakteristik und Beseelung der drei Hauptpersonen, Trencks, Amaliens und Friedrichs, die uns zugunsten der Auffassung Franks unwiderstehlich in Bann schlüge und zur unbedingten Gefolgschaft zwänge. Gerade das aber ist nicht gelungen. Weder der König noch seine Schwester noch sein unglückseliger Günstling gewinnen unter Franks Händen das Gesicht, mit dem er

sie maskieren möchte. Friedrich wächst — ein fast tragischer Fall in der Romanliteratur — dank der seinem Bilde zuteil gewordenen Liebe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit weit über die Möglichkeit des ihm angehefteten Makels hinaus, Trencks Charakter bleibt genau so voller unsauberer Widersprüche, Risse und Sprünge, wie dessen Selbstbiographie sie für den Unbefangenen aufweist, und die Erscheinung der Prinzessin Amalie, ohne Duft und Lebenssaft selbst in der Zeit ihrer ersten Liebe zu Trenck, welkt dahin, bevor sie eigentlich geblüht hat. Bei dem Großen König ist nun freilich selbst durch ein solches Verfahren unsre Teilnahme nicht zu ertöten, wie denn auch Frank klug und geschickt genug ist, überall da, wo wir erlahmen könnten, aus den tausend Quellen, die hier fließen, Wasser auf die Mühle seiner Erzählungskunst zu leiten. Bei Trenck und Amalie dagegen, mit denen wir doch, wie mit jedem Liebespaar eines echten Romanbuches, beim Aufflammen ihrer Liebe himmelhoch jauchzen, beim Erlöschen ihres Sterns zum Tode betrübt sein müßten, bleiben wir kalt, und selbst ihrer beider letzte Begegnung nach des Königs Tode, als die Reize der Prinzessin zu einem grauen Aschenhaufen verbrannt sind, hat mehr peinlich Verstimmendes als Ergreifendes, so wenig mit Rostandscher Rührung à la Cyrano gespart ist.

Auch sonst gibt es klaffende Lücken in dieser Liebe und diesem Leben, die zu füllen die Phantasie oder die Anteilnahme des Dichters nicht ausreicht, und Stellen, die, allzusehr von Trencks Palette gefärbt, ans Kolportagehafte streifen. Zur Veredlung der historischen Tatsachen ist jedenfalls nicht viel getan: was Trenck und Amalie miteinander verbindet, bleibt ein »Verhältnis«, und manchmal hat man das Gefühl, als spiele die Überlieferung, die respektiert werden muß, den heroisierenden Absichten des Verfassers einen ärgerlichen Streich. So fehlt dem Buche die einheitliche zwingende und mitreißende Lebens- und Schicksalsstimmung, aber freilich: die Fülle des Geschehens, die Katastrophenträchtigkeit dieser Episode und der Strom der allgemeinen Zeit- und Weltereignisse, der sich in sie ergießt, sind stark und erregend genug, um auch einem weniger lebhaften und geschickten Erzähler als Frank Instrumente zu liefern, auf denen sich con brio ein höchst bewegtes Musikstück spielen läßt.

Ist es Zufall oder sinnvoller Zusammenhang, daß fast gleichzeitig mit Franks Roman aus der Feder des Archivrats Prof. Dr. Berthold Volz eine historisch-kritische Untersuchung »Friedrich der Große und Trenck« erschien, die alle irgendwie wichtigen Beiträge zu Trencks »Merkwürdiger Lebensgeschichte« zusammenstellt? (Mit 8 Tafeln und zahlreichen Textbildern; Berlin SW 68, A. W. Hayns Erben.) Hier wird nun wohl den autobiographischen Aufschneidereien und Phantasiegebilden Trencks endgültig der Lebensfaden abgeschnitten und auch die Zuverlässigkeit seiner historischen Berichterstattung zu einem Sieb durchlöchert. Insbesondere erscheint sein Verhältnis zum König (in dem auch Bismarck noch eine »Mißhandlung Trencks« erblicken zu müssen glaubte) in grundverändertem Licht, und selbst sein Liebesroman mit der Prinzessin Amalie versinkt ins Reich eitler Fabeleien, worin Trenck freilich Meister war. Gewiß sollen Romane niemals an historischen Urkunden gemessen werden, in diesem Falle aber erklärt der klaffende Widerspruch zwischen Dichtung und Wahrheit einigermaßen die Unzulänglichkeit des künstlerischen Phantasiewerkes.

Auch sonst blüht zurzeit wieder die Friedrich-Literatur. Reinh. Conrad Muschler hat aus dem großen Denkwürdigkeiten-Werk von Eyssenhardt und Winter eine »Entwicklungsgeschichte des Menschen« herauszuarbeiten versucht (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow), Volz in zwei Bänden den Briefwechsel Friedrichs und Wilhelminens von Bayreuth in der Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski herausgegeben und erläutert (Berlin, K. F. Koehler), Alexander von Gleichen-Rußwurm eine geist- und liebevolle Lebensgeschichte der Markgräfin von Bayreuth geschrieben (mit 18 Bildnissen; Stuttgart, Julius Hoffmann). In Georg Kummers Verlag (Leipzig) sind die äußerst gehaltvollen Gespräche Friedrichs des Großen mit Catt in der Übertragung von Willy Schüßler neu erschienen, ein Buch, das uns den leibgeprüften Mann, aber auch den unzerstörbaren faustischen Menschen in den Jahren seiner heftigsten Schicksalskrisen sehen läßt. Neben Friedrichs eignen Werken ist dies der treueste Spiegel seines Wesens. Hier findet man nach dem Urteil der Geschichtsforschung »keinen einzigen Zug, den man verdächtig nennen möchte«. Und abermals der unermüdliche Volz hat uns das Sans Souci Friedrichs des Großen geschildert, wie es nach den Wünschen und Entwürfen des Königs geplant und erbaut wurde, und wie es, nachdem in den letzten Jahren der innere Zustand des Schlosses wiederhergestellt worden, heute noch aussieht (Berlin, K. F. Koehler). Die Abbildungen und Tafeln, im ganzen gegen hundert, gehen mit der Darstellung eng Hand in Hand, so daß der Leser aus diesem Buche ein anschauliches Bild des Potsdamer »Sorgenfrei« bis in die feinsten Einzelheiten gewinnt.

Endlich hat uns Volz noch ein Werk geschenkt, das ihm die große Gemeinde der Fried-

rich-Verehrer wohl am meisten danken wird: den Band »Friedrich der Große im Bilde seiner Zeit« (ebenda). Auf 40 Tafeln großen Formats zieht hier die äußere Erscheinung Friedrichs, die zugleich sein Werden, Erleben und Schicksal zum Ausdruck bringt, vom spielerischen Jugendbildnis mit seiner Schwester Wilhelmine bis zur ernsten, schweigengebietenden Totenmaske an uns vorüber. Wer Bildnisse zu lesen versteht, hat hier die knappste, anschaulichste und überzeugendste innere Biographie des Großen Königs. Denn die von einem unsrer besten Friedrich-Kenner getroffene Auswahl hält sich an das Ausdrucksvolle, das Kennzeichnende und das Entwicklungshafte. Zwar hat der König nie einem auch nur einigermaßen bedeutenden Maler »gesessen«, aber doch kennt man Merkmale genug, durch die sich echte, d. h. ehrliche und gewissenhafte Darstellungen von unechten, d. h. gekünstelten, oberflächlichen oder eigenwilligen unterscheiden. Zudem gibt Volz in einleitenden Betrachtungen erhellende Auskunft über alles, was wir von der Geschichte der einzelnen Bildnisse wissen, insbesondere von ihrer Entstehung und von der Beurteilung, die sie und ihre Schöpfer bei Friedrich und den Zeitgenossen gefunden haben. Gerade dadurch fällt ein Licht auf sie, das uns ihren biographischen Wert abschätzen lehrt. Ein Rest wird hier freilich immer bleiben, den weder Bild noch Wort auszudrücken vermag. Er lag in dem ungemein lebendigen, immer sprechenden Auge (»Frau von Wreech sagte, wenn sie taub wäre, würde sie an meinen Augen sehen, wovon ich spreche«); er lag in der »unaussprechlichen Anmut« der Lippen, vor der selbst der Fürst von Ligne in Bewunderung versank; er lag in der Königsgebärde, die der Physiognomiker Lavater unter allen Menschengesichtern, die er gesehen, allein in diesem entdeckte: das Genie ist eben unfaßbar. Aber wir sind auch schon für die Ahnung dankbar, die uns diese Bildergalerie davon vermittelt.

Wie gefährlich es manchmal sein kann, in Romanform nahe historische Wirklichkeit und freie Dichtung zu mischen, hat Alfred Neumann mit seiner Erzählung »König Haber« (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.) erfahren müssen. Dieser Erzählung, die in lebhaften Farben und unter wirkungsvollen Spannungsmomenten das intime Verhältnis eines jüdischen Finanzmagnaten zu einer süddeutschen Fürstin und die sich daraus ergebenden dynastischen und politischen Folgen schildert, liegt ein historisches Motiv zugrunde, das sich den Lesern, zumal denen der Frankfurter Zeitung, wo die Erzählung zuerst erschien, nicht verbergen konnte. Darauf entrüstete Proteste und schlimme Verdächtigungen der Absichten des Verfassers, worunter der Vorwurf der Sensationsmache wohl noch einer der gelindesten war. Der Verfasser verwahrte sich dagegen: ihm habe jede skandalisierende Tendenz ferngelegen, sein Wollen sei ein rein künstlerisches gewesen, die Gestaltung der Personen und ihrer tragischen Verwicklung beruhe bei ihm auf freier Phantasie, er habe nur das eine Ziel verfolgt, die großen menschlichen Probleme, die sich aus der merkwürdigen Konstellation der drei Hauptpersonen (der Fürst, die Fürstin, der Bankier, genannt »König Haber«) ergaben, auf dem Wege einer lebhaften Handlung mit sauberen künstlerischen Mitteln einer möglichen — und moralischen — Lösung entgegenzuführen.

Das alles ist ihm zuzugeben, und auch das muß anerkannt werden, daß die Erzählung ihr geistiges Thema von dem Schicksal, das sich stärker zeigt als die Gegenaktion der Menschen, bis zur sittlichen Entscheidung innehält. Dennoch bleibt ein Rest, der peinlich ist. Der Historie auf ihrer Suche nach der Wahrheit ist in solchen Fällen mehr Deutlichkeit und Rücksichtslosigkeit erlaubt als der Imagination, der eben wegen und dank ihrer Freiheit andre Wege offenstehen als die der unbedingten geschichtlichen Treue, und die deshalb selbst mit »Vertiefungen« oder gar »Verklärungen« des überlieferten Charakters leichter verletzt als der Geschichtschreiber. Nur einer mit neuschöpferischen Darstellungsmitteln durchgeführten völligen und gründlichen Umschmelzung der Tatsachen wäre es erlaubt, auch persönliche charakterologische Wirklichkeitszüge in den Guß zu tun. Mit einer zugleich beherrschten und gehobenen Sprache, einer zeitlich-gesellschaftlichen Verschiebung und einer psychologischen Motivierung, wie es hier versucht worden, ist das allein nicht geschehen. Schon deshalb muß man das Genre und seine Spezies ablehnen, so sehr man auch geneigt ist, die schriftstellerische Begabung und die redlichen Absichten des Verfassers anzuerkennen.

Schriftsteller- und Verlegerromane erfreuen sich nicht gerade besonderer Beliebtheit beim Publikum. Man begegnet ihnen leicht mit dem Verdacht eines gewissen literarischen Freimaurertums, dessen Mitglieder sich nur gegenseitig an geheimen Zeichen erkennen, und ist unlustig, unlustiger als sonst bei Berufs- und Standesromanen, sich gerade für die internen Angelegenheiten derer zu erwärmen, die das literarische Objekt doch erst schaffen und verbreiten. So wird es auch »Der Buchhändler Tordelen« nicht leicht haben, seinen Weg in die Öffentlichkeit, d. h. zu einem breiteren allgemeineren Publikum zu finden, denn ein Buchhändler hat ihn geschrieben, und derselbe Buchhändler hat ihn verlegt (Max Thielert in Berlin-Pankow). Schwerer wahrscheinlich als die andern Romanbücher desselben Verfassers, der

Studentenroman »Die Burschenschaft« und die beiden politischen Romane aus der Gegenwart. Und es fragt sich, ob man solcher Sprödigkeit der allgemeinen Leserschaft groß zürnen dürfte. Als Roman, als Erzählung von Menschen und ihren Schicksalen, in denen sich ein Stück Welt spiegelt, hat das Buch seine offenbaren Schwächen. Zumal die, daß es mehr redet als gestaltet und sich auch sonst nicht gerade organisch aufbaut. Aber als Bekenntnis und Gelöbnis eines Standes, dem man in jüngster Zeit mehr und mehr den Idealismus abzusprechen geneigt ist, hat es seine Verdienste. Es geht scharf mit dem Beruf der modernen Sosier ins Gericht und lädt ihnen eine geistige, politische und volkserzieherische Verantwortung auf, die sich manch andrer nicht zumuten würde, am wenigsten jetzt, wo man nur zu gern bereit ist, wirtschaftliche Notzugeständnisse zu machen. Der Verfasser ist in diesen ethischen Gedankengängen schon zu Hause. Er hat ein Buch mit dem Titel »Die Renaissance des Buchhandels« geschrieben, und aus dem Vorwort des Romans, das sich auf dies ältere Manifest stützt, läßt sich ermessen, wieviel an sittlichen Forderungen darin steckt. Ist doch der deutsche Buchhändler nicht viel weniger als der Träger des deutschen Schicksals. Auch in diesem Roman, der zeigen möchte, wie der Buchhandel, recht erfaßt und recht betrieben, das Schicksal Deutschlands zu wenden vermag, und der von den Verlegern hinüber zu den Autoren greift, ohne deren gleichgewillte Kameradschaft hier freilich nicht zum Ziele zu kommen wäre: »Deutschland wird von den Schriftstellern und Wortstellern zugrunde gerichtet und kann nur von den Urhebern von neuen Gedanken gerettet und wieder aufgebaut werden.«

Deshalb tun sich hier freiherzige und weitblickende, von Verantwortung erfüllte Buchhändler, an ihrer Spitze der prächtige alte Emil Rath in Lindenstadt, genannt »Der Olympier«, ihm nach sein Lehrling, Gehilfe und Teilhaber Konrad Torbelen, mit ein paar gleichstrebenden »Urhebern« zusammen und gehen mutig und erfolgreich an die Reformation des deutschen Lebens an Haupt und Gliedern. Nicht nur daß der Stand veredelt und gehoben wird (»Gute Bücher, weise Bücher, herzliche Bücher zu verkaufen, das ist die Kunst!«, und »Buchanwälte sollte man uns nennen, Anwälte der Bildung, der geistigen Gesundheit, der Zukunft des Staates, des Volkes, der Jugend!«), nicht nur daß die ganze Stadtgemeinde im Kampf mit unlauteren, rückständigen und materialistischen Gegnern durch diese Gemeinschaft verfeinert und vergeistigt wird, mehr: dem gesamten Volke wird das »Glück der sehenden Augen« erschlossen, für eine bessere Rassenzukunft, für eine bessere Regierung, für die Gesundung unsrer Wohnungs- und Siedlungsverhältnisse wird gearbeitet. »Im Buchhandel tut Revolution mehr noch als Brot!« ist der Fest- und Weihespruch, das Ceterum censeo dieses Buches, und schon um dieses seltenen Idealismus willen, so sehr und so redselig er sich hier auch mit Selbstbewußtsein paart, sollte man diesen programmatischen Roman innerhalb und außerhalb des Buchhandels lesen. Ob der Verfasser aber nicht doch gut daran täte, sich für eine etwa zu erwartende neue Auflage mit einem der mißachteten »Schrift- und Wortsteller« zu verbinden, um seinem Satzbau und seiner Zeichensetzung noch ein wenig mehr Sorgfalt widerfahren zu lassen?

Es gibt in unserm lieben Deutschland, dem Paradies der Vereine, seit vielen Jahren und mit einer stattlichen Mitgliederzahl einen »Bund für deutsche Schrift«. Der glaubt, das deutsche Heil und alle Würde und Ehre des Deutschtums hange an den gotischen, den sogenannten deutschen Buchstaben, und jedweder sei ein Vaterlandsverräter, der die runden, die »lateinischen« Buchstaben schreibt. Daß das ganze Für und Wider nur eine Mönchsmache, eine der vielen Zufälligkeiten der Geschichte, die so oder anders hätten auslaufen können, kümmert die lieben Leutchen nicht; sie lassen sich ihr bequemes und billiges Erkennungsmal für deutsch und undeutsch nicht rauben. Fast scheint es, als habe *Heinrich Federer* für diesen Verein und seine Anhänger sein neuestes Volksgeschichtlein geschrieben, betitelt *»Das deutsche Abc«* und erschienen in einem jener zierlichen Bändchen, die der Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn mit so anmutiger Gebärde — »Für Zeit und Ewigkeit« steht auf dem Verlagssignet — gleich Samenkörnern übers Land wirft ...

Zank und Streit, Kampf und Krieg auch hier wieder im Dorfe, im Dorfe Amme an der Amme, das freilich unter Federers Händen zum Spiegel der Welt wird. Diesmal sind es Pfarrer und Lehrer, die einander an den Wagen fahren oder in den Haaren liegen: der eine, dem das fünfundzwanzigjährige Pfarrjubiläum bevorsteht, ist nach alter lieber Gewohnheit für die lateinische, der andre, erst seit drei Monaten auf seiner Stelle, ein Feuerkopf und Reformer, den bedünken will, mit dem deutschen Abc könne und müsse man den Boden zu einer wahrhaft deutschen Reinigung und Erneuerung schaffen, ist für die gotischen, die deutschen Buchstaben, und der »unendliche Hader«, der daraus entsteht, droht wohl gar das Dorf und alles frohe Leben darin zu vernichten. Wie nun dieser Zwietrachtshydra der Kopf zertreten, wie alles zum Guten, Friedlichen und Liebreichen gelenkt wird, das ist die Geschichte, die Federer mit der ganzen so wohltuenden, wenn auch zuweilen etwas schulmeisterlichen Behaglichkeit sei-

nes Schweizertums und mit der nur ihm gegebenen Innigkeit, Wärme und Zutraulichkeit des Herzens erzählt. Ein wenig hilft die Liebe bei dem Versöhnungswerk, sie, die nirgends fehlt, wo so ein junger, frischer, heller, trotziger Kerl wie dieser Lehrer Werner Flex in ein Dorf mit ebenso jungen, frischen, hellen unbegebenen Mädchen kommt, und die immer auch mit der angeborenen weiblichen List verbündet ist. Das meiste und beste daran aber tut — bei der Festfeier des Pfarr-Jubilars — die tätige, die praktisch zugreifende Menschenliebe, verkörpert in dem achtzigjährigen prächtigen Altbürgermeister Selbiger, der bei dieser feierlichen Gelegenheit gesteht, daß er gar nicht schreiben könne, sondern das zeit seines Lebens Frau und Enkelin habe überlassen müssen. Wahrhaftig, keinen lateinischen und keinen deutschen Buchstaben könne er schreiben, und darum habe er auch den Abc-Krieg nie verstanden. Da schämen sich die andern. Auch der Pfarrer, kurz zuvor noch alle Liebe seiner Gemeindekinder so kühl und selbstgerecht abwehrend, läßt seinen Stolz fahren: »Ich habe vier Abc gelernt, liebe Leute, wisset, noch Griechisch und Hebräisch dazu. Aber mit allen vieren habe ich nicht so viel verstanden wie heute mit dem fünften, dem Abc unsers Präsidenten, dieser Liebe, die nicht schreibt, sondern handelt, dieser Liebe zur Sache! Es lebe hoch, dieses beste Abc der Seele, und er, der nicht schreiben kann und doch so tüchtig schreiben lehrt, unser alter, lieber, gescheiter Dorfvater, er lebe am allerhöchsten!« ... Man möchte wünschen, daß überall in deutschen Landen Äußerlichkeiten, Nichtigkeiten, Förmlichkeiten, Schrullen und Schnörkel so durch die Überlegenheit des Humors und die Tat der Liebe besiegt würden wie hier. »Keine Gewalt, kein Druck, keine Buchstabenreiterei, Freiheit! Lateinisch, Gotisch, das sind Worte, siehe da, beides ist deutsch. Der Geist ist alles, der deutsche Geist. Fesselt ihn nicht in solches Geschnörkel. Er ist doch stärker als jeder Buchstabe. Lehret und lernet deutsch handeln, dann schreibt meinetwegen mit chinesischen Zeichen!« Ob man nicht gut daran täte, dies Büchlein vom »deutschen Abc« in den Schulen und zu ein paar Exemplaren auch in obgemeldetem Verein zu verbreiten?

Nicht umsonst steht vor Johanna Wolffs neuem Legendenbuch ein Motto aus Gottfried Kellers Ballade »Der Narr des Grafen von Zimmern«:

Der Herr, der durch die Wandlung geht,
Er lächelt auf dem Wege.

So »lächelt« auf seiner »Wandlung« über die Erde, auf seinen Wegen durch die Menschheit auch der »Liebe Gott auf Urlaub«, den sich die Dichterin zum Helden ihrer heiligen und unheiligen Geschichten gebeten hat (München, Georg Müller). Der alte Herrgott, dessen Fühlen und Denken die Erde noch immer umfängt wie ein Kind, das er liebhat, spürt einmal wieder Sehnsucht, die Füße in den Staub der Erde zu setzen. Er riecht Veilchenduft von dort unten und Maiengrün der Birken und die Würze der Tannen, wenn sie junge Sprossen ansetzen. Da hält es ihn nicht länger. »Der Liebe Gott auf Urlaub, glaubst du nicht, daß es wohl anginge?« fragt er den alten mürrischen Türhüter Petrus. Der schüttelt den Kopf und warnt, aber der Höchste läßt sich nicht beirren, Seine Erhabenheit wünscht nun mal »spazierenzugehen«. Petrus weiß es besser: Helfer will er sein denen dort unten. »Und wenn's also wäre?« spricht der Liebe Gott. »Ich kann mich hier oben allzu wenig betätigen ... Petre, hol' meinen Rock her! Mich gelüstet, kleine Nöte zu stillen, die nicht durchflogen werden können; mit Füßen muß man mitten durchschreiten. Sind nicht Kinder drunten? Dazu mein lieber Vagabundus, der Musikante-Träumer und Dichter-Mensch? Hol' meinen Rock her! Mich gelüstet, meiner Allmächtigkeit hier oben Urlaub zu geben.« Der Rock wird gebracht, er ist braun vor Alter, und ihm fehlen die Knöpfe, die ihm, zwölf Sonnen, vorn längelang herunter saßen. Da bringt eins der geschäftigen Englein zwölf eben frisch geschnitzte Funkelsterne, Petrus heftet sie auf seines Herrn Kleid, der Liebe Gott pflückt noch rasch eine Handvoll Wonneäpfel von dem Baum des Lebens, füllt sich damit die Taschen — und schon ist er unten.

An Gelegenheit, zu helfen, zu beraten, zu mahnen, auch wohl mal zu strafen, fehlt es ihm dort nicht, aber er läßt sich durch all die menschlichen Fehler, Schwächen und Gebrechen, denen er begegnet, die Geduld, die Liebe, die Güte, den Humor nicht vertreiben. Er führt den verlorenen Sohn, den »anständigen Menschen« (was schon schwerer ist), das Kamel durchs Nadelöhr der vor Sturm und Wüstensand schützenden Höhle — nur den Reichen, der durchaus die goldenen Lasten seiner Schätze behalten will, kann er nicht hereinbringen. Dann erst zieht er aus, den zu finden, der die geretteten Dreie hinter sich gelassen hat: den Menschen. Und er wischt ab die Tränen der Kinder, die auf Erden verkannt und mißachtet werden; erbarmt sich des hartgesottenen Bettlers, der auf seine Tüchtigkeit pocht; beschämt Raff & Schiebke mit dem Apfel der Liebe; hilft einer Tänzerin, die in Verlassenheit Mutter werden will, schmerzlos zu ihrem vaterlosen Kinde; macht den weise gewordenen Narren zum König, zum allergrößten vielleicht, der je auf einem Thron gesessen, und versüßt selbst Ajax, dem Klosterhund, der bei seinem winterlichen Rettungswerk vom Un-

verstand der Menschen zu Tode getroffen ist, die letzten Stunden. Da wär' er nun wirklich auf den Hund gekommen, wie der Murrkopf Peter ihm vorausgesagt hat. Aber er schämt sich dessen ganz und gar nicht, da er nun wieder zu Hause. Ist durchaus zufrieden mit seinem Werk. Hat gar nicht mehr wollen, als den Menschen zum Menschen machen, ihn zu der Einheit und Vollkommenheit bringen, für die er geschaffen wurde, und die keineswegs die göttliche ist.

Nicht alles in diesem Buche Johanna Wolffs ist zu der Leichtigkeit, Heiterkeit und Selbstverständlichkeit des großen schweizerischen Meisters gediehen, der ihr offenbar als Muster vorgeschwebt hat. Manches in ihrer Erfindung und Form mutet etwas künstlich und konstruiert an. Aber auch hier wieder zeigt sie sich in der schönen Einheit, die wir aus ihren Büchern — Romanen, Novellen, Erzählungen, Gedichten und Schauspielen — schon kennen: diese Dichterin ist zugleich eine Denkerin und ein gütiger, liebequellender, alles Menschliche verstehender Mensch, der sich nie ins Pathos des Moralpredigers versteigt. Darum, weil alles, was sie vorträgt, so menschlich, so natürlich, so herzlich und so wahr ist, wirkt es in dunklen, trüben Menschenherzen ähnlich wie eins der Sternlein, die der Mann im braunen Rock, der unerkannt über die Erde geht, seinen verirrten Kindlein zurückläßt, jener Sternlein, aus deren Saat am Ende doch das Gute wachsen muß.

Wir leben in einer Zeit der kleinen Formate. Nicht bloß aus wirtschaftlicher Notwendigkeit, auch aus geistigem Mangel. Es nützt nicht viel, sich dessen zu schämen; besser wäre, zu versuchen, ob sich nicht auch aus dieser Not eine Tugend, aus dieser Armut eine Fülle machen läßt. »Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß«, heißt es in Goethes Xenien, und die waren doch nicht gerade gewillt, der Mittelmäßigkeit Zugeständnisse zu machen. Sehen wir uns doch einmal an, was bei uns an solchen Kleinformaten, wie Produzent und Konsument sie brauchen, just gedeiht.

Manchmal begegnet man unter diesen Kleinbescheidenen auch einem, der sich sein Meisterdiplom auf weiterem und anspruchsvollerem Felde verdient hat. So einer ist Rudolf Hans Bartsch, der Romandichter der »Hainblkinder«, der »Zwölf aus der Steiermark«, des »Deutschen Leids« und des »Schwammerl«, der sittlich-religiöse Denker, der am Königs-, Satans- und Erlösungsgedanken die »Grenzen der Menschheit« zu ermessen suchte, aber auch der Lebenskünstler und Lebensgenießer, der in seinen bittersüßen Liebesgeschichten und den Geschichten vom sterbenden Rokoko echt österreichisch, echt wienerisch mit allen zärtlichen und lockenden Dingen dieses Daseins höchst anmutig zu spielen weiß. So begegnet er uns wieder in den »Histörchen«, einem vom Verlage L. Staackmann in Leipzig delikat ausgestatteten Erzählungsbande, der sich vornehmlich auf den blumigen Pfaden der alt-österreichischen Geschichte, Kultur, Kunst und Gesellschaft bewegt und auch da noch nach lauschig versteckten Winkeln sucht, die die Hand des schweren Schicksals oder gar der großen Tragik nicht findet. Der Ehrgeiz des Roman-, ja selbst des Novellendichters, eine Art Weltbild zu gestalten oder in seelische Tiefen und Zusammenhänge zu bringen, ist hier an den Nagel gehängt, aber der Schlafrock und die Pantoffeln, die der Poet dafür angezogen hat, sind aus indischer Seide und mit kostbarer Stickerei besetzt. Ob er nun von der letzten Heimholung des guten Franzl, des Gatten der Kaiserin Maria Theresia, erzählt oder vom Tod des bis zum letzten Atemzuge galanten Fürsten von Ligne, ob er die Entzückungen Beethovens an der »Schönen Flohberger« malt oder mit fein nachfühlendem Stifte Bildchen aus Spitzwegs Leben zeichnet — immer wandelt er mit der Grazie Tritt, immer flutet Sonne auf seinem Wege, immer aber drängt sich auch das Spiel vor den Ernst, die Koketterie vor das wahre Antlitz des Lebens. Es handelt sich am Ende doch nur um eine Nebenfrucht im Garten des Dichters, aber um eine, die an sonnüberglänztem Zweige sitzt.

Darf ich auch unsern geschätzten Mitarbeiter Werner von Wittgenstein unter diese Gilde der Kleinformatigen einreihen? Der Titel seines Buches »La Bagatelle« verlockt dazu (Bremen, Angelsachsen-Verlag). Darin finden wir die hier vor einigen Jahren in den Monatsheften zuerst veröffentlichte traumhaft romantische Novelle »Cambergen«, ein kleines Juwel zart hingehauchter Novellenkunst, und an der Spitze die Titelerzählung, die in ähnlicher, auf dämmerigen Stufen der Erinnerung in die Vergangenheit hinabsteigender Technik versunkene Menschenschicksale ans Licht des Tages heraufbeschwört. Dort nur ein Skizzenblatt, hier eine voll erblühte Erzählung, in der nach mancherlei Irrungen und Wirrungen der Tag den Traum überwindet, das frische Leben die Schatten der Erinnerung verscheucht.

Nicht aus der Geschichte, nicht aus romantisch verschleierten Tagen, sondern aus der Gegenwart des uns umgebenden Tages holt sich Hans Siemsen die Stoffe für die kleinen Geschichten und Erlebnisse, die er nicht, wie sonst gebräuchlich, nach dem ersten, nein — originell schon hier — nach dem letzten Stück der Sammlung benennt: »Paul ist gut« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Diese Inschrift fand er einmal von Kinderhand mit Kreide ge-

schrieben auf der Mauer einer Großstadtstraße, und sie stand breit und triumphierend als königliches Palimpsest über dem ursprünglichen »Paul ist fiehs«. Solcher Kinderglaube und Kindermut ging ihm zu Herzen, grub sich tief darin ein und machte Kehraus mit der elenden Miesigkeit, die sich dort einnisten wollte. »Du hast recht, kleines Mädchen, du hast recht, kleiner Freund! Paul ist gut. Da ihr es ja glaubt. Wie kann da die Welt so ganz hoffnungslos schlecht sein, wenn ihr auf den Stein schreibt: Paul ist gut. Habt Dank! Ich will den Mut nicht verlieren. Damit einmal, nach Jahren, auch auf meinen Stein eine liebevolle Hand schreibt: Hans war gut.« Dieses Vertrauen zur Menschheit durchscheint und durchwärmt nun das gesamte »Mosaik des Herzens«, zu dem sich diese kleinen Geschichten zusammenfügen, soviel gesunder und manchmal derber Menschenverstand auch darin steckt. »Geistig anmutig« möchte ich diese Geschichten nicht immer nennen, manche sind etwas norddeutsch spröde, und andern fehlt es an der letzten Delikatesse des Gefühls und der Form. Aber sie haben Seele, sie haben Menschlichkeit und Witz ohne Bissigkeit, und das ist heutzutage schon was wert.

Ein Meister der kleinen Form ist vollends Fritz Müller-Partenkirchen. Schon darum hat er es heutzutage bei allen Zeitungen gut, und es wird schwerlich einen deutschen Leser geben, der nicht im Feuilleton schon mal eine seiner kleinen Geschichten gelesen hätte. Man braucht nur die Titel ihrer Sammlungen anzusehen: Alltagsgeschichten, Kurzehosegeschichten, Fröhliche Wissenschaft usw., und man weiß, daß es ihm darum zu tun ist, das Leben, die Wirklichkeit, den mit uns geborenen Tag beim Schlafittchen zu nehmen und aus ihnen — Wippchen möge das Plagiat an seiner Bildermischung verzeihen! — den Wein ihrer verborgenen Weisheit zu keltern. Er ist einer von denen, die in den verzwicktesten Fragen und Lagen dieses rätselhaften Daseins den Nagel oft mit dem ersten kurzen Hieb auf den Kopf treffen, einer von denen, die frische Luft in eine stickige Materie bringen, indem sie mit schnellem Ruck ein Fenster aufstoßen oder es wohl auch einschlagen, daß die Scheiben klirren. Aber er kann auch besinnlich und nachdenklich sein, und er hat die Gabe, dazu auch andre zu machen. So in seinen »Aufrichtigkeiten«, drei Dutzend spitzbübisch-schalkhafter Erzählungen (mit 42 Textillustrationen und einem Vollbild von Karl Storch), so in seinem jüngsten Büchlein »Warum?« (Leipzig, Staackmann). Ja, in diesen Geschichtchen aus dem Leben, diesen »fröhlichen Fragen zum Nachdenken« wird des Lesers Mitarbeit gefordert, denn in allen Geschichten reckt irgendwo ein lustiges (manchmal auch ernstes) Fragezeichen den Kopf hoch: »So, nun setze du ein, nun bring's du zu Ende!« Mit dem rein verstandesmäßigen Rätselwitz wird da freilich selten was ausgerichtet, man muß schon Geist, Herz, Gemüt und Gefühl haben, um diesem literarischen Nachfahren Joh. Peter Hebels auf die Schliche zu kommen. Es ist ein Buch außer der Reihe, eins von ganz neuem Typus, aber das gehört eben auch zu diesem Müller: bei ihm drehen sich die Flügel immer anders herum, als wir's gewohnt sind, und sein Korn hat sein eignes Schrot. Nicht daß es ihm an Phantasie und Seele fehlte! O nein, er weiß manchmal einem alten in der Ecke lehnenden Besen einen Goldglanz über die struppigen Borsten zu weben, und so verbunden er dem hellen Tage und seiner Klarheit scheint — den geheimnisvollen Dämmerungen nachzuspüren, die zwischen Tag und Traum ihr Wesen treiben, und damit den Nützlichkeitsfexen ein Schnippchen zu schlagen, dergleichen macht ihm einen Hauptspaß. Nehmt dies Buch mit auf die Reise, mit in die Regentage dieses sogenannten Sommers, mit in die Gesellschaft guter Freunde — es wird euch und ihnen ein guter Kamerad und Zeitvertreiber sein!

Kenner und Liebhaber eines guten Fröhlichkeitstropfens werden auch die Anekdote nicht verschmähen. Ihre »Blume« ist für den Wert der Flasche nicht immer das Entscheidende; Esprit und Mousseux sind mehr französisch als deutsch. Wir wollen die Kreszenz durchschmecken, wollen die Bodenständigkeit und den Erdgeschmack des Gewächses spüren. Deshalb ergötzen uns vor allem die aus einem saftigen Volkstum geschöpften Witze, wie sie Otto Ernst noch kurz vor seinem Tode zusammengetragen oder wie sie Hans Förster, einer der besten Kenner niederdeutscher Volksart, in seinem »Waterkantenhumor« gesammelt hat (Braunschweig, Westermann). Förster hat zudem in einer nachdenklichen Einleitung dem Wesen des Wasserkantenhumors und -witzes den Puls gefühlt und ist dabei zu Beobachtungen und Entdeckungen gelangt, die auch der ernsten Volkskunde etwas zu sagen haben. Daneben mag man sich die lustigen Bubengeschichten munden lassen, die Walther Volbehr aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben pflückt und als »en Handvull Snack un Unbög ut sin Görntied« seinem literarischen Doppelgänger »Hannes Högerrop« in die Schuhe schiebt (Kiel, Rob. Cordes). Und endlich die unsterblichen Soldatenwitze! Sie werden noch leben, wenn die Herren Pazifisten längst allem Militarismus den Hals umgedreht haben. In dem Burschen Kaczmarek haben sie einen ihrer lustigsten und fröhlichsten Träger, einen geduldigen Packesel sozusagen, der sich mancherlei, was sonst nicht an den — Mann zu bringen ist, zwischen Ohren und Schwanz aufladen läßt. Peter Pur-

zelbaum hat ihn zum Helden seines Büchleins »Vom Kommiß, Kaczmarek und den Maikäfern« gemacht (mit Federzeichnungen von R. Riege-Weimar; Berlin, Brunnenverlag Karl Winckler) und diese Sammlung von gut erzählten, oft fein geschliffenen und scharf gespitzten Anekdoten, die mit den kümmerlichen und mißduftenden Kasernenhofblüten nichts gemeinsam haben, den Gardefüsilieren (»Maikäfern«) zur Hundertjahrfeier ihres Regiments gewidmet. Manches darin ist neu, vieles alt, andres nur »auf neu« gestärkt und gebügelt, aber doch gibt es einen guten Zusammenklang, würdig eines Volksheeres, das auch im Todesgraus der Schlachten seinen Humor und Mutterwitz nicht verloren hat. F. D.

Verschiedenes

Die von Prof. Friedr. von der Leyen herausgegebenen Bücher des Mittelalters, die sich das Ziel gesetzt haben, das Mittelalter selbst mit seinen Kulturquellenwerken, Dichtungen, Chroniken, gelehrten und religiösen Bekenntnissen in ihrer ursprünglichen Sprache und mit ihrem eingeborenen Bilderschmuck zu uns sprechen zu lassen, sind um zwei Bände gewachsen (München, F. Bruckmann). Band 3, besorgt von dem Königsberger Universitätsprofessor Friedrich Ranke, bringt das unsterbliche Liebesgedicht, die schmerzlich süße Mär von Tristan und Isolde, in Proben aus den verschiedenen mittelalterlichen Fassungen (mit danebenstehenden neuhochdeutschen Übersetzungen) und mit Erläuterungen und Bildbeigaben, die uns, auch dem durchaus nicht wissenschaftlich vorgebildeten Leser, einen anmutig lockenden Zugang zu der Gefühlswelt jener fernen Jahrhunderte erschließen. — Band 4, von Dr. Ernst Tegethoff in München herausgegeben, wird sich noch leichter die Gunst der Leser von heute erobern. Denn hier eröffnet sich uns die europäisch-mittelalterliche Welt der Märchen, Schwänke und Fabeln von den Zeiten der Sachsenkaiser bis hoch in die Renaissance hinein, vom Fuß des Vesuvs bis zu den Schneewüsten Islands. Bei den Märchen wird versucht, auf die Kerne und Keime dieser romantisch schillernden Überlieferungen zu bringen, während es dem loseren Volk der Schwänke und Fabeln vergönnt ist, ihren Jahrmarktstrubel, ihre bürgerliche Bierbankderbheit, ihre Klostersatire und uralte Lebensweisheit in möglichster Freiheit und eigenwüchsiger Originalität, unbehindert durch gelehrte Kommentare, auszustreuen. Ihre Naivität und Lebenskraft ist so unverbraucht, daß ihr Same auch heute noch lustig aufgehen wird.

*

Die neue Ausgabe von Meyers Lexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist jetzt bis zum vierten Bande vorgeschritten und hat damit innerhalb zweier Jahre ein Drittel seines Gesamtumfangs erreicht. Denn nicht mehr 20 (mit den Nachträgen und Ergänzungen 21) Bände, wie die letzte Vorkriegsausgabe, wird diese neue umfassen, sondern nur noch zwölf. Wir trauern nicht über diese Beschränkung. Im Gegenteil, wir freuen uns ihrer. Mit 20 Bänden war das Lexikon in Gefahr, seinem eigentlichen Zweck, dem eines schnellbereiten Nachschlage- und Auskunftwerkes, zu entwachsen und sich einer schwerfällig-umständlichen Enzyklopädie zu nähern, mit der man vielleicht ein häusliches Hochschulstudium absolvieren, nicht aber mehr den Wissens- und Gedächtnisnöten des Augenblicks begegnen konnte. Die Tugend der Ausführlichkeit und Gründlichkeit war in Gefahr, zur Schwäche zu werden. Auch hier hat nun der Krieg mit seinem Wirtschaftlichkeitsgebot den Zuchtmeister zur Kürze, zur Übersichtlichkeit und damit zur Klarheit und zur Betonung des Wesentlichen gespielt. Auch ist viel akademischer Ballast über Bord geworfen worden: das Schiff der Gegenwart hat nun mal einen Kurslauf, der Überlastung mit abgestorbenem Vergangenheitsgut nicht mehr duldet. Erfreulich entwickelt hat sich dafür die Lebensnähe des Lexikons, seine Verbundenheit mit den Bedürfnissen des Tages, ohne daß doch die Aktualitätswut geschürt würde. Und noch etwas, was das alte »objektive« Konversationslexikon törichterweise verschmähte, fällt jetzt angenehm auf: mit dem Mut zur Kürze und zur Auswahl des Wesenhaften ist dem Lexikon auch der Mut zur Charakteristik und zum Urteil gewachsen — das beste Geschenk, das dieses stolze Unternehmen des Bibliographischen Instituts seinem Verlag zu dessen hundertjährigem Bestehen machen konnte.

*

Sport- und Verkehrsfliegerei. Von Fritz Wittekind (mit 110 Abbildungen; Braunschweig, Georg Westermann). — Um auch dem Laien einen Einblick in die Vielgestaltigkeit und Zweckverschiedenheit des Flugzeuges zu geben und ihm zu zeigen, welche oft weit voneinander abweichenden Wege die Konstrukteure gehen, läßt der Verfasser es sich besonders angelegen sein, dem Leser eine Reihe von Flugtypen des In- und Auslandes in Wort und Bild vor Augen zu führen. Von dem Aufbau des Flugzeuges und der Materialfrage wird im ersten Teile, von der Fliegerausbildung, der Ausrüstung und ihrer Bedienung im zweiten Teile gehandelt, wo sich außerdem noch die wichtigsten amtlichen Bestimmungen und eine nützliche Adressentafel finden.



Badeleben am Wannsee

Strand- und Badebilder vor den Toren Berlins

Begleitworte von Ernst Warburg

Mit fünf farbigen Abbildungen nach Ölstudien von Otto Schmidt-Cassella

Die Geschichte des Freibades soll erst geschrieben werden, ebenso wie die des Familienbades. Wir kennen den Vater der Familiengärten und der Laubenkolonien, oder haben uns wenigstens darauf geeinigt, das Verdienst, diese ungemein segensreichen sozialen Einrichtungen ins Leben gerufen zu haben, dem Leipziger Arzt und Heilgymnastiker Daniel Gottlieb Moritz Schreber (1808—1861) gutzuschreiben. Wer aber das Familienbad durchgesetzt und dem Freibad die Bahn gebrochen hat, entzieht sich unsrer Kenntnis. Und doch haben wir ihrer beider Siegeszüge alle miterlebt, haben uns anfangs gelinde darüber entrüstet, uns langsam daran gewöhnt und endlich, unter dem unaufhaltsamen Triumph des Sportes aller Art, ihre Segnungen anerkannt, namentlich für die Kreise des großstädtischen Kleinbürgertums, dem der Geldbeutel die Seereise verbietet.

Selbstverständlich läßt sich auch diese Sitte in ihren Abarten und Ausartungen bis in ferne Zeiten zurückverfolgen. Aber es ist begreiflich, daß man von solchen historischen Vorläufern heute nicht mehr viel wissen will, sie wohl am liebsten aus dem Stammbaum ausstoßen möchte. Das gilt besonders von den für beide Geschlechter gemeinsamen Badstuben des deutschen Mittelalters, in denen es, wie zum Hohn auf das reinliche Element, in das man seine Glieder tauchte, oft recht unsauber zuging — bis die Geistlichkeit, schon am Ende des 15. Jahrhunderts, mehr noch mit dem Vordringen der Reformation und im Bunde mit der medizinischen Wissenschaft, erfolgreich ihre Stimme gegen das lästerliche Treiben erhob.

Sauberer und repräsentabler sieht es in der Vorgeschichte des Freibades aus. Wo es gegen die Paragraphen der Polizeiverordnungen und die engherzige Prüderie der Philister zu kämpfen heißt, finden sich immer freie, stolze und berühmte Namen, derer sich dann auch die Nachwelt nach errungenem Siege gern noch erinnert. Wem fiele nicht beim Begriff »Freibad« Goethes erste Reise in die Schweiz ein? Wie er mit seinen Reisekameraden, den brauseköpfigen Brüdern Stolberg, den Geniestreich vollführt, bei hellem Sonnenschein splitterfasernackt im offenen Rhein zu baden — im Jahre 1774! Diese Szene sollte das moderne Freibad, wenn es sich selbst einmal ein Denkmal errichtet, als Relief verewigen; es würde ein Glanz und Schimmer davon auf seine Geschichte und Entwicklung fallen: solche Ahnen

zu haben ist auch für die Emanzipation der Neuzeit noch ein Ehrenzeichen.

Dann gibt es von dem französischen Karikaturisten Cham aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein reizendes Blatt, das uns ins Familienbad, wohl des belgischen Seestrandes, führt und uns die erfreuliche Metamorphose einer jungen Dame vor Augen stellt: links mit melancholischer Miene, dicht und eng von oben bis unten in dunkle Gewänder gehüllt, vor dem Bade; rechts elegant, beschwingt und verjüngt nach dem Bade, in der Mitte ein in den Wellen plätscherndes und kosendes Pärchen, das ihr offenbar erst Mut gemacht hat zu gleichem

Anders als Bismarck dachten — es wird 1908 gewesen sein — die Berliner, die zuerst den Mut faßten, gegen alle preußischen Polizeivorschriften am Wannsee bei Berlin ein Freibad zu etablieren, ein offenes Familienbad, das zwischen Männlein und Fräulein, Erwachsenen und Kindern keine Unterschiede mehr gelten lassen wollte. Wie es dazu gekommen ist, wer will das heute noch sagen! Auf einmal — es war ein ausnehmend warmer und heiterer Sommer, durchaus unähnlich dem mürrischen und katastrophenreichen von 1926 — war es da. Und wurde im Nu zu einer Sehenswürdigkeit, einer Sensation für ganz Berlin. Freilich war es an-



Segelboote auf der Spree bei Treptow

löblichem Tun. Aus derselben Zeit haben wir von Bismarck über das Familienbad in Ostende einen humorvollen Brief: »Die meisten,« schreibt er da an seine daheimgebliebene Frau, »baden dicht unter dem Damm, der den Spaziergang bildet, Damen und Herren durcheinander; erstere in sehr unkleidsamen langen Röcken von dunkler Wolle, letztere in einem Trikot, Jacke und Hose in einem Stück, so daß die Arme bis oben und die Beine fast ganz frei bleiben. Nur das Bewußtsein tadelfreier Körperformen kann unsereinem die Dreistigkeit geben, sich so vor der ganzen Damenwelt zu produzieren, und obwohl mir dieses Bewußtsein in hohem Grade beiwohnt, ziehe ich doch das entlegenere paradis oder bain des sauvages vor, wo nur Herren sind ... Ich mag das nasse Ding nicht auf dem Leibe haben.«

fangs fast allein eine proletarische Angelegenheit, bei der die »gutbürgerlichen Kreise«, wie man damals noch sagen durfte, bloß die Zuschauer spielten. Aber bald ließ sich bemerken, wie sich unter den Badenden eine Art Korpsgefühl herausbildete, das seine Spitze gegen die schaulustigen oder schaulüsternen Zuschauer kehrte: »Was ihr gern möchtet, tun wir! Sagt selbst, wer ist der Freiere von uns?«

Sogar ein gewisser Badestolz kam auf. Mit mir bewegte sich unter den Zuschauern im Freibad Wannsee einmal ein stadtbekannter Photograph, ein anerkannter Künstler seines Berufs. Wie wir alle, fühlte auch er sich durch manche plumpe und undelikate Szene, die sich da abspielte, verärgert, aber sein künstlerisch erzogenes Auge entdeckte auch andre, die ihn anzogen und entzückten. Und ein kupferbraunes



Uferpartie am Schlachtensee

Mädel war da, eine Siebzehn- oder Achtzehnjährige von gazellenhaftem Wuchs und anmutigster Bewegung, die hätte er gar zu gern auf eine seiner Autochromplatten gehabt. Ritterlich, mit schönem Schwung des Schlapphutes, machte er sich ihr, wie einst Faust dem Gretchen, bekannt und fragte, ob er nicht die Ehre haben dürfe, sie zu photographieren. Aber sie war noch kürzer angebunden als Gretchen, würdigte ihn keines Wortes und warf ihm den Rest ihrer Zigarette vor die Füße. So schafft sich alsbald auch die freieste Gemeinschaft ihren eigentümlichen Sittenkodex.

Allmählich zerbrachen die Schranken zwischen den Klassen und Ständen auch hier. Die entscheidend daran mitwirkten, waren die Maler. Unmöglich konnten sie lange übersehen, welche neuen Reize und Schönheiten sich in der lichtumfluteten, sonnenüberglänzten, wellenatmenden Ungebundenheit dieses vor den Toren der Großstadt improvisierten Strand- und Badelebens auftaten.



Blick auf die Spree bei Treptow



Abendkonzert in Friedrichshagen

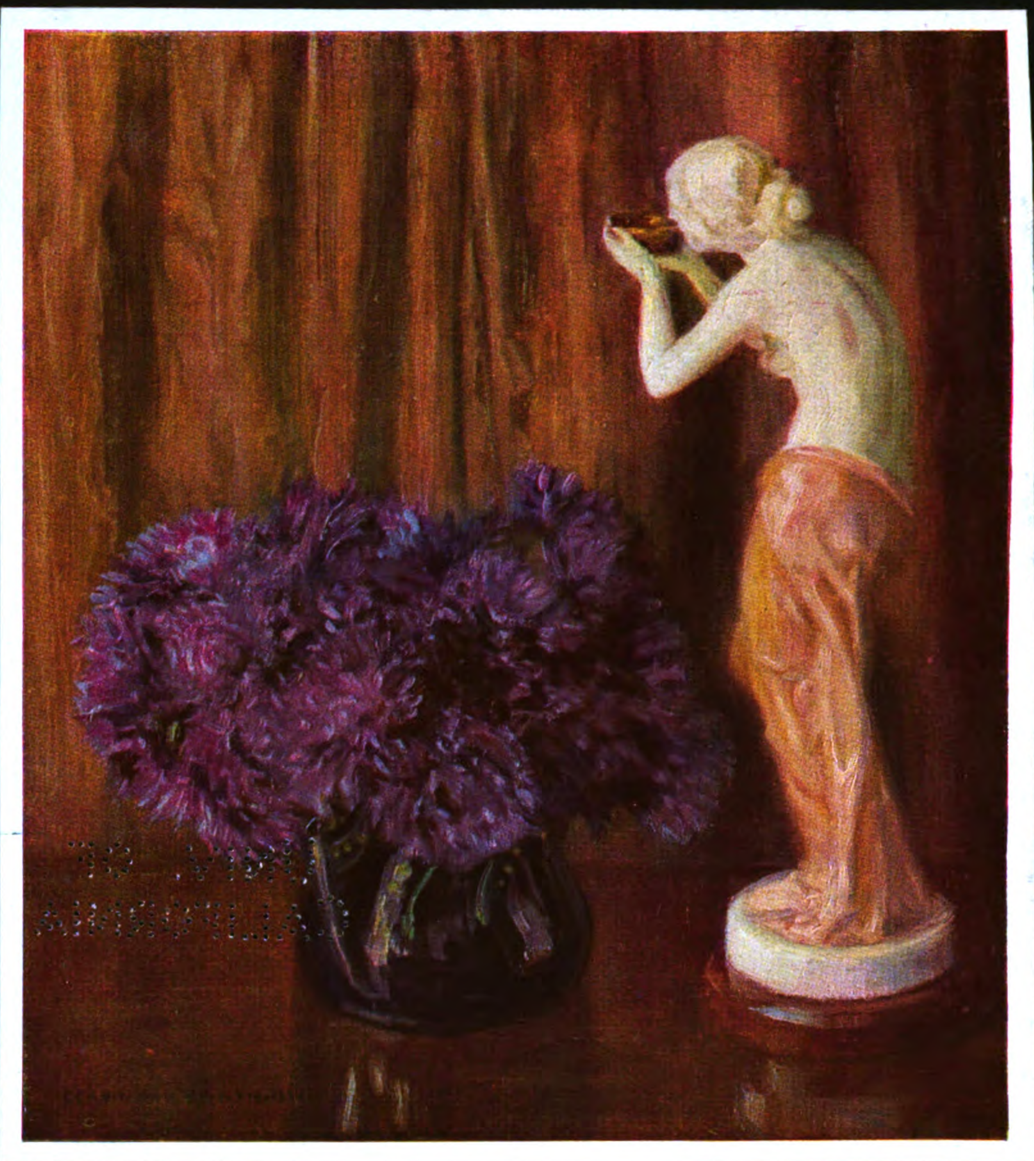
Einer von denen, die am frühesten und eifrigsten diese neue malerische Welt aufgriffen, war Otto Schmidt-Cassella, damals ein Dreißig-, jetzt ein Fünfzigjähriger (geb. 10. September 1876 in Wiesbaden). Früh den malerischen Problemen des Sonnenlichts mit wachsender Liebe hingegeben, mußte er die »Arena«, die sich seinem licht- und farbenfreudigen Pinsel in dem Freibad am Wannsee darbot, geradezu als ein persönliches Geschenk des Himmels empfinden. Mit wahrer Inbrunst stürzte er sich in all die Aufgaben, die ihm da entgegenkamen; ganze Zyklen von Gemälden, ganze Mappen mit farbigen Studien und Skizzen häuften sich unter seinen fleißigen Händen. Eigne körperliche Freude an Wasser, Sand und Sonne sowie eine durch seine Kinder geschaffene und bestärkte glückliche Verbundenheit mit allen Freuden des Wander- und Wassersports halfen ihm dabei. Deshalb konnte es, als wir im Frühsommer miteinander überlegten, ob sich nicht zur Feier seines fünfzigsten Geburtstags eine kleine Ehrung für ihn veranstalten ließe, keine lange Wahl geben: nur mit einem »Strauß Strandblumen« ließ sich der Tag würdig und wesenhaft feiern.

Um die nötige Mannigfaltigkeit brauchte uns bei solcher Beschränkung nicht bange zu sein. Hatte doch Schmidt-Cassella Pinsel und Palette nicht bloß an den westlichen Seen des Havelgebietes, am Wannsee und Schlachtensee, spazieren lassen, sondern war längst auch mit gleicher Liebe an den Ufern der Oberspree bei Treptow und Stralau und am Müggelsee, dem »märkischen Meer«, eingekehrt. Ist dort, im Westen Berlins, in einer oft schwermütig-träumerischen Landschaft und in reizvollstem Gegensatz dazu, das Strandleben bunter, bewegter und lustiger, so entfaltet sich im Osten, in einer nüchternen, aber kernigeren Landschaft der Ruder- und Segelsport desto lebhafter, und ihm verdankt unser Maler denn auch seine saftigsten, sprudelndsten und wirkungsvollsten Blätter, Studien, die man getrost unter den sonst etwas dramatischer und pathetischer verstandenen Begriff der »Marinen« einreihen darf.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Walter Krieg in Berlin. Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Ferdinand Barth: Stilleben mit Marmorfigur


Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 842 Okt. 1926

Brettspiel des Lebens

Roman von Ernst Zahn

II

In Hermanns Hand lag die leere Börse. Nun war die Sorge wieder da. Oder Verdruß mehr als Sorge. Er hatte sich umgezogen und konnte nun eigentlich an die Arbeit gehen. Aber es blieb noch etwas zu bestellen. Er mußte die Last los sein. Je früher, desto besser! Selbst an Suse konnte er jetzt nicht ohne Unbehagen denken.

Er sah nach der Uhr. Es war gleich Mittagszeit. Enoch befand sich wohl noch im Feld oder Wald. Schade! Er hätte am liebsten die Geschichte mit ihm gleich ins reine gebracht. Damit sie ihm nicht noch den Appetit verdarb!

Noch zögernd öffnete er die Tür und sah in den Flur hinaus.

Da hörte er im unteren Stockwerk den Amerikaner mit Hanna sprechen. Es war kein Irrtum möglich. Seine Rede hatte noch den eigentümlichen Fremdklang, den sie bei ehemaligen Auswanderern anzunehmen pflegte. Er lauschte und fühlte sein Herz klopfen. Und auf einmal merkte er, daß Enoch die Treppe heraufkam. Er trat unwillkürlich in sein Zimmer zurück.

Enoch kam und ging vorbei. Seine Kammer lag neben der Hermanns. Sie war die größte im Hause. Natürlich! dachte dieser. Den Geldmann mußte man doch angemessen unterbringen! Er hörte, wie der Onkel drüben eintrat, hörte seine Schritte auf dem ächzenden, tannenen Boden. Er biß die Zähne zusammen. Fort mit der Last auf der Brust! Mit ein paar Schritten stand er an der nur angelehnten Nachbartür. Er klopfte.

»Ja,« antwortete ihm die dunkle Stimme Enochs.

Enoch stand an einem der vier Fenster und stopfte sich seine kurze Pfeife. Er nahm sich nicht die Mühe, sich umzusehen, wer hereingekommen war.

Hermann wartete. Er wollte nicht der erste sein, der sprach. Aber die Tatsache, daß ihm Enoch noch immer den Rücken zudrehte, brachte ihn auf. Merkte er schon, wer da war? dachte er. Und wollte ihm die Ehre nicht antun? Sein Blick flog durchs Zimmer. Er war nie darin gewesen, seit der Vatersbruder es bewohnte. Aber die Einrichtung kannte er noch, das Bett an der einen Wand, den Kasten, den Tisch vorn am Fenster und den Waschtisch, alles wie verloren in dem kahlen, weiten Raum. Das Bild hatte Hermann früher noch nicht gesehen, die große Photographie, die auf dem Tisch stand und eine schöne junge Frau zeigte. Die Durchgebrannte! dachte er. Enoch schien sie noch nicht vergessen oder als Mahnung an das hingestellt zu haben, was ihm das Leben vergällt hatte.

Endlich brannte die Pfeife. Enoch hielt sie zwischen den Zähnen und drehte sich um. »Oh!« sagte er. »Ich dachte, es wäre Hanna.«

Hermanns Ärger wuchs. Was wollte er mit Hanna? Was sollte *sie* hier suchen? »Jetzt bin *ich* es halt,« entgegnete er unwirsch.

Enochs Blick wurde scharf, selbst seine Nase schien spitzer zu werden. Der Ton gefiel ihm nicht. Aber er fuhr sich mit der Hand bedächtig durch den dunklen Bart. Er wußte um Hermann Bescheid, als ob er ihn seit Jahren ausgekundschaftet hätte. Vielleicht gaben ihm seine Lebenserfahrungen diesen Scharfblick, daß er vielen Leuten gleich ansah, was es mit ihnen für eine Bewandtnis hatte. Die Tatsache, daß der Brudersohn letzte Nacht nicht heimgekommen war, hatte ihm heute schon manches zu denken gegeben. Er zürnte Hermann heftiger. Er liebte Domini und verzieh es seinem Sohn nicht, daß er ihm Sorgen machte. Er maß den andern wortlos von seiner ganzen Länge herab mit den grauen, scheinbar kalten Augen.

Hermanns Unbehagen wuchs, und je verlegener er wurde, um so mehr brachte ihn das gegen Enoch auf. Er nahm sich aber zusammen und fuhr fort: »Ich habe ein Anliegen an dich.«

»So?« sagte Enoch; aber er erleichterte jenem mit keinem Wort die Beichte.

»Es ist ein Geschäft wie ein andres,« erklärte Hermann leichthin; er wollte beileibe nicht von einer Gefälligkeit sagen noch wissen.

Enoch blies den Rauch aus seiner Pfeife und hielt den Blick in sein Gesicht gebohrt.

Hermann sprach mühsamer weiter. Er habe einer bekannten Familie mit ein paar hundert Franken aushelfen müssen, habe dazu in der Eile das Vereinsgeld gebraucht, müsse das aber gleich wieder zurückgeben.

Enoch senkte den Kopf. Eigentlich dachte er mehr an den Bruder als an Hermann. Auch der hatte sein Kreuz im Haus! Brachte es die Frau nicht, brachten es die Kinder. Er nahm sich einen Stuhl. »Du kommst zu mir, weil du dich nicht zum Vater getraust,« sagte er.

Sie sprachen jetzt beide unwillkürlich gedämpft. Die Sache brauchte außerhalb des Zimmers nicht gehört zu werden.

»Der Vater macht sich immer gleich Gedanken,« entschuldigte sich Hermann und wand sich unter der kargen, geizigen Art des andern, die ihm keinen Schritt weit entgegenkam.

»Hat auch recht, wenn er es tut,« entgegnete Enoch.

»Ich wüßte nicht —« fuhr Hermann auf.

»Es fehlt Geld in deiner Kasse. Wenn man dir darauf kommt, kannst du Schwierigkeiten haben.«

»Die Leute kennen mich doch.«

»Vielleicht nicht ganz.«

Jetzt brach Hermanns Zorn los. »Ja, du!« begehrte er auf. »Du machst mich schon so schlecht du kannst. Von dir hätte ich überhaupt nichts erwarten sollen.«

Mitten in seinem Schimpfen stockte er, weil Enoch ihn so merkwürdig ansah.

»Warum hast mit dem Mädchen angebändelt?« fragte dieser plötzlich. »Ist dir die Hanna nicht genug?«

Hermann war aus dem Sattel geworfen. Woher wußte der andre das? »Was — willst du damit sagen?« fragte er verwirrt.

Enoch stocherte in der Pfeife, weil sie wohl nicht recht zog. »Es ist immer ein Weib im Spiel,« entgegnete er ruhig. Nur ein Winkel seines breiten Mundes zog sich verächtlich nach unten.

Hermann war es, als sauge ihm der andre wider Willen alles heraus, was er wissen wollte. Er hätte ihm dafür an die Kehle fahren können, und doch mußte er reden. »Wir haben einander immer gut verstanden, die Suse und ich, schon als ich noch bei ihrer Mutter wohnte; ich konnte es ihr wirklich nicht abschlagen.«

»Nimm dich in acht. Sie sind alle Schlangen. Sie führen dich alle an der Nase herum — alle.« Enoch sagte das letzte zögernder. Er streifte mit einem Gedanken die Hanna, und es war ihm, als habe er ihr irgendwie Unrecht getan. Aber die Entrüstung half ihm zur Sache zurück. »Was brauchst du immer fortzulaufen,« zankte er. »Du hast hier Leute und Arbeit gerade genug. Häng' das Vereinszeug an den Nagel! Wärest hier geblieben, so hättest du dein Geld noch oder das der andern, das gar nicht dir gehört.« Man merkte ihm nicht an, daß er zornig war. Er hatte in seinem Leben so viel in sich hinabgewürgt, daß seine Erregungen tief in seiner Seele gingen und seine Rede dabei trocken, fast gläsern blieb, nur einen eigentümlich ätzenden Beiklang bekam. Aber gerade dieser brachte Hermann noch mehr in den Harnisch.

»Ich brauche keinen Schulmeister,« trotzte er; »ich weiß selber, was ich zu tun habe.« Er machte Miene, nach der Tür zu gehen, obgleich er fühlte, daß er mehr Mühe haben werde, das Geld wieder herbeizuschaffen, als er gehabt, es auszugeben. Schon faßte er nach der Klinke.

Da hielt ihn Enoch mit den Worten zurück: »Sitz' nicht so hoch zu Roß. Soll der Vater alles erfahren?«

Vor Hermanns Augen erschien das weißbärtige, gütige Gesicht Gislers. Er zögerte unwillkürlich.

Enoch zog die Tischschublade heraus. »Ich will das Geschäft mit dir machen,« sagte er.

Hermann drehte ihm mit kindischer Unart noch immer den Rücken zu.

»Du mußt einen Schein unterzeichnen,« fuhr Enoch fort. Er kramte Tinte, Feder und Papier hervor, setzte eine Brille auf und schrieb den Schuldschein.

»Wann willst mir die Sache zurückgeben?« fragte er.

»Sobald ich kann,« erwiderte der andre mit erstickter Stimme.

»Also lange genug nicht.« Enoch fügte dem Schein noch ein paar Worte bei und reichte ihn dem Neffen.

Hermann las. Seine Hände zitterten. Er hätte das Papier zerreißen und die Fetzen dem andern ins Gesicht werfen mögen. Aber er fand nichts darauf, was nicht in Ordnung war. Es stand da nur, daß er dem Enoch Gisler das und das schuldig sei. Eine Frist für die Rückgabe war nicht angegeben. Er nagte am Federhalter und schaute auf den Schein. Was bedeutete das Fehlen der Rückzahlungsfrist? Lag da irgendwo eine Falle versteckt? Von dem geizigen Nörgler war keine Gnade zu erwarten! Er wollte fragen. Aber der Stuhl, auf dem er saß, brannte ihn schon heiß genug. Er gab sich einen Ruck. Die Zähne zusammengepreßt und mit heißem Kopf unterschrieb er.

Enoch hatte eine alte Lederbrieftasche der Schublade entnommen. Er zählte die Noten und behielt sie in der Hand, bis er die unterzeichnete Verschreibung noch einmal durchgelesen.

Hermann schien es eine Ewigkeit zu dauern. Hing er nicht wie ein Fisch an der Angel?

Da schob ihm Enoch die Banknoten zu. »Bring' die Sache in Ordnung,« mahnte er; »es wäre ein schlechter Spaß, wenn es auskäme, daß du — unterschlagen hast.«

Hermann zuckte zusammen. Der andre behandelte ihn wie einen Dieb. Er ballte die Faust. Ein ganzer Bach von Abneigung und Rachedurst floß in seine Seele hinab. Aber er duckte sich immer noch.

Enoch sprach weiter, mehr väterlich und mit wirklichem Gutmeinen. Er fühlte den Neffen in seiner Gewalt und gedachte diese an Stelle des schwachen Bruders zu gebrauchen. »Nimm dir die Sache zur Warnung. Bleib mehr daheim. Und schau' das Weibervolk weniger, aber dein Werkzeug mehr an. Es wird auch die Hanna freuen.«

Hermann hörte das letzte nur noch halb. Wenn er nur erst draußen war, dachte er und war ungeduldig, das Geld fortzuschicken. Auf einmal war ihm jetzt in der eignen Haut nicht mehr wohl. Er zählte die Noten.

Enoch redete noch immer. Er sagte etwas von der Hanna. Daß sie ein Mädchen sei, wie man es weit und breit nicht finde.

Aber das kümmerte Hermann nicht mehr. Er dankte nicht. Fast stürzend machte er sich zur Tür hinaus. Krachend fiel sie ins Schloß. Er aber hielt sich nicht auf. Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß nur wenig Zeit bis zum Mittagspostschluß sei. Das spornte ihn zu noch größerer Eile an. Er sprang die Treppe hinab und lief zur nahen Posthalterei hinüber. Der Vater hatte ihn angerufen, als er das Haus verließ; aber er hatte sich nicht umgewandt. Er kam denn auch noch rechtzeitig, um das Geld an die Bank zurückzuschicken.

Als er es eingezahlt hatte, atmete er auf. Außer ihm befand sich niemand im Schalterraum. Er erhob freier den Kopf. Jetzt war er die Last ab, dachte er. Und der Suse war geholfen! Schon wurde sein Blut wieder warm. Ob sie jetzt auch an ihn dachte? Ob — ob sie ihm wieder schrieb? Sein Name mußte jetzt bei ihr und den Ihrigen einen guten Klang haben.

Mit dem Rückweg nahm er sich Zeit, obschon er wußte, daß daheim das Essen wartete. Seine Stimmung verbesserte sich mehr und mehr und wurde allmählich fast übermütig. Jetzt konnte er auch dem Vater wieder in die Augen sehen und der Hanna, deren gerader Blick ihn irgendwie gestört hatte! Die Hanna! Nein, er wollte sie nicht vergessen! Enoch hatte recht. Sie war ein prächtiges Mädchen! Die Erscheinung der Suse trat etwas in den Hintergrund. In den Augenblicken, in denen sein Leichtsinn Oberwasser erhielt, war Hermann Gisler geneigt, aus der Hand in den Mund zu leben. Und er hatte gerade jetzt nichts dagegen, sich bei Hanna schadlos zu halten, solange Suse außer Reichweite war.

Er erreichte die Haustür. Der Flur, in den er trat, war still, kühl und dämmerig. Das fiel ihm aufs Gemüt. Jetzt mußte er hinauf zu den andern, die wohl schon zu Tisch waren und bei denen sich auch — Enoch befand. Es hemmte ihm etwas die Glieder. Ging er nicht wie an einer Leine, deren andres Ende Enoch hielt? Dann aber gab er sich einen Ruck. Bah, er wollte sich schon nicht unterkriegen lassen! Mit federnden Gelenken nahm er zwei Stufen der Treppe auf einmal. Gleich darauf prallte er in einem Obenhinausgefühl mit gewollter Plötzlichkeit in die Eßstube hinein.

Wie er erwartet hatte, waren schon alle bei Tisch.

Der Vater, der mit dem Rücken zur Tür saß, drehte den weißen Kopf. »Mußt du immer der Letzte sein?« fragte er mit mildem Vorwurf.

»Ich war auf der Post,« entgegnete Hermann. Dann begegnete er Enochs Augen, die ihn durch und durch zu stechen und zu fragen schienen: Hat es jetzt pressiert, Bruder Leichtsinn? Haben dich jetzt Schuld und Schulden gedrückt? Der Rücken wurde ihm steif. Einen Augenblick stockte ihm der Atem. Würde Enoch sprechen, sein Geheimnis preisgeben? Er biß die Zähne zusammen und rüstete sich zur Abwehr. Seine Hand umklammerte fest die Lehne seines Stuhles, den er vom Tisch zurückzog, um sich zu setzen. Jetzt erst fiel sein Blick auf Hanna. Sie hatte sich scheinbar nicht um seinen Eintritt gekümmert. »Guten Appetit!« wünschte er, indem er sich neben ihr niederließ.

»Danke!« erwiderte sie in so kurzem Ton, daß Vater Domini erstaunt nach ihr hinschaute.

Schon wollte eine Stille einfallen, die allen lästig gewesen wäre. Da nahm Enoch zu Häupten des Tisches das Wort: »Du bist fast ein Gast hier, Hermann.« Er war weit entfernt davon, den Neffen zu verraten. Aber er ärgerte sich noch über ihn, und es bereitete ihm eine merkwürdige Lust, ihn zu foppen.

»Hast dich vergnügt in der Stadt?« setzte er das Geplänkel fort.

Hermann machte ein verstocktes Gesicht; aber dann fiel ihm ein, daß er Enoch bei guter Laune erhalten müsse, und er erwiderte mürrisch: »Des Vergnügens wegen bin ich nicht dort gewesen,« merkte indessen sogleich, daß der andre das, was er gesagt hatte, Lügen strafen konnte. Er errötete, und der Bissen quoll ihm im Munde.

»Nicht zum Vergnügen?« wiederholte Enoch gedehnt. Auf seinem Gesicht erschien der hämische Zug, den er hatte, wenn er andern das Leben sauer machte.

Hermann schnitt das Fleisch auf dem Teller und packte dabei das Messer so hart, daß der Teller schrie.

Einen Augenblick sah es wie Krieg aus. Da sprang Vater Gisler mit seiner ein wenig zitterigen Stimme dazwischen. »Ist das ein Wetter!« sagte er mit einem Blick nach den Fenstern, an die der Regen prasselte.

Und der Peterknecht plumpste mit den Worten bei: »Wenn es so fortmacht, brauchen wir die Kartoffeln nicht auszugraben, dann schwemmt es sie aus dem Boden heraus.«

Die Stimmung kam noch einmal ins Gleichgewicht.

Hanna mischte sich ins Gespräch. »Ich tue nichts so gern wie Kartoffeln graben,« sagte sie. Sie war bestrebt, zum Frieden beizutragen, schon um Gislers willen. »Kartoffelernten ist ein wenig wie Würfelspielen. Man ist immer gespannt, wieviel Augen fallen.«

Gisler und die Dienstboten lachten. Der Peterknecht gab ein paar Geschichten von reichen und mißlichen Erntejahren zum besten. Enoch, obwohl er Hermann gleichsam mit den Blicken unter Polizeiaufsicht hielt, beteiligte sich ebenfalls wieder an der Unterhaltung und erzählte von amerikanischen Feldern und Saaten. Er wollte im Grunde keinen eigentlichen Streit.

Hanna und Hermann saßen dabei und hörten zu. Sie hätten jedes gern zum andern ein Wort gesagt, aber sie fanden das rechte nicht. Hanna dachte an Hermanns Reise. Warum war er wieder so lange weggeblieben? Sie litt auch noch immer unter dem Eindruck, daß der Reutehof nicht mehr die Friedensinsel war, als die er ihr früher erschienen war. Aber sie liebte ihn doch, den alten Gisler voran, aber auch die zwei einfachen Leute, den Knecht und die Magd. Aber ihr Verhältnis zu Enoch war sie sich weniger klar. Sie grollte ihm, daß er Hermann immer anfiel wie ein bissiger Köter, aber sie ahnte, daß in seinen stachligen Worten nicht er selbst war. Unbewußt fühlte sie, es verberge sich am Grunde seines Inneren ein Letztes, Gültiges, das einer, der ihn kennen wollte, erst wie aus Schutt ausgraben müsse. Von Zeit zu Zeit richtete sie heimlich beobachtend immer wieder den Blick auf ihn. Hermann endlich stand ihrem Herzen wohl immer noch am nächsten. Er war ein Frauenfänger. Er besaß jenes Unbestimmbare, das den Frauen in Auge und Seele sticht, und auch sie war davon nicht unberührt geblieben. Sie suchte in ihm den zutraulichen Kameraden, ein wenig auch den angenehmen Hofmacher. Die Zweifel und Bedenken, die ihr letztlich gekommen, schmerzten sie. Sie hätte sie gerne zerstreut gesehen und wartete gleichsam auf erlösende Erklärungen von seiner Seite.

Die Mahlzeit nahm ihren Fortgang. Neuer Zwist kam nicht auf. Man aß und sprach. Zur gewohnten Zeit begaben sich Vater Gisler und Peter nach der Scheune. Hanna und die Magd räumten den Tisch ab, Hermann betrat die Nebenstube, die ihm als Amtslokal diente. Nur Enoch verweilte, stopfte sich eine neue Pfeife und sah, die Hände in die Hosentaschen vergraben, aus dem Fenster und dem Regen zu.

Der Regen fiel weniger heftig. Aber der Föhn hatte an Macht und Wildheit gewonnen und warf die Bäume im Garten hin und her, als wollte er sie von den Wurzeln brechen.

Enoch liebte das wilde Wetter. Es beruhigte ihn selber seltsam. Er dachte auch jetzt nicht mehr an Hermann und das, was bei Tisch gesprochen worden. Er überlegte, daß kein Land so rauh und wild war wie das, in dem er Heimat hatte. Es war ein ewiger Krieg zwischen Erde und Elementen. Im Winter, wenn Wälder, Matten und Hütten die Riesenlasten des Schnees trugen! Im Frühjahr, wenn die Lawinen losbrachen und die Wälder niederlegten oder die Steinschläge zu Tal fuhren, als brächen Wunden am urharten Körper der Berge auf! Im Sommer, wenn die Gewitter zwischen den Bergen grollten! Und jetzt im Herbst, wenn der Sturm sein Unwesen trieb! — Dann bemerkte er, daß nur noch Hanna in der Stube geblieben war. Sie öffnete ein Fenster und warf Brosamen hinaus, die sie vom Tisch gekehrt hatte. Er wandte sich zu ihr und sagte: »Ich weiß nicht, ob die alte Pappel unten im Garten noch manchen Stoß aushalten wird, wie den da vorhin.«

»Es geht wüst zu,« bestätigte sie.

Enoch lehnte sich mit dem Rücken gegen das Gesimse und sah sie an. »Es ist, wie wenn einer mit den Beinen den See aufruderte und mit den Armen am Himmel oben fuhrwerkte, daß die Wolken nur so herumfliegen,« scherzte er.

Sie begegnete seinem Blick und sah eine leise, seltene Fröhlichkeit darin. Das bewegte sie seltsam. »So lang seid Ihr nicht, Enoch, daß Ihr in See und Himmel zugleich reichtet,« gab sie in leichtem Ton zurück.

Der andre schaute ihr zu, wie sie im Zimmer aufräumte, und dachte, daß sie mit ihrer hausmütterlichen Art ein Segen im Hause sei. Aber die Arbeit rief auch ihn. Als er sich jetzt der Tür näherte, war er versucht, Hanna vertraulich auf die Schulter zu klopfen; aber er tat es nicht. War sie nicht auch eins jener Geschöpfe, von denen man nie wußte, wie man mit ihnen daran war? dachte er bitter.

Das Mädchen blieb allein zurück. Was war das gewesen? dachte sie. Hatte er ihr nicht irgend etwas Freundliches tun wollen? Suchte aus dem merkwürdigen, kratzborstigen Menschen heraus etwas nach Liebe? Sollte man nicht freundlicher, zutraulicher zu ihm sein? Sie nahm sich vor, auch Hermann in diesem Sinne zu beeinflussen.

Sie kehrte den Boden auf und hielt die Fenster geöffnet, daß der Staub hinausfliege. Jetzt waren ihre Gedanken wieder bei Hermann, und ihr Herz schlug unruhiger. Warum verstand sie ihn nicht mehr so gut wie früher? War er kühler geworden, mühte er sich weniger um ihre Gunst? Ihr Geist war weit von dem, was ihre Hände taten.

Da streckte Hermann den Kopf aus der Nebentür. »Meinst, es fiele mir ein, was wir heute für ein Datum haben?« sagte er.

»Hängt nicht der Kalender über deinem Pult?« neckte sie entgegen.

»Seit einer Woche habe ich kein Blatt abgerissen,« gestand er.

Sie stützte sich auf den Besen, den sie in der Hand hielt. »So schwer ist man anderweitig beschäftigt,« sagte sie halb schelmisch, halb vorwurfsvoll.

Sie gefiel ihm. Sie war — wie alle! Es war ein Spaß, mit ihnen zu parlieren und schönzutun! »Vielleicht — mit dir,« lockte er.

Sie fühlte sich versöhnt.

»Komm ein wenig herein zu mir,« lud er sie ein, »wir haben eine Ewigkeit nicht miteinander geplaudert.«

Sie gab keine Antwort, aber sie trug die Staubschaufel in die Küche hinaus, und nach einer Weile schlenderte sie zu Hermann hinein, dessen Tür offen geblieben war und der wieder vor seinem Pult saß. An Enoch dachte sie jetzt nicht mehr. Es war ihr weich zumute. Sie hätte gern mit Hermann Frieden gehabt. Er hielt die Feder in der Hand. »Brav,« lobte er.

Sie setzte sich aufs Pult, wie sie es oft getan. »Ist es so schön in der Stadt?« fragte sie mit etwas Wehmut im Ton.

Er geriet in jene Stimmung, in der man gern Geständnisse macht, und war fast versucht, ihr die eigentliche Ursache seiner Stadtreisen anzuvertrauen, so sehr war sie ihm in diesem Augenblick wie eine Schwester oder eine ältere Freundin. »Hier auf dem Lande ist alles so eng,« begann er. »Man möchte einmal etwas andres sehen. Und wenn man es sieht — schon allein die vielen schönen Gebäude und die Magazine und die Menschen, die einander nicht kennen und die sich umeinander nicht kümmern, wie hier, so macht das einem Eindruck.«

Hanna hielt die Hand auf das Pult gestützt, und während er noch sprach, hatte er unwillkürlich mit ihren Fingern zu spielen begonnen. Sie merkten es beide erst, als jetzt eine Pause eintrat. Einen Augenblick noch tändelten die Finger, suchten und flohen einander. Dann schauten die beiden sich in die Augen und brachen in Lachen aus. Die alte Kameradschaft war plötzlich wieder hergestellt. Als aber Hermann sich niederbeugte und seinen Mund auf Hannas Hand preßte, zog sie diese errötend zurück. Sie fühlte, daß nicht viel Bedeutung in diesem Kuß war. »Du bist ein rechter Narr,« sagte sie scherzend, und dann: »Überhaupt wird man dich jetzt besser an der Arbeit lassen.«

Sie schnippte mit den Fingern noch einmal nach den seinen und glitt dann zur Tür hinaus. Sie sang leise vor sich hin, während sie die Wohnstube durchschritt und sich nach ihrer eignen Kammer hinaufbegab, um eine Handarbeit zu holen.

Als sie an Enochs Tür vorüberging, sah sie diese halb geöffnet und den Amerikaner am Tisch sitzen und schreiben. Oder schaute er nur gedankenverloren auf das Briefblatt, das vor ihm lag? Da war ihr, als würde ihrer Aufgeräumtheit da drinnen die Berechtigung abgesprochen. Unwillkürlich, besorgt, daß er sie hereinrufen könnte, dämpfte sie ihren Schritt. Das Herz wurde einem schwer in der Nähe dieses Menschen, dachte sie. Und doch war sie ihm nicht gram. Es verwirrte sie nur etwas. Sie wußte nicht, wo ihre gute Stimmung hingekommen. Mit einem leisen Seufzer setzte sie den Weg nach ihrem Zimmer fort.

Unterdessen war Hermann zu seiner Arbeit zurückgekehrt und schaute auf die Kolonnen seines Rechnungsbuches nieder, die Gedanken zusammensuchend, die zu seiner Arbeit gehörten. Er kam aber nicht zu Rande damit. Es war ihm mehr um Tanzen als um Arbeiten. So leicht war ihm das Herz. Seiner Schulden war er

ledig! Und mit Hanna war der Friede wieder hergestellt. Daß er dem Onkel noch verpflichtet war, machte ihm im Augenblick keine weitere Beschwer. Das Leben war schön, sapperment! Er warf die Feder weg und lehnte sich in den Stuhl zurück. Er hatte Glück, dachte er, er mußte noch viel mehr Glück haben! Nicht nur bei Hanna, auch bei Suse! Beinahe hätte er sie vernachlässigt. Nun verlangte ihn wieder nach ihr.

Wenige Minuten später lag auf seinem Waisenratsbuche ein Briefblatt, und er teilte seiner »lieben Suse« mit, wie es in Buren einsam sei und wie er lieber heute schon als morgen erst wieder zu ihr reiste. Er bat auch um Nachricht von ihr, baldige Nachricht. —

Die blonde Suse saß in ihrer Dachstube, als eins ihrer Geschwister ihr den Brief Hermanns brachte. Sie war noch nicht völlig angekleidet, denn es war gestern im Theater spät geworden. Auch hatte allerlei Probenarbeit der letzten Zeit sie richtig ermüdet. Sie saß auf ihrem Bett mit ihren Strumpfbändern beschäftigt, das eine schlanke Bein übers andre geschlagen. Ihr Nacken und die blanken Arme blinkten in der sachten Sonne, die durchs Fenster fiel.

Dorette, ihre kleine Schwester, ein schmiegsames fünfzehnjähriges Ding mit kurzgeschnittenem schwarzem Haar, warf ihr den Brief auf den Schoß.

Sie nahm ihn gähnend auf und prüfte Handschrift und Poststempel.

»Von einem Verehrer natürlich,« sagte die frühreife Kleine und streckte neugierig das Stupsnäschen.

»Buren,« las Suse. Dann streifte ihr Blick die kleine Schachtel drüben auf dem Tischchen. Ein Ring blitzte darin. Der Leutnant ging scharf ins Zeug, dachte sie, halb befriedigt, halb ungeduldig.

Dorette war mit den Augen ihrem Blick gefolgt. Sie erriet den Zusammenhang. »Schreibt er schön?« fragte sie ereignislüstern.

Suse nickte unwillkürlich.

Dorette betrachtete den Ring. »Und den Hauszins hat er auch bezahlt,« sagte sie bewundernd. An ihrer hübschen Nase hing ein wenig Puder. Sie hatte sich mit der Quaste versucht, die sie sich gestern heimlich erstanden. Wollte sie doch zur Bühne wie die Schwester, spielte auch schon dann und wann mit, wenn Kinder nötig waren.

Suses Befriedigung gewann die Oberhand. »Er brennt wie ein Strohdach,« prahlte sie. Aber in ihrem Inneren war eine tiefere Freude, als ihre leichtfertige Rede erkennen ließ. »Es ist gut von ihm,« fügte sie nachdenklicher hinzu. »Nicht jeder wäre so freigebig.«

»Wie sieht er aus?« wollte Dorette wissen.

Suse stand Rede: »Es gibt schneidigere. Vielleicht ist er ein wenig bäuerisch, aber dafür um so gesunder und landskräftiger, wie sie zwischen den Bergen wohnen.«

Ihre Teilnahme wuchs mit ihren eignen Worten. Hermanns Erscheinung stand plötzlich ganz deutlich vor ihr. Und etwas in ihrem eignen gekünstelten Wesen antwortete auf das Erbhafte, Urwüchsige in dem des Mannes aus den Bergen. Ein vielleicht mehr körperliches als seelisches Heimweh nach Hermann ergriff sie.

»Wirst ihn heiraten?« fragte Dorette.

Suse stutzte und platzte dann mit einem Lachen heraus. »Ich denke nicht daran,« erwiderte sie. Aber noch während sie sprach, überlegte sie, was sie da verredete. »Er hat mich auch nicht gefragt,« fuhr sie leichthin fort. Dabei öffnete sie jedoch den Brief und begann ihn mit einiger Erregtheit zu lesen.

In diesem Augenblick trat die Mutter Neumeyer ein. Ihr Haar war nur flüchtig aufgesteckt und hing in Fetzen, die sonst zu Löckchen gebrannt wurden, an beiden Ohren und über die Stirn herunter. Frau Meta, nicht etwa Kosmeta Neumeyer, hatte den Briefträger schellen gehört, und da sie ihre Töchter unter Aufsicht hielt, so kam sie, sich zu vergewissern, von wem ihre Suse eine Post empfangen haben möchte.

Suse nannte ihr ehrlich den Briefschreiber.

Die Mutter nahm es mit mildem Lächeln zur Kenntnis.

»Dorette meint schon, ich heirate ihn,« gestand Suse scherzend.

Die Mutter setzte sich neben sie aufs Bett. Sie grub ein tiefes Tal in die Matratze. »Das verstehst du noch nicht,« beschied sie verweisend die jüngere Tochter.

Diese fühlte, daß sie hinausgehen sollte, aber sie hatte keine Lust dazu. Die Hände auf dem Rücken, wartete sie auf das, was kommen würde.

»Schreibt er nett?« fragte Frau Neumeyer Suse.

Diese spielte mit dem Brief. »Die Zeit ist ihm lang,« antwortete sie. »Er wäre lieber in der Stadt. — Ich möchte auch nicht in der Trostlosigkeit da oben sitzen,« fügte sie nachdenklich hinzu.

Die Mutter überlegte. Es schien ihr nicht angezeigt, eine Versorgung ohne weiteres von der Hand zu weisen. »Man soll es nicht verschwören,« sagte sie.

Suse folgte ihrem Gedankengang. »Er schreibt eine gute Feder,« sprach sie so vor sich hin, und da sie es jetzt aus freien Stücken tun konnte, reichte sie der Mutter den Brief.

Die Frau las ihn.

Dorette machte sich an sie und sah ihr über die Schulter ins Blatt.

»Auf die Antwort kann er warten,« sagte Suse, aber in ihrem Inneren war schon eine

leise Ungeduld, weil diese Antwort noch nicht geschrieben war.

Die Mutter wußte jetzt, was sie wünschte. Sie hatte für den Augenblick nichts weiter zu sagen. »An die Arbeit jetzt!« mahnte sie Dorette.

Suse hielt Hermanns Brief in Händen. Unwillkürlich las sie ihn noch einmal durch. Dann dehnte sie die geschmeidige Gestalt gleich einem Kätzchen, das sich streckt, und betrachtete sich im Spiegel. Sie liebte das Leben und was es kurzweilig machte.

Aber am Abend — sie war heute theaterfrei — saß sie auf ihrer Stube und schrieb. Es kam ein Brief an Hermann zustande, halb hingebend, halb lockend, ein wenig spielerisch, unbeholfen im Ausdruck. Ganz verborgen, ihr selber nicht bewußt, blühte ein Quentchen echtes, ursprüngliches Gefühl. —

Der Briefträger von Buren gab Hermann Suses Brief ab, während dieser an einem der Ställe mit der Reparatur eines Wagens beschäftigt war. Er las ihn sogleich und konnte vor Erregung nicht weiterarbeiten. Ganz benommen schaute er in den blauen Himmel hinauf. Es war ihm, als müßte er die Arme hochwerfen und schreien. Man sagte, die Hirsche schrien, wenn ihre Zeit war.

In diesem Augenblick kam der Briefträger, der weitergegangen, desselben Wegs zurück, ein stämmiger Mann mit einem kräftigen blonden Schnurrbart. »Was schreibt der Schatz?« fragte er scherzend.

»Es wäre Zeit, einander warm zu geben,« erwiderte Hermann beschlagen; der Morgen war kalt und winterlich.

Der Postbote schaute den Weg entlang, der dicht an der mächtigen Scheune vorbeiführte. Der Weg war gepflastert. Auf einer breiten Strecke jedoch unterbrach ihn eine ungewöhnlich große Jauchegrube, die mit Brettern überdeckt war. Früher war hier einmal ein Feuerweiher gewesen. Seit das Grundstück in den Besitz Gislers übergegangen, diente das teichartige Loch als Grube.

»So ein Weltsloch findet man im ganzen Kanton nicht,« bemerkte der Bote. »Das ist, als ob man über einen See ginge.«

»So etwas kannst in der ganzen Schweiz suchen,« prahlte Hermann.

»Wo Mist ist, ist Geld, sagt das Sprichwort,« meinte der Bote. Damit betrat er die Bretterbrücke. »Aber gut zudecken müßt Ihr hier schon,« fügte er dann hinzu. »Sonst könnte es noch einmal ein Unglück geben.«

Hermann stellte sich neben den andern und stampfte auf die Bretter. »Das ist sicher genug,« prahlte er.

»Nichts für ungut!« entschuldigte sich der Mann und verabschiedete sich. Er ging diesen Weg fast jeden Tag. Je nun, und auf den Vertragegängen machte man sich so seine Gedanken. Es kam auf dem Lande manches Unglück vor. Freilich die vom Reutehof waren ordentliche und vorsichtige Leute, die beiden Brüder besonders. »Nichts für ungut,« rief er noch einmal zurück.

Hermann stand noch auf den Brettern und stopfte den Brief Suses in die Tasche. Er hörte die Worte des andern nicht mehr. Was kümmerte ihn auch das Gerede! Da war doch die Suse! Und da war ihr Brief! Wann und wie sah er sie wieder? Und — und —wie schön war die Welt!

Leise vor sich hinpfeifend, begab er sich an seine Arbeit zurück.

Der Bote von Buren fing an zu husten oder anzügliche Bemerkungen zu machen, wenn er Hermann Briefe brachte; denn deren Häufigkeit und Regelmäßigkeit nahm zu.

»Das ist aber eine Fleißige!« scherzte der Blondschnauz einmal; ein andermal: »Das Schätzlein hat Heimweh!«, und ein drittes Mal: »Da ist wieder so ein Herzkäfergruß!«

Hermann quittierte die Witzlein je nach Laune mit vergnügtem Schmunzeln oder mit Stirnrunzeln. Im allgemeinen schwamm er auf einem Meere der Befriedigung. Da aber auch dieses Meer Wellen hatte, so befand er sich heute auf dem Gipfel einer solchen mit einem Jubelgefühl über die von ihm gemachte Eroberung und morgen in einem Tale lauerer und mit Zweifeln durchsetzter Empfindungen, je nachdem etwa die Hanna Fürst ihm mit ihrer Nähe die entfernte Suse einigermaßen verdunkelt hatte.

Der Briefwechsel hatte sich ganz von selbst entwickelt. Wie zwei Kinder beim Ballwerfen keines diesen zuerst fallen lassen und sich ungeschickt zeigen will, waren die beiden Briefschreiber in Eifer gekommen. Auch in immer größere Wärme. Von Hermann, der schon immer ein Hofmacher gewesen, war das nicht eben erstaunlich, aber auch Suse erhitzte sich an seinen brieflichen Schmeicheleien und wachsenden Zutraulichkeiten und ergötzte sich an dem Liebesspiel. Beide steigerten sich dabei in ein heftiges Verlangen hinein, Geschriebenes mündlich wieder zu bekräftigen. Die Trennung bewirkte also, daß das Liebesverhältnis der zwei jungen Leute rasch ein engeres wurde, ohne daß indessen schon ein Wort zwischen ihnen fiel, das etwa einem eigentlichen Verlöbnis gleichgesehen hätte.

Hermann suchte krampfhaft, aber erfolglos nach einer Ausrede, warum er nach der Stadt müsse. Sein Wesen gewann aber infolge der vielen Mucken, die er im Kopf hatte, seiner doppelspurigen Verliebtheit, die heute mehr nach der Seite der Hanna und morgen nach der der Suse ging, eine arge Fahrigkeit. Er, der sonst ein guter Arbeiter gewesen, vergaß jetzt oft des

Tagwerks, das er unter den Händen hatte, und verfiel in Sinnen und zweckloses Planen. — Der Reutehof war eine Musterwirtschaft. Jeder tat darauf seine Pflicht. Wie die Hanna und die zwei Mägde im Hause, so waren Vater Gisler, Enoch, Hermann und der Peterknecht in den Ställen, auf den Feldern und in den Wiesen fleißig. Zurzeit mußte im Walde das Langholz für den Abtransport auf Hornschlitten bereit gemacht werden. Diese Aufgabe fiel Enoch und Hermann zu, während der Knecht des Viehes sich annahm und der weißhaarige Gisler an die Halden stieg, um diese und jene Scheitholzschicht nachzumessen oder die jungen Tannen anzuzeichnen, die aus dem Reutewaldeigen an die Telegraphenverwaltung verkauft worden waren.

Enoch und Hermann pflegten gleich nach dem frühen Frühstück auszuziehen. Hermann lag es nicht recht, mit dem Vatersbruder allein zu sein. Er hatte daher versucht, den Peter zum Mitkommen zu bewegen, aber der Vater hatte dagegen Einspruch erhoben, und er mußte sich fügen. Er vermied es aber wenigstens, den Weg vom und zum Wald mit Enoch zusammen zu machen. An der Waldlehne selbst freilich, wo die geschlagenen Stämme an die Abfuhrstraße gezogen werden mußten, konnte er ihm nicht ausweichen. Er tat indessen auch da, als sei der andre Luft. Das Ereignis seines Geldpumpes lag nun schon viele Tage zurück und war durch die ihm bedeutsameren Vorfälle der Liebesbriefe in der Erinnerung abgeschwächt. Vergessen konnte er sein Schuldverhältnis allerdings nicht, entzog sich aber dem Unbehagen solchen Gedenkens möglichst dadurch, daß er sich mit seinem Gläubiger und Onkel nicht einließ.

Enoch war ihm nicht auffässig. Er merkte sehr bald, wie der Neffe ihm auswich, behielt ihn aber unter ferner, unaufdringlicher, wenn auch um so schärferer Aufsicht. Ihm so wenig wie den übrigen, Hanna im besonderen, war der häufige Besuch des Briefträgers entgangen. Er machte sich darüber wie über die Tatsache, daß Hermann auch der Hanna immer noch schöntat, seine eignen Gedanken. Um dieser Hanna willen, wie seines alten Bruders halber, unbewußt auch aus aus der Blutsverwandtschaft erklärlichem Wohlwollen für Hermann, der im Grunde doch eine Art liebenswerter Schwerenöter war, wohnte er der Entwicklung der Dinge mit Aufmerksamkeit bei. In seine Spannung und Teilnahme mischte sich seinem Charakter gemäß die Lust zu quälendem Tadel und ätzendem Spott. Die Entdeckung, daß Hermann ihm aus dem Wege ging, wo er konnte, erhöhte diese Lust. Sie quoll in den Blick seiner grauen, scharfen Augen, die nun hinter Hermann her waren wie jagende Hunde. Dieser spürte sie oft plötzlich mitten im Walde, während er selbst mit dem Schälen eines Stammes beschäftigt war und Enoch ein ganzes Stück entfernt von ihm arbeitete. Der Schlag von Enochs Axt verstummte, und er bemerkte, wie er die Arme kreuzte und ihn beobachtete. Oder wiederum, wenn er sich ausruhend auf eine Tanne gesetzt und in Gedanken an Suse sich verlor, befiel ihn jäh die Empfindung, daß Enoch hinter ihm stehe. Und sich umschauend begegnete er seinem Blick.

Bei solchem Anlaß war es, daß die beiden wieder zusammengerieten.

Hermann saß, die lange Axt zwischen den Knien, auf einem Felsblock. — Suse hatte heute von zwei Dingen geschrieben, die ihn heftig bewegten. Sie hatte erzählt, wie schlecht der Beruf der Mutter sich augenblicklich lohne und wieviel Sorge man mit einer so großen Familie habe, und hatte dann durchblicken lassen, was zum ersten in einem gewissen Gegensatz stand, daß Frau Neumeyer und sie planten, gegen das Frühjahr hin einmal einen Ausflug an den See und vielleicht bis nach Buren zu machen. Sollte, so sinnierte Hermann, neue Not in Suses Familie ihm neue Helferpflicht bringen? Bedenklichkeit, vermischt mit Liebesabkühlung, sprang in ihm auf, wechselte aber sogleich zu froher und verlangender Unruhe, als er sich die Möglichkeit einer Wiederbegegnung mit Suse vorstellte. Da weckte ihn ein merkwürdiges Gefühl aus seinem Grübeln. Er wußte nicht, wo Enoch sich in diesem Augenblick befand. Er hörte ihn auch nicht. Aber es war ihm plötzlich wieder, er stehe dicht hinter ihm. So stark war diese Empfindung, daß er, wie um einem Schlage auszuweichen, sich nach vorn duckte. Dann wendete er sich langsam und heimlich um. Er gewahrte aber niemand. Erst als er, sich schüttelnd, aufstand, sah er hoch über ihm den Vatersbruder an einem Baume stehen. Seine Erscheinung ragte an dem grauen Stamm empor, stark, breitschultrig, dunkel und viel jünger als Domini. So mochten die Jäger und Holzer aussehen, die in den Urwäldern der Neuen Welt gingen.

»Der Herr hat, scheint's, schwere Gedanken,« klang es mit dunkler, spröder Stimme durch die Waldstille. Enoch hatte am Morgen den Briefboten wieder im Hause gesehen.

»Wieso?« fragte Hermann in gereiztem Ton.

»Zum Nichtstun hättest ebensogut daheim bleiben können,« fuhr der andre fort.

»Meine Gedanken sind meine Gedanken,« protzte Hermann auf.

Da kam der andre zwischen den Stämmen und über Alpenrosenstauden, Moos und Wurzeln herab näher. »Nicht, wenn sie andern zum Schaden sind,« erwiderte er zornig.

Hermann drehte sich, die Schulter hochwerfend, ab.

Enoch trat dicht an ihn heran. »Du hast es streng mit Briefen in letzter Zeit,« sagte er.

»Das geht niemand an.«



Herbert Curon: Tellskapelle

»Es muß eine heiße Liebe sein.« Das klang sehr spöttisch. »Wenn du dir jetzt in der Stadt eine ausgesucht hast, so laß hier die Hanna in Ruhe.«

»Bist eifersüchtig?« fragte Hermann mit einem mißtönigen Lachen.

Enoch verzog den Mund. »Das ist lang her,« sagte er mit Bitterkeit. Aber die Bemerkung des Neffen stach ihn, er wußte selbst nicht warum. Dann sprach er plötzlich etwas aus, was ihn seit geraumer Zeit beschäftigte. »Wann gedenkst eigentlich deine Schuld abzuzahlen?«

Hermann biß die Zähne zusammen. Es war ihm, als legte man ihm Handschellen an. Er fühlte wieder, wie ihn der andre in der Zange hatte. »Über den Termin ist nicht gesprochen worden, und es ist ja auch erst ein paar Wochen her —« murrte er.

»Man merkt aber nicht, daß du dich an das erinnerst, wozu du pflichtig bist.«

»Du sorgst schon dafür, daß ich es nicht vergesse.« Hermann ergriff seine Axt. Er hieb auf seinen Stamm ein, daß die Splitter flogen.

Der Baum ist nicht schuld,« höhnte Enoch. Dabei ging er am Neffen vorüber, der Straße zu. Die Geschichte regte ihn auf. Leichtsinniger Bub, dachte er. Und Weiber, immer wieder Weiber! Überall waren sie dabei! Da machten sie wieder einen zum Narren! Aber er dachte da ein Wort mitzureden! Aus Entrüstung über Hermanns Narrheit? Aus bloßer Lust am Zuleidleben? Oder — oder wirklich aus Eifersucht, wie — Hermann sagte? Enoch schenkte sich selbst nichts. Er verzettelte jetzt seine eignen Gedanken. Wie kam die Hanna auf einmal in die Geschichte? Sah er an ihr etwas Besonderes? Er, der Alternde, der seine Schule hinter sich hatte? Weil er so gut wie alle wußte, daß sie für den Reutehof ein Segen war? Er würde sich gefreut haben, wenn der Neffe sie genommen hätte. Würde er wirklich?

Langsam gelangte er aus dem Walde. Menschen begegneten ihm. Er achtete ihrer nicht. Er war noch mürrischer geworden. In solcher Stimmung war er sich selbst und allen eine Last.

Nach einiger Zeit erreichte er den Reutehof. Sein Bruder Domini trat eben aus dem Stall und grüßte. Sie hatten sich heute noch nicht gesehen. Dominis Kopf war unbedeckt. Sein weißes Haar war noch so dicht, daß es ihm selbst in der Winterkälte Schutz genug bot. »Bist am Holz gewesen?« fragte er dann.

Enoch bejahte und fügte in aller Verdrießlichkeit hinzu: »Jetzt habe ich Hermann allein werken lassen. Er haut zu, daß die Späne fliegen. Nachher wird er um so länger faulenzen und in den Tag hinausstaunen.«

Er wollte vorübergehen, aber Domini nahm ihn am Arm, so daß er in sein stilles, gutes Gesicht blicken mußte.

»Findest ihn auch so zerfahren?« fragte der Weißkopf.

»So verliebt, meinst,« murrte Enoch.

»Glaubst, er hat etwas los in der Stadt?« forschte Gisler weiter.

»Die Gemeinde kann ihm bald einen Extrabriefträger anstellen.«

Sie waren nebeneinander hergehend unter der Haustür angelangt. Domini blieb mit gesenktem Kopfe stehen. Der andre kümmerte sich nicht um ihn. Wie er über ihn gekommen war, so entlief er ihm wieder, indem er ins Haus trat und die Treppe zu seiner Kammer hinaufstieg. Gisler folgte langsam, bedrückt. Er suchte seine Witwerschlafstube auf, wo noch das Bett der verstorbenen Frau neben dem seinen stand. Was es doch für ein Kreuz war mit dem jungen Volk! dachte er. Man könnte es schön haben beisammen. Und jetzt verlor der Bub auf einmal die Richtung! Freilich, Jugend hat keine Tugend, hieß es im Sprichwort. Der Alte beschwichtigte sich selber damit. Nur die Augen wollte er offen halten, dachte er.

Die Augen hielt auch Hanna offen.

»Man ist unter Polizeiaufsicht,« warf Hermann einmal hin, als ihn der Vater fragte, was er so viel zu korrespondieren habe. — Im Walde, wo Enoch ihn verlassen, hatte er eine ganze Weile lang an seinem Stamm weitergewütet, als wäre es dieser Enoch selbst, dem er seine Dornen abschlagen müßte. Später auf dem Heimweg hatte er abermals das Gefühl gehabt, als ginge er mit hart gebundenen Händen an Enochs Kette. Er schäumte innerlich vor Grimm und warf alle Schuld an seinem eignen Unbehagen auf den Oheim, als hätte seine Not mit jenem Schuldschein und nicht mit seinem eignen Leichtsinn begonnen.

Seither hatte er indessen erfahren müssen, daß nicht Enoch allein ihn unter den Augen hielt.

»Du könntest einmal etwas von dem erzählen, was du so Wichtiges zu schreiben hast. Wir haben sonst nie Geheimnisse gehabt,« sagte der Vater zu ihm.

Er zuckte die Achsel und antwortete nicht. Aber zu schaffen machte ihm das Wort doch und vermehrte seine Unsicherheit. Es war ihm nicht mehr wohl zu Hause. Er kam spät zu den Mahlzeiten, um nicht mit dem oder jenem der andern allein zusammentreffen und allein reden zu müssen. Gleich nach Tisch aber lief er wieder davon oder schwatzte wie ein Waschweib tausend Dinge auf einmal, nur um nicht Zeit zu unbequemen Fragen zu lassen.

Noch gab es friedliche Augenblicke. Da saß etwa an Sonntagnachmittagen der alte Gisler in seinem Lehnstuhl und las die Zeitung, Hanna hielt eine Handarbeit auf dem Schoß. Hermann

rauchte eine Zigarette und tat, als lese er in einem Buche. Die anfängliche Spannung, ob die andern beiden ihn nicht durch verfängliche Fragen stören würden, verlor sich.

Enoch war nie dabei. Er saß einsam auf seiner Stube oder machte allein weite Gänge durch Wald und Gebirg.

Im gut durchwärmten Zimmer aber verbreitete sich allmählich jenes Behagen wieder, das Hanna den Reutehof lieb gemacht. Gisler war zufrieden, daß der Sohn zur Stelle war. Zu Vorwürfen war er nicht aufgelegt. Auch Hanna mochte nicht reden. Zu denken hatte sie wohl. Die Leute vom Reutehof, an denen ihr Herz hing, gaben ihr Rätsel auf. Vater Domini freilich war klar und still wie sein weißer Kopf. Aber der Nörgler und Sonderling Enoch hielt sie noch immer in ständiger Neugier, was von ihm noch zu erwarten sein werde. Vor allem aber machte ihr Hermann zu schaffen. Sie sah, daß sein fahriger Sinn nach einer andern ging. Die Briefgeschichte verriet es ihr täglich. Sie beobachtete dem Kameraden gegenüber eine kühle Freundlichkeit, die nichts Wehleidiges hatte. Manchmal schmerzte sie etwas im Inneren, als blieben Erwartungen, die ehemals stärker gewesen, unerfüllt. Aber wieder manchmal schien ihr, als sei auch das Neue, was Hermann in Anspruch nahm, nicht ein Gültiges, und sie blieb in einer abwartenden, mütterlich liebevollen Geduld, litt Schmerzen, milderte sie, indem sie Entschuldigungen suchte, und verlor die kleinen, unbewußten Hoffnungen nicht, die noch immer in ihr lebten.

Zwischen den beiden Menschen saß Hermann, im Inneren ruhiger und ruhiger werdend, die Wohlhabenheit des Hauses, die Schönheit des Sees vor den Fenstern, des mächtigen Gebirgs wieder gewahrend. Manchmal kam ihm die Tatsache, wie gut ihm das Los gefallen, so stark zum Bewußtsein, daß er einen plötzlichen Drang empfand, den zwei Gefährten der guten Stunde sein Inneres aufzutun. Zu Hanna besonders hätte er sprechen mögen. Er vergaß seiner Tändeleien mit ihr und machte sie in Gedanken zur Freundin, war selbst leichtsinnig genug, aus seinem Bedürfnis, sich ihr anzuvertrauen, schon wieder das Recht abzuleiten, auch ihre Liebe sich gleichsam in Reserve zu halten. Einige Male betrat er schon den Weg zur Beichte, indem er seufzte und etwa ein Wort davon fallen ließ, wie einem immer wieder Menschen begegneten, die einen anzögen, oder deutlicher, wie schade es sei, daß man nicht alle die, die einem ans Herz gewachsen, beieinander haben könne. Ein andermal legte er die Hand auf die Hannas und schaute ihr in die blauen, seit einiger Zeit etwas schwermütigen Augen, als ob er ihr etwas abbitten wolle. Und Hanna fühlte sich durch die Erkenntnis, wie er Wege zu ihr suchte, milder gestimmt und erwiderte einen warmen Blick durch einen gleichen, oder ließ ihm willig die Hand, die er ergriffen hatte.

So waren die Augenblicke des Friedens beschaffen. Aus ihnen aber gewann Hermann, der Leichtfuß, neue und freiere Freude an derjenigen, mit der er Brief um Brief tauschte und die durch ihre Entferntheit und erschwerte Erreichbarkeit sein Begehren nach ihr erhöhte.

Wintertage gingen über den Reutehof hin. Im Tale lag nicht eben viel Schnee, aber kalte Nächte hatten ihn hart wie Stahl gemacht. Der Frost webte auch wundersamen Reifzierat um Bäume, Garten- und Wiesenzäune, um das Strauchwerk an eisgefangenen Bächen und um die elektrischen Drähte, die von Stange zu Stange ins ebene Land hinausgespannt waren. An Vormittagen stand der blaue Himmel zuerst hinter feinen Dunstschleiern, die aber dünner und dünner wurden, bis sie nur noch wie etwas Unwirkliches, mehr Geahntes als Geschautes in der Luft schwebten. Dann lief Glanz über das Blau des Himmelsgewölbes und legte sich als ein unendlich reiner Goldschein über die tiefverschneiten, heiligweißen Firne, um die Felsen und auf einzelne vergilbte, vom Wind freigefegte Flühen. Dann und wann wurde einem Menschen merkwürdig zumute, wenn er aus dem schattigen und kalten Talgrund nach den Bergen schaute, halb andächtig, halb sehnsüchtig, als möchte er gern und könnte doch nicht, als wüßte er weithin in die Ewigkeit und ahnte doch, daß Erdenfüße zum Wege nicht Kraft besaßen.

Im Dorfe Buren rauchten die Kamine. Man mußte eifrig feuern, um der Kälte Herr zu werden. Kerzengerade stiegen die weißen Rauchsäulen in die Luft.

Aber der See hatte eine harte, stahlgraue Farbe. Um die Boote, die im Boothaus des Reutehofs lagen, bildeten sich Krusten von Eis.

Die vom Reutehof lebten ihr Leben. Domini Gisler war vor Weihnachten unpäßlich gewesen und begann eben erst wieder seinen Arbeiten in Haus, Feld und Wald nachzugehen; aber Hanna hatte ihn so wohl gepflegt, daß er behauptete, nie gesunder gewesen zu sein. Weihnachten hatte man unter einem kleinen, auf den Tisch gestellten Christbaum gefeiert, einander bescheidene Geschenke gemacht und im herzlichen Wohlmeinen füreinander sich behaglich gefühlt. Selbst zwischen Enoch und Hermann war kein neuer Zwist aufgesprungen. Sie hatten beide sich unbewußt im Zaum gehalten. Hermann, weil er stark mit sich selbst und der Weihnachtsgabe, die er Suse in die Stadt geschickt, beschäftigt war; Enoch, weil er gleichsam auf der Warte stand und die offensichtliche Be-

mühung der Hanna nicht stören mochte, den Christtag zu einem Friedensfest für alle zu machen. — Enoch und der Peterknecht waren viel im Walde, wo die Beigen von zum Verkauf bereitgestelltem Brennholz sich ebenso mehrten wie die Bauholzstämme, die bei gelinderem Frost in die Säge geführt werden sollten.

Enoch war selber wie ein Stamm, hager und doch breit, geradauf und steif. Hanna erschien er oft als der eigentliche Meister auf dem Hofe.

Hermann war in dieser Winterszeit viel in seiner Schreibstube beschäftigt. Als Sekretär des Waisenrats, der jetzt häufiger als im Sommer tagte, hatte er allerlei Buchhaltungs- und Korrespondenzpflichten und war zudem vor kurzem vom Gemeinderat veranlaßt worden, auch die Buchführung der Dorf- und Alpgenossenschaft noch zu übernehmen. Er war von dem Auftrag überrascht worden und hatte nicht gleich einen Grund bei der Hand gehabt, ihn abzulehnen. Anderseits hatte irgendein inneres Gefühl, über dessen Wesenheit er nicht nachdachte, ihn vermocht, den neuen Beweis von Vertrauen, den man ihm im Dorfe gab, anzunehmen. Was ihm sonst noch von Freizeit blieb, das nützte er teils, um ebenfalls beim Holzen mitzuhelfen, teils, um dem Vater an die Hand zu gehen, der in der Schreinerei des Hofes sich mit der Wiederherstellung allerlei brüchiger Möbel und Werkzeuge beschäftigte und daneben das Vieh besorgte, dem auch — es waren zwei Pferde, sechs Kühe und einige Ziegen — Luise, die Magd und ein seit kurzer Zeit angenommener Hüterbub namens Seppli ihre Sorge widmeten.

Hanna selbst leitete mit Hilfe einer zweiten, kaum den Kinderschuhen entwachsenen Magd auch weiter den Haushalt, und es war nicht nur die Ordnung, das gute Essen, die Sauberkeit der Stuben, die alle Hausgenossen gern zu ihr heimkommen ließen, sondern ihre eigne Heiterkeit, die für jeden ein freundlich neckendes Wort hatte. Mit ihrem blonden, feinen Gesicht und ihrem schmiegsamen Körper war sie jedem eine Augenweide. Das blieb sie auch Hermann. Nur schien ihm oft über die sehenden Augen eine jähe Blindheit zu fallen. Schäkerte er noch immer gern mit der Kameradin, streichelte etwa ihre Hand, umfaßte ihre Hüfte, so verflogen diese Wärmeaufwallungen doch mehr und mehr über den heißeren Empfindungen, die ihm der Briefwechsel mit Suse brachte.

In einer Zuschrift, in der ihm diese für seine Weihnachtsgabe, ein goldenes Halskettlein, gedankt und von ihren sonstigen Weihnachtsgeschenken erzählt hatte, stand, sie hätte zum Christfest einen besonderen Wunsch gehabt, der ihr leider von ihrer armen Mutter nicht hätte erfüllt werden können. Sie sei jetzt häufig zu Ballveranstaltungen eingeladen und müsse dabei immer in den gleichen Fähnlein auftreten. Während andre Theaterdamen eine Menge Kleider hätten, müßte sie mit armseligen drei »Gerüstlein« auskommen. Die Mutter, die der eignen Sorge genug habe, jammere mit ihr über ihre Bedürftigkeit, und sie, Suse, hätte gute Lust gehabt, einem der Herren, die sich seit einiger Zeit mit Blumen und andern Aufmerksamkeiten um ihre Gunst bemühten, einen Wink zu geben, wo ihre Not sei. Davon habe sie aber bisher die Erwägung abgehalten, daß es Hermann vielleicht unlieb sein könnte.

Suse hatte das ohne große Überlegung geschrieben, mehr aus einer augenblicklichen Stimmung als aus Berechnung. Hermann aber wurde durch diesen Brief in Feuer gesetzt. Schon die Tatsache, daß das Mädchen von andern Hofmachern schrieb, jagte ihm das Blut zu Kopf. Es schien ihm, als tue er selbst viel zu wenig, um ihr seine Liebe zu beweisen. Wohl kam ihm flüchtig der Gedanke, die Neumeyers seien auf dem besten Wege, ihn wissentlich oder unwillkürlich auszunützen. Aber er hatte keine Ruhe, bis er Suse wieder das Geld zur Kleideranschaffung gesandt hatte.

Sie dankte ihm mit Postwendung, nannte ihn den besten, verläßlichsten Freund, empfand das auch so und ließ in dieser Stimmung ihrem Bedürfnis nach weiteren vertraulichen Mitteilungen freien Lauf. Die kleine Schwester Dorette, schrieb sie, fange nun auch schon an, in das Alter zu kommen, in dem man mehr auf sein Äußeres geben müsse. Das bringe der Mutter erhöhte Last. Und der Halbjahrstermin für den Hauszins rücke auch schon wieder heran. So sitze die Sorge ewig vor ihrer Tür. Das war keine Lüge. Und sie erzählte es in der Freude über seine Hilfe, und nicht schon, um diese neu zu erbitten. Hermann aber sah bereits die Pflichten, die sie ihm noch gar nicht zugeschoben hatte. Es machte ihn unruhig und unstet. Er schlief in dieser Zeit schlecht, und wenn er sich allein auf seinem Schreibzimmer oder in der Schlafstube befand, saß er oft mit sorgenvoll aufgestützter Hand und einem drängenden Helfenstrieb, nach Wegen suchend, um die Neumeyerschen Wolken zu verjagen. Vielleicht würde ohne die ihm immer glaubhafter und bemitleidenswerter erscheinende Not der Suse und ihrer Angehörigen seine Leidenschaft für das Mädchen nicht so gewachsen sein. So aber, und gesteigert durch die dauernde Trennung, entbrannte sie immer heißer, verwirrte ihn täglich mehr und verdunkelte völliger das ihm nahe liebliche Bild der Hanna. Als Suse ihm zu Neujahr ihre Photographie schickte, lohte sein Herzensfeuer erst recht hoch auf. Wohl bedachte er auch jetzt, daß das Photographieren Geld koste und die Ausgabe der Suse in An-

betracht der allgemeinen Notlage nicht eben dringlich gewesen sei, aber er sandte ihr schon am nächsten Tage einige Banknoten, die er sie einerseits für ein Kleid für das feine, schmucke Dorettlein, anderseits für eine erste Beihilfe zum neuen Hauszins zu verwenden bat. Die Mittel verschaffte er sich dadurch, daß er sein Gehalt als Waisenratsschreiber vorbezog und die Vergütung für sein Aushilfsamt aus der von ihm selbst verwalteten Kasse erhob, obschon sie erst einen Monat später fällig war. Er geriet in ein Fieber. Es war, als ob ein Wind ihn auf einem Wege weiterblase, auf dem es kein Halten gab.

Eines Abends, als er noch spät über seinen Büchern saß und Waisenrechnungen auszog, gingen kurz nacheinander der Vater und Hanna bei ihm ein und aus.

Gisler hatte nach dem Abendessen draußen in der Wohnstube über seiner Zeitung gesessen und zu Hanna geäußert, der Sohn übertreibe es nun wirklich mit seinem Arbeitseifer, sei er doch den ganzen Tag außer dem Hause fleißig gewesen und hätte nun füglich einen Feierabend verdient. Seine weichmütige väterliche Liebe rechnete es Hermann schon als Vorzug an, daß er längere Zeit nicht mehr in der Stadt gewesen und sich ungewöhnlich häuslich zeigte. Er trat bei ihm ein und mahnte: »Mach' doch auch Feierabend, wie andre Christenmenschen, Bub.«

Hermann fuhr ein wenig erschreckt von seinem Buche auf. Der Kopf war ihm jetzt immer dumpf und wirr. Aber als er fühlte, daß der Vater so offensichtlich zufrieden mit ihm war, tat ihm der Besuch wohl. »Laß mich nur,« entgegnete er lächelnd, »ich lasse mich von dir auch gern einmal für zuviel statt zuwenig Arbeitsgeist schelten.«

»Das gibt freilich eine Menge Schreiberei,« meinte Gisler, indem er aufs Geratewohl in dem Kassenbuch auf dem Tisch blätterte. »Und die Ehre ist größer als der Verdienst.«

»Leider,« bestätigte Hermann.

Aber der Vater fuhr fort: »Es ist nicht verloren, was du da tust. Du warst zu viel auswärts. Im Dorf wußte man nicht recht, was du bist und kannst. Es ist gut, daß das jetzt anders wird.«

Hermann war es in diesem Augenblick wirklich, als sei er heimischer im Dorfe und selbst im Vaterhause. Sein Herz schlug dem alten Mann entgegen und wurde für einige Minuten leichter. Er war voll guten Willens.

Gisler aber klopfte ihm auf die Schulter. »So will ich dich machen lassen,« sagte er. »Komm halt zu uns herüber, so bald du kannst.« Zufrieden und seine Pfeife mit besonderem Vergnügen schmauchend, wollte er das Zimmer wieder verlassen.

Da stand Hanna auf der Schwelle. »Ihr macht euch selten, ihr beiden,« scherzte sie. Auch sie war durch Hermanns Häuslichkeit in gute Stimmung versetzt.

»Der hat halt den Schaffensrappel,« lachte Gisler mit einem Blick auf Hermann.

Sie stutzte einen Augenblick, weil sie zu stören fürchtete. Da aber Hermanns Blick belustigt den ihren streifte, trat sie an des hinausgehenden Gisler Statt herein. Die Tür schwang leise ins Schloß. »Also immer noch Amtsarbeit?« fragte auch sie.

»Es will gemacht sein,« antwortete Hermann.

»Laß mich helfen, wenn ich kann,« bot sie an.

Er lachte vergnügt. »Seid froh, daß ich zu etwas nutz bin,« sagte er, legte die Feder beiseite und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Sein Verlangen, mit allen im Hause zu Frieden zu kommen, steigerte sich noch.

»Das bist du oft gewesen — früher,« gab sie zurück. Ihre Augen schauten ihn ehrlich an. Wenn sie ihm noch immer gut war, so war jetzt in ihrer Zuneigung ein Abwarten und Abwägen.

Hermann streckte die Hand aus. »Der Vater ist vorhin so nett gewesen. Sei es auch,« bat er.

Sie kam zögernd näher und gab ihm die Hand, die er suchte. »Das kommt und geht nicht so leicht, wie du meinst,« entgegnete sie.

Er zog sie näher. »Ich bin vielleicht doch nicht so ein Taugenichts, wie ihr meint,« sagte er.

»Es meint niemand mehr, als ist,« erwiderte sie widerstrebend.

»Sei nicht so streng,« redete er ihr zu.

Sie errötete und kämpfte mit sich selbst. Es war genug junge Mannssucht in ihr, daß sein Schöntun ihr wieder Eindruck zu machen begann. »Du solltest noch unter den Meister,« gab sie lächelnd zurück, und da er sie an sich ziehen wollte, stemmte sie zur Abwehr die Hand vor seine Brust.

»Wir haben vielleicht beide zu früh die Mutter verloren,« sagte sie ernst, fast ein wenig traurig.

Er hörte das nicht, er bog sich nieder und küßte wie schon oft ihre Hand.

Sie ließ es geschehen. Sie zürnte ihm nicht. Sie freute sich nur auch nicht ganz.

Als sie in die Wohnstube zurückkehrte, fand sie außer Domini, der am Tisch saß, auch Enoch, der, eine englische Zeitung in Händen, lesend am Ofen stand.

Beide Männer schauten auf, Gisler ruhig, Enoch forschend und mit den Augen in ihrem Gesicht haftend. Sein Blick war so stet, daß sie ihn betroffen erwiderte, worauf er langsam wieder zu seiner Zeitung zurückkehrte.

Sie holte das Damenbrett hervor, auf dem sie und Domini allabendlich ihr Spiel zu spielen pflegten. Ihre Seele war ein wenig flatterig, nicht ganz unberührt von Hermanns Zärtlichkeit

und doch von lange erwachten Zweifeln geplagt. Wenn sie Gisler ansah, der jetzt schmunzelnd ihr gegenüber Platz nahm und seine Steine stellte, ging ihr der Atem frei und ruhig. Aber bald meinte sie wieder Enochs suchenden Blick zu spüren, und es war ihr wieder, als sei in diesem Menschen etwas, was nicht in den Alltag aller, nicht zu Gislers Ruhe noch zu Hermanns Lustigkeit paßte. Was es war, wurde ihr nicht klar. — Sie schob den ersten Stein.

Es wurde still im Zimmer, während das Spiel seinen Fortgang nahm. Nur die Uhr an der Wand tickte. Hinter diesem regelmäßigen Schlag hätte ein feines Ohr das Pochen der Herzen vernehmen können. Etwa das der Hanna, dessen Gang etwas Lauschendes hatte. Sie vergaß jetzt ihres Partners und Hermanns drüben im Zimmer. Sie spürte, mehr als die der andern, die Anwesenheit des Amerikaners. Wie merkwürdig er war, jetzt wie ein Neider und Geizhals und jetzt wie ein armer, einsamer Mensch!

Auch das Herz Enochs schlug in die Stille. Es ging mit dem der Hanna unwillkürlich im Takt oder strebte nach dem Gleichmaß des ihrigen. — Es mußte gut Wetter sein zwischen Hermann und Hanna Fürst, dachte Enoch. War sie so blind oder so wenig nachträgerisch, daß sie jetzt wieder mit ihm stand, als sei alles wie früher? Unberechenbar waren die Frauen! Noch so viele mochte man kennen oder zu kennen glauben und kannte doch keine! Und er glaubte sie alle zu verachten! Aber die da drüben stürzte Erfahrungen und Berechnungen um und verleitete einen, wieder Zutrauen zu gewinnen. Und er hatte beinahe den Wunsch, sich neben sie zu setzen und etwa ein Wort zu ihr zu sagen oder von ihr zu hören.

Enoch faltete die Zeitung zusammen. Er drehte sich, so daß er mit dem Rücken zur Stube stand und die Arme auf der Platte des Giltsteinofens hatte. Warm stieg es ihm aus dem Stein in Augen und Stirn. Warm zuckte es ihm in der Brust.

Die Uhr tickte weiter.

Domini Gisler schlug mit der Dame den letzten Stein Hannas. »Gemütlich,« sagte er und dehnte sich noch ein bißchen wohliger in seinen Stuhl und den behaglichen Abend.

Auch Hermann hörte das Ticken der Uhr und spürte die Stille der drei vor der Tür. Er bekam Lust, die Feder wegzulegen und sich zu ihnen zu gesellen. Aber er tat nur das erste und erinnerte sich wieder, wie nett der Vater und Hanna gewesen. Er wurde immer aufgeräumter. Und die Suse, dachte er weiter. Sapperment, es wurde Zeit, daß man sich wieder einmal sah! Und er, Hermann, war doch eigentlich ein Weltskerl, gestand er sich wieder einmal. Die Hanna kündigte ihm die Liebe nicht! Und die Suse hatte er gewonnen! Seine Arbeit ging gut vonstatten! Es konnte ihm keiner etwas vorhalten!

Als jetzt ein Bedenken in ihm aufsteigen und seine Laune stören wollte, gab er sich einen Ruck, klappte sein Buch zu und machte Feierabend. Wozu grübeln! dachte er. Wozu grübeln!

Hermann mied die Stadt noch immer. Die andern sollten nicht wieder die Nasen rümpfen! Der augenblickliche Friede war ihm zu lieb. Für den Briefwechsel fand er einen Deckmantel. Er verschaffte sich eine Anzahl Kuverte mit Amtsüberschriften. Auf die setzte er seine Adresse in Schreibmaschinenschrift. So führte er eine Weile den Briefträger an der Nase herum. Die Zuschriften der Suse kamen unbeachtet ins Haus. Aber sein Verlangen nach einem Wiedersehen mit ihr nahm an Heftigkeit zu.

Für einen Sonntag endlich, da er mit dem Gesamtwaisenrat in ein Grenzdorf weiter unten am See mußte, um bei einem verstorbenen hablichen Bauern ein Vermögensinventar aufzunehmen, schlug Hermann Suse vor, nach der nächstgelegenen Eisenbahnstation, einem beliebten Kurort, zu kommen.

Die Amtsreise war lange vorher festgesetzt. Niemand konnte Verdacht haben. Es gab zwei Wege zur Rückkehr von jenem Dorfe. Die eine längere über den See, die andere kürzere eben von jenem Kurort mit dem Zuge, wobei es sich traf, daß man an der letzten Dampferhaltestelle mit den Waisenräten wieder zusammentreffen konnte, so daß die Heimkehr nach Buren gemeinsam angetreten werden und Mißtrauen nicht aufkommen konnte, wenn nicht etwa die Räte sich selbst wunderten, warum ihr Schreiber ihnen so plötzlich für den Nachmittag abhanden kam. Hermann beugte aber auch dieser Möglichkeit vor. Er log, daß er im Kurort Mühlebrunn einen Militärkameraden habe, den er bei diesem Anlaß besuchen wolle. Die Räte fanden das natürlich, und so konnte nur ein Zufall noch daheim die Rede auf seine Spritztour bringen.

Suse war sogleich zu dem Stelldichein bereit. Sie hatte sich zwar nicht gerade in Sehnsucht nach dem Leutnant verzehrt. Zuweilen wartete ein andrer Verehrer nach dem Theater auf sie. Aber, wenngleich sie sich mit dem oder jenem vergnügte, so war sie bislang doch mit keinem mehr so vertraut geworden wie mit Hermann, und in ihrem nicht eben tiefen Herzen war eine abgründige Stelle, wo der Name des jungen Gisler hineingefallen war und da als etwas nicht leicht wieder zu Lösendes haftete. — Sie fuhr also an dem hellen, viel zu früh im Jahr frühlinghaften Sonntagmorgen mit einiger Spannung Mühlebrunn zu. Die Mutter und die junge Dorette wußten um den Zweck der Reise. Die Mutter nährte einige Überlegungen: Eine bürgerliche Versorgung ihrer Ältesten schien ihr

um so weniger ungerad, als die schwanke Jüngere zum mindesten ebensoviel Theaterblut in den Adern zu haben schien, also immer noch Künstlerwege gehen konnte. Dorette hatte sich eingehend nach Suses Reiseerwartungen erkundigt. Sie lechzte selbst nach dem ersten Abenteuer, und während sie die Schwester zur Bahn begleitet hatte, war sie nicht satt geworden, zu fragen: »Meinst, gibt es eine Verlobung?« Dabei hatten ihre Kohlenäuglein geglänzt, in ihrem ganzen Wesen hatte ein unbewußter Neid gelegen.

Suse lehnte während der Fahrt ihren Kopf an die harte Sitzlehne des Drittklassewagens. Der Zug war stark besetzt, aber die zwei alten Bäuerinnen und der Klotz von einem Viehhändler, die mit ihr das Bankviereck teilten, interessierten sie nicht weiter. Um so freier schwärmten ihre Gedanken aus. Es war recht lange, seit sie Hermann nicht mehr gesehen, überlegte sie. Er hatte immer sehr nett geschrieben. Manchmal hatte in seinen Briefen ein Wort gestanden, das haftenblieb, wie etwa: Du bist nicht die erste gewesen, Suse. Ihr seid eurer zu viele im gleichen Garten. Aber so etwas Schlankes, Feines ist mir unter allem Ziergesträuch nie begegnet.

Sie fühlte, daß in diesen Worten wirklich seine staunende, mit Blicken noch ungesättigte Bewunderung schwang, und freute sich darauf, diese in seinen Augen wieder erwachen zu sehen, sie aus seinem rascheren Atmen, seiner leiser und zärtlicher werdenden Rede zu spüren. Sie hatte ein scharfes Vorahnungsvermögen, und indem sie sich allerlei kleine Vergnüglichkeiten der Wiederbegegnung ausmalte, erhitzte sie sich selbst ein wenig und sehnte sich nach solchen, ohne sich über ihr Wesen schon volle Rechenschaft geben zu können. Dabei regte sich auch wieder das herzliche Zutrauen, das sie zu dem Bauernleutnant von Anfang an empfunden, und sie beichtete ihm in Gedanken schon allerlei neue, große und kleine Nöte. Warm und behaglich lief es ihr über den Rücken, als sie sich vorstellte, daß Hermann von solchen Dingen erzählen auch schon halb sich selber helfen hieß.

Hermann seinerseits war bei der Abfahrt von Buren an jenem Morgen etwas nervös. Sein nicht ganz reines Gewissen machte ihm wieder zu schaffen, als er sich von Hanna und dem Vater verabschiedete. Ihre freundliche Ahnungslosigkeit, die nach keinem andern Reisezweck als dem ihnen angegebenen suchte, bedrückte ihn.

Als er am Hausstall vorüberging, stand da Enoch im Begriff, eins der Pferde vor den Holzschlitten zu spannen. »Guten Tag!« grüßte Hermann im Vorbeigehen. Ebenso kurz kam ihm Enochs Gruß zurück. Aber im Weiterschreiten war ihm, als sähe ihm der Onkel noch lange nach. Wußte und merkte denn dieser Mensch alles? fragte er sich, und es wurde ihm heiß dabei. Im gleichen Augenblick tauchten aber die Räte und Reisegenossen auf und begrüßten ihn mit Hallo. Da durchzuckte ihn ein jähes Triumphgefühl. Er warf unwillkürlich den Kopf höher und nach Enoch herum, wie um zu fragen: Siehst du, Spürhund, woran ich Unschuld bin?

Die Gesellschaft der Behörde, mit der er darauf das Schiff bestieg, ließ ihn anfänglich nicht zu sich selbst kommen. Man setzte sich in die Kajüte, bestellte sich einen Morgenschnaps und rauchte. Vom Wetter und vom Schiffsfahrplan, von einem und dem andern Bauern, an dessen Seeanwesen man vorüberfuhr, war die Rede. Dann kam man auf den Toten, dessen Vermögen man aufnehmen ging. Die Bauernräte saßen, die Ellbogen weit in die Platte geschoben, am Kajütentisch, langsam und schwerfällig in Gebärde und Wort, mit den braunen Zähnen an den Zigarren kauend. Etwas Geiziges lag in ihrem Wesen, wie es die Kargheit des Landes, das sie bebauten, die Härte der Natur, in der sie lebten, ihnen anerzog. Zuweilen verriet jedoch einer und der andre eine erstaunliche Urteilskraft, wenn von Dingen gesprochen wurde, die seinen engen Gesichtskreis beschlugen.

Hermann, als der Jüngste, obschon nicht maulfaul, mischte sich in die Unterhaltung nur, wenn er gefragt wurde. Seine Gedanken machten sich bald los und gingen zu seinen eignen Angelegenheiten aus. Je mehr das Schiff sich über den von Hochnebel überspannten See der Biegung zuwandte, in der auf der linken Seite das eigentliche Reiseziel und jenseits Mühlebrunn lag, um so öfter suchte sein Blick durchs Kajütenfenster letzteren Ort. Sobald er unauffällig entweichen konnte, stand er auf, strich aus dem Saal und begab sich ans stille Hinterteil des Dampfers. In seinen Mantel gehüllt, lehnte er sich an die Brüstung. Es war kalt. Der Wind pfiff ihm scharf um die Ohren. Aber drüben über Mühlebrunn hatten die Nebel eine hellere Färbung, als spinne dort ein wenig Sonne. Hermanns Atem ging nicht frei. Er hatte keine rechte Freude an sich selbst. Sein Gewissen regte sich immer noch, und immer noch stach ihn Enochs merkwürdiger Blick. Aber das Ufer mit dem nebelverborgenen Sonnenlicht zog ihn an. Noch konnte Suse nicht dort sein, und doch suchten sie schon seine Blicke. Konnte sie nicht irgendwo am Ufer stehen und nach ihm ausschauen? Seine Ungeduld erwachte. Wenn doch all die Pflichten des Vormittags erledigt wären! dachte er. Und die Zeit bis zum Nachmittag schien ihm endlos. Konnte nicht auch irgend etwas dazwischen kommen, daß er das Boot nach Mühlebrunn nicht rechtzeitig erreichte? Rasch schwollen ihm Unruhe und Verlangen nach Suse so mächtig an, daß wieder einmal jeder Gedanke an Buren und den Reutehof entschwand.

Das Dampfboot lief dann die Lände an, wo man aussteigen mußte. Hermann hatte sich in die Kajüte zurückbegeben und stand mit seiner Aktenmappe bei den andern. Der Waisenratspräsident, ein kleiner, hagerer Mann mit einem klugen, sauberen Gesicht, in seinem Privatberuf ein Bäcker, fragte ihn lachend, wo er so lange gesteckt habe. Er erwiderte, es sei ihm in der Kajüte zu muffig gewesen.

Man stieg aus und hatte nicht weit bis zu dem Anwesen zu gehen, aus dessen hübschem, samtbraunem Holzhaus man vor einer Woche den Besitzer zum Kirchhof getragen hatte.

Hermann sah nach der Uhr. Man hatte einige Minuten Verspätung. Er bemerkte es schon mit Unbehagen. Und an diesem Morgen zog er die Uhr noch oft.

Die Amtshandlung nahm ihren Verlauf. Man trat in eine saubere, niedere Stube. Die Witwe, mit zwei Söhnen und einer minderjährigen Tochter, saß darin und wartete. Die Leute waren scheu, fast furchtsam; der Bauer bekommt es nicht gern mit dem Gesetz und seinen Vertretern zu tun. Wein, Käse und Brot standen auf dem Tisch, um gleich gut Wetter zu machen. Weniger rasch und bereitwillig wurden den Räten die Papiere und Ausweise herbeigeschafft, deren sie zur Aufstellung des Verzeichnisses bedurften. Der Präsident war aber ebenso scharf als von Aussehen unscheinbar und in seinem Amt so erfahren, daß er durch ein paar Querfragen aus den Leuten bald jede Gült und jeden Zinsrodel heraushatte, die sie vielleicht gern dem Auge des Steueramts würden entzogen haben.

Hermann, der vor einem beinahe ausgetrockneten Tintenfaß saß und mühsam kritzelnd seine Notizen machte, während die Beiräte sich schon hinter Essen und Trinken setzten, ärgerte sich, wie langsam und schwerfällig die Angelegenheit im allgemeinen und seine tintenknappe Schreiberei im besonderen vor sich ging. Drüben an der Wand schwang eine Schwarzwälderuhr ihren Pendel hin und her. Sie schien ihm in blödsinniger Hast immer und immer wieder fünf Minuten zu überspringen. Auf seiner Taschenuhr stellte er jedesmal fest, ob die Sache auch ihre Richtigkeit habe. Seine Hand begann vor Ungeduld zu zittern. Aber als er schon daran zu verzweifeln anfing, daß er das Boot nach Mühlebrunn noch erreichen werde, und sich in einer Mischung von Wut und Hilflosigkeit Gedanken darüber zu machen begann, wie er Suse von seinem Ausbleiben verständigen oder die Zusammenkunft auf eine spätere Stunde verlegen könne, war seine Arbeit auf einmal fertig und sah er selbst sich in einen raschen Aufbruch des Rates verwickelt. Er verabschiedete sich hastig und unter Wiederholung der vorgesehenen Ausreden von seinen Begleitern. Die Räte machten einige Einwände, und der scharfsichtige Präsident scherzte, der Militärkamerad möchte wohl eine Kameradin sein, aber er zeigte ihnen eine glatte Stirn und erwiderte Scherz mit Scherz. So wurde er sie verhältnismäßig rasch los und schlenderte mit gemachter Seelenruhe der Lände zu.

Mit befreitem Gemüt setzte er sich auf das Eisengeländer des Dampfschiffstegs. Die Sonne hatte Macht über den Nebel gewonnen. Auf einzelnen Bergen lag ein leiser Goldschein, und zwischen Dunst und Wolken erschienen am Himmel blaue Flecken.

Der Wartende sah das Dampfschiff um die nächste Felsenecke sich nähern. Es war in seinem Leben immer so gewesen, daß ihn der Augenblick völlig erfüllte und von Vergangenheit und Zukunft gleichsam löste und erlöste. Er wurde einem Vergangenen eigentlich nicht untreu, sondern vergaß nur immer in einer gewissen Fahrigkeit über der schönen Gegenwart das Gewesene, jedesmal eine Art neuen Lebens lebend.

Der Dampfer legte an. Lang dauerte es, bis der Schiffssteg befestigt und die Ankommenden ausgestiegen waren. Aber endlich konnte Hermann einsteigen. Und wenn ihm die Fahrt selbst wieder schneckenhaft langsam erschien, so ging doch auch sie vorüber. Dann sah er wahrhaftig Suse an der Lände stehen, so wie er sie am Morgen gesucht. Er stand sogleich in Flammen. So hübsch hatte er sie nicht mehr im Gedächtnis gehabt!

Sie hatte ihr glockenförmiges Hütchen auf, das so viel von ihrem hellen Haar freiließ, daß dieses ihr Gesicht als goldener Rahmen umgab. Und gewachsen war sie wie eine Gerte und trug einen pelzbesetzten Mantel, der aus ihr eine vornehme Dame machte! Wie damals am Bahnhof der Stadt schlenderte sie, als er ausstieg, zur Seite, als habe sie hier kein Geschäft. Er aber eilte auf sie zu und schob seinen Arm durch den ihren.

Sie errötete. Sie war neugierig gewesen, ob er ihr noch so gut gefallen werde wie das letztemal. Dann war sie ein wenig enttäuscht. Die Zivilkleider standen ihm nicht so gut wie die Uniform. Als sie aber den festen Druck seines Armes spürte, ließ sie sich von seinem Herrentum überrumpeln und erwiderte schon wohlgefällig seinen Blick.

In schweigendem Übereinkommen schlenderten sie die Uferstraße entlang bis zu einer Stelle, wo ein Fußpfad in den Wald hinaufführte. Langsam kam eine Unterhaltung in Gang.

»Wie schön, daß wir wieder beisammen sind!«

»Es ist viel zu lange her, daß wir einander nicht gesehen haben.«

»Briefe machen einen nur ungeduldiger.«

So ging es eine Weile mit guten Worten hin und her.

Dann wurden sie der Weltverlassenheit ihres Weges inne. Der Schnee, der ihn noch deckte, war von Holzern zusammengetreten, aber das

Steigen blieb mühsam genug. Aber je höher sie gelangten, um so reiner wurde die Luft, und sie kamen in die Sonne und sahen den Himmel über sich immer blauer werden. Sie wurden stiller, aber Auge, Hand und Lippe redeten die schweigende Sprache der Zärtlichkeit.

Zwischen den Tannen, an einer Stelle, wo der Berg senkrecht gegen den See abfiel, befand sich eine Bank. So schroff war der Absturz, daß die Straße, die in der Tiefe unter den Felsen vorbeiführte, nicht zu sehen war, sondern der Blick direkt in das bleigraue dampfende Wasser fiel. Hermann steuerte sogleich auf sie zu.

»Da kann einem schwindlig werden,« sagte Suse und schmiegte sich fester an ihn.

»Nicht, wenn man in den Bergen daheim ist,« gab er lächelnd zurück. Er konnte sich an ihrer schlanken Schönheit, deren Einzelheiten er gleichsam neu entdeckte, nicht satt sehen.

Sie aber empfand ein unwillkürliches Schutzbedürfnis und war seiner wieder sehr froh. »Was hast du all die Zeit getrieben?« wollte sie wissen.

»Was man so treibt bei uns, gearbeitet im Wald, Feld und Haus,« erzählte er, »auch viel geschrieben, weil ich doch Amtsschreiber bin.«

»Ich weiß eigentlich wenig von euch. Du sprachst einmal von einer Pflegeschwester.«

Er lachte und errötete ein wenig. »Das ist die Hanna. Mein Vater ist mit ihrem Vater befreundet. Sie ist lange bei uns.«

»Jung?«

»Etwas älter als du.«

»Hübsch?«

»Man kann nicht nein sagen.«

Das Herz war ihm nicht beschwert, während er Auskunft gab. Er billigte sich eine Menge Recht zu. Wenn sie ihn gefragt hätte, ob ihm die Hanna gefalle, würde er geantwortet haben: Natürlich! Warum nicht?

Sie fragte aber nicht. Ihre eigne Liebe war noch zu wenig tief, als daß sie sich Gedanken über die Art der seinen gemacht hätte.

»Also drei im Hause?« plauderte sie weiter, kaum eine Antwort erwartend.

»Wenn du die Dienstboten nicht zählst und —« Er stockte plötzlich. Es war, als ob ihn eine kalte Faust im Genick packte.

Sein Verstummen war so jäh, daß es Suse auffiel und sie ihn fragend anschaute.

Da vollendete er mit schwererer, unwilligerer Stimme als vorhin: »Den Vatersbruder, den Amerikaner nicht zu vergessen!«

Ihre Augen wurden größer. Sie spürte, daß an dem Menschen, von dem er sprach, etwas Besonderes sein müsse. »Was ist mit ihm?« fragte sie unwillkürlich.

»Nichts weiter,« entgegnete er. »Er hat Geld. Ich — ich mag ihn nicht.« Auf einmal drückte ihn die Schuld an Enoch. Schwer, als habe ihm einer einen Steinblock auf die Achseln gelegt. Und er mußte an seine neue Geldknappheit denken und an die Heimlichkeit seiner heutigen Wege. Deutlich empfand er auch, daß gerade jetzt Enoch Gislers Gedanken ihm nachspürten, daß sein Mißtrauen ihm gleichsam gefolgt war.

Suse sah nicht auf den Grund dessen, was in ihm vorging. Aber sie ahnte etwas von seinen Sorgen, und es erinnerte sie an die ihrigen. »Man muß immer etwas haben, was einen drückt,« sagte sie. »Bei uns geht es auch wieder drunter und drüber.«

Hermann horchte erschreckt auf. Was bekam er wieder zu hören? Aber schon wieder hingerissen von ihrer Anmut, eiferte er: »Du darfst keinen Kummer haben, von dem ich nicht weiß.«

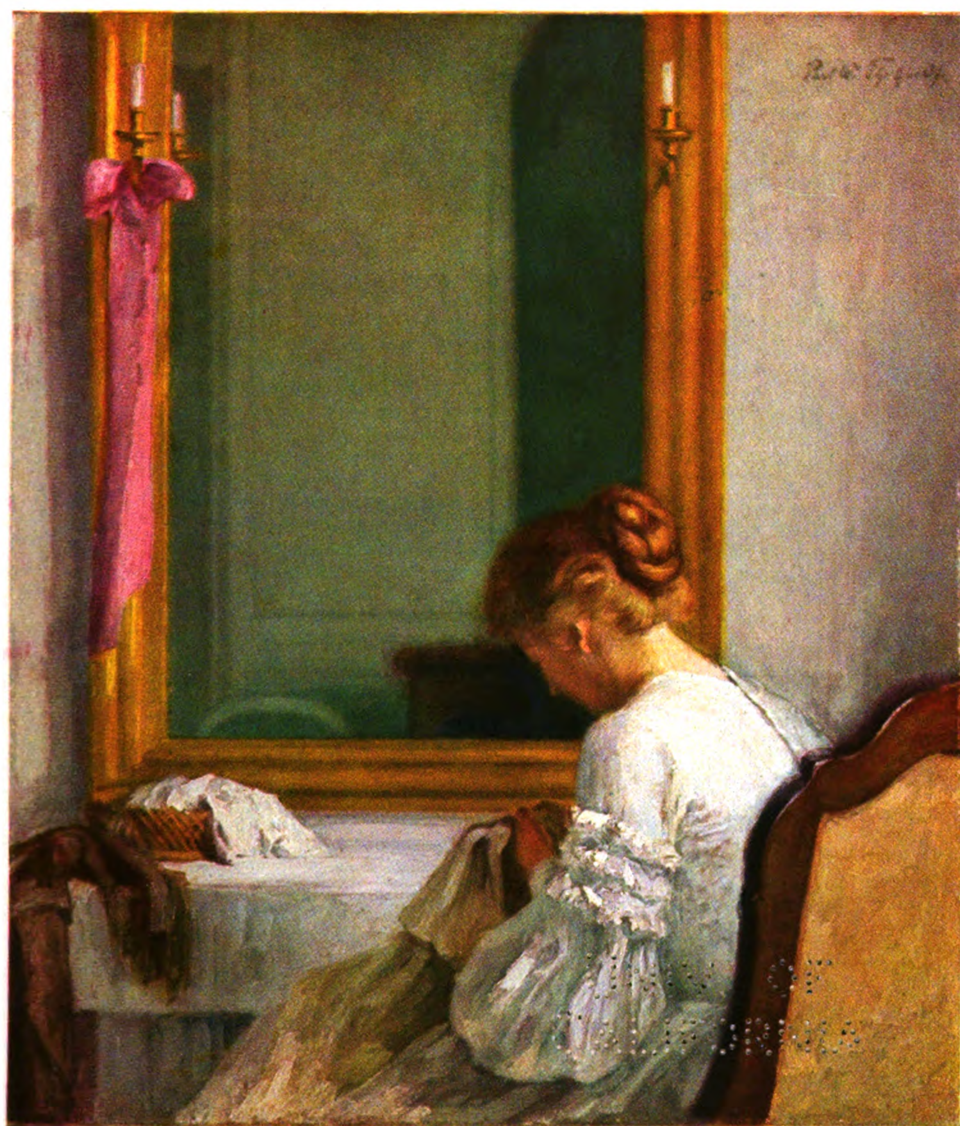
Das war, was Suse an ihm so hübsch fand, daß er ein so grundgütiger Mensch war. Dankbarkeit und Liebe feuerwerkten in ihrem Blick. Dann erzählte sie. Von Dorette, die zur Tanzschule sollte. Von der Mutter, die betrieben (wegen einer Schuld gerichtlich belangt) wurde. Dreitausend Franken wären not, sage die Mutter, damit sie endlich und gültig aus den Schulden kämen. »Wer soll helfen?« flüsterte sie in wirklicher Bedrängnis und mit tränenerstickter Stimme. »Am Ende wird man doch noch schlecht werden müssen, damit —«

Sie stockte und schmiegte sich enger in ihn hinein. Ihr schwindelte wirklich vor dem Abgrund, über dem sie saßen, ebenso wie vor der Mißlage daheim.

Hermann spürte ihr unwillkürliches Hilfesuchen. Das Wort vom Schlechtwerden machte ihm besonders Eindruck. Es diente ihm auch als Entschuldigung vor sich selbst. Er war schon entschlossen, zu helfen, obgleich er auf der lieben Welt nicht wußte, wie.

Suse war dem Weinen nahe. Hermann nahm ihren zierlichen Kopf, von dem er den Hut gestreift hatte, zwischen seine Hände, streichelte ihr schönes Haar und war gleich ergriffen von ihrem Kummer wie von ihrer Lieblichkeit. Dann versprach er wieder das Blaue vom Himmel herunter: »Hundert zudringlichen Bettlern wird geholfen. Aber die verschämten Armen kommen immer zu kurz. Es ist einfach Pflicht, deiner Mutter einmal die Hand zu bieten. Und wozu bin ich denn da? Es muß sich doch ein Weg finden.« Er konnte nichts dafür. Es riß ihn etwas fort. Er wußte auch jetzt noch nicht warum und wozu. Er spann das nicht zukunftsgültig aus, was ihn mit Suse verband. Aber er taumelte gleichsam mit ihr weiter wie einer im Faschingsrausch.

Suse war vielleicht nicht ganz so harmlos. Ihr zuckte wohl etwa der Gedanke durch den Kopf, daß der Mann da neben ihr sie einmal, bald vielleicht, ganz zu sich zu nehmen wünschen werde. Aber sie war sich selbst nicht klar, ob



Paul W. Ehrhardt: Vor dem Spiegel

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung

UNIV. OF
CALIFORNIA

sie ihm ja sagen würde. Im Augenblick genügten ihr seine Bereitwilligkeit und sonst ein paar Vorzüge. Sie zeigte sich immer zutunlicher.

Ihr Blut begann sich gefährlich zu entzünden. Sie vergaßen die Sorgen ob andern Dingen.

Da mahnte ein schriller Pfiff aus der Tiefe und das Rollen eines Eisenbahnzuges sie an die Wirklichkeit.

Hermann fuhr zusammen. Er durfte die Stunde der Heimfahrt nicht verpassen. Hastig zog er seine Uhr. Es war hohe Zeit, an den Gang zum Bahnhof zu denken.

»Schon so spät,« sagte er.

»Die Zeit war eben knapp,« gab Suse mit glühheißen Backen zurück. »Es lohnte fast die weite Reise nicht.«

Sie waren aufgestanden und traten, einander bei der Hand haltend, den Abstieg an. Hermann machte noch Worte. Lange dürfe es nicht dauern bis zum nächsten Wiedersehen. Aber der Schrecken über die Flucht der Zeit war ihm in die Glieder gefahren. Er war abgekühlt und wurde schweigsamer. Schon legte sich ihm auch wieder andres aufs Gemüt. Er war wieder neue Verpflichtungen eingegangen!

Es wurde ihm, als ob er einen Stein in der Tasche trage, der mit jedem Schritt schwerer wurde.

Erst als sie beinahe schon die Straße wieder erreicht hatten, erinnerte sich Hermann, daß sie nun wieder unter die Augen der Leute mußten. Da nahm er Suse noch einmal in die Arme.

Dann traten sie auf breiten, begangenen Weg. In jedem blieb ein Restlein Freude, eine kleine, schmackhafte Erinnerung an Liebessüßigkeiten. Aber die Wirklichkeit verlangte wieder ihr Recht. Der Suse fiel ein, es bleibe ihr nach der Heimkehr noch Zeit, ins Theater zu gehen, und sie überlegte, was sonst noch mit dem Abend werden solle. Hermann war unruhig. Würde der Zug nicht etwa Verspätung haben, mit dem Zusammentreffen mit den Amtskollegen alles klappen?

Sie kamen zum Bahnhof, an dem Suse eine Viertelstunde länger zu warten hatte als Hermann. Je näher die Trennung rückte, um so mehr leid tat ihnen aber das Auseinandergehen. Sie konnten nicht mehr viel reden, es standen zuviel Leute herum. Aber manchmal streifte eins das andre mit einem bedauernden Blick.

Der Zug fuhr ein. Sie winkten einander zu. Hermann stand am offenen Fenster und Suse auf dem Bahnsteig. Sie liebten einander jetzt wirklich. Und sie hatten schon Verlangen nach neuem Wiederbeisammensein.

Es war alles nach Wunsch gegangen. Hermann fand an der Station seine Räte wieder. Sie waren ein wenig angeheitert, hatten von Spiel und Wein heiße Köpfe. Nur der dürre Präsident war kühl und nüchtern und sah Hermann mit seinen durchdringenden Augen an, während die andern witzelten, ob der Kamerad, den er getroffen, einen neumodigen Rock mit kurzen Ärmeln angehabt. Hermann zahlte den Fragern mit dem Gegenwitz heim, der Kurzärmelkamerad lasse sie grüßen, wenn sie in ihrem Dusel noch wüßten, was das sei. Aber der Blick des Präsidenten behelligte ihn. Er versuchte, an Suse zu denken, aber der Umstand, daß sie dem Heimatdorf näher und näher kamen, störte ihn. Und ein inneres Unbehagen nahm zu. —

Auf dem Reutehof war inzwischen der Tag unter den gewohnten Arbeiten verstrichen. Domini Gisler hatte in der Schiffshütte zum Rechten gesehen, wo das Fischerboot im Wasser lag und der Kahn in seinen Ketten hing, hatte auf der Heubiele ein paar Bündel Futter heruntergeholt, an Stelle Hermanns gegen Abend das Vieh zur Tränke getrieben und kaum an den Sohn gedacht. Hanna war mit dem Anfertigen neuer Bettwäsche beschäftigt. Sie saß den ganzen Tag an einem der nach dem See gerichteten Fenster. Ihre Gedanken waren bei ihrer Arbeit, der kunstvollen und für das Bauernhaus fast zu festlichen Stickereiverzierung, die sie den Kissenbezügen gab. Die Stube war warm und gemütlich. Dann und wann ging Vater Gisler oder einer der Dienstboten ein und aus. Man wechselte ein freundliches Wort. Es blieb nichts zu wünschen, da sie auch von ihrem eignen Vater guten Bericht hatte, dem Vater, der ihr in der langen Zeit ihres Hierseins schon ganz fremd geworden. Einige Male, während ihr Blick auf die nebelüberhangene, graue Fläche des Sees fiel, erinnerte sie sich Hermanns. Sie verfolgte in Gedanken die wahrscheinliche Begebenheit der Amtsinventuraufnahme. Dann dachte sie wieder einmal, daß Hermann viel abwesend sei, und bedauerte es.

Einmal, als sie aufblickte, sah sie Enoch unten an der Seemauer stehen. Sie wußte nicht, wo er plötzlich hergekommen. Aber sie ließ unwillkürlich die Arbeit ruhen und betrachtete ihn. Dunkel und streng hob sich seine lange, hagere Gestalt vom Grau des Nebels ab. Er stand da, als ob er in Gedanken gefallen sei. Sie begann sich wieder mit ihm zu beschäftigen, mit seinen Eigenheiten und dem merkwürdigen Ausdruck sinnender Milde, den sie zuweilen in seinen Augen zu entdecken glaubte. Dann wunderte sie sich über sich selbst. Wie kam es, daß dieser Mensch immer wieder ihre Aufmerksamkeit erregte? Sie hatte doch lange schon neben ihm hingelebt und nichts Besonderes an ihm gefunden, vor allem nichts — nun nichts, was ihr irgendwie gefallen hätte.

Während sie noch so spintisierte, setzte Enoch sich gegen das Haus zu in Bewegung. Flüchtig

streifte sein Blick ihr Fenster. Er schien sie zu erkennen. Er grüßte aber nicht, sondern schritt mit seiner gewohnten breitspurigen Bedachtsamkeit nach der Haustür. Sie hörte ihn dann auf der Treppe. Er ging an der Wohnstube vorbei, allein. Er war eigentlich immer allein, dachte sie und hätte ihm gern ein gutes Wort gegönnt, wenn er eingetreten wäre. So nahm sie ihre Arbeit wieder auf und ließ durch sie sich ablenken.

Enoch Gisler war ein Grübler. Etwas von einem Spürhund war wirklich in ihm seit der Zeit, da er seiner Frau auf die Schliche gekommen und sein Mißtrauen über ihr gewacht hatte. Sein Mißtrauen ging jetzt hinter Hermann her. Amtsreise, jawohl, dachte er seit dem Vormittag. Außer Rand und Band war der Neffe! Sicher wieder hinter dem Mädchen her, um dessentwillen er die ungeschickten Schulden gemacht! Wenn er nicht schon wieder hinter einer neuen herstrich! Es war ihm, als müsse er dem Burschen nachgehen. Das hatte ihn auch an den See hinuntergetrieben. Als ob er durch den Nebel hindurch irgendwo den Neffen mit seiner Liebsten stehen sehen könnte! Verfluchtes Weibervolk! Was brauchte da wieder eine einen jungen Menschen um seinen Verstand zu bringen! Was brauchte da aber auch einer so ein Mordsglück zu haben! Zorn und Neid stritten in ihm. Aber tief hinter diesen Gefühlen blühte ihm unbewußt etwas andres auf. Das war wie schon oft eine heimliche Angst um der Hanna, des Bruders Domini, ja selbst um Hermanns willen, und daneben eine sonderbare, unklare Menschenliebe, die wiederum die drei, Domini, Hermann und Hanna, umfaßte, aber selbst die unbekannte Vierte, das Mädchen des Neffen, nicht ausschloß.

Den ganzen Tag über grübelte Enoch Gisler.

Als am Abend Hermann heimkehrend mit schwer verhehlter Befangenheit in die Wohnstube trat, wo die andern sich eben zum Nachtessen niedersetzten, begegnete er Enochs Augen zuerst, wie er am Morgen bei der Abfahrt ihnen begegnet war.

Die allgemeine Begrüßung ging indessen ohne Zwischenfall vorbei.

Vater Gisler fragte dann nach dem Verlauf der Amtshandlung und, lachend, ob diese oder der Wirtshaushock für die Räte die Hauptsache gewesen sei.

Hermann berichtete, wie fleißig seine Kollegen hinter Glas und Karten hergewesen. Auch der Geschicklichkeit des Präsidenten gedachte er ernsthaft und erzählte erleichtert vom eigentlichen Geschäft der Reise. Domini und Hanna waren befriedigt. Hermann hätte beinahe wieder ein leichtes Herz bekommen, wenn er nicht Enoch so steif und ungläubig hätte dasitzen sehen und ihm nicht Erinnerungen an Suse und ihr gemachte Versprechungen den Kopf verwirrt und den Sinn verdüstert hätten.

Der Abend verlief aber ereignislos. Wohl glaubte Hermann fortwährend, auf Enochs Lippen das Wort, das ihn verdächtigen würde, liegen zu sehen. Aber dieses Wort fiel nicht.

Nach einer Weile stand man auf, um zu Bett zu gehen. Übermut befiel Hermann. Er kam sich merkwürdig erlöst vor. Er drückte dem Vater in einer Aufwallung der Liebe, die er für den alten Mann trug, kräftig die Hand. Die Hannas hielt er neckend fest.

Da erst traf ihn Enoch. Der ging an ihm vorbei und sagte: »Gute Nacht, Reisefex.« Nicht in dem harmlosen Übernamen, sondern im Laut seiner Stimme, die von Mißfallen bebte, lag das Aufreizende.

Hermanns Hand, die die Hannas noch immer hielt, zuckte unwillkürlich. Aber er biß die Zähne zusammen und ließ sich nichts weiter merken. Er verabschiedete sich nur rasch.

Hanna hatte den herben, herausfordernden Ton in Enochs Stimme wohl gehört, aber man war an Gehässigkeit bei ihm gewöhnt, und so legte sie der Sache auch diesmal keinen weiteren Wert bei. Auch über Hermann dachte sie jetzt nicht weiter nach. Sie schnippte nur mit den Fingern nach ihm, wie sie das manchmal tat, wenn sie sich neckten, und ging ihm voran in ihre Schlafstube.

Hermann fand sich allein im oberen Flur. Das Licht, das an der Decke hing, schien ihm plötzlich trübe zu brennen. Und wie jäh es still geworden war! Als der letzte, der schlafen ging, drehte er das Licht aus. Dann sah er den Schein von Enochs Lampe durch die Ritzen seiner Tür dringen. Natürlich war er noch wach, würde es noch lange sein, dachte er. Und während er seine eigne Tür mit unwillkürlicher Heimlichkeit öffnete und schloß, hielt er den Atem an. Ob der Oheim nicht noch herüberkam oder ihn rief? Es schien ihm wohl möglich, daß er ihm noch etwas zu sagen hätte, der Aufpasser, der Nachspürer, der sicher wußte, wo er gewesen war. Seine Fäuste ballten sich. Er hätte an die Wand schlagen und hinüberschreien mögen: Verfluchter Störenfried! — Während aber sein Grimm nach Aufbegehren und Lärm verlangte, entledigte er sich im Gegenteil seiner Kleider mit völliger Geräuschlosigkeit, unbewußt bestrebt, durch nichts seines Stubennachbars Aufmerksamkeit zu erregen. Noch als er ins Bett schlüpfte, tat er es mit beflissener Behutsamkeit. Lauschte nicht auch der andre da drüben? dachte er.

Mit verhaltenem Atem lag er dann auf dem Rücken. Aber der immer noch erwartete Anruf Enochs kam nicht. Es blieb auffallend still. Da wurde er ruhiger, die Spannung löste sich, auch der erbitterte Wille zum Widerstand, den er

dem Feinde nebenan entgegenzusetzen bereit war. Aber sogleich wurden seine Gedanken für Erinnerungen frei. Wie hübsch und zärtlich Suse gewesen war! Er lebte die Einzelheiten des Liebesnachmittags wiederum durch. Hinter der Freude stand das Bedauern, daß alles schon vorbei war, und die Lust, es bald zu wiederholen. Plötzlich aber löste Bestürzung dieses Bedauern ab. Er erinnerte sich aufs neue der Neumeyerschen Not und seiner Versprechungen. Hatte er nicht getan, als wüßte er wieder den Weg zur Hilfe? Und wußte ihn eben nicht! Schweiß drang ihm aus allen Poren. Und nun kamen zu der einen Beklemmung immer neue, wie Teufel, die ihn mit glühenden Zangen zwickten. Er war ja noch nicht einmal die alte Schuld bei dem da drüben, dem Enoch, los. Und sollte schon neue Mittel haben. Seine letzte Barschaft war bei der Fahrt nach Mühlebrunn draufgegangen, auch sein Sparkassenbuch aufgezehrt. Das hatte er vor einiger Zeit mit dem Einverständnis des Vaters an sich genommen, dem er gesagt, daß er nun alt genug sei, sein Besitztum selber zu verwalten. Aber war es nicht eine Niedertracht, daß er vom Vater nicht ein fixes Einkommen erhielt, einen Anteil am Gutsertrag, statt der lumpigen 200 Franken monatlich, die gerade hinreichten, ihm während des alljährlichen Militärdienstes ein anständiges Auftreten zu gestatten? Vom Vater! Hm, er hatte jetzt viel Heimlichkeiten vor dem alten Mann! Auch vor Hanna! Es war schade. Der Friede früher war schöner gewesen!

So wirbelten ihm die Gedanken durch den Kopf. Seine Stimmung wurde salziger, unruhiger. Er warf sich im Bett von einer Seite zur andern, wurde inne, daß er mit seinem Grübeln den Schlaf immer mehr vertrieb, und geriet schließlich in einen unvernünftigen Zorn wider ein unbestimmtes Schicksal, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ.

Es war lange nach Mitternacht, als er endlich Schlaf fand. Der aber war schwer und traumbelastet, so daß er ihn nicht erquickte.

Enoch war in dieser Nacht auch kein großer Schläfer. Aber er war es überhaupt nicht. Er hatte seinen Körper immer in strenger Zucht gehalten, ihn spät in die Federn gelegt und früh wieder herausgetrieben. Er pflegte sich mit seiner Pfeife in seinen Lehnstuhl zu setzen und zu lesen. Seine amerikanische Zeitung zuerst, dann ein Lokalblatt, manchmal auch ein Buch, irgendeine Reisebeschreibung oder eine Chronik. Auch die Bibel nahm er zuweilen zur Hand. Dann verlor er sich aus den Gedanken der Bücher in seine eignen, blies den Rauch in die Luft und las in seiner eignen Vergangenheit. Auch an diesem Abend blieb er lange auf. Aber seine Zeitungen fesselten ihn heute nicht, sondern seine Gedanken kehrten immer wieder zu Hermann zurück. Er hatte die Überzeugung, daß dieser wieder bei dem fremden Mädchen gewesen war. Er hörte ihn dann in sein Zimmer treten, hörte ihn, ohne eigentlich zu lauschen, spürte die Heimlichkeit seines Wesens, und wie er von einer merkwürdigen Gewissensunruhe besessen war. Er spürte auch die Feindseligkeit gegen ihn selbst, in die jener immer mehr hineingeriet. Aber er zürnte ihm nicht eigentlich, lachte innerlich halb über ihn, halb bemitleidete er ihn, weil ihn die Weiber so in der Zange hatten. Die Zeitung auf den Knien, schaute er ins Leere. Die Weiber! Die Hanna zum Beispiel! Die hatte doch eben noch ganz vergnügt bei Hermann gestanden! Er wurde nicht recht klug aus ihr. Hatte sie noch immer einen Narren gefressen an jenem? Ahnte sie nichts von seinen Seitensprüngen, sie, die sonst so vernünftig war? Schade um sie! Ewig schade! Wer das Glück hatte, eine wie sie —

Enoch verlor sich. Selbst die Pfeife ging ihm aus. Er sah Hanna, schlank, schmiegsam, mit den Löcklein über der Stirn und den blauen Augen. Die Erinnerung an eine andre, die ihm sonst die Gedanken vergiftete, verblaßte ganz vor diesem Bilde.

Dann wandte sich sein Sinn dem Bruder zu. Was wußte der vom Leben? Dem war alles glatt gegangen. Daß ihm die Frau gestorben, je nun, das geschah andern auch, und darüber war er längst hinweg. Wenn er nur Frieden haben konnte! Und den hatte er, hatte sein gutes Auskommen, sein Ansehen bei jedermann, keine Sorge im Hause. Wenn ihm der Bub, der Lauser, nicht noch Unannehmlichkeiten machte!

Nun war er mit den Gedanken abermals bei Hermann angelangt. Der Teufel wußte, woran der war! Den plagte nicht allein die Liebschaft! Dem machte noch andres zu schaffen! Er, Enoch, wollte ihm aber die Hölle schon heiß machen, wollte ihn daran erinnern, daß er noch bei ihm in der Kreide stand!

Er streckte die Hand nach der Tischschublade aus, in der seine Brieftasche lag. Aus der suchte er den Schuldschein heraus, las ihn durch und legte ihn zurück. Eine Befriedigung, die nicht frei von Hämischkeit war, bewegte ihn. Es sollte dem Hermann nichts geschenkt sein! Und wenn er ihn, Enoch, deshalb noch mehr auf den Strich bekam. Was machte ihm ein Widersacher mehr oder weniger aus!

So sehr verspann er sich in sein Sinnen, daß er vergaß, nach der Nebenkammer zu lauschen, gerade wie der Horcher drüben inzwischen das Lauschen vergessen hatte. Aber er legte sich dann abermals mit dem Entschluß schlafen, den Neffen noch fester in die Finger zu nehmen.

Hermann bekam das in den nächsten Tagen zu spüren. Dreimal stellte ihn Enoch, einmal im Walde beim Holzschlag, einmal im Stall, wo er ihm so die Tür vertrat, daß er ihm

nicht entwischen konnte, und einmal mitten auf dem verschneiten Felde, wo der Zufall sie auf dem Wege vom und zum Walde zusammenführte.

Das erstemal überfiel er ihn mit der Anzeige: »Merke dir, daß mein Darlehen höchstens für ein Jahr gemeint ist. Mache dir also klar, wie du mit der Rückzahlung zurechtkommst.«

Hermann sah ihn mit einem wilden Blick an. Schon allein seine Gegenwart brachte jetzt sein Blut in Wallung. Aber er antwortete, seinen Grimm verbeißend, nur mit einem Knurren: »Das wirst dann schon sehen, wenn ich zahle.«

Das zweitemal höhnte ihn Enoch: »Du hast von deiner Amtsreise gestern nicht viel erzählt.«

»Was soll es groß zu erzählen geben?« wich Hermann aus.

»Vielleicht, wem man unterwegs begegnet ist,« foppte ihn der andre.

Hermann zuckte innerlich zusammen, er hatte ja gespürt, daß der andre schon wieder genau Bescheid über alles wußte. Aber dann tat er ein paar jähe Schritte, schob Enoch beiseite und brach an ihm vorbei aus.

Beim drittenmal sprach Enoch den früh aus dem Walde Heimkehrenden an: »Guten Abend, Mädchennarr! Mußt schon heim zum Briefschreiben?«

Hermann fluchte in sich hinein. Er hätte das Beil, das er in der Hand trug, gegen den andern erheben können. Aber er ging auch jetzt seines Weges. Würde das nun Tag für Tag so weitergehen? dachte er. Würde der hämische, geizige, unwirsche Mensch ihn martern wo er konnte? Ein Fegefeuer von Wut tobte in ihm. Aber dann erkannte er wieder, wie hilflos er im Grunde war und wie schuldig. Was hatte er an der Hanna gesündigt! Und der Suse wollte er helfen und konnte nicht! Und weiß Gott, wann er sie wiedersah! In seinem Kopf surrten die Gedanken wie Mücken in einer Laterne. Er hätte sich auf die Erde werfen und diesen surrenden, schmerzenden Kopf gegen einen Stein schlagen mögen.

An diesem Abend schloß er die Tür der Schreibstube, bereit, jedem Anklopfenden zu sagen, daß er in der Arbeit nicht gestört werden wolle. Aber er arbeitete nicht. Er suchte nach einem Ausweg aus dem Chaos. Einmal dachte er daran, durchzubrennen, irgendwohin, übers Meer womöglich, weit fort aus all dem Elend. Aber er verwarf das sogleich. Er fühlte, daß er wie mit Seilen an dem Guthaben zu Hause, am Vater und der — der Hanna und — an Suse festhing. Und er kam weder zu Entschluß noch Ruhe.

Aber auch Enoch war nicht zufrieden mit sich selbst. Er war in den Wald hinaufgestiegen und setzte sich, als er sich allein auf der Holzstelle sah, auf einen der mächtigen gefällten Stämme. Zwischen den Knien hielt er den langstieligen Stempel, mit dem er gekommen war, das gefällte Holz zu zeichnen. Die dreimalige Begegnung mit Hermann hatte seinen Verdacht bestätigt. Er wußte, daß jener wieder auf Abwegen war, und dachte, wie schon oft, an Domini und Hanna, ärgerte sich und fühlte sich im Recht, dem Neffen zu zürnen. Aber er grollte auch sich selbst. Er blickte in die Kronen der Tannen zu seinen Häupten. Sie regten sich nicht. Sie waren schwarz wie Trauertücher, und es war, als erhöhte der Schnee zu seinen Füßen, dieser hartgefrorene, da und dort von schweren Schuhen zerstampfte, aber in seiner Weiße nicht zerstörte Schnee ihre Düsterkeit noch. Aber über ihnen stand der Himmel und hatte eine milde, blaue Tiefe, die dem Auge und der Seele wohltat. Da und dort schwebte das schleierfeine Gespinst einer Wolke, in dem noch ein zartes, rosenfarbenes Licht, der Widerschein der Sonne, geisterte. In Enoch war noch nicht alle Jugend und Freude tot. Eine ungewohnte Weichheit ergriff ihn. Und auf einmal verstand er den Neffen wieder: der liebte das Leben und ließ es noch mehr Genuß als Pflichten haben! So hatte er es auch einst gehalten! Warum also faßte er den andern so hart an? Weil ihm selbst alles schief gegangen? War er selbst nicht widerwärtiger als der lebenslustige andre?

Das ungeheure Gefühl von Einsamkeit, das ihn oft beschlich, packte ihn jetzt wieder. Wen und was hatte er noch? Den Bruder? Vielleicht wäre der froh, wenn er, Enoch, wieder hinginge, wo er hergekommen. Hermann? Daß der ihn nicht liebte, war kein Wunder. Und Hanna! Hm, was ging er Hanna an? Er war erst ins Haus gekommen, als sie darin schon Wurzel gefaßt hatte. Und überhaupt — was hatte er für Ansprüche?

Er seufzte. Aber plötzlich gab er sich einen Ruck. Sapperment, er war doch kein Schwächling! Er sprang auf und schüttelte sich. Dann schlug er das Stempeleisen mit kurzem, knirschendem Klang in einen der entrindeten Baumstämme nach dem andern.

Es dunkelte über den schlanken, steilen Bäumen. Zäh und steil stand Enoch unter ihnen. Als er sich zur Heimkehr anschickte, war er seine Schwäche gründlich los.

(Fortsetzung folgt.)





Oberbayrische Gebirgslandschaft

Rudolf Sieck,
der Maler der bayrischen Vorberge
Von Dr. Paul Ferd. Schmidt

Allzu leicht vergißt man die Schönheit einer geliebten Landschaft; man behält nur einen allgemeinen Begriff davon im Gedächtnis, daß sie uns bezaubert habe; das liegt in der Wesenheit unsers Gedächtnisses. Kommt man später wieder dorthin, so erstaunt man von neuem über die Fülle der tausendfachen Gestaltungen. Denn alle Schönheit verlangt Gegenwart unsrer Sinne, und die lebhafteste Vorstellung dringt nur bis in den Vorhof zum Allerheiligsten der Wirklichkeit.

Dies ist der Grund, warum wir Maler von der Art Rudolf Siecks so lieben. Ihre Kunst fixiert uns das rasch Vergängliche, sie schafft nicht Gleichnisse, sondern gesteigerten Ersatz für unsre ehemaligen Erlebnisse. Ihr Herz hat nicht nur gleich dem unsrigen höher geschlagen im Angesicht der schönen Welt, sondern sie haben die Kraft besessen, das Erlebnis zu verewigen. Ihre Hand folgte dem Gebot eines sehr geschärften Auges, und die Vielheit ihrer Bilder bewahrt nun für alle Zeit das getreue, das künstlerisch geadelte Abbild der Natur.

Wie kommt es aber, daß neben Sieck eine fast unübersehbare Schar von Malern seit mehr als hundert Jahren diesen kargen Landstrich am Fuß der Bayrischen Alpen zu ihrem Heiligtum erkoren hat? Daß seit den Romantikern, seit Wilhelm v. Kobell, Wagenbauer und Christian Morgenstern Generation um Generation von Künstlern bis zur Gegenwart nicht müde geworden ist, immer das Gleiche zu malen? Toni Stadler und Karl Haider, die Besten aus den vergangenen Jahrzehnten, sind kaum je über den Bezirk zwischen Inn und Ammer, das Land



Vorgebirgslandschaft

südlich von München, hinausgekommen; Richard Pietzsch hat sich im Isartal bei Grünwald, Rudolf Sieck in Prien am Chiemsee seit Jahrzehnten im bürgerlichen wie künstlerischen Sinn seßhaft gemacht. Aber dieses Gebiet wird von allen Reisenden nur im Fluge durcheilt, auf der Reise in die Alpen selber, und außer den ansässigen Münchnern denkt selten jemand daran, in dieser Hochebene Aufenthalt zu nehmen. Man besucht Starnberg und macht eine Rundfahrt auf dem Würmsee; man überschlägt auf der Fahrt nach Salzburg in Prien einen Zug und läßt sich durch die imitierte Pracht auf Herrenchiemsee hindurchtreiben. Man muß schon ein verfeinertes Gefühl für Landschaftsreize besitzen, um von der großen Heerstraße abzulenken in die Heimat jener großen Maler.

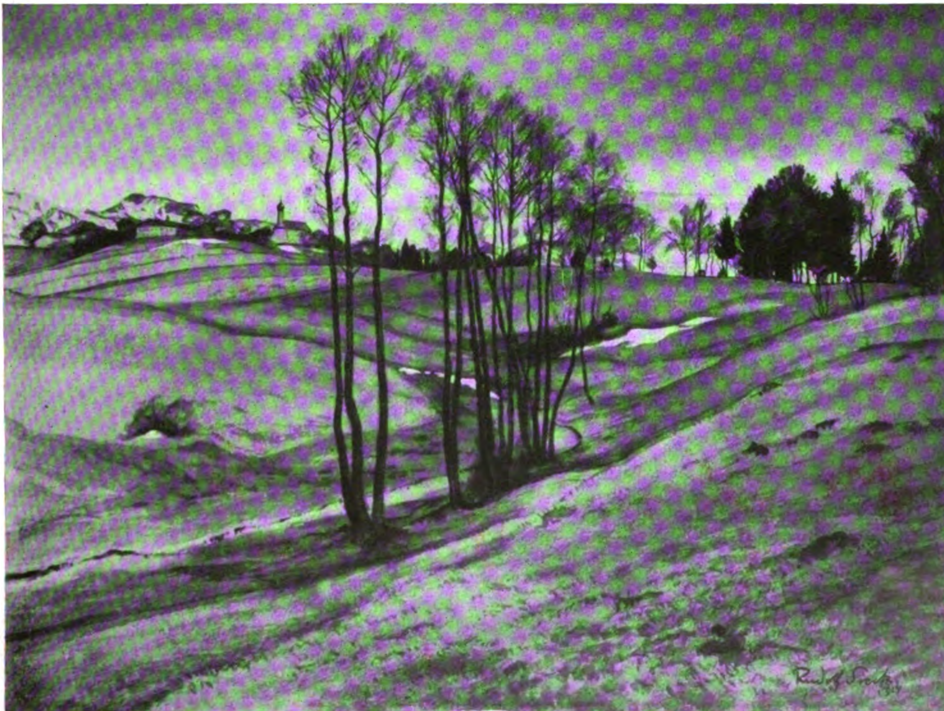
Wahrscheinlich ist das gut so. Der unbeschreibliche Zauber dieses Landes: seine herbe Einsamkeit, würde vielleicht Not leiden unter dem Andrang der Vielzuvielen. Wenn wir nicht der festen Überzeugung wären, daß sich nichts an der mangelnden Frequenz der oberbayrischen Hochebene ändern wird, so würden die Lobpreisungen des fraglichen Landstriches schwerlich geschrieben werden. Sie mögen als Erklärung und Auslegung der Bilder aufgefaßt werden, die einen stillen und feinen Künstler zum Urheber haben: Rudolf Sieck in seinem Gartenheim zu Prien.

Ein andres sind die Bayrischen Alpen, ein andres die Hochebene, die ihnen vorgelagert ist. Die stürmische Bewegtheit jener großartigen Bergwelt hat die feiner angelegten Künstler meistens abgeschreckt: die Motive bieten sich gar zu offenkundig an, und was den Sommerfrischler und Hochtouristen reizt, ist künstlerisch meist weniger ergiebig. Hier ist das Gebiet der Vedutenmalerei, die in der Schweiz schon im 18. Jahrhundert emsig für die Fremden betrieben wurde, die Erinnerungen anregender Wanderungen mit nach Hause nehmen wollten. Es gibt zu denken, wie wenig eigentliche Hochgebirgsmalerei der hohen Kunst zuzurechnen ist. Natur- und Kunstgenuß gehen eben von wesentlich andern Voraussetzungen aus.

Der Charakter des bayrischen Vorlandes ist ein ganz eigentümlicher und von allen andern Vorgebirgslandschaften wesentlich unterschieden. Ihm kommen weder die schweize-

rischen noch die oberitalienischen Landschaften gleich, die den Alpen vorgelagert sind; am ehesten könnte man sich noch in der Gascogne ein wenig an ihn erinnert finden, im Vorland der nördlichen Pyrenäen. In der Eiszeit flossen ungeheure Gletscherströme von den Alpen hinab zum Donautal und lagerten ihren Schutt in einer Ausdehnung ab, wovon keine Moränen der heutigen Alpen einen Begriff geben können. Als sie zurückgingen und in einer wärmeren Epoche des Erdlebens gänzlich abschmolzen, blieb das enorme Trümmerfeld der oberbayrischen Hochebene zurück: ein gewelltes Massiv aus schütteren Kiesellagern, in deren Mulden Reste des Schmelzwassers als große Seen stehenblieben, und in deren weiche Massen die aus den Alpen hervorbrechenden Ströme tiefe Schluchtentäler einrissen.

Dieser Urweltcharakter glazialer Epoche bestimmt noch heutigestags das Aussehen der oberbayrischen Landschaft. Kleine und oftmals riesige Seen nehmen die Bergwasser in klargrünem Becken auf und senden sie in tiefen Schluchten der Donau zu. Seen und reißende Bergströme, dazwischen unermeßliche Wälder, über die Wellen der Nagelfluhebene gebreitet, unterbrochen von grünen Almwiesen und Felderbreiten, in deren Mitte helle, weiße Dörfer leuchten: das ist der Charakter dieses Landes. Aber man bestimmt sein Wesen nicht, wenn man das Wichtigste vergißt: die urwelthafte, die unzerstörbare Einsamkeit und Schönheit weltverlassener Weite und den dräuenden Hintergrund der wettermachenden Alpen, die an schönen Tagen mit lieblichem Blau über ihre dämonische Tücke hinwegtäuschen. Doch großartig wirken sie auch noch im Schwarz aufsteigender Ungewitter und der Verschleierung durch Regenwolken, die alle Gewässer furchtbar anschwellen und über die Ufer treten machen. Hintergrund sind sie nur an klaren Tagen, dann aber oft bis weit ins Flachland hinein sichtbar, bis Passau, Landshut und Augsburg; eine märchenhaft zarte Kulisse von fernstem Hellblau, silbern gezackt. So bilden sie den Horizont des flach ins Unermeßliche sich dehnenden Dachauer Mooses, sentimentale Lockung eines lieblicheren Südens; so schimmern sie hochgetürmt über dem Starnberger See, gespiegelt in glatter Smaragdfläche, während über ihnen ein zweites Gebilde sich zu phanta-



April

stischen Höhen türmt und rosige Wolkenspitzen in den hellgrünen Abendhimmel reckt. Wer diese Fata Morgana einmal vom Dampfersteg in Possenhofen oder in Gstadt sah, am Nordufer des Chiemsees, wird diesen ewigen Zwiespalt in bezauberter Seele tragen: das Schwanken zwischen süßer Gegenwärtigkeit des vollkommenen Bildes und der Sehnsucht nach jenen Höhen, hinter denen sich unbegreifliche Wunder und Weiten verlockend bergen.

Doch verhält es sich in Wahrheit so, daß diese Hochebene den mit ihrem Doppelspiel festgebannt hält, der sich in ihre wahren Reize einmal für längere Zeit versenkt hat; daß die Begierde nach den Alpen selber schlummern kann. Solcher Anhaltspunkte gibt es viele um den Ammersee und das Isartal mit dem Starnberger See, im Mangfalltal und vor allem im Chiemgau: Malerkolonien und Landsitze zurückgezogener Künstler bezeichnen untrüglich ihre Erlesenheit.

Der Zauber der Landeshauptstadt selber besteht ja zum wesentlichen Teil in ihrer Verwachsenheit mit der Natur. Ein merkwürdiger Kontrast, diese Großstadt mit ihrem Fremdenverkehr und Komfort und mit der Urwüchsigkeit des ständig hindurchflutenden Bauernbesuchs, seiner Bierkeller und Spelunken wie des Bognerwirts im Tal und des Donisl am Marienplatz — wo gibt es derlei sonst noch? Wo die Unmittelbarkeit eines Bergstroms mit kiesigem Steilufer, der mitten durch München eine unvergleichlich mächtige (und unvergleichlich gut ausgebaute) Promenade allergrößten Stils hineinreißt? Nach Norden, in der Hirschau, wie vor allem nach Süden geht diese Anlage der Isarufer unmerklich in die Ursprünglichkeit des Vorgebirgstales über. Die Großhesseloher Brücke ist die grandiose Einleitung dieses gewaltigen Eiszeitgrabens, der, mit üppigen Buchenmassen gefüllt, zum Wandern lockt und zum Festefeiern. Denn an seinen Rändern hocken in Abständen an den reizvollsten Stellen wunderliche alte und neue Gaststätten, kleine Dörfer, Sommerfrischen, Klöster, deren keins den Reiz der Einsamkeit zu stören vermag. Hier wurden in glücklichen Tagen die Sommerfeste der Künstler



Langbrückener See



Vorfrühling an der Schwelle der Alpen

gefeiert: beim Rabenwirt in Pullach die Habenschabenfeier, ein Maitanz im Freien auf schönen Terrassen über dem Isartal, wo schon der Morgengang durch sonnige Buchenhaine, mit dem Blick auf die talab ziehenden Flöße auf dem Strom, zur Fröhlichkeit stimmt und die Lust am Wein, Tanz und Gesang bis in die sinkende Nacht anhält. Schräg gegenüber das verführerische Geiselgasteig, das, gleich wie der Großwirt von Großhesselohe und die Tanzschenke bei Deisenhofen, die schönsten Sonnwendfeste kostümierter Künstlerschaft sah; mit Fackeltänzen, altgermanischen Spielen und dem Jubel um den gewaltigen Holzstoß, über dessen Flammen zu springen Glück und Heil im kommenden Jahre bringt. Wer Glück gehabt hat und Mut dazu, kann auch von Floßfahrten reden, von Wolfratshausen isarabwärts an Klippen vorüber und durch die engen Schnellen der Wehre: ein berauschendes Gleiten zwischen lieblichsten Waldhängen unter dem Sonnenhimmelsdach.

Eine kurze Wanderung quer über die Hochebene führt von dort, von Kloster Schäftlarn mit seinem immer heiteren Bräu-

stübl neben der in barocker Pracht goldstrotzenden Benediktinerkirche (von Cuvillié) hinüber nach dem Würmsee, auf die weitherrschende Rottmannshöhe. Hier öffnet sich zuerst eine jener fabelhaften Rundsichten, die für das ganze Land charakteristisch sind, an denen man den Sinn seiner geologischen Besonderheit als erhabenes Landschaftsbild begreift. Unermeßlich scheint sich der langgestreckte See bis an die Alpen zu dehnen, unermeßlich scheinen sich die Hügel der verbindet Komfort des Weltenbummlers im Strauchschen Hotel mit völlig unberührter Natur. Dies ist das Wunder: an den Uferhängen des Sees der meilenweit gedehnte Park voll von Riesenexemplaren hoher Bäume; auf der Hochebene jenseits der Bahn die ganze Verlassenheit des Bauernlandes, voll stiller Hochwälder und Moore, deren Vergessenheit keines Großstädters Fuß entweiht. Beides zieht sich am ganzen Ufer entlang, von Starnberg an, über Tutzing mit



Wolkenmeer

Ebene hintereinanderzuschieben. Weiße Dörfer leuchten, unzählbar wie Sterne eines irdischen Himmels, zwischen dem Feldergrün, vom schwarzen Samt der Wälderteppiche unterbrochen. Spitzige steile Türme oder gemütliche Zwiebelkuppeln bezeichnen ihre Stelle oder die der zahlreichen Klöster, über das Land verstreut an seinen fruchtbarsten Stellen. Aufkirchen ist eins der höchsten Dörfer; schöner noch als seine Lage der fast dramatische Abstieg an den See nach Leoni herab, am schönsten die Fahrt über das tiefgrüne Wasser nach Feldafing hinüber.

Feldafing liegt inmitten eines Naturparks, seiner Ilkahöhe, dem Gegenspiel zur Rottmannshöhe, über Bernrieds Schloß und Kirche, inmitten ungeheurer Üppigkeit von Laubmassen, an verlassenen Gestaden vieler kleiner Waldseen vorüber bis nach Seeshaupt am Südende des Starnberger Sees. Und wenn man von den Höhen aus geglaubt hatte, hier müßten die Alpen unmittelbar anschließen — wie wunderbar findet man sich enttäuscht! Sie sind ganz so fern und geheimnisvoll wie bei Leoni; und hier erst beginnt jene Grenzenlosigkeit der Moore, die hier Filze oder Moose heißen und sich als südliche Fortsetzung des Sees bis ans



Blick auf die Schneeberge

Gebirge hinziehen. Eingebettet in ihre Weltverlorenheit die Kette der kleinen Osterseen, Reste des alten Seebeckens, das sich vom Kochelsee bis nach Leutstetten hinzog, mit dem Würmsee als Nordende: eine Trümmerstätte gigantischer Urweltkräfte, deren Größe noch heute in der Unfruchtbarkeit und Herbigkeit dieses unbegreiflich schönen Moorlandes sich offenbart.

Weiter noch greift der Komplex des verschwiegenen Ammersees aus, der, schwerer erreichbar, sich auch größerer Intimität erfreut. Zu seinem Bereich zählt das Ammertal hinab bis zur mächtigen Klosterkirche von Fürstenfeld, zählen Wörth- und Pilsensee mit der verwunschenen Schloßherrlichkeit des Töringschen Seefeld, das hochgelegene Andechs mit einer der anmutvollsten Klosterschenken und das tiefeingefurchte Stromgebiet der Ammerhöfe. Am bekanntesten ist die Kollegiatkirche in Dießen von J. M. Fischer, eins der erstaunlichsten



Aus des Malers Garten

Wunder der bayrischen Barockarchitektur mit ihren Raumsteigerungen bis zum bewegten Altargebäude, und der Peißenberg, mit einem Rundblick auf Alpen und Vorland, unendlich voll von Inbrunst und Sonne. Dazu der Staffelsee, der sich schon an die Hochgebirge von Oberammergau anschmiegt, noch aber, gleich dem Kochelsee, der Ebene gehört mit seiner herben und gewürzigen Stille, Vorzimmer und Schwelle des Werdenfelser Ländchens, dessen Zauber unter dem Namen »Garmisch-Partenkirchen« weit reichenden Klang besitzt.

Private Ketzerei entdeckte schon vor Jahrzehnten die Besonderheiten des Höhenrandes am Pilsensee, bei Seefeld. Wenn man hier auf die Ränder der Hochebene hinaufsteigt, so hat man rings um sich und unter sich die freie unberührte Natur in mächtiger Großzügigkeit; in der Tiefe die Seen, im Süden die helle blaue Alpenkette, ringsumher zum Horizont gedehnt die weiten einfachen Linien sehr ferner Höhenzüge, die sich ununterbrochen voreinanderschieben: ewig wechselnde, immer neue Landschaftsbilder, von Wäldern nah und fern unterbrochen, niemals sich gleichend, unter dem Spiel des Lichts, der Atmosphäre und der Wolken. Es ist ein Land von schwerem Ernst und weltferner Größe, ein Wunderding voller Unendlichkeit und ein Unbegreifliches. Wetter mag sein, wie es will: unter grauem triefendem Regenhimmel und in willkommener Klarheit der Himmelsbläue, mit ziehenden Wolkenbarren des Spätsommers und im frischesten Maigrün, im geisterhaften Weiß des alles deckenden Schnees wie unter der täuschenden Heiterkeit herbstbunter Ockerfarben. Hier ist Natur noch heilig, ihre Schönheit unerschöpflich, ihr Wesen so stark und rein wie nirgends in deutschem Land. Wer viele Länder bereist hat, wird — ohne den geringsten Chauvinismus — den Preis der Mannigfaltigkeit deutschen Ebenen und deutschen Ge-



Landschaft bei Prien

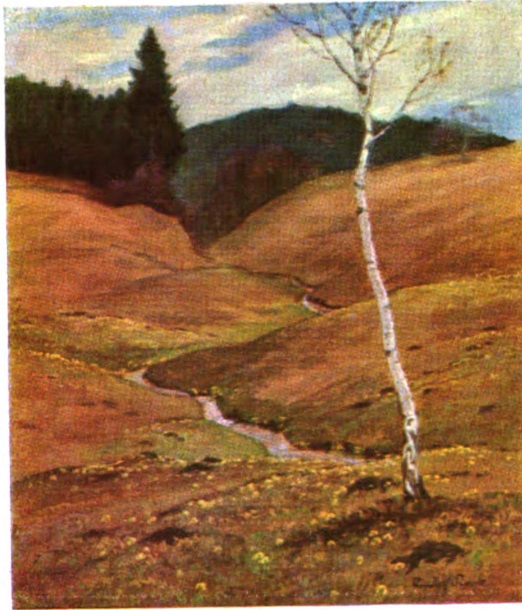


Aprilschnee

birgen zuerteilen; und unter ihnen vielleicht den höchsten der oberbayrischen Hochebene. Weyarn, Irschenberg und die Höhen bei Miesbach gewähren ein Gesamtbild der oberbayrischen Natur, dem wenig an die Seite zu setzen ist an herber Ursprünglichkeit.

Doch erschöpft man nicht ihre Wunder mit Erwähnung malerischer Höhenpunkte. Wer kennt das Mangfalltal?

Die Mangfall entquillt dem Tegern- und dann dem Schliersee und bildet vor allem bei Weyarn eins jener riesig in den Urweltkies eingetieften Waldtäler, deren Schönheit unberührt von jeder Fremdenverkehrsorganisation dasteht. Das Weyrer Lindl, die Klosterkirche von



Erstes Blühen

Von diesen weitgedehnten Höhen kann man über die flachen Moose hinweg in der Ferne Rosenheim erblicken, das am Einfluß der Mangfall in den Inn liegt. Hier wurde am 18. April 1877 Rudolf Sieck geboren: recht in der Mitte des oberbayrischen Vorlandes. Vielleicht muß man ein Sohn

des Landes sein, um mit so unversieglicher Inbrunst sich in seine Besonderheiten zu vertiefen. Sieck hat eine Zeitlang in München gelebt, aber nun ist er schon seit vielen Jahren in Prien ansässig, dem Mittelpunkt des Chiemgaues.

Er selbst schreibt in seiner einfachen Weise von seinem Leben: »Bis zum dreiundzwanzigsten Jahre Kaufmann, sattelte dann um und wurde Maler. Besuchte die Kunstgewerbeschule in München, wodurch ich veranlaßt wurde, meinen Weg selber zu suchen. Als es mir am schlechtesten ging, lernte ich Albert Langen kennen, der mir ein treuer Freund und Förderer wurde und mir die Möglichkeit einer etwas sorgloseren Arbeit gegeben hat. Lebte auch einige Zeit am Bodensee und malte öfters am Neckar bei Heidelberg. Seit 1912 wohne ich in Prien und fahre zur Abwechslung, und wenn es die Verhältnisse erlauben, gern nach dem Süden. Arbeite auch ab und zu für die Porzellanfabrik Nymphenburg. Bin noch immer Mitarbeiter des ‚Simplizissimus‘ und Mitglied der Münchner Sezession.«

Wer den Chiemsee kennt, wird auf Schritt und Tritt auch die Motive der Sieckschen Bilder erkennen. Denn Sieck ist ein so gewissenhafter und treuer Darsteller des Sichtbaren, daß man jede Ortschaft, jede Jahres- und Tageszeit auf seinen Bildern bestimmen kann. Diese Treue zum Objekt entspringt einer Liebe, die ebenso menschlich wie künstlerisch begründet ist. Hier hat die Natur so wunderbar vorgesorgt, daß es nur weniger Umordnungen bedarf, um aus dem simpeln Motiv eine bildgerechte Komposition zu machen. Denn das ist kennzeichnend für die Siecksche Kunst: daß sie so natürlich und unbefangen sich als Naturdarstellung gibt, ohne etwas hinzuzufügen, und daß sie trotzdem fast in allen Fällen ein wohlgefügtes und gerundetes Kunstwerk, ein geschlossenes »Bild« bietet: daß sie innerhalb dieser Art aber eine unbegrenzte Fülle von Stimmungsmöglichkeiten aus dem engen Umkreis der Chiemseelandschaft zieht, alle Jahreszeiten und atmosphärischen Gegebenheiten mit grenzenloser Treue spiegelt.

Aber dieses Land ist eine solche Hingebung



Schneeschmelze



Der Regenbogen

auch in besonderem Maße wert. Hier treten die sonst weit auseinandergelegten Möglichkeiten des Hügellandes, des Seemoores und des Hochgebirges so nahe zusammen, daß eine gedrängte Fülle der Gruppierungen und Überschneidungen entsteht. Prien, und noch mehr das im Winkel zwischen Chiemsee, Filzen und dem Gebirge gebreitete Bernau, liegt wie ein Brennpunkt aller Landschaftsherrlichkeit da.

Zu jedem der Bergströme mit zugehörigem Moos- und Seensystem gehört ein Aussichtsberg, den die bayrischen Kalkalpen an ihren äußersten Rand vorschieben. Der Peißenberg beherrscht den Gau zwischen Lech und Ammer, der Herzogstand und die Benediktenwand (köstlichster Wander- und Kletterstand) flankieren Loisach, Isar und Starnberger See, der Wendelstein schaut zum Inngebiet nieder, und an der äußersten Flanke gegen das Salzburgische wacht der Zwiesel über Reichenhall und Salzachtal. Der Chiemgau, dem der mächtige See den mangelnden Bergstrom ersetzt, hat wie der Starnberger zwei Wächter: die Kampenwand und den Hochgern, zwischen denen aus dem herrlichen Kössener Talkessel die Ache sich Bahn bricht zum Chiemsee. Will man den ungemeinen Reiz der geologischen Gegensätze erleben, so muß man auf einen von ihnen hinaufsteigen; es langt auch der Blick von halber Höhe, der so oft das Allerschönste hergibt und viel heimeliger ist als der von höchster Spitze, dem so viele Einzelheiten zusammenschmelzen.

Von Marquardstein, am Ausgang der Kössener Ache ins Moos, steigt man den Waldpfad zur Schnappenkapelle hinauf, die von der dunkelgrünen Bergwand des Hochgern hell in die weiten Lande leuchtet. In die Gebirge hinein schaut man hier als in ein wunderbar geordnetes System von Bergketten und mächtigen Tälern, über denen sich fernher die rosigen Abstürze des Wilden Kaisers im Duft erheben, noch weiter aber das silberne Flimmern der Firne um den Großglockner. Dreht man sich um, welch mächtige Überraschung: gewaltig dehnt sich aus der Wäldertiefe hinauf zum Horizont die Ebene, unermeßlich, weil sie keine Grenzen hat, weil oben ihre Horizontlinie im grauen Dunst mit dem Himmel sich verschwistert und der riesenhafte Chiemsee von hier nur wie ein zackig umfaßter Spiegel als kleiner Bestandteil dem Ungeheuren sich ein-



Winterabend

fügt. Alles erkennt man von dieser Höhe wie auf einer geographischen Karte, klein und winzig ausgebreitet, abstrakt als Punkte, Linien, Flächen, des Zaubers der Perspektive entkleidet und darum die Seele mit einem Gefühl des Schwindels taumeln machend. Die Windungen der Ache durch das graugrüne Moos, der Spiegel des Himmelblaus im See, seine Inseln drüben, mit dem Ludwigsschloß auf der einen, dem Frauenkloster auf der andern Seite, die weißen Leuchtpunkte der ringsum bekränzenden Dörfer, die aufblitzenden kleinen Seen bis Seeon und Simmsee; Prien und Bernau, im Westen wie Spielzeug hingeschmiegt an die grünen Hügel, die zum Priental hinüberleiten. Nur ahnen kann man die reiche Bewegtheit der Höhenzüge, die herrlichen Baumgruppen, die spitzigen Kirchtürme, die das Land so beglückend über sich ausstreut. Aber es lockt zum Hinabsteigen, um sich nun diesen Reichtum zu eigen zu machen.



Februar

Und weiterhin, wenn man am Gebirge entlang oder über die entzückenden Maulwurfsberge von Oster- und Westerbuchberg die Filze durchwandert mit ihren verschwiegenen Gewässern, mit melancholischen Birken und der landwirtschaftlichen Versuchs-

plantage, nach Bernau zu und über die unbegreiflich vielgestaltigen Höhen von Hüttenkirchen ins herrliche Priental hinüber, wo in Wildenwart ein märchenhaft versponnenes Schloßidyll lockt, nach Aschau, am Fuß der ungastlichen Kampenwand, und wieder talab, auf unbegangenen Wildsteigen bis ins Herz des Chiemgaues, nach Prien selber; am Ufer entlang, dem stillen »Schafwaschen«, zum stilleren Langbrückener See, kreuz und quer hinüber zum Simmsee, der fast unerschlossen in Einsamkeit wartet, obwohl die große Bahnstrecke von München nach Salzburg an dem Nordufer entlangführt: dann ist man im ureigensten Gebiet unsers Malers und erlebt ein hundertfältiges Wiedersehen mit



Gärtchen im Sommer



Sommerliche Vorgebirgslandschaft



Bei Bernau

seinen Bildern. Ja, hier wirkt sie, die geheimnisvolle, die so oft den Schwächlichen zerbrechende Brücke zwischen Natur und Kunst. Man glaubt mit eignen Augen zu schauen, und vielleicht ist es nur das Auge des Malers, das uns mit unergründlichem Lächeln aus diesen Hügeln und Wiesenquellen, aus bleistiftspitzen Kirchtürmen und geisterhaft fernen Bergsilhouetten anblickt. Denn wer so getreulich das Aussehen eines Landes in seiner Kunst geprägt hat, wie Sieck es mit dem Chiemgau vollbrachte, ist unser Führer im Betrachten, wir mögen uns sperren, wie wir wollen: wir sehen ihn, seine Art zu schildern, seine Ergriffenheit überall in der Natur.

Sieck ist kein Spezialist, der Chiemgau ist keineswegs sein Monopol. Nicht nur haben viel andre Maler gemalt und mit andern Augen geschaut, was er sich erkor; er hat mit gleicher Liebe und durchdringender Klarheit auch ganz andre Gebiete dargestellt. Sollte man es glauben, daß dieser zähe nordische Grübler Italien mit der gleichen Andacht in sich aufgenommen hat? Zahlreiche Schilderungen, Zeichnungen, Bilder aus dem gelobten Land des Südens, das er 1923 bereist hat, beweisen es. Ihrer Zerstreuung hat ein sehr anmutiges Werkchen vorgebeugt, das unter dem Titel »Bilder aus Italien« kürzlich bei Eugen Salzer in Heilbronn erschienen ist. Sieck hat Italien gesehen wie ein Mensch unsrer Zeit, ohne Sentimentalität, klar und gründlich die Farben des Südens aufzeichnend, mit offener Seele sich den fremdartig bezaubernden Eindrücken hingebend. Nichts ist hier Romantik, Unbefangenheit der Anschauung ist alles; wie er das Priental malt, so malt er Taormina und die Campagna, Assisi und Palermo.

Sonne und Wolkenschatten, Berg und selige Weite des Horizontes: sie gibt es überall. Es kommt nur darauf an, ihr Wesentliches festzuhalten, das Bleibende in der Erscheinungen Flucht für eindrucksfähige Augen zu fixieren. Das zu können ist das Verdienst dieses Malers, der ein so echter Deutscher, daß ihm die Fremde zu erfassen ganz so gelingt wie die Heimat, mit der er von Kindesbeinen an aufs engste verwachsen ist.



Das Huttenbild in Vergangenheit und Gegenwart

Von Prof. Dr. Georg Ellinger (Berlin)

Im Gegensatz zu zahlreichen Gestalten der Vergangenheit, die Liebe und Haß nicht mehr zu erwecken vermögen, treten andre noch nach Jahrhunderten so greifbar heraus, daß man sie entweder in ihrer Ganzheit anerkennen oder mit ihnen die Waffen kreuzen muß. Eine Persönlichkeit solcher Art, der gegenüber man auch heute nicht gleichgültig bleiben kann, ist der Ritter Ulrich von Hutten. Von dem Augenblick an, wo er öffentlich hervortrat, ist er leidenschaftlich umkämpft worden. Nach seinem Tode hat sich der Kampf fortgesetzt; trotz jahrhundertelanger Unterbrechung ist er wieder aufgelebt und dauert bis zum heutigen Tage. Alle Angriffe gegen den kühnen Mann haben jedoch die Tatsache nicht verhindern können, daß er so, wie er sich selbst gab, als Held des Volkes fortgelebt hat und mutmaßlich auch fortleben wird.

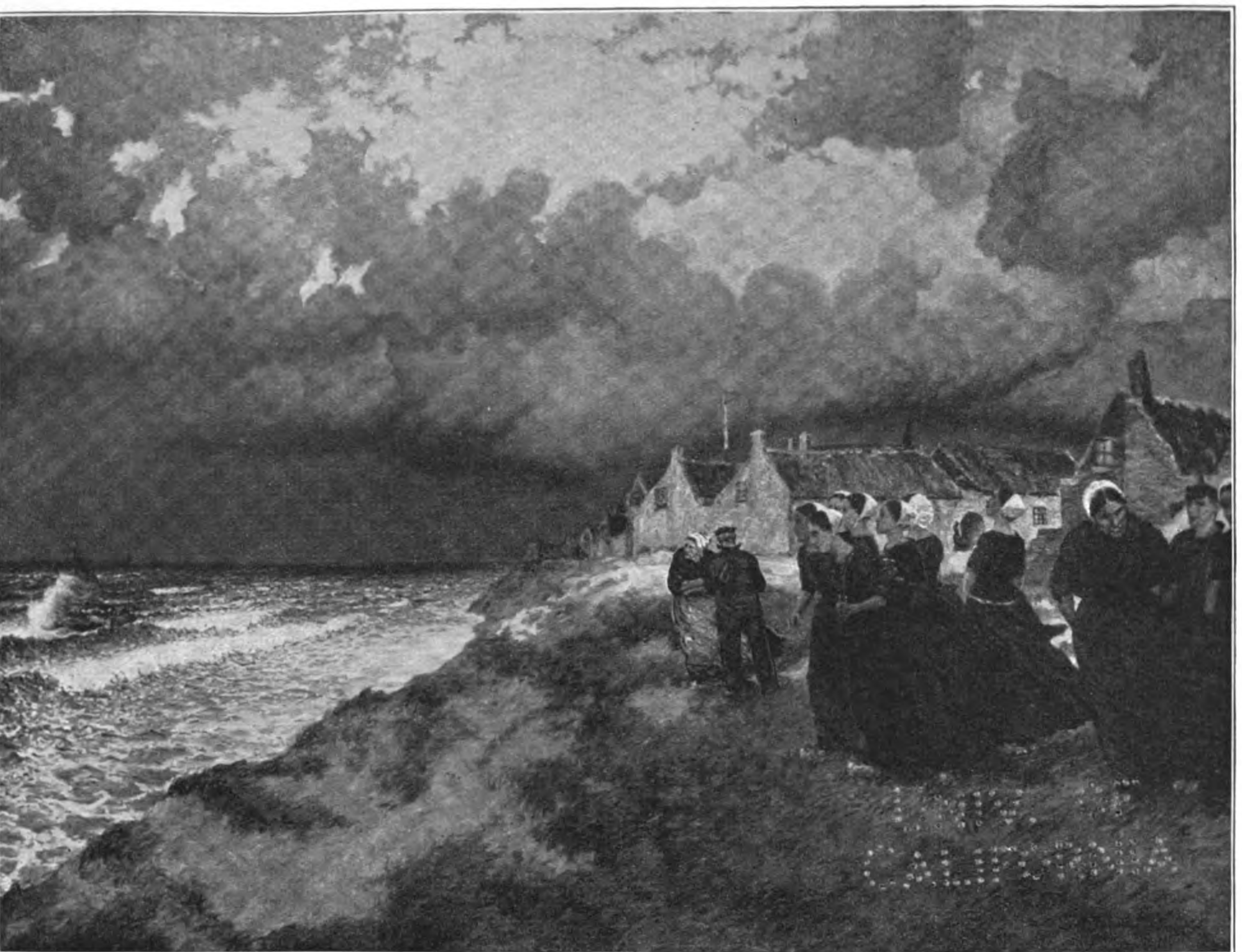
Sproß eines alten, aber etwas herabgekommenen Adelsgeschlechts, wird Ulrich von Hutten von seiner Familie zum höheren Geistlichen bestimmt und zu dem Zwecke in früher Jugend, kaum elf Jahre alt, im Jahre 1499 dem Kloster Fulda übergeben. Dieses befand sich damals im tiefsten Verfall; die adligen Insassen dachten nur an die Befriedigung ihres Eigennutzes; die geistlichen Pflichten taten sie gedankenlos ab, in ihrer Unwissenheit gaben sie sich die ärgsten Blößen. Kein Wunder, daß Ulrich, durch die neuerwachten humanistischen Studien mächtig angezogen, sich in dieser Umgebung nicht wohlfühlte. Er verließ daher zum Unwillen seiner Eltern 1505 eigenmächtig das Kloster. Nun begann ein wechselvolles Wanderleben. Von einer Universität zieht er zur andern; Not und Entbehrung sind seine ständigen Begleiter; aber ebenso wenig wie die furchtbare Krankheit, der er zum Opfer fiel, vermögen sie seinen Mut zu beugen. Nach einem abenteuerreichen Aufenthalt in Italien wurde er von seinen Eltern zu Gnaden aufgenommen, da seine Feder im Kampfe gegen Herzog Ulrich von Württemberg, den Mörder eines Verwandten, gute Dienste tun kann; er soll nun die Rechte studieren und begibt sich zu diesem Zwecke von neuem nach Italien; allein die trockene Wissenschaft stößt ihn ab, und zum Verdruß seiner Angehörigen kehrt er ohne akademische Würde zurück. Aber für sein Lebenswerk bleiben die Eindrücke des zweimaligen italienischen Aufenthalts nicht unfruchtbar: die Bedeutung des nationalen Gedankens, schon früher von ihm erkannt, kommt ihm hier immer stärker zum Bewußtsein. Durch die Verachtung, die Maximilian 1. von den Welschen erfährt, wird er veranlaßt, für das Kaisertum in die Schranken zu treten. Und diese Stellungnahme hat noch eine zweite wichtige Folge. Die Tatsache, daß der Papst gegen den Kaiser Partei nimmt, lenkt seinen Blick auf die zahlreichen kirchlichen Mißstände, unter denen Deutschland zu leiden hatte. So beginnt sein Kampf gegen Rom. Dieser wird auch dadurch nicht abgeschwächt, daß er Dienste bei Erzbischof Albrecht von Mainz nimmt, also bei dem Kirchenfürsten, der Tetzel ausgesandt und damit, ohne es zu wollen, die Veranlassung zu Luthers Auftreten gegeben hatte. Es bleibt bei seiner romfeindlichen Stimmung. Allerdings geht sein Streben nicht nach einer grundsätzlichen Änderung der Kirche, sondern nur nach Abstellung der Mißbräuche und nach Beseitigung des von Rom ausgeübten Druckes. Verstärkt wird seine Überzeugung von der Notwendigkeit einer kirchlichen Reform durch die Erfahrungen, die er während des sogenannten Reuchlinschen Streites macht. Johannes Pfefferkorn, ein Günstling der Kölner Dominikaner, hatte im Bunde mit diesen



Ulrich von Hutten.
Nach einem zeitgenössischen Holzschnitt

eine Beschlagnahme der Judenbücher durchzusetzen gesucht; ein Gutachten Reuchlins vereitelte diesen Plan; darüber entbrannte ein heftiger Streit zwischen den humanistischen Freunden Reuchlins und den insbesondere durch die Kölner Dominikaner vertretenen Anhängern des mittelalterlichen Religions- und Unterrichtssystems. Bei diesem Streite stand Hutten in der vordersten Reihe; auch an der Satire gegen die Kölner Finsterlinge, den »Briefen der unberühmten Männer« (Epistolae obscurorum virorum, 1515 und 1517), war er stark beteiligt; und indem er eifrig nach Modellen für seine satirische Arbeit suchte, wurden ihm immer mehr die Augen für den Tiefstand der damaligen Geistlichkeit geöffnet. Seine Abneigung gegen die eigentlichen Träger der rückläufigen Bewegung, die Mönchsorden, macht es begreiflich, daß er ursprünglich, wie viele Humanisten, auch Luthers Angelegenheit als ein Mönchsgezänk ansah und sich darüber freute, daß die Feinde der Wissenschaft einander auffräßen. Allein bald (spätestens Ende 1519) erkannte er den wahren Sachverhalt und begrüßte in Luther den Kampfgenossen gegen Rom. Hutten hat der Sache, der er sich angeschlossen, die Treue gehalten. Wohl kommen gelegentlich Schwankungen bei ihm vor, im wesentlichen daraus zu erklären, daß er sich in seinem ungestümen Drange zu weit vorgewagt hatte und nun zu einer Art Rückzug gezwungen wurde. Aber das Wesen der Sache wird dadurch nicht berührt. Auch als während des Wormser Reichstags von kaiserlicher Seite der Versuch gemacht wurde, den Mitstreiter Luthers der von ihm vertretenen Sache abwendig zu machen, hat er sich zwar durch die glatten Worte der Unterhändler kurze Zeit überlisten lassen, aber er hat es in gutem Glauben getan. Allerdings blieb in zwei wichtigen Fragen ein Gegensatz zwischen dem Reformator und dem Humanisten bestehen. Hutten ging bei seinem Angriff auf Rom nicht von religiösen, sondern von nationalen Gesichtspunkten aus, und wenn er auch den Versuch machte, sich in den religiösen Gedankenkreis einzuleben, so blieb er sich doch des Unterschiedes der Anschauungsweise stets bewußt, so sehr er auch Luther bewunderte. Ebenso wichtig wie diese grundsätzliche Stellungnahme war der Zwiespalt, der sich aus den Ansichten über die Führung des Kampfes ergab. Luther wollte mit Gewalt nichts zu schaffen haben und sprach sich dem Ritter gegenüber in diesem Sinne aus; Hutten dagegen plante (seit Ende 1520) einen »Pfaffenkrieg« zur Brandschatzung der höheren Geistlichen. — Daß Huttens Stellung zur Reformation Mißdeutungen ausgesetzt war, erklärt sich hauptsächlich aus seinem Verhältnis zu Franz von Sickingen. Diesem Raubritter großen Stils war Hutten seit Anfang 1519 nahegetreten und hatte ihn zuerst für Reuchlin, dann für Luther zu erwärmen gewußt. Allzu tief ist allerdings die Anteilnahme Sickingens an der Sache dieser beiden Geisteshelden schwerlich gegangen, denn ihm lag es hauptsächlich daran, seine ohnehin schon fürstenähnliche Macht noch zu vergrößern. Daher gab er zwar dem bedrohten jüngeren Freunde auf der Ebernburg eine Zufluchtsstätte, aber zu Unternehmungen, wie Hutten sie plante, versagte er seinen Beistand; ja, er hat sogar einmal daran gedacht, den Verfolgten anderswo unterzubringen, um nicht durch ihn in seinen ehrgeizigen Plänen gestört zu werden. So stürzte sich Hutten denn allein in das Abenteuer des Pfaffenkrieges; da ihm alle Hilfsmittel fehlten, mußte diese Fehde notwendigerweise den Charakter eines Räuber- und Erpresserzuges tragen. Als dann aber Sickingen selbst einen Angriff auf das Erzbistum Trier und damit auch eine Art Pfaffenkrieg unternahm, versagte sich ihm das Glück, das ihn bisher immer begünstigt hatte; Hutten, des Beschützers beraubt, wurde landflüchtig und floh schwerkrank in die Schweiz. In Basel wollte er Erasmus von Rotterdam aufsuchen. Dieser hatte den Anfängen der Reformation mit unverkennbarem Wohlwollen gegenübergestanden, sich aber unter dem Einfluß mannigfacher Umstände mehr und mehr von Luther zurückgezogen. Huttens Unwille über ein solches Zurückweichen wurde durch eine persönliche Angelegenheit verschärft. Denn Erasmus fürchtete durch Hutten bloßgestellt zu werden und weigerte sich daher, ihn zu empfangen. Die Entrüstung darüber drückte Hutten die Feder in die Hand; seine »Herausforderung« (Expostulatio) brachte alles zum Ausdruck, was er gegen Erasmus auf dem Herzen hatte. Erasmus antwortete in seinem »Schwamm« (Spongia); hatte Hutten Felsblöcke geschleudert, so kämpfte er mit vergifteten Pfeilen; und mancher, der Huttens Angriff mißbilligte, war mit der Kampfesweise des Erasmus noch weniger einverstanden. »Ich wollte,« schrieb Luther damals, »Hutten hätte nicht herausgefordert; noch viel weniger wünschte ich aber, daß Erasmus abgewischt hätte.« Und dabei wußte Luther nicht einmal das, was jedes natürliche Empfinden gegen Erasmus einnehmen muß. Denn dieser schrieb an die maßgebenden Schweizer Persönlichkeiten und suchte die Ausweisung des Todkranken durchzusetzen. Allein der Ritter fand bald eine Zuflucht, aus der ihn keine Niedertracht der Menschen mehr vertreiben konnte; Ende August oder Anfang September 1523 ist er auf der Insel Ufenau, wo ihm Zwingli eine Freistätte gewährt hatte, unter Hinterlassung einer Schreibfeder gestorben.

Ein Leben, das nicht reich an positiven Erfolgen gewesen ist. Und schwerlich würde die Geschichte viel von ihm zu berichten wissen, wenn



Hubert Ritzenhofen: Sturmflut

Aus der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf 1926

UNIV. OF
CALIFORNIA

Hutten nicht selbst der Herold seiner Gedanken und Pläne geworden wäre. In mächtiger Steigerung baut sich sein schriftstellerisches Werk auf. Während anfangs seine Person und das ihr angetane Unrecht im Mittelpunkt steht, rückt allmählich immer mehr die große Sache in den Vordergrund: er greift die alten Feinde des Adels, die Fürsten, an; aber ganz entfaltet sich sein Wesen erst, wenn er seiner Lebensaufgabe bewußt und zum Vertreter des nationalen Gedankens wird. Dabei bleibt er aber doch seinen Anfängen insofern treu, als trotz seines Eifers um die Sache hinter jedem seiner Worte greifbar die Persönlichkeit des Schreibenden ersteht. In die Form des Epigramms, der Invektive, der Satire, des Dialogs kleidet er seine Angriffe, überall jugendlich heldenhaft, rücksichtslos dreinfahrend. Alles das aber vollzieht sich nach humanistischer Art in lateinischer Sprache. Freilich hat Huttens Latein eine besondere Färbung. Es wirkt nicht einschläfernd wie bei vielen seiner humanistischen Kollegen, es ist keine äußerliche Nachahmung, sondern persönlichster Stil, geboren aus einer Seele, die erst durch Zorn und Ingrimm zum Bewußtsein ihrer Kraft und zum Vollbesitz ihrer Fähigkeiten gelangt. So gewiß nun auch die lateinischen Schriften Huttens diesen Grundzug aufweisen, der leidenschaftlichen Stimmung dieser Seele entsprach der klassische Stil nicht. Wohl spürt man die Glut seines Herzens auch durch die lateinischen Verse und durch die Prosa der Dialoge hindurch; aber um das wiederzugeben, was das Wesen dieser Natur ausmachte, bedurfte es andrer Ausdrucksmittel. Dem national-religiösen Gedanken vermochte allein die deutsche Sprache gerecht zu werden. Es ist daher nichts Zufälliges, sondern durch die Entwicklung mit Notwendigkeit herbeigeführt, wenn Hutten, nachdem er sich im stillen eine Zeitlang geübt, seit Ende 1520 auch für die Öffentlichkeit deutsch zu schreiben beginnt. Und den entscheidenden Einfluß, den er auf die Nachwelt ausgeübt, verdankt er diesen deutschen Schriften. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob diese Werke nach ihrem Erscheinen bald vergessen worden sind; für sein dauerndes Andenken sind sie entscheidend gewesen. Wohl hat auch eine Stelle aus den lateinischen Schriften einen mächtigen Widerhall geweckt; es sind das die berühmten Worte, in denen die Siegeszuversicht der humanistischen Blütezeit vollkommenste Form gewonnen hat: »O Jahrhundert! o Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben ... Es blühen die Studien, die Geister regen sich, du nimm einen Strick, Barbarei, und mache dich auf die Verbannung gefaßt!« Aber weit stärker noch als dieser Jubelruf haben die ehernen deutschen Verse gezündet, in denen Hutten erklärt, daß ihn weder Acht und Bann noch die Tränen seiner frommen Mutter von der Wahrheit ablenken könnten. Und in ähnlicher Weise für die Gestaltung des späteren Huttenbildes ist das schöne Lied entscheidend geworden: »Ich hab's gewagt mit Sinnen«; hier sind Überzeugungstreue, Kampfesstimmung, Wagemut, Verachtung jedes Judaslohnes mit solcher Eindringlichkeit und unwiderstehlicher Kraft verkörpert, daß sich nur wenige Nachlebende dem zwingenden Eindruck verschließen werden. —

Trotzdem Erdenwallen und Schaffen nur in den einfachsten Grundlinien vergegenwärtigt werden konnten, erweist es sich doch als möglich, den Gesamteindruck des Lebens festzuhalten. Es ist ein friedloses Dasein, gejagt von dem Ungestüm der Leidenschaft. Dieser Jüngling-Mann findet keine Ruhe; beständig treibt ihn der innere Drang vorwärts. Dabei aber doch inmitten dieses unaufhaltsamen Vorwärtsstrebens schriftstellerische Leistungen ganz ungewöhnlicher Art. Freilich Schöpfungen, die der heiße Atem der Leidenschaft auch da durchglüht, wo sich der Verfasser zu gesammelter Arbeit gezwungen hat.

Schwerlich ließ sich von einer solchen Persönlichkeit erwarten, daß sie sich fein säuberlich den geordneten Bahnen einer regelmäßigen Tätigkeit einfügen würde. Wer will den reißenden Bergstrom zwingen, ruhig wie der stille Bach dahinzufließen? Es lag nun einmal in dem Wesen dieses Mannes etwas Ungebändigtes; der Streit war sein Lebenselement; und eine Kampfnatur pflegt meist nicht abzuwägen, ob ihr Verfahren den Gesetzen der Billigkeit entspricht. Dazu kommt jedoch noch ein andrer Umstand. Für die Art, in der Hutten zu Felde zog, war die Anschauungsweise seines Standes entscheidend. Denn er fühlte sich als Ritter, und die Grundsätze, nach denen der Ritterstand des 16. Jahrhunderts sich selbst Recht suchte, waren auch die seinen. Dem Nachlebenden erscheinen freilich diese Grundsätze zuweilen wie ein Handbuch der Strauchdieberei; und die Standesmoral, noch durch die allgemeine Roheit des Zeitalters verschärft, weist die abstoßendsten Züge auf. Diese Anschauungen hat auch Hutten nie verleugnet; man kann ihn deshalb tadeln; soll er jedoch aus seiner Zeit heraus begriffen werden, so muß man auch den Maßstab der Zeit anlegen. Wer einen solchen Standpunkt nicht einnimmt, dem werden freilich die unerfreulichen Eigenschaften Huttens zunächst ins Auge fallen.

Unzweifelhaft sind solche Flecken des Charakters vorhanden, und kein Einsichtiger hat das jemals bestritten. Allein dem Gesamteindruck der Persönlichkeit gegenüber vermögen derartige, aus einem leidenschaftlichen Temperament entsprungenen Fehler nicht recht aufzukommen. Dafür spricht schon das Urteil der Hutten überlebenden Zeitgenossen. Noch nicht ganz neun Jahre nach seinem Tode erscheint er in einem aus Luthers engstem Kreise hervorgegangenen

Sendschreiben so, wie er sich der Nachwelt eingeprägt hat: heftig und feurig, ein leidenschaftlicher Vorkämpfer der Wahrheit und unerbittlicher Feind jeder Heuchelei. Und der von Hutten so gründlich verschiedene Melanchthon, der dem Ritter wegen des Streites mit Erasmus schwer gegrollt hatte, weil er befürchtete, daß Huttens Auftreten Luthers Sache schaden könne, muß von seinem ungünstigen Urteil bald zurückgekommen sein. Denn als nach Huttens Tode der Humanist Othmar Nachtigall (Luscinius) den Toten öffentlich schmähte, trat ihm Melanchthon mit einer bei ihm ungewöhnlichen Schärfe in mehreren Epigrammen entgegen, von denen wenigstens eins mitgeteilt werden möge:

Der du grausam zerfleischst den beklagenswerten Gestorbnen,
Nenne dich Nachtigall nicht, nenne dich Geier vielmehr!

In ganz ähnlicher Weise nahm Melanchthons Schwiegersohn Georg Sabinus gegen »die Verkleinerer Huttens« Stellung; andre dem Wittenberger Gelehrtenkreise Nahestehende verkündeten den dauernden Ruhm des lorbeergeschmückten ritterlichen Dichters, »des Name sich über den Äther emporschwang«; und wenn der größte der neulateinischen Poeten, der mit Melanchthon befreundete Petrus Lotichius Secundus, im Geiste oder in Wirklichkeit auf der Insel Ufenau weilte (um 1550), dann legte er in tiefer Trauer an Huttens Grabe Blumen mit den Worten nieder:

»Nimm mit den Veilchen die Tränen, die wir als Opfer dir weihen.«

Diese Stimmen der Zeitgenossen und des unmittelbar auf Hutten folgenden Geschlechts dürfen nicht unterschätzt werden. Sie stammen aus den Jahren, in denen das Andenken Huttens noch frisch war, und in denen man auch von seinen Schattenseiten noch genaue Kunde hatte. Wenn trotzdem diese Makel gegenüber den großen Eigenschaften vollständig zurücktreten, so beweist dies jedenfalls so viel, daß die Vorstellung, die diese Hutten zeitlich so nahestehenden Männer mit ihm verbanden, nicht wesentlich von dem Bilde abwich, das später aus seinen Schriften gewonnen worden ist.

Denn allerdings — trotz gelegentlicher Erwähnungen und Nachklänge ging in dem Sumpfe der materialistischen Kultur des endenden 16. Jahrhunderts und in dem Blutmeer, in das solche materialistische Kulturen häufig ausmünden, das aus persönlicher Erfahrung schöpfende Huttenbild verloren. Es mußte erst neu erweckt werden, und bis es zu einer wirklichen Neubelebung kam, verfloß eine lange Zeit. Wohl hat schon in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts der treffliche Bibliothekar Jakob Burckhardt in einer Reihe von wertvollen lateinischen Schriften sich mit der Geschichte Huttens beschäftigt, allein seine Bestrebungen blieben vereinzelt; sie wurzelten auch zu ausschließlich in der Gelehrsamkeit, als daß sie einen lebhafteren Widerhall hätten finden können. Erst im Zeitalter der Humanität wurde der kühne Ritter der Vergessenheit entrissen. Von diesem Zeitpunkt an beginnt Hutten in der Geschichte des deutschen Geisteslebens eine ganz eigentümliche Rolle zu spielen. Er wird zum Sinnbild der Zeitströmungen; Wünsche und Gedanken der jeweiligen Epoche verkörpern sich in ihm; dem Wandel der Zeiten entsprechend tritt bald die eine, bald die andre Seite seines Wesens in den Vordergrund. Wenn diese wechselnden Arten der Auffassung gemustert werden, so erschließt sich eine gute Strecke der Entwicklung Deutschlands im endenden 18. und im 19. Jahrhundert. Aus diesem Grunde erscheint es durchaus lohnend, der Geschichte des Huttenbildes in der neueren und neuesten Zeit nachzugehen. Allein auch für das Urteil über die Persönlichkeit selbst fällt dieses Nachleben ins Gewicht. Denn man darf behaupten: wenn so viel in Hutten gefunden werden konnte, dann muß auch etwas wahrhaft Großes in ihm gewesen sein, das keine Kritik auszumerzen imstande ist.

Es war kein Zufall, daß das Andenken Huttens gerade in jenen Jahren erneuert wurde, da Goethe durch »Götz von Berlichingen« und »Hans Sachsens poetische Sendung« die Teilnahme für die urwüchsige Kraft des Zeitalters der Reformation wachgerufen hatte. In Goethes nächstem Kreise fielen diese Anregungen auf einen günstigen Boden. Wieland führte 1776 im »Teutschen Merkur« »merkwürdige Personen des 16. Jahrhunderts« vor: Sebastian Brant, Geiler von Keisersberg, Hans Sachs, Pirkheimer und Paracelsus; niemanden aber pries er mit größerer Wärme als Ulrich von Hutten. Er stellte die wichtigsten Tatsachen des Lebensganges zusammen und entwarf eine in die Schlußworte von Goethes »Götz« ausklingende Charakteristik, die bei weitaus überwiegendem Licht doch auch die Schatten nicht ganz außer acht ließ: »Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf der einen Seite und den unzähligen Feinden, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit und innere Wut der Seele gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrachen; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes, edelmütig, bieder, offen und treuherzig, ein tödlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege, bei allen diesen Tugenden eines echten irrenden Ritters einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch ver-

folgte, mit einem guten Mut und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, denen jeder gewöhnliche Mensch unterlegen wäre.« Stärker noch als diese Worte zündete der Weckruf, mit dem Herder für Hutten eintrat. Er war durch Wielands Aufsatz veranlaßt worden und erschien wie dieser noch 1776 im »Teutschen Merkur«. Herders »Ulrich von Hutten« stellt sich als ein echtes Erzeugnis des Sturmes und Dranges dar. Mit der ihm eignen fortreißenden Redegewalt sucht Herder die Begeisterung für seinen Helden auf die Leser zu übertragen. Auch er gibt wie Wieland einen Lebensabriß und schiebt an geeigneter Stelle Charakteristiken ein, die schärfer noch als Wieland das Wesen von Huttens schriftstellerischen Leistungen erfassen. »Von frühauf sieht man an Hutten einen Mann, der nicht zur Pedanten-Autorschaft gemacht war. Alles lebt in seinen Schriften, und nichts steht geschrieben, daß es nur also dastehe. Seine Bücher, meistens alles nur kleine Stücke, sind Stimmen aus seinem Leben, einzelne Laute seines Wortes, Handlung. Und darum wirkten sie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der seinen, so viel, und darum schrieb er auch ein Latein, wie es kein Stubensitzer und Wortpedant auf seiner Drehbank Ciceronischer Perioden in einer Silbe hier vorbringen kann. Wie Dädals Bildsäulen sieht man alles gehen, kommen, handeln, leben!« Es ist die notwendige Folge dieser Schätzung von Huttens literarischer Wirksamkeit, daß der Aufsatz schließlich in eine Mahnung zur Herausgabe von Huttens Schriften ausklingt: »Ihr Deutsche, was fehlet euch? Was fehlet Huttens Schriften, daß ihr sie nicht sammlet, aufleben lasset und erhaltet?« 1793 ließ Herder seine Arbeit unter dem Titel »Denkmal Ulrichs von Hutten« in der fünften Sammlung seiner »Zerstreuten Blätter« noch einmal drucken. Er mäßigte hie und da den Ausdruck, strich einige allzu scharfe Urteile über Erasmus von Rotterdam; im ganzen blieb jedoch das Werkchen unverändert. Beide Mahnrufe Herders sind nicht verhallt; um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts entstanden Lebensbeschreibungen Huttens und Ausgaben seiner Werke, die freilich eine stärkere Wirkung nicht ausüben konnten.

Zusammenfassend sei gesagt: Was in der Sturm-und-Drang-Periode sowie im Zeitalter der Humanität den Anstoß zur Wiederbelebung des Huttenbildes gegeben hat, war der beiden Epochen eigentümliche Drang, für das von einer kleinlich-engherzigen Auffassung Mißachtete einzutreten. »Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!« Diese Schlußworte des »Götz« geben über die Gesinnung Aufschluß, aus der heraus die Zeitgenossen des jungen und des gereiften Goethe Hutten die ihm gebührende Ehre verschaffen wollten; und es hat eine Art symbolischer Bedeutung, wenn in jenen Tagen einmal an Stelle Wielands und Herders fälschlicherweise geradezu Goethe als Erwecker von Huttens Andenken genannt wird.

In der Romantik tritt Huttens Gestalt zurück; kein Wunder bei den bewußt und unbewußt sich regenden katholisierenden Tendenzen jener Tage. Dagegen wird sie durch die seit dem Ausgange der Freiheitskriege mächtig einsetzende liberale Bewegung wieder in den Vordergrund geschoben. Schon als die studentische Jugend sich 1817 zum Wartburgfest anschickte, um in ihrer Weise gegen Zwang und Unterdrückung Protest einzulegen, wurde ihr in einem langatmigen Gedicht Hutten als Vorbild empfohlen. Die mit dem Wartburgfest einsetzende Begeisterung für Hutten als Freiheitshelden schwoll namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren mächtig an; leider gelangte das nicht zur Ausführung, was gewiß die schönste Frucht des liberalen Huttenkultus geworden wäre, ein Epos Nikolaus Lenaus, das mit den »Albigensern« und dem »Savonarola« zusammen einen Zyklus bilden sollte. Am nachdrücklichsten verkörperte die Lyrik vor der Revolution von 1848 das Bild des Vorkämpfers der Freiheit. Den Ton gab, wie gewöhnlich, Georg Herwegh in seinen »Gedichten eines Lebendigen« (1841) an. Von den beiden in Betracht kommenden Gedichten ist das erste, »Ufenau und St. Helena«, am bekanntesten geworden; die Grabstätte des Freiheitshelden und des Tyrannen werden einander gegenübergestellt:

Ufnau, hier modert unser Heiland,
Der Gott, den sie ans Kreuz geschlagen —
Ein deutsches Mekka wär' dies Eiland,
Hätt' ihn kein deutsches Weib getragen.

Weshalb dieses Geschlecht sich gerade den kühnen Ritter zum Ideal erkor, lehrt die folgende Strophe:

Wir brauchen einen großen Schatten,
Des Geist um unsre Waffen schwebe,
Der, wenn im Kampfe wir ermatten,
Uns Blut von seinem Blute gebe.

Das zweite Gedicht Herweghs knüpft an den Wahlspruch Huttens: »Jacta est alea. Ich hab's gewagt« an:

Ich hab's gewagt! und meine Fehde
Sie währe fort;
Ich hab's gewagt! so steh' ich Rede
Für Manneswort.
Und vor des Thrones Stufen,
Wenn ihr nach meinem Rechte fragt,
Will ich mit Hutten rufen:
Ich hab's gewagt.

Wie man sieht, wird hier ein kräftigerer Ton angeschlagen, obgleich dieser bei Herweghs im Grunde weicher Naturanlage nicht immer gelingt. Desto besser glückte die kraftvolle Art Ferdinand Freiligraths. Sobald dieser aus einem

Gegner ein Vertreter der revolutionären Dichtung geworden war, trat auch Hutten als Ideal in seinen Gesichtskreis. Durch die Zeitungen war die Nachricht verbreitet worden, daß auf der Ebernburg, wo einst Sickingen dem Verfolgten Zuflucht gewährt hatte, eine Spielbank eingerichtet werden sollte. Diese Notiz bot Freiligrath den willkommenen Anlaß, Hutten in seinem »Glaubensbekenntnis« (1844) als Vertreter freiheitlichen Sinnes zu feiern:

Ein Spieler war, ein frecher,
Trug Koller und Barett,
Schwang stets den Würfelbecher,
Setzt' alles auf ein Brett;
Sein einz'ge Lust das Spielen,
Sein Hort die Würfelei,
Und wenn die Würfel fielen,
Dann war sein Wahlspruch frei:
»Jacta est alea. Ich hab's gewagt.«

Herwegh und Freiligrath fanden zahlreiche Nachfolger auf den verschiedenen poetischen Gebieten; sind die in Betracht kommenden Lieder, Dramen und Romane auch mit Ausnahme eines literarischen Denkmals kaum erwähnenswert, so beweisen sie doch, wie sehr Hutten im Mittelpunkt der Teilnahme stand, wie sehr sein Name zum Feldgeschrei im politischen Kampfe geworden war. Als daher der Verfasser der »Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters« (1842), Franz Dingelstedt, von seinen freiheitlichen Ideen zurückgekommen war, da rückte Heinrich Heine in einem seiner boshaftesten Gedichte (1850) dem »Exnachtwächter« das Bild Huttens spottend vor:

Wie du zuckst beim Namen Hutten!
Ex-Nachtwächter, wache auf!
Hier die Pritsche, dort die Kutten,
Und wie ehmals schlage drauf!

Auf das engste hängt mit der vorrevolutionären Dichtung, wenngleich erheblich später entstanden, Ferdinand Lassalles »Franz von Sickingen« zusammen. In diesem ungefügen Drama tritt Hutten scheinbar als Nebenperson auf, tatsächlich wird er zum eigentlichen Träger der Handlung. Deutlich offenbart sich auch hier, daß die geschichtliche Gestalt nur ein Gefäß für die politischen Ideale des Verfassers ist. Das bezeugte Lassalle selbst, indem er sagte, er habe aus Hutten »den Spiegel seiner Seele« gemacht. »Ich konnte das,« fügte er hinzu, »da sein Schicksal und das meinige einander vollkommen gleich und von überraschender Ähnlichkeit sind.«

Auch die liberalisierende Bewegung der Vorrevolutionszeit hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit Hutten gefördert; zugleich wirkten Herders Anregungen fort. Ein entscheidender Fortschritt wurde freilich auch damals nicht erzielt, wenn sich auch in den Huttenausgaben und -übersetzungen des Vielschreibers Ernst Münch noch gelegentlich etwas Brauchbares findet.

Den Schriftstellern der Vorrevolutionszeit erschien Hutten als ein Bundesgenosse im politischen Kampfe; bald aber kündigt sich eine andre Auffassung an, für die der geschichtliche Hutten auch bessere Anknüpfungspunkte bot: er wird zum Vorkämpfer der religiösen Freiheit. Diese neue Form des Bildes führt in das Zeitalter der Reaktion und der Konkordate, d. h. in die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Bei den Versuchen, der neuerstarkten Macht der katholischen Kirche und der protestantischen Orthodoxie entgegenzutreten, erschien Hutten als willkommener Mitstreiter; sein zürnender Schatten, den man schon bald nach seinem Tode gegen die von der Reformation Abgefallenen aufgerufen hatte, sollte »den Hetzpredigern im Schafspelze der Demut«, sollte allen denen erscheinen, »welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, wieder kampflos an Rom und eine römisch gesinnte Priesterschaft ausliefern; noch zürnender womöglich denen, welche im Schoße des Protestantismus selbst ein neues Papsttum pflanzen möchten«.

Diese Worte stehen am Schlusse des Buches, das nicht bloß eine neue Wandlung des Huttenbildes, sondern zugleich einen der Höhepunkte innerhalb der Neubelebung Huttens bedeutet. 1835 und 1836 veröffentlichte David Friedrich Strauß sein »Leben Jesu, kritisch bearbeitet«. Das Werk erregte ungeheures Aufsehen, weil in ihm der Begriff des Mythus auf die evangelischen Erzählungen angewendet und damit scheinbar jede Sicherheit der Überlieferung erschüttert wurde. Die Folge war, daß Strauß sein Lehramt niederlegen mußte. Versuche, durch Wiederaufnahme der akademischen Tätigkeit von neuem zu einer bürgerlichen Lebensstellung zu gelangen, scheiterten an der Wühlarbeit seiner theologischen Gegner. Die Vereitelung seiner Absichten erfüllte Strauß mit tiefer Bitterkeit, und den Haß der Feinde hat er redlich erwidert. Bei Abwehr und Vorstoß fühlte er sich als Kämpfer gegen Geistesdruck und pfäffische Umtriebe. Unter diesen Umständen mußte ihn eine Gestalt wie Hutten ganz besonders anziehen. Unterstützt durch den großen Juristen Eduard Böcking (1802—1870), der schon lange für eine kritische Ausgabe der Werke Huttens gesammelt hatte, machte er seine Vorstudien, und 1858 erschien in zwei Bänden die Biographie »Ulrich von Hutten«. Auf einer gründlichen Kenntnis der Schriften Huttens und seiner Zeitgenossen beruhend, stellt sie in klassischer Sprache Erdenwallen und Schaffen dar, die Schwächen des Helden nicht verhehlend, aber mit unverkennbarer Zuneigung, die um so stärker wirkt, als ein persönlicher Ton das Ganze erwärmt. Denn Strauß schwebte, wie bereits angedeutet, bei Huttens Kampf gegen die Finsterlinge das eigne Geschick vor. »Aber

werde einer mit den Pfaffen fertig!« so lautet ein später gestrichener unwillkürlicher Ausruf, unmittelbar aus der Lage heraus geboren, in der der Schreiber sich selbst befand. Und daß er sich ganz mit seinem Helden eins wußte, bezeugen außer der oben angeführten Stelle noch die Worte: »Und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotentum eine Schlacht geschlagen wird, da ist Huttens Geschoß dabeigewesen.« Eine bestimmte Tendenz ist also unverkennbar. Dennoch beeinträchtigte sie die Wirkung des Ganzen nicht. Und trotz mancher Einwendungen, die sich gegen das Werk erheben lassen, wird es als biographisches und literarisches Denkmal seinen dauernden Wert behalten.

War die erste Auflage ganz auf den Streit gestimmt, so erklang in der zweiten ein froherer Ton. Sie erschien 1871 und ist von dem Hochgefühl des errungenen deutschen Sieges getragen. Ganz fehlen freilich die Nachklänge des großen Geisterringens nicht, aus dem die erste Auflage herausgewachsen war, aber sie treten hinter der Hingabe an die nationalen Ziele zurück. Und den gänzlich veränderten Zeitverhältnissen entsprechend, wird Hutten noch mehr als früher zum Mahner, der die deutsche Seele aufstachelt und ihr die Augen für die Größe der noch zu bewältigenden Aufgaben öffnet.

Unterdessen hatte Eduard Böcking seine vorzügliche Ausgabe der Schriften Huttens veröffentlicht (1859—1870); ebenso wie durch Strauß' Biographie sind durch dieses Werk die Grundlagen für eine wirkliche Erkenntnis Huttens geschaffen worden. Die Folge war, daß die verschwommenen Züge des Huttenbildes vor 1858 einer klaren, sicheren Vorstellung Platz zu machen begann. Bezeichnend für diesen Vorgang ist die Tatsache, daß auch die Dichtung über Hutten einen andern Charakter annimmt: an die Stelle des verwaschenen Freiheitshelden tritt jetzt in der Poesie die geschichtliche Gestalt, nur so weit idealisiert, als es kraft göttlichen Rechtes dem Dichter allezeit gestattet war; und es bringt keinen unechten Zug in das Bild, wenn der Vertreter des nationalen Gedankens im 16. Jahrhundert nunmehr als Prophet der nationalen Einigung von 1870 erscheint. Das ist in Conrad Ferdinand Meyers unvergleichlicher Dichtung »Huttens letzte Tage« (1871) geschehen. Auf Grundlage der Darstellung Straußens wird eine dessen Auffassung entsprechende Charakteristik entworfen und zu einem Gemälde der geistigen Kräfte des Reformationszeitalters erweitert; der Stoff konnte leicht zu einem sentimentalen Ton verleiten, und bei dem ersten Entwurf hat Meyer diese Klippe nicht ganz gemieden, in den späteren Auflagen aber jede Spur der Sentimentalität getilgt. Von größter Bedeutung wurde für Meyers Leben und Wirken die nationale Seite des Gegenstandes, denn den zwischen französischer und deutscher Sprache Schwankenden hat erst der Huttenstoff ganz zum deutschen Dichter gemacht.

Alle diese Bemühungen, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch durch wichtige Einzelforschungen gestützt wurden, führten zu dem Erfolg, daß an die Stelle des verschwommenen Bildes ein klar gezeichnetes trat. Der Eindruck, den man jetzt gewann, verhielt sich zu der vorstraußischen Auffassung etwa wie der struppige Landsknechtskopf des wirklichen Hutten zu dem jugendschönen Antlitz auf Kaulbachs früher über-, heute unterschätztem Reformationsbilde. Aber immerhin: wenn auch die Gestalt des Ritters jetzt persönlicher, lebensvoller heraustrat, wenn über den Vorzügen auch die Schwächen nicht vergessen wurden — im ganzen unterschied sich doch das Huttenbild nicht wesentlich von der Form, die es, wie gezeigt worden ist, bereits 1530 angenommen hatte.

Allerdings hat es an Versuchen nicht gefehlt, die Kehrseite des leuchtenden Ideals aufzuzeigen. Daß die ultramontane Geschichtschreibung Hutten mit besonderem Hasse bedachte, liegt in der Natur der Sache, und namentlich Johannes Janssen hat in seiner »Geschichte des deutschen Volkes« alle gegen Hutten sprechenden Züge zu einem wahrhaft abschreckenden Charaktergemälde zusammengewebt. Aber auch von protestantischer Seite ist die Gesamtpersönlichkeit scharf abgelehnt worden. Zwei Männer kommen hier hauptsächlich in Betracht, der Historiker Wilhelm Maurenbrecher (1838—1892) und der Philosoph Friedrich Paulsen (1846—1908). Maurenbrechers wissenschaftliche Arbeit galt insbesondere den Reformversuchen, die innerhalb der katholischen Kirche Luthers Auftreten parallel gingen; die Stärke dieser Bestrebungen hat er allerdings erheblich überschätzt. Allein wenn er zeigen wollte, daß das Bedürfnis nach Hebung der Schäden auch innerhalb den der Reformation widerstrebenden Kreisen keineswegs fehlte, so ergab sich der Gegensatz zu einem leidenschaftlichen Bekämpfer der Papstkirche ganz von selbst. Auch Paulsen legte eine Vorliebe für die Einrichtungen der katholischen Kirche an den Tag und betrachtete das Vorgehen Luthers und seiner Anhänger mit kritischem Blick. Mehr noch fallen aber seine Gesamtanschauungen ins Gewicht. Er war der humanistischen Bildung abgeneigt, hielt die festgegründeten Lebensformen hoch; seine Pädagogik drang auf Entsagung, Selbstzucht, Selbstüberwindung: der Humanist, der wandernde Poet, der nirgends aushält, der verarmte Ritter von ungebundener Lebensführung und bedenklichen Sitten mußten ihm infolgedessen gleichmäßig zuwider sein. Dazu kam noch eins. Paulsens höchst anziehende Selbstbiographie (1909)

belehrt uns über seine Stellung zu dem mit ihm an der gleichen Universität wirkenden Heinrich von Treitschke. Die vulkanische Natur des gewaltigen Mannes war ihm tief unheimlich; er sah nur das Maßlose, die Übertreibungen, das wilde Ungestüm; die unwiderstehlich fortreißende, anregende und befruchtende Kraft, die ohne das ungezügelte Temperament nicht oder wenigstens nicht in diesem Maße möglich war, blieb ihm verborgen. Ebenso wie an dem lebenden Treitschke stieß ihn an dem geschichtlichen Hutten das Ungebändigte, das lodernde Feuer der Leidenschaft ab; die ohne diese Glut des Inneren undenkbaren großen Eigenschaften schätzte er nicht nach ihrem Werte, und so erschien ihm denn der Ritter lediglich als eine dämonische Verführergestalt, die er durch keinen andern Vergleich nahezubringen wußte als durch den mit Ferdinand Lassalle.

Von protestantischer Seite ist nun auch der letzte, schärfste Angriff ausgegangen, von dem hier zu berichten ist. Er führt in die unmittelbarste Gegenwart und muß, wie alle andern Formen der Auffassung unsers Helden, aus der Struktur der Zeit abgeleitet werden. Der Katholizismus befindet sich augenblicklich in einem unverkennbaren geistigen Aufstieg. Es handelt sich für ihn nicht mehr darum, seine Macht zu behaupten oder sich durchzusetzen, sondern er strebt mit Erfolg danach, eine selbständige, von engherzigem Konfessionalismus freie Kultur zu erzeugen. In den Dienst dieser Aufgabe stellen sich katholische Dichter und Erzähler, Maler und Männer der Wissenschaft; besondere Erfolge erzielt eine Reihe vortrefflich geleiteter Zeitschriften. Gewiß kann ein solcher geistiger Wettbewerb der Konfessionen nur nützlich sein; zunächst zwingt dieser Aufschwung jedoch den Protestantismus, seine Stellung zu revidieren und alles auszuschalten, was der Gegenpartei Gelegenheit zu berechtigtem Angriff bieten könnte. Nun gilt Hutten der allgemeinen Anschauung als ebenbürtiger Kampfesgenosse Luthers; dieser volkstümlichen Annahme tragen beispielsweise unsre Luther-Denkmäler Rechnung. Es erhebt sich daher die Frage: Wird nicht Luther unrecht getan, wenn man Hutten zu seinem Bundesgenossen macht? Erscheint es nicht zweckmäßig, die Vorstellung von einer innigen Geistesgemeinschaft beider Männer zu beseitigen, um Person und Sache des Reformators vor unbegründeten Verdächtigungen zu schützen?

Von dieser Art der Fragestellung ist der Forscher ausgegangen, der Hutten ein für allemal aus der Zahl der Großen streichen will. Paul Kalkoff hat sich um die Geschichte der Reformation, insbesondere um deren Anfangsjahre, wesentliche Verdienste erworben, die man auch dann würdigen wird, wenn man sich den von ihm gezogenen Folgerungen nicht immer anschließen kann. Infolge seiner Studien ist er nun aber dazu gelangt, sich überall die Frage vorzulegen: »Was hat der Sache Luthers genutzt, und was hat ihr geschadet?« Und indem er diesen Maßstab an Hutten anlegt, ergibt sich ihm ein durchaus ungünstiges Urteil über den Ritter. In zwei umfangreichen Bänden legt er eine Anklageschrift von tausend Seiten vor, zu der nun, da Hutten sich selbst nicht mehr verteidigen kann, der Leser des 20. Jahrhunderts Stellung nehmen muß. (»Ulrich von Hutten und die Reformation«; Leipzig 1920. »Ulrich von Huttens Vagantenzeit und Untergang«; Weimar 1925.)

Es ist gezeigt worden, wie David Friedrich Strauß das verschwommene Huttenbild dadurch beseitigte, daß er eine quellenmäßig begründete Darstellung schuf. Allein für den neuesten Beurteiler ist auch Strauß noch ganz in der Legende befangen. Denn der Verfasser der bisher maßgebenden Biographie glaubte ja noch an ideale Motive bei Hutten, er sah in ihm noch den Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, für nationale Ziele. Im Gegensatz dazu soll aber nun erwiesen werden, daß Hutten nichts war als ein verkommener, lediglich auf den eignen Vorteil bedachter Edelmann, dem allerdings Willenskraft und schriftstellerische Gewandtheit nicht abgesprochen werden können.

Noch nach einer andern Richtung weicht der neueste Darsteller von Strauß ab. Schon unmittelbar nach dem Erscheinen von Strauß' Werk war der Vorwurf erhoben worden, daß der Held des Buches zu vereinzelt erscheine, daß die geschichtlichen Verhältnisse, innerhalb deren er gewirkt hat, nicht ausreichend berücksichtigt seien. Die Berechtigung dieses Einwandes wird anerkannt werden müssen. Das, was Strauß versäumt hat, holt nun Kalkoff auf Grund einer eingehenden Quellenkenntnis nach. Man wird für diese Ausfüllung des Hintergrundes dankbar sein. Allerdings läßt es sich nicht bestreiten, daß zuweilen ein Zusammenhang zwischen den Tatsachen hergestellt worden ist, den der Nachprüfende nicht ohne weiteres anerkennen kann.

Huttens Verhältnis zur Reformation erscheint nun dem neuesten Darsteller durchaus im Lichte seiner Auffassung der Persönlichkeit überhaupt. Nur aus Eigennutz hat sich Hutten der Reformation angeschlossen, in störrischem Trotz hat er es aber vermieden, sein völliges Einverständnis mit Luther zu bekennen; auch blieb er nicht treu, ja, er hat gelegentlich an der Sache, der er anzugehören vorgab, Verrat geübt, und sein unzuverlässiges, wildes Auftreten war nur dazu angetan, die Reformation in Verruf zu bringen.

Schwerlich lassen sich diese Vorwürfe in vollem Umfange aufrechterhalten. Denn auch sie beruhen nicht auf unwiderleglichen Zeugnissen,

sondern auf der Auslegung von Briefen und Schriften, die man ebensogut und mit demselben Recht in der entgegengesetzten Weise deuten kann. Und deshalb wird trotz des großen Beifalls, den Kalkoffs Anklagen gefunden haben, das endgültige Urteil schwerlich auf seiner Seite sein. Das Verdienst kann ihm nicht bestritten werden, die Schattenseiten Huttens scharf herausgehoben und seine Tätigkeit mehr im Lichte der Zeitgeschichte gezeigt zu haben — aber die wesentlichen Grundlinien des früheren Bildes werden bestehen bleiben.

Das gilt ebenso von dem Urteil über die schriftstellerischen Leistungen. Auch auf diesem Gebiete versucht der neueste Darsteller eine Umwertung aller Werte durchzusetzen. Gelegentliche Anerkennungen gehen in einem Meere des Tadels unter. Wir hören von der »sachlichen und sittlichen Armseligkeit seiner Rhetorik«, von der »Dürftigkeit und Einseitigkeit seines Geisteslebens«, von der »Maßlosigkeit und Ruchlosigkeit seiner Sprache«, von seiner »begrenzten Entwicklungsfähigkeit«, von dem »Einerlei seiner aufgeregten Diktion«. Wenn aber auch von seiner »hitzig übertriebenen Rednerei« gesprochen wird, so kann Hutten seinem Kritiker den Vorwurf getrost zurückgeben. Denn daß diese Ausstellungen maßlos übertrieben sind, steht außer Zweifel. Es fehlt in Huttens Schaffen keineswegs an großen sachlichen und sittlichen Angelpunkten. Und wenn der Ritter zuweilen über das Ziel hinausschießt, so wird ein billiges Urteil auch daran keinen Anstoß nehmen. Denn der feurige Überschwang entspringt ebenso unmittelbar aus Huttens Wesen wie seine sprunghafte Art; was der neueste Darsteller als fehlerhaft verwirft, das werden zahlreiche Freunde der deutschen Literatur nicht entbehren mögen, weil hier die Grundlagen der Persönlichkeit zu starkem Ausdruck gelangen. Und ebenso wenig wie mit diesen Ansichten kann man sich mit der allzu scharfen Betonung der Grenzen des Könnens einverstanden erklären. Es erscheint unbillig, von Hutten Leistungen zu verlangen, die er nun einmal seiner Natur nach nicht hervorbringen konnte, und die, wenn er sie erzielt hätte, das Große in ihm verkümmert haben würden.

So wird es wohl in der Hauptsache bei dem früheren Standpunkt sein Bewenden haben. Gewiß ist nicht alles an dieser starken Persönlichkeit erfreulich. Das heiße Blut hat Hutten zu Handlungen verleitet, die nach den Anschauungen seines Standes und seiner Zeit erklärbar, vielleicht auch entschuldbar sein mögen, den Gesetzen einer geläuterten Sittlichkeit jedoch nicht standhalten. Allein es geht nicht an, ihm deshalb den guten Glauben und die redliche Begeisterung für die große Sache absprechen zu wollen. Auch wer den moralistischen Maßstab nicht ganz zum alten Eisen werfen will, wird doch der Meinung sein, daß er hier keineswegs am Platze ist. Die Gegensätze in Huttens Wesen berechtigen nicht dazu, über ihn den Stab zu brechen; das Richtige trifft auch hier der Dichter, wenn er seinen Helden sagen läßt:

»Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.«

Das Mädchen im Fenster

Wie ich nun so im Abend stehe,
Dünkt mich der Tag ein Lächeln nur,
Auf meinen Wangen seine Spur,
Die mir zur Nacht ein Traum verwehe.
Kaum, daß ich hob die müden Lider,
Kaum, daß zum wachen Quell ich lief
Und betete und atmet' tief,
Da rieselt schon die Nacht hernieder.
Im Garten noch die Hyazinthen
Mit ihrem zauberhaften Duft,
Der schwül zerrinnt in linder Luft,
Wobei sich viel Gedanken finden,
Muß ich begießen, eh' zur Ruhe
Ich gehen kann, und an der Wand
Dem Vogel süße Worte geben,
Wie ich es jeden Abend tue.
Dann lös' ich Haare und Gewand
Und tausche Schlaf ein gegen Leben,
Und alles tu' ich so wie immer.
Doch heute ist mir das so fremd
Und seltsam wie ein Märchenschimmer,
Als trüge ich ein Zauberhemd ...
Die Glocken läuten, und der Hirte
Treibt nun die fromme Herde ein.
Ein Wandrer, der des Tages irrte,
Kniet nieder bei dem Jesulein
Am Wegekreuz. Nun fährt ein Wagen
So schwer und langsam durch das Tor.
Nun hör' ich fern die Flöte klagen
Von einem, der sich selbst verlor.
Nun weiß ich auch den Tod. Nun fällt
Ein Stern aus einer Wolke. Leise
Tut auf dem Fluß ein Kahn die Reise ...
So groß und seltsam ist die Welt.

Ossip Kalenter

Der Taufschein

Eine Diebsgeschichte von Adolf Paul

Die Geschichte ist nämlich die, und verhält sich so — und wahr ist sie auch —, denn mein Freund Martens, der da im Dorfe Küster ist, der hat sie selbst miterlebt und mir nachher erzählt, wie sie sich wahrhaft zugetragen hat. Und geschehen ist's am dritten Sonntag nach Trinitatis in dem Jahre, wo wir die große Hitze hatten und der Wein so schön gedieh. Kein Mensch wußte mehr, wie eine Wolke aussah. Die Bäume wurden schon ganz welk. Und das Wasser im See, hinter dem Dammbauer seiner Wiese, sank, daß der Boden streckenweit trockenlag und die Fische sich kaum noch heraufwagten, um nach Fliegen zu schnappen.

Drinnen in der Dorfkirche aber war's schön kühl und behaglich. Und da sangen die Bauern, daß die Balken sich bogen. Denn der Küster ging gerade mit dem Klingelbeutel herum. Und wenn der Bauer den Klingelbeutel sieht, dann ist er in seiner Frömmigkeit gar nicht zu halten. Dann steckt er die Nase ins Gesangbuch und legt los, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Da gehört eben ein Küster wie Martens dazu, um ihn von der Kurzsichtigkeit so weit zu kurieren, daß er den Klingelbeutel sieht! Aber ob er was hineinlegt, ist eine andre Sache — und was, nun, davon wollen wir eben hier reden!

Also Martens ging mit dem Klingelbeutel rum, und die Bauern waren so hellschens fromm und sangen mit Inbrunst:

»Ach wie flüchtig,
Ach wie nichtig
Sind der Menschen Sachen« —

Und der gute Herr Pastor saß da in seiner kühlen Sakristei und lauschte beglückt dem Gesang und freute sich von Herzen, daß seine lieben Bauern so schön kräftig singen konnten, und legte sich so viel Schönes zurecht, was er den guten Leuten nachher sagen wollte, wenn's ans Abkanzeln ginge. Das Herz war ihm zum Überfließen voll. Dann aber flog die Tür zur Kirche auf:

»Alles, alles was wir sehen,
Das muß fallen und vergehen.
Wer Gott liebt, bleibt ewig stehen!«

So sangen die Bauern, und herein trat Küster Martens mit dem Klingelbeutel in der Hand, und weg waren all die schönen Gedanken.

»Der richtige Psalm für eine Kirche voll Diebe! Lausepack! Was die mir wohl wieder hineingetan haben?« brummte er und schüttelte seinen Klingelbeutel, daß der Inhalt klimperte.

»Seien Sie nicht unbescheiden, Martens!« ermahnte der Pastor sanft.

»Wenn's man alles Geld wäre — oder meinetwegen auch Biermarken,« erwiderte der Küster mürrisch. »Aber wo die Bescherung meistenteils nur aus Hosenknöpfen besteht!« Er schüttete seinen Fang auf dem Tisch aus. »Was habe ich gesagt!? Lauter Grünspan! Und die Hosenknöpfe sind auch dabei!«

»Viele?« fragte der Pastor mild lächelnd.

»Zu einem Paar Hosen reichen sie allerdings nicht. Es sind man bloß drei,« antwortete der Küster ärgerlich. »Aber heute habe ich den Kerlen auf die Finger gesehen. Und wer die hineingetan hat, das weiß ich!«

»Wer denn?« fragte der Pastor.

»Wer denn sonst? — Der Dammbauer ganz bestimmt! Und der Viehhändler Isak! Und die Dachauerin auch! Die hat noch lange nicht die hinterlassenen Büxen ihres Seligen entknöpft!«

»Lassen Sie es gut sein, Martens,« sagte der Pastor.

»Ich würde kein Wort sagen, wenn's arme Schlucker wären. Aber die reichen Leute! Daß die sich nicht schämen! Diebsgesindel!«

»Martens!« rief der Pastor, »Sie dürfen einen Mitmenschen nicht einen Dieb nennen, wenn Sie es nicht beweisen können.«

»Beweisen soll ich's? Nun, wer sich nicht scheut, die heilige Kirche zu beschummeln, den darf ich gewiß einen Gauner nennen.«

Weiter kam er nicht. Denn dann ging hinter ihm ein gar klägliches Husten los, mit vielem »Ach Gott! Ach Gott!« und »Der Himmel sei uns gnädig!« und ein Stöhnen und Jammern und Seufzen, daß es ein Erbarmen war. Und wie er sich umsieht, steht da ein armes, zerlumptes Mütterchen und zittert und bebt und wimmert und hat sich und ist so geplagt, wie eben nur ein Christenmensch geplagt sein kann. Und die kannte er nicht einmal.

»Was haben Sie hier zu suchen?« rief er ihr unwirsch zu.

»Den Herrn Pastor wollte ich gerne — —«

»Nachher! Kommen Sie nachher! Jetzt haben wir Dienst.«

»Lassen Sie, Martens!« sagte der Pastor mitleidig. »Lassen Sie! Sie singen ja noch draußen. — Treten Sie näher, Mütterchen!«

»Nehmen's mir nicht übel, Herr Pastor! Nehmen Sie's mir auch nicht übel,« sagte die Alte. »Die Sache ist nämlich die — und ich möchte bloß gebeten haben — ach Gott, ach Gott!«

»Machen Sie zu, Mütterchen,« mahnte Martens.

»Lassen Sie, Martens,« sagte der Pastor.

»Nehmen's mir nicht übel, Herr Pastor,« fing die Frau wieder an, »aber ich hatte mir da ein paar Groschen zurückgelegt. Für den alten Tag, Herr Pastor, für den alten Tag!« kam's entschuldigend, als wäre es eine gar zu große Unbescheidenheit von ihr, nicht ganz ohne geblieben zu sein. »Und es hat auch seine liebe Not gehabt



Otto H. Engel: Karussell

UNIV. OF
CALIFORNIA

Vom Munde habe ich es mir abgespart, Herr Pastor.«

»Machen Sie zu, Mütterchen!« mahnte Martens.

»Lassen Sie, Martens!«

»Sie singen schon den letzten Vers, Herr Pastor.«

»Ist mir gleich, Martens! Nun, meine liebe Frau? Wie war's denn eigentlich? Sie hatten sich da einen Notgroschen zurückgelegt, sagten Sie?«

»Ja, Herr Pastor, einen Notgroschen hatte ich mir —«

»Das ist recht. Das ist brav!«

»Das hatte ich. Und es wurde mir auch recht sauer. Und jetzt —,« sie unterbrach, schneuzte sich und wischte die Augen.

»Nun, was ist damit?«

»Jetzt haben sie ihn mir gestohlen!«

»Sie Ärmste!«

»Ach, Herr Pastor, Herr Pastor!« schluchzte sie und rang die Hände. »Tun Sie mir um Gottes willen wieder zu meinem Gelde verhelfen —«

»Aber liebe Frau, wie soll ich das nur anfangen? Ich weiß ja nicht, wer der Dieb ist!«

»Er sitzt sicher da draußen in der Kirche!«

»Wer ist's denn?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wie soll ich's denn wissen?«

»Wenn der Herr Pastor bloß so gut sein möchten, von der Kanzel zu sagen, daß der Herr Pastor den Dieb kennen, dann meldet der sich schon!«

»L ü g e n soll ich! Wofür halten Sie mich?«

»Dem Herrn Pastor wird der liebe Gott schon die kleine Notlüge verzeihen!« sagte sie einschmeichelnd. »Ich bin ja bloß eine arme alleinstehende Witwe. Wenn der Herr Pastor nur versprechen, ihn zu schonen, nicht wahr, Herr Pastor, dann tut er's schon? Dann gibt er's schon wieder raus.«

Und sie tat so erbärmlich, daß der Pastor gerührt wurde. »Nun denn, meine liebe Frau,« sagte er. »Ich will sehen, was zu machen ist.«

»Ich hab's!« rief Martens eifrig. Denn wo es galt, den Bauern eins auszuwischen, da war er für sein Leben gern dabei. »Ich hab's! Geben wir ihnen heute gar keine Predigt!«

»Aber Martens! Was würden die guten Leute wohl denken?«

»Die würde sich freuen, die gottlose Bande!« rief er unvorsichtig. Als aber der Pastor in seiner verletzten Würde ihn streng ansah, setzte er eilig hinzu: »Ich meine, eklig wird's ihnen schon zumute werden, wenn Sie ihnen sagen, daß ein räudiges Schaf sich in die Herde eingeschlichen hat, und daß Sie ihnen Gottes Wort so lange vorenthalten wollen, bis die Gemeinde sich wieder gereinigt hat. Sagen Sie den Leuten mitten ins Gesicht: Unter euch sitzt ein Dieb! Denn das stimmt. Und machen Sie ihnen obendrein ein bißchen mit dem Teufel und der Hölle bange! Das wird's schon machen.«

»Ja, tun Sie das, Herr Pastor,« seufzte die Alte. »Sonst muß ich rein verhungern.«

»Nun denn, in Gottes Namen!« sagte er entschlossen. »Ich will versuchen, den Leuten recht eindringlich ins Gewissen zu reden. Kommen Sie, Martens! Kommen Sie, Mütterchen!«

Er nahm sein Buch und ging in die Kirche. Martens folgte und war so aufgeräumt, daß er darüber ganz und gar vergaß, auf die alte Frau aufzupassen. Die kam nicht schnell genug mit. Die Tür schnappte ihr vor der Nase zu. Und da stand sie denn mutterseelenallein in der Sakristei. Und auf dem Tisch drüben lag — das v i e l e Geld aus dem Klingelbeutel. Das hatte es ihrer armen Seele angetan, gleich als sie hereinkam. Für das Geld könnte sie sich wenigstens ein paarmal satt essen. Warum sollte sie's nicht nehmen? Hatten ihr die bösen Menschen nicht ihr letztes genommen, was sie sich in harter Arbeit zusammengespart hatte? Sie nähme denen da schließlich nur ihr Eigentum wieder ab. Der Pastor würde schon das von ihr gestohlene herausbekommen. Das könnte er dann dafür behalten. Und wenn nicht — schließlich w a r es doch für die Armen gegeben. Keiner war gemeint, und keiner war nicht gemeint. Sie war ja ganz in ihrem Recht, wenn sie's nähme.

Aber leicht wurde es ihr nicht.

»Es ist eine Sünde — es ist eine Sünde!« stotterte sie, streckte die Hand nach dem Gelde aus und zog sie wieder zurück. »Es ist eine Sünde! — Ach, wir armen sündigen Menschen!« Dann strich sie das Geld rasch ein, ließ es in die Tasche gleiten und schlich lautlos hinaus. Auf dem Tisch blieben nur die drei Hosenknöpfe liegen.

Draußen redete der Pastor seinen Bauern gewaltig ins Gewissen und hielt ihnen immer eindringlicher jene Sünde vor, die eben, ohne daß er es ahnte, in seiner eignen Sakristei ihr Unwesen trieb. Und die Bauern saßen da aus ihrem Schlaf aufgeschreckt und stierten und wunderten sich, was wohl heute in ihren guten Pastor hineingefahren sei, daß er sich auf einmal wegen des bißchen Klauens so maßlos ereiferte?! Hatte sich denn einer erwischen lassen? Und w e n n — wer war's wohl? Der Pastor wollte seinen Dieb haben, daran war nicht zu rütteln. Wer aber war der Sünder, der ranmußte?

Als der Pastor endlich seine Strafpredigt beendigt hatte und die Sakristeitür hinter ihm zugefallen war, da wurde es in der Kirche so lebendig wie in einem Bienenkorb. Der Kantor konnte singen, so viel er wollte, das half ihm nichts. Schließlich mußte Martens den Pastor

holen, damit er den Sturm beschwöre. Er rannte rasch zu ihm hinein. Aber der Pastor war selbst nicht zu beruhigen. Er ging da mit großen Schritten hin und her und rang die Hände.

»Haben Sie's gesehen, Martens?« rief er ganz außer sich. »Haben Sie's gesehen? Gott verzeih' mir die Sünde! Gott verzeih' sie mir! Es war ein Betrug, Martens! Ein Betrug! Ich hab's aber aus gutem Herzen getan — aus gutem Herzen! Aber die vielen bangen Gesichter, Martens, all die entsetzten Augen! Als sei der Blitz eingeschlagen, so betroffen saßen sie alle da. Mir war's, als sei die Kirche auf einmal in eine Diebeshöhle verwandelt. Gott helfe mir, ich glaube, ich hab's auch gesagt. — Ich weiß nicht mehr, was ich da alles geredet habe. Meine Angst redete, nicht ich, als sie da auf einmal anfingen, mich so hilflos anzustarren. Es wurde mir ganz wirr im Kopfe. Du lieber Gott, was sind wir Menschen doch für armselige Geschöpfe, daß wir uns erdreisten, in deinem Namen zu reden!«

Der Küster hörte gar nicht mehr zu. Er stand nur da und starrte die drei auf dem Tisch liegenden Hosenknöpfe an. »Herr Pastor!« rief er. »Wir sind bestohlen! Bestohlen sind wir!«

»Nun denn in Gottes Namen!«

»Das ganze Geld! Die ganze Kollekte hat die Alte genommen! Sie hat nur stehlen wollen, weiter nichts! Dann hat sie auch die ganze Geschichte gelogen.«

»Geb's Gott!« seufzte der Pastor. »Geb's Gott, Martens! Aber die vielen bangen Gesichter!« —

Die hatten nicht gelogen! Das wußte der gute Herr Pastor. Und er brauchte nicht lange auf die Bestätigung zu warten.

Die Tür zur Kirche ging auf, und herein trat eine rüstige, hohe Gestalt mit grauen Haaren und glattrasiertem, stark gerötetem Gesicht. Unsicher blieb der Mann an der Tür stehen und zwinkerte mit den blutunterlaufenen Augen, schluckte und schluckte und hielt mit beiden Händen die Mütze krampfhaft fest, als müsse er umfallen, wenn er's nicht täte.

Martens grinste, als er ihn ansah. Denn das war nun sicher einer von seinen Leuten, einer von denen mit den Hosenknöpfen. Und er roch wie eine ganze Destille. Sein Gang war schwankend.

»Was wollen Sie hier, Dammbauer?« fragte der Pastor unwirsch.

»Den Taufschein wollt' ich,« sagte der Bauer und drehte die Mütze hin und her.

»Den Taufschein? Ja, warum denn?«

»Von wegen der heiligen drei Könige, Herr Pastor.«

Der Pastor schüttelte den Kopf und sah ihn groß an. »Von wegen was?«

»Von wegen der heiligen drei Könige, Herr Pastor!« wiederholte der Bauer und schraubte seine Mütze doppelt so schnell hin und her.

»Die heiligen drei —?«

»Jawoll, Herr Pastor — die heiligen drei Könige. Ich hab' sie gesehen.«

»Wissen Sie was, Dammbauer?« sagte der Pastor ärgerlich. »Sie haben zu tief in die Flasche gesehen.«

»Ih wo denn!«

»Das haben Sie! Und Sie sollten sich was schämen, so in die Kirche zu kommen. Können Sie nicht vom Schnaps lassen?«

»Warum? Der Schnaps ist gut!« sagte der Dammbauer treuherzig. »Wenn Sie den mal versuchen täten!«

»Danke!« rief der Pastor entrüstet, und Martens lachte in sich hinein.

»Wenn Sie das mal täten, Herr Pastor. Dann würden Sie sie auch zu sehen bekommen — die heiligen drei Könige.« — Er schluckte ein paarmal. »Ich habe sie gesehen! Jawoll, Herr Pastor. Ich habe sie gesehen! Fein waren sie, mit Kronen auf den Köpfen, goldenen Kronen, und Haare wie Gold, und Bärte wie Gold. Ganz vergoldet waren sie, Herr Pastor! Und sie kamen mir entgegen, da auf dem Wege, der da aus dem Walde gerade auf mein Haus zuführt, und schoben je einen Kinderwagen vor sich her — und in jedem Wagen lag das Kind!«

»Was für ein Kind?« fragte der Pastor lächelnd.

»Nun, was denn sonst? Die Mali ihr Kind!« sagte der Bauer und machte große Augen. »In allen drei Wagen lag es. Und sie hat doch nur das eine! Das war mir zuviel! Da bin ich aufgewacht. Und weg waren sie, die heiligen drei Könige. Und die Kinderwagen und die ganze Bescherung auch! Dafür standen Sie aber da, Herr Pastor, auf der Kanzel, und guckten mich scheel an, als sei ich der schlechteste Mensch auf der Welt. Und geredet haben Sie! — Sonst schimpfen Sie immer. Das sollen Sie auch! Ordentlich, feste!« verbesserte er sich schnell. »Denn daran sind wir gewöhnt, und das wollen wir haben. Aber heute haben Sie geredet, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch haben Sie uns ins Gewissen geredet. Und da muß ich sagen: da war's kein Spaß mehr. Da hab' ich gedacht: ein Racker ist sie, die Mali, und es war nichts als Niedertracht von ihr, daß sie mir den Balg noch auf den Hals lud.«

»Aber Dammbauer!« sagte der Pastor entrüstet, »Sie haben mir doch gestanden, daß Sie —«

»Nun ja, ich leugne es ja auch nicht, ich bin's ja gewesen,« erwiderte der Bauer schnell. »Aber daß sie mich so hereinlegte und mich obendrein noch vors Gericht schleppte, das war die reine Niedertracht von ihr. Denn so sind sie, die Weiber. Aber« — und das Schlucken und Drehen

der Mütze fing wieder an, und gelegentlich wischte er sich mal mit dem Mützenfutter über die Augen — »aber da haben Sie wieder so schön geredet — von den vielen Dieben, Herr Pastor, die in der Kirche saßen. Und da dachte ich mir: Wir sind alle sündige Menschen, dachte ich, nicht bloß die Mali.«

Und dabei zog er so nebenbei seinen Geldbeutel aus der Tasche, wie um damit zu spielen, und langte erst ein und dann noch ein und dann auch noch ein drittes Geldstück heraus und glotzte dabei den Pastor unaufhaltsam steif an, damit er nicht hinsehen sollte, und redete immerfort vom Kinde und von der Mali, als wäre das die Hauptsache. »Da nahm ich mir vor,« sagte er, »fest nahm ich mir vor, zu Herrn Pastor zu gehen und mir den Taufschein zu holen. Bis jetzt wollte ich nicht, wie oft Sie mir auch zuredeten, Herr Pastor. Aber jetzt sollen Sie's haben! Jetzt können Sie uns zusammensprechen, mich und die Mali. Jawoll, das können Sie!«

Und als er sich so selbst seine Strafe zudiktiert hatte, legte er endlich das Geld auf den Tisch. »Da nehmen Sie's, Herr Pastor!« sagte er und atmete auf, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen. »Wir sind alle sündige Menschen, Herr Pastor — alle —, nicht bloß die Mali.«

Der Pastor starrte ihn entsetzt an. Dann schlug er auf den Tisch, daß die Geldstücke tanzten. »Das Geld, Dammbauer, das Geld?!« rief er scharf.

»Nun, das sollen Sie doch haben!«

»Für wen? Sprechen Sie doch!«

»Fragen Sie nicht! Erlassen Sie's mir!« stotterte der Bauer und blickte zur Seite. »Nachher sollen Sie mich doch mit der Mali zusammensprechen! Jawohl, das sollen Sie!«

Und der Pastor hatte ein Einsehen. Da war nichts mehr zu holen, weder an Geld noch an Sündenbekenntnis. Und das Eheglück der Mali durfte er nicht durch übermäßige Härte aufs Spiel setzen.

»Gehen Sie, Dammbauer,« sagte er dann, »gehen Sie in Gottes Namen, und sündigen Sie nicht nochmals!«

Der Bauer ging. Aber an der Tür machte er wieder kehrt, kam auf den Pastor zu und sagte treuherzig, als wolle er aus Dankbarkeit ihm eine große Freude bereiten: »Nicht wahr, Herr Pastor, und nächsten Sonntag, dann schimpfen Sie wieder?! Ordentlich, feste. — Wie sonst, Herr Pastor, wie sonst!« Und dann ging er, schluckend und hustend.

Der Küster aber sagte achselzuckend: »Wenn der jetzt die Mali heiratet, dann hat er schon viel mehr auf dem Kerbholz als die paar lumpigen Taler. Sie hätten ihn zum mindesten auch wegen der Hosenknöpfe vornehmen müssen, Herr Pastor!«

Aber der Pastor hörte nicht hin. Er saß auf einmal wieder zusammengesunken da und starrte ganz außer sich nach der Tür, denn da stand wieder eins seiner Beichtkinder und schluchzte: »Von wegen des Taufscheins, Herr Pastor!«

»Sie auch, Dachauerin?« seufzte der Pastor ganz schwach.

»Von wegen des Taufscheins — meiner Lene, Herr Pastor!«

»Ja, ja —, die Lene,« höhnte der Küster.

»Gehen Sie, Martens,« sagte der Pastor aufgeregt. »Gehen Sie, um Gottes willen, und sagen Sie den Leuten, ich will keine mehr sehen. Sie sollen nach Hause gehen!« Denn es wurden ihm auf einmal zu viele.

Der Küster ging. Aber die dicke Bäuerin stand immer noch da und zerfloß in Tränen. Sie wischte sich die Augen, putzte sich die Nase und schluchzte: »Von wegen des Taufscheins, Herr Pastor! Des Taufscheins meiner Lene! Denn sie soll ihn jetzt kriegen — den Großknecht. Sie soll ihn kriegen. Ich habe mich da eines andern besonnen. Er soll mein Schwiegersohn werden! Jawohl, das soll er!« — und sie drehte und drehte dabei etwas, was sie in der Hand hatte —. »Denn er ist ein ehrlicher Mensch, ein ehrlicher Mensch. Und es ist doch etwas, ein ehrlicher Mensch zu sein! Das ist es, Herr Pastor. Herr Pastor!« Und dann steckte sie ihm rasch ein Geldstück zu und schluchzte in äußerster Aufregung: »Nehmen Sie's, Herr Pastor! Nehmen Sie's in Gottes Namen! Gestohlen hab ich's nicht. Ich hab's nicht! Machen Sie mich nicht unglücklich, Herr Pastor!«

Aber der Pastor, kaum daß er das Geld in der Hand fühlte, bekam wieder Leben. Er setzte sich auf. »Dachauerin!« sagte er streng und schlug auf den Tisch. »Dachauerin!« Und dann war's mit seiner Kraft vorbei, und er sank zurück in seinen Stuhl und saß da und stöhnte und seufzte wie in schwerer Not.

Aber die Bäuerin verstand nicht, daß es seine eigne Sünde war, die ihm so schwer auf dem Gewissen lastete, die Sünde, sie um ihre Sünde betrogen zu haben, indem er ihr durch eine Lüge das Geständnis abgelistet hatte. Sie sah nur sein Entsetzen und dachte, sie könne nicht auf Gnade hoffen, wie schwere Buße sie sich auch auferlegt hatte. Aber sie wiederholte es doch immer und immer wieder: »In acht Tagen, Herr Pastor, in acht Tagen soll das Aufgebot sein. Denn er ist ein ehrlicher Mensch, der Großknecht, ein ehrlicher Mensch. Und das ist was wert!«

Der Pastor saß nun da wie vorhin, ohne ein Wort zu sagen und ohne sie anzusehen.

Das wurde ihr zuviel. »Aber so sagen Sie doch ein Wort, Herr Pastor! Ein einziges Wort!«

Da begriff sie, daß sie nicht umhinkonnte, ein offenes Geständnis abzulegen. Und das

wurde ihr doch zu schwer. Gebeugten Hauptes ging sie auf die Tür zu. An der Schwelle wandte sie sich nochmals um und sah den Pastor flehend an. Aber er kehrte sich gar nicht um sie. Kein Wort des Trostes hatte er für sie. Das wurde ihr zuviel. Händeringend kam sie auf ihn zu. »Herr Pastor,« jammerte sie. »Herr Pastor! Es waren man bloß zwei Pfund Butter, bloß zwei Pfund.«

»Erlassen Sie's mir, um Gottes willen! Gehen Sie! Gehen Sie in Gottes Namen, Dachauerin! Gehen Sie in Frieden!« sagte der Pastor nur. Und sie ging.

Draußen in der Kirche aber war alles in vollem Aufruhr. Die Bauern, die keine Ahnung davon hatten, daß der Pastor schon seinen Dieb hatte, wollten ihn mit Gewalt ausfindig machen. Jeder wußte ja eine Schlechtigkeit von dem andern oder hatte was an ihm zu rächen. Aber keiner wollte seine Haut für das allgemeine Wohl lassen. Da, wie auf eine gemeinsame Verabredung zogen sie schließlich gegen den alten Isak los. Mit dem hatten sie alle mal einen Kuhhandel gehabt. Und wie schlau der Bauer auch war, im Kuhhandel war Isak ihm über. Also war Isak der Dieb. Ihn hatte der Pastor sicher gemeint. Das sagten sie ihm auch gleich auf den Kopf zu. Er aber empfand keine Neigung, sich für die Sünden der Gemeinde ans Kreuz schlagen zu lassen, sondern setzte sich ganz energisch zur Wehr.

Schließlich wurden sie so laut, daß Martens nicht mehr den Lärm steuern konnte; er stürzte sich in die Sakristei hinein. »Herr Pastor!« schrie er. »Kommen Sie doch! Kommen Sie schnell, sonst geschieht noch ein Unglück. Verrückt sind sie, ganz außer Rand und Band. Was Sie ihnen da in die Köpfe gesetzt haben, das hat sie angesteckt. Hören Sie bloß, hören Sie bloß den Lärm!«

Aber im selben Augenblick flog die Tür nach der Kirche auf, und in der Öffnung kam der breite Rücken des alten jüdischen Viehhändlers zum Vorschein. Vergebens versuchte er sich der nachdrängenden Verfolger zu erwehren. Er schlug mit den Händen um sich und schrie in höchster Aufregung: »Lassen Se mer doch sufrieden! Kommen Se mer nich immer mit dem jüdischen Kuhhandel! Es ist kein Unterschied zwischen dem jüdischen Kuhhandel und dem christlichen Kuhhandel. Das schreibt euch hinter die Ohren alle miteinander!«

Aber die Bauern waren nicht zu halten. Sie lärmten und drängten ihrem Opfer nach und füllten schon die halbe Sakristei. Da stand der Pastor auf und schlug zornig auf den Tisch. »Ja, was soll denn der Lärm? Wozu denn das?«

»Das sag' ich auch, wosu der Lärm!?« rief Isak, machte kehrt, kam auf den Pastor zu und fuchtelte wild mit den Händen. »Der Mensch kann doch sein ruhig! Der Mensch kann doch sein sachlich! Aber Bauer ist Bauer! Da kann einer reden su der Wand.«

»Aber was geht denn hier vor?« fragte der Pastor, der immer noch nicht verstand.

»Hören Se mer bloß an,« sprach Isak. »Hören Se mer bloß an, Herr Pastor! Ich hab' geredt ruhig! Ich hab' geredt sachlich! Mensch, hab' ich gesagt zum Bauer, wenn Se wollen kaufen eine Kuh, und Se haben keine Kuh, und Se haben das Geld nicht, um su kaufen eine Kuh, und Se wissen nicht, wo Se sollen es hernehmen, das Geld, um zu kaufen eine Kuh, was machen Se dann? — Hat er nicht gewußt, der Bauer. Nun, Bauer ist Bauer! Und wenn Se sind ein Bauer, Herr Pastor, und wenn Se werden gebraten in Butter, so bleiben Se doch ein Bauer und ein undankbares Geschöpf! — Er braucht mer aber nicht su ärgern, der Bauer. Er braucht mer nicht su sagen: Dann bleib' ich ohne e Kuh! Denn danach habe ich ihn nicht gefragt. Das ist nicht mein Geschäft, und davon kann ich nicht leben! Er braucht mer aber auch nicht su sagen: Dann mach' ich wie der Isak, dann stehle ich se mir —«

In voller Wut fuhr er die Bauern an, daß ihm der Schaum um die Lippen stand: »Ich stehle nicht! Ich bin kein Dieb! Nix hab' ich gestohlen! Aber,« sagte er wieder zum Pastor mit vor Schmerz bebenden Lippen, »das glauben mer die Leute nicht, weil ich bin gewesen ein Jud, und weil ich mer habe lassen taufen! Denn wenn Se sind ein Jud, Herr Pastor, so glauben Se se nicht, weil Se sind ein Jud. Und wenn Se sich haben lassen taufen, so glauben se Se auch nicht — weil Se sind gewesen ein Jud! Und das ist nun der christliche Glaube!«

Der Pastor legte die Hand auf seine Schulter. »Beruhigen Sie sich, Isak! Beruhigen Sie sich nur! So schlimm wird's wohl nicht sein.«

»Viel schlimmer, Herr Pastor. Viel schlimmer! Denn se haben wollen machen aus mir einen Dieb. Und ich bin ein ehrlicher Mann.«

»Das sind Sie, Isak,« sagte der Pastor, »und keiner wird etwas andres behaupten dürfen.«

»Se tun's aber,« schrie der Alte und lief hin und her, daß die Rockschöße wie Flügel flatterten. Und er fuchtelte mit den Händen und raufte sich Haar und Bart, daß er gar wild aussah. »Se tun's! Denn als Se haben gesagt: Es sitzt in der Kirche ein Dieb — da haben se sich alle umgeschaut nach mir, weil ich bin gewesen ein Jud, und weil ich mich habe lassen taufen! Und nachher sind se alle gekommen und haben wollen machen aus mir einen Dieb.« Die Tränen kamen ihm wieder in die Augen, und die Stimme gab ihre eindringlichsten Töne her. »Herr Pastor,« sagte er, »ich habe geredt; ruhig hab' ich geredt, sachlich hab' ich geredt! Men-

schenskinder, hab' ich gesagt, wenn Se nicht wußten, wo Se sollten es hernehmen, das Geld, um su kaufen eine Kuh, su wem sind Se denn gekommen? Su wem? Su mir! Su Isak! Und warum? Weil Isak ist ein Mensch, Isak hat ein Herz, Isak nimmt's nicht so genau mit dem Gelde, wenn er's bloß wiederkriegt. Gelacht haben Se, geschimpft haben Se! Schwindel haben Se gesagt, 'nen Juden haben Se mer genannt! Und dann haben se wieder angefangen su reden von dem jüdischen Kuhhandel und von dem christlichen Kuhhandel. Es i s t aber kein Unterschied,« schrie er nochmals den Bauern mit Aufgebot seiner ganzen Stimmkraft zu und rannte dann wieder zum Pastor. »Als se aber nicht haben wollen aufhören mit dem Gerede, da hat mer gepackt de Wut. Da bin ich gekommen su Ihnen, Herr Pastor, um su holen den Taufschein —«

»S i e auch, Isak?« sagte der Pastor erschrocken. »Sie auch?«

»Jawohl, Herr Pastor! Geben Se ihn mir, den Taufschein! Geben Se ihn nur her! Dann werd' ich se unter die Nase reiben damit, damit se sehen, daß ich bin ein ebenso guter Christ wie sie.«

»Nun, das will ich meinen,« sagte Martens und hielt ihm die Hosenköpfe unter die Nase. »Mit den Hosenknöpfen treiben Sie's genau so wie die andern!«

Die Bauern lachten. Aber Isak sah ihn nur verächtlich an. »Kommen Se mer nicht immer mit de Hosenknöppe, Martens, wenn Se mer wollen abnehmen einen Taler für die Armen!« sagte er, jetzt ganz oben. »Ich handle nicht mit Hosenknöppen; ich handle mit Kühen, und den Taler können Se haben! Da —« er warf ein Geldstück hin, »da nehmen Se's nur! Das ist mein eignes sauer verdientes Geld, gestohlen habe ich's nicht! I c h stehle nicht! Ich bin kein Dieb! Aber ihr,« schrie er wieder die Bauern an, »ihr stehlt, alle miteinander. Klein stehlt ihr, schmutzig stehlt ihr! Und nachher habt ihr noch obendrein Angst vor der Hölle. Seid ruhig! Für euch wird sicher keine Hölle heiß gemacht.« Er spuckte vor ihnen aus und ging so schnell hinaus, daß die Rockschöße wie Flügel flatterten. Die Bauern wollten hinter ihm her.

Aber der Pastor paßte auf. »Halt!« rief er. »Laßt ihn zufrieden! Jetzt ist's genug. Ja, schämt ihr euch denn gar nicht, hier im Gotteshause Lärm zu machen 'und euren Haber hier austragen zu wollen? Wer von euch allen erdreistet sich, hier dem andern Richter zu sein? Wer wäre nicht vor Gottes Antlitz ein sündiger Mensch? Mit dem möchte ich ein paar Worte reden. Ihr andern aber, geht! Geht in Frieden! Geht in Gottes Namen! Und trage ein jeder geduldig sein Kreuz, ohne dem andern das seinige zu verargen. Wir sind alle sündige Menschen.«

Die Bauern standen verdutzt da, glotzten ihren Pastor an und schüttelten die Köpfe. Da war etwas, was nicht ganz stimmte. Erst wollte er seinen Dieb haben, und als er ihn hatte, da wollte er ihn wieder nicht. Da waren sie alle wieder »gleich sündige Menschen«. Wozu denn der Lärm, wenn sie alle gleich waren?

Nach und nach trotteten sie ab und ließen den Pastor und den Küster allein. Die standen da stillschweigend eine Weile. Und auf dem Tische zwischen ihnen lag — das Geld der heutigen drei Knopflieferanten.

»Das Geld, Martens, das Geld?« sagte der Pastor. Denn ihm war's nicht recht geheuer mit dem Diebsgut.

»Ja,« sagte der Küster achselzuckend. »Das Geld hätten w i r nun! Gestohlen ist's ja. Aber von wem?«

»Wir müssen die Bestohlenen ausfindig machen,« meinte der Pastor.

»Ich wüßte von keinen andern Bestohlenen als den Gemeindearmen. Die haben heute Hosenknöpfe für Geld bekommen, und gerade von denselben Leuten, die uns nachher das Geld hergebracht haben. Geben wir's den Gemeindearmen!«

Der Pastor wurde wieder aufgeregt. »Aber,« sagte er, »aber wir können doch nicht — das Geld muß doch zum rechten Besitzer zurück.«

Martens blickte ihn mitleidig an und schob die Unterlippe vor. Trocken bemerkte er dann: »Da müssen Sie wohl nächsten Sonntag von der Kanzel sagen, daß, wer bestohlen ist, sich melden soll. Aber ich sage Ihnen, Herr Pastor, da kommt die ganze Gemeinde.«

»Sie werden wohl recht haben,« sagte der Pastor, denn das leuchtete ihm ohne weiteres ein.

Der Küster bemerkte es mit Wohlbehagen. Mit Gönnermiene fügte er dann herablassend hinzu: »Ja, ja! Das mit den Bestohlenen, das müssen wir schon lassen! Aber das mit den Dieben, das war eine Sache! Die probieren wir noch einmal aus — einen andern Sonntag. Das lohnt sich besser als der Klingelbeutel.«

»Martens, Sie sind ein gottloser Mensch!« rief der Pastor entrüstet, konnte sich aber dabei eines Lächelns nicht erwehren.

Und Martens schmunzelte, hocherfreut über das Kompliment, strich das Geld ein und verwahrte es in seinem Schrank. — Die Hosenknöpfe steckte er in die Tasche.



Verfasser, Verleger, Buchhändler

Von Wilhelm von Scholz

In einer der vielen Rundfragen, denen man nicht entgeht, wurde angefragt: »Wie sind Sie mit Ihrem Verleger zufrieden?« Eine gewiß indiskrete und nicht sehr taktvolle Frage, fast so gefährlich wie die Bitte, die aber auch schon ausgesprochen worden sein soll, um ausführliche Äußerung, ob man glücklich verheiratet sei. Viele der nach der Zufriedenheit mit dem Verleger angefragten Autoren antworteten gar nicht. Aber diese Nichtantwort sollte gewiß nicht eine versteckte hämische Antwort sein, sondern war wohl nur die Ablehnung einer solchen Rundfrage überhaupt. Ich antwortete, den Tatsachen und meiner Meinung gemäß, ehrlich: »Ein Autor darf nie mit seinem Verleger zufrieden sein. Ich bin aber mit dem meinen befreundet!«

Ich glaube: so sieht das ideale Verhältnis zwischen Verfasser und Verleger aus, so ist es fruchtbar. Einfache Zufriedenheit des Autors mit dem Verleger wäre Stillstand. Immer neues Antreiben des Verlegers durch den Autor (das reichlich vergolten wird!) wäre ohne Freundschaft zwischen beiden wieder zu voll von Konfliktmöglichkeiten, als daß es ganz fruchtbar sein könnte.

In der Anekdote — die jedes menschliche Verhältnis karikiert, aber immer irgend etwas hat läuten hören, dann allerdings alles, was ihr zum Opfer fällt, falsch stereotyp macht, wie den zerstreuten Professor oder die böse Schwiegermutter — in der Anekdote wird das Verhältnis von Verfasser und Verleger meist sehr einseitig nach dem darin enthaltenen Konfliktstoff dargestellt: Ein fremder Gast besucht eine Dichtergesellschaft in ihren Klubräumen und bemerkt erstaunt immer mehr, ja fast nur Bilder Napoleons des Ersten an den Wänden, fragt schließlich, woher dies käme, da man doch eher die Bildnisse Goethes und Shakespeares, Dantes oder Molières hier vermuten sollte —? Er erhält die Antwort: »Ja, weil Napoleon einen Verleger hat erschießen lassen.« Und doch würde zweifellos der, der immer neue Verleger erschüfe, mehr der Freund der Schriftstellerwelt sein als der, der auch nur einen erschießen läßt, selbst wenn es nicht ein so vortrefflicher, vaterländischer Mann gewesen wäre wie der Nürnberger Johann Philipp Palm.

Konfliktstoff ist, wie in jedem menschlichen Verhältnis, natürlich auch zwischen Verfasser und Verleger vorhanden. Er ist hier nur von besonderer ausgesprochener Art. Ich meine damit nicht vor allem das Wirtschaftliche. Das ist — gleichwie alles, was Lohn, Entlohnung, Honorar heißt, heute von stetem Steigerungswillen durchdrungen — zwischen Verfasser und Verleger doch noch dadurch schwieriger gemacht, daß die schriftstellerischen Erfolgswerte sehr schwer zu kalkulieren sind; dann: daß der künstlerische Wert einer schriftstellerischen Leistung so sehr oft im umgekehrten Verhältnis zu ihrem äußeren Erfolge steht. Hierdurch wird in alles Rechnen zwischen Verleger und Verfasser Bitterkeit gemengt. Der von Selbstgefühl — und wie oft von Selbstüberschätzung! — durchdrungene Verfasser, der natürlich außerdem als wirklicher oder eingebildeter Künstler sehr viel nervöser ist als irgendein Vertragskontrahent andrer Gattung, ist überzeugt, daß das ihm vom Verleger zugestandene Honorar nicht entfernt dem Wert seiner Arbeit entspricht, und erklärt zum mindesten sein Buch, wenn es auch noch nicht gleich alles wieder einbringe, für die sicherste, dauernde Kapitalanlage der Welt, an der der Verleger unendlich viel mehr verdienen werde als je der glückliche Vater des Kindes. Der Verleger wägt vorsichtig-nüchtern, und muß es, wenn er nicht Schiffbruch leiden will. Der Autor aber wird an alle die Fälle nicht denken, bei denen der Verleger im Endergebnis mehr gegeben hatte, als er einnahm, oder er wird, wenn es sich um Bücher andrer Verfasser handelte, nur von der gerechten Strafe sprechen, die den Verleger für sein mangelndes Urteil getroffen habe. Die paar Fälle aber, wo ein Verleger mit einem Werk, dem er mißtraute und das er schlecht bezahlt hat, nachher hohen Gewinn erzielte, bleiben immer im Gedächtnis des Autors lebendig.

Der Gegensatz liegt tiefer. Wir Dichter und die meisten guten Schriftsteller sind überhaupt nicht Rechner, sondern auch da, wo es am wenigsten hingehört, also bei den Zahlen — Phantasten, die abwechselnd mit Begeisterung und Niedergeschlagenheit urteilen, wo nur kluge Sachlichkeit am Platze ist. Damit haben wir den ganzen Gegensatz: Leidenschaft — Sachlichkeit, Idealismus — Realismus; auch in der Brechung, bei der das Recht auf seiten des Autors liegt: hier lebendiges Erfülltsein vom Schaffen, vom Wesen der Kunst und des Werkes — dort ängstliches Ausschauen nach dem Geschmack des Publikums; und umgekehrt: lächerliches Überbetonen einer mittelmäßigen Arbeit, dem vernünftiges, aber banal gescholtenes sachliches Einschätzen gegenübersteht.

Schon aus dieser Darstellung der konfliktreichen Gegensätze erkennt man, wie erzieherisch, bildend, steigernd und fruchtbar-schöpferisch das Verhältnis von Verfasser und Verleger sein kann — und in großen geschichtlichen Fällen gewesen ist —, wenn beides Männer sind, die das wertvolle Wesen ihrer Art darstellen; wenn der Autor Dichter ist, der dem in ihn gelegten Gesetz folgt und unbekümmert um den äußeren Erfolg seine Arbeit tut, der Verleger ohne Klein-

lichkeit, ohne sich dem Publikum unterzuordnen, immer wieder dem Autor die Bedürfnisse des Volkes, der Menschheit nahebringt, ohne deren Ins-Gefühl-nehmen ein Schriftwerk nicht verstanden werden und nicht dauernd werden kann. Man denke an Goethes, des Vierzigjährigen, Entschluß, nur noch zu schreiben, was jeden gebildeten reifen Mann, wes Standes er auch sei, mit Recht zu interessieren vermöchte. Diese menschheitlichen Bestimmungen werden von der Subjektivität des Autors nicht durch Wissen um sie so aufgenommen, daß sie von selbst in jedes Werk einfließen, sondern nur durch die tägliche Erfahrung, das tägliche Sichdaranstoßen, das Müssen. Der Autor vergilt dem Verleger, indem er ihn davor bewahrt, aus dem Anerkennen des Menschheitswillens ein Liebedienern vor dem seichten Geschmack des Publikums werden zu lassen.

So sind gute Verleger, die in steter freundschaftlicher Beziehung mit ihren wichtigen Autoren leben, Förderer und segensreiche Beeinflusser der Dichtung; starke schöpferische Geister, die mit ihnen in Beziehung stehen, hinwiederum wesentlich Beteiligte am kulturellen Gedeihen und Blühen eines Verlags. Daß die Namen der bedeutenden Verleger — aus alter Zeit: Cotta, Göschen, Brockhaus, Hirzel, Hoffmann und Campe; aus neuer Zeit u. a.: S. Fischer, Georg Müller, Reclam, Diederichs, Insel — mit denen der großen zeitgenössischen Dichter verbunden sind, ist Wechselwirkung. Nicht nur dadurch sind die Verleger die Ersten geworden, daß sie die besten Dichter rechtzeitig erkannten und deren Namen mit den ihrigen verbanden, sondern auch durch die Einwirkung der Dichterpersönlichkeiten auf die Entwicklung der Verlage. Wie auch nicht zu zweifeln ist, daß manches der großen Lebenswerke unsrer Literatur durch die Einwirkung des den Dichter noch einmal und nüchterner mit der Menschheit verbindenden Verleger dem Willkürlichen entrückt, im Gültigen und Dauernden gebunden worden ist. Ja, Autor und Verleger müssen Freunde sein; aber sie dürfen nie, miteinander zufrieden, in Behaglichkeit versinken! Sie sollen sich gegenseitig spornen, anstacheln, steigern.

Es gibt wechselnde Formen dieses fruchtbaren Verhältnisses. Selbstverständlich darf beim Entstehen einer Dichtung, handle es sich um einen Roman oder ein Drama, der Verleger als solcher noch keinen Einfluß haben, sondern nur der verstehende Freund in ihm. Wohl aber wird der Einfluß des Verlegers bei der endgültigen Durcharbeit und Redaktion wie bei der Titelgebung von Nutzen sein können und dem Autor schon hier zum erstenmal Sachlichkeit und Erfahrung nutzbringend gegenüberstellen. In der Titelgebung, deren Wichtigkeit für das sichere Einwirken und Sicheinprägen eines Werkes, namentlich auf die nächsten Zeitgenossen, unzweifelhaft ist, haben gewöhnlich Verleger (wie auch Theaterleiter) eine viel geschicktere Hand als der Verfasser. Der für Schillers Zeit sehr gute Titel »Kabale und Liebe« stammt von dem Schauspieler und Theatermann Iffland. Ich selbst muß bekennen, daß die Titel gerade meiner erfolgreichsten Werke nicht von mir stammen: »Vertauschte Seelen« taufte Max Martersteig die Komödie der Auferstehungen, »Wettlauf mit dem Schatten« erfand Albert Kehm für das damals noch titellose Stück; und mein Verleger ließ mir nicht Ruhe, bis als Titel meines Romans statt des uneinprägsamen »Die Schwestern« der originellere und wohl auch bessere in »Perpetua, der Roman der Schwestern Breitenschnitt« gefunden war. So erkannte ich bei den meisten Werken im Verleger die Sachlichkeit und Erfahrung, die mir fördernd gegenübertraten. —

Eine andre Form der Zusammenarbeit zwischen Verleger und Autor ist die, daß die Idee eines Werkes zuerst im Verleger keimt, der dann den Autor dafür sucht. Das kann sich mit Glück nur um wissenschaftliche und ähnliche (z. B. lexikalische) Unternehmungen, vielleicht einmal um ein biographisches Werk handeln. Die Gefahr wird hier aber nie ganz überwunden werden, daß schließlich ein nicht organisches Produkt entsteht, bei dem der Autor unfrei schaffte und der Verleger am Ende auch nicht ganz die Erfüllung seines Wunsches in dem entstehenden Werk sieht. —

Ich fasse zusammen: soweit ich, gerade bei uns in Deutschland, sehe, ist das Verhältnis der bedeutenden Dichter und bedeutenden Verleger — nur auf sie kommt es an — überall fruchtbar, fördernd, anregend, ein Bündnis zu ernster kultureller Arbeit.

Das Verhältnis des Autors zu den Buchhändlern des Sortiments hat wohl keine so wesentliche Gestalt wie das eben geschilderte zwischen Verfasser und Verleger, ist mehr zufällig. Hier könnte der Bücherliebhaber, der Bücherfreund — sei es der beschauliche Leser alles wichtigen Neuen oder der Interessent eines bestimmten künstlerischen oder wissenschaftlichen Gebietes, ein Typus, den man sich von Spitzwegs Hand gemalt denken könnte und der in unsrer verarmten Zeit ziemlich ausgestorben sein wird — besser Auskunft geben als die Autoren. Er ist es, für den die Buchhandlung sich mehr und mehr in die Bücherstube gewandelt hat, an deren großem rundem Tisch man sitzt, blättert, ein wenig liest, mit dem Inhaber plaudert, um schließlich dies oder jenes Buch zu nehmen. Es ist zu hoffen, daß dieser Typus des Bücherstubenfreundes mit sich bessernder Zeit auch von neuem entsteht und, ohne es eigentlich zu wollen, in Wechselwirkung mit seinem Buchhändler durch Geschmack, Kenntnis, Liebe und Begeisterungs-

fähigkeit auf den ganzen Publikumskreis, den der betreffende Buchhändler berät, fruchtbaren Einfluß gewinnt, vor allem die Freude des Buchhändlers lebendig erhält und immer wieder erweckt, wenn sie an dem Stumpfsinn vieler Käufer des Mittelmäßigen oder des äußerlich Sensationellen erlahmen und müde werden will.

Meine persönliche Berührung mit dem Sortiment ist vor allem die des Vortragenden mit Buchhändlern, die für ihre Stadt Veranstalter der Dichtervorträge oder Führer literarischer Gesellschaften sind. Gewiß mag der Wunsch, das Publikum für die Dichtung und das Buch durch solche Vorträge zu gewinnen und in bestimmte Richtung zu lenken, aus wirtschaftlichen Gründen mitsprechen. Ich habe auf meinen Reisen doch vielfältig feststellen können, daß die ideellen Gründe überwiegen, daß meist ein starker und ehrlicher Kulturwille die Buchhändler, selbst mit Opfern, diese persönliche Verbindung zwischen dem Publikum und den Schaffenden vermitteln läßt, und habe bei solchen Gelegenheiten manche mir wertvolle Beziehung angeknüpft. Hier wird der Sortimenter in neuer moderner Art wieder zu dem Kulturträger, der er früher, in den Zeiten unsrer Großväter, überhaupt war, wo er für seine Stadt mit seinem Geschmack und seiner Vorliebe eine bestimmende Rolle spielte, die sich natürlich mit dem Zeitgültigen in Verbindung halten mußte, aber doch noch genug persönliche Variation in das Thema bringen konnte. Auch eine ein paarmal beobachtete betrübliche Erscheinung muß ich buchen: daß die andern Buchhändler der Stadt aus Konkurrenzneid oder Trotz gegen den Vortragsveranstalter nun von dessen Vortragsdichter gar keine Notiz nahmen. Klüger, auch profitlicher handelte eine Firma in einer andern Stadt, die sich eines sehr rührigen, Vorträge veranstaltenden Buchhändlers erfreute: sie zog, sobald der Kollege einen Vortragenden angekündigt hatte, durch sofort einsetzende Propaganda fast den Hauptteil des mit dem Vortrag zusammenhängenden Bücherverkaufs zu sich hinüber. Ich glaube, daß der sehr ideal eingestellte Veranstalter trotzdem auch damit zufrieden war: er hatte dem von ihm geschätzten Dichter jedenfalls genützt.

Schrifttum, Verleger, Buchhändler stehen heute in einem besonders schweren Daseinskampf, da sie keine materiellen Güter schaffen und da, nach Befriedigung der materiellen Bedürfnisse, erst noch die mechanische Unterhaltung des Kinos, die Vergnügungs- und Sportstätten Teilnahme und Geld beanspruchen, ehe das breite Publikum einmal zum — zu kaufenden! — Buch greift. Da müssen die Gebildeten, die Geistigen, die Menschen mit Kulturgewissen helfen. Durch den Willen der Gesamtheit muß der Buchhandel in den Stand gesetzt werden, die geistige Leitung aller bedeutenden Deutschen so zu fördern, daß sie entstehen, und daß sie ihre Höhe erreichen kann. Was darin einstmals die Fürsten leisteten — Karl August in Weimar für die Dichtung, die preußischen Könige und andre Monarchengeschlechter vor allem für die Wissenschaft —, das muß jetzt nach seinem Teile jeder von uns tun!

Dem deutschen Buchhandel aber möchte ich wieder das Wort ins Stammbuch schreiben, das er darin auf einer früheren Seite schon einmal finden wird: Von allen praktischen Berufen scheint mir der des Buchhändlers einer der schönsten zu sein. Das edelste Gut der Erde geht durch seine Hand. Er ist Erzieher und Kulturträger. Verantwortung liegt auf ihm: er kann Segenstränke und Gifte spenden. Aber jeder gute deutsche Buchhändler wird sich am Abend, wenn er übersieht, was er verkauft hat, immer wieder froh bewußt sein dürfen, daß er Geist und Seele seines Volkes ernährt und gekräftigt hat.

Stunde vor dem Schlaf

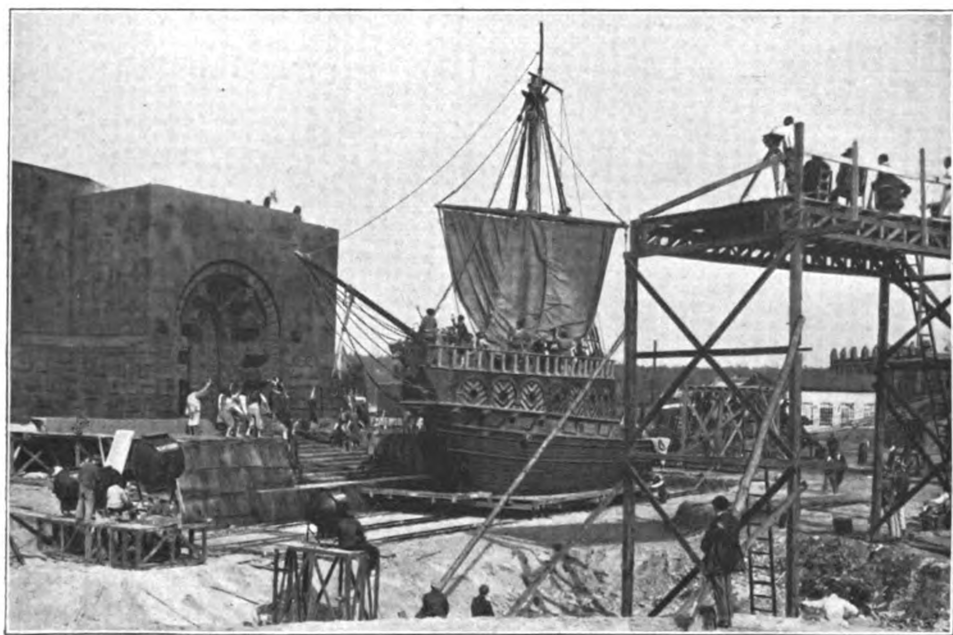
Ein Geheimnis überall,
Unerkenntlich rauschen Quellen.
Dunkel liegt im Tal.
Wie aus Schlafverlorenheit ruft Vogellaut,
kommt Hundebellen.

Vor des Hauses Tür
Geht ein Wind
Zaghaft, traumhaft; schier
Wie ein Kind …

Dann ist reine Stille,
Nichts stört ihren Hauch,
Bis die Grille
Anfängt zag zu zirpen unterm Rosenstrauch.

Ich will einmal sehen,
Ob der Abendstern schon ganz am Himmel steht —
O du schönes Kindheitsnachtgebet,
Mit dir will ich schlafen gehen!

Anton Schnack



Kastell und historisches Segelschiff für einen Ufa-Film

An der Geburtsstätte des Films

Von Otto Behrens (Berlin)

Mit achtzehn Abbildungen nach Aufnahmen der Ufa

Am Anfang des Films steht das Wort — das Wort in Gestalt des Manuskripts. Der Filmdichter hat es verfaßt und der Dramaturg der Filmgesellschaft bringt es in jenen Zustand, den man als »kurbelreif« oder »drehfertig« bezeichnet. Es kommt nämlich nicht nur darauf an, eine inhaltlich schöne Handlung zu schreiben, die Hauptsache ist vielmehr, Bilder zu schaffen, die technisch und optisch möglich und für das Auge überzeugend sind. An den Inhalt des Stückes wird vor allem die Bedingung gestellt, vorwärtstreibende Handlung und einen gewissen Grad von Spannung zu bringen. Alle Ausdrucksmöglichkeiten sind erschöpfend wahrzunehmen, denn der Film ist eine Zeichensprache, die mit dem Gesichtssinn aufgenommen werden muß. Die handelnden Personen können zwar im Film nahezu alles, was auch die Phantasie ersinnen mag, nur eins ist ihnen genommen — sie vermögen nicht zu sprechen. Wo Mimik und Gebärde nicht ausreichen, muß die Zuflucht zu den sogenannten »Titeln« genommen werden, die in knappen Sätzen die Situation unterstreichen, Zwiegespräche ersetzen oder Briefe und andre Schriftstücke zeigen. Filmmäßiges Denken und filmgerechter Ausdruck sind selten vereinigt; deswegen wird ein kurbelreifes Manuskript nur selten dem Hirn des Autors entspringen, vielmehr in weitaus den meisten Fällen erst die Frucht mehrteiliger Arbeit sein.

Hat nun solche gemeinsame Arbeit glücklich ein »Drehbuch« fertiggestellt, so daß das Stück verfilmt werden kann, dann heißt es, die einzelnen Szenen in »lebende Bilder« umsetzen. Wie an der Bühne bedarf es auch hier eines ordnenden, künstlerisch leitenden Willens, um die Szenerie aufzubauen und die Darsteller zu unterweisen. Dies ist Aufgabe der Regie. Einem Filmregisseur fallen begreiflicherweise keine geringen Aufgaben zu, denn die Stummheit des Films erfordert eine ganz besondere Pflege der alles verständlich machenden Ausdrucksform. Die vorwärtsdrängende Technik läßt nicht Zeit zu langwierigen Proben wie auf der Bühne, wo Ideen und Szenen ausreifen können, der Filmregisseur muß vielmehr ausgeprägten Sinn für Improvisationen haben und Eingebungen des Augenblicks rasch auffassen und ausnutzen können, um sie der persönlichen Auffassung des Darstellers anzupassen. Jeder Fehler, der vor der Kamera begangen wird, ist nicht wieder gutzumachen, es sei denn, daß die betreffende Szene noch einmal gespielt wird. Wiederholungen verteuern aber den Film ungemein und müssen durch größte Aufmerksamkeit beim Spiel möglichst vermieden werden. Der Regisseur ist daher beim Film der Mittelpunkt, von dem alle Fäden ausgehen, der den ganzen Aufnahmemechanismus leitet. Sein Wille gilt für den Einzelnen wie für die Massen der Statisten. Er

allem darin, künstlerisches Sehen, photographische Feinheiten, Tricks und Verblüffungsmittel zum Ausdruck höchster Vollendung zu gestalten.

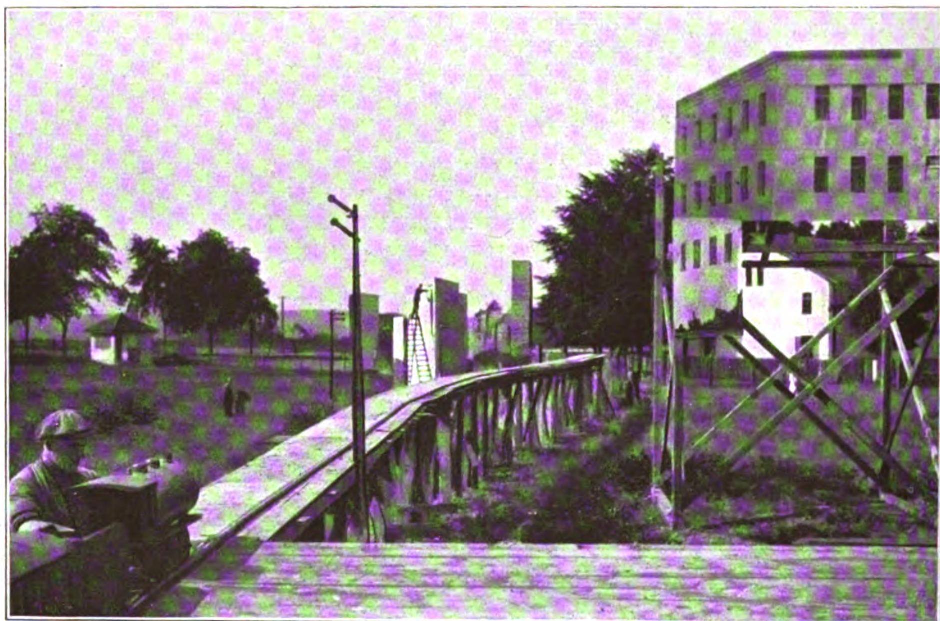
Zum Stabe des Regisseurs gehören ferner noch der Architekt und der Kunstmaler. Beide müssen umfassende Kenntnisse besitzen, um keine Mißgriffe in Stilfragen zu begehen. Aufbau und Dekoration stellen beträchtliche Anforderungen an den Geschmack, denn die Bildwirkung soll möglichst naturgetreu sein und an der Echtheit des Milieus keinen Zweifel aufkommen lassen. Mitunter sind Städtebilder aus aller Herren Ländern, aus Gegenwart und Vergangenheit aufzubauen; sie lassen die Aufgabe erwachsen, alles, von der intimen Innendekoration bis zu den Kulissen der Baulichkeiten — die zahlreichen Kostüme der handelnden Personen nicht zu vergessen — durchaus stilgerecht herzustellen.

Zwischen diesen verantwortlichen Persönlichkeiten bewegen sich nun die Darsteller, die in den Rahmen der Kulissen das Leben bringen. Die Hauptrollen werden von den sogenannten Film-»Größen«, den »Stars«, gespielt. Sie sind gewissermaßen die flimmernden Sterne am Himmel des Films, aber auch dank ihrer Launen, von denen jeder Filmregisseur ein Liedchen zu singen weiß, die Dornen im Strauße. —

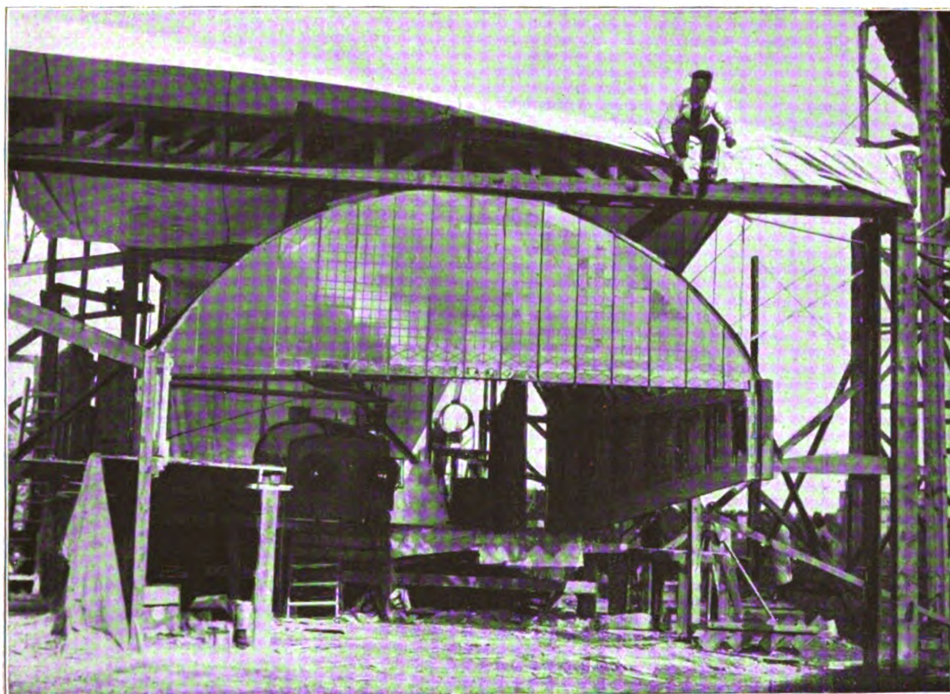
Sind endlich alle Vorbereitungen getroffen, dann naht der große Tag der ersten Aufnahmen. Nicht weit vor den Toren Berlins liegen die »Filmstädte« mit ihren Glashäusern und Werkstätten, in denen die meisten deutschen Großfilme entstanden sind. Neubabelsberg mit den Bauten der »Ufa« ist eine ihrer bedeutendsten, jedenfalls fruchtbarsten Geburtsstätten.

Frühmorgens, oft schon vor der achten Stunde, entsteigen die »Prominenten« hier ihren Autos, während die kleineren Kräfte und die Komparsen hübsch bescheiden mit der Vorortbahn herauskommen. Ist endlich alles beisammen, angekleidet und geschminkt, sind auch die Starlaunen der Diva besänftigt, dann kann mit den Aufnahmen begonnen werden. Der Regisseur versammelt die Künstlerschar und gibt jedem an Hand des Manuskripts noch einmal kurz an, was er zu tun hat, wobei er voraussetzt, daß die Hauptdarsteller ihre Rollen schon gut studiert haben.

Im Glashaus selbst ist ein Tanzpalast entstanden, ein Milieu, das sich beim schaulustigen Publikum immer wieder größter Beliebtheit erfreut. Auf dem Podium thront eine »Original Jazzband«, denn Musik hebt die Stimmung, die nun einmal zum Spiel gehört. Möbel, Tische und Stühle, Perserteppiche usw., alles ist »echt«. Hinter der Bar steht der Mixer und gibt sich verzweifelte Mühe, einem auf hohem Stühlchen hockenden »Gent« (Edelkomparse mit fünfzehn Mark Tagesgage) den gewünschten »drink« zu bereiten, während eine bunte Auswahl mondäner Weiblichkeiten alle Anstrengungen macht, den Gast amüsant zu unterhalten. An den Tischen im Saal und in den Logen nehmen die andern Besucher der Tanzstätte in großer Abendtoilette Platz, und die auffahrende Menge der Sektflaschen (frage mich nicht nach dem Inhalt!) läßt vermuten, daß man »Stimmung« braucht.



Trick im Film: Miniatur-Eisenbahn mit Signalanlage



Ein künstlich gebauter Bahnhof für den Film

Sobald der Regisseur nach kritischer Besichtigung den Eindruck gewonnen hat, daß die Sache klappen wird, gibt er Anweisung, die Beleuchtung einzuschalten, und blendendes Licht ergießt

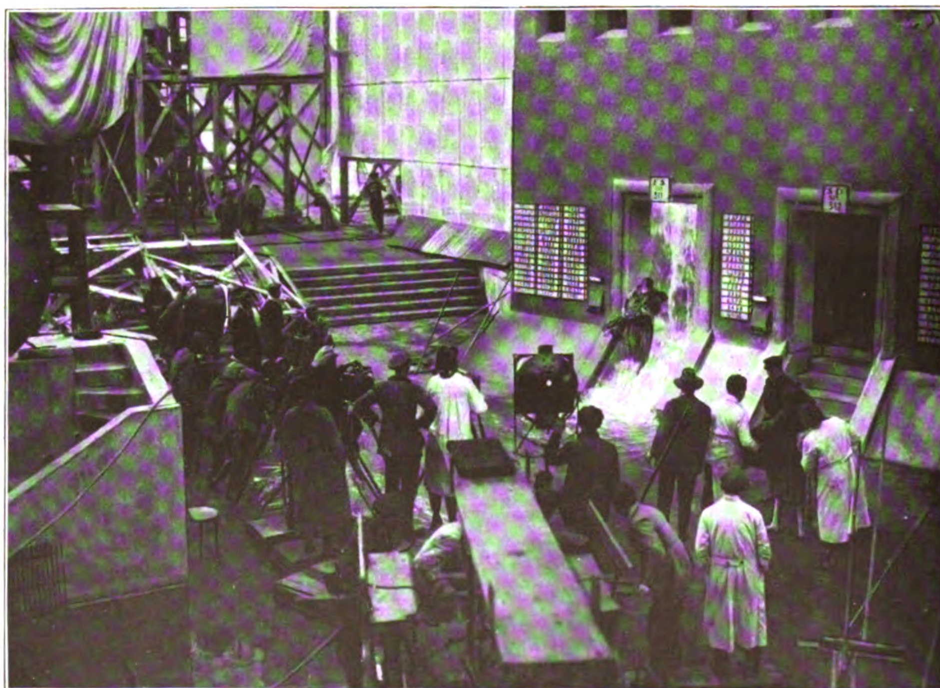


Nächtliche Szene in einer Großstadtstraße



Eine moderne Großstadtstraße, für den Film aufgebaut

sich in den Raum. Die Strahlen der Jupiter-lampen, deren Leuchtkraft schamlos genug ist, sogar die Sonne zu übertrumpfen, wirken durch die Hohlspiegel scheinwerferartig und werden

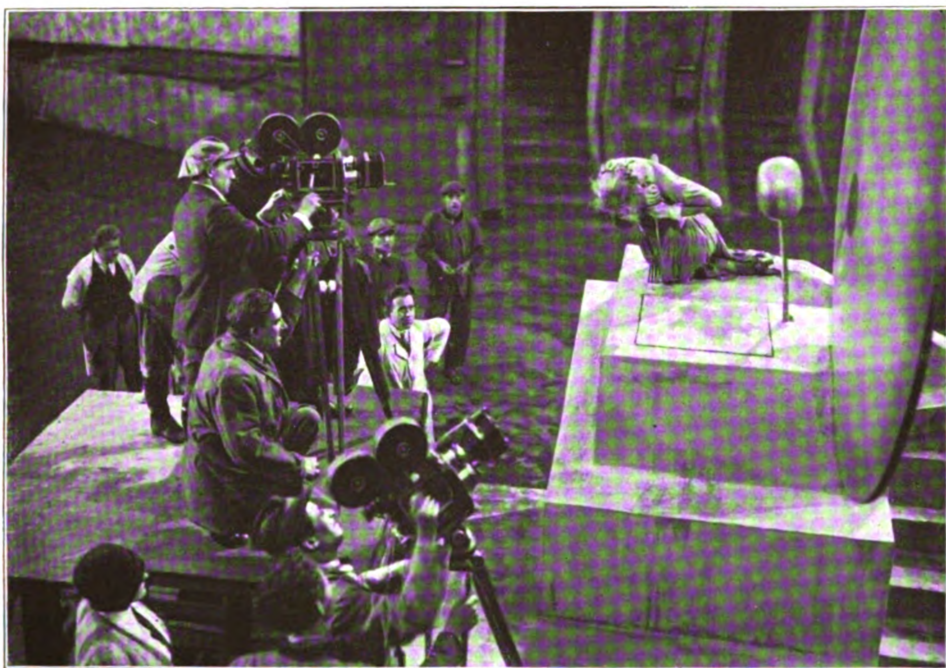


Eine Katastrophe im Fahrstuhlschacht aus »Metropolis«, Regie: Fritz Lang

auf die Szenerie konzentriert, um Schattenpartien aufzuhellen und dunklen Gesichtszügen der handelnden Personen die richtige, für die Photographie erforderliche Beleuchtung zu geben. Das hochkerzige Licht, dessen Stärke oft viele Millionen Normalkerzen beträgt, wirkt außerordentlich stark auf die lichtempfindliche Schicht des Filmstreifens in der Kamera und hat die Eigenschaft, die natürlichen Farbtöne zu verändern: Gesichter und überhaupt unbedeckte Haut erscheinen leichenblaß bis grünlich. Um dieser Entstellung entgegenzutreten, müssen sich die Filmdarsteller in weit stärkerem Maße schminken als auf der Bühne, so daß sie oft wie Clowns aussehen. Filmmäßig geschminkt, d. h. mit buntbemalten Gesichtern, die der deutschen Farbenindustrie kein schlechtes Zeugnis ausstellen, treten die Künstler und Künstlerinnen auf. Körperlich wohl fühlen sie sich dabei keineswegs, denn die ungeheure Hitze, die das Lampenlicht ausstrahlt, läßt die Schminke bald zergehen und den Puder sich auflösen; außerdem ist der grelle Schein für das menschliche Auge durchaus nicht ungefährlich: Bindehautentzündungen sind leider nur zu oft die Folge langandauernder Aufnahmen.

Etwas abseits von dem vorbereitenden Getriebe steht der Autor. Fürwahr, er hat es nicht leicht gehabt, bis alles soweit gediehen ist! Direktoren, Regisseur, Operateur und Diva haben ihm hart zugesetzt, daß er manchmal der Verzweiflung nahe war. Ganz anders ist sein geistiges Produkt gestaltet worden, als er es ursprünglich verfaßte, und was jetzt bei den Aufnahmen noch alles geändert wird, mögen die Götter wissen! Voll trüber Ahnungen sieht er den kommenden Tagen entgegen, denn alle Schuld wird schließlich doch nur auf ihn abgewälzt, mag er dafür verantwortlich sein oder nicht.

Ist nun der Operateur mit der Lichtverteilung zufrieden, dann erschallt aus dem Megaphon der Ruf des Regisseurs: »Achtung — — Aufnahme!«, und im Scheine der Jupitersonne geht das Spiel vor sich. Auf hohen Aufbauten und sogenannten Praktikabeln stehen die Aufnahmeapparate, rollen auf Rädern bald hierhin, bald dorthin, je nachdem die Aufnahme es verlangt, und über alles wacht der Regisseur, um durch sein Sprachrohr die nötigen Anweisungen zu geben. »Bewegung! — Mehr Leben! — Stimmung!« und ähnliche aufmunternde Zurufe bringen in die Reihen der Darsteller, denn der Regisseur ist ein gestrenger Herr von hohem Verantwortungsgefühl und nicht leicht zufriedenzustellen.



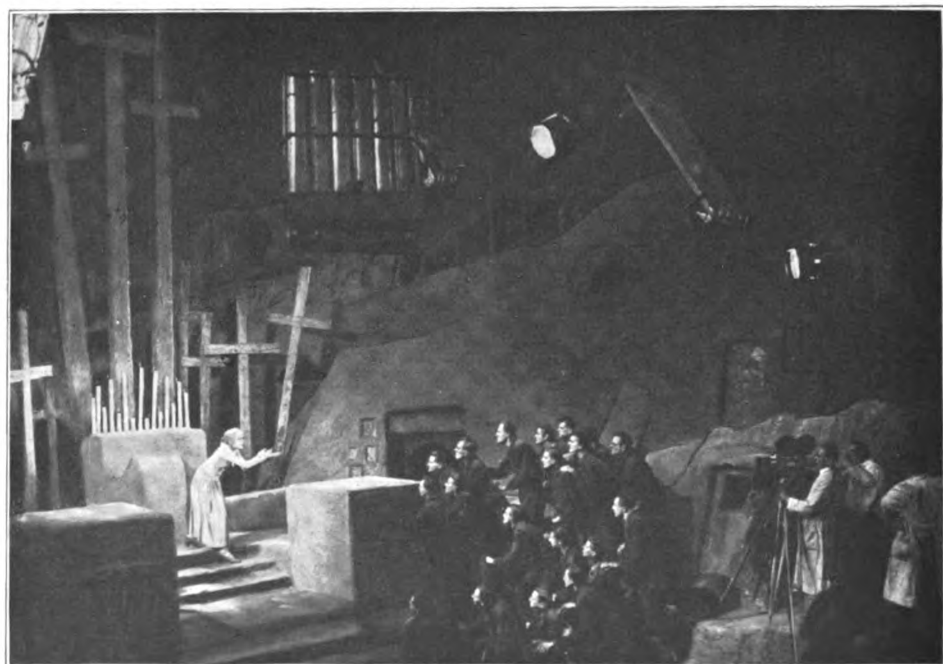
Großaufnahme aus »Metropolis«

Im Rhythmus des Schlagzeugs der Kapelle schreiten die Paare über das Parkett, Luftschlangen schnellen durch den Raum, kleine Luftballons streben zur Decke, Kellner eilen dienstbeflissen umher, ein Blumenmädchen geht von Tisch zu Tisch, und selbst der Boy mit dem Zigarren- und Zigarettentablett fehlt nicht; alles muß ja so echt wie in Wirklichkeit dargestellt werden. Da erscheint die Diva mit ihrem Partner.



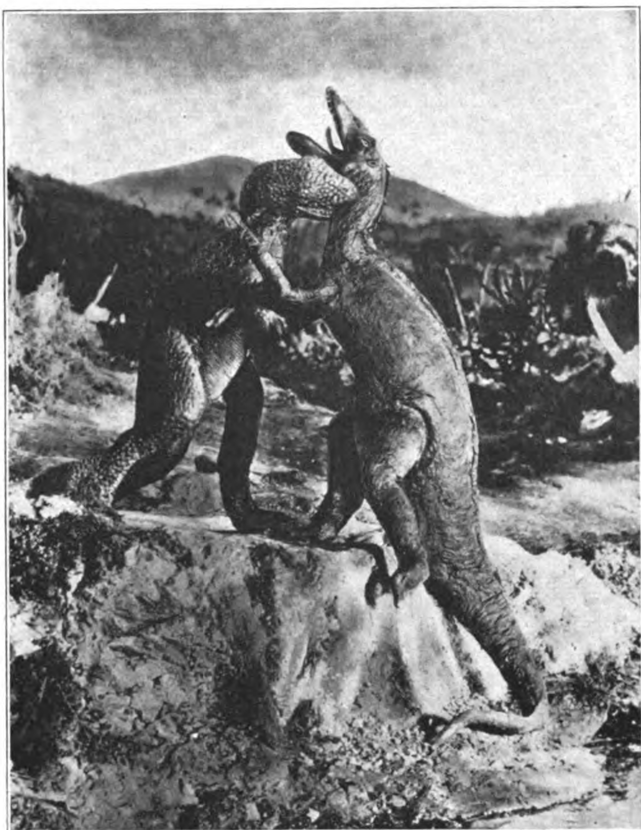
In den Katakomben der Weltstadt (im Vordergrund der Regisseur Fritz Lang)

Immer mehr nähern sich die beiden dem Objektiv. »Achtung — Großaufnahme!« heißt es jetzt für den Operateur und für den Beleuchter. Grell leuchten die Quecksilberlampen vor dem Paar auf, um es im Bilde besonders hervortreten zu lassen, während die übrigen Tanzpaare durch



Katakombenbild aus »Metropolis«, Regie: Fritz Lang

das schwächere Licht im Hintergrunde mehr verblassen. Aber dem kritischen Auge des Regisseurs hat die Szene nicht gefallen. Einmal und noch einmal wird wiederholt, bis das Spiel Gnade vor ihm gefunden hat. Das Kommando »Licht aus!« ertönt, und die Darsteller atmen erleichtert auf. »Gar nischt könnt ihr,« sagt der Regisseur, »laßt euch begraben!« Diesem wohlgemeinten Ratschlag folgen die Künstler nun doch nicht, sie benutzen die kurze Pause, die nun eintritt, vielmehr dazu, auf einen Sprung in die Kantine zu eilen. Hier sitzen schon in den verschiedenartigsten Kostümen Kollegen, die in andern Filmen beschäftigt sind, so daß sich ein buntes Gemisch aller Berufsstände, Rassen und Jahrgänge zusammenfindet, um sich bei Würstchen und Bier für die weiteren Strapazen zu stärken. Schon dröhnen wieder die Megaphone und rufen zu neuen Aufnahmen. Flinken Schrittes eilen die Friseure und Garderobenfrauen mit Schminktöpfen und Puderquasten umher, um den »Anstrich« der Gesichter aufzufrischen, und dann nimmt das Spiel seinen Fortgang.



Ein Drama in der Tierwelt vorsintflutlicher Zeiten (Ufa-Film)

»Spiel«? Ich weiß nicht, ob man schon so sagen darf. Der Operateur dreht nämlich die einzelnen Szenen nicht in zeitlicher und logischer Reihenfolge, wie sie das Drehbuch vorschreibt, sondern die Anordnung der Aufnahmen richtet sich nach den Vorgängen, die in der gleichen Dekoration spielen. Erst dann, wenn der ganze Film aufgenommen ist, werden die verschiedenen Szenen folgerichtig zusammengestellt. Was diese Anordnung für den Darsteller bedeutet, kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß es einer ziemlichen Vorstellungskraft bedarf, den für eine Situation passenden Ausdruck immer wieder zu finden, wenn auch Tage zwischen den Vorgängen liegen, die doch stets in gleicher Weise wieder erfaßt werden sollen.

Natürlich können nicht alle Aufnahmen in den Ateliers hergestellt werden. Wo es angeht, hat man die für den Film erforderlichen Baulichkeiten in unmittelbarer Umgebung der Glashäuser aufgeführt. Diese Anlagen künstlicher Bauten, die die Bezeichnung »Filmstädte« führen, bedecken oft ein weites Gelände, enthalten Waldpartien, Hügel, Seen, Bäche, Schluchten usw. Oft fährt auch die Filmgesellschaft in landschaftlich besonders schöne Gegenden und gelangt auf diese Weise nicht selten in alle Länder der Erde.

Lassen sich aber diese Aufnahmen unter freiem Himmel in der Filmstadt drehen, dann bietet sich hier ein buntes, mannigfaltiges Bild. Ganze Straßenzüge hat man geschaffen, die bald dem Milieu einer Weltstadt entnommen sind, bald das Gepräge eines historischen oder fremdländischen Ortes zeigen. Mal sind es Burgen oder Kathedralen, dann wieder Bahnhofsbauten und Hafenanlagen mit den Riesenleibern großer Schiffe, oder gar Gebirgslandschaften, und danach richten sich auch die Requisiten. Während deren Vorderseite, die bei den Aufnahmen dem Objektiv zugewendet ist, an der Echtheit kaum einen Zweifel aufkommen läßt, zeigt die Rückseite nur primitives Holz- und Lattenwerk, mit bunten Stoffen bespannt und durch Tragbalken gestützt. Der Film ist eben eine Welt des Scheins, und gerade die Eigenart der photographischen Linse ermöglicht die größten Täuschungen des menschlichen Auges. Aus diesem Grunde läßt sich der Zuschauer auch so leicht verleiten, außergewöhn-

liche Ereignisse und Sensationen, die ans Unmögliche grenzen, für tatsächlich geschehen zu halten. In Wirklichkeit aber handelt es sich hierbei um sogenannte »Tricks«, die, sofern sie nicht Selbstzweck werden, von außerordentlichem Reiz sind. Wie beängstigend, wie packend schön ist es doch für den Zuschauer, wenn Geister und Gespenster in Erscheinung treten! Oder: Welche Bewunderung erregt es, wenn ein und derselbe Darsteller in zwei verschiedenen Masken gleichzeitig auftritt! Beide Personen sprechen miteinander, reichen sich die Hand und bewegen sich in ganz natürlicher Weise, also ein Doppelgängertum in ein und demselben Bild. Wie häufig bekommt man Traumvisionen zu sehen, voller Geheimnisse und Schauer! Alle diese schattenartigen und spukhaften Darstellungen sind nichts weiter als Verblüffungsmittel, die gerade die Kinotechnik mit Leichtigkeit ermöglicht. Doppelgängerszenen, Visionen u. dgl. werden nämlich einzeln aufgenommen, d. h. jede Personengruppe für sich, und zum Schluß kopiert man die Bilder geschickt ineinander, um das Bei- und Nebeneinander vorzutäuschen. Das Objektiv der Kamera vermag also allen möglichen Tricks ein überzeugendes Aussehen zu geben. Kulissenbauten, Pappfelsen und ähnliche Hilfsmittel erwecken den Eindruck vollkommenster Echtheit. Eisenbahnzüge stoßen zusammen, Häuser gehen in Flammen auf, Schiffskolosse fliegen in die Luft, Brücken werden gesprengt — kurzum, der technischen Gestaltungsmöglichkeit sind kaum noch Grenzen gezogen. Selbstverständlich brauchen solche schrecklichen Dinge niemals in Wirklichkeit geschehen zu sein, sondern man hat kleine, naturgetreu nachgebildete Modelle aufgebaut und zaubert mit ihrer Hilfe all diese spannenden Ereignisse hervor. Spielzeugartige Gegenstände, wie Eisenbahnzüge, Dampfschiffe, Automobile, Flugzeuge usw. erhalten auf künstliche Weise Bewegung, und die Bilder der Aufnahmen werden dann später entsprechend vergrößert und in die laufende Folge der übrigen Spielszenen eingereiht. Von Angst erfüllt folgen die Blicke des Zuschauers den tollkühnen Helden, die von Flugzeugen oder Brücken auf die Dächer der in scheinbar rasender Fahrt heranbrausenden Züge springen oder ähnlichen Nervenkitzel vollbringen. Der »Expreß« fährt in Wirklichkeit im Schrittempo. Operateur und Vorführer wissen aber, wie sie den Trick zu gestalten haben, damit die Täuschung des Publikums gelingt. Natürlich gibt es auch Fälle, wo der bloße Trick nicht ausreicht, um völlig zu überzeugen. Derartige Szenen müssen dann von Artisten gespielt werden, die unter der Maske des Darstellers ihre verwegenen Kunststücke vollführen.



»Wege zu Kraft und Schönheit«: Der Tanz



»Wege zu Kraft und Schönheit«: Am Waldweiher (Rhythmische Gymnastik)

In die fernsten Länder sind deutsche und ausländische Filmexpeditionen vorgedrungen und haben oft unter unsäglichen Mühen und Gefahren Land und Leute aufgenommen, um uns Kunde von landschaftlichen Schönheiten oder den Sitten und Gebräuchen der Bewohner zu geben. Die Tierwelt des Urwaldes ist in unverfälschter Naturhaftigkeit im Film festgehalten worden, Jagden auf Löwen und Leoparden, religiöse Zeremonien und Volkstänze der Eingeborenen wurden auf den Zelluloidstreifen gebannt. In die Welt des ewigen Eises, in die Regionen himmelanstrebender Bergriesen, ja selbst auf den Grund des Meeres hat sich der Kameramann begeben, um uns die Wunder der Schöpfung zu erschließen. Gerade Zoologie und Pflanzenkunde sind Gebiete, die recht oft vom Filmoperateur betreten werden. Auf diese Weise werden uns Naturvorgänge vor Augen geführt, die oft genug an Wunder grenzen.



»Wege zu Kraft und Schönheit«: Auf freiher Höhe (Rhythmische Gymnastik)

Von großem Wert und von starker Werbekraft für die Entwicklung der Körperkultur

war der Ufa-Film »Wege zu Kraft und Schönheit«. Auch in den Dienst der Gesundheitspflege hat sich der Film gestellt und manches geschaffen, was der medizinischen Aufklärung von großem Nutzen ist. Operationen und Krankheitsbehandlungen sind gedreht worden, um besonders charakteristische Fälle festzuhalten und sie als Lehrbeispiele zu verwenden.

Zu den belehrenden Filmen gehören ferner jene, die uns den Werdegang industrieller Erzeugnisse zeigen oder technische Konstruktionen und Vorgänge erläutern. Eine eigenartige Einrichtung, die sogenannte »Zeitlupe«, gestattet es bei solchen Darstellungen, Vorgänge, die sich für das menschliche Auge zu rasch abwickeln, stark genug zu verlangsamen, so daß alle Einzelheiten der Bewegung bis ins kleinste erkannt und festgehalten werden können. Das Gegenstück zur Zeitlupe ist der »Zeitraffer«. Er dient dazu, Vorgänge, die sich erst im Verlaufe von Tagen oder Wochen ergeben, binnen weniger Sekunden vorzuführen. Die Entwicklung eines Krankheitsherdes, die vielleicht den Zeitraum einer Woche beansprucht, oder gar das Wachsen, Erblühen und Fruchttragen einer Pflanze, das Monate in Anspruch nimmt, kann man mit Hilfe des Zeitraffers in wenigen Augenblicken darstellen.



»Wege zu Kraft und Schönheit«: Vorfrühling (Schule Ilse Larsen)

Zum Schluß noch ein Wort über die Zeichen-Trickfilme. Wohl jeder kennt die scherzhaften Tierfilme, die unter der Bezeichnung »Felix der Kater« laufen, oder die Reklamefilme der Firma Pinschewer, die dem Hauptprogramm meistens vorausgeschickt werden. Ihre Herstellung ist außerordentlich mühsam, denn jede noch so geringe Bewegung der Figuren muß einzeln gezeichnet und jedesmal photographiert werden. Tausende von Bildchen ergeben dann zu guter Letzt den fertigen Film, in dem die handelnden Personen teils fließende, teils sprunghafte Bewegungen haben, je nachdem welche Wirkung beabsichtigt ist.

Zu den ausgesprochenen Trickfilmen gehören außerdem noch jene Darstellungen, bei denen bewegliche Figuren, die man aus Pappkarton schneidet oder aus einem stoffartigen Material herstellt, verwendet werden und bei denen das Wechselspiel zwischen künstlicher Bewegung und photographischer Aufnahme ebenfalls Anwendung findet. Auf diese Weise vermochte man auch Riesentiere der Urzeit im Film nachzubilden. Eine geradezu geniale Konstruktion läßt die Spielzeugmodelle dieser vorsintflutlichen Kolosse Kriech- und Freß-, ja sogar Atembewegungen vollführen. Erstaunlich ist die Geschicklichkeit, mit der die Kämpfe der Tiere untereinander und mit Menschen unsrer Tage dargestellt worden sind. Obwohl auch hier eine Verbindung von Trick und Spiel stattfindet, gewinnt doch die Technik des Modelltricks die Oberhand. Das Zusammenkopieren der Spiel- und Trickaufnahmen, die ein durchaus harmonisches Gesamtspiel ergeben, ist jedenfalls eine außergewöhnliche Leistung der Filmtechnik.



Ein Muster-Säuglingsheim auf der Gesolei. Gesamtleitung: Vaterländischer Frauenverein in Düsseldorf

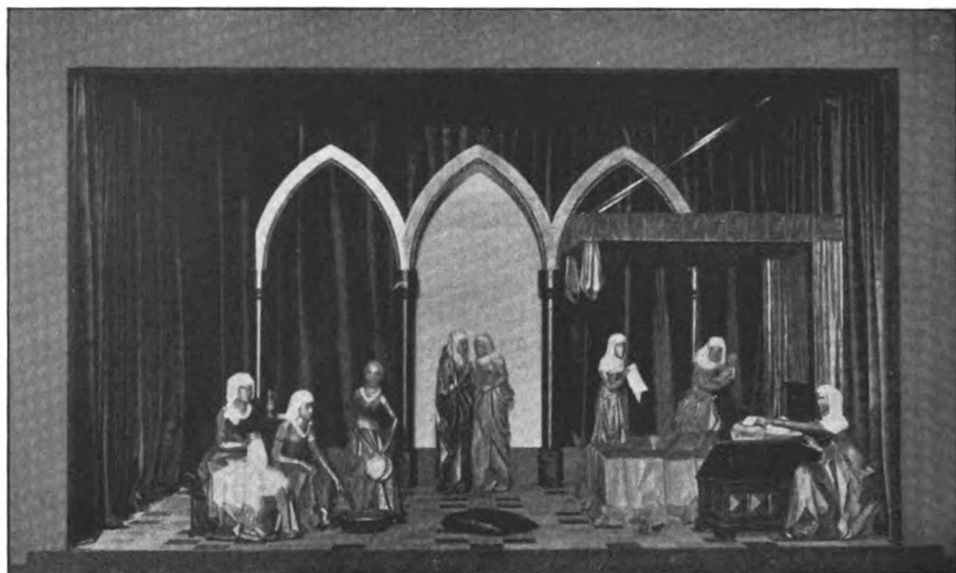
Aus dem Reiche der Mütter

Von Else Frobenius

Wer dem Frauenschaffen auf der Großen Ausstellung in Düsseldorf nachgehen will, wendet sich naturgemäß zuerst in die Halle »Die Frau«, die dem Komplex von Siedlungsplanungen angegliedert ist. Frau Walburga von Wecus hat sie mit viel Geschmack innenarchitektonisch gestaltet. Schräg gestellte blaue Balken tragen die in kräftigem Rot leuchtende Decke. In einer Reihe von Sonderkabinen wird das Wirken der Frau, sofern es der Gesundheit, der sozialen Arbeit und der Pflege von Leibesübungen gilt, dargestellt. Die Düsseldorfer Stadtfürsorgeärztin Dr. Margarete Crull hat als Gruppenleiterin eine Reihe von Vereinen und führenden Frauen zur Mitarbeit herangezogen. Wenn es sich dabei auch hauptsächlich um die Darstellung von Frauenberufen handelt, so wird der Charakter der Gruppe doch gekennzeichnet durch den Ausschnitt »Die Frau in der Familie«. In dessen Mittelpunkt steht Ruth Horadams Statue »Die Verkündigung«, eine schlanke, demütig geneigte Frauengestalt, die das Wunder der Mutterschaft verkörpert. An den Wänden Nachbildungen von Kunstwerken, die die Mutter verherrlichen. Neben einem gemütvollen Bilde von Hans Thoma altdeutsche und italienische Madonnenbildnisse und holländische Darstellungen behaglichen Familienlebens. Die Mutter als Trägerin des werdenden Lebens, als Schützerin des Kindes und der Familie wird hier zum Symbol fraulichen Wirkens erhoben, und alles, was die Ausstellung in ihren verschiedenen Abteilungen über Frauenschaffen berichtet, sind nur Ausstrahlungen des großen Mutterberufs, der in seiner ungeheuren Verantwortung und umfassenden Vielseitigkeit vielleicht noch niemals durch plastische, bildliche und statistische Darstellungen so klar verlebendigt wurde wie auf der Gesolei.

Selbst die historische Abteilung, die in einem Biedermeierraum Bildnisse von bahnbrechenden Frauen zeigt, führt in das Reich der Mütter. Denn letzten Endes gilt alles, was diese Frauen geschaffen, der Vorbereitung der Frau für den Mutterberuf; mag sie ihn auch als Bildnerin der Jugend, als soziale Fürsorgerin und Krankenpflegerin oder als wirtschaftlich tätige Hausfrau ausüben.

Man sieht das Bildnis Henriette Schraders, der genialen Nichte Fröbels und Begründerin der Pestalozzi-Fröbel-Anstalten, die ihre Zöglinge zur vergeistigten Mütterlichkeit, zur Durchdringung der Obliegenheiten des täglichen Lebens mit sinnvoller Zweckmäßigkeit erziehen wollte. Neben ihr Anna Schepeler-Lette, die im Lettehause Tausenden von berufstätigen Frauen die Erziehung zu freudig zielbewußtem Wirken bereitete; Hanna Bieber-Böhm, die Gründerin des Vereins Jugendschutz; Frida Duensing, die erste Leiterin der Zentrale für Jugendfürsorge; Jeannette Schwerin, die die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit vorbereitete und damit den sozialen Frauenschulen die Bahn brach. Das Bild Elvira Gastners, die den Gärtnerinnenberuf für Frauen erschloß und sie dadurch zu Hüterinnen des geheimnisvollen Lebens der Erde erzog, hängt neben dem von Ida von Kortzfleisch, die als Begründerin der landwirtschaftlichen Frauenschulen dem gleichen Ziel zustrebte und außerdem ihre Schülerinnen für soziales Wirken auf dem Lande vorbereitete. An die krankenpflegerische Tätigkeit der Frau erinnern die Züge Karoline Fliedners, der langjährigen Vorsteherin der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, an fürstliche Förderung erzieherischen Frauenschaffens die der Großherzogin Luise von Baden und der Kaiserin Friedrich. Beim Anblick dieser Gesichter wird man an die Zeit begeisterten Schaffens erinnert, in der vor einem Menschenalter führende Frauen den Gedanken der Ertüchtigung des weiblichen Geschlechts durch gründliche Berufsbildung in die Tat umsetzten, an die Zeit, da die großen An-



Wochenstube einer vornehmen Kölnerin. Diorama von Walther von Wecus auf der Gesolei

stalten ins Leben traten, die seither so viele Mädchen durch Vorbereitung für eine selbstgewählte Tätigkeit zu einem wirkenden, sinnvollen Dasein führten. Auch die Frau als Ärztin tritt in die Erscheinung. Die berühmte Dorothea von Erxleben, die als erste Frau Deutschlands den Doktorhut trug, Dr. Marie Kaufmann-Wolf, die Bazillenforscherin, und andre.

Was diese Frauen erstrebt, wird in seiner Verwirklichung durch Sonderausstellungen der Berufsorganisationen dargestellt. Die Gärtnerinnen geben einen Überblick über ihre Schulen, die heute über ganz Deutschland verbreitet sind; die landwirtschaftlichen Frauenschulen, die Tausende von Schülerinnen ausgebildet haben, gewähren Einblick in ihre Unterrichtsmethoden. Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen, deren Verband in zweiundfünfzig Ortsgruppen 3200 Mitglieder umfaßt, stellen Bilder von Jugendheimen aus und Arbeiten, die von Kindern unter ihrer Leitung selbständig angefertigt wurden — Gebilde voll unbewußt aufbauender Gestaltungskraft. Der Preußische Hebammenverband, der zusammen 882 Vereine mit über 30000 Mitgliedern umfaßt, stellt seine Berufsstatistiken neben die der Krankenschwestern, unter denen der Beruf der Kinderpflegerin besonders hervorgehoben wird. Die Ärztinnen geben unter anderm einen Überblick über sportärztliche Untersuchungen, die die heilsame Wirkung des Wanderns für junge Mädchen dartun. Die Lehrerinnen für Gymnastik, Sport und Turnen führen verschiedene Ausstellungstypen vor. An Röntgenapparaten und Präparaten wird die Arbeit der wissenschaftlichen Assistentin dargetan. Der moderne Unterricht in Biologie und Botanik, der den Sinn für die Beobachtung des Werdenden in der Natur wekken soll, wird durch Photographien der Unterrichtsmethode unterstützt. Die schnelle Zunahme der sozialen Frauenschulen, statistisch vorgeführt, beweist, wie stark der Zudrang der jungen Mädchen zu fürsorgerisch-mütterlichen Berufen ist, und welch großer Einfluß von hier auf weite Kreise des Volkes ausgeübt wird.

Unmittelbar neben dem pflegerisch-erzieherischen Wirken der Frau steht das der Hausfrau. Auch sie muß zu folgerichtigem Tun erzogen werden. Durch bildliche Darstellungen wird die richtige Verwertung von Zeit und Kraft bei den hauswirtschaftlichen Arbeiten verlebendigt. Der Frau als Konsumentin wird zu Gemüte geführt: »Je geringer die Einnahmen, um so größer der Anteil, der für die direkten Haushaltungsausgaben ausgegeben wird, die alle durch die Hände der Frau gehen.« Küche und Haushaltspflegeraum einer Mädchenberufsschule wird von den Schülerinnen im Betrieb als Muster der Arbeit vorgeführt. In einer Dreizimmerwohnung ist das Problem der Raumersparnis vorbildlich gelöst. Das Zimmer der berufstätigen Frau gibt dieser Anregungen zu schlicht-behaglichem Hausen. Der Verband für Frauenkleidung und Frauenkultur stellt Arbeitskleider für Haus und Beruf aus. Von Haushaltsfirmen werden moderne Apparate für eine vereinfachte Arbeitsleistung vorgeführt. So gibt die Halle der Frau ein Bild praktischer Lebensgestaltung, das auf den Grundlagen moderner beruflicher und häuslicher Ausbildung aufgebaut ist.

Doch sie umfaßt nur einen geringen Teil dessen, was den Frauen in der Gesolei gesagt wird. Sie müssen von Haus zu Haus wandern, um ihren Anteil an der Lebenskultur der Menschheit zu erfassen. Mag es sich um Ernährung oder Wohnung, um Siedlung, Industrie oder Heilkunde handeln. überall tritt der Anteil zutage, den sie an der Gestaltung einer gesunden Lebensführung haben. Er geht bis in das Altertum zurück. Im »Haus des Arztes« lesen die Mütter in großen Lettern folgende Stelle aus dem Eid des Hippokrates 500 v. Chr.: ... »Ich schwöre, daß ich nie einer Frau ein Mittel zur Vernichtung keimenden Lebens geben werde. Heilig und rein werde ich mein Leben und meine Kunst bewahren.«

In der Halle »Der Mensch« prangt das Bildnis einer Frau an der Spitze berühmter Ärzte: Hildegardis von Bingen, geboren auf Burg Böckelheim im Netzetal, später Äbtissin des Klosters Eidingen, die erste schriftstellerisch tätige Ärztin, in deren nachgelassenen Schriften ein reich gegliedertes System der gesamten frühmittelalterlichen Naturwissenschaften enthalten ist, begründete die wissenschaftliche Naturgeschichte Deutschlands. Ihre Werke sind auch zur Schau gestellt, eine stattliche Zahl lateinischer Folianten.

In der Mitte des Hauses hat Walther von Wecus in Dioramen mit holzgeschnitzten Gestalten die Entwicklung der Heilkunst im Rheinland dargestellt. Meisterwerke einer volkstümlich und farbenwirksam gestaltenden Kunst. In einem Hain sieht man heidnische Priesterinnen, die feierlich die Geister der Krankheit beschwören. Ein gotisches Gemach zeigt die Burgfrau als Krankenpflegerin. Als klare Farbenharmonie in Blau und Purpur wirkt die mittelalterliche Wochenstube einer vornehmen Kölnerin besonders schön; etwas Naiv-Friedevolles liegt in den Frauengestalten, die die Wöchnerin mit liebevoller Pflege umgeben.

Man kann auf der Ausstellung die Entwicklung der Wochenstube verfolgen, wenn man die Hallen der sozialen Fürsorge, der freien Wohlfahrtspflege und der konfessionellen Verbände durchschreitet. In Dioramen und Bildern werden Findelhäuser frommer Nonnen, Säuglingsheime evangelischer Diakonissen, Entbindungsheime des Roten Kreuzes und Anstalten der halboffenen und offenen Fürsorge dargestellt und geben einen großartigen Beweis mütterlich-fraulicher Liebeskraft, der unermüdlichen Bereitschaft zum Helfen, die vor allem dem Kinde zugute kommt.

Einen sehr anschaulichen Lehrgang bietet die Abteilung »Soziale Fürsorge«, die unter Mitwirkung von Regierungsrätin Dr. Anna Mayer vom Ministerium für Volkswohlfahrt, von Dr. Fels und Regierungsrätin Dr. Kall Düsseldorf eingerichtet wurde. In der Abteilung »Familienfürsorge« ist es vor allem die Abteilung »Mutter und Kind«, die die Frauen unwiderstehlich anzieht. Das werdende Leben im Schoße der Mutter, die Behandlung der Wöchnerin und des Kleinkindes, die Verhütung von Krankheiten und Sterblichkeit wird in Bildern und Tabellen



Im Findelhause. Diorama auf der Gesolei



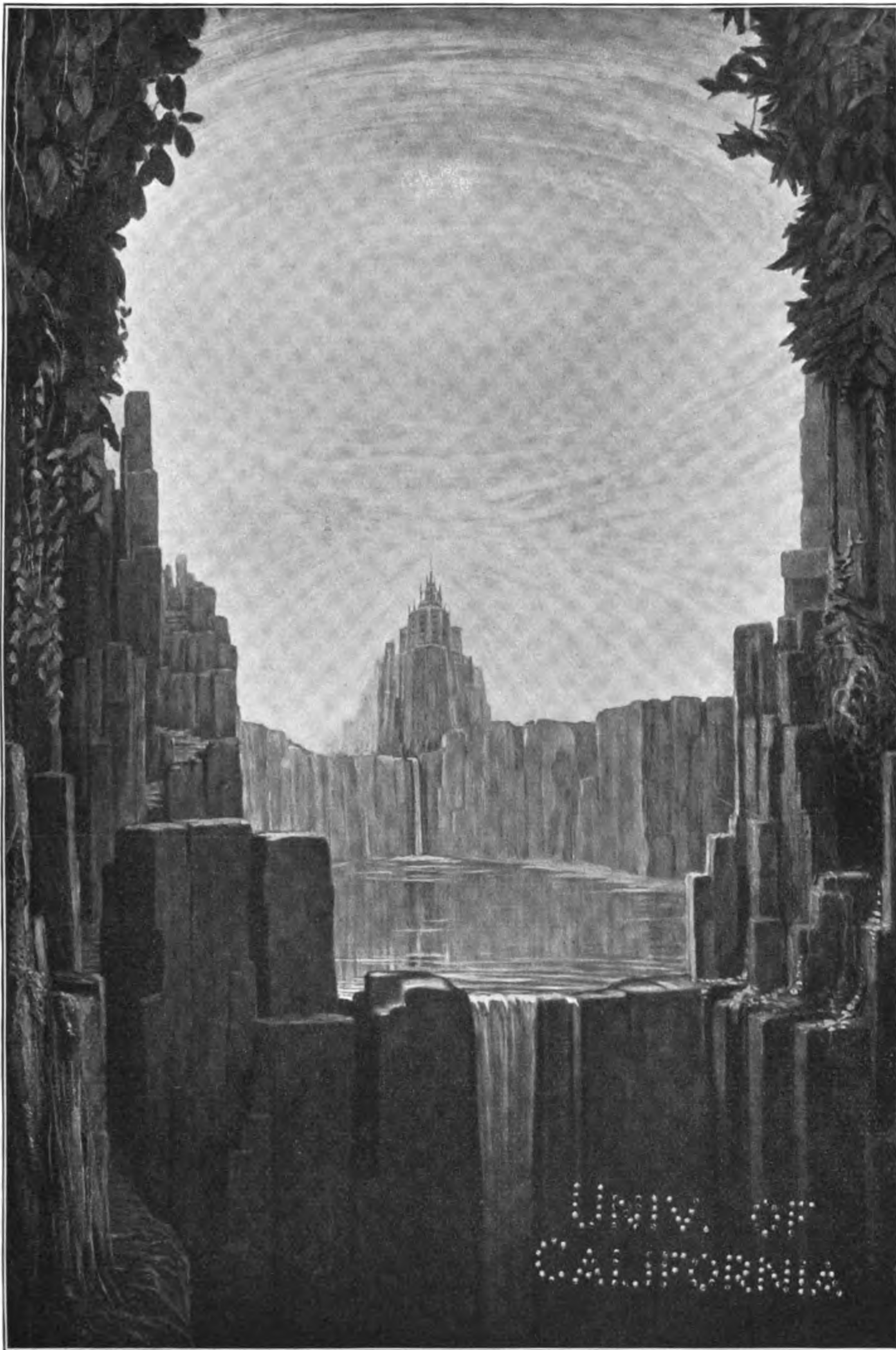
Soziale Krankenhaus-Fürsorge

so eindringlich vorgeführt, daß ihr Sinn jedermann verständlich sein muß. Selbst die völlig unwissende Frau muß die Furcht vor dem Kinde verlieren, wenn sie sieht, daß Mütterberatungsstellen, Wöchnerinnenheime, Hauspflegerinnen ihr jederzeit zur Verfügung stehen, daß man sie und ihr Kind schützen will. Durch Kenntnis von Krankheiten und von Gefährdungen wird ihr dessen Erziehung erleichtert. Am eindringlichsten redet vielleicht die bevölkerungsstatistische Tabelle, die durch eine Reihe von kinderbringenden Störchen dargestellt wird, und die 1920—23 einen Geburtenrückgang auf 22,9 Geburten auf tausend Einwohner gegen 36,1 in den Jahren 1891 bis 1900 nachweist. Sie muß der denkenden Frau sagen, daß die Bevölkerungsabnahme eine schwere Gefahr für unser Volk bedeutet, und daß sie sich der Mutterschaft nicht entziehen darf.

Einer der glücklichsten Einfälle, die auf der Ausstellung verwirklicht sind, war die Errichtung des Vasenolkinderheims, das in allen Müttern, die es besuchen, die Sehnsucht nach dem Kinde weckt. Vom Vaterländischen Frauenverein Düsseldorf wurde es mit tatkräftiger Förderung der Vasenolwerke nach Dr. Langsteins System eingerichtet. In schneeweiß ausgestatteten Räumen werden dort während der ganzen Dauer der Ausstellung zwölf Säuglinge vor den Augen des Publikums hinter dicken Glaswänden verpflegt. Man sieht, wie sie gefüttert, angekleidet, zur Reinlichkeit erzogen werden. Lustig krabbeln sie in ihren Holzställchen herum oder wiegen sich in kleinen weißen Schaukelstühlen. Sie sind so drollig und lustig, daß niemand sich von ihrem Anblick trennen mag. Manch junge Düsseldorfer Mutter geht täglich hin, um sie zu beschauen, und nimmt unwillkürlich den praktischen Anschauungsunterricht, der ihr für die Behandlung des Kleinkindes geboten wird, in sich auf. »Das ist das Schönste auf der Ausstellung«, sagen Männer und Frauen, und sie drängen sich tagtäglich in Scharen durch die Türen und Gänge.

Nur wenige Schritte weiter werden im »Haus der Jugend« Krippen und Kindergärten vorgeführt. Vom Wohlfahrtsamt werden die Kinder armer Familien ausgewählt, die dort unter der Aufsicht von Frauenschülerinnen spielen, singen, sich haschen, kleine Blumenbeete graben und dem Fremden vertraulich zulachen. Bei Regenwetter werden sie in die mit buntgemaltem Gerät ausgestatteten lichten Räume des Hauses geführt, wo allerlei Spielzeug zu ihrer Verfügung steht. Der dritte Bau der Gruppe ist die »Kindererholungsstätte« des Düsseldorfer Vereins Walderholung, die kränklichen Kindern einen Tagesaufenthalt mit Dusche, Wellenbad, Liegekur bietet. Sie spielen und arbeiten dort, Vorlesen und Gesang erheitern ihre Ruhestunden.

Diese Vorführung moderner Pflegemethoden am lebendigen Menschen ist etwas Neues und Eindrucksvolles, dem niemand sich entziehen kann. Die mütterlich-fürsorgerische Mission der Frau wird mit so viel Schönheit und Freude zur Tat gemacht, daß ihre Sprache beredter ist als die der Dioramen und Tabellen. Wer diese jauchzenden, lachenden Kinder sieht, empfindet stärker denn zuvor den Grundakkord, der in der großen Symphonie der Gesolei überall mitschwingt. Er ist der Urklang, der allem Leben zugrunde liegt und lautet: »Die Zukunft des Volkes liegt in der Hand der Mütter.« Alle soziale Fürsorge und alle Hygiene und Leibesübungen können uns nicht die Volksgesundheit wiedergeben, wenn wir nicht Mütter haben, die ihr höchstes Glück im Kinde und seiner körperlichen und seelischen Gesundheit sehen.


UNIV. OF
CALIFORNIA

Heinrich Nobis-Wicherding: Montsalvat

Aus der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf 1926

UNIV. OF
CALIFORNIA

Der güldene Wegzoll

Erzählung von Paul Steinmüller

Als einer der letzten sommerfrohen Menschen, die soeben der Zug in die alte Universitätsstadt getragen hatte, ging Wigbert Singolf, der junge Gelehrte. Er genoß so recht mit Behagen das Gefühl, wieder daheim zu sein, nachdem er eine Woche lang Mitglied einer Tagung von erlesenen Wissenschaftlern gewesen war. Die Sonne des frühen Nachmittags goß ihre Fülle über das Blühen in den Vorgärten der Villen, der altbekannte Duft der zwischen Bergen eingebetteten Stadt quoll ihm wie ein Gruß entgegen; von der Höhe herab winkte das alte Schloß.

Die schweren Gedanken, die während der langen Beratungen in den letzten Tagen in ihm aufgestört waren, wurden bei diesem fröhlichen Willkomm gesänftigt. Er achtete auf die Fenster eines vornehmen Hauses, an dem er vorüberschritt. Ob dort vielleicht zufällig Kamilla ...? Aber obschon er den Schritt zögernd verhielt, erblickte er nichts; es wäre auch ein zu großes Glück gewesen, sie in dieser Zeit der Mittagsrast zu erblicken.

Er folgte dem Straßenzug, der durch die innere alte Stadt führte. Hier blieb er vor einem unscheinbaren Lädchen, dessen Auslage mit seltsamen Dingen angefüllt war, stehen und musterte die wahllos ausgestreuten Gegenstände. Richtig, da war die entzückende alte Perlenstickerei, von der Kamilla jüngst gesprochen hatte. Heute wollte er sie ihr schenken.

Er trat in den dunklen, langauslaufenden Tröbelladen, in den nie ein Sonnenstrahl fiel. Aus der Tiefe des mit Dingen aller Art vollgestapelten Raumes kam ihm der Händler im Kaftan entgegen und lüftete, als er ihn erkannte, ehrerbietig das Käppchen.

»Also, Sie wissen, warum ich hier bin: Das Perlenband, Herr Kirchenwitz.«

Der Alte lächelte verstehend. Er wußte, daß Singolf wiederkommen würde. Bedächtig holte er die Stickerei aus der Auslage, trat in den dünnen Lichtspalt und ließ die Farben spielen.

»Gut, gut; wickeln Sie es ein. Ist sonst nichts Neues da?«

»Wenn der Herr Professor einen Blick auf die Münzen tun wollen?«

Sie gingen in den hinteren Teil des Ladens; der Händler entzündete eine Gasflamme und zog eine flache Schieblade aus einem geöffneten Schrank. Mit heimlicher Genugtuung beobachtete er, wie sich der Gelehrte prüfend über seine Schätze neigte. Es waren zumeist gangbare Stücke, die den Kenner nicht reizen konnten. Aber nach längerer Musterung erblickte Wigbert plötzlich ein Stück, das seine Hand eifrig ergriff und aus den übrigen hervorhob. Es war eine goldene Tetradrachme aus Thrazien; die Hände vergangener Geschlechter hatten die Rundung abgeschliffen und der Münze eine kantige Gestalt gegeben; dennoch war sie ein einzigartiges Stück. Er bat sich eine Lupe aus und trat betrachtend unter die Flamme. Der Händler nickte zufrieden: der Professor Singolf wußte Bescheid.

»Ich habe sie durch Zufall erstanden,« sagte Isidor Kirchenwitz. »Die Münze soll vor kurzem erst gefunden sein. Man hat sie in Thrazien einem Toten unter die Zunge gelegt als Wegzoll für den Eintritt ins Jenseits.«

Je länger Wigbert die Münze betrachtete, desto mehr wurde seine Aufmerksamkeit erregt. Das war echtes Gold, und die Prägung zeigte ihm, daß keine Fälschung vorlag. Er legte das Buch, das er bisher noch immer unter den Arm geklemmt trug, zur Seite und prüfte die Drachme sorgfältig. Wenn nur der Händler seine Teilnahme nicht merkte! Es war ihm lieb, daß die Aufmerksamkeit des Kirchenwitz auf das Buch abgelenkt wurde. Es trug die Aufschrift: Die Jesus-Mythe. Der Händler schien sie wieder und wieder zu lesen und wandte sich endlich kopfschüttelnd seinem Besucher zu.

»Das Neueste, das erschienen ist,« sagte dieser. »Einer unsrer bedeutendsten Gelehrten hat es verfaßt. Ich komme eben von der Tagung, auf der er Vortrag über seine neueste Entdeckung hielt: einige uralte Tafeln waren bei Ausgrabungen in Kleinasien gefunden, aus deren Inhalt hervorgeht, daß der Stifter des Christentums gar nicht gelebt hat.«

Der Händler blickte lange nachdenklich vor sich hin, dann wiegte er aufs neue den Kopf: »Vergebliche Mühe, Herr Professor; er hat doch gelebt; die Tatsache schafft keiner aus der Welt.«

Wigbert sah verwundert auf: »Das sagen Sie? Glauben Sie mir, die Wissenschaft ...«

Er brach ab bei der entschlossenen Gebärde des Händlers. »Ihre Wissenschaft in Ehren,« sagte dieser. »Ich schätze die Herren, Ihr Herr Onkel wird ja mit Recht genannt: das große Licht. Aber morgen wird doch von ihnen umgestürzt, was heute aufgerichtet ist. Verzeihen Sie, Herr Professor, wenn ich anführe ein altes Wort, das in unsern Psalmen steht: Denn man wird sehen, daß die Weisen sterben sowohl als die Toren und Narren umkommen. Das ist ihr Herz, daß ihre Häuser währen immerdar und haben große Ehre auf Erden. Dennoch kann ein Mensch nicht bleiben in solchem Ansehen.«

Wie seltsam das war, der jüdische Händler als Advokat des Daseins Jesu, den die Wissenschaft der Christen auslöschen wollte! Aber es lohnte sich wohl nicht, im Trödelladen darüber zu streiten.

»Wieviel soll die Münze kosten?«

Kirchenwitz nannte einen mäßigen Preis; Wigbert zahlte und verabschiedete sich freundlich in dem Bewußtsein, einen guten Einkauf gemacht zu haben. Er würde sie auf das Gastmahl mitnehmen, das der Onkel heute einem durchreisenden namhaften Gelehrten gab, und die Münze dort vorweisen. Er kostete im voraus das Wohlgefühl aus, vor den vielen Sammlern als Besitzer eines seltenen Stückes dazustehen.

Auf der Straße hörte er sich angerufen, ein Arm winkte, ein Wagen hielt. Der ausstieg und auf ihn zukam, war Horn, der anerkannte Arzt der Stadt, der immer Lächelnde, der stets Verheißungvolle, der den Ernst des Todes noch mit zuversichtlichen Worten zu verdecken vermochte. Einige Worte der Begrüßung, ein paar Reden hin und her, dann faltete sich das feiste Gesicht des Vielbeschäftigten, und seine weißen Augenbrauen krausten sich.

»Hören Sie, lieber Professor! Ich sah gestern bei dem Geheimrat Volkmar ein; er hatte wohl etwas verspürt und mich rufen lassen. Ich habe einen wenig erfreulichen Zustand seines Herzens festgestellt. Das muß nicht unbedingt Unheil bedeuten, aber die Möglichkeit ... Also: Sie werden die Güte haben und unauffällig Ihrem Onkel die großen Gastereien auszureden versuchen. Diese berühmten Gastmähler verträgt er einfach nicht mehr, und plötzlich ...«

»Sie beauftragen mich mit einer schwierigen Sendung,« sagte Singolf bestürzt. »Haben Sie ihn nicht selbst gewarnt?«

Die Eigentümlichkeit Horns trat in der Antwort zutage. »Warnen? Den alten Herrn betroffen machen und somit den Zustand verschlimmern? Nein, nein. Es war schon unangenehm genug, daß die Untersuchung vor einem Spiegel stattfand, in dem der Geheimrat die Züge des Arztes studieren konnte. Er hatte darum genug gemerkt, der Arzt mußte mit verheißungvollen Worten eintreten und ermutigen. — Also, wie gesagt: abwiegeln, aber unauffällig.«

Das feiste Gesicht lächelte wieder, die Hand winkte einen Gruß, er bestieg seinen Wagen und fuhr davon.

Wigbert schritt sinnend seiner Wohnung zu. Die Kunde des Arztes konnte dem bedrohlich klingen, der die Eigenart Horns nicht kannte. Wenn wirklich Gefahr vorhanden wäre, dann hätte der Befund wohl andre Maßregeln erzeugt als eine Warnung und einen Auftrag, den auszuführen er unmächtig war. Wichtigtuerei! dachte Wigbert, als er seine Wohnung betrat.

Er fand hier alles aufs beste zu seinem Empfang gerüstet, sein Reisegepäck war schon eingestellt. Wie schön war es doch daheim! Durch offene Fenster glitten die Strahlen der Mittsommersonne, über die Gärten schallte das Burschenlied, das ein Student auf seiner Kammer sang. Es verstummte erst, als im Kurpark die Kapelle einsetzte. Die ergreifenden Klänge von Wotans Abschied ließen Wigbert am Fenster beharren, bis das Stück beendet war.

Dann kleidete er sich festlich an, um den Onkel aufzusuchen. Als einziger Besucher der berühmten Tagung in Norddeutschland würde er heute in dem großen Kreis erlauchter Gäste Beachtung wert sein. Er steckte die Münze und das Perlband zu sich und verließ seine Wohnung wie einer, der einem großen Sieg entgegengeht.

Er hatte sich mit Bedacht zeitig eingestellt, um den Oheim noch sprechen zu können. Da er in das Haus trat, umfing ihn der Luftkreis desselben wie ein froher Willkomm. Dort saß der geschnitzte Habicht auf dem Eckpfeiler des Geländers, der Treppenaufgang war mit blühenden Pflanzen bestellt. Ein feiner Ruch, der von den festlichen Vor-

bereitungen herrührte, strömte ihm entgegen, und droben war das geheimnisvolle Klingen von Silber und edlem Glas, da Franz, der Diener, noch einmal ordnend um die glänzende Tafel schritt.

Der Geheimrat Volkmar war schon für den Empfang seiner Gäste bereit. Er schritt durch die Reihe der schimmernden Räume, deren Wände und Nischen reich, fast zu reich mit erlesenen Bildwerken, Möbeln und Stoffen geziert waren; Weihgeschenke und kostbare Dinge, die er auf Reisen erworben, waren hier gehäuft. Am Halse trug er das orangefarbene Band mit dem Stern, den Huldbeweis seines Fürsten. Die schlanke biegsame Gestalt mit dem klugen bartlosen Haupt verriet nicht, daß die Last von siebzig Jahren auf ihr lag.

Die Last? Der Lebensweg dieses Mannes war eine mühelose Stufenfolge von Erfolg zu Erfolg, und ein weise gezügelter Genuß war die Würze jeder Stunde gewesen. Man nannte ihn das große Licht, und doch gab es viele, die an Wissen reicher und in Arbeit tüchtiger waren als er. War er Gelehrter? Bücher, die er geschrieben hätte, gab es nicht. Aber sein Geist beherrschte nicht nur die Philosophie, sondern auch viele andre Wissensgebiete, und er verstand es, sie andern auf eine mühelose Art mitzuteilen.

Als Wigbert dem Bruder seiner Mutter mit ehrfürchtigem Gruß die Hand bot, verschattete ihn ein Augenblick lang das Wort des Arztes, und er sah die steil aufgerichteten Augenbrauen Horns vor sich. Sollte wirklich in diesem elastischen Leib der Wurm ...? Er drängte diesen Gedanken gewaltsam zurück und sonnte sich in der Herzlichkeit der Begrüßung, in der sein Oheim Meister war. Er verdankte ihm mehr, als er sich eingestehen konnte, und unterlag bei jeder Begegnung aufs neue dem Zauber der Persönlichkeit.

Also die Reise, die neuen Menschen, die er gefunden, Eindrücke, die er gewonnen hatte. Als er von den Beratungen berichten wollte, hob der Onkel abwehrend die Hand. »Halt, Wigbert! Du vergißt, daß du heute in unserm Kreis der einzige bist, der den Kongreß besuchte. Du wirst nach Tisch das Gespräch darauf lenken, und es wird dir nützlich sein, denn alle sind gespannt, davon zu vernehmen. Sodann: Unser berühmter Prutz« — er sprach den Namen mit einer andächtigen Betonung aus — »hat seinen Sohn mitgebracht. Den liefere ich dir aus; er soll eine scharfe Zunge haben. Finde dich gut damit ab, denn auch dies wird dir nützen.« —

Es kam immer wie ein wohltuender Rausch über Wigbert, wenn er an der Seite des Oheims in den festlichen Räumen die Männer nahen sah, deren Namen im Reich der Wissenschaft hoch bedeutsam waren, die er seit seiner ersten Jugend mit ehrfürchtiger Bewunderung hatte nennen hören. Da waren Männer, die weitreichende Entdeckungen gemacht hatten; andre waren hochgelobte Lehrer der Jugend, und ein unendlicher Wissensschatz war jedem von ihnen eigen. Einige trugen ihn prunkend stolz zur Schau, andre hüteten ihn schamhaft, und man mußte ihnen ihr Wissen vorsichtig entlocken.

Der Rechtsgelehrte Ackerpflug, der dem Onkel eng befreundet war und auf keinem der epikureischen Gastmähler des großen Lichts fehlte, brachte schnell durch seine geistvolle Rührigkeit Leben unter die sich Fernhaltenden. Aber da war auch Martersteig, der Alte, der in der Physik und Mathematik reich an Wissen war, und von dem man behauptete, daß er in der Astronomie sein eigentliches Forschungsgebiet sehe. Von den Leuchten der Wissenschaft wurde er leicht als ein Abseitiger betrachtet. Wigbert wußte nicht, warum; der Oheim war seinen Fragen darüber ausgewichen.

Da traten auch Frau Amata und Kamilla in den glänzenden Kreis, und der Oheim, der sonst die Nahenden groß wie ein König auf seinem Platze empfing, eilte den Frauen entgegen.

Wigbert machte sich, sobald es schicklich war, an Kamilla. Wie sie lächelte! Wie sie mit schmiegsamen Bewegungen bedeutende Worte in ihrer Rede unterstrich! Wie das opalfarbene Kleid in leichtem Schwung um ihre Glieder floß! Er spürte die Wärme seines Blutes in ihrer Nähe wohltuend wie nie.

»Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, Kamilla. Raten Sie, was es ist,« leitete er zu vertraulicher Rede über.

Sie lachte ihn an: »Ist es der Ring?«

»Der Ring?« wiederholte er mit eigentümlicher Betonung. Er weidete sich an ihrer Verlegenheit und sah mit Entzücken, wie die Blutwelle in ihre Stirn trieb. »Nein,

für heute ist es nur eine kleine Perlenstickerei, die Sie einmal bei Kirchenwitz bewundert haben.«

Er reichte ihr das Päckchen und wollte das Gespräch fortsetzen, aber die Welle, die durch den Eintritt des berühmten Prutz und seines Sohnes erregt wurde, riß ihn von ihrer Seite.

Die gefeierten Männer neigten sich vor dem höher Gefeierten. Es ging zu wie bei einer Fürstenbegegnung. Es bildete sich aus den verschiedenen Gruppen ein Kreis, dessen Mittelpunkt das große Licht und sein erlauchter Gast war. Wigbert fühlte sich verpflichtet, den jungen Prutz, dessen kluge Augen hinter scharfen Gläsern funkelten, über die Anwesenden zu unterrichten.

»Sind Damen auch zugegen?« fragte der, die Stirn in der Richtung neigend, wo Frau Amata und Kamilla standen.

»Mit Einschränkung,« erwiderte Wigbert. »Diese beiden Damen sind die Helferinnen meines Onkels bei seinen Arbeiten. Sie schreiben nach seinem Diktat, übersetzen ihm Auslandberichte und lesen vor. Fräulein Kamilla hat deshalb Griechisch gelernt, um allen Anforderungen gerecht zu werden.«

Der junge Prutz blies die Luft zwischen den Zähnen hervor. Der Ausdruck seiner Augen sagte, daß er eine Bemerkung unterdrückte. »Eine angenehme Art zu arbeiten. Die jüngere Dame mit dem eigenartigen Namen versüßt entschieden solche Arbeitstunden. Sie hat eine kleine Unebenheit in ihrer Körperlinie — verzeihen Sie, wir Mediziner! — Sehen Sie, sie weiß es. Deshalb sucht sie immer einen Lehnstuhl zu gewinnen, dessen Rücklehne ihr Bild rahmt. Sie handelt völlig bewußt!«

Es wurde Wigbert schwer, diesen scherzhaft hingeworfenen Worten ein höfliches Lächeln zu schenken. Die bekannte scharfe Zunge hatte ihn gründlich verletzt.

Das Gespräch der Gäste drehte sich um das Ereignis des Tages, um das Buch von der Jesus-Mythe. Man wollte von Wigbert Näheres wissen und wurde ungern auf die Zeit nach Tisch vertröstet. Man begnügte sich mit kleinen Geschichtchen, die trotz ihrer witzigen Verbrämung Klatsch waren.

Auf seinen Gastmählern pflegte Volkmar seinen Gästen gleich zu Anfang Zunge und Lachen zu lösen, indem er ihnen den roten Schaum des Weins vorsetzen ließ, der auf den Höhen um Aßmannshausen wächst. So wurde auch heute die Stimmung gehoben, und es war alles dazu angetan, sie nicht wieder sinken zu lassen: die Folge und Auswahl der Speisen, das Licht der Kerzen, das über die Tafel flammte, obschon noch der Sonnenschein durch die Fenster fiel, und das geistreiche Gespräch. Immer wieder rührte dies an die große Frage des Tages, und nur wenn eine der beiden Exzellenzen eine heitere oder wichtige Erzählung zum besten gab, senkten sich die Stimmen der andern, und auch die Fernsitzenden wurden achtsam. An Wigbert hatte sich der Sohn des großen Gastes geheftet und verlangte Auskünfte über die Anwesenden. Dazwischen gab er witzige Geschichten. Wigbert blickte zu Kamilla hinüber, die an der Seite eines grauen Gelehrten saß. Er wunderte sich, wie wenig sie seiner achthatte, und hob glücklich sein Glas, wenn ihr Blick ihn traf.

Endlich war das Mahl geendet. Die Gäste hatten sich durch die Räume zerstreut und wieder gesammelt. Volkmar wußte es einzurichten, daß jetzt sein Neffe den Bericht von der Gelehrtentagung erstattete. So ward Wigbert zum Mittelpunkt aller. An der Hand seiner Aufzeichnungen erzählte er von den Teilnehmern und von dem Mann, dessen Name infolge seiner Entdeckung und seines kühnen Auftretens im Munde aller war; dessen Buch, das das Ende einer Weltanschauung und den Anbruch einer neuen verkündete, in wenigen Tagen die Bedeutung eines geistigen Marksteins gewonnen hatte.

Alle, die hier versammelt waren, hatten das Buch gelesen und Stellung dazu genommen. Sie erwarteten nur die Bestätigung aus dem Munde dessen, der den neuen Erwecker gesehen und aus seinen Worten Bedeutsames geschöpft hatte.

Nach dem, was da verkündet wurde, war gar kein Zweifel: Jesus hatte nie gelebt; seine Worte und Taten waren die Erdichtung eines geschickten Religionstifters, der viel später gelebt und mit äußerster Geschicklichkeit ein Gedankengebäude errichtet hatte, das die Menschheit, die gerade wieder am geistigen Bankrott stand, sich aneignete. Die Evangelien ein Betrug, die religiösen Formen eingegeben von Schwindlern. Die zeitgenössischen Berichte des Josephus, Tacitus, Plinius, Sueton, des Melito von Sardes waren Fälschungen. Es wurde eine Welt in

Trümmer geschlagen von einem Menschen, der ein paar Tafeln und Schriften aufgefunden hatte. Es war unbestreitbar, die scharfgeschliffenen Gedanken waren zu einem lückenlosen Gefüge zusammengeschweißt; es steckte jahrelange Forscherarbeit in diesem Werk; ein Blenderstil wirkte einschmeichelnd und überredend. Doch zum ersten Male erschien es Wigbert, als sei dieses Blendende eben die Hauptsache, und hinter ihm verberge sich manches Unzulängliche.

Man schwieg, als er seinen Bericht geendet hatte. Volkmar enthielt sich als Wirt jeder Äußerung, und die andern warteten die Meinung des hohen Gastes ab. Dieser äußerte sich vorsichtig: man sei innerlich längst mit dem Christentum fertig; dieses gälte für die Wissenschaft als überwunden. Es sei nur eine Frage der Zeit, daß auch seine äußere Form zusammenbreche.

Nun lehnte sich Ackerpflug in seinem Sessel vor, und mit seiner tönenden Stimme begann er zu reden: »Lange genug sind wir das Opfer eines Jahrtausende alten Irrtums gewesen, der nun endlich sich zu entblättern beginnt. Diese alten Dogmen, die jeder Vernunft widerstreiten! Dieses Brummen der alten Glocken, die zu leeren Bänken riefen! Diese unverantwortliche Pein der Gewissen! Es wird Zeit, daß die Morgenröte eines neuen Wesens aufgeht und uns zur Freiheit eines neuen Tages ruft. Die Wissenschaft wird es vollbringen.«

Es war, als hätten diese Worte ein Schleusentor gebrochen. Von allen Seiten wurden Stimmen laut: Ja, diese Religion ist überlebt. — Auch ihre sittlichen Wahrheiten sind erschöpft. — Das Volk hat sich lange von ihr abgewendet. — Ihr Ende wurde längst vorausgesagt. — Dieses war einer der ersten Anhiebe; noch einige weitere, und wir werden an den Pforten eines neuen Tempels stehen. —

Es war, als seien diese klugen und prüfenden Leute von einer großen Trunkenheit übermannt, die sie alle zu unbedachten Äußerungen aufstachelte. Gütige und zurückhaltende Männer wurden zu lauten Rufern im Streit. Andre, weniger geschätzte Köpfe, zeigten sich als Mitläufer. Einige schwiegen; auch der Theologe Jaspis fand unter dem Druck seiner Betroffenheit kein Wort zur Verteidigung dessen, das er gelehrt hatte. Wigbert, der die Frage als Geschichtswissenschaftler betrachtete, empfand ein Befremden angesichts dieses entschränkten Eifers. Diese Kometenerscheinung am Himmel der Wissenschaft bedurfte doch der Nachprüfung! Die Verdächtigung der zeitgenössischen Schriftsteller war doch nicht ohne weiteres anzunehmen! Überhaupt... Ging es bei diesem Urteil nicht um Werte, die abseits vom Machtbereich der Wissenschaft lagen?

Sein Blick fiel wie zufällig auf den großen Kupferstich an der Wand, dessen weißer Rand die Widmung des Künstlers Munkacsy an den Geheimrat Volkmar trug. Es war die Darstellung, wie Christus vor seinem Richter stand: gebunden, umschrien von wütenden Feinden stand er wortlos und doch als Sieger da. Es war vieles in dieser augenblicklichen Lage, was sie jenem Verhör vor Pilatus ähnlich machte.

Er blickte auf den Oheim. Dieser saß in lächelnder Gelassenheit da, am Gespräch unbeteiligt und doch aufmerksam folgend. Es wurden hier oft wissenschaftliche Streitfragen behandelt, und die Gemüter erhitzten sich dabei. Warum eingreifen? Es war dazu noch Zeit, wenn die Lage kritisch wurde.

Wigbert näherte sich Kamilla, die, wieder in einem hochlehnigen Sessel sitzend, aufmerksam den gelehrten Reden folgte. Sie blickte flüchtig lächelnd auf und erhob den Warnfinger: sie wollte nicht gestört sein. Der junge Prutz raunte ihm eine boshafte Bemerkung zu und stahl sich aus dem Kreis. Auch Wigbert war der Reden müde, deren Gleichklang ihm seit fünf Tagen in den Ohren lag. Als er an der Tür des Musikzimmers vorüberging, bemerkte er Martersteig, der, an den Flügel gelehnt, allein dastand.

Er trat zu ihm. »Sie ziehen sich zurück, Herr Professor?«

Martersteig hob ein wenig die Hand. »Wissen Sie, mein Lieber, es ist auch dies wie alles: die Dinge sind nicht das Wirkliche, sondern das, was hinter den Dingen steht.«

»Ja. Aber die Wissenschaft baut doch auf, und wenn einmal ein Stein nicht taugt, so fügt sich später ein andrer für ihn ein.«

Der alte Herr sah sinnend in die Weite. Das waren die Augen, die nächtlich in die Unermeßlichkeit der Gestirne blickten und in den endlosen Weiten des Staunens voll wurden.

»Glauben Sie mir,» sagte er leise, »was da verhandelt wird, ist nichts vom Aufbau. Unsre Art ist viel mehr auflösend als aufbauend. In unsrer Zeit, die stets verneint, ist nur der Künstler, dessen Gesichte von der Wissenschaft unabhängig sind, ein Aufbauender.«

Es war etwas in den Reden des Alten, das Wigbert anzog, und während drüben die Reden weitertönten, spann er mit ihm den Faden fort, den jener auf der Spule hatte.

Sie wurden erst auf andres gelenkt, als die Stimmen im Nebenraum verstummten. Volkmar redete jetzt allein. Er hielt es wohl für angezeigt, die Unterhaltung zu wechseln. Exzellenz Prutz unterstützte ihn darin.

»Ich höre,« sagte er, »daß viele der Herren Sammler von Münzen sind. Es wird Ihnen Freude machen, ein seltenes Stück zu sehen, das, wie ich sicher glaube, als einziges noch existiert. Ein Freund, der auf ganz seltsame Weise in den Besitz der Münze kam, hat sie mir verehrt, und ich bin glücklich, sie mein zu nennen, und trenne mich, wie Sie sehen, selbst auf Reisen nicht von ihr. Es ist eine thrazische Tetradrachme, ein Goldstück mit feinster Prägung, das uns ein Stück vergangenen Lebens versinnbildlicht.«

»Lassen Sie uns schauen, Herr Professor,« sagte Wigbert zu Martersteig, und sie traten zu den andern.

Der alte Prutz hatte mit Andacht die Münze seiner Tasche entnommen und wies sie den andern dar.

Wigbert, dessen Teilnahme erregt war, schob sich vor, aber der Kreis um den Darbieter der Münze war zu dicht, als daß er sich hätte ihm einfügen können. Endlich erhob sich Prutz und trat auf Kamilla zu, die begierig lauschte.

»Betrachten Sie sie gut, mein Fräulein. Sie halten ein Stück vergangener Kultur in ihrer kleinen Hand. Und dann bitte ich weiter zu reichen.«

Das Mädchen hatte den Arm auf sein Knie gestützt, ihre offene Hand war wie eine feine Schale, in der das Gold lag und in mattem Schimmer glänzte. Aber alles dies gewahrte Wigbert nicht. Seine Augen hafteten wie im Bann an dem Stück: das griechische Viergespann, die abgegriffene Rundung — diese Drachme war genau die gleiche wie die, die er heute erstanden hatte und bei sich trug. Als er dessen inne wurde, fühlte er einen heißen Schreck durch seinen Körper zucken. Die Finderfreude hätte ihn fast veranlaßt, auszurufen: diese Drachme, die hier als einzigartiges Stück gerühmt wird, die besitze auch ich! Doch der Gedanke, daß er dem Gast seines Onkels die Genugtuung nicht mindern dürfe, und seine natürliche Freundlichkeit verwehrten ihm noch zu rechter Zeit das Wort.

Kamilla sah ihn fragend an, er hatte wohl einen Laut der Überraschung ausgestoßen. »Ich meinte,« sagte er, »daß diese Münzen den Toten mitgegeben wurden, um ihnen den Eingang in das jenseitige Reich zu sichern. Man legte sie ihnen unter die Zunge.«

Das Mädchen schauerte: »Wie furchtbar! Bitte, nehmen Sie mir die Münze ab.«

Prutz hatte nur die Worte Wigberts verstanden. »Ei, ei,« rief er, »Sie sind ein Kenner. Betrachten Sie sie nur genau, sie werden ihre Freude daran haben.«

Ja, Wigbert studierte die Münze Zug für Zug, aber Freude empfand er bei der Betrachtung nicht. Dies Stück war dem seinen zum Verwechseln ähnlich. Diese beiden Ecken am unteren Rand, diese leichte Schrunde auf dem Gewand der Siegesgöttin! Und auf der Rückseite der feine Strich einer Feile, die den Goldwert geprüft hatte. Unauffällig tastete er dahin, wo er seinen seltenen Besitz wußte. Ja, da trug er den Doppelgänger. Er reichte die Münze an Ackerpflug weiter und wandte sich Kamilla zu, die mit entsetztem Gesicht die Handfläche rieb, in der ein Stück aus dem Grabe gelegen hatte. Er scherzte über ihren Schrecken; darauf trat der junge Prutz an ihn heran. Dann bewog ihn ein seltsamer Drang, noch einmal der umhergereichten Drachme nachzugehen und sie prüfend in die Hand zu nehmen. Endlich ließ er sich in der Nähe des hohen Gastes nieder und lauschte dessen Ausführungen über die Bedeutung der thrazischen Kultur.

Die Teilnahme an dem seltenen Fund ebbte etwas ab, und das Gespräch zersplitterte. Plötzlich hörte man die Stimme des Gastes: »Darf ich nun meine Münze zurückerbitten?« Man wiederholte die Aufforderung in der Runde, einer raunte sie dem andern zu, ein Suchen, ein Kopfwenden, ein verhaltenes Erklären. Die Münze war nicht mehr da.

Die Gespräche verstummten plötzlich. In der erregten Luft des Zimmers entstand eine Stille, die auf alle wie eine Last preßte.

Frau Amata rückte die Blumenkrüge beiseite und nahm vorsichtig die goldgefranste Tischdecke ab. Der Gastgeber stand auf, schritt zur Tür und rief nach dem Diener. Der Ton seiner Stimme war herrisch. Wie unangenehm war dieser Zwischenfall! Jemand sagte: »Wer hat die Münze zuletzt gehabt?« Eine Antwort kam: »Professor Singolf, wie?« Aber Wigbert verwahrte sich dagegen, er hatte das Stück an Ackerpflug weitergereicht. Der Diener erhob sich von den Knien und versicherte, auf dem Teppich sei nichts zu finden.

In das peinvolle Schweigen hinein sprach der Gast, während er mühsam ein Lächeln um seinen Mund festhielt: »Aber meine Herren, bitte keine Mühe, die Drachme ist gefallen und wird sich wiederfinden.«

Da erhob sich Ackerpflug. Seine gewölbte Nase, seine blitzenden Augen gaben ihm den Ausdruck eines sichernden Raubvogels. »Wir alle sind in Anbetracht des seltenen Stücks verpflichtet, Ihnen, Exzellenz, den Beweis zu erbringen, daß die Münze wirklich unabsichtlich verloren ist. Wir werden deshalb alle herzutreten und unsre Tasche wenden.«

Er hatte als Jurist gesprochen, aber man sah vielen an, daß sie diese Art Reinigung von einem Verdacht als drückend empfanden; zumal der Hausherr schien betroffen. Doch der Vorschlag war gemacht, und ihm mußte stattgegeben werden.

Keiner bemerkte, welche Veränderung sich in Wigberts Gesicht vollzog; er aber fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen strömte. Was würde nun geschehen? Er würde seine Taschen öffnen und die Münze auf den Tisch legen, die er bei sich trug. Keiner würde glauben, daß jenes Stück, das unwidersprochen als einziges existierte, plötzlich ein Gegenstück in der Hand eines der Anwesenden besaß. Seine Gedanken flogen wie Wolken vor dem Sturm, jede Sekunde war kostbar. Es galt, seine Ehre zu retten, und dem Instinkt seines Wesens folgend trat er an den Tisch, wo Ackerpflug als erster sich auswies.

»Ich bedaure,« sagte er mit dürrer Stimme, »ich muß dem Vorschlag des Herrn Professors widersprechen. Ich halte ihn nicht für beweiskräftig und außerdem ... Ich werde mich jedenfalls weigern, auf diese Art den Beweis meiner Ehrenhaftigkeit zu erbringen.«

Die Stille im Gemach wurde noch furchtbarer. Man blickte zu ihm auf, er schaute seltsam erregt aus. Die Hand, die er auf die Tischkante stützte, bebte deutlich. Aber noch ärger war es, daß dieser junge außerordentliche Professor es wagte, sich dem Vorschlag eines viel älteren und angesehenen Mannes zu widersetzen. Warum nur, warum? Trat er für die Hausehre seines Oheims ein oder ...? Doch sein Ruf war unbezweifelt. Ackerpflug maß ihn vom Wirbel bis zum Fuß, dann zuckte er die Schulter, verneigte sich gegen den Gast und trat zurück. Sein Gesicht war eisig.

In der Erregung, die plötzlich Singolf zum Mittelpunkt machte, hatte niemand auf den Hausherrn geachtet. Jetzt stieß Frau Amata einen Ruf aus und deutete auf Volkmars Platz. Er hatte sich halb von seinem Sessel erhoben, seine Augen schienen vom inneren Blutstrom gerötet, er schien sprechen zu wollen und vermochte es nicht. Seine Blicke gingen zornig auf seinen Neffen, seine Rechte schüttelte drohend in der Luft. Dann ein Lallen; er sank zurück, der Ausdruck seines Gesichts erstarrte grausig, sein Kinn sank auf das blendend weiße Vorhemd und verschob das Ordensband.

Der junge Prutz war sofort um ihn beschäftigt, die andern drängten herzu, Franz war ohne Geheiß davongelaufen, den Arzt zu holen. Die Frauen zeigten entsetzte Gesichter und wandten sich ab. Hier und da nahm einer die Gelegenheit wahr, den Raum zu verlassen; die andern steckten, Vermutungen austauschend, die Köpfe zusammen. Einer sagte leise: »Er hat das hippokratische Gesicht.« Ein andrer erhob dagegen warnend und Vorsicht gebietend den Finger.

Als die ersten Gäste nach den Mänteln griffen, erschien Horn schon, den der Diener in der Nachbarschaft gefunden hatte. Er verneigte sich mit wichtigem Ernst vor den bekannten Herren und drang zu dem Kranken vor. Er war sich bewußt, in diesem Augenblick wichtiger Mittelpunkt zu sein.

Er verordnete sofort, Volkmar auf sein Lager zu legen, und beantwortete alle Fragen mit vielsagender Gebärde.

Wigbert fühlte dumpf, daß er verpflichtet sei, an des Onkels Stelle die Gäste zu verabschieden. Er begegnete kühlen und starren Gesichtern; Augen, die an ihm geflissentlich vorübersahen; Lippen, die sich fest verschlossen; Händen, die kaum seine Finger streiften. Er wollte mit Kamilla ein Wort tauschen,

ihr Gesicht war fahl und in starrem verlegenem Lächeln zu einer Maske verzerrt. Nur Martersteig drückte ihm die Hand und sprach einige teilnehmende Worte.

Der Kranke lag schweratmend auf seinem Lager. Der Arzt hatte das Deckenlicht gelöscht und die Tischlampe abgeblendet. Die tiefen Atemzüge des Ringenden füllten das geräumige Zimmer an. Ein festlicher Umzug mit schallender Musik kam die Straße herauf. Dem mußte wohl jemand eine Warnung zugerufen haben, denn plötzlich riß der Marsch mitten im Takt ab, und mit dumpf tappenden Schritten zogen die Feiernden stumm vorüber. Die Sommernacht war wolkenverhangen und voll von Duft, der durch die geöffneten Fenster strömte. Und daneben dieses Stöhnen wie das Keuchen eines Schwimmers, der das andre Ufer erreichen will.

Wigbert hatte den Arzt gefragt, und dieser hatte mit jenem Achselzucken geantwortet, das nichts sagte und jeder Vermutung Raum ließ. Da er einen Schwerkranken in der Nachbarschaft hatte, verabschiedete er sich und versprach, bald wiederzukommen. Wigbert blieb allein; der Diener richtete sich im Vorzimmer ein, und sein schlaftrunkener Kopf sank ihm in die aufgestützten Arme. Über Wigbert kamen die Gedanken.

War er schuld an dem Zufall des Oheims? Er konnte diese Frage nicht bejahen. Er hatte gehandelt, wie er handeln mußte. Aber es war kläglich, daß es ihm versagt blieb, eine Erklärung für seine Handlung abzugeben. Die Annahme, daß der Onkel von hinnen gehen könne, ohne seine Rechtfertigung gehört zu haben, fraß an ihm mit scharfem Zahn. Er verdankte ihm unendlich viel: Erziehung seit seinem fünfzehnten Jahr, ein ungeschmälertes Studium, eine Förderung auf seiner Laufbahn bis heute; es war gewiß, daß er sein Erbe sei...

Er trat an das Bett und betrachtete das bleiche Gesicht. Ob ihn jener nun hörte oder nicht, er mußte es ihm aussprechen, was er empfand; vielleicht drang ein Laut seiner Rechtfertigung in die Dämmerung seines Zwischenzustandes, den er mit schwankendem Fuß jetzt durchwanderte.

Wohin? Volkmar hatte, soweit Wigbert wußte, nie, nie nach einem Ziel gefragt. Den Weg hatte ihm seine heitere Philosophie gewiesen, und er war ihn gegangen wie der verwöhnte Liebling des Glücks. Vom Tod und dem, was dahinter lag, hatte er nie gesprochen. Ihm genügte, dieses Leben bis in seine entlegensten Verästelungen auszukosten, und doch blieb ein Rest, der sich nicht mühelos teilen ließ.

An was mußte Wigbert plötzlich denken? Wie er als Knabe in der letzten Nacht am Sterbebett der Mutter gesessen; wie sie mit verklingender Stimme ihn ermahnt hatte, das Ewige nie außer acht zu lassen; wie sie sich von ihm die alten Trostworte der Evangelien hatte vorlesen lassen; wie sie ausgelöscht war während eines immer stärker werdenden Bewußtseins, in Gottes Hände zu sinken. Ja, sie hatte den güldenen Wegzoll besessen, von dem ihr Bruder hier nichts wußte, und den auch Wigbert bisher unbeachtet gelassen hatte.

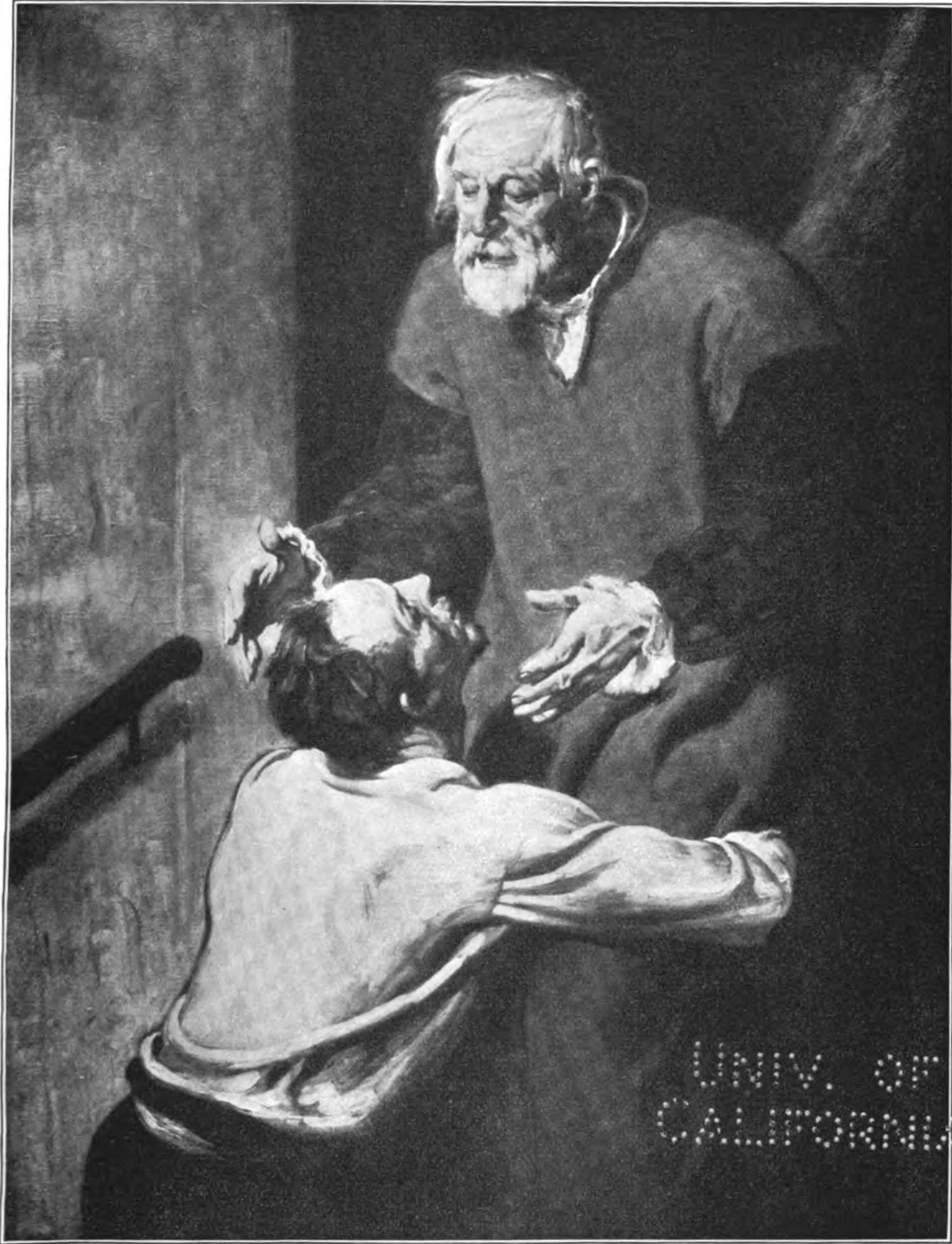
Wie? Sie sagten: Er, der ihn gebracht, sei nie gewesen! Die Schrift, die das überzeugend dartun sollte, ging jetzt in alle Welt. Auf allen Gelehrtentagungen kam man zu dem Beschluß, daß er nie gelebt habe. Die Menschen gebärdeten sich wie Berauschte, da sie hörten, sein Gebot sei ohne Geltung. Konnte das durch Gelehrtenbeschlüsse aus der Welt geschafft werden, was diese Welt eben trug?

Er stand auf und ging an dem schlafenden Diener vorüber durch die Flucht der Zimmer bis vor das Bild, auf dem Jesus vor seinem Richter stand. Er wurde seltsam ruhig und voller Gewißheit.

Als er in das Krankenzimmer zurückkehrte, schien ihm, als sei in des Oheims Gesicht eine Veränderung eingetreten. Er sandte Franz zum Arzt; als dieser kam, drang schon das erste Morgenlicht durch die Falten der Vorhänge.

Als die Sonne am Himmel aufging, erlosch das »große Licht«. —

Man sollte meinen, die Beete der Gärten hätten ihre sämtlichen Blumen hergegeben, um sich in Sträußen und Gebinden über den Sarg des berühmten Toten zu ergießen. Man sollte meinen, daß die Federn der Berichterstatter plötzlich nichts andres zu tun hätten, als über den Geheimrat Volkmar, sein Leben, seine Arbeit, seine Bedeutung zu schreiben. Und Reden wurden gehalten, in denen sich die lobenden Worte und die preisenden Aussprüche überstiegerten. Dann



Arthur Kampf: **Der verlorene Sohn**

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926

UNIV. OF
CALIFORNIA

deckten ein paar Schaufeln Erde den Mann und auch sein Werk zu.

Für Wigbert waren die Tage voller grausamer Stunden. Er spürte hinter allem eine feindselige Kälte, ein Zurückweichen der Hände, die sich ihm sonst entgegengestreckt hatten, ein verlegenes Anihmvorüberirren der Blicke. Er tat seine Pflicht, aber da sie ihn mit den andern in Berührung brachte, wurde sie ihm voll Bitternis. An der Pforte der Hochschule begegnete er Ackerpflug. Er mußte auf Armlänge an ihm vorüber. Aber der sonst so aufmerksame Mann zeigte in seinen Blicken einen seltsam verlorenen Ausdruck und griff, als erwache er aus tiefen Sinnen, zu flüchtigem Dank an seinen Hut, als Wigbert ihn grüßte.

Kein Zweifel, hier lag eine Absicht vor; seit des Onkels Tode war niemand da, der für ihn eingetreten wäre. Sein gedemütigter Stolz versteifte sich im Trotz: diese klugen und vorsichtig prüfenden Männer fielen einem Irrtum zum Opfer, nur weil er nicht in der Lage war, ihnen Erklärungen zu geben. Weil sie nicht glaubten und vertrauten, sondern sich auf ihre Wahrnehmungen verließen, wurden sie Betrogene des Scheins.

Dennoch — seine Ehre stand auf dem Spiel. Er mußte etwas unternehmen. Er ging zu Kamilla, die ihn verwirrt empfing. Sie saß auf einem Lehnstuhl, und ihre Gebärden waren gemessen wie die einer Königin, die den Gesandten einer feindlichen Macht empfängt. Es war ein traurig verhängter Spätfrühlingnachmittag. Aus dem Nachbargarten drang der zweisilbige Ruf eines Regenpfeifers. Kamilla fürchtete, er wolle sie zur Bundesgenossin eines Planes werben. Sie wog ihre Worte vorsichtig. Die Harmlosigkeit, mit der sie ihre Reden bemäntelte, war ärger als ein harter Vorwurf. Wigbert suchte in diesem Mädchen einen geringen Grad von Mütterlichkeit. Hätte er ihn entdeckt, er hätte sich rückhaltlos offenbart. Vor dieser Engherzigkeit eines kleingezirkelten Gesellschaftskreises verstummte er. Er ging und bemerkte, wie sie ihm vom Fenster her nachblickte. Sie wußten beide, daß es ein Abschied war.

Wohin nun? Ein Gespräch mit dem Dekan seiner Fakultät hatte ihn darüber belehrt, wie man von ihm dachte. Es hätte nichts genutzt, vor dem feinsinnigen Gelehrten zu bekennen, was ihn an jenem Abend zu der Weigerung veranlaßt hatte. Das mochte jetzt jeder Unredliche sagen; der Makel hatte sich wie ätzende Säure schon an seinen Ruf gehängt.

In der Qual seiner Gedanken fiel ihm plötzlich Martersteig ein, sein redlicher Blick, sein vertrauensvoller Händedruck. Er ging zu ihm und erzählte ihm alles. Er zog seine Drachme aus der Tasche und wies sie ihm.

»Zum Verwechseln ähnlich,« sagte Martersteig.

»Und was soll ich jetzt tun?«

Der Gelehrte sann lange nach. »Sie können nichts tun als die erste Münze herbeischaffen. Nur der Augenschein vermag Ihre Gegner zu überzeugen. Diese seltsame Verkettung von Umständen ist so furchtbar, daß sie das Dasein eines Menschen zermalmen kann.« Er legte seine Hand auf Wigberts Arm: »Glauben Sie mir, ich bin in Wort und Tat für Sie eingetreten. Das will nicht viel sagen, da ich selbst zu wenig Geltung habe. Es ist doch im Leben so, daß man in bedrängten Lagen eine gewichtige Stimme neben sich haben muß, die für uns zeugt. Die haben Sie nun freilich mit Ihrem Oheim verloren.«

»Doch die Wahrheit...« fuhr Wigbert auf.

»Ja, die Wahrheit selbst setzt sich einmal durch. Aber auch um sie ist der Schein, der das Wesenhafte umgibt und dem die meisten anheimfallen. Sehen Sie das Buch, von dem wir an jenem Abend sprachen« — seine Hand deutete auf das Buch von der Jesus-Mythe, das vor ihm auf dem Tisch lag. — »Da glauben sie nun, wer weiß was errungen zu haben, wenn sie ausstreuen, der Mann habe nicht gelebt. Und doch ist die Wahrheit unzerstörbar, die sein geweihter Mund uns gelehrt und in der er uns allzeit gegenwärtig ist, daß nämlich nur das Leben Wert hat, das sich im Dienst des Nächsten verzehrt und sich im Notfall für ihn opfert. Das ist der güldene Wegzoll, den sie verloren haben und der nur wenigen noch zu eigen ist.«

Sie saßen eine Weile stumm beieinander, dann sagte Wigbert: »Ich sehe keinen andern Weg der Rechtfertigung, als daß ich von hier fortgehe.«

Und damit schied er.

Schon am nächsten Tage führte er seinen Entschluß aus. Während er sein Abschiedsgesuch schrieb, mußte er immer an Marter-

steigs Augen denken, aus denen der ihm nachgeblickt hatte; es war der Blick, der entlegenen Sternen in verschwiegene Fernen folgt.

Als er den versiegelten Brief selbst an seinen Bestimmungort abgegeben hatte, ging er zu Volkmars Haus, um die Auflösung des Hauswesens zu überwachen. Einige kostbare Dinge wollte er zurückbehalten und diese für die Verpackung auswählen. Der Diener hatte sein Kommen vom Fenster aus bemerkt und lief ihm mit aufgeregter Gebärde entgegen. Im Eifer und vom eiligen Lauf verstört, fand er keine Worte, er hielt dem überraschten Wigbert die vermißte Münze entgegen.

Ja, sie war gefunden. Wo die zierenden Verschnürungen des Sofas eine Falte bildeten, da war sie hineingeglitten und wie in einer Tasche geborgen geblieben. Wigbert hielt sie betrachtend in der Hand; er wunderte sich über die Gelassenheit, mit der er sie entgegengenommen hatte, und daß er jetzt keine Regung der Freude empfand. Was half sie ihm jetzt noch! Seiner Ehre konnte Genüge werden; aus seiner Seele wetzte keine Genugtuung die Scharte, die ihr geschlagen war.

Er sorgte dafür, daß das wiedergefundene Stück sicher in Prutz' Hände kam; zu einem seiner Nächsten sprach er kein Wort darüber. Daß die Wiedererlangung trotzdem schnellstens bekannt wurde, geschah durch Prutz und den Diener.

Die besuchenden Herren lösten jetzt einer den andern in Wigberts Wohnung ab. Selbst die ältesten Leuchten der Wissenschaft erschienen, um ihm ihre Verehrung zu bezeugen. Ein schmeichelhaftes Schreiben des alten Prutz traf ein; auch Kamilla schrieb; man drang in ihn, sein Abschiedgesuch zurückzunehmen; ihm ward glänzende Genugtuung zuteil. Aber das alles berührte ihn wenig, und auf die sich immer wiederholende Frage: »Warum sträubten Sie sich gegen Ackerpflugs Vorschlag?« antwortete er nur mit einem etwas schmerzlichen Lächeln.

Von den Hochschulferien waren bereits mehrere Wochen verronnen. Ein leises Frösteln ging zuweilen durch die Nächte, und in den Brombeerblättern am Wege zeigten sich die ersten Blutsprenkel, die der Herbst den Pflanzen entpreßt.

Wigbert Singolf kam von einem weiten Marsch heim und überschritt den Kurberg, diese steile Anhöhe hinter der Stadt, die von den Erfrischungsuchenden wegen der weiten und reizvollen Aussicht oft aufgesucht wurde. Nein, er war nicht verreist. Unter denen, die ihm näher standen, verlautbarte, er arbeite an einem größeren Werk, das die Forschungen zur Jesus-Frage erhellen sollte. Es war so; aber der letzte Grund war dies nicht, der ihn von einer Reise ferngehalten hatte. Er floh die Menschen; ihre Gespräche, ihr Lachen, ihre bloße Nähe zehrte an seiner Wunde, die noch nicht verharscht war. Er befand sich am Anfang des Steiges, der in der Einsamkeit endet.

Als er die Kuppel des Kurberges beschritt, tönte ihm aus dem Wirtshaus ein Gewirr von frohen Stimmen entgegen. Richtig, da waren mehrere Wagen; es hatten also Menschen den Ausflug zur Höhe getan. Sein Fuß zauderte einen Augenblick. Wäre es nicht geraten, einen seitwärts führenden Pfad zu betreten? Doch es war kaum zu erwarten, daß er um diese Zeit hier Bekannte anträfe. So ging er mit beschleunigten Schritten an dem Haus, vor dessen Tür die Kutscher qualmten, und an dem Garten mit seinen Pfeifenkrautlauben vorüber.

Plötzlich hörte er seinen Namen rufen; er schritt weiter, aber der Ruf wurde wiederholt. Als er sich umwandte, sah er Ackerpflug am Eingang des Gartens stehen, der ihm winkte. Wigbert zögerte, aber da kam Ackerpflug schon auf ihn zu.

»Lieber Kollege,« sagte er und schüttelte ihm lange die Hand. »Wie gut, daß wir Sie hier endlich treffen! Meine Besuche verfehlten Sie — Sie sitzen ja wohl von früh bis spät auf der Bibliothek! — dann kam meine Reise, von der ich erst gestern zurückkehrte. Wirklich, es ist mir sehr leid, Sie nicht gesprochen zu haben.«

Seine Hand hielt noch immer die Wigberts, sein Raubvogelgesicht war in Freundlichkeit verklärt. Diese lächelnde Beflissenheit dem Jüngeren gegenüber zeigte unverhüllt das Bestreben, etwas gutzumachen.

»Kommen Sie doch einen Augenblick herein,« bat er. »Meine Damen werden sich freuen, und Sie können in kurzem mit uns hinunterfahren. Wie, Ihr Anzug ist bestäubt? Aber ich bitte Sie, wir alle sind vorhin im Wagen eingepudert. Keine Zeit?

Ich versichere Sie, wir sind am Aufbruch. Tun Sie mir den Gefallen, mein Lieber!«

Er ergriff den Arm Wigberts, und dieser mußte ihm in den Garten folgen.

In der Laube, zu der er ihn führte, saßen die Professorin und Kamilla. Nichts hätte Wigbert weniger willkommen sein können als dies; aber er fand sich mit der neuen Gesellschaft ab, so gut er es vermochte. Die gezierte Geschäftigkeit der Rede, in die ihn Frau Ackerpflug verflocht, ließ er über sich ergehen und hielt dem Blick Kamillas stand, der sich an ihm festgesogen hatte. Wirklich, er spürte, daß er durch die Wochen seiner selbstgewählten Einsamkeit dem leichten Ton der Gesellschaft ganz entnommen war. Er gab schwerfällige, bedachtsame Antworten, und seine Gedanken schweiften immer wieder ab.

»Unser Freund hat es eilig,« sagte Ackerpflug. »Ich habe ihm gesagt, daß wir im Aufbruch begriffen sind.«

Die Damen rüsteten sich, aber eine kleine Wolke sprühte von ihrem Inhalt auf die Büsche nieder und nötigte noch zu kurzem Verweilen. Als man endlich dem Wagen zuschritt, wurden die Frauen von einigen Eintretenden abgehalten.

Ackerpflug ging mit Wigbert voraus. »Ich habe gehört,« sagte er, »daß Sie aus unserm Lehrverband scheiden wollten. Sie haben den Entschluß unter dem Druck schwerwiegender Ereignisse gefaßt; doch das ist nun überholt. Nicht wahr, Sie werden bei uns bleiben?« Er sagte es herzlich und streckte Wigbert die Hand entgegen.

Aber dieser zögerte, einzuschlagen. »Ich bin noch nicht fest entschlossen, Herr Professor. Man hat, wie ich höre, mein Gesuch zurückgestellt, und eine Arbeit, die mich neuerdings beschäftigt, hat den Gedanken in mir etwas zurückgedrängt.«

»Sie bleiben, Sie bleiben!« rief Ackerpflug. »Wir würden Sie ungern missen. Welcher Art ist Ihre neue Arbeit?«

»Ich schreibe zur Frage, die die Person Jesu behandelt.« .

»Für oder wider?«

»Wider das Buch von der Jesus-Mythe.«

Ackerpflug blickte kühl. »So? Haben Sie neue Beweise gefunden? Und darf man fragen, welche?«

Die Damen traten herzu, und die Professorin legte auf Wigbert Beschlag, so daß dieser seiner Antwort enthoben wurde. Man bestieg den Wagen; die Damen nahmen den Hintersitz ein, die Pferde zogen an. Nach kaum fünfzig Schritten fand die Professorin es unleidlich, daß man bei diesem schönen Wetter mit aufgeschlagenem Verdeck fahre, und Kamilla stimmte ihr zu. Ackerpflug wandte sich nach dem Kutscher um und forderte ihn auf, das Verdeck niederzulegen.

Der junge Bursch, der noch nicht lange im Kutscherrock steckte, hielt die Pferde an und sprang beflissen vom Bock. Der Wagen hielt auf der fallenden Straße.

»Wir wollen heute der Sonne froh werden,« sagte Kamilla und sah dabei Wigbert bedeutsam an.

Dessen Augen wurden abgelenkt durch den Kutscher, der an der Sturmstange heftig zerrte. »Er weiß nicht Bescheid,« sagte er.

Durch die heftigen Bewegungen kam der Wagen ins Rollen, die Pferde traten an. Der Kutscher rief ihnen zu, doch die Tiere, die von dem Gefährt geschoben wurden, mochten dies für eine Aufmunterung nehmen, der Kutscher lief neben dem Wagen her, die Damen lachten. Keiner von denen, die im Wagen saßen, bemerkte, wie steil die Straße abfiel.

Hastiger drehten sich die Räder, die Tiere fielen in Galopp. Einige Menschen, die den Berg hinaufkamen, blieben schreiend und mit erhobenen Händen stehen. Der Kutscher war längst zurückgeblieben. Man flog an den Bäumen und Wegsteinen vorüber. Und jetzt tat die Frau Professor einen gellenden Schrei.

Wigbert erhob sich und blickte über den Bocksitz, über die eiligen Pferde voraus. Er wußte: eine kurze Strecke, und die Wegbiegung ist erreicht. Der Wagen, dessen rasender Lauf beständig zunahm, würde die Biegung nicht nehmen können. Er hörte Ackerpflugs Stimme an seiner Seite: »Mein Gott, mein Gott!« Das Gesicht der Professorin war erdfahl; Kamilla rang die Hände wie in verzweifeltem Beten.

Plötzlich war es Wigbert, als höre er Martersteigs Worte: »Nur das Leben hat Wert, das sich im Dienst des Nächsten verzehrt und sich im Notfall für ihn opfert!« Irgend jemand winkte ihm. Er wußte, was er zu tun hatte.

»Ich trete den Beweis für die Wahrheit des Daseins Jesu an, Herr Professor,« rief er Ackerpflug zu. Zugleich begann er von

seinem Sitz aus den Kutschbock zu besteigen. Stöße schleuderten den Wagen hin und her.

Sich anklammernd an die Stangen, klomm er hinüber. Jetzt hatte er es erreicht. Seitwärts die Winde, die den Bremsklotz regiert! Seine Hände drehen, das Hemmzeug schlägt gegen die Radreifen, aber sie hemmen nicht mehr. Fester zugepackt, daß das Blut unter den Nägeln hervorquillt! In diesem Augenblick fühlte er die Stange unter seinen Händen brechen. Immer rasender wurde die Fahrt. Man fuhr nicht mehr, man flog. Die Pferde, von dem Wagen geschoben, rasen, die Leine schleift am Boden. Dort unten taucht die Wegbiegung auf. Hinter sich hört er krampfhaftes Geschrei. Da biegt er sich vorn über das Schutzleder, mit der Handhabe seines Stockes sucht er die Leine zu fassen, die zwischen den Schwengeln tanzt. Jetzt! Sie entgleitet ihm wieder. Noch einmal der Versuch! Nun hängt sie hinter dem Handgriff des Stockes, und er zieht sie empor, reißt sie an sich, strafft sie machtlos. Die Wegbiegung ist dicht vor ihnen. Die Pferde hineinlenken ist unmöglich.

Da ist wieder der winkende Arm, jenseits des Grabens, unter den Randbäumen des Waldes. Alles opfern! ruft es in ihm. Er spürt in seinen Armen eine ungeheure Kraft, reißt die stürmenden Pferde nach links auf die Stelle zu, woher das Winken kommt, das Gefährt saust in den Graben, Pferde stürzen, Hölzer splittern, der Stoß schleudert ihn im Bogen von seinem Platz gegen einen Baum. Er fühlt keinen Schmerz mehr. —

Als die zitternden Menschen den Wagen verlassen und sich um ihn bemühen, der mit zerschelltem Haupt regungslos im Walde liegt, steht Ackerpflug sinnend da: Was bedeutete das letzte Wort, das der Tote sprach?

Deutsche Auswanderer

Es geht ein Weg am Bahndamm entlang,
Entlang den Schwellen und Schienen,
Der rote Klatschmohn leuchtet am Hang
Und Ginster und blaue Lupinen.
Und hastend rattert ein Zug vorbei,
Trägt junges Volk in die Ferne,
Es winken die Tücher, es hallt ein Schrei:
„Wir scheiden, doch scheiden wir gerne!“
Und aus dem Rollen der Räder klingt
Ein trotziges Lied — wer es wohl singt? —
„O Deutschland hoch in Ehren —
Auf Nimmerwiederkehren!“

Ein blondes Mädel am Wegrand saß
Und lauschte still dem Singen,
Ein alter Bauer stand im Gras
Und ließ die Sense schwingen
Und sagte, als ich nah genug:
„Dies war bereits der sechste Zug!
Für die, die heute wandern,
Kommt einer nach dem andern.
Das Schiff in Bremen wartet schon
Und nimmt sie mit und fährt davon
Und hält erst über den Meeren
Auf Nimmerwiederkehren!“

Darauf das blonde Mädel frug:
„Ist Deutschland denn nicht groß genug?
Wer soll uns da noch küssen,
Wenn alle wandern müssen?“
Der Alte brummte: „Deutsche Art
Will nicht zu Hause lungern
Und sucht das Glück auf großer Fahrt —
Wir wachsen, wenn wir hungern.
Man wirft nur einem Tunichtgut
Den Bettelgroschen in den Hut —
Es wandern, die sich wehren,
Auf Nimmerwiederkehren.

Darum, mein Mädel, laß sie ziehn!
Auch du brauchst deutsche Kolonien!
Auch dein Glück hängt am deutschen Pflug,
Auch du hast hier nicht Raum genug!
Es baut erst, wer die Scholle fand,
Für Weib und Kind ein Vaterland!“
Wir schwiegen darauf alle drei,
Denn wieder fuhr ein Zug vorbei —
Es winken die Tücher, es klingen
Die Räder wie trotziges Singen:
O Deutschland hoch in Ehren —
Auf Nimmerwiederkehren?

Alfred Schmidtmayer

Von hohen Fest- und stillen Feiertagen

Von Nikolaus Welter

Auf dem Dorfe ist die Religion mit ihren gottesdienstlichen Handlungen und liturgischen Bräuchen viel inniger als in der Stadt mit dem Alltag verknüpft. Dem Dörfler wickelt sich das Leben nach dem Heiligenkalender ab. Die einzelnen Kirchenfeste schließen sich ihm zu einem Kranze zusammen, der sich rund um die Monate legt und in seiner weißen Pracht, seinem blauen Feuer, seiner roten Glut das Grau der Arbeitstage wundersam mildert und verklärt.

Vor meiner Erinnerung liegt das kirchliche Jahr wie ein großes Bilderbuch in rotbedrucktem Pergament, ausgestattet mit der farbenfrischen Kostbarkeit der mittelalterlichen Meßbücher. Und alle die Bilder auf Goldgrund leben, und ich selber spiele in dem seligen Treiben eine Rolle.

Dabei strahlen einige Blätter in einem Glanze und schimmern von einer Innigkeit, die mir die Seele mein Leben lang durchleuchtet und wärmt.

Da waren z. B. die letzten Tage der Karwoche. Die kirchliche Feier auf Karfreitag dauerte dem Knaben etwas lang. Das Frühstück war an dem Morgen recht dünn ausgefallen. Während des Gottesdienstes wurde hin und her gesungen in einer Sprache, die er nicht verstand. Aber die Handlung, die sich zu den Worten abspielte, gestaltete sich so ganz eigenartig und ergreifend. Da wurde Christus am Kreuz sogar vor den Altar hingebettet, und der Herr Pfarrer und die übrigen Priester lösten ihre Schuhe, nahten sich demütig, knieten und küßten des Gottmenschen Wunden. Dann wurde der tote Heiland im feierlichen Zug durch die Kirche zu Grabe getragen, die Gruft hinter violettem Vorhang geborgen und sämtliche Kreuze in der Kirche mit dunkelblauen Tüchern verhüllt.

Schon pilgerten dann auch die Glocken nach Rom, um dem Papst die Osterbeichte abzulegen. Geheimnisvoll, zur Nachtzeit entschwebten sie, leiser als die Schneegänse unsichtbar durch die Wolkenmeere steuern. Kein Pink und kein Pank hatte den Ausflug der ehernen Pilgrime, der geweihten, gottlobenden Büßerinnen verraten. Aber sie waren fort. Sogar die langen Taue hatten sie mitgenommen. Nur das Taufbecken stand noch im Glockenhaus. Und oben im Gewölbe gähnten die leeren Löcher. Die Seile, die sonst daraus herunterhingen, und von denen wir uns beim Läuten wiegen und wirbeln ließen, waren verschwunden. Dafür mußten wir selbst einrücken als Ersatz mit Klibbern und mit Garren.

Ho, die Mettenandacht! Das war einmal etwas ganz andres. Da stand im Chor drunten vor dem Altar eine hohe Spitztreppe; die war mit brennenden Kerzen besteckt, daß sie ein flammendes Dreieck bildeten. Dann wurde wieder eigenartig hin und her gesungen; vor der Kerzenleiter aber saß der Küster. Der stülpte dann und wann eins der Lichter mit einem schwarzen Löschhorn aus.

Wenn dann das allerletzte oberste Licht vom Pfarrer abgenommen und hinter den Altar getragen wurde und aus der Finsternis drunten ein dumpfer Schlag herüberhallte, so brachen wir gewaltig in die Stille mit Geklapper und Geschnarr und entfesselten einen großartigen Lärm und Tumult. Und das wurde für uns jedesmal ein heller Genuß.

Vor der Andacht waren wir durchs Dorf gezogen und hatten zum ersten, zum zweiten und zuhauf geläutet mit hölzernen Hämmern und Zapfen. Nach der Mette ging es durch die Nacht heimzu, und das half der Lust auf die Höhe. Manche Haustür wurde unterwegs aufgestoßen, es wälzte sich ein wilder Spuk auf den Flur. Klappklappklapp! Rararatsch! Ein wütiges Hämmern und Drehen, ein mörderisches Dröhnen, Rollen und Krachen. Und dann im Holtergepolter wieder hinaus und weiter, die Straße fort.

Am Karsamstagmorgen vollzog der Pfarrer die Wasserweihe. Groß und klein kam zur Kirche mit seinem Gefäß aus Blech oder Messing.

In der Glockenseilkapelle neben dem Taufbrunnen stand die große Bütte mit dem eben gesegneten Wasser. Nach der heiligen Messe strebte alles hin.

Wir Buben natürlich an der Spitze, im Durcheinander, fast im Drunterunddrüber. Jeder wollte womöglich selber schöpfen und die Weihespende nicht nur aus der Hand des Küsters entgegennehmen. Es setzte im Kampf um den Bottich Knüffe und Püffe. Wasser wurde verschüttet. Mancher Mädchenzopf tropfte. In manchen Schuhen lief es naß und kalt zusammen. Dann aber waren wir stolz, das frischgesegnete Wasser nach Hause zu tragen, und zwar in einem fast bis zum Rand gefüllten Topf.

In aller Osterfrühe ging es andern Tags zur Auferstehung des Herrgotts. Dreimal bewegte sich die Prozession um die Kirche herum. Dreimal mußte der Pfarrer mit dem Kreuzesarm an die Pforte pochen und Einlaß begehren: dann erst wurde aufgetan. Und schon strahlte der Tempel im Auferstehungsglanz. Und es jauchzte die Freude los. Die Orgel brauste, das Halleluja jubelte, und o Wunder, da fielen im Turm auch die Glocken in den Triumphchoral ein und donnerten ihr feierliches Lied. Sie waren auf die Minute aus der fernen ewigen Stadt heimgekehrt. Sie haben sich überhaupt kein Jahr um keine Stunde verspätet.

Dann aber kam die Zeit der Prozessionen.

Auf Sankt Markus, an den Tagen vor Himmelfahrt zogen wir hinter Kreuz und Fahne über

die Landstraßen, durch die Fluren in die Nachbarsdörfer, beteten und hörten dort die Messe. Hm, was hatten sie aber in diesen Dörfchen von Beringen, Reckingen und Rollingen für kleine Kirchen. Die konnten unsre Prozession kaum ganz aufnehmen.

Und gerade die kleinste Kapelle gefiel mir am besten. Das war die von Schönfels.

Der Bittgang nach Schönfels war mir überhaupt besonders lieb. In Schönfels war ich so oft mit Großvater gewesen; dort hatte ich mich an dem köstlichen »Rabenfleisch« ergötzt. Der Prozessionsweg nach Schönfels führte dicht an der morschen Teufelsbrücke vorbei durch den frischen Frühlingswald, in dem die tiefen Felshöhlen und die langen unterirdischen Gänge sind, und wo der Huppbello hauste.

In Schönfels selbst stand auch das schöne alte Schloß mit dem hohen Staffeldach. Vor dem Schlosse, unter breiten Lindenkronen, duckte sich ein altes Kirchlein. Das war einmal zu klein. Da mußten die meisten Leute draußen im Freien unter den Bäumen stehen und von dort der Messe folgen. Ich empfand das als etwas ganz besonders Ergreifendes; es erinnerte mich an die christlichen Glaubensboten im deutschen Urwald.

Die Oktavprozession zur Trösterin der Betrübten nach Luxemburg war ein Ereignis, das seine Schatten vorauswarf. Die kleinen Knirpse durften da nicht mitgehen; die mußten in dem »Hierbleibkärrchen« hingefahren werden. Diese Karren kamen aber die Kinder vors Haus erst abholen, wenn die Pilger das Dorf schon längst verlassen hatten. Ihre Fuhrmänner haben sich immer und immer verschlafen. Ho, wer mit dem Hierbleibkärrchen nach der Stadt zur Muttergottes wollte, der konnte gewiß sein, er mußte wirklich hierbleiben.

Mit den Jahren nahmen auch die Beine zu, wie an Kraft, so an Unternehmungslust. Und da war auch für mich die Zeit gekommen. Das erstemal allerdings fuhr ich im Zug bis nach Walferdingen. Hier hatte die Prozession, die gegen drei Uhr unter dem Reisesegen der Glocken ausgezogen war, haltgemacht. Die Teilnehmer rasteten und tranken Kaffee, wobei die mitgebrachten Eier und Schinken- oder Wurstbrote verspeist wurden. Mancher schlürfte statt des Kaffees auch ein Glas Wein.

Dann setzte sich die Pfarrei in Bewegung und wallfahrtete einträchtig der Stadt entgegen. Durch die Lange Zeile von Dommeldingen-Eich ging es leichten Fußes. Am Eicherberg mäßigte sich der Gang, und wir schritten langsam aufwärts. Die Türme und die hohen Dächer der Stadt grüßten so vornehm. Drunten im Tale und dort in den Hängen erspähte das Auge manch altes Gemäuer.

Die Fahne an der Spitze der Prozession war entfaltet und flatterte im Winde. Unser Pfarrer ging zwischen den Reihen hin und her und forderte uns auf, kräftig zu beten.

Dem Neutor näherte ich mich mit verhaltenem Atem. Zu Hause hatte man mir gesagt, dort stecke in der Mauer ein dicker Eisenring; den müsse durchbeißen, wer das erstemal die Stadt betrete, sonst werde er nicht eingelassen. Je fremder sich die Stadt mir entgegenschob, um so herzhafter betete ich, versuchte auch dann und wann die Zähne. Sie knirschten kräftig aufeinander. Aber ob die Mauszähne einen eisernen Ring bezwingen könnten? Wenn er doch nur aus hohlem Blech gewesen wäre, dann wollte ich's schon schaffen!

Jetzt waren wir dicht an der fürchterlichen Ecke. Vor mir ging so mancher andre Knabe, der heute auch fürs erste hereinkam. Und siehe, diese Jungen schritten ruhig ihren Gang, beteten, schlenkerten mit dem Rosenkranz, kümmerten sich um nichts, und niemand achtete auf sie. Nun tat ich wie sie, blickte immer geradeaus, faßte meinen Rosenkranz kräftig und schwenkte ihn hin und her, betete voll Inbrunst und war auf einmal inmitten der hohen Häuser und damit in der Stadt.

Längs der Straßen standen in dichten Zeilen die Bürger und Bürgerskinder und gafften uns an. Mancher Stadtbube lachte, grinste oder wies mit dem Finger auf einen von uns. Andre riefen uns höhnisch zu: »He, ihr Bauern, was gibt's Neues? Zieht der dümmste Bauer noch immer die dicksten Kartoffeln? Kalben auf dem Lande immer noch die Ochsen?«

Ich achtete der Spottvögel nicht weiter. Wenn ich aber einen der bleichen hungrigen Windbeutel sah, der eine zu freche Miene aufsetzte, so zuckte mir die Faust, und ich suchte seine Nase mit besonderen Gedanken.

In der Nikolauskirche, wo unsre Wallfahrt endete, wogte ein fürchterliches Gedränge. Den Muttergottesaltar sah ich nur aus der Ferne blitzen und funkeln wie etwas ungemein Kostbares und Himmlisches. Die nie erlebte Pracht der Kathedrale und die Macht ihrer Orgel benahm mir Atem und Überlegung.

Nach der Pilgermesse wurden die Verwandten besucht, und es folgte ein schöner Tag.

Unter den kirchlichen Festen den stärksten Reiz auf mich übte der Liebfrauenkrauttag (Mariä Himmelfahrt). An dem Tage fand sich so recht alles vereint, was mein Gemüt erheben konnte.

Am Vorabend suchte ich den Muttergotteswisch zusammen. Noch dufteten mir die Sommerhügel durch den Sinn, wenn ich auszog, um das purpurne Liebfrauenbettstroh (Dost) und die goldige Hartnadel (Johanniskraut) zu gewinnen. In den Getreideschobern und Haferfeldern wurden einige der schwersten Ähren und reichsten Rispen ausgesucht. Der Garten spendete Bitteralzem (Wer-

mut) — o der scharfe Geruch! — und einige dicke Zwiebeln im feinliniierten Rosapelzchen. Damit war der Weihbusch im wesentlichen fertig und ergab einen ordentlichen duftstarken Strauß.

Morgens vor dem feierlichen Hochamt schwangen wir, auf den Kniebänken stehend, mit hohen Händen unsern Büschel dem Pfarrer entgegen, der in blitzenden Gewändern dastand und Blumen, Kräuter, Ähren mit Weihwasser besprengte und mit Weihrauch heiligte. Ein jeder wollte des Segens am meisten einfangen, und es ging von den hundert geschwungenen Sträußen ein Knistern und ein Rascheln aus wie von windbestrichenen reifen Weizen- und Kornfeldern, und eine Duftwolke wallte auf und schwankte hinüber ins Chor, und es war, als ob die ganze Sommerflur in die Kirche hineindrängte, um ihrerseits dem Herrgott das würzigste Ernteopfer darzubringen und ihre dankbare Liebe in Wolken des Wohlgeruchs vor den Füßen der Himmelsmutter zu verströmen.

Nach dem Hochamte trugen wir unsre Weihbüsche in der Prozession durchs Dorf. Da schritten wir zwischen grünen Zweigen und Bäumchen, die aus dem Seitenpflaster wuchsen, über Blumen, Binsen und Wiesenkraut, die ihre duftenden Seelen unter den Füßen der Andächtigen, Unsrer Lieben Frau zu Ehren, entatmeten. Und die Banner und die Fähnchen blühten und wehten im Licht, der heilige Josef und die Muttergottes schritten auf frommen Schultern über den Häuptern der Beter durch die Sonne, die Musik spielte auf funkelnden Instrumenten, der »Himmel« schwebte durch die Straßen schimmernd wie eine Erscheinung, der Pfarrer am geschmückten Altar hob über Lorbeer und Oleander das Allerheiligste, die Monstranz, blitzte wie eine andre Sonne, alles sank in die Knie und neigte die Stirnen, und die Schellen klingelten und klangen, in der Höhe stürmten die Glocken, die Fahnen wallten mit Quasten und Bändern, und da waren nur festlich gekleidete Menschen und die Chorknaben in rotweißen Röckchen, und hüben und drüben staunten die Häuser im Schmuck der Blumen, der Heiligenbilder, der Fahnen und der Kerzen, und über all dem Strahlen und Wogen, dem Klingeln und Beten blaute der tiefe Sommerhimmel! — Oh, es war das alles ein richtiger Triumphzug, würdig der lieben Himmelskönigin. Und so bleibst du mir, Mariä Himmelfahrt, sonniger Liebfrauenkrauttag, das liebreichste Fest des ländlichen Jahres!

Bei meinem frommen Sinn mußte mir der Tag der ersten Kommunion zu einem inneren Erlebnis erster Ordnung werden.

Unser seeleneifriger Pfarrer Lorang hatte uns aufs gewissenhafteste vorbereitet. Ich hatte für mich im besonderen ein Andachtsbuch gelesen: »Der Große Tag naht heran.« Dort wurde die hehre Bedeutung dieses einzigen Seelenfestes mit beredten Worten hervorgehoben und an eindrucksvollen Beispielen gezeigt, welche Strafen häufig unmittelbar über den verhängt werden, der es wagt, dem Tische des Herrn unwürdig zu nahen. Diese Lektüre griff mir ans Gemüt und füllte mich mit frommer Angst.

Nach der Generalbeichte ließ ich mich abends gegen einen Kameraden zu heftigen Worten hinreißen. Ich fand keine Ruhe, und die Mutter gab mir recht: ich mußte am Kommunionstage selbst noch in aller Frühe in den Beichtstuhl, damit auch kein Stäubchen an meiner Seele haftenbleibe.

Diese Seele war aufs höchste gespannt in Erwartung des göttlichen Wunders. Ich erlebte wieder eine geheime Enttäuschung.

Schuld daran waren die Äußerlichkeiten, mit denen die heilige Handlung umgeben wurde, oder die sich des befangenen Geistes bemächtigten.

Da war zuerst die Kerzenfrage. Als wir Erstkommunikanten uns zusammengefunden hatten, maßen die Augen gegenseitig die Kerzen der Einzelnen nach Länge und Gewicht. Aus den Händen einiger Knaben und Mädchen wuchsen hohe weiße Wachsschäfte, gegen deren Länge und Schwere die der übrigen nicht ankamen. Die Bevorzugten schauten erhaben drein. Ich schritt ergeben mit der Masse.

Dem einen oder andern hatte Pate oder Patin eine Uhr geschenkt, die er schon für die Morgenfeier trug. Stolz legte sich ihnen die Silberkette über die Weste. Mit besonderem Schwung wurde das erlesene Geschenk aus der Tasche gezogen und mit wichtiger Miene befragt. In den Herzen manches Armen regte sich dann ein Bedauern, wenn nicht gar der Neid. Der glückliche Uhrenbesitzer aber schwoll vor Selbstgefühl und Schadenfreude.

Wie wir zur Kommunionbank traten, schritt ich in meinem Zug als letzter. »Wenn du jetzt nur noch an der Bank Platz findest! Sonst mußt du dich allein hinter die andern knien und warten. Oh, und du wirst doch auch alles richtig machen, wenn dir die heilige Hostie auf die Zunge gelegt wird!« Das waren in dem Augenblick meine Gedanken.

Auf meinen Platz zurückgekehrt, erhoffte ich eine unmittelbare Wirkung voll himmlischer Süße und kniete in seligem Schauer. Und da flog mir auf einmal durch den Sinn: »Hatte unsre Nachbarin, Schummesch Marie, gestern abend nicht gesagt, wenn man so lange fasten müsse, könne einem schlecht werden? Daher sollten die Kinder nach der Kommunion ein Stück Zucker essen.« Und in meiner Tasche steckte wirklich das Stück Zucker.

Der Knabe war also voll Inbrunst gewärtig, im Göttlichen aufzugehen, die Einkehr des Heilands in seiner Seele wonnezitternd zu erleben; als ein Gewandelter, weil durchgottet, heim-

zukehren. Aber das Wunder schwieg. Er ging als der nämliche, wie er gekommen. Und Welt und Menschen waren auch an dem Tage sich gleich in Sorge, Unrast und Kleinlichkeit.

Ich konnte diese Erfahrung nur schwer verschmerzen.

Bei aller Frömmigkeit war ich seltsamerweise ein gar lauer und unvollkommener Chorknabe. Nur wenn ich das Weihrauchschiffchen trug, war mir geheuer. Und durfte ich das Rauchfaß schwingen und Wolken blauen Wohlgeruchs zur ewigen Lampe emporwirbeln, so kam ich mir biblisch vor und dachte des Aaron und der Leviten vor der Bundeslade in meiner Bibel.

Heute weiß ich, warum ich so zag und so linkisch war, wenn ich bei der Messe helfen und als Vormann zur rechten Zeit auf diese und jene Gebärde des Priesters hin eingreifen mußte.

Meine Augen hatten an Schärfe eingebüßt, ohne daß ich und andre es so recht merkten. Auch dem Lehrer kam es nicht in die Vermutung, trotzdem ich seit einiger Zeit in der Zeichenstunde, wo er die Vorlage selbst an der Tafel entwarf, ungenaue oder verschwommene Leistungen verbrach, während ich früher zu seiner vollen Zufriedenheit gearbeitet hatte.

Meine kurze, nicht gerade ruhmvolle Mesnertätigkeit nahm eines Morgens ein jähes Ende mit schallendem Schrecken. Da hieß mich unser neuer Kaplan am Altar die Kerzen anzünden. Ich war meiner Sache nicht sicher und sträubte mich. Doch mußte ich mich fügen. So faßte ich denn den Zündstock und versuchte mein Glück. Es ging wirklich nach Wunsch. Schon hatte ich fünf Flammen entfacht und in dem Raum befestigt und langte mit dem Wachslicht nach der letzten Kerze. Da züngelte es auf einmal hinter dem Docht an der Altarwand hoch. Der Kaplan stürzt herbei, reißt mir den Stab aus der Hand und schlägt mich ins Gesicht.

Ich ging und zog das Chorröckchen aus, für immer. Dem jungen schlaggewaltigen Herrn konnte ich diese garstige Gebärde nie vergeben.

Aber was haben all die kleinen Mißlichkeiten und die kurzen, wenn auch brennenden Enttäuschungen zu bedeuten neben dem Starken und Reinen, das ein aufrichtiges Frommgefühl der Knabenzeit einem jungen Menschen ins Herz und vor allem in den Willen pflanzt.

Man kommt, bei allen späteren Wandlungen, nie ganz davon ab. Man trägt eine besondere Gewissenhaftigkeit mit sich herum, ein feines Schamempfinden, das einem manches untersagt oder unmöglich macht, was andre als ihr Recht beanspruchen und an sich reißen. Man bewahrt sich, mit einem Wort, trotz allem viel sauberer nach innen wie nach außen.

So fehlte meiner Kindheit trotz enger Verhältnisse eigentlich nichts, um sie mir zum kostbaren Besitz zu machen. Ja, sie umschließt sogar eine heimliche Liebe.

Ihr Vater war Beamter und mußte berufshalber den Wohnort verschiedentlich wechseln. So flog sie uns eines Tags im Dorfe zu gleich einem verschlagenen Wandertäubchen. Sie fühlte sich fremd und tat anfangs verschüchtert. Sie war still und fein und schien so ganz anders als ihre Altersgenossinnen um mich herum. Das fiel mir auf und zog mich an.

Sie war ein Jahr älter als ich. Doch saßen wir oft in derselben Katechismusstunde. Sie war fleißig, anstellig und gescheit, und wir führten beiderseits die Klassen.

Kinderaugen sehen scharf. Auch meine Genossen schienen bald etwas zu merken, die Schlingel. Und so wurde ich mit ihr geneckt.

Dann mußte ihr Vater unsre Ortschaft wieder verlassen, um sich aber nach einigen Jahren neuerdings, und diesmal dauernd, unter uns anzusiedeln.

Aus dem kleinen Mädchen war inzwischen ein großes Mädchen geworden. Dunkeläugig, schwarzlockig, etwas blaß von Antlitz, fesselte es gleich wieder durch eine fremdartige Anmut. Wie das Kind, so wandelte auch die Jungfrau in heiterer Seelenruhe ihre stillen Pfade und war die Freude ihrer Eltern.

Das Gefühl, das in des Knaben Herz unbewußt geglüht hatte, flammte in dem Jüngling auf und heischte sein Recht.

Reden wollte ich nicht, denn meine zaghafte Liebe glaubte nicht an eine Zukunft. Aber einen fahrenden Spielmann ließ ich damals Lieder finden; dessen Liebste trug ihren Namen, und was er zur Fiedel sang, das hatte ich gefühlt.

Wir kamen jetzt öfters zusammen, sahen uns aber nur flüchtig und wechselten die gewöhnlichen Worte. Aus meinem Munde fiel keine Silbe, die mein Geheimnis preisgegeben hätte; aus ihren Augen leuchtete, wie immer, verständiger Ernst und sanfte Güte.

Ich flüchtete mit meinem Leid in den Wald zu den Quellen und Felshöhlen und goß es in trostlose Verse. Die verzweifeltsten Töne werden bekanntlich von ganz jungen Dichtern gesungen.

Nicht lange nachher trat sie ins Kloster und wurde Krankenschwester. Wenn ich entscheiden sollte, ich wüßte nicht, welcher Weg ihrem Wesen gemäßer und welches Gewand sie schöner kleiden könnte.

Wie sie mit Namen hieß, wer sie ist, warum es sagen! Daß ich ihrer dachte, sie hat es vielleicht nicht mal gemerkt, und sie wird es niemals erfahren.





Die langen Reihen der Spinnmaschinen

Lob der Arbeit

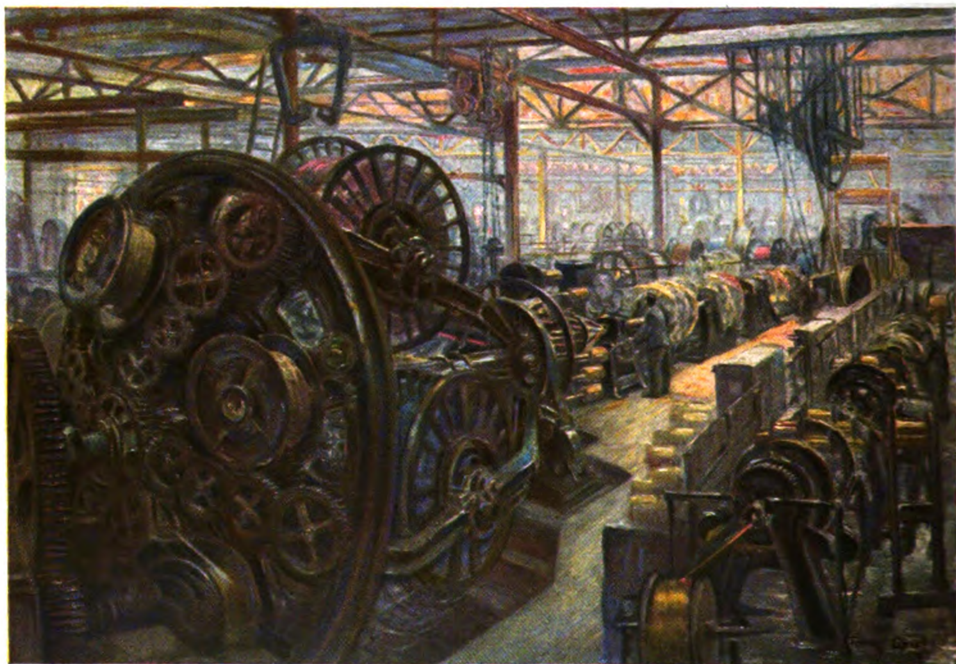
Begleitworte zu Industriebildern des Malers Franz Graf

Von Georg Schmitz

Von Adolf Hengeler, dem Münchner Malerpoeten, gibt es ein von romantischem Humor übersponnenes Bild, das »Der Maler« betitelt ist. Da sitzt, von zwei pausbackigen Puttos betreut, der Maler in einer vom jungen Frühling beglückten Landschaft vor seiner Staffelei. Um ihn ist der tiefe Friede einer unberührten Natur, und man spürt das wohlige Behagen, mit dem der Künstler sich der idyllischen Stimmung hingibt. Daß gerade dieses Gemälde aus dem Schatten der Erinnerung vor mich hintrat, als ich den Maler Franz Graf bei seiner Arbeit an den Bildern aufsuchte, die diesen Zeilen in farbiger Wiedergabe beigegeben sind, war nicht launiges Spiel des Zufalls, sondern natürliche Folge der Kontrastwirkung, die eine der starken Triebfedern unsers Innenlebens ist. Kein größerer Gegensatz läßt sich denken als zwischen jenem Hengelerschen Gemälde und dem Bilde, das sich bei jenem Besuch meinen Augen bot. Es war im Kabelwerk der Siemens u. Halske A.-G., dessen einfache Zweckbauten zwischen Siemensstadt und Spandau ein gutes Stück der Berliner Jungfernheide bedecken. Graf hatte seine Staffelei mittenhinein in eine der riesigen eisernen Hallen gebaut, die alles andre als stimmungsvoll und malerisch im herkömmlichen Sinne sind. Kahle Backsteinwände und eiserne Binder, das weitgespannte Dach von riesigen Oberlichtfenstern durchbrochen. Und diese Halle war bis in ihren letzten Winkel von einem ohrenbetäubenden Lärm durchbraust, der dem Fremden in kurzer Zeit die Nerven zu zerreißen und ihn jedes Gedankens zu berauben drohte. In solcher Umgebung künstlerisch tätig zu sein — das wurde einem hier in der ersten Minute offenbar —, erfordert entweder Nerven von Stahl oder eine Liebe zur Arbeit, für die es keine Schwierigkeiten und keine Schranken gibt.

Graf hat diese Liebe, und es war wohl die Stimme innerer Verwandtschaft, die diesen Künstler, der als Landschafter und Bildnismaler begonnen und es auf diesem Feld zu schönen Erfolgen gebracht hat, zu den Stätten industrieller Arbeit führte. Und weil sein Inneres von dem gewaltigen Rhythmus der Technik aufs tiefste ergriffen wird, verliert er sich nie in die Niederungen bloßer Illustration, sondern dringt zum Kern der Dinge und läßt hinter ihrem äußeren Abbild eine Ahnung ihres Inneren aufdämmern. Wie ihm selbst die künstlerische Tätigkeit, die ihm nicht leichtes Spiel, sondern ehrliche Arbeit und hartes Ringen ist, Erhöhung des Lebensgefühls und Bereicherung des eignen Ichs beschert, so sieht er auch in der industriellen Arbeit nicht, wie so viele andre Industriemaler, die

zermürbende, drückende Fron, sondern den erhebenden Ausdruck unsrer Zeit. »Arbeit ist Leben« hat Graf als Titel auf die erste Mappe von Industrieradierungen gesetzt, die er geschaffen hat. Diese Radierungen, die wir im Augustheft 1924 gewürdigt haben, boten Ansichten aus dem Werner-Werk der Siemens u. Halske A.-G. Die Bilder, die diese Zeilen begleiten, führen in eine andre Abteilung dieses gewaltigen und vielschichtigen Unternehmens, das Kabelwerk. Es ist eine kleine Stadt für sich, äußerlich weit weniger eindrucksvoll als etwa die hochragenden, mit tausend Fenstern über die Jungfernheide leuchtenden Hochbauten des Wernerwerks, aber



Die Verseilmaschine, eine wahre Riesin ihres Geschlechts

nicht weniger bedeutungsvoll für die deutsche Volkswirtschaft. Aus den Hallen dieses Werkes rollen die großen hölzernen Trommeln mit den bleigrauen blanken Kabelschlangen in die Straßen unsrer Städte, wo sie fast ein alltäglicher Anblick geworden sind, seit die Reichstelegraphenverwaltung darangegangen ist, das vieldrahtige Netz der oberirdischen Telegraphenleitungen, das schon wie verdüsterndes Spinnweb über den Dächern der Großstädte hing, in die Erde zu verlegen. Und wer einmal Zeuge der Verlegung eines solchen Kabels gewesen ist, der hat gewiß auch einmal das Zusammenfügen zweier Enden zu Gesicht bekommen und über die Unzahl der feinen, sorgsam mit Isolierstoff umkleideten Kupferdrähte gestaunt, die ein solches Kabel umschließt.

Graf hat in einer Reihe von Bildern die einzelnen Stufen der technisch recht verwickelten und schwierigen Kabelherstellung festgehalten. Ihren Anfang bildet das Umspinnen dünner Kupferdrähte mit Isolierstoff, der, um jedem der vielen in einem Kabel vereinigten Drähte ein deutliches, unverlierbares Unterscheidungsmerkmal mitzugeben, in bunte Farben gekleidet ist. Graf ist es gelungen, diesen Vorgang in ein besonders lebensvolles Bild zu bannen. Man sieht diesem Bilde die Freude an, mit der der Maler es gestaltet hat. Bot sich seinem Pinsel hier doch Gelegenheit, ein bunte Gruppe junger Mädchen festzuhalten, die in diesem starren Reich der Maschinen so etwas wie eine Insel heiterer Menschlichkeit schafft. Die Arbeiterinnen sind ausgezeichnet beobachtet und mit so sicherem Blick in ihren kennzeichnenden Bewegungen erfaßt, daß auch der Laie ein klares Bild des Arbeitsvorgangs gewinnt.

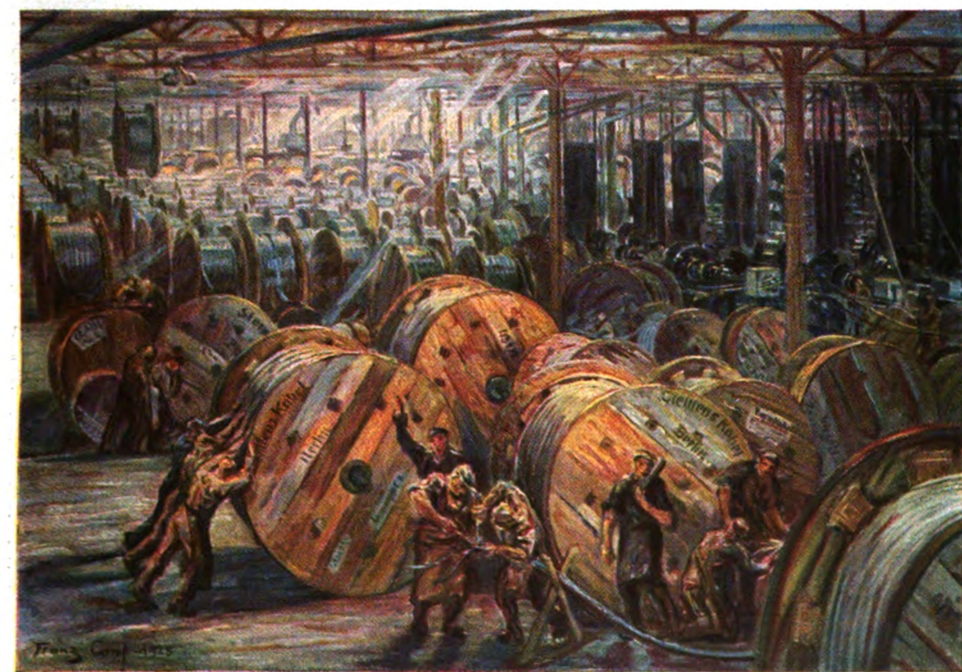
Sind die einzelnen Kupferdrähte umsponnen, so werden sie unter immer neuer Verwendung von Isolierstoffen zu Bündeln zusammengefaßt, die dann in der Verseilmaschine, einer wahren Riesin ihres Geschlechts, zum eigentlichen Kabel zusammengedreht werden. Zum Schutz gegen äußere Einflüsse wird das Kabel in riesigen Pressen mit einem nahtlosen Bleimantel umgeben und dann auf die bekannten Holztrommeln aufgerollt. Ehe das fertige Kabel das Werk verläßt, wird es im Prüffeld mit den empfind-



Wie riesige Baumstämme stehen die beiden Bleipressen in der dunstigen Atmosphäre der Halle

lichsten Instrumenten sorgsam untersucht. Versandfertig werden die Kabel schließlich auf dem Verladeplatz aufgestapelt, um als Zeugen deutscher Technik in Kähnen und auf Frachtwagen die Reise in die Welt hinaus anzutreten.

Die Herstellung der Kabel bietet nicht die eindrucksvollen und z. T. großartigen Bilder, wie man sie in Eisen- und Hüttenwerken sieht, und die darum auch, seit Menzel im Jahre 1875 mit seinem »Eisenwalzwerk« die Welt der Hochöfen



Das Prüffeld mit der Unzahl der Kabelrollen

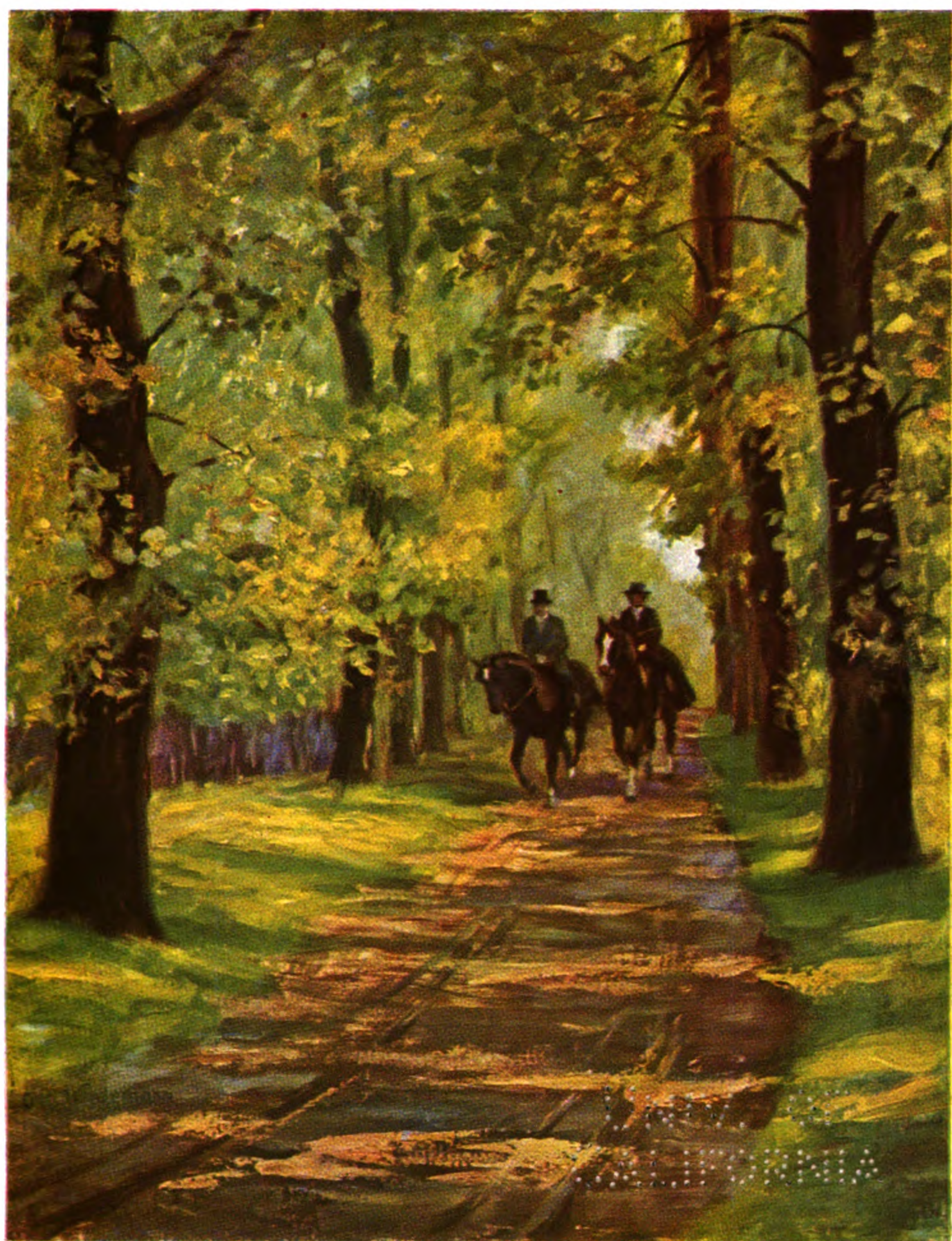


Das Kabelwerk Gartenfeld mit dem Verladeplatz

für die Kunst erobert hat, die eigentliche Domäne der Industriemaler sind. Graf mag in den weiten, öden Hallen des Kabelwerks zunächst nicht ohne Beklemmung auf die Motivsuche gegangen sein. Aber je mehr er das Feld seiner neuen Tätigkeit studierte, desto größere Schönheiten und Reize offenbarten sich ihm. Was ihn vor allem immer stärker fesselte, war das eigentümliche Leben des Lichts in den von blauem Dunst erfüllten Hallen. Wie das Licht in breiten, flimmernden Bändern durch die Dachfenster fiel und sich wie ein silbriger Schleier um die Dinge legte, wie es die stumpfen, grauen Körper der Maschinen mit geheimnisvollem Leben erfüllte, wie es bald hier, bald da in blinkenden Kaskaden von stahlschimmernden Wellen und weißgrauen Kabelhüllen emporsprang, das entzückte sein Malerauge immer wieder. In diesem Spiel des Lichts erkannte er das malerische Problem seiner Arbeit. So hat er die mächtigen Vertikalen der Bleipressen dargestellt, als seien sie zwei riesige knorrige Baumstämme, die in dunstiger Atmosphäre am Rande einer Lichtung stehen. Ebenso hat der an sich wenig reizvolle Vorwurf des Prüffeldes durch die geschickte Behandlung des Lichtes malerische Bewegung und eigentümliches Leben gewonnen. Graf wäre auf diesem Wege der rein malerischen Behandlung seiner Gegenstände sicherlich gerne noch ein Stück weiter gegangen, hätte die Formen noch mehr im Lichte aufgelöst und das Ganze noch mehr mit den Augen eines an landschaftlichen Motiven geschulten Freilichtmalers gesehen. Aber hier waren ihm durch seine Auftraggeber Schranken gesetzt. Sie legten Wert darauf, in diesen Gemälden nicht nur reine Kunstwerke, sondern zugleich auch Dokumente ihrer Arbeit zu erhalten. So war Graf gezwungen, in allem Maschinellen äußerste Exaktheit walten zu lassen. Das hat ihn manche Stunde angestrengten Studiums gekostet, aber nun stehen seine Maschinen auch da wie wirkliche Maschinen, an denen jedes Rad und jeder Hebel dem kritischen Auge des Ingenieurs standhält. Vor allem der komplizierte Bau der großen Verseilmaschine ist mit einer Genauigkeit durchgearbeitet, die auch dem Zeichner Graf Ehre macht.

Mit realem Ernst hat Graf in diesen Bildern die Dinge erfaßt und sie künstlerisch zu bewältigen sich bemüht. Er gibt nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Reich der Technik, aber man spürt auch in diesem engen Rahmen den starken Rhythmus unsrer Zeit. So ist auch diese Reihe seiner Gemälde, wie jene erste Folge von Radierungen aus dem Wernerwerk, zu einem Hohenlied der Arbeit geworden, der Arbeit, die kein widerwillig getragenes Joch, sondern werktätiges Schaffen im Dienste der Allgemeinheit und zum Besten des großen Ganzen ist.





Otto Wiedemann: Spazierritt

UNIV. OF
CALIFORNIA



Generale Malaga unter Bereiter Neumayer (Kapriole)

Die Spanische Hofreitschule zu Wien

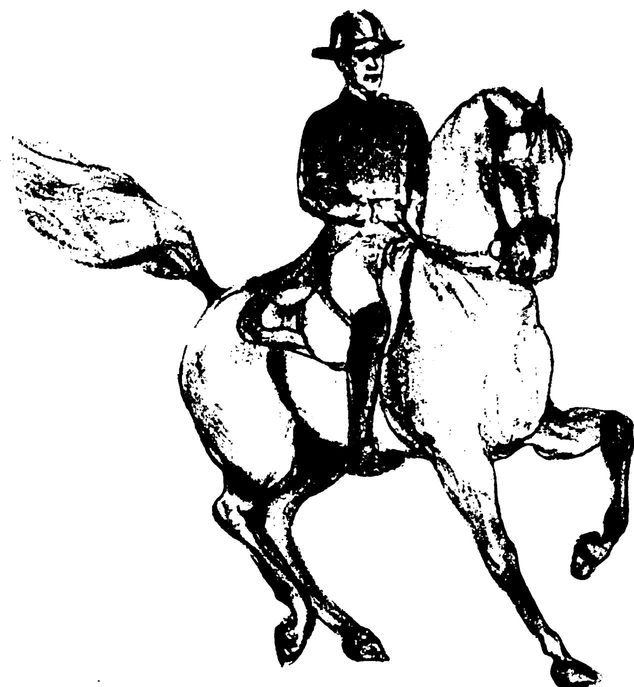
Von Arthur Grunenberg

Mit zwölf Zeichnungen des Künstlers

Die Vorführungen der Wiener Spanischen Hofreitschule bildeten bei dem letzten Berliner Herbstturnier zweifellos den Höhepunkt alles Gezeigten und übertrafen bei weitem noch den Ruf, der ihnen vorausgeeilt war. Ein unvergeßlicher Anblick, wenn diese unwirklich schönen Tiere mit ihren mondscheinüberglänzten Rücken in lässiger Grandezza in die Arena tänzeln und scheinbar mühelos und dem leisesten Wink der Reitkünstler folgend die schwierigsten Schulgänge vor den Augen der entzückten Zuschauer vollführen! So leicht, so spielerisch, so gelassen, mit einer, man kann nur sagen aristokratischen Geste, daß es einem kaum bewußt wird, welch eine Jahrhunderte währende Tradition und Zucht dazu gehörte, um diese Wunder an Edelgeblüt und Kunstfertigkeit hervorzubringen.

Langsam und gravitätisch entwickelte sich das Programm des Vorreitens in allen Gängen und Touren. Sehr bald zeigt sich bei aller Exaktheit und Präzision, die den zwölf Hengsten gemeinsam ist, die Eigenart des einzelnen Tieres. Als das schönste fällt auf der herrliche Favory Bionda, ein milchweißer Hengst mit langer, gelockter Mähne und einem wunderbar barock getragenen Gestus mit der Arabeske eines langen, ebenfalls gewellten, leicht schwärzlich durchsträhnten Schweifes. Unwillkürlich muß man an Bilder berühmter Maler denken, an den Schimmelhengst Daumiers, ins Dunkel vertauchend, oder an den prachtvollen Schimmel bei Gewitter von Delacroix im Luxemburg-Museum in Paris. Ebenso kühn und weit ausgreifend in der Knieaktion und im Schritt, so selbstbewußt in der Biegung des Halses, umflattert von silbernen Strähnen der seidigen Mähne, die rosigen Nüstern blähend, ganz ein Märchenprinz aus Tausendundeiner Nacht, hergezaubert aus dem Schloß eines Aladin oder Harun al Raschid, dazu bestimmt, eine Königstochter als Braut abzuholen und nach irgendeinem morgenländischen Feenschloß zu tragen.

Ist Bionda der schönste unter den vorgeführten Lippizanerhengsten, mit einem gewissermaßen weiblich-koketten »Exterieur«, so ist Pluto Sylvana, in seiner käferbraunen Farbe als einziges dunkles Tier fast schwarz unter den weißen Stammgenossen wirkend, der feurigste und männlichste Hengst, funkelnd von Energie, Temperament und Eifer. Er ist groß, ziemlich schlank, hat eine lange, ebenfalls krause Mähne und einen mittellangen, aber prächtig wie ein Bukett gehaltenen schwarzen Schweif. Er führt sich, blitzenden Auges und in beherrschter Wildheit und gespannter Energie, geradezu prachtvoll in Haltung und Gebärde seines Körpers. Wenn er


Favory Allegra unter Bereiter Ernst (Hohe Schule)

Das Tier hat einen federnd leichten, dabei sehr ruhigen Gang und ein etwas melancholisches Gehabe. Es ist das trainierteste von allen und zeigt als einziges bei den Schulen über der Erde Kapriolen, also den Sprung und das Abschnellen der Beine in der Luft. Es wird von dem jüngsten der Bereiter, Neumayer, vorgeritten und erweckt auch im Pas de deux durch seine ruhig vornehme Haltung und die Genauigkeit seiner Gänge einen den Kenner wie den Laien gleich stark erfreuenden Eindruck.

Ganz das Gegenteil im Gehabe ist der Halbbruder des dunklen Pluto Sylvana, der silbergraue Pluto Kerka. Mit diesem das Feuer des Geblüts teilend, ist er das sich am schwersten beherrschende, das temperamentvollste der vorgeführten Tiere. Sein Gang ist ein einziges Tanzen, der schwärzlich graue Schweif peitscht in riesigen Kurven durch Luft und Sand, sich bei der Levade oder noch höher bei der Pesade erhebt oder zum Schulsprung abschnellt, so ist das ein ebenso herrliches Schauspiel wie der streng gebannte Rhythmus seiner Gesten beim spanischen Schritt, wobei man an griechische Skulpturen denken muß, hauptsächlich an die Reliefs des Parthenon-Frieses in Athen; etwa die Gruppe des Westfrieses »Anschirren«, oder an die Reitergruppe.

Sowohl Pluto Sylvana als der Favory Bionda werden von dem Leiter der Schule, dem Oberbereiter Herold, geritten, der sich begreiflicherweise die bildmäßigsten und ins Auge fallendsten Tiere für seine meisterlichen Vorführungen ausgesucht hat.

Aber bei dem prachtvollen Material ist es sicher sehr schwer, einen Preis zu erteilen. Da bleibt noch vor allem der schlanke, große Generale Malaga als hervorragend zu nennen: ein Hengst mit einem ganz besonders ausdrucksvollen Kopf, großen, tiefschwarzen, etwas traurig blickenden Augen, die um so markanter sind, als das ganze Pferd bis auf Blick, Nüstern und Hufe von einem schneeigen matten Weiß ist.


Favory Bionda unter Oberbereiter Herold
(Levade über der Erde)

die Vorderhufe berühren schnellend kaum den Boden, die Gebärde ist strotzend vor Kraft und Lebensfreude. Bilder aus napoleonischer Zeit steigen auf, wenn man dieses blutvolle Paradepferd sieht, das durch graue Musterung auf der Hinterhand sowie schwärzliche Vorderhand und schwarze Hinterhacke noch besonders ziseliert erscheint.



Pluto Sylvana unter Oberbereiter Herold (Spanischer Tritt)

Eine Schattierung heller, nicht silbergrau, sondern silberweiß mit bis zum Schwanz endigender grauer Mähne ist der bildhübsche Neapolitano Adriana. Er ist das typische Schaupferd, »kalligraphisch« schön gewachsen, ausgezeichnet folgend, in jeder Stellung das Motiv für eine Porzellangruppe, etwas Zartes in der Modellierung der Gelenke, etwas Rührend-Artiges, ganz besonders schön und ebenmäßig in der Haltung bei der Levade.

Nur ein einziges Pferd sollte hier am langen Zügel gezeigt werden: das war der alte, aber noch immer wunderbar sich haltende samtweiße Stammvater Neapolitano Salva, ein Tier, das an edlem Wuchs, majestätischer Haltung und klassischer Ruhe seinesgleichen sucht. Aber es wurde nichts daraus. Der Boden und der gestreute Sand hier in der Berliner Arena war für den verwöhnten Lippizaner zu hart, die Hufe konnten sich bei der Probe nicht gewöhnen. Er mußte von den Vorführungen zurückgezogen werden, da man für das überaus kostbare Pferd, das ebenfalls nur von dem Oberbereiter Herold geritten wird, fürchtete.



Pluto Sylvana unter Oberbereiter Herold
(Levade über der Erde)

Man darf nicht vergessen, welch sorgfältige Pflege, Wartung und Gewöhnung all diesen Tieren von der Geburt an zuteil wird. Sie sind weit anfälliger als Pferde andrer Schlage; in Berlin war die Novemberwitterung besonders ungünstig. In den naßkalten Niederschlägen holten sich von zwölf Pferden sieben den Husten und konnten in den letzten Tagen des Turniers nicht mehr vorgeführt werden. Ganz zum Schluß waren nur noch drei Pferde standhaft: der dunkle Sylvana, der rassige Malaga und der lichte Liebling des Publikums, Bionda, der allerdings auch schon Anzeichen von Kranksein zeigte.

Graf von der Straaten, der Leiter der Spanischen Hofreitschule in Wien, sagte mir, daß er sich zwar freue über den großen Beifall und Erfolg seiner Schule, daß er aber froh sei, die Hengste nach

Wien zurückzuführen, da er wegen des Klimas ernstlich um sie besorgt sei. Er sprach dann auch noch von der Schwierigkeit einer künstlerischen Gestaltung der Vorführungen in Zeichnungen und Gemälden: entweder wären diese reittechnisch genau und treffsicher, dann wären sie meist überaus langweilig und unkünstlerisch. Oder aber sie wären sehr interessant als Kunstwerk, dann wiederum wären sie für den Kenner und sportlichen Liebhaber meist unmöglich.

Sicher ist, daß es der Künstler nicht leicht hat, diesem Stoff gerecht zu werden. Eine aufgefangene Bewegung wird sofort von der nächsten ebenso schönen, oft noch viel packenderen, abgelöst, und auch die schnellste Hand ist ohnmächtig, zu folgen. Bleibt nur als Hilfe — nicht ohne Resignation — das Gedächtnis und die Kraft, sich auf eigne Intuition zu stützen. Durch angespannteste Konzentration, völlige Hingabe an die Aufgabe und gänzliche Ausschaltung andrer »Gesichte«, soweit das möglich ist, kann man dann allmählich weiterkommen. Am meisten hilft natürlich die Verliebtheit in den Vorwurf, die Freude und die Begeisterung. Auch glückt nach vorausgegangenen Spezialstudien manches Mal etwas auf einen augenblicklichen Wurf stärker und überzeugender als langes gequältes Arbeiten. Das Studieren in den einzelnen Boxen der Hengste hat meines Erachtens nur einen untergeordneten Wert. Man sieht dort eine Reihe sehr gut gewachsener Schimmel. Dasjenige, was zu gestalten allein Reiz und Wesentlichkeit hat, ist das Pferd innerhalb der Vorführung oder »bei der Arbeit« in der Dressurstunde, wie der Hengst das Gebäude seiner Körperlichkeit trägt, wie sein Training, sein Temperament, seine Eigenart sich zeigt. Und da gibt es so viel zu schauen, sich einzuprägen und festzuhalten, daß es schwer ist, wo zu beginnen, wo aufzuhören.

Dabei fällt mir ein Aufsatz des ausgezeichneten Kunsthistorikers Dr. Anton Meyer ein, den dieser kürzlich veröffentlichte, über das Thema: Reiter und Pferd in der plastischen Darstellung. Er weist darin nach, daß nur sehr wenige der berühmten Reiterstatuen eine »reiterlich denkbare« Situation zeigten; zum Beispiel sei die Stellung des Pferdes bei dem bekannten Denkmal des Colleone von Verocchio nur möglich, wenn das Pferd sich im Moment unmittelbar vor dem Zurückgehen befände, und das darzustellen sei doch sicherlich nicht die Absicht des Künstlers gewesen, noch könnte es im Sinne des Auftraggebers gelegen haben. Eine vollkommene reiterliche Darstellung dagegen sei die Amazone von Tuaillon, die in Berlin vor dem Alten Museum und in einem weiteren Bronzeexemplar im Tiergarten aufgestellt ist. Hier sei Reiterin und Pferd wie aus einem Guß, die Haltung beider ausgeglichen, reiterlich meisterlich und so überzeugend, daß man jeden Augenblick erwarte, die



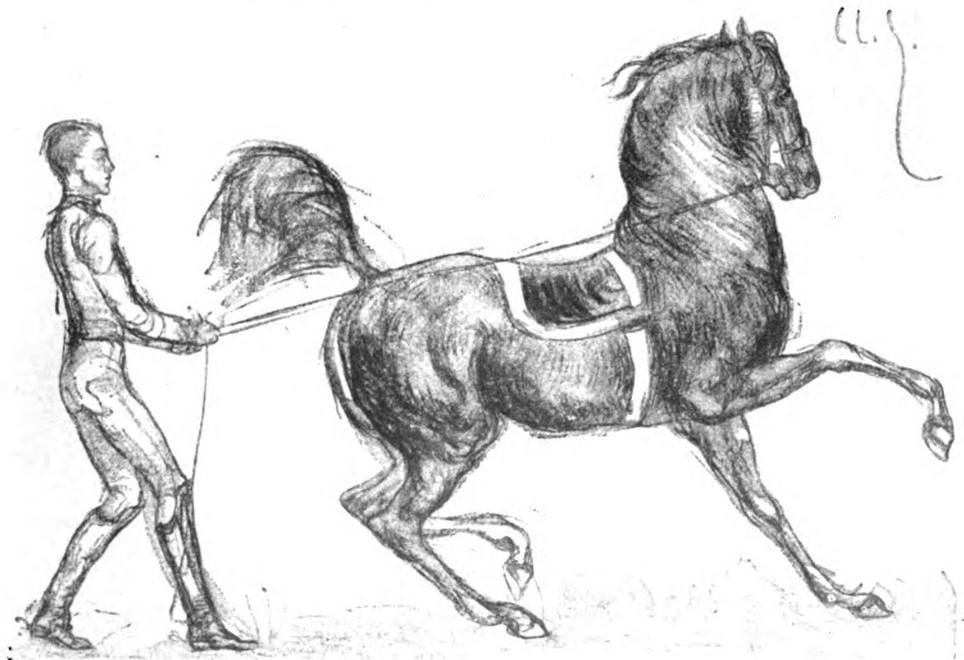
Pluto Kerka und Favory Montenegra



Generale Malaga, Pluto Sylvana, Conversano Bresovica (Pas de Trois)

leicht und frei stehende Stute könnte auf einen leisen Schenkeldruck ihrer Herrin sich in Bewegung setzen.

Ich möchte meinerseits hinzufügen, daß ich mich dem Urteil des hervorragenden Kenners durchaus anschließe. Immerhin bin ich der Meinung, daß bei der Darstellung eines spezifisch modernen Pferdetyps die Außerachtlassung reit-



Pluto Sylvana (am langen Zügel)

technischer Erfordernisse dem Beschauer mehr ins Auge fällt als bei der Darstellung eines Reitvorganges, bei dem das Pferd einen antiken, barocken oder romantischen Typ zeigt. Das herrliche Pferd der Amazone nähert sich durchaus dem des sportlich trainierten Pferdes, ist ganz und gar aus unsern Tagen und ganz und gar nicht repräsentativ empfunden.

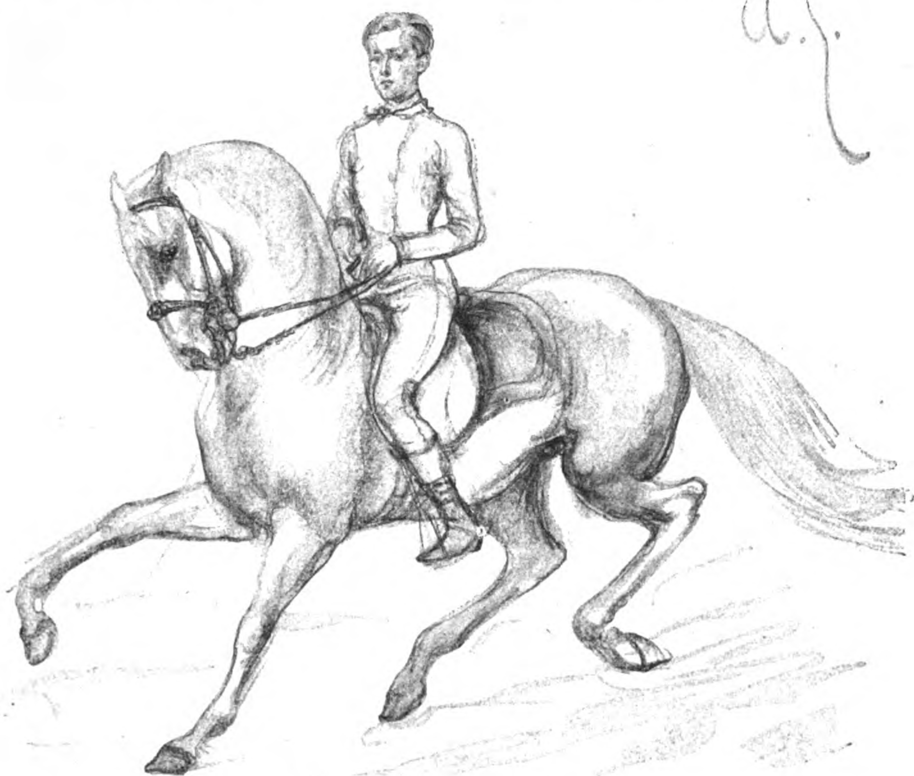
Im Gegensatz dazu steht der Lippizanerhengst in Kurve, Gebäude und Art dem Pferde der Barockzeit, von dem er abstammt, nahe. Er hat zwar nicht ganz den etwas bauschig prunkenden Typ der Rosse, die Velasquez auf den Gemälden seines Königs Philipp 4., der Königinnen Isabella von Bourbon und Marianna von Österreich oder unter dem jungen, früh verblichenen Infanten Balthasar zeigt, aber eine nahe Ähnlichkeit ist vorhanden, temperiert zum Romantischen. (Delacroix.) Bei künstlichem Licht der Turnierhalle trat das besonders überzeugend in Erscheinung. —

Sobald die Pferde aus der Arena zurückkamen, wurden sie abgezäumt, mit Stroh abgerieben und in einem besonderen Verschlage eine halbe Stunde und länger von Soldaten herumgeführt. Erst wenn sie nicht mehr dampften und sich ganz und gar beruhigt hatten, wurden sie in warme Decken und Behänge gehüllt, so daß nicht viel mehr als Augen und Hufe sichtbar blieben. Dann erst konnten sie ins Freie abgeführt werden, um nach ihren Stallungen zu gelangen. Man mußte als Kontrast an den handfesten Schlag der Celler Hengste denken, die bei Turnieren, noch völlig naß, ohne weiteres unmittelbar aus der Arena heraus in die nebelfeuchte Herbst- oder Frühjahrsabendluft kommen, ohne daß es diesem stämmigen Geblüt etwas anhaben könnte.

Bis zu dem Ausbruch des Weltkrieges fand die Zucht der spanischen Pferde in dem weltberühmten Gestüt in Lippiza statt. Das milde und doch von herbem Duft des nahen Gebirges gewürzte Klima und der Boden bei Triest erwiesen sich als besonders geeignet für das Gedeihen dieses Schlages. Die Tiere erhalten ihren Doppelnamen vom Vater und von der Mutter, werden aber nur mit dem Namen der Mutter gerufen. Das Gestüt wurde Ende des 16. Jahr-



Pluto Kerka (Hohe Schule)



Generale Malaga (Hohe Schule)

hunderts gegründet, und man nennt die Pferde heute noch nach den — mit einer Ausnahme — aus Spanien gebürtigen Stammhengsten Pluto, Neapolitano, Favory, Conversano, Maestoso — von Jahrhundert zu Jahrhundert fort dieselben Namen. Von einem allein später hinzugekommenen Araberhengst, der Siglary hieß, stammt ein besonders anstelliges und in der Pesade berühmt gewordenes Tier, Siglary Trompeta, ab, das in Berlin nicht gezeigt wurde, weil es anfällig war. Es hat einen sehr zierlichen, kleinen Kopf, einen schön gehaltenen Schweif in dauernd fächelnder Bewegung und macht, obwohl gar nicht klein, den Eindruck der Zierlichkeit; auch die Courbette führt es sehr gut aus, die hier von dem schlanken Conversano Bresovica gezeigt wurde und eine große Beweglichkeit und Geschicklichkeit voraussetzt. Dieses Pferd steht im Exterieur dem vorher beschriebenen Stammesbruder Generale Malaga näher, hat aber nicht dessen verträumte Augen, vielmehr etwas Aufmerksam-in-Bereitschaft-Stehendes in Ausdruck und Haltung an sich. Es trägt von allen hier gezeigten Tieren den Kopf wohl am höchsten. Die Bogenlinie, die der Hals beschreibt, ist gelinder.

Das in Lippiza gezüchtete Pferdematerial wurde in der Wiener Hofburg in der Spanischen Hofreitschule dressiert und vorgeführt. Diese Vorführungen in dem prächtigen alten Barockreitsaal waren lediglich der Hofgesellschaft und wenigen Erwählten zugänglich. Gegründet wurde die Hofreitschule von Kaiser Leopold von Österreich, der die spanische Maria Anna zur Mutter und die Infantin Margarete (die kleine Velasquezprinzessin) zur ersten Gemahlin hatte und in Wesen und Art viel von den mütterlichen Vorfahren zeigte. Von dieser Zeit ab wurde die Spanische Hofreitschule die Feste der klassischen Reitkunst und erfüllte die ganze Welt mit ihrem Ruhm. Nirgends konnte sich ein Institut — so hervorragend es sein mochte — mit ihm vergleichen. Einen Glanzpunkt der Vorführungen bei höfischen Festlichkeiten bot meist die wundervoll gerittene Quadrille. Bei solchen Gelegenheiten wurde den Hengsten die Mähne in goldene Quasten und Troddeln geflochten und ihnen eine scharlachrote Schabracke mit goldener Bordüre angelegt. Das sieht gar prächtig und festlich aus, aber man muß zunächst des Gedankens Herr werden, daß der Eindruck doch in eine gewisse Nähe zu Zirkusproduktionen rückt. Erst die getragene Feierlichkeit der einzigartigen Vorführungen der Lippizaner führt dann dazu, daß man sich des malerischen Schmuckes und Farb-

zusammenklanges von Weiß, Rot, Gold freut. Und schließlich: circenses im antiken Sinne, ein (bis aufs höchste) gesteigerter Zirkus ist ja jede, auch noch so vollendete Schaustellung.

Eine Quadrille gehörte hier ebenfalls zum Programm des Herbstturniers. Klasse und Erscheinung der Hengste Favory-Allegra, Neapolitano-Montenuove, Favory-Allotria und Neapolitano-Virtuosa 2. erzielten sogleich beim ersten Auftreten lang anhaltenden Beifall.

Es war sicher ein unbeschreiblicher Anblick, die schönen Tiere in vollendeter Ausbalancierung in den verschiedensten Stellungen, vorbildlich zugeritten, ihre Kurven beschreiben zu sehen. Bei einer der Vorführungen hatte man das Licht in der großen Halle am Kaiserdamm abgeblendet und ließ den Scheinwerfer auf den Leibern der Lippizaner spielen. Dadurch gewannen die Hengste etwas Mystisch-Geisterndes und erinnerten in ihrer Silberbahn an Schwäne, die durch dunkle Fluten ziehen. Etwas Einsames war um sie herum, der vergleitende Traum einer einstigen Größe, die leidvoll versinkt, so wie es um die wenigen Sterne der russischen Tanzkunst, um die Pawlowa, die Kasarvina herum ist, die noch allein die äußerste Vollendung einer zarten und ätherischen Kunst durch die Welt tragen, die den letzten und vollkommensten Blüten höfischer Kultur wesensfremd geworden ist, wenn sie ihr auch in Einzelpersönlichkeiten huldigen mag.

Es ist kein Zufall, was mich als Maler und Zeichner des russischen Balletts veranlaßt hat, mit gleicher Freude mich dem Studium der Spanischen Hofreitschule hinzugeben. Dasselbe unerhörte Training, dieselbe von Geschlecht zu Geschlecht weitergeführte und hochgehaltene Tradition, dieselbe Züchtung zur äußersten Schönheit, dieselbe Erwähltheit des Besten aus vielem Guten hat wirken müssen, um diese schlechthin unübertreffliche Vollendung in Erscheinung treten zu lassen.

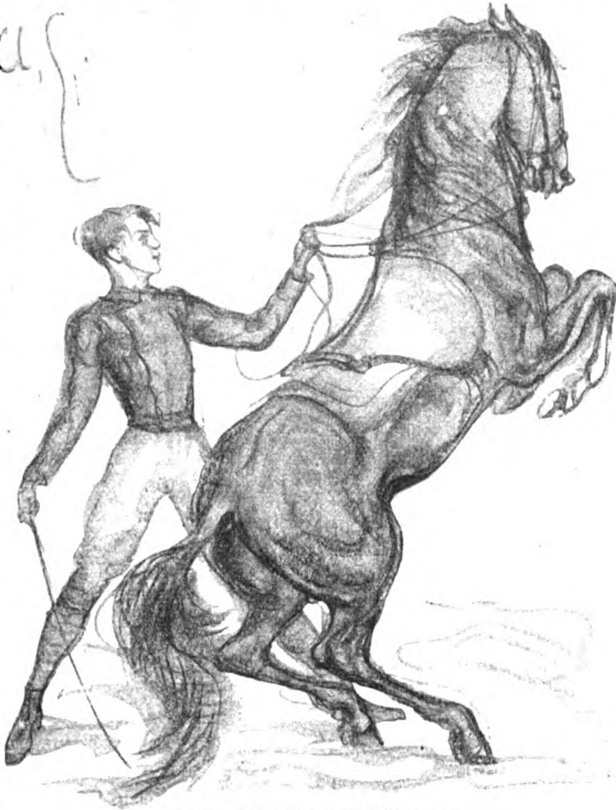
Lippiza fiel nach Beendigung des Krieges an Italien, Österreich mußte wohl oder übel einen großen Teil der Pferde abgeben. Das Gestüt ist nunmehr nach Mähren verlegt worden. Es wird in verkleinerter Form weitergeführt, hatte aber um sein Bestehen zu kämpfen. Die Zeit ist wenig geeignet, Dinge, von denen ein geschäft-



Favory Bionda (Piaffe über der Erde)

licher Überschuß schwer erzielt wird, gebeihen zu lassen. Kunst und Künstlerisches haben zu kämpfen, und vieles entblättert, bevor es Blüten treiben konnte. Möge es den Anhängern der klassischen Reitkunst gelingen, ein Institut erhalten zu helfen, das so sehr imstande ist, durch den Anblick von Schönheit und Kultur über den Alltag zu erheben und Beschwernisse und Bedrükkungen vergessen zu machen!

Seit dem Altertum wurde die Reitkunst gepflegt. Zahlreiche Reliefs, Friese und Einzelplastiken geben uns ein anschauliches Bild von der Vorliebe der Griechen für reiterliche Fertigkeit. Xenophon war dann wohl der erste Schriftsteller, der eingehend über Pferdezucht und -dressur schrieb und Aufschluß über die Reitgepflogenheiten seiner Zeit gab. Erheblich weiter bildete das römische Weltreich die Reitkunst aus. Besonders die byzantinischen Kaiser ließen sich die Pflege des Kunstreitens angelegen sein und zeigten im Zirkus hervorragende Leistungen, die ihren Ruf über ganz Europa ausbreiteten. Spanien war es in erster Linie, das dann die Gefolgschaft von Byzanz antrat und sich vor allem ein gutes Pferdematerial heranzüchtete. Als später durch die Mauren die Berberrosse herübergebracht wurden, ergab sich aus der Blutmischung der arabischen Tiere mit den einheimischen Pferden der wundervolle andalusische Schlag, der von der vornehmen Welt Europas zur Zeit des Sonnenkönigs ausschließlich begehrt und gepflegt wurde. Damals stand die moderne Reitkunst schon auf hoher Stufe. Ihren Ursprung hatte sie in Italien, insbesondere im Süden, in Neapel, wohin der ganze Adel aus aller Herren Ländern eilte, um in der Reitakademie des Federico Griso, etwa 1530, Unterricht zu nehmen. Als sein bester Schüler ist Pignatelli, als dessen bester wiederum Antoine de Pluvinel zu nennen, der die Methode des Griso noch weiter ausbildete und zu einem System verdichtete, mit dem er nach Frankreich zurückkehrte, um dort einen für alle Zeiten ausschlaggebenden Einfluß auf die Entwicklung der modernen Reitkunst zu gewinnen, besonders da sein gelehriger Schüler, Ludwig 13., 1632 in höfischen und ritterlichen Künsten tonangebend in Europa war. Zur Seite stand ihm Salomon de la Broue in derselben, von Neapel her geschöpften und in Frankreich verfeinerten Methode. Eine wirkliche Steigerung war danach nicht leicht möglich, und doch trat sie ein. Etwa ein Jahrhundert später brachte der Stallmeister Ludwigs 14., de la Guérinière, die Reitkunst zur höchsten Blüte und legte seine Kenntnisse und Forderungen in seinem berühmt gewordenen Buche »Ecole de cavalerie« nieder, das dann das »Wissenschaftliche Lehrbuch« für die ganze Reiterwelt des damaligen Europa wurde.


Pluto Sylvana (Schulsprung)

In unsern Tagen ist die Hohe Schule der vergangenen Zeiten aus der allgemeinen Übung verschwunden. Allein die Spanische Hofreitschule in Wien zeigt noch in vollendetster Form das, was Jahrhunderte an Kunst des Reitens ausbildeten und von Geschlecht zu Geschlecht Erwählten vererbten. Mit der Wiener Hofburg steht und fällt die Tradition der klassischen Hohen Schule.



Was hat's genützt?

Von Arthur Adler (Osterode)

Im Rückzug war's, des Nachts, beim Biwakfeuer
am Bergeshang, zu Füßen glänzt ein Weiher,
da irgendwo vor Metz. Mein Regiment zerfetzt
in grauenvollen Schlachten, fiebernd, abgehetzt,
Frost, Hunger, Nässe in den müden Knochen.
Vier Jahre Sieger – und nun diese Wochen!

Wir Leutnants hockten noch beisammen, junges Blut,
und starrten schweigend in der Flammen rote Glut,
weil Scham und Schande uns in jeder Ader kroch:
Besiegte Offiziere – und – am Leben noch!

Der Adjutant des Bataillons, der lange Paasche,
liegt brütend über seiner grauen Kartentasche,
folgt mit dem Stift dem Weg, den wir genommen,
und ist nun bis an jenen Ort gekommen,
der, vollgestopft mit Truppen, dort im Grunde
im Schlafe liegt in dieser nächt'gen Stunde.
Da stockt der Stift. Der Treue sinnt und starrt,
ob ihn nicht der Verwechslung Spuk genarrt.
Aufspringt er, ballt die Faust und schmeißt den Rest
der Zigarette wütend fort. „Daß dich die Pest!"
Vom Lederband sie reißend, wirft der Rasche
Karte und Tasche in die heiße Asche,
und lodernd steigt ihm eine wilde Qual
im Halse auf. Da steht der General
unter den Zweigen, die das Feuer schatten.
Wir salutieren. „Danke, wenn Sie mir gestatten,
so ist wohl hier noch Platz, um sich zu wärmen?"
Er sieht des langen Paasche bittres Härmen
und spricht in seiner Art: „Nun, Leutnant, sackerlot,
was schafft denn Ihm so plötzlich schwere Not?"

Der lange Paasche reckt sich auf und meistert
die Qual im Blute, aus den Augen geistert
ein irres Licht, und mit zerknirschter Pein
weist auf den Kirchturm er im Sternenschein
und lacht und stöhnt: „Das Nest vergess' ich nie,
dicht an der Grenze liegt's, heißt Fremery."
Rücklings lehnt dann er schwer sich an den Baum
und deckt die Augen, sinnt als wie im Traum –
erst langsam, wild dann, immer wilder
jagen sich ihm die seligschönen Bilder:

„Herbst vierzehn war's, das ganze dritte Korps
stieß von der Höhe dort zum Angriff vor,
die Sonne gleißt, die Fahnenseide sprüht,
auf allen Lippen glüht ein heiliges Lied,
und hoch im Blute jauchzt Begeisterung,
die Trommeln wirbeln, und der Hörner Schwung,
siegtoll reißt er uns in den Feind hinein.
,Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!,
Den Siegesfang im Munde ging's in das Gebrause,
dort unten ward mir meine Feuertaufe.
Das, Exzellenz, war meine schönste Stunde!

Und nun?" – – Er schwieg und sah in unsre Runde:
„Was hat's genützt? Bis an den Hals gebadet
sind wir im Schlamm, im Blute tief gewatet,
im roten Feindesblut, bis zu den Knöcheln,
Den Tod nicht achtend und das irre Röcheln.
Was hat's genützt? Das Treulied ist verklungen,
der Lorbeer welkt, hier stehn wir heut, bezwungen,
und morgen? Gehn wir übern Rhein, bei Nacht –
daß uns die Schande nicht erröten macht!"

Dann schweigt der lange Paasche, und voll Ekel spuckt
er in die Glut, die matt am Holze zuckt.
Die Lippen fest verbissen und die Faust geballt
hält er sich mühsam nur noch in Gewalt,
und still, ganz still ist's in der kleinen Runde.
Vom Dorf her schlägt die elfte Abendstunde,
matt aus der Ferne klingt ein dumpfer Schuß.
Der General steht auf, stößt mit dem Fuß
das Holz tief in die Glut und spricht dann leise:
„Die Nacht ist kühl" – und wendet sich im Kreise –
„Was hat's genützt? – Die Frage mußte sein!
Ich will die Antwort geben, dort, am Rhein,
Wenn wir zum letztenmal am Ufer stehn ...
Ich wünsche gute Nacht. Auf Wiedersehn!"

Am Tag darauf. G'rad stirbt der Sonne Glut,
da stehn wir sinnend an der grauen Flut,
die letzte Truppe hier am heil'gen Fluß.
„Der General!" – Er winkt mit wehem Gruß,
und seine Stimme klingt so seltsam weich:
„Seht, Kameraden, drüben liegt das Reich,
das wir in todesglutdurchwehten Schlachten
scharfschwertig Nacht und Tag bewachten.
Dafür, Herr Leutnant, litten Sie die Not,
dafür sank Freund und Bruder in den Tod.
Des Reiches Krone aber senken wir zur Stunde
jetzt in den Rhein hinab zum tiefsten Grunde.
Ich half sie schmieden einst, zum schönsten Lohn
für unsern ersten Kaiser, für Luisens Sohn.
Was hat's genützt, Herr Kamerad?" Mit einemmal
wird seine Stimme hart und spitz wie Stahl
und klingt wie höchsten Kampfes wildes Donnerrollen:
„Gerettet ist das Reich! Es kann nicht untergehn,
solange deutsche Helden noch am Rheine stehn!
Die Krone – mögen uns're Enkel wiederholen!"



Wetterstein-Massiv mit eingezeichneter Trasse der Drahtseilbahn

Die Erstürmung der Zugspitze

Von Franz Langheinrich (München)

Am 5. Juli stand ich wieder einmal zu Füßen meiner steineisigen Bergliebe, der Zugspitze, dort, wo sie ihr steinernes Angesicht in majestätischer Schönheit gegen Süden wendet, stand auf Tiroler Erde in Ehrwald. Die Schwebeseilbahn-Gesellschaft hatte uns Münchner geladen, mit den österreichischen Stammesbrüdern zusammen die erste Fahrt auf ihrer neuerbauten Bahn zur Kammhöhe des Zugspitzmassivs zu unternehmen. Es waren nahezu vierhundert Gäste, die sich aus dem Bundesstaate und dem Reiche zusammengefunden hatten, um die von dem österreichischen Bruderlande auf die höchste Erhebung der deutschen Bergwelt geführte Bahn zu weihen und zu befahren.

Selbst der Himmel hatte die sorgenschwere Stirn, die er uns in dem Katastrophensommer 1926 zeigte, an diesem festlichen Tage erheitert. Nur zuweilen flogen über Jovis blaue Augen noch Wolkenschatten. Aber die Zugspitzgipfel bliesen sie immer wieder fort mit der Lungenkraft ihrer Wetterwinde und erhoben sich stets aufs neue ins leuchtende Sonnenlicht. Und sie hatten Grund genug, erstaunt herabzuschauen auf das Ameisenhäufchen, das, zu ihren Füßen krabbelnd, sich anschickte, die Stahlketten zu erproben, mit denen es den Riesen an die Eisen- und Betonpfeiler seiner Erde gefesselt hat.

Heiter, in anmutiger Schönheit grüßte das Tal von Ehrwald, Reutte, Biberwier bis zum Fernpaß hin, überragt vom Daniel, der Sonnspitz, der Mieminger Gruppe; und in weiter Himmelsferne lächelte zuweilen ein lichtgoldener Traum, das Märchenbild der Ötztaler Gruppe, wie Gottes und der Liebe Strahlenthron. Um uns aber, hier auf der Talstation der Bergbahn, erhöht über Ehrwald, war das heitere festliche Treiben des Tages ausgebreitet. Tiroler Landesschützen in ihrer historischen Tracht, überweht von ihren alten Fahnen, kündeten mit Gewehrsalven den Beginn der Feier — mächtig antworteten die Felswände herab.

»Ein Fest der Arbeit«, so sprach der österreichische Bundesminister Dr. Schürff, »begehen wir im Sinne des Wiederaufbaues, und im kulturellen und politischen Sinne — ein Fest der Helden der Arbeit auch, von denen manche bei diesem schweren Werke ihren Tod fanden. Ein Fest der Wissenschaft ferner, die aus den schicksalhaften Erfahrungen der Kriegszeit in dieser Bahn eine Gipfelleistung ausbaute, und ein Fest der Heimat, des Bundes und des verbrüderten Deutschen Reiches, ein nationales Fest im vollkommensten Sinne des Wortes. Denn diese Bahn, die Österreich auf den höchsten deutschen Berggipfel baute, ist eine Bruderhand, die sich ins Reich hinüberstreckt für die Verbindung zur großen gemeinsamen Zukunft der beiden Nationen.«

Unter dem Jubel, der diesen beherzten Worten folgte, erhob sich der erste Wagen an seinem Zugseil aus der Talstation und schwebte leicht und falkengleich über die Wälder, über die begrünten Halden und über die Steinkare hinauf, bis er unsern Augen entschwand, um in der Schneeregion zu landen.

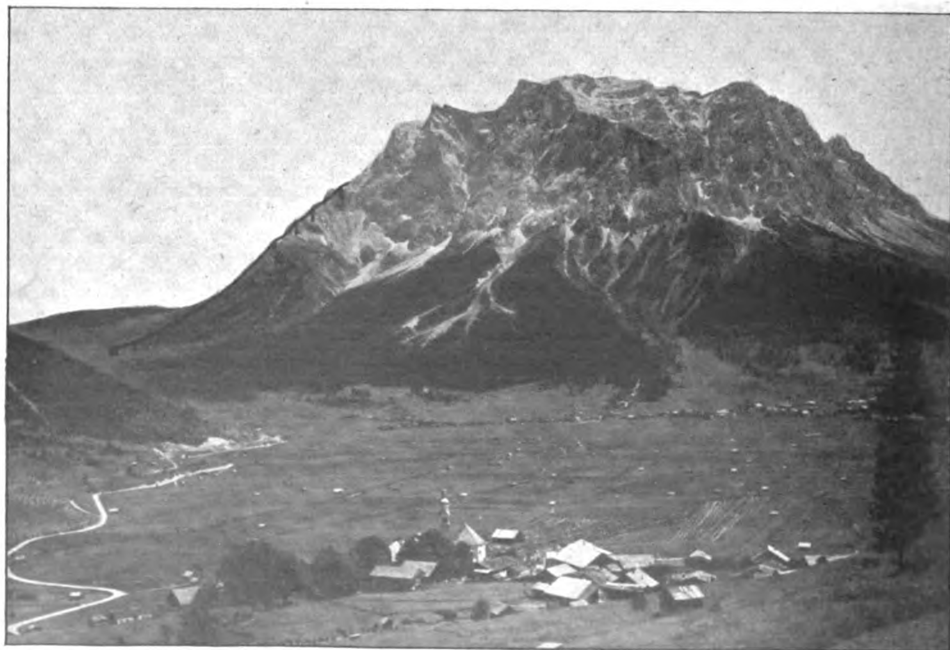
Die Gastgeber, mit denen wir dem verschwebenden Wagen nachblickten, waren von bestrickender Liebenswürdigkeit. Es war wirklich keine leichte Aufgabe gewesen, dem Ansturm von fast vierhundert Festgästen in wenigen Stunden zu genügen. Aber man hatte ein reichliches Mahl bereitgestellt, den Durstigen wurde ein köstlicher Tiroler Spezial gereicht, und dem Andringen der Massen, die alle in den ersten Wagen fahren wollten, ein zweiter Spezial kredenzt, der diesem Volke in unnachahmlicher Weise innewohnt, nämlich der spezifisch österreichische Scharm, ein Fremdwort, das wir eindeutschen wollen, so gut wie wir »forsch« eingedeutscht haben. Die besonders Ungeduldigen, die am liebsten das bekannte bajuwarische Kriegsbeil ausgegraben hätten, ließ man »a bisserl dunsten« — und siehe, es ging alles leicht und schwebend, wie die Schwebebahn selber.

Und welch ein federleichtes Schweben ist es in diesen Kabinen! Wie einen schönen lichten Traum fühlt man die Erde und die Landschaft unter sich entgleiten. Dabei ist für die Sicherheit des Betriebes und damit der Fahrgäste die peinlichste fachmännische Sorge getragen.

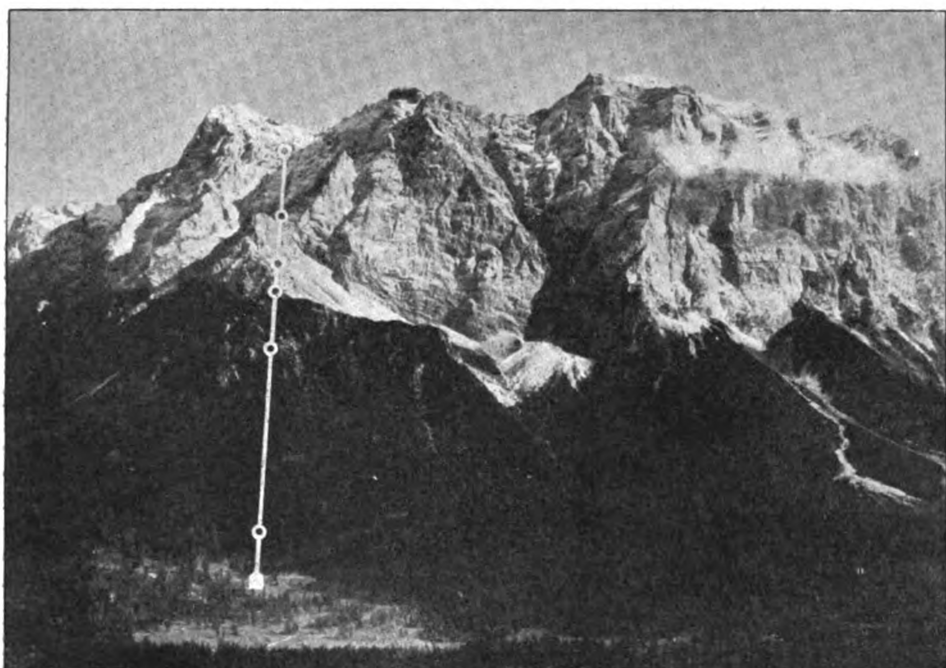
Man weiß ja, daß die Anwendung der Seilschwebebahn im Weltkriege stark ausgebreitet war. Die Erfahrungen, die man damals machte, vom wissenschaftlichen Standpunkte auszubauen und in die wirtschaftliche Praxis zu verankern, war man nach dem Kriege seit langem bestrebt. In Südtirol hatte sich eine Seilbahn von Meran auf den Haflinger-Boden, von Ingenieur Zuegg nach neueren Gesichtspunkten ausgeführt, bereits bestens bewährt.

Hier an der Zugspitze war es der auch als Hochalpinist bekannte Innsbrucker Ingenieur Ferdinand Kleiner, der nach den überaus schwierigen Aufnahmen des Hochgebirgsgeländes und nach vielfachen Besteigungen und Durchforschungen des Zugspitzgebietes endlich eine 3 Kilometer lange gerade Trasse feststellen konnte, deren günstige Neigungsverhältnisse es gestatteten, die nötigen Stützpunkte in lawinen- und steinschlagsicherer Lage anzuordnen. Die seilbahntechnischen Arbeiten wurden im November 1924 von der weltbekannten Unternehmung für Förderanlagen A. Bleichert & Co. in Leipzig begonnen.

Die Bahn überwindet auf einer wagerechten Länge von 2975 Meter einen Höhenunterschied von 1581 Meter; die größte vorkommende Steigung beträgt 90 Prozent. Der Wagenverkehr wird nach dem Pendelsystem betrieben: während ein Wagen aufwärts fährt, schwebt der andre zu Tal. Die aus möglichst leichtem Baustoff hergestellten Wagen können 19 Fahrgäste und den



Ehrwald und Wetterstein-Stock (links an diesem die Drahtseilbahn)



Wetterstein-Massiv mit der Trasse der Zugspitz-Bahn

Führer aufnehmen und bewegen sich mit 3,5 Meter Sekundengeschwindigkeit, so daß zu einer Fahrt kaum zwanzig Minuten erforderlich sind. Für die Sicherheit der Fahrgäste sind, wie gesagt, umfassendste Vorkehrungen getroffen. So ist für den übrigens ganz unwahrscheinlichen Fall des Zugseilrisses eine selbsttätige und auch vom Führer zu bedienende Tragseilbremse angebracht. In die Drahtseile sind Kupferlitzen eingeflochten, wodurch sie zugleich als Fernsprechleitungen dienen; durch eine sinnreiche Schaltung ist es möglich, vom Wagen aus während der Fahrt mit den Endstationen zu sprechen. Die Antriebs- und Maschinenhallen befinden sich bei der Zugspitzbahn, abweichend von der sonst üblichen Methode, in der Talstation. In der rauhen Gipfelregion würde den Arbeitern und ihren Maschinen das Dasein und Schaffen doch sehr erschwert sein.

Die Talstation ist vom Bahnhof Ehrwald auf einer 3 Kilometer langen Zufahrtstraße durch Kraftwagenbetrieb leicht zu erreichen. Sie enthält außer der Maschinenhalle noch eine Gastwirtschaft mit Übernachtungsgelegenheit.

Als Antriebskraft wird elektrischer Strom aus dem Werke Reutte in Tirol bezogen, das die Wasserkräfte des Plansees ausnützt. Die als Drehstrom von 8500 Volt zugeleitete Kraft wird in Gleichstrom von geringer Spannung umgeformt. Zur Sicherheit gegen alle Betriebsstörungen ist neben dem Hauptmotor von 65 Pferdestärken Dauerleistung noch ein Hilfsmotor von 23 Pferdestärken Dauerleistung vorhanden, der jenen zu ersetzen imstande ist, sobald mit geringerer Geschwindigkeit gefahren wird. Außerdem ist noch eine Speicherbatterie eingerichtet, und schließlich kann bei Versagen der Drehstromzuleitung ein Verbrennungsmotor den Betrieb übernehmen. Man sieht, mit welch tiefgründiger Fürsorge die ganze Betriebsanlage ausgeführt wurde. In der unteren Station ist auch die 11 Meter tiefe Spanngewichtsgrube angelegt, in der sich die 23 Tonnen schweren Betongewichte bewegen, die die Längsspannung des Seiles bewirken. Die Bergstation ist dem Charakter der Felsenwildnis angepaßt. Sie ist zum Teil in die Gesteinswände eingesprengt und hat eine Art Schutzhüttenbetrieb mit Verpflegung und Unterkunft, kann also auch dem Bergsteiger zwischen Wiener Neustätter Hütte und Münchner Haus bei schweren Wettern willkommene Zuflucht bieten. Von der Bergstation, die noch auf österreichischem Boden liegt, soll der Gratweg, der zum Westgipfel hinüberführt, gut angelegt und versichert werden, so daß man das Münchner Haus auf dem Westgipfel (2964 Meter) und die meteorologische Station daselbst in einer halbstündigen Gratwanderung gut erreichen kann.

Als ich die Bergstation verließ und auf den sturm- und wolkenumwallten Grat hinaustrat, siehe, da war wieder die hehre Stille und Einsamkeit der Stein- und Schneewelt um mich hergebreitet, die immer, wenn er einst den gut genagelten Wanderschuh auf diese Grate setzte,



Bergstation unterhalb des Zugspitz-Kammes (am höchsten Gipfel das Münchner Haus)

die einen Strauß gelber Teerosen am Rucksackerl mit heraufstrug. In einer tiefen eisigkalten Herbstnacht sind wir einmal vom Höllentale aus am Ostgipfel gestanden. Da drüben, in undurchdringlicher Finsternis, wußten wir das gastliche Haus. Über uns, vom ragenden Kreuz, drohten gewaltige Eiszacken sternglitzernd auf uns herab. Wir schauerten bei dem Gedanken, hier unter freiem Himmel übernachten zu müssen. Aber der Partenkirchner Führer Franz Dengg hatte mit hellhörigen Luchsohren drüben am Westgipfel unsre Rufe gehört und holte uns mit der Laterne hinüber, die wir selber kein Stümpferl Licht mehr hatten. In dieser Nacht waren wir zehn deutsche Landsmannschaften um den Kneiptisch des Münchner Hauses versammelt. Und es war mancher unter ihnen, der einen »Gletscherbrand« auf die Liegestatt schleppte, wie er ihn im Tal nicht zu träumen gewagt hätte. In der grauen Frühe des nächsten Tages war im ganzen Hause keine andre Flüssigkeit mehr zu finden als das Petroleum in den Lampen und etwas geschmolzenes Schneewasser ...

das Herz des beglückten Bergsteigers aufs tiefste bewegte. In stiller Herrlichkeit, den weißstrahlenden Hermelin reich um die königlichen Schultern gebreitet, umfangen die mächtigen Wände und Gipfel die weitgeschwungene Tiefe des schneerfüllten Felsenzirkus, des Plattachferners. Drunten im Ferner sehe ich winzige dunkle Punkte sich bewegen. Das Glas zeigt mir vier Skifahrer neben einem kleinen Zelt mit farbiger Fahne. Es wirkt von hier oben, als ob sie Aktposen stehen. Ist es eine Filmaufnahme, die in dieser Schneewildnis vor sich geht? Auch unter mir am Grat wird gekurbelt. Eine lustige Münchner Gesellschaft, Bürgermeister Scharnagl an der Spitze, hat sich angeseilt und läßt sich lachend von einem Berliner Operateur abhaspeln. »Gruppe auf dem Mount Everest!« ruft einer.

Ich steige höher hinauf, nach dem Westgipfel zu; der Sturm schlägt mir den Mantel um die Hüften. Die Erinnerungen streben mit mir im Schnee empor. Wie sind die Jahre verweht, in denen ich einst von allen Seiten, selbst von Ehrwald aus übers berüchtigte Gatterl, diese Gipfel erstürmte! Mit den Freunden, von denen mancher schon in kühler Erde ruht, mit der Liebe,



Talstation der Bahn in Obermoos

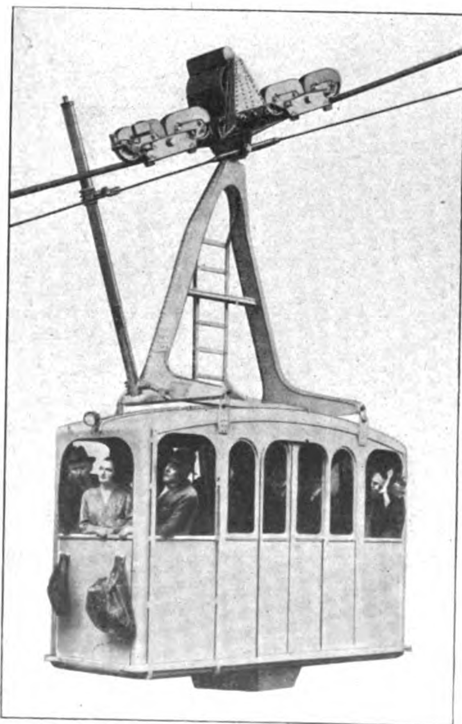


Im schwebenden Wagen. Unten Ausfahrthalle, darüber der Daniel

Und weiter zurück gehen die Gedanken.

Aus dem Jahre 1820 weiß man man von dem ersten zu berichten, der den Zugspitzgipfel erreichte. Es war ein junger bayrischer Leutnant vom Königlich Bayrischen Topographischen Bureau, der nachmalige Generalmajor und Festungskommandant von Ulm Josef Naus, der sich um die Vervollkommnung des großen topographischen Atlasses von Bayern unvergängliche Verdienste erworben hat. Naus war auch hier heraufgestiegen, um da heroben Vermessungen und Formationsforschungen für die Generalstabskarte vorzunehmen. Damals, als noch keine erforschten Anstiegsrouten, noch keine gebahnten Steige und Sicherungen vorhanden waren, bildete die Ersteigung in diese unerschlossene Fels- und Eiswelt ein Wagnis auf Leben und Tod. Mit zwei seiner Kameraden, seinem Diener und dem Partenkirchner Bürger Georg Deuschl brach Naus durchs Raintal auf. Über das Platt am Fuße des Schneeferners gelangten sie zu diesem hinauf. Aber vor den schier unüberwindlichen Schwierigkeiten kehrten die zwei andern Offiziere um. Der unerschrockene Leutnant jedoch gab seinen Plan nicht auf. Es gelang ihm mit seinen zwei andern Begleitern, die zwar schrecklich tiefe, aber doch nicht zu breite Eiskluft zu überqueren, die steile Felswand und einen vereisten Kamin zu bezwingen und auf dem scharfen Grat rittlings zum Westgipfel zu gelangen. In seinen Tagebüchern schreibt Naus über diesen noch von keinem Menschen zuvor betretenen Gipfel: »Mangel an Zeit und Material verhinderten uns, eine Pyramide zu errichten; nur ein kurzer Bergstock mit einem daran befestigten Sacktuch diente zum Beweise, daß wir dagewesen. Schon nach fünf Minuten wurden wir von einem Donnerwetter mit Schauer und Schneegestöber begrüßt und mußten unter größten Gefahren die Höhen verlassen. Kaum hatten wir uns zehn bis zwölf Schritt von der Spitze entfernt, als uns ein Blitz und ein zu gleicher Zeit erfolgter Donnerschlag derart betäubten, daß wir glaubten, alle Berge müßten zusammenstürzen.«

So hatte der aufgewachte Berggeist die ersten Menschen empfangen, die es gewagt hatten, seine ewige Ruhe zu stören. Die Gebirgsbewohner glaubten den kühnen Männern nicht, daß sie droben am Gipfel gewesen seien, für so unersteigbar galt damals der gefürchtete Berg. Auch den späteren Besteigern, dem Maurermeister Simon Resch von Partenkirchen, der zusammen mit dem »Schaftoni« von der Angerhütte 1823 einen Steinmann auf dem Ostgipfel errichtete, schenkte man keinen Glauben. Aber Resch zwang die Ungläubigen durch eine zweite Besteigung, die er mit seinem jungen Sohne und



Kabinen-Wagen in der Fahrt

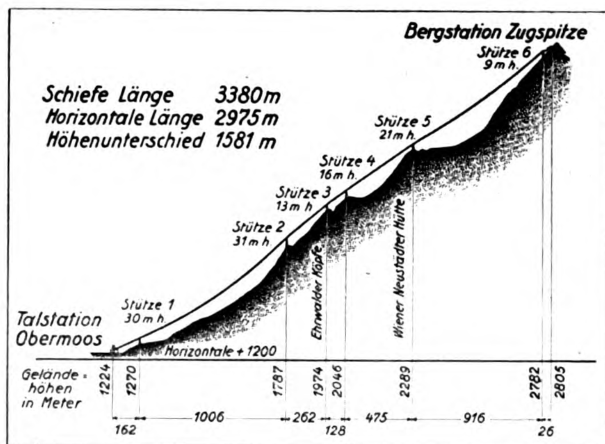


Das Münchner Haus am Westgipfel der Zugspitze

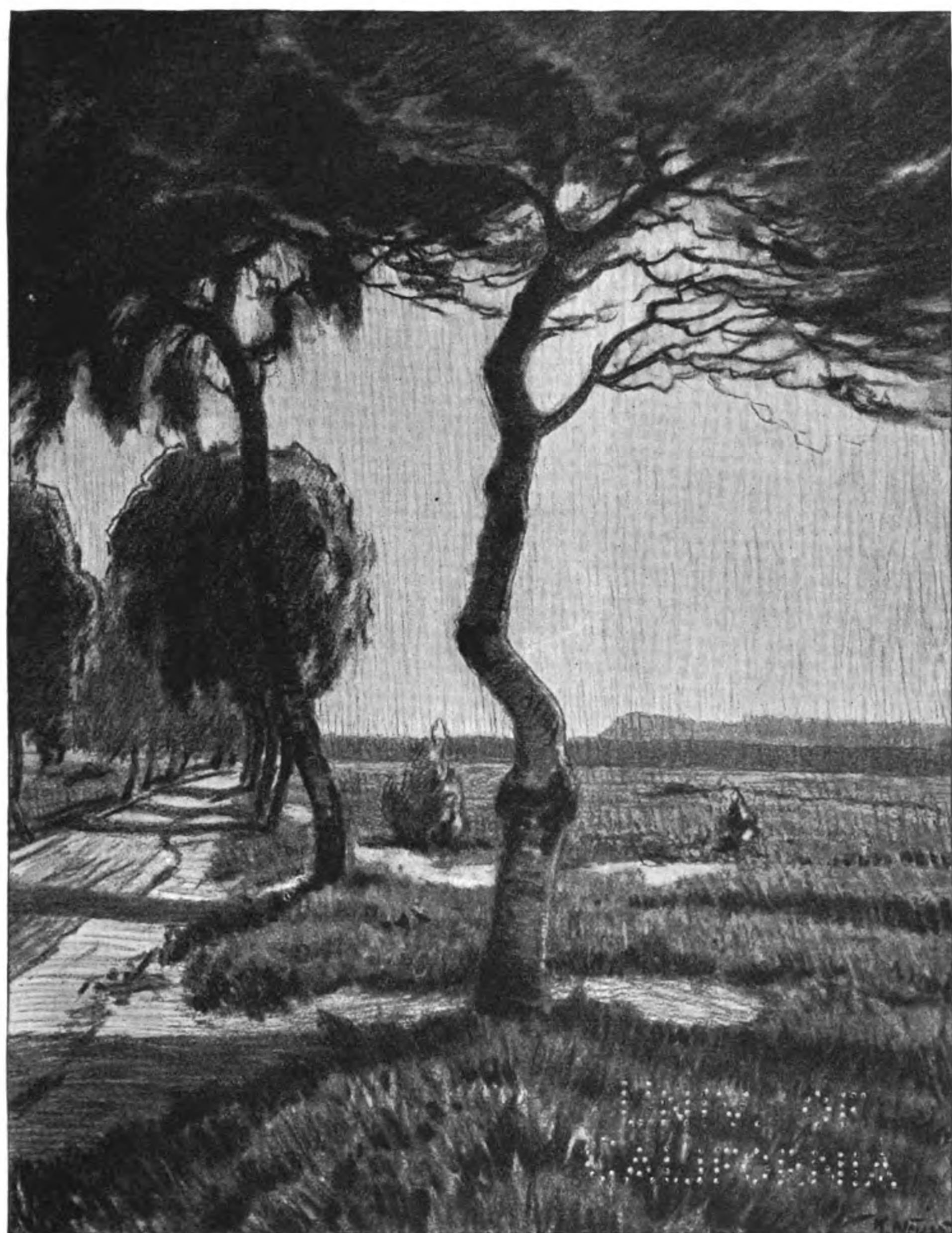
dem Zimmermann Hanni ausführte, endlich zur Anerkennung seiner Tat. Bald nach ihm wagten sich auch andre an den Aufstieg. 1846 sollen zwölf Münchner Turner den Berg ohne Ausrüstung erstiegen haben, 1851 schleppte eine Schar von 30 Männern ein 14 Fuß hohes eisernes Kreuz von 150 Kilo Gewicht hinauf, das sie am Westgipfel aufrichteten. Es kamen die Alpenvereine und erschlossen die Gebiete; die Sektion München übernahm die Wettersteingruppe, und heute stehen ringsum auf deutscher und österreichischer Seite Schutz- und Unterkunftshütten. 1897 wurde das schöne Münchner Haus auf dem Westgipfel eröffnet, in dieser Schnee-Einsamkeit ein willkommenes Refugium, das schon Tausenden Erquickung und Schutz geboten hat. Neben ihm erhebt sich die meteorologische Station, in der das ganze Jahr hindurch wissenschaftliche Beobachtungen angestellt werden.

Als wir wieder hinunterschweben, sind tief unter uns am Abstieg nach Ehrwald zwei Bergwanderer in den Kehren des großen Absturzes wie Zwerglein erkennbar. Ich lasse mein weißes Tuch flattern, sie sehen es leuchten und grüßen hutschwenkend herauf; es ist, als seien zwei Punkte lebendig geworden. Ach, du liebe, herrliche Romantik des Wanderns und Steigens, die blaue Wunderblume wird dich immer wieder zur Höhe verlocken, wird dir ewig blühen.

Aber all die vielen Tausende, denen es nicht vergönnt ist, Geröll und Stein und Schnee und Eis unter die Nagel- und Kletterschuhe zu zwingen, werden dem leichtschwebenden Wagen dankbar sein, der sie hinaufführt und auch ihnen einen Blick vergönnt in die machtvollen Schönheiten der Natur, wo die hehren Kanzeln stehen, von denen Gott in den Einsamkeiten seiner Bergwelt zu unserm erschauernden Herzen spricht.



Schema der Drahtseilbahn-Anlage



Karl Neuß: Heidemorgen

UNIV. OF
CALIFORNIA

Das Theaterpublikum

Von Dr. Paul Legband

Wer unser heutiges Theater auf Herz und Nieren prüft, wird keine Anzeichen einer blühenden Gesundheit finden. Die wirtschaftliche Krisis, die schwer auf Deutschland lastet, hat jede gesunde organische Entwicklung der großen und kleinen Theaterbetriebe gestört, führt in den Großstädten zu bedenklichen Trust- und Konzernbildungen, lähmt die Bühnenleiter in der Provinz. In den Inflationsjahren haben Schauspieler, Regisseure und alle, die schaffend am Werk des Theaters beteiligt sind, wertvolle Nervenkräfte im täglichen Kampf um die Existenz vergeudet. Und als sie sich, trotz materieller Unsicherheit, in erneutem Glauben wieder ihrer Sendung hingaben, da fehlten ihnen zu Beginn und zum Abschluß ihres Schaffens notwendige Voraussetzungen: das neue Drama und das neue Publikum. Durch Kriegschaos und revolutionäre Erschütterung war jede Verbindung abgerissen. Zwischen Extremen pendelte alles hin und her. Das Publikum, in der ungestörten, meist satten Ruhe vergnüglichen Bürgerdaseins, erkannte vor dem Kriege die neuen Stimmen nicht. Und nach der chaotischen Erschütterung, die Wirtschaft und Weltanschauung wandelte, schien das Theater stärker als je an Bühne und Publikum neue Forderungen zu stellen, ohne daß sich eine allgemein gültige Antwort fand.

So fehlt es heute nicht an Stimmen, die das Theater für tot erklären und in dem hastigen Theaterbetrieb nur letzte Zuckungen sehen. Sie befürworten eine von Grund aus neue Theaterform, die an Stelle ästhetischer Kunstwirkungen etwas Konstruktives setzen, eine neue Theaterseele suchen soll, für die sie ein neues Haus, neue Schauspieler, neues Publikum fordern. Von diesen Dingen soll hier nicht gesprochen, dagegen die Frage untersucht werden, ob am Niedergang des Theaters das Publikum mitschuldig ist, und ob von ihm aus irgend etwas geschehen kann, um das Theater über willkürliche Operationen hinaus wieder lebenskräftig und zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes zu machen.

Was ist ein Publikum? Wenn ich als Leiter einer Bühne einem Regisseur die Inszenierung eines Stückes übertrage und nach wochenlanger Arbeit die Hingabe aller Beteiligten in der Generalprobe überprüfe, bin ich, der nicht in allen Phasen des schöpferischen Prozesses Mitbeteiligte, der kritische Zuschauer, dann Publikum? Nein, denn meine Kritik gliedert sich, wenn sie es nicht schon auf den früheren Proben tat, noch in den Schaffensprozeß ein und kann bis zur Reife nützlich werden. Aber wenn sich König Ludwig 2. von Bayern in aristokratischer Abgeschlossenheit nächtliche Sondervorstellungen geben ließ, war er dann Publikum in seiner unnahbaren, kaum fühlbaren Einsamkeit? Nein. Denn erst die Vielheit macht — das sagt der lateinische Name schon — »das Publikum«, dieses sächliche große Etwas. Aber diese Vielheit ist, mag sie zufällig sich finden oder zusammengestellt werden, im Theater erst dann Publikum, wenn sie sich genau so wie der Dichter oder Schauspieler absichtlich in den künstlerischen Schaffensvorgang eingliedert, mögen auch die meisten sich dieser wichtigen Sendung nicht bewußt sein. Aus der zufälligen oder absichtlichen Ansammlung vieler Menschen wird sofort ein Individuum, eine gewaltige Einheit, sobald der Vorhang sich hebt. Es beginnt ein Gesamterleben, das unerläßlich ist, um den geheimnisvollen Ring theatralischen Lebens zu schließen. Daß viele Menschen beisammensitzen, Menschen der verschiedensten Herkunft, des verschiedensten Alters und Geschlechts, kluge und dumme, gute und schlechte, arme und reiche — das ist noch kein Kennzeichen des Publikums. Die Tausende, die um die Mittagsstunde über den Potsdamer Platz gehen, sind kein Publikum. Es ist eine durch kein einheitliches noch höheres Ziel gebundene Masse von Menschen. Jeder trägt sein Glück, seine Sorgen, seine Stumpfheit, sein Klugsein als Privatperson mit sich herum. Keiner interessiert den andern, keiner ist durch irgend etwas, das außer seiner Privatexistenz liegt, mit dem andern verbunden. Treffen diese tausend Einzelmenschen sich aber im Stadion, im Zirkus, im Kino, im Theater — sofort sind sie ein Publikum. Ein und dasselbe Gesetz zwingt sie hier wie dort, ihre Individualität aufzugeben, um in einer höheren Einheit sich zu ordnen, die wieder wie der Einzelne die Macht, den Willen und das Recht zu souveräner individueller Entscheidung hat. Nur so geschieht das Merkwürdige: Herr Maier und Fräulein Müller interessieren mich nicht mit ihrem Privaturteil, aber was all die tausend Maier und Müller als ihr Gesamturteil abgeben, fühlbar, trotzdem es nicht ausgesprochen wird, wirksam, trotzdem es nur einzeln und leise von Mund zu Mund geht, das ist wichtig, das gilt dem künstlerischen Erfolg, dient dem wirtschaftlichen Bestehen. Dabei kann es passieren, daß an einem Abend tausend kluge Maier über törichte Müller siegen, während andern Tags tausend törichte Maier den klugen Müllern unterliegen. Auf jeden Fall endet erst durch das Publikum und nur mit ihm der Prozeß des Schaffens, ohne den jedes Theater undenkbar ist. Hier wird die schwere Verantwortung sichtbar, die jeder Einzelmensch als Glied der Kette Publikum zu tragen hat.

Die Visionen, die Dichter in Worten fixieren, die der Schauspieler in neuer Einfühlung und

Spielplans den Geist der Erneuerung offenbart. Je freier und sicherer die Stellung des Theaterleiters, desto mehr wird seine Persönlichkeit sich auswirken können. Leider fehlt es hier in Deutschland noch in vielen Städten an gesunder Organisation. Die angestellten Bühnenleiter sind oft in wesentlichen Dingen gehemmt. Manche Stellung ist von politischen Einflüssen nicht frei, manche wirtschaftlich so eingeengt, daß keine Theaterpolitik auf weite Sicht gemacht werden kann, manche in künstlerischen Befugnissen beschnitten. In den Theaterkommissionen, die aus politischen Parteien zusammengesetzt werden, sitzen neben klugen, innerlich vom Theater berührten und freudig der Kunst hingegebenen Männern oft genug dogmatisch starre Abgeordnete, die vom Wesen des Theaters, seinem empfindlichen Organismus, seinem unbureaukratischen Element nicht die geringste Ahnung haben, aber durch ihr amtliches und in der Bürgerschaft höchst reputierliches Ansehen mehr zu sagen haben als jene. Wenn alle deutschen Direktoren hier einmal ihre Erlebnisse erzählen würden, so käme ein grotesker Kulturquerschnitt zutage. Wo aber ein Oberbürgermeister, ein Theaterausschuß, oder wie die vorgesetzten Behörden heißen mögen, dem Theater ihre besondere Liebe zuwenden, wo sie die merkwürdige Struktur dieses Staates im Staate begreifen, da profitiert die Kunst, profitiert das Publikum. Ein sicher in den Organismus eingegliederter Führer kann vorwärtsschreiten, kann das Publikum mit sich reißen, kann es »erziehen«. Er wird es aus der Verantwortung seines Berufes heraus indirekt immer wieder durch gute Aufführungen tun. Sein treuester Helfer am Werk ist der Theaterkritiker, dem das Publikum in den meisten Fällen willig folgt.

Das übliche Stammpublikum der Provinzbühnen sind die Abonnenten. Sie können Segen und Fluch jedes Theaters sein. Segen, wenn sie außer wirtschaftlicher Unterstützung eine frische, lebendige Bühnenkunst fordern, Fluch, wenn sie als zähe, kompakte Masse Erbpächter alten Schlendrians sind. In den meisten Fällen erbt sich der Wunsch, Abonnent zu sein, in den Familien fort. Gesellschaftliche Rücksichten wirken stärker als Sehnsucht nach dauerndem Kunstgenuß. Wenn dieser organisierten Gleichgültigkeit ein Bühnenleiter durch verstaubte Mignon-Aufführungen entgegenkommt, dann versündigt er sich am Publikum. Es entstehen diese quälenden Abende, wo der Abonnent seinen Platz absitzt oder in den schnell eingeworfenen »Tell« seine Kinder oder Dienstboten hineinschickt, wo er zum Feind des Theaters werden muß. Zwingen starke Erschütterungen ihn nicht nieder, wird sein Theaterbesuch eine Angelegenheit, die mit Kunst nichts zu tun hat. Wagt aber der Bühnenleiter bei aller gebotenen Vorsicht mutige Attacken, wagt er sie nicht für einzelne Glanzabende, sondern schüttelt immer wieder den Staub von alten Perücken, dann schafft er sich in den Abonnenten, dieser finanziellen Grundlage, auch eine künstlerische Gefolgschaft. Dieser Kampf mit dem Großen Krummen bleibt stets Peer Gynts Arbeit für den Bühnenleiter. Nur durch zähes Aushalten kann er erreichen, daß Kritiksucht, das schlimme Erbübel der meisten Theaterbesucher, positivem Bekennen, ehrfürchtigem Glauben weicht, daß die Blasierten, Verbrauchten von denen beschämt werden, die im Kunstwerk genießend untertauchen. Wie viel Diplomatie ist da vonnöten! Hat ein Bühnenleiter eine größere Zahl von Abonnentengruppen, so merkt er bald, welche Gruppe als geschlossene Einheit dem neuen Werk frischer, reifer, verständnisvoller gegenübersteht. Er wird die Premiere eines neuen Dramas von besonderer Problematik, besonderer Formung zuerst dieser Gruppe zuweisen. Ihr Urteil wird dann durch tausend Kanäle suggestiv auf andre, durch Zufallszusammensetzung minder leicht hingerissene Abonnentenserien einwirken. Im übrigen bleibt die Wirkung jedes neuen Stückes, jeder künstlerischen Reformarbeit zunächst ein Rätsel. Über den Erfolg einer neuen Aufführung Prophezeiungen anzustellen, hat zu den merkwürdigsten Überraschungen geführt. Das Publikum ist unberechenbar, wenn nicht durch jahrzehntelange Theaterkultur ein fester Stamm von Freunden gesichert ist. Solche Gemeinden — es gab eine im Lessingtheater unter Otto Brahm — überdauern aber kaum zwanzig bis dreißig Jahre und bröckeln dann ab, stemmen sich kraft ihrer temporären Bedeutung gegen alles, was ihre Tempel und ihre Götter stürzen will. Ewige Erneuerung, das Urgesetz alles Theaters, gilt auch für das Publikum. Solange dieser Wille, diese Erkenntnis dem einzelnen Zuschauer fehlt, solange nützen alle Reformarbeiten nichts.

Andre Gefahren kommen hinzu. Die Wirtschaftsnot der letzten Jahre hat einen wertvollen Teil des Publikums, den geistig regsamen, finanziell schwachen Mittelstand, dem Theater entzogen. Ein verarmtes Volk kann sich den Luxus hoher Eintrittspreise nicht leisten. Aber man hüte sich, diesem Argument für die Not des Theaters und die Gleichgültigkeit des Publikums ein zu großes Gewicht beizulegen. Es sind täglich, bei vorsichtiger Schätzung, etwa 150000 Menschen in den deutschen Theatern, in der ganzen Spielzeit also etwa 30 Millionen. Dem Rundfunk aber hören täglich über 300 Millionen zu, im Kino sitzen im Jahr mehr als 100 Millionen. Hier gibt also das Publikum Geld aus. Hier winken größere Sensationen, hier findet der Mensch von heute irgend etwas, das ihm mehr zusagt. Aus diesem Menetekel gilt es Folgerungen zu ziehen. Das Kino ist schon lange

nicht mehr wegzudisputieren, es geht beharrlich und mutig seinen Weg. Das Rundfunkwesen ist über Nacht populär geworden. Revue, Jazzband, Sport reißen den Menschen von heute in ihren Strudel. Was soll da das Theater? Sich auf sich selbst besinnen! Alles Doktrinäre, blaß Literarische, alles Konventionell-Flache, alles Seichte und Überlebte über Bord werfen! Unsre Generation muß aufgepeitscht werden, aus den wenigen, die in tragischem Spiel oder heiterer Hingabe Erschütterung und Ergötzen finden, müssen viele werden. Die Waffen des Theaters sind abgestumpft. Geschärft schneiden sie wie je. Und so muß das Theater mit seinen eignen Mitteln den Kampf aufnehmen. Es darf nicht mit den Mitteln des Films arbeiten wollen, also nur optische Schau bieten, nicht mit den Mitteln des Rundfunks (nur akustischen Eindrücken), sondern muß, was nur ihm allein möglich ist, die Gesamtheit des Menschen, die unendlichen Wirkungen von Stimme, Rede und körperlicher Bewegung ausnützen. Die seelisch-geistige Kraft des Menschen, ihre körperliche Ausdrucksform, die gegenwärtig, spürbar und greifbar ist, erwirkt in der Gesamtäußerung ihrer Kräfte jenen höchsten Zauber des Theaters: Erschütterung und Befreiung des aufnehmenden Menschen durch den künstlerisch bewegten, schaffenden Menschen in unmittelbarem Kontakt. Weder Rundfunk noch Film schließen den Zuschauer unerbittlich in den Schaffensprozeß ein. Nur im Theater ringen und leiden, jubeln und freuen wir uns mit dem lebendigen Menschen. Hoffen wir, daß Bühnenleiter und Dichter uns in die Lebensprozesse der Gegenwart immer stärker hineinführen! Im Publikum warten Tausende, denen das übliche Theaterspielen nichts mehr bedeutet, auf neue Erschütterungen. Schon vor dem Weltkriege drängten neue Schichten zum Theater. Gegen das satte, behäbige Durchschnittspublikum, gegen die verächtlich »Provinztheater« genannte übliche Bühnenpraxis wandten sich alle, die an die Zukunft des Theaters glauben. So versuchte man, durch Organisation ein neues, williges, naiveres Publikum dem Theater zuzuführen. Um die Jahrhundertwende setzte in Berlin die Volksbühnenbewegung ein, die sich bald über ganz Deutschland verbreitete. Andre Organisationen folgten, Theaterverbände, die freilich oft eine unbrauchbare Waffe im Kampf um die Erneuerung des Theaters wurden, denn ihnen lag nichts an der Pflege eines wahrhaft lebendigen Kulturbesitzes, sondern daran, ihren Mitgliedern billiger als durch üblichen Kassenpreis den Besuch des Theaters zu ermöglichen. Auch der »Bühnenvolksbund« schuf eine starke Organisation, die vom Westen Deutschlands ihren Ausgang nahm. Sofern diese mit großen Propagandamitteln arbeitenden Unternehmungen darauf abzielen, das Bühnenerlebnis wieder zum Volkserlebnis zu machen, wird jeder Freund des Theaters sich ihrer Mitarbeit freuen. Nur wenn sich die Besitzenden und das Volk, nicht getrennt durch Schranken der Politik, der Religion, der Abstammung und der Bildung, einer gleich eingeschlossen in den Kreis künstlerischen Genießens wie der andre, als große Publikumseinheit zusammenfinden, als die Masse der Schauenden und Beglückten — nur dann wird ein wahrhaft freies, großes, starkes Theater möglich, ein Theater, das unsern Hoffnungen, unsern Wünschen, unserm Leben entspricht.

Der Schwimmer

Ich ruhe still und ruhe weit
In weicher, grüner Unendlichkeit.
Ich fühle Sonne und fühle Licht
Und sehe des Himmels liebes Gesicht.
Ich fühle, wie Zeit, wie Leid verweht
Und weiß nur, daß es heimwärts geht!

Der Strom ist rege und wogt und trägt.
Ich fühle, wie sein Atem schlägt,
Und spüre den Hauch seines Blutes.
Ich weiß, er lacht und liebt und lebt,
Ich weiß, er wacht und wirkt und webt —
Und weiß, er schafft nur Gutes.

Wilder, ich habe dich bezwungen,
Dir Welle um Welle abgerungen —
Ich schüttle lachend mein nasses Haar
Und träume davon, daß ich Sieger war!
Und finde es leicht und wunderbar
Zu sagen: „Nun nimm mich hin,
Nimm mich wandernd auf deine Hand
Und lege mich leise und lind ans Land,
Von wannen ich kommen bin.“

Eva Cartellieri-Schröter

Die Welt des Kindes

Ein Wort der Entgegnung

In dem Aufsatz »Die Welt des Kindes« im Augustheft gibt Frau Minni Brieslander Ratschläge für eine Erziehung, die sich scharf von der der »vorigen Generation« unterscheiden soll. Sie verwirft die alte Erziehung — von der sie anzunehmen scheint, daß auch wir sie genossen haben —, weil sie im Verbieten und im Zwang zum bedingungslosen Folgen sich kundgetan und gerade dadurch viele Kinder auf Irrwege getrieben habe. »Allzu strenger Zwang zieht die Auflehnung groß, und unsre Generation braucht eine gewisse Freiheit und eine unbedingte Wahrheit. Eine geknechtete Seele, ein gebrochener Wille wird sich nie wieder emporrichten.«

Ich halte den in diesen Worten liegenden Tadel gegen die vorige Generation, also gegen unsre Eltern, für ungerechtfertigt, und ich glaube, daß noch sehr viele Eltern, die sich bemühen, ihre Kinder richtig zu erziehen, mit mir ganz andrer Meinung über die alte Erziehung sowie darüber sein werden, was unsre Generation, oder vielmehr was die Generation braucht, die wir zu erziehen haben.

Die Wege, um zum Ziele zu gelangen, sind heute andre, vielleicht auch bessere geworden. Aber das war auch unsern Eltern klar, daß erziehen heißt: entfalten, nicht gewaltsam das Kind in irgendeine Richtung drängen. Ihnen war das unbedingten Gehorsam heischende Befehlen und Verbieten kein gern ausgeübtes »Vor-Recht«, sondern nur äußerstes Erziehungsmittel, das sie weise und mit großer Mäßigung anzuwenden wußten. Freiheit zum Spielen hatten wir genug, und wir durften herumtollen nach Herzenslust. Aber vor dem Spiel mußte die Schularbeit und eine etwa aufgetragene häusliche Arbeit, die uns in den Kreis der Pflichten hineinführte, in guter Ordnung sein, und pünktlich zur befohlenen Stunde hatten wir wieder zu Hause einzutreffen. Solche Vorschriften empfanden wir freilich manchmal als »lästigen Zwang«, vermochten nicht einzusehen, daß er notwendig und uns recht heilsam war, und vergaßen dabei auch, wieviel die Eltern uns nachsahen und straflos verziehen. Waren wir aber trotzig, dann allerdings wurde unser Wille gebrochen, aber so, daß er sich danach geläutert wieder emporrichten konnte. Und wie gern gingen die Eltern auf unsre häuslichen Spiele und unsre kindlichen Sorgen ein! Immer, wenn wir sie baten, fand die Mutter Zeit, uns Märchen und Geschichten zu erzählen, mit uns zu singen und auf unsern Spaziergängen die Freude an der Natur uns zu erschließen, während wir vom Vater das Große kennenlernten, wenn er vom siebziger Kriege und von seinen Reisen erzählte. Die »vorige Generation« verstand es recht gut, zu erziehen! Mag die kommende Generation eine gewisse Freiheit brauchen, mehr noch braucht sie eine gewisse Zucht. Denn das ist die Grundlage für die Heranbildung zu starken Persönlichkeiten, die unsrer Zeit bitter not tun. Das Selbstbestimmungsrecht, das Frau Brieslander unsern Kindern — wohl im Hinblick auf einen erstrebten Beruf, auch den der Hausfrau und Mutter — sichern will, wird dadurch kaum gefährdet werden. —

Wenn Frau Brieslander uns mahnt: »Spare nicht mit Lob!«, so möchte ich diese Mahnung so ergänzen: Lobe dein Kind nie in Gegenwart von andern, sprich überhaupt über dein Kind nie in dessen Gegenwart. Denn das Kind fühlt sich sofort als wichtige Persönlichkeit und wird Anspruch darauf erheben, als solche behandelt zu werden, wenn wir wieder mit ihm allein sind.

Die Einführung in den Geist der Weltgeschichte wollen wir doch lieber den Lehrern überlassen und uns darauf beschränken, unsre Kinder die Pietät vor der großen Leistung zu lehren und zu unsern Helden emporzublicken.

Darin aber stimmen wir mit Frau Brieslander überein, wenn sie alle Erziehung auf die Grundlage der Freude stellt. Das Kind kommt auf die Welt, um sich zu freuen. »Freudigkeit aber öffnet das Kind dem eindringenden All und läßt alle jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehen und der Welt und sich entgegenspielen.« (Jean Paul.)

Hans Kötz (Plauen i. Vogtl.).

Orpheus und Eurydike

Folgt ein Glück dir leisen Schrittes,
Sieh dich nicht verlangend um.
Was dein Wunsch ergreift, wird Schemen,
Was dein Blick umwirbt, wird stumm.

Frage nicht! — Am lauten Worte
Stirbt manch Traum. Das Wunder rinnt
Aus der Stille nur — und Götter
Sind dem Schweigen wohlgesinnt.

Hermann Ploetz

Von Kunst und Künstlern

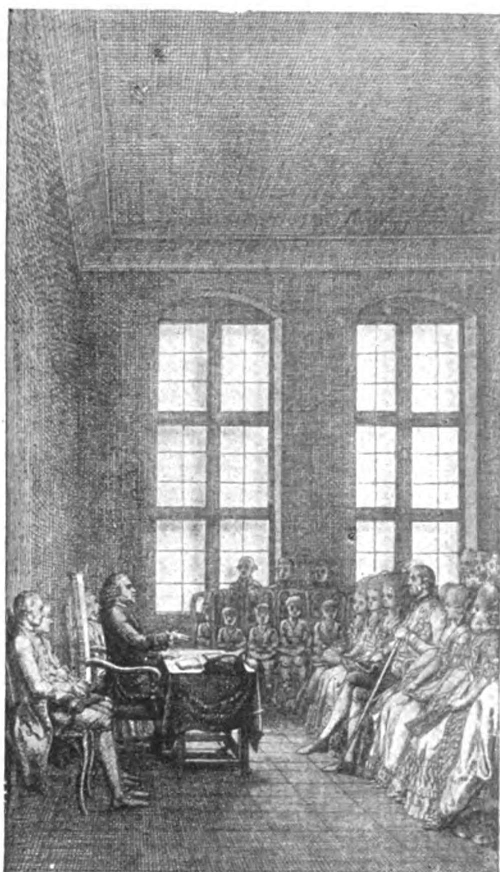
Zu Daniel Chodowieckis 200. Geburtstag — Arthur Kampf: Der verlorene Sohn — Heinrich Nobis-Wicherding: Montsalvat — Herbert Euron: Die Tellskapelle — Karl Reuß: Heidemorgen — Hubert Ritzenhofen: Sturmflut — Otto Wiedemann: Spazierritt — Otto H. Engel: Karussell — Paul W. Ehrhardt: Vor dem Spiegel — Ferdinand Barth: Stilleben mit Marmorfigur

Während eines Zeitabschnittes spärlicher Kunsternten ist auf deutschem Boden das überraschend ergiebige Talent Daniel Chodowieckis emporgeblüht. Er hat keine raumbezwingenden Werke geschaffen, hat keinen malerischen Farbenzauber entfaltet und gilt doch mit Recht als großer, weil ehrlicher und wahrhaftiger Künstler. Dem bescheidenen Zeichenstift dankt er vor allem seine Erfolge, durch ihn hat er uns das kleine Abbild einer bedeutungsvollen Kulturwelt erhalten. Die Welt, die ihn umgab, die des behaglichen, sparsamen und doch ideell gerichteten Bürgertums hat er uns gespiegelt, treu, unverkünstelt, wirklichkeitsgehorsam, aber nicht ohne Erfindungskraft und schöpferische Neugestaltung. So hat er sich als Porträtist, als Gelegenheitsgraphiker und als Illustrator Weltruf und ein seine Zeit weit übertreffendes Ansehen geschaffen. »Ich wollte Maler sein,« hat er einmal an seine Mutter geschrieben, »aber das Publikum wollte, daß ich Stecher sei.« Dieser Verzicht jedoch hat ihn nicht, wie so manchen andern, der seine Palette zugunsten des Grabstichels verabschieden mußte, zum Satiriker oder Melancholiker verbittert, sondern sein von Natur liebreiches und ausgeglichenes Wesen nur noch geebnet, nur noch artiger und anmutiger gemacht.

Seine Vaterstadt Danzig stand unter der Herrschaft des weißen Adlers, als er 1726 im stattlichen Kaufmannshause zur Welt kam. Der Vater war stolz auf seine hochadligen polnischen Vorfahren, die Mutter hing an den französischen Réfugiés, von denen sie abstammte. Auch der Künstler selbst, obgleich er schon als Lehrling nach Berlin kam und hier bis zu seinem im hohen Greisenalter erfolgten Tode fast ohne Unterbrechung blieb, hat diese Herkunft nie ganz verleugnet, er hat sich an den Meistern des französischen Rokoko, den Lancret und Watteau, gebildet, er hat schon früh nach einer Grazie und schmuckfrohen Zierlichkeit gestrebt, die der deutschen Kunst von damals noch fremd war. Aber allmählich siegte über diese etwas spielerische Zierkunst das häuslich praktische Element, das ergötzen, erfreuen, erwärmen und beglücken wollte, das seinen Ruhm nicht bei den Künstlerkollegen, sondern im Bürgertum, beim großen Publikum suchte und sich deshalb willig in den Dienst nicht bloß der Klassiker, nein auch der zeitgemäßen Unterhaltungsschriftsteller begab. Mit ihnen, die bei der starken Leselust der Zeit in Massen verschlungen wurden, ist auch Chodowiecki in das Herz der Nation eingezogen. Spürte sie doch durch all seine Zierlichkeit, all seine Eleganz deutlich den Willen zur Naturtreue, zur Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit hindurch. »Sie, die Natur,« schreibt er einmal, »ist meine einzige Lehrerin, meine einzige Führerin, meine Wohltäterin. Wo ich sie finde, werfe ich ihr einen Kuß, wenn auch nur in Gedanken, zu: dem reizenden Mädchen, dem prächtigen Pferd, der herrlichen Eiche, dem Strauch, dem Bauernsohn, dem Palast, der Abendsonne und dem Mondlicht. Alles ist mir willkommen, und mein Herz und Griffel hüpfen ihm entgegen.«

Dieser Freude an der Natur und Ehrlichkeit entspricht sein eignes bürgerliches Leben, das seine Feder und sein Zeichenstift wie ein offenes Buch vor uns aufgeschlagen haben. In seinem Lebenslauf gibt es keine aufregenden, abenteuerlichen Wendungen, keine Abgründe des Gemüts, keine zermürbenden Probleme. Dieses Künstlertum, dessen hervorstechendstes Merkmal der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit sind, verträgt sich mit warmherziger Familienhaftigkeit und biederem, zuverlässigem Hausvatertum. »Die Freude,« heißt es einmal in Chodowieckis Briefen, »die man an seiner Familie erlebt, ist doch immer die süßeste auf Erden und wird sich vermutlich noch weiter erstrecken.« Vom Elternhause war ihm eine tiefe protestantische Frömmigkeit mitgegeben worden; aber unbeschadet dieser Kirchlichkeit läßt er seine Tochter unter blühendem Birnbaum in seinem Garten trauen.

Freilich zog diese ausgeprägte Bürgerlichkeit auch seiner Kunst die Grenzen. »Er darf nicht aus seinem Kreise, nicht aus seinem Format heraus,« hat Goethe von ihm gesagt, »wenn nicht alle seiner Individualität gegönnten Vorteile sollen verloren sein.« Nach Tausenden zählen die Blätter des Meisters, der einen ganzen Stab von Radierern und Stechern beschäftigte. Volkstümlichkeit aber erwarb er sich doch eigentlich nur durch seine Illustrationen, durch sie freilich in einem Maße, daß man ihn einen Wegweiser durch die Literatur seiner Zeit genannt hat. Die Namen Goethe, Lessing, Klopstock, Bürger, Gellert, Claudius, die Namen Rousseau, Voltaire, Goldsmith, Sterne, Smollet, Shakespeare, Cervantes — für seine Zeitgenossen waren sie eng mit dem seinen verbunden, viele Gestalten dieser Dichter sahen sie zunächst in Chodowieckischen Prägungen. Aber auch Kalender, die Psalmen, militärische und pädagogische und physiognomische Werke, ja, ein ganzer Orbis pictus erschienen mit seinen einschmeichelnden, den Inhalt erst vertraulich machenden, den Erfolg erst besiegelnden Bildern, so ungleichwertig



Chodowiecki: Sitzung

sie auch unter sich sein mögen. Erst durch ihn wurde sich der Deutsche des 18. Jahrhunderts seiner bürgerlichen Existenz und ihres Stiles bewußt, erst durch ihn lernte er seine Häuslichkeit künstlerisch sehen, erst durch ihn gewann er das Wohlbehagen an sich selber, das der erste Schritt zum Selbstbewußtsein und zur Selbstbehauptung ist. Drum soll man diesen Künstler im deutschen Bürgerhause nicht vergessen, soll seiner mit Liebe und Dankbarkeit auch noch zwei Jahrhunderte nach seiner Geburt gedenken.

Arthur Kampfs Malerei, früher hauptsächlich dem Geschichtlichen und Heroischen zugewendet, hat in den letzten Jahren — wohl auch ein wenig unter dem Gebot der Zeit, die der bescheidenen Tafelmalerei günstiger ist als dem großen Wandgemälde — eine Wandlung zum Einfacheren und Intimeren erfahren. Er liebt noch immer die Brennpunkte des gesellschaftlichen Lebens, das Theater, den Musiksaal, die Sportplätze, den Zirkus, aber er vertieft sich daneben auch in die Legenden der biblischen Geschichte, um aus ihnen so unveraltbare und menschlich ergreifende Themen zu schöpfen wie die Heimkehr des »Verlorenen Sohnes«. Das eigentlich Biblische ist bei Kampf fast ganz getilgt; kaum noch eine leise Andeutung des Orientalisch-Patriarchalischen im Gewand des Vaters. Desto stärker die Akzente des rein menschlichen Gefühls: der verzeihenden, behütenden und umsorgenden Güte beim Vater, die ihren Ausdruck ebenso überzeugend in den linde ausgebreiteten Händen wie in dem gramdurchfurchten und doch wie von einer inneren Sonne überglänzten Antlitz findet, und der inbrünstigen, reue- und demütigen Vertrauensgebärde des Sohnes, die vor Glück das Auge schließt, um desto inniger das weit zurückgebogene Antlitz und die sehnsuchtsvoll umfangenden Arme sprechen zu lassen. Es ist etwas von der bewegten Leidenschaftlichkeit der religiösen Gemälde Gebhardts in diesem Bilde, doch gedämpft, bezähmt und vereinfacht.

Dem Gemälde »Montsalvat« von Heinrich Nobis-Wicherding wird man seine Düsseldorfer Herkunft schwerlich ansehen. Der Parsifalgeist, der sich hier ausspricht und Auge und Seele des Betrachters aus der Niederung des Vordergrundes auf schmalem Pfad zur ragenden, lichtumflossenen Höhe emporzieht, er ist in der malerischen Überlieferung der rheinischen Kunststadt nicht gerade heimisch, und auch die strenge Zeichnung, die hier herrscht, scheint eher aus der Schule Cassels zu stammen, wo der Künstler bei Professor Kolitz entscheidende Anregungen empfangen hat, als aus den Meisterateliers Düsseldorfs, die mehr den Schönheiten des Diesseits als den Erhabenheiten des Jenseits huldigen.

An Herbert Curons »Tellskapelle«, einer auch technisch höchst sauberen und exakten Radierung, fällt es wohltuend auf, wie gut es dem Künstler gelungen ist, von seiner Darstellung dieses nur allzusehr dem Reiselärm ausgesetzten schweizerischen Nationalheiligtums den verstimmenden Eindruck des Sehenswürdigen, der besternten Baedeker-Berühmtheit fernzuhalten. Die Keuschheit des Blattes geht so weit, daß uns die Halle nicht einmal den leisesten Blick in ihr Inneres vergönnt, wie denn auch ihre feierliche Abgeschlossenheit von der profanen Umgebung durch die wenigen Betrachter, die im Vorraum stehen, nur noch mehr betont wird.

Zu diesem aus der Landschaftskette des Vierwaldstätter Sees herausgelösten, eng und streng gefaßten Edelstein bildet der »Heidemorgen« des Braunschweigers Karl Reuß, wiedergegeben nach einer Kohlezeichnung, einen bemerkenswerten Gegensatz. Diese gegen das Licht gesehene Morgenstimmung aus der südlichen

Lüneburger Heide (in der Nähe von Gifhorn) ist ohne Zutaten getreu nach der Natur gezeichnet, sie will nicht mehr als ein Stück Natur wiedergeben, und ihr Wert liegt in der Redlichkeit und Genauigkeit, mit der sie das tut, wobei es freilich auch hier nicht ohne das Tröpfchen Liebe abgeht, das zu jedem Künstlerwerk gehört.



Chodowiecki: Der Künstler mit seiner Familie

In Hubert Ritzenhofens »Sturmflut« ist deutlich der holländische Einschlag zu erkennen, den die Düsseldorfer Malerei sich viele Jahrzehnte hindurch bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, und der durch künstlerischen Austausch zwischen den Niederlanden und den Rheinlanden von Zeit zu Zeit immer wieder erneuert worden ist. Ritzenhofen, 1879 in Amsterdam geboren, genoß seine entscheidende künstlerische Ausbildung bei Professor Claus Meyer in Düsseldorf, der ihm, wie später Thoma und Steinhausen, auch über das Handwerk hinaus Freund und väterlicher Berater wurde. Oft und gern ist er zu Studienzwecken in seiner holländischen Heimat eingekehrt, am liebsten und häufigsten in den kleinen Fischerdörfern, vor allem der Insel Urk in der Zuidersee. Da studierte er die Trachten, Sitten und Gebräuche der Menschen und vertiefte sich in die weltabgeschiedenen Meer- und Küstenbilder mit ihren hohen, weiten Wolkenhimmeln, den ein- und ausfahrenden Fischerbooten, den am Strande erwartungsvoll nach ihnen ausschauenden Frauen und Kindern. Eine dramatisch bewegte und doch geschlossene Stimmung liegt über diesen Bildern, wo Menschenerlebnis den Einklang mit der Naturgewalt gefunden hat und die Romantik ungezwungen aus der tagtäglichen Wirklichkeit entspringt.

Die Lichtwirkungen, die Ritzenhofen mit Vorliebe zu dramatisch-tragischen Effekten verwertet, verwandeln sich unter Otto Wiedemanns zarteren und behutsameren Händen in lyrisch-atmosphärische Stimmungen. Sein »Spazierritt« durch die sich schon gelb färbende Allee ist erfüllt von schwerer, feuchter Herbstluft, die um alles, um Weg, Rasen, Stämme, Laubwerk, Pferde und Reiter eine dämpfende Hülle legt und diesem Bilde jene vornehme, ein wenig resignierte Zurückhaltung gibt, die ein Sommerbild in solchem Maße niemals haben kann.

Otto H. Engels »Karussell« ist ein Erlebnis- und ein Erinnerungsbild, ein neuer Beweis für die im Künstlerleben häufige Erfahrung, wie lange Eindrücke tief innen in der Seele des Schaffenden schlummern können, bevor sie sich gestalten. Als elfjähriger Junge war Engel einmal eines Karussels wegen vom Vater hart gestraft worden; hatte er doch über dem Reiten auf den dunklen Braunen oder den lustig gefleckten Apfelschimmeln Zeit und Abendbrot vergessen. Seitdem hatte das Karussell, zumal wenn es sich in abendlicher Beleuchtung vor einem Dorf oder einer kleinen Stadt drehte, einen eigentümlichen, mit Abenteuerdrang und leisem Grauen gemischten Reiz für ihn, und als er dann — 25 Jahre später — in einem norddeutschen Fischerdorf unter den einheimischen Jungen und Mädchen auch seine



Chodowiecki: Spaziergang

eignen Kinder auf den hölzernen Gäulen einhersprengen sah, da schossen im Wirbel des Lichts und der Farben, unter dem Jubel der Jungen und Alten Jugenderinnerung und Gegenwartsbild zusammen, und das Gemälde war fertig. Vorläufig zwar nur im Kopfe, denn was zunächst entstand, blieb Skizze oder Studie, dann wurde daraus eine farbige Lithographie, und erst im Jahre 1924 — fast ein halbes Jahrhundert nach dem Kindheitserlebnis — verdichteten sich dem mittlerweile Sechzigjährigen Jugend-, Mannes- und Alterseindrücke, aus Hessen an die Waterkant verpflanzt, zu dem, was wir in diesem lustig bunten Ölgemälde vor Augen haben.

Die Verwendung des Spiegels im Innenbild, wie wir sie auf Paul W. Ehrhardts Gemälde finden, dient für gewöhnlich der Belebung und Bereicherung, der Facettierung des Bildinhalts: der Franzose spricht von einem style à facettes, wenn er eine von geistreichen Bemerkungen durchfunkelte Vortragsweise meint. Ehrhardt, in all seinen Bildern zuerst auf den künstlerischen Aufbau in der Raumgliederung, der Farbengebung wie der Farbenverteilung bedacht, benutzt das Spiegelglas hier nicht als zerstreuende, sondern umgekehrt als ruheschaffende und ruhebetonende Fläche und hebt dadurch nur noch mehr die feinen und leisen Abwandlungen von warmem und kaltem Weiß, in denen der koloristische Wert seines Bildes besteht. Freilich nicht allein besteht, wie der Maler, verliebt in seine Technik, vielleicht meint. Für den Betrachter überträgt sich diese Ruhe und Zurückhaltung auch auf die Figur, und niemand darf ihm wehren, wenn er an der so gesammelt in ihre Näh- oder Stickarbeit vertieften jungen Frau die Wohltat der seelischen Beruhigung mitgenießt.

Zwischen Ehrhardts Interieur und Ferdinand Barths »Stilleben mit Marmorfigur« waltet mehr als äußere Verwandtschaft. Komposition und Koloristik sind von gleicher Vornehmheit; es ließe sich denken, daß diese sanftgeschwungene Mädchenfigur, die mit so lieblich-anmutiger Bewegung die Schale zum Munde führt, und dieser dunkellila Blumenstrauß in blau und grün irisierender Vase sich in demselben Raume befinden, in dem sich die junge Frau zu ihrer zierlichen Arbeit niedergelassen hat. Barth, ein Darmstädter von Geburt, erst Mitte der Zwanziger, ist ein Schüler von Professor Adolf Beyer, der die älteren unsrer Leser schon mit manchem seiner delikaten Blumenstücke und Interieure erfreut hat. Wer sich seiner Bilder genauer erinnert, wird in dem weichen, samtigen Zusammenklang der Farben, wie ihn Barth übt, dessen Vorbild erkennen. Inzwischen ist Barth, ein mannigfaltig Begabter und rege zu neuen Aufgaben Strebender, mehr und mehr zur Landschaftsmalerei übergegangen. Den Grund dazu hatte er freilich gleichfalls schon bei Beyer auf gemeinsamen Studienfahrten in der oberhessischen Landschaft gelegt, bevor er sich unter Eugen Brachts Einfluß, der die letzten Jahre seines Lebens in Darmstadt verbrachte und den Arbeiten Barths lebhaftes Interesse schenkte, auf Studienreisen durch Nord- und Süddeutschland zur Vielseitigkeit und Freiheit durchrang. F. D.

Einsame Blume

Ach, wie wüst und leer ist das Gelände,
Schaurig und wie Aussatz vor der Stadt,
Hingestürzter Abschaum, wilder Brände
Dunkle Mauerreste, schwarz und platt.

Doch inmitten zwischen eklem Grauen,
Schutt und Asche und verwestem Tier
Siehe, sieh den zarten himmelblauen
Reinen Glockenkelch! Oh, blühst du hier?

Überm Tode schwenkst du Siegeszeichen,
Aus dem Moder webst du Duft und Kleid,
Und dem Dichter darf ich dich vergleichen,
Der noch einsam singt in dieser Zeit.

Will Vesper

Literarische Rundschau

Mit einem guten, auch dem besten Erzählungs- und Unterhaltungsroman würde Frank Thieß seinen Ehrgeiz nie befriedigt fühlen. Er will aufbauen, nach oben weisen, emporführen, wenn's sein muß: hinaufreißen. Allen Respekt davor! Nur sollte er sich hüten, diesen geistigen Energieschwung gleich in vier Stockwerken aufzutürmen. In vier, zwar jeweils in sich abgeschlossenen Büchern will er den Weg unsrer heutigen Jugend zeichnen. Den ersten Band, den unter Kindern spielenden »Abschied vom Paradies« dürfen wir erst nächstes Jahr erwarten; der zweite »Das Tor der Welt« (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.), wie der dritte (»Der Leibhaftige«) vorauserschienen, öffnet sich nach Überwindung der Schule und der Pubertätswirrungen dem großen männer- und frauenbildenden Leben.

Ahnung und Irrtum — Weisheit des Leibs — Vom Sinn des Lebens: in diesen drei Stufen vollzieht sich die Entwicklung, die Thieß seine jugendlichen Helden, Gymnasiasten und Lyzeumschülerinnen zwischen achtzehn und zwanzig durchmachen läßt, bevor das Leben, die eigentliche Schicksalsschule des Menschen, sie in die Lehre nimmt. Was diesen Roman von vielen, allzu vielen Entwicklungs- und Erziehungsromanen unterscheidet, die uns vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren wie die Heuschreckenschwärme überfielen, ist im Gegensatz zu der dort herrschenden Vereinzelung des schulgemarterten Helden das Korpserlebnis einer durch Kameradschaft verbundenen vielköpfigen Gemeinschaft. Nicht bloß ein Primaner, nicht bloß eine höhere Tochter, sondern deren gleich ein Dutzend, auf daß sich das Sternbild Jugend möglichst vielseitig in ihren Wallungen und Wollungen spiegeln kann. Wenig, sehr langsam, kaum merklich sich vorwärts bewegende Handlung — dafür desto mehr, schier unendliche Abwandlungen und Mischungen des keimenden Lebensbewußtseins. Wie es sich äußert? In Auflehnung gegen den Schuldrill, in philisterfeindlich aufschäumender Sonderbündlerei, namentlich aber in erotisch bis nahe ans Letzte ausgesponnenen Liebschaften. Der erwachsene Leser, auch wenn er sich ein noch so lebendiges und unverfälschtes Gedächtnis an seine eigne Jugend bewahrt hat, wird manchmal versucht sein, zu meinen, darin sei des Wahren und Natürlichen zuviel getan, diese Hingabe an die Puerilia arte in »Andacht zum Unbedeutenden« aus. Bis man dann spürt und erfährt, daß das alles nur Mittel zum Zweck, Tunnel zum Licht, Fegefeuer zur Reinigung, Fieber der Genesung und Reife ist. Eros, der Welterschöpfer; die große Wandlung; der Durchbruch zum Leben; die soziale Verbrüderung mit dem werktätigen Volke; unruhvoll schweifende Sehnsucht ins Unbekannte, nur erst Geahnte; Erschaffung einer neuen Moral; Verzauberung, Beseligung und Verklärung der ersten Liebe; Freiheitsdrang und restlose Hingabe; Lebensüberschwang, Erlebnisdrang und Todeswollust; Ichgefühl und Selbstauflösung — das sind nur ein paar der großen, hallenden Signale auf den Stationen zu den hohen Zielen, die dieser Jugend durch alle Wolken und Nebel ihrer Verirrungen, Verstiegenheiten und Entgleisungen unzerstörbar voranleuchten. Reinheit soll zur Klarheit, Freiheit zur Selbstzucht, Gefühl zur Erkenntnis werden — das ist der Sinn und die Krönung der Jugend, dieser Jugend, die ihr Schöpfer mit all der Energie seiner Bejahung, seiner zuversichtlichen, neuformenden Sittlichkeit erfüllt hat. Jammerschade nur, daß im Himmel dieser Jugendideale kaum eine Wohnung mehr frei ist für — Vaterland und Heldentum.

Während Frank Thieß in diesem z. T. gewiß selbstbiographischen Roman leib- und freudvoller Jugenderlebnisse mit bedächtigem Schritt und auf leisen Sohlen den Spuren des wahren, uns alle umgebenden Lebens nachgeht, besteigt er in dem Novellenbande »Der Kampf mit dem Engel« (ebenda) das Flugzeug einer erotischen, in überirdische Sphären hinaufstrebenden Phantasie. Alle drei Novellen, obwohl in ihrer Entstehungszeit durch sieben Jahre voneinander getrennt, spielen in fernen fremdländischen Zonen, die für den Europäer voller Rätsel und Geheimnisse sind; alle drei, obwohl in ihrer realistischen und seelischen Struktur kaum noch miteinander verwandt, schildern das Ringen des vom Grauen des Lebens oder des Todes bedrängten Menschen mit und um Gott.

Sariolassar wird vom »Yooghi«, dem Gott der Massenseuche und des Massensterbens, überfallen, der sich nach dem Glauben der Eingeborenen nur durch Menschenopfer versöhnen läßt: hingebende, opferbereite und doch lebensbereite Liebe überwindet Fluch und Drohung ... Ein Ansiedler in weltverlassener kanadischer Waldeinsamkeit, der auch für immer der Frau, der »ewigen Unruhe der Welt«, entflohen zu sein glaubt, stößt in der Wildnis auf ein Weib, das in all seinem Gebaren, nicht zuletzt durch seine Freundschaft zu den Tieren, den Urzustand der Natur darstellt. Er erlebt mit dieser Gru, dieser »Wölfin«, diesem Kinde einer Waldnymphe und eines Wolfes, die erste Liebe des Weibes zum ersten Manne, aber er kann aus seinem Menschenkreise nicht heraus und zerstört sein Glück, indem er die tötet, die ihn vom Menschenfluch hätte erlösen können ... Ein deutscher Professor, mit einer leidenden Frau auf einer

Plantage in Guatemala, im Hochland von Quezaltenango verschlagen, bangt um ihren Tod und ihrer beider Trennung, möchte ihr unsterbliches, nicht alterndes noch welkendes Teil auch übers Grab hinaus sichtbar und spürbar erhalten. Sie stirbt vor Heimweh und an gebrochenem Herzen, und nicht anders vermag er ihrer Gegenwart, ihrer lebendigen Erinnerung teilhaftig zu werden als durch die Demut des Herzens, die auf alle Logik des Kopfes verzichtet und das Geheimnis in seiner heiligen Verschlossenheit verehrt, darin die Gegenwart Gottes, das Rätsel des Todes und das Wunder der Liebe, zu einem Sinn geformt, vereinigt ruhen ...

Es geht eine seltsame und seltene Mischung von brennender, bis zur gewaltsamen Entladung übersteigerter Sinnlichkeit und Gegenwärtigkeit mit einer von allem Greifbaren entlasteten, körperlos entschwebenden Gedankenhaftigkeit durch diese drei Novellen. Nicht überall ist das Gleichgewicht, die harmonische Durchdringung und die seelische Befreiung gefunden, aber ein Erzähler von Rang und ein Gestalter von außergewöhnlicher Kraft reißt uns willig oder widerwillig mit sich fort, aus der Schale der Wirklichkeit in das Wesen der Dinge und in die überirdischen Zusammenhänge, und mit ihm lernen auch wir unter Stürmen der Wildheit und Leidenschaft das Frommsein, das sich vor dem Unerforschlichen in Demut beugt.

Es muß schon ein sehr begabter Erzähler sein, der uns so lange wie Frank Thieß im Bann erotisch-mystischer Ereignisse zu halten versteht. Schließlich aber sehnt man sich doch wieder nach vertrauteren Dingen und Menschen, und wie die Frau Professor der letzten Geschichte, so beschleicht auch den Leser ein Heimweh nach deutschem Wesen und Geschehen. Dann soll man Heinrich Lilienfeins Dichternovellen »Aus Weimar und Schwaben« (Heilbronn, Eugen Salzer; mit Titelkupfer von Ferdinand Staeger) zur Hand nehmen und sich mit drei bedeutungsvollen Begebnissen aus dem Leben unsrer Klassiker wieder ans Herz, in die Seele unsrer geistigen Heimat betten lassen.

9. und 10. November 1775: Der alternde Wieland, noch immer leichtentzündlich und kinderzutraulich, aber auch schon von Griesgram und Zukunftsfurcht angewandelt, erwartet mit Unruhe den ersten Besuch des jungen, eben in Weimar angekommenen Goethe, seines, wie er meint, bösen Gegners und Widergeistes, der ihm und seinem Ruhme das Grab graben wird. Aber da stürmt der Sonnenjüngling schon die Treppe empor, Malchen Wieland auf dem Arm, die Geschwister am Rock; aller Trübsinn ist weggeblasen, es gibt einen »kindlich-großen Willkomm, in dem sich zwei Zeitalter grüßen«: der Ältere neigt sich vor dem Jungen, der dessen Werk nicht vernichten, sondern vollenden wird; der Junge huldigt dem Älteren, der sein Wegbereiter war ...

18. Februar 1790: Schiller, der Dreißigjährige, ist im Begriff, seine Lotte von Erfurt zur Trauung abzuholen. Vorher aber gilt es noch Abschied zu nehmen von Charlotte von Kalb, deren leidenschaftlich glühende Briefe der Bräutigam auf der Brust trägt. Doch die Krisis ist schon überwunden. Der einst so ganz in ihrem Bann lag, hat jetzt nur noch Mitleid für seine einstige Muse, seinen einstigen Lichtgeist, und scheut sich gar nicht, die »hausbackene Fühlsamkeit eines Durchschnittsgeschöpfes« für das »heiligende Feuer der Leidenschaft« einzutauschen, weiß er doch, daß, nachdem die Stürme seiner Jugend verbraust sind, das Heil seiner Vollendung nur in der klaren, sanften Stille liegen, daß er allein an diesem sicheren Strand zur Ganzheit genesen kann. Zweier Menschen Liebe wird begraben, aber aus dem Grabe sprießt schon neues, höheres Leben ...

2. Juli 1802: Hölderlin kehrt düstersinnig, schwachmütig und leidgeschlagen, ein Gestrandeter und Verirrter, aus Bordeaux in die Heimat zurück. Sein Freund Sinclair empfängt ihn mit aller Liebe und Zartheit echter selbstloser Freundschaft. Und doch kann er nicht hindern, daß er mit der Nachricht von Susanne Gontards, Diotimas, Tode den schon halb Zerrütteten vollends in die Arme des Wahnsinns treibt. Von den Furien gejagt, flüchtet sich der Dichter zu seiner Mutter nach Nürtingen. »Das Steuer war in die Woge gefallen, das Schiff an die Felsen geschleudert.« ...

Den Ausklang machen vier Tagebuchblätter aus Weimar. Man hält sie zunächst wohl für ein Anhängsel, das entbehrt werden könnte. Bald aber spürt man, daß sich erst hier der nach Weimar, ins Herz Thüringens verpflanzte Schwabe Lilienfein innerlich mit Geist und Sinn seiner neuen Heimat auseinandersetzt. Wer kann in dieser Stadt leben, fragt er sich, in dieser Stadt, wo die Schatten der großen Vergangenheit den Lebendigen der Gegenwart erdrosseln? So geht es den Winter, den Frühling, den Sommer hindurch: überall Gespenster, die demütigen und zermalmen. Unter den Stürmen des Herbstes aber geht dem schon halb Verzagten Goethes leidendes, qualdurchrissenes Menschentum auf, sieht er die irdischen Wundmale auch dieses Götterlieblings, und in ihm, dem Inbegriff und Sinnbild der Stadt, lernt er sie selbst verstehen und lieben. So hat der Schwabe Lilienfein seinen Friedens- und Schaffensbund mit Weimar geschlossen.

Er mag noch so weit von der Heimat entfernt sein, mag noch so feste Wurzeln im neuen Boden seiner Familie und Arbeit geschlagen

haben, einmal kommt für den Deutschen die Stunde, wo er nicht anders kann, als dem Land oder der Stadt seiner Geburt seine Liebe zu bekennen und seinen Dank abzustatten. Der Dichter und Schriftsteller hat kein andres und besseres Werkzeug dafür als das Wort, mit dem er Menschen gestaltet und Geschehnisse deutet. So hat Lilienfein in Weimar, wo er sich seit länger als einem Jahrzehnt als Schriftsteller und Generalsekretär der Schillerstiftung zum Dauernden gewöhnt hat, sich auf sein Schwabentum besonnen, und so hat Karl Neurath, lange schon in Bremen als Journalist und Schriftleiter tätig, in mehr als einem Roman und mehr als einer Novelle seiner unvergessenen rheinischen Heimat gehuldigt. Zuletzt in der Erzählung »Der Klostermüller« (Varel i. O., Verlag »Am Kamin«), einer Geschichte, die nicht bloß am Rhein spielt, sondern auch rheinisches Blut in den Adern und ein echt rheinisches Schicksal aus der Zeit nach dem Deutsch-Französischen Kriege zum Vorwurf hat. Der Müller mit dem harten Kopf, dem zähen Rechtsgefühl und dem gegen die neue Zeit und das siegreiche Preußentum rebellierenden hitzigen Temperament, der von allem Leid nicht mürbe gemacht wird und sein Eigentumsrecht bis zum freiwilligen Tode verteidigt, er ist aus dem Geschlecht der Götz von Berlichingen und Michael Kohlhaas, aber er hat dazu das weiche, zärtliche Gemüt der Westdeutschen und ihre bewegliche, abenteuerfrohe und erfindungsreiche Phantasie. So ist eine Geschichte zustande gekommen, die trotz ihres knappen Umfangs und ihres schlichten Vortrags Lebensfülle und Schicksalsgewicht hat und in ihrem ganzen Aufbau fester auf den Füßen steht als manche mit allen erdenklichen psychologischen Finessen durchgeführte Kunstnovelle.

»Wenn man auch der Heimat gestorben ist, sie folgt einem überall nach,« heißt es einmal bei Otto Anthes. Auch der ist nicht weit vom Rhein daheim, und sicherlich gibt es unter seinen Erzählungen manche, die, aus der Heimat entsprossen, der Heimat auf die Knie gelegt sind. Aber Lübeck, die alte Hafen- und Hansestadt, so spröde es sich im allgemeinen als Pflanzstätte der Dichtung und der dichterischen Stoffe erweisen mag, ihm hat es für seine Novellenstoffe reiche Frucht getragen, so daß es ihn keine große neue Mühe kosten konnte, der Stadt, in der er die entscheidenden und bedeutungsvollen Jahrzehnte seines Lebens verbracht hat, zur Feier ihrer 700jährigen Reichsfreiheit ein Bändchen lübischer Geschichten, betitelt »Unter den sieben Türmen«, gleichsam als Treuegeschenk darzubringen (Leipzig, Philipp Reclam). Es scheint mir nicht alles neu, was sich da in Sechszahl zusammengefunden hat, aber es hat lübischen Geschichts- und Chronikenduft. Von der »Reise in den Himmel«, die ein junges heißblütiges Paar ohne Anstoß in das Paradies ihrer Liebe zu bringen weiß, über die »Geschiedenen«, die dem Richter zum Trotz am Tage ihrer Scheidung freiwillig von neuem Mann und Frau werden, über die »Magd im Harnisch«, die sich durch keden Entschluß einen lübischen Geschlechtersohn zum Manne gewinnt, bis zur »Cordula Königin«, Cord Königs, des kühnen Kaufmanns und Freibeuters, kühner, stolzer und mannskluger Tochter, die zwar selbst nicht Königin werden kann, aber aus Gustav Wasa, ihrem zagen und zögernden Gastfreunde, durch Aufrüttelung seiner Energie einen König zu machen versteht.

Wie kann man wissen, wo man zu Hause ist, wenn man nur immer zu Hause war!« antwortet in einer Novelle Albrecht Schäffers ein aus den Bergen Süddeutschlands in die nordische Tiefebene Gewanderter auf die Frage, ob es schön sei bei ihnen daheim. In dieser Antwort und in der gleich darauf erfolgenden Wendung des Fragenden, wie »in der Natur doch alles so einfach« sei, liegt das ganze Abc der Schäfferschen Ästhetik. Auch er, dieser vielfältig begabte, schönheitsfreudige, wählerische und formüppige Dichter, in so vielerlei Gestalten er sich verwandeln, in so vielerlei kunstvoll verschlungenen Formen er sich bewegen, in so vielerlei Herren Geist und Wesen er geschlüpft sein mag, er bleibt doch immer in der papiernen, oder sagen wir höflicher, in der nicht recht durchbluteten Haut des Künstlings, der mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen dichtet. Es brennen wohl Feuer bei ihm, Feuer in den verschiedensten Farben und Wellen, aber sie geben keine Wärme, und schwer nur wird es einem gelingen, ein inneres, vertrautes Verhältnis zu diesem Dichter zu gewinnen. Hat uns das schon sein »Helianth«-Roman gesagt, so noch mehr seine Novellensammlung »Prisma« (Leipzig, Insel-Verlag). So künstlich der Titel, so künstlich die »süßen Frauenbilder«, die hier gezeichnet werden, um die »bittere Erde« zu beschämen. Ich sage »gezeichnet«, obgleich das Prisma mit seinem »stolzen Gelb«, seinem »stillen Grün«, seinem »heiligen Blau«, seinem »kühnen Purpur«, seinem »geheimnisvollen Ultra«, das kein Auge sieht, zunächst an Farben denken lassen sollte. Aber farbig ist eigentlich nichts in diesen dreizehn Novellen und Erzählungen, weder die Menschen, noch die Geschehnisse, noch die Sprache, in die sie gekleidet werden. Alles hat etwas Müdes, Überlebtes und Verblasenes, als fehlten ihm Boden und Wurzeln; keine dieser Gestalten kommt uns nahe, mit keiner stehen wir, solange wir auch mit ihr wandern mögen, auf du und du. Und die Prosa dieses in allen Vers- und Reimformen Gerechten, sie hat etwas

Greisenhaftes, dünkt mich, das längst in seiner eignen Manier erstarrt ist, weil es aus falsch verstandener Vornehmheit dem Natürlichen, Schlichten und Selbstverständlichen geflissentlich aus dem Wege geht. Es wird Geschmäckler geben, deren verwöhnter Gaumen sich gerade daran delektiert; die noch unverdorbene Zunge wird an all diesen Gerichten den Erdgeschmack und die naturhafte Frische vermissen und sich bald nach kernigerer Kost sehnen.

»Die Osterinsel« — hieß nicht so ein Roman von Adolf Wilbrandt, wollte nicht auf diese weitab von aller modernen Kultur im Stillen Ozean liegende kleine chilenische Insel der Doktor Helmuth Adler die Anhänger seiner Lehre führen, auf daß sie dort in strenger Abgeschlossenheit von der niedrigen Masse der übrigen Menschheit den »Göttermenschen« züchten? Ein geheimnisvolles, von tausend Rätseln umsponnenes Eiland jedenfalls, das sich der Dichter als Erfüllungsort seiner Utopie ausersehen hatte. Geheimnis- und rätselvoll auch heute noch. Eine nüchterne Engländerin glaubte durch eine besondere Expedition in den Jahren 1914/15 die Rätsel gelöst, die Geheimnisse gelüftet zu haben, aber nun lernen wir aus einem deutschen Buche, verfaßt von Friedrich Schulze-Maizier und im Schmuck von dreiundzwanzig kunstschön ausgeführten Bildertafeln im Inselverlag zu Leipzig erschienen, daß die Dinge so durchsichtig doch nicht sind, wie Mrs. Routlege sie darstellt, daß vielmehr aus älteren Arbeiten, die keineswegs als phantastisch abzutun sind, noch mancherlei hinzugenommen werden muß. So zieht denn dies deutsche Buch, wie es unsre Art ist, aus der unbefangenen weitblickenden Überschau über alle bisherigen Entdeckungen und Forschungen das Fazit, indem es die gesamte weitverstreute und vielfach widerspruchsvolle Literatur synthetisch zu einem Gesamtbild verarbeitet. Ein wahres Knäuel von Problemen war da zu entwirren, vielleicht das verschlungenste der ozeanischen Vorgeschichte überhaupt. Wer waren die Menschen, von denen diese Überreste eines auffallend entwickelten Volkstums stammen? Welches Blut floß in ihren Adern? Wann und von wem, wie und warum wurden die megalithischen Figuren, die mächtigen Quaderbauten der Plattformen errichtet, die den Küstensaum umsäumen? Waren diese mächtigen, urwüchsig drohenden, bei aller fast rohen Primitivität von verblüffendem Stilgefühl zeugenden Skulpturen Idole von Göttern, waren sie Erinnerungsmale an Ahnen? Oder waren es gar, wie die auf okkulte Offenbarungen gestützte Behauptung der Theosophen will, Hinterlassenschaften von Riesen einer uralten Weltepoche, den ungetümen Bewohnern eines untergegangenen Kontinents »Lemuria«, der einst das Gebiet des Indischen und Pazifischen Ozeans eingenommen hat und dessen letzter Überrest die Osterinsel ist? Was ist der Sinn des eigenartigen, mit höchster Leidenschaft betriebenen Vogelkultus gewesen, von dem zahlreiche große Felsenreliefs und Malereien am Klippenrand des westlichen Vulkankegels zeugen? Wie kam gerade die abgelegenste Insel Polynesiens zu dem Unikum einer Schrift?... All diese Fragen und Rätsel steigen aus dem winzigen Eiland auf, und das deutsche Buch, ein Abenteurerroman aus der Geschichte der Erdoberfläche sondergleichen, weiß sie, wenn nicht zu lösen, so doch zu lichten.

Rudolf Sieck, mit dessen feinsinniger Landschaftskunst sich ein eigner Aufsatz dieses Heftes beschäftigt, ist mit Pinsel und Zeichenstift nicht bloß in den oberbayrischen Vorbergen zu Hause, wenn das auch die Lieblingsweide seiner Malerei ist. Die altererbte deutsche Sehnsucht nach Italiens Sonne und Farbenpracht sitzt auch ihm im Blute, und so hat er Bilder aus Italien mitgebracht, in die sich seine ganze Liebe zu dem Lande ergießt. Nur daß diese Liebe ihr deutsches Heimweh nicht überwinden kann, nur daß diese Liebe in jeder italienischen Landschaft — gewiß, ohne daß sie's will und ahnt — ein Stück Deutschland sieht. Was dabei zustande kommt, ist außerordentlich reizvoll: alles Theatralische, alles Kulissenhafte, das sich auf italienischen Landschaftsbildern sonst so leicht vordrängt oder einmischt, ist getilgt, alles Pompöse schmilzt dahin in eine Stille, Einfachheit, Ruhe und Vornehmheit, in eine Lieblichkeit und Süße, die zu sagen scheint: so bin ich, wenn ich unter den Augen eines Andächtigen, der ins Innere zu bringen weiß, zu mir selber komme. Perugia — der Blick schweift über rotleuchtende Weingärten und grüne sanftgewellte Hügel; Assisi — erst im Hintergrund der in silbernen Dunst gebetteten Ebene zeichnet sich ahnungsleise die Stadt ab, und wenn dann auf einem zweiten Pastell die Kirche des heiligen Franz erscheint, so wird sie vom blauen Himmel und von blühendem Baumwerk so umrahmt, daß sie wie ein Spielzeug erscheint; Tivoli, hoch auf grüngepolstertem, von Pinien überwogtem Fels, aber schöner und reizender noch das Nebenbildchen mit dem blaugrünen Filigrangeäder des Olivenhains, das alles Architektonische verschweigt; Ariccia: ein Nest aus Altfranken; der Nemisee, leuchtend in einem unendlich schlichten, unendlich seligen Blau; Taormina: jungfräulich zart in seinen Küstengliederungen — dieser Maler macht uns in den italienischen Landschaften, auch in den südlichsten, heimisch, wie's kaum ein andrer vor ihm vermocht hat. Die Drucke in farbigem Offset sind von einer wunderbaren Feinheit und

einem zauberhaften Duft. Alfred M. Balte hat den Text dazu geschrieben, aber die Verbindung zwischen Wort und Bild ist so lose, daß sich keine rechte Brücke von hier zu dort schlagen will. Vielleicht wären uns diese Pastelle noch lieber und würden uns noch vertrauter, wenn der Verlag (Eugen Salzer in Heilbronn) sie als lose Blätter in eine Mappe getan hätte. Jedenfalls tut man gut, sie erst einmal für sich allein zu genießen und sich in gesonderter Stunde mit den Schilderungen des Textverfassers, kleinen feingeschliffenen Prosastücken und poetischen Skizzen, zu befreunden.

Den Nürnberger Rudolf Schiestl kennen unsre Leser aus manchem hier veröffentlichten Kunstblatt, nicht zuletzt aus dem Doppelaufsatz, der ihn Arm in Arm mit seinem Bruder Matthias, dem Münchner Bauern- und Kirchenmaler, zeigte. Matthias ist der wuchtigere, vielleicht auch tiefere, Rudolf aber der glücklichere und begnadetere, denn er hat zum Ernst und zur Tiefe, zur religiösen Empfindung und volkstümlichen Innigkeit den Humor mitbekommen, der so herzhaft lachen und so anmutig spielen kann. Ein Strählchen vom heiligen Franz, dem Spielmann Gottes, fiel auf seinen Scheitel. Diese beiden so eng verknüpften Neigungen der Rudolf Schiestlschen Kunst, der übrigens auch die Beherrschung des Graphischen eine Schwinge leiht, halten sich fast die Wage in dem Rudolf-Schiestl-Buch, das der Bühnenvolksbundverlag in Berlin (SW 68) dem Künstler gewidmet und Leo Weismantel, in dem verwandte poetische Kräfte wirksam sind, mit einem erwärmenden (nur leider immer noch unnütz ästhetisierenden) Geleitwort versehen hat. Die Hauptsache sind natürlich die Bilder: mehr als ein halbes Hundert Wiedergaben in verschiedenen Druckarten, alle scharf und klar und doch warm im Ton, fünf davon in Vierfarbendruck auf eingeschalteten Tafeln. Hier mag Deutschland einen der wenigen wurzelfesten und doch nicht engsinnigen Volkskünstler erkennen, die ihm neben all seinen Artisten der Malerei und Zeichnung gegeben sind, einen Künstler der Schlichtheit, Reinheit und selbstverständlichen Deutschheit.

Das Sternbilder-Buch nennt Hermann Häfker, ein noch in dem Ideen- und Vorstellungskreise des Avenariusschen Kunstwarts erzogener Kulturschriftsteller, ein vom Dürerbund betrautes, hauptsächlich der Jugend zugedachtes Werk, das den Leser und Betrachter — denn die Bilder, sechs farbige Steindrucke, zwei Sternkarten und vier Zeichnungen von Kurt Fiebler, vereinigen sich hier eng mit dem Wort — durch das Leben des Himmels zu dem der Erde, der Welt, der Ewigkeit führen möchte (München, Georg D. W. Callwey). Unverkennbar, daß dieser schöne, stattliche Band in Großquart sein Erscheinen dem wiedererwachten Interesse an der Astrologie verdankt, das doch mehr ist als die Mode einer ratlos gewordenen Zeit. Jedenfalls soll und kann man mehr aus ihm machen. Und das geschieht hier. Zuerst: Himmelskunde im astronomischen Sinne von heute, dann Blicke in die geheimnisvolle Welt der babylonischen und griechischen Sternbildersagen, schließlich etwas von menschlicher Weltanschauung überhaupt. Das Sternbilder-Buch hat somit der Jugend und den Erwachsenen etwas zu geben: der Jugend Aufschwung und erhabene, dem Alltag entrückte Ziele, dem Erwachsenen eine Weltbildlehre, die alles Schulmäßige abgestreift und dafür das Gewand künstlerisch beseelter Unterhaltung angezogen hat.

Des Todes Bild« heißt ein über tausend Seiten starkes Buch des englischen Arztes Frederick Parkes Weber, das drüben, wo sie jenseitigen Dingen sonst nicht gerade übermäßiges Interesse entgegenbringen, in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt hat. Man begreift diesen Erfolg und kann sich in bescheidenerem Maße einen ähnlichen auch für Deutschland erwarten, wenn man die stark gekürzte deutsche Bearbeitung durchblättert, die der gelehrte Berliner Arzt und Sammler Prof. Dr. Eugen Holländer dem englischen Original seines Kollegen hat zuteil werden lassen (Berlin, Fontane & Ko.). Denn in diesem reich illustrierten Bande haben wir alles beisammen, was Kunst, Gelehrsamkeit und Denkertum über die Erscheinung des Todes gedacht, erforscht, gedichtet und geschaffen haben. Der Reigen wird eröffnet durch die Meinungen der alten klassischen Epochen, die mit ihrer heiteren Lebensbejahung so schroff der christlichen Auffassung des Mittelalters entgegengesetzt sind, obgleich sich auch hier das Bild des Todes, manchmal fast widerwillig, in Legenden, Spielen, Tänzen, Grabschriften und Erzählungen, oft gar lieblich verklärt. Dann erscheint die Kunst und beantwortet in schöpferischer Form die bangen oder herausfordernden Fragen, die die Menschen an den Tod stellen konnten. Der letzte Teil ist den Münzen, Medaillen, Plaketten und Gemmen sowie der Kleinkunst gewidmet, die neben dem Ernst am freiesten den Humor spielen läßt. So streckt dies Buch, auf dem Grenzrain zwischen mancherlei Disziplinen wandelnd, auch nach vielen Seiten seine Fühler aus. Der Künstler, der Gottesgelehrte, der Geschichtsfreund, der Arzt, jeder nachdenkliche Laie wird sein Körnchen darin finden, mag er es nun als Bildungs-, als Trost- oder Erbauungsbuch nehmen, mag er ihm gleich freundlich die Hand bieten oder sich nur zögernd und kritisch abwägend damit vertraut machen. F. D.

Verschiedenes

Von Homer bis Sokrates. Ein Buch über die alten Griechen. Von Theodor Bit (3. vermehrte Auflage mit 20 Kupfertiefdrucktafeln; Leipzig, Quelle & Meyer). — »Von allem etwas, etwas Dichtkunst, etwas Krieg, etwas Götter- und Menschenleben, etwas Liebe und Haß, Gemeinheit und Heldentum, Leichtsinn und Tiefsinn, Spott und Todestrauer: ein Buch des Allerlei. Die Griechen selbst sind schuldig, daß dem so ist.« Wer in seinem Vorwort solche Sätze schreiben kann, ist gewiß kein Schulfuchs, beweist Frische und Gegenwartssinn genug, um über die »alten Griechen« ein junges, anregendes, lebendig machendes Buch zu versprechen. Und das Versprechen wird gehalten. Nicht nur durch die offenen und versteckten Gegenwartsparallelen, die aufleuchten oder durchschimmern, mehr noch durch die temperamentvolle, beschwingte Darstellung und die unbefangen menschliche Auffassung, die von jeder schwerfälligen Gelehrsamkeit entlastete, zur Kunstform strebende Gestaltung auch der sprödesten Dinge und Geschehnisse. Es geht wohl uns allen so, die wir noch durch klassische Gymnasien der alten Fasson gegangen sind: wir spüren einen gelinden Schauder davor, noch einmal in dem alten Flusse zu schwimmen, und fühlen doch, wie anders, wieviel tiefer, näher, reifer und herzhafter wir Menschen und Sachen der hellenischen Zeit heute sehen und erleben würden, wenn uns noch einer in die Flut zurücklocken möchte. Nun gut, so ein Schwimmeister streckt uns hier die Hand entgegen. Folgen wir ihm, und wir werden das Land der Griechen nicht bloß mit der Seele suchen, sondern zum mindesten ein gutes Stück davon auch finden.

*

Am Hofe der Herzöge von Burgund. Kulturhistorische Bilder von Otto Cartellieri (Basel, Benno Schwabe & Ko.). — Die Nebenfrucht einer mit aller Gelehrsamkeit und Gründlichkeit ausgeführten politischen Geschichte der Herzöge von Burgund, die im Mittelalter das gesamte Abendland mit ihrem Namen erfüllt haben. Und ein neuer Beleg für die in der Wissenschaft nicht seltene Erscheinung, daß sich in solchem Nebenschößling die ganze während der strengen Gelehrtenarbeit aufgestaute Liebe, Kultur- und Kunstfreudigkeit ausströmt. So empfangen wir hier ein zu reinster, schlackenloser Kunstform gediehenes Werk, das jeder Laie ohne Mühe und mit ungestörtem Genuß lesen kann. Keine Anmerkungen, keine gelehrten Abschweifungen und Belastungen im Text; wer tiefer in den Stoff, die künstlerischen, gesellschaftlichen und festlich-zeremoniellen Veranstaltungen und Denkmäler dieser lebensfrohen Zeit eindringen will, findet am Schluß des Buches in den getrennt gegebenen Anmerkungen eine erwünschte Anleitung dazu. Die eigentliche Darstellung liest sich wie ein großer schicksalsreicher kulturgeschichtlicher Roman, breitet sich vor uns aus wie einer der farbenüppigen Wandteppiche, die uns aus jenem Kulturkreise überliefert sind.

*

Oberrhein, Schwarzwald und Bodensee. Kunst, Land und Leute. Mit Geleitwort von Fritz Schneller und 120 ganzseitigen Abbildungen (Freiburg i. Br., Urban-Verlag). — Das ist kein flüchtig auf den Kaufreiz hin zusammengestoppeltes Bilderheft, sondern ein Kultur- und Landschaftsbuch von fester Linie und einheitlichem Charakter. Der einleitende Text, geschmackvoll, sachgetreu, erwärmend und doch zurückhaltend, geleitet gerade nur leise vorstimmend an die Landschaft heran; dann setzen die Bilder ein, künstlerisch erfaßte und sauber ausgeführte Bilder, und führen uns mit ihren scharf geprägten, aufs Wesenhafte zielenden Unterschriften die ganze lange Straße von Weinheim an der Bergstraße über den Schwarzwald und den Oberrhein bis zum Bodensee — dem Neuling eine hinreißende Lockung zum Reisen und Wandern dorthin; dem Kenner eine süß-wehmütige Erinnerung an schöne Tage, die nun hier mit Macht wieder erwachen.

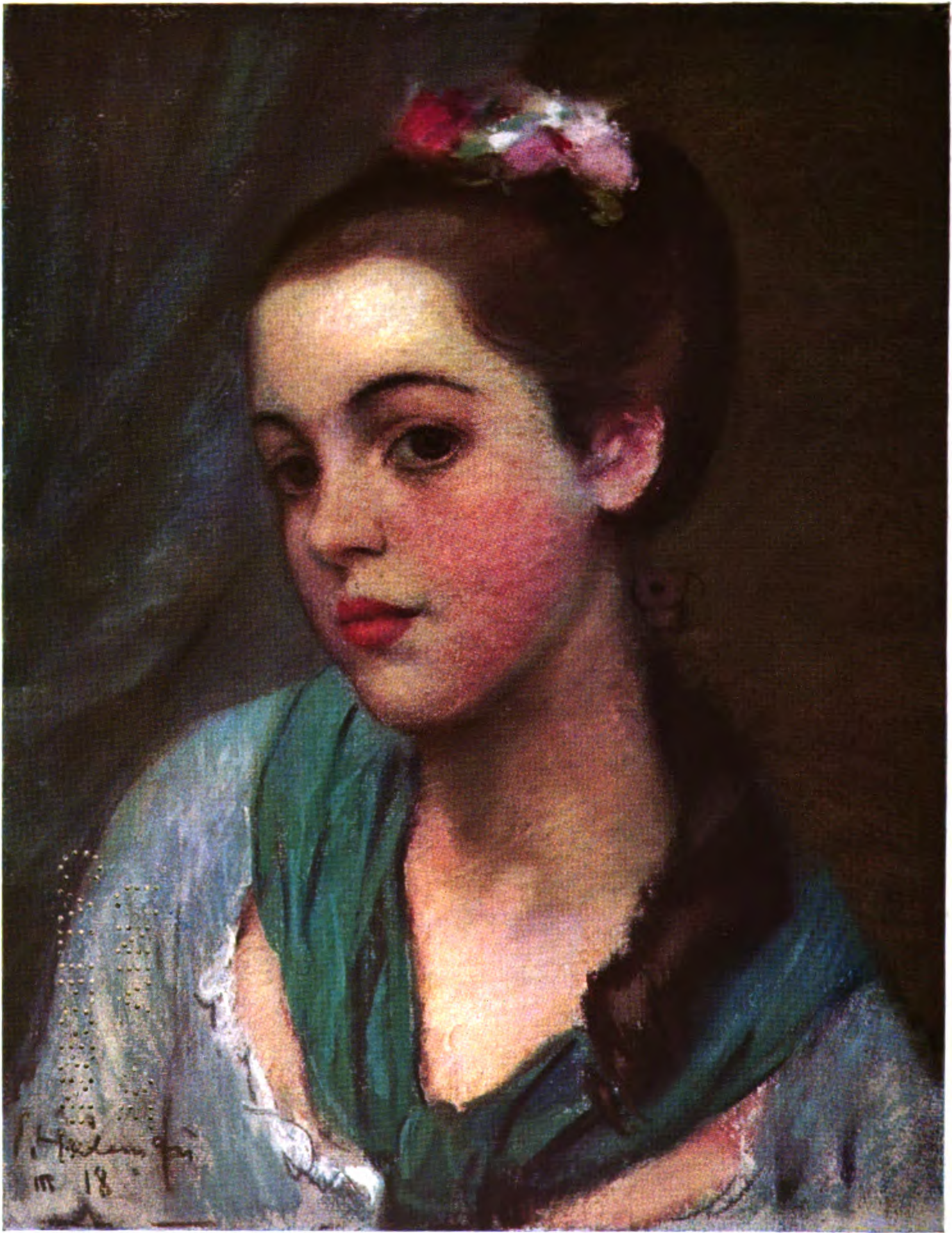
*

Vorlesestunden. Von Erwin Ackerknecht (2. vermehrte Auflage; Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). — Diese Schrift des Stettiner Stadtbibliothekars, der um das Volksbildungswesen mannigfache Verdienste hat, will vor allem der Praxis der Bücherleiter dienen, weiterhin aber allen, die zum Hausgebrauch oder für die Öffentlichkeit Vorlesungen aus den Schätzen der Weltliteratur veranstalten. Dabei spielen die aus der Praxis des Verfassers und seiner Mitarbeiter dargebotenen Programme die Hauptrolle. Voran gehen einige methodische Kapitel, in denen wichtige Fragen literarischer Bildungspflege erörtert werden.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Walter Krieg in Berlin. Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Ernst Heilemann: Mädchenbildnis



Heft: 843 Nov. 1926

Brettspiel des Lebens

Roman von Ernst Zahn

III

Enoch war nun noch schärfer als je vorher hinter dem Neffen her. Weniger gehässig oder schadenfroh, aber irgendwie unruhiger. Der Narr, der Hermann, war ihm verdächtiger als je.

Eines Sonntags fuhren Domini Gisler und Hanna ins Tal, um Hannas Vater, der krank war, zu besuchen. Hermann hatte gute Lust gehabt, diesen Tag zu benutzen, um einen Sprung zu Suse zu machen; aber irgendeine Furcht hatte ihn abgehalten. Sein Gewissen zwickte ihn schon nach Noten, und er hatte augenblicklich nicht den Mut, ihm neue Last aufzuladen. Weil er aber mit Enoch nicht allein zusammenbleiben mochte, so ließ er sich von seinem Schulkameraden Hans Lusser, dem Adlerwirtssohn, zum Mittagessen einladen und blieb in dem Wirtshaus beim Karten- und nachher beim Kegelspiel hängen. Es war eine lustige Gesellschaft beisammen; aber die jungen Männer waren mit Hermann, der sonst wahrlich kein Duckmäuser war, nicht zufrieden. Er war beim Essen wortkarg gewesen und zeigte sich nachher beim Spiel so zerstreut, daß er seinen Partnern alle Siegesaussichten verdarb. Seine Gedanken wanderten. Zwei Züge hätten ihm im Laufe des Tages noch die Fahrt in die Stadt ermöglicht. Es fehlte nicht viel, so wäre er, allem inneren Zagen zum Trotz, doch noch zum Dampfbootsteg geeilt.

Auf einmal in der Kegelbahn hatte er ein jähes Angstgefühl. Er hatte eben einen recht mißglückten Wurf getan. Die Kameraden schlugen über seine Ungeschicklichkeit ein helles Gelächter auf. Der blonde Hans Lusser, der schon ein ansehnliches Quantum Wein hinter die Binde gegossen hatte, war ärgerlich. Er murrte, Hermann solle sich zum Kuckuck scheren, wenn er nicht besser aufpassen könne.

Hermann, der sonst keiner von den Geduldigen war, steckte das Wort schweigend ein und drückte sich beiseite. Er warf sich rittlings auf eine Stabelle. Die Arme über deren Lehne geschlagen, starrte er aus dem Fenster in den Hof hinaus. Es war ihm plötzlich eingefallen, daß Enoch jetzt allein im Reutehaus war. Wenn — wenn Enoch jetzt seine Abwesenheit benutzte, um —

Alles Blut drängte ihm zum Herzen. Der Schleicher! Es war ihm, als müsse er aufspringen und heimeilen.

Da riefen ihn die Kameraden wieder an: »Hallo! Mach's besser! Bist doch nicht hergekommen, um in die Luft zu staunen!«

Er riß sich gewaltsam aus seinen Gedanken und gesellte sich widerwillig wieder zu ihnen. —

Auf dem Reutehof war Enoch zurückgeblieben. Er war am Morgen mit allen andern zur Kirche gewesen, obwohl er nicht eben frommgläubig war. Erst auf dem Nachhausewege erfuhr er von Luise, der Magd, daß Hermann nicht zum gemeinsamen Mittagessen kommen werde. Auch Rosi, die junge Hausmagd, und der Hüterbub hatten um Sonntagsurlaub gebeten. So saßen außer Enoch nur die beiden alten Dienstleute am Tisch. Es war eine kurze und trockene Mahlzeit. Knecht

und Magd waren verlegen, nun sie es mit dem Amerikaner allein zu tun hatten. Er hatte für sie etwas Fremdes an sich. Seine Sprache klang ihnen ungewohnt, und der Gedanke an seinen Geldsack machte sie scheu. Eine lahme Unterhaltung drehte sich um Wirtschaftsangelegenheiten, Stall, Feldfrüchte, Vieh. Enoch hielt sie aufrecht, weil er die Befangenheit der andern bemerkte. Aber im Grunde hatte er Kopf und Herz von andern Dingen voll. Die Stille des Hauses bedrängte ihn. Er vermißte den Bruder und Hanna. Hanna besonders! Hm! Wenn die nicht mehr wiederkäme! Vielleicht — ginge er selbst dann wieder nach Amerika zurück! Dann fiel sein Sinn auf Hermann. Zum Trotz kam er jetzt nicht heim, ihm, Enoch, zum Trotz! Das brachte ihn auf. Hermann sollte sich besinnen, dachte er. Vielleicht ging ihm die Geduld aus. Vielleicht bekam er eines Tags Lust, ihm zu zeigen, daß er sich nicht vor den Kopf stoßen ließ!

Ein Stuhlrücken weckte ihn aus seinen Grübeleien. Der Peterknecht hatte seinen Teller weggeschoben und stand auf. Auch die Magd erhob sich und räumte den Tisch ab. Bald blieb Enoch allein. Er trat ans Fester. Er war unschlüssig, was er mit dem Nachmittag anfangen solle. Eine Weile blickte er hinaus über Garten und See. Als er sich umwandte, gewahrte er, daß die Tür zur Schreibstube halb offen stand. Das glich Hermann, dachte er bei sich. Das war immer dieselbe Fahrigkeit! Da drinnen lagen Amtssachen, Geld! Aber kein Mensch schloß zu! Es waren ehrliche Leute im Hause, sagten sie. Aber Unfug blieb es doch!

Den Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände in den Hosentaschen, begann er in der Stube auf und ab zu schreiten. Jedesmal, wenn er an die halboffene Tür kam, zögerte er. Etwas zog ihn mit Gewalt hinein. Ob der Bub, der Hermann, der rechte Verwalter für die Dorfgelder war?

Als er in diesem Augenblick wieder vor der Schreibstubentür anlangte, schob er sie mit dem Fuß zurück, lehnte sich an den Pfosten und schaute in den Raum hinein. So hatte er es sich gedacht: Amtsbücher lagen auf dem Tisch, Briefe waren hingestreut. Auch die Zigarrenkiste, in der Nickel- und Silbermünzen aufbewahrt wurden, stand unverschlossen da. Was die hierzulande für ein Gottvertrauen hatten! In Amerika — nun ja —

Während er sich so an Äußerlichkeiten stieß, erwachten auch andre Bedenken gegen den Neffen wieder. Anfänglich zögernd, weil ihm sein Polizeiamt innerlich zuwider war, dann aber aus der Erwägung, daß doch einer Hermann auf die Finger sehen müsse, sich Berechtigung holend, trat er völlig in die Stube und nahm Buch um Buch vom Tisch, Hermanns Arbeit musternd. Eine hübsche Schrift schrieb er, dachte er. Und sauber war alle Arbeit gemacht. Freilich, wäre er nicht so brauchbar und ein so hübscher Kerl, würde man auch weniger Federlesens mit ihm machen. Auf einmal gelangte er an das Kassenbuch und ein Kuvert mit Banknoten, das den Saldo des Amtes enthielt. Enochs Aufmerksamkeit wuchs. Der Zufall spielte ihm da Dinge in die Hand, die ihm ermöglichten, nachzuprüfen, ob der Neffe nicht wirklich weiter dumme Streiche mache. Er nahm ein Stück Papier und einen Bleistift. Dann begann er zu rechnen. Er war kein bloßer Bauer. Es machte ihm keinerlei Mühe, die einfache Rechnungsführung zu übersehen. Als er die Restsumme heraushatte, für deren Gegenwert Bargeld vorhanden sein mußte, öffnete er das Kuvert. Zwei Noten lagen darin. Dreitausend fehlten! Wie er es erwartet! Er zweifelte keinen Augenblick, daß der Neffe sich da die neuen Mittel verschafft, die er gebraucht hatte.

Er lehnte sich in den Stuhl zurück. Dann zog er die Schublade weiter aus. Vielleicht fand er doch noch weitere Barschaft! Er suchte. Briefe fielen ihm in die Hand. Er warf einen Blick auf die Unterschrift. Suse! Er legte die Briefe beiseite. Es widerstrebte ihm, in diese Sachen hineinzusehen, die Dinge des Herzens betrafen. Das ging niemand etwas an. Obgleich er da vielleicht die Erklärung dafür gefunden haben würde, wo das Geld hingekommen. Barschaft fand sich keine mehr.

Enoch legte Schriftstücke und Bücher wieder an ihren Platz zurück. Den letzten Brief in der Hand, stand er noch und überlegte. Was war geschehen? Sein Verdacht war bestätigt, vermehrt. Beweise aber hatte er noch nicht.

Plötzlich hörte er Schritte im Flur. Er achtete nicht darauf. Vielleicht war es die Magd, die noch im Hause war.

Da ging hastig die Wohnstubentür. Jemand stürmte herein.

Hermann, dachte Enoch. Sein Gesicht blieb ruhig. Aufrecht stand er da, den Brief behielt er in den Fingern. Ganz recht, wenn Hermann kam! So konnte man miteinander reden!

Hermann Gisler stieß die Schreibstubentür auf. Er war erhitzt vom raschen Gehen. Den Kegelbrüdern war er plötzlich doch noch entlaufen und in drängender Eile nach Hause geschritten. Sein Gesicht hatte alle Farbe verloren. Er wollte den andern anschreien, daß er es gewußt habe, daß es ihm den ganzen Nachmittag schon wie eine Erleuchtung im Sinn gelegen, er, Enoch, spioniere ihn aus. Aber er brachte vor Wut keinen Satz heraus. »Was?« stieß er nur durch die Zähne. »Was — machst?«

»Ich habe nachgesehen, wie es um die Gelder steht, für die du verantwortlich bist,« antwortete Enoch einfach.

»Was — was geht das dich an?« fauchte Hermann. Seine Hände entrannen beinahe seiner Gewalt, um Enoch an die Gurgel zu fahren.

»Geradeso viel wie du selbst,« gab ihm dieser zum Bescheid. »Und du bist meines Bruders Kind.« Er erkannte wohl, wieviel Hilflosigkeit und innere Verwirrung sich hinter dem Zorn des Neffen verbargen. In gleichem Maße, wie er diese wachsen sah, verminderte sich sein eigner Grimm.

Hermann meinte ersticken zu müssen. Während er aber nach einer Erwiderung suchte, und während in seine Wut sich schon schal und krank Erinnerung zu mischen begann, daß er in der Tat allerlei auf dem Kerbholz hatte, sagte Enoch ihm ins Gesicht: »Du hast dreitausend Franken aus der Kasse genommen.«

Hermanns Gesicht färbte sich dunkel. Er wollte auffahren. Aber eine merkwürdige Bewegtheit in Enochs Stimme machte ihn stutzig, und das Bewußtsein seiner Schuld drängte sich ihm stärker auf. »Das ist meine Sache,« antwortete er verstockt, aber ohne zu leugnen.

»Nur so lange, als es nicht aller Leute Sache ist,« entgegnete Enoch. Er sah jetzt klar. Und jetzt erwachte in ihm die Tatkraft, die ihm über See zu einem Vermögen verholfen hatte.

»Ich werde das Geld wieder herbeibringen,« trotzte Hermann; aber es war ihm, als habe ihm der andre neue Ketten angelegt.

»Ich möchte wissen, wie,« erwiderte Enoch trocken.

Hermann zuckte mit der Schulter, aber er kam sich immer mehr in die Ecke gedrängt vor, und je ohnmächtiger er sich fühlte, um so grimmiger haßte er den andern.

»Ich will wissen, wo das Geld hingekommen ist,« sprach Enoch mit kurzer, knapper Stimme.

Hermann lachte. »Das sage ich nicht,« entgegnete er.

Da legte sich Zornröte auch über Enochs Wangen. »Dann sagst es eben der Polizei, wenn du es mir nicht sagen willst,« sprach er und machte Miene, sich der Tür zu nähern.

Hermann traute ihm alles zu. Er war imstande, ihn auf der Stelle anzuzeigen, dachte er. Die Lust packte ihn, ihm den Ausgang zu versperren, und wenn er Hand an ihn legen müßte.

Enoch spürte, was in ihm vorging. Aber er war noch bei vollen Kräften. Es war ihm nicht bange, durchzukommen. Dicht vor dem Neffen blieb er stehen. »Dem Mädchen hast es angehängt, das Geld,« sagte er.

Da bröckelte noch etwas mehr von Hermanns Sicherheit hinweg. Er war verflucht in der Klemme, dachte er. Dann antwortete er: »Die Leute sind im Unglück. Es mußte sie einer herausreißen. Und sie haben sonst niemand.«

»Wer selber versinkt, kann keinen aus einem Sumpf ziehen,« erwiderte Enoch schon wieder kühl.

Hermann stand mit auf die Brust gesenktem Kopf da. Alles an ihm war zum Widerstand gespannt, aber wieder waren ihm Arme und Beine und Kehle wie zugeschnürt.

»Hättest nicht mit mir reden können?« fragte Enoch.

»Ich bin schon hart genug in deinen Klauen.«

»Weißt du so viel andre Wege?«

Hermann schwieg.

Der andre fuhr fort: »Es hilft dir nichts. Ich weiß zu gut Bescheid über dich. Wenn ich die Sache nicht in die Hand nehme, wird es ein andrer tun, an dem weder du noch dein Vater, noch irgendwer von uns eine Freude haben wird.«

Als Hermann immer noch mit zusammengepreßten Lippen und geballten Fäusten dastand, sprach er weiter: »Das Geld muß wieder in die Kasse, und zwar sogleich. Der Landjäger soll nicht einen vom Reutehof holen.«

Hermann wollte entgegnen, aber es kamen nur gurgelnde Laute aus seiner Kehle.

»Ich werde die Noten wieder hineinlegen, wo sie gewesen sind,« fuhr Enoch fort. »Du gibst mir einen neuen Schein. Ich will auch wissen, wer die Leute sind, für die du deine Narrheiten begehst. Und — ich werde danach handeln. Wenn einer tut wie ein Bub, muß man ihn halten wie einen Bub.«

»Du bist nicht mein Vater,« stieß Hermann heraus.

»Willst lieber ihm beichten?« fragte Enoch.

Ein neuer Schrecken durchfuhr Hermann. Er sah den Vater vor sich. Vielleicht kam einmal alles an den Tag! Aber der alte Mann, wenn der es erfuhr, lieber wollte er weiß Gott was ertragen.

»Entschließe dich!« drängte Enoch. Er hatte nach und nach auf dem Reutehof das Steuer in die Hand genommen. Er dachte auch diesen Fall nach eignem Gutfinden zu erledigen. Und nun kroch wieder etwas wie Schadenfreude in ihm auf. Da zappelte auch einer an der Angel, wie er selbst im Leben daran gehangen. Aber diesmal hielt e r die Rute in der Faust!

Hermann wand sich. Noch immer war ihm ums Dreinschlagen. Aber er sah ein, wie übel seine Sache lag. Es war eine verzweifelte Kopflosigkeit gewesen, Suse auch die letzte große Hilfssumme zu senden, ohne eigne Mittel, ohne Aussicht, das Geld sonst aufzubringen!

»Ich will monatlich abzahlen,« lenkte er ein.

Enoch kehrte an den Schreibtisch zurück. Er nahm den ersten besten Bogen Papier und begann den zweiten Schuldschein aufzusetzen. Nachdenklich, sorgfältig schrieb er, prüfte, änderte und reichte zuletzt Hermann das Papier.

Dieser las, verwirrt zuerst noch, von tausend Dingen bedrängt, ohne eigentliche Einsicht. Dann wurden seine Augen weit. Seine Nasenflügel bebten. Er las, daß Enoch Gisler künftig das Recht haben solle, genau von allem zu wissen, was er tue, seine Lohneingänge zu kontrollieren

und von seinem Gehalt für Zins und Rückzahlung der Schuld Abzüge zu machen. Er las, daß Enoch mit den Neumeyers selbst zu verkehren gedenke.

Sein Gesicht glühte. Das Papier zitterte in seiner Hand. Und er las weiter, daß er ohne Einwilligung Enochs nicht mehr außer Dorfs dürfe. War denn dieser Mensch ganz von Sinnen? dachte er. Er lachte auf und warf den Schein auf den Tisch.

Enoch hatte sich wieder erhoben. »Du siehst, ich nehme dich fester in die Zügel,« sagte er.

»Ich unterschreibe nicht! Nie!« wehrte sich Hermann; aber sein Wille war nicht so sicher wie sein Wort.

Enoch verzog den schmalen, harten Mund. »Das kannst du halten, wie du willst. Entweder — oder! Ich weiß, was ich zu tun habe.« Der merkwürdige Drang, auch andern Dornen ins Fleisch zu treiben, besaß ihn wieder. Er weidete sich an Hermanns Hilflosigkeit. Aber er war auch entschlossen, diese Sache zu ordnen, wie es ihm zum Besten aller recht schien.

»Blutsauger!« schrie Hermann.

Der Ton traf Enoch. Aber die Kruste war hart, die um sein Mitleid gewachsen war.

Dann nahm Hermann das Papier wieder und starrte hinein. Er sah keine Buchstaben. Er fühlte nur, als wären ihm Handschellen angelegt und ein eiserner Halsring. Er hatte den Drang, sich mit Nägeln und Zähnen zu wehren. Aber er tastete nach der Feder, hielt sie in der Erregung verkehrt, drehte sie um und kratzte seinen Namen unter das Schriftstück. Dann saß er über das Blatt gebeugt da, als sei er vom Schlage gerührt worden. Wie einer, auf den im nächsten Augenblick die Peitsche niedersausen kann, erwartete er, was der verhaßte Mensch da über ihm nun tun oder noch reden werde.

Enoch nahm ihm den Schein unterm Arm fort. »Gut!« sagte er, ihn mit dem Blick noch einmal überfliegend. Er war zufrieden.

Ein kleines brechendes Geräusch entstand. Hermann hatte die Feder auf dem Tisch zersplittert.

Enoch sah, wie ihn der Zorn schüttelte. Er räusperte sich gleichmütig. »Alles im Blei,« sagte er. Und sich an Hermann wendend, fuhr er fort: »Du brauchst nicht zu warten, wenn du nicht willst. Ich werde das Geld holen und es hier hineinlegen. Dann werde ich besser zuschließen als du. Wenn du den Schlüssel suchst, wirst du ihn oben in meiner Tischschublade finden. Übrigens weißt du ja meistens, wo ich zu sprechen bin.«

Hermann hatte ihn nicht angesehen. Aber er streckte sich. Er gab sich noch nicht ganz gefangen, dachte er. Einmal kam vielleicht eine Gelegenheit, dem Enoch heimzuzahlen. Er wußte, daß er jetzt noch danken sollte, aber es gab ihm ein kleines Gefühl des Triumphes, daß er es nicht tat. Er ging aus der Stube, aus dem Hause. Wohin er wollte, wußte er nicht. Von unzähligen Empfindungen bestürmt, durchschritt er den Garten. Als er das Bootshaus vor sich sah, betrat er es. Ebenso blindlings bestieg er den Fischernauen. Aber er vergaß die Kette zu lösen und kauerte, die Stirn in die Hände gesenkt, in dem ungelenken Boot, während ein kalter Nebeldunst vom See her hereindrang. Er lebte alles noch einmal durch, was eben geschehen war. Er stieß die eine Hand zwischen die Zähne und biß sich auf die Finger. Was war das für ein Geier, dieser Enoch! Er, Hermann, war immer mit den Menschen ausgekommen. Er erinnerte sich nicht, daß er einem viel Böses gegönnt hätte. Dieser aber, der Enoch — er wußte nicht, was es Übles auf der Welt gab, das er ihm nicht hätte antun können!

Minuten verstrichen. Dann löste sich Hermanns Spannung. Und auf einmal fühlte er sich leise erleichtert. Eins war gut. Die Angst war von ihm genommen, die Angst, die er tagelang mit sich herumgetragen! Und Suse hatte er doch geholfen. Suse, dem lieben Ding! Daß Enoch zu ihr hinunterwollte, das glaubte er nicht. Was sollte er eigentlich dort? — Und bald kam wohl wieder ein Brief von ihr!

Sein Zorn schmolz hinweg. Es tat ihm wohl, an Suse zu denken. Dann fiel ihm ein, daß auch Hanna und der Vater bald zurückkommen würden. Und er freute sich ihrer Heimkehr. Er fühlte unbewußt, daß er ihnen freier würde in die Augen sehen können. Und — er begann neugierig zu sein, was für Nachricht Hanna bringen würde, und ob wirklich Gefahr bestehe, daß sie wegen ihres kranken Vaters nach Hause müsse.

Hermann hatte sich ins Haus zurückgefunden. Er war ruhiger geworden. Es war sogar etwas von sonntäglichem Verlangen nach Frieden in ihm. Auf Flur und Treppe freilich legten sich wieder Schatten über ihn, und er schaute um sich wie ein Dieb; er wollte Enoch nicht schon wieder begegnen. Er erinnerte sich aber, daß Melkenszeit sei, stieg nur erst nach seiner Kammer hinauf. Enochs Tür stand offen. Was braucht er mich zu schelten, wenn er selbst nicht schließt, dachte er. Dann fiel ihm plötzlich der Schlüssel ein, den Enoch in Verwahrung nehmen wollte. Hatte — er es wirklich gewagt? Mit zwei Schritten war er in der Kammer und an der Schublade. Der Schlüssel lag darin. Er nahm ihn an sich. Und nun ließ es ihm keine Ruhe, bis er auch wußte, was Enoch weiter in der Amtsstube getrieben und ob er das Geld dorthingebracht habe. Es war ihm, als müsse er von seinem Eigentum, in das ein andrer eingedrungen, neu Besitz nehmen, als müsse er sich überzeugen, wie der andre in seiner Abwesenheit gehaust. Er betrat die eigne Kammer nicht,

sondern begab sich nach der Schreibstube hinunter. Er knirschte mit den Zähnen, als er sich an die Demütigung erinnerte, die ihm hier widerfahren war. Aber er fand das Geld. Das sah Enoch ähnlich! dachte er. Der machte keine langen Umstände! Darum fühlte man sich auch wie verloren in seiner Hand. Er wollte seufzen. Aber es war, als sei ihm die Brust verschnürt. Wessen würde er sich von Enoch noch zu versehen haben? Sein Zorn wachte wieder auf. Ob er glaubte, er würde sich nun gutwillig immer ducken? Ob er meinte, daß er nun klein und zahm geworden sei? Haha! Er sollte sich schon noch wundern!

Nun begab er sich nach den Ställen. Zuweilen fiel in seine schwere Stimmung wieder der erleichternde Gedanke, daß die schwierigste Angelegenheit, seine heillose Verschuldung, beigelegt war. Den Schlüssel trug er nicht zurück. Er ließ sich nicht behandeln wie einen Schulbuben, dachte er. Aber es war ihm nicht wohl bei seinem Widerstand.

Während er unter einer der Kühe saß, trat Enoch in den Stall. »Bist schon daran?« fragte er ganz freundlich; er schien bereit gewesen zu sein, ihm das Melkgeschäft abzunehmen.

»Wie du siehst,« erwiderte Hermann.

Enoch stellte sich hinter ihn. »Ein treues Tier, die Bläß,« sagte er von der Kuh, der jener die Milch nahm.

Hermann schwieg. Es war ihm, als stehe der andre da wie ein Polizeiposten. Wird er mich von jetzt ab auf Schritt und Tritt belauern? dachte er, vor Grimm halb krank.

Aber Enoch war gerade jetzt nicht in gehässiger Absicht gekommen. Er wußte wohl, daß er den Neffen jetzt in der Hand hatte, und war entschlossener als je, ihn hart zu halten; aber um des Bruders und Hannas willen lag ihm daran, den Frieden wiederherzustellen. Ihnen wollte er die Erfahrung ersparen, die er mit Hermann gemacht. Er gewann es aber doch nicht über sich, diesen nicht fühlen zu lassen, daß er nicht mehr mit sich spaßen ließ. »Deinen Pultschlüssel habe ich wieder zu mir genommen,« sagte er.

Hermann beugte sich tiefer unter sein Tier. Er antwortete nicht, aber die Kuh schlug aus, so heftig hatte er vor mühsam verhaltener Wut ihre Zitze gedrückt.

Enoch spürte seine Erregung und war willens, ihn noch an härtere Zucht zu gewöhnen. Dann ergriff er die Mistgabel und fing an schweigend zu arbeiten.

Es war warm im Stall. Durch die geöffnete Tür drang eine Wolke von Tierruch und Dunst hinaus. Hermann wurde eng und enger. Wenn der andre sich von nun an immer so in seine Nähe drängte! Es war nicht auszudenken. Er ertrug das nicht. Das führte zum Unglück. Herrgott, was wurde aus diesem lieben alten Reutehof! Er meinte ersticken zu müssen. Hätte Enoch nicht bald nachher seine Arbeit beendet und den Stall verlassen, so würde er selbst hinausgestürzt sein, obgleich ihm noch ein letztes Tier zu melken blieb.

Enoch ging zum Brunnen und wusch sich die Hände, stieg dann nach seiner Kammer und machte sich zurecht. Sein Atem ging ruhig. Er wußte, was er wollte. Er hatte stets diesen harten Willen gehabt. Jetzt konnten der Bruder und Hanna heimkommen. Der junge Mensch, der Hermann, war jetzt in die Schuhe gestellt.

Hermann fürchtete inzwischen jeden Augenblick, daß er zurückkommen werde. Er brachte seine Aufgabe hastig zu Ende. Erst als er die Milch ins Freie trug, wurde ihm leichter. Dann dachte auch er an die Rückkehr der andern. Sie durften nichts merken. Er mußte tun, als ob nichts vorgefallen sei. Überhaupt zeigen, daß er sich nicht schuldig fühle! Enoch würde ihn wohl auch nicht gleich anschwärzen. Und — was später geschah — es würde sich dann finden, wie er sich zu verhalten haben würde.

Er schaffte die Milch in den Hauskeller.

Das Gesinde kam zurück. In der Wohnstube trafen sich nach und nach alle. Am Ofen stand Enoch, Hermann am Fenster. Knechte und Mägde saßen herum. Eins und das andre erzählte, wo es gewesen war.

Enoch sagte: »So ein Sonntag tut jedem wohl.«

Aber nicht einer, wie du ihn mir gemacht hast, dachte Hermann. Es gewitterte in ihm.

Bald darauf ertönte der Pfiff des Dampfbootes.

Hermann horchte auf und wartete. Ging Enoch den Ankommenden entgegen? Als dieser keine Anstalten machte und er nicht Gefahr lief, mit jenem zusammen gehen zu müssen, machte er sich selbst auf den Weg.

Auch jetzt tat ihm die freie Luft wohl. Sterne standen am Himmel, der hoch und fern war. Suse! dachte er, ein wenig sehnsüchtig.

Er schlenderte straßab. Er hatte einen unbewußten, aus der inneren Unsicherheit geborenen Drang, in den Zügen Hannas und des Vaters zu lesen, wie sie ihm gesinnt seien. Aber er gab sich den Anschein, als sei sein Kommen nur ein zufälliges, als erinnere er sich nicht, daß seine Leute gerade jetzt zurückkämen. Die Hände in den Taschen, schritt er dahin. Leute begegneten ihm, starrten ihm durch das Dunkel ins Gesicht und grüßten, wenn sie ihn erkannten.

Eine Frau, die schon vom Boot kam, blieb stehen. »Der Vater kommt da hinten,« berichtete sie freundlich. »Ist sonst auch nicht oft auf Reisen.«

»Stimmt,« gab Hermann zu. Aber die Bemerkung verdroß ihn. Wollte die andre sagen, daß *er* um so häufiger abwesend sei? Dabei bereitete ihm seine eigne Empfindlichkeit Unbehagen. Er war schon ganz verdreht, dachte er.

Er lehnte sich an den Wiesenzaun, der der Straße entlanglief. Auf die Frau achtete er nicht weiter. Dann erkannte er Hanna und den Vater. Das Licht einer Laterne fiel auf ihre Gesichter. Gislers weißes Rundbärtchen leuchtete aus seinem freundlichen Antlitz. Hanna schien merkwürdig ernst. Sie kam ihm älter, gesetzter vor als früher, älter sicher als die schlankjunge Suse. Seite an Seite näherten sie sich, zuweilen ein Wort wechselnd. Liebe Menschen, dachte Hermann. Dann ging er ihnen entgegen.

»Da sind wir wieder,« sagte Gisler und nahm die Hand, die ihm der Sohn grüßend entgegenstreckte. Es freute ihn, daß Hermann sie abholte.

Auch Hanna begrüßte ihn. Sie drückt hart zu, dachte er, als sie ihm die Hand gab.

Ihr Blick suchte in seinem Gesicht. Sie sah ihn jetzt oft so an, seit sie nicht mehr recht klug aus ihm wurde.

Er kam zwischen beide zu gehen.

Gisler erzählte: »Hanna hat ihren Vater nicht gut angetroffen.«

»Ach!« sagte Hermann bedauernd.

»Aber sie will doch bei uns bleiben,« fügte jener hinzu.

Hanna hatte feuchte Augen. »Der Vater wird es nicht lange mehr machen,« bestätigte sie. »Aber es sind unser viele daheim, und sie können mich wohl entbehren.«

Sie blickte keinen der beiden Männer an, als sie das sagte. Sie schaute mehr in sich selbst hinab und war über sich selbst verwundert, daß sie das fremde Haus ganz an die einstige Heimat getauscht hatte. Eine Menge Gedanken kreuzten ihr Gehirn. Merkwürdig, daß der Abschied von dem sterbenden Vater, die Wahrscheinlichkeit, daß sie ihn lebend nicht mehr sehen würde, und die Tatsache, daß sie an seiner letzten Pflege nicht teilhatte, sie jetzt schon nicht mehr stärker berührte. Sie war ein Stück, ein Zubehör dieses Reutehofes geworden, als ob sie hier aufgewachsen wäre. War es der alte Mann, der neben ihr ging und den sie fast über den eignen Vater lieben gelernt, der sie hier festhielt? War es der junge, der zu ihrer andern Seite schritt? Den letzten Einfall verwarf sie. Einmal vielleicht war es das gewesen. Jetzt aber — gewiß, sie liebte den Kameraden noch immer, wie man ein unartiges Kind liebt, ein wenig stutzig, ein wenig mißtrauisch. Aber seinetwegen würde sie sich doch kaum zum Bleiben entschlossen haben. Da war es wohl mehr nur das alte, heimelige Haus am See, dieser selbst mit seinen düsteren Ufern, das Gebirge, der enge, leuchtende Himmel, die roten Morgenstunden und die mondklaren, weißen Nächte! Und — nein, Enoch war es wohl nicht, Enoch, der Sonderling? Wenn sie auch immer wieder an ihm herumraten mußte wie an einem Rätsel.

Während sie noch so grübelte, hörte sie Gisler sagen: »Gottlob, daß Hanna so bei uns festgewachsen ist! Sie ist mir doch wie eine Tochter.«

»Und mir eine Schwester,« scherzte Hermann und legte frei den Arm um Hannas Hüfte.

Die Art der andern brachte ihn in gute Stimmung. Sein Verdruß flaute ab. Er sah jetzt sogar mit einer gewissen Gleichgültigkeit dem Augenblick entgegen, in dem sie mit Enoch zusammentreffen würden.

Enoch war nicht um den Weg, als sie ins Haus traten. Er erschien aber bald bei Tisch. Und Hermann empfand doch eine jähe Beklemmung. Sah einer die Kette, an der ihn der Vatersbruder hielt? Alle Heimlichkeiten und Ungeradheiten, deren er sich schuldig wußte, wuchsen ihm wie Unkraut ins Gedächtnis. Er spürte, daß das gute Einvernehmen, das jetzt zwischen ihnen allen herrschte, nur ein äußerliches, daß genügend Stoff vorhanden war, um mit einem Knall alle Gemütlichkeit in die Luft zu jagen. Der lange, hagere, unwirsche Mensch, der Enoch, hielt den Zunder in der Hand. Es war ihm, als trüge er glühende Asche in der Brust, so war er dem andern feind. Er bog sich unwillkürlich tiefer über seinen Teller und brach eine Unterhaltung, die er mit Hanna geführt hatte, plötzlich ab.

Aber Enoch begrüßte mit Handschlag Bruder und Haustochter. Sie sprachen von der Reise. Auch er erfuhr von Hannas Entschluß, im Hause zu bleiben. Er bohrte seinen Blick in ihr Gesicht. Sie merkte es, und es machte sie seltsam unruhig.

»Schön, daß dir der Reutehof etwas wert ist,« sagte auch er.

Sie aber fühlte, als spüre er den tieferen Ursachen ihres Bleibens nach. Ärger und Neugier stritten in ihr. Wie sonderbar das mit ihm war! dachte sie.

An diesem Abend ereignete sich nichts weiter. Da Enoch mit keinem Wort der Vorfälle des Tages gedachte, fiel Hermann allmählich ein Stein vom Herzen. Er geriet in eine immer aufgeräumtere Stimmung. Vertraulich unterhielt er sich mit Hanna, von ihrem Vater, den er gut kannte, und dessen Leiden sie ihm schilderte. Er zeigte ihr seine herzliche Teilnahme, und sie freute sich an ihm mehr als letztlich.

Domini und Enoch politisierten. Der Weißbart übersah nur die Enge der Heimat. Der Amerikaner sprach kalt und knapp. Aber sein Blick ging weit, und seine Auffassung war kühn und neuzeitlich. »Europa hat zuviel Gemüt,« sagte er unter anderm. »Da drüben leben die Großkrämer, die die Welt kaufen können. Aber ein Krämer trägt den Geldbeutel, wo andre das Herz haben wollen.«

Domini Gisler war müde von der Reise. So brachen alle bald auf. Sie wünschten einander gute Nacht. Da Enoch und Hermann denselben Weg nach ihren Zimmern hatten und gemeinsam

die Wohnstube verließen, fiel es niemand auf, daß sie einander die Hand nicht gegeben hatten.

Enoch ging die Treppe hinauf voran. Aber oben angekommen, beugte er sich übers Geländer herab und rief Gisler und Hanna, die unten noch säumten, zu: »Ich vergaß, euch zu sagen, daß ich morgen auch einmal verreise. Ich habe in der Stadt zu tun.«

Die beiden blickten einander lächelnd an. Zwar war Domini gewöhnt, daß Enoch plötzlich Entschlüsse faßte, aber er wunderte sich doch, was und wohin er wolle. Auch Hanna war erstaunt. Aber sie sagten einander gleichsam mit Blicken, man müsse den Eigenbrötler seiner Wege gehen lassen.

Hermann stand schon auf der Schwelle seiner Kammer. Was sagte da der Mensch? dachte er. Es war ihm, als habe ihm Enoch ein Messer in den Rücken gestoßen. In die Stadt wollte er? überlegte er weiter und trat unwillkürlich auf ihn zu. Sollte er wirklich sich in die Geschichte mit Suse mischen? »Du wirst doch nicht —« stotterte er mit unterdrückter Stimme.

In demselben gedämpften Ton gab Enoch zurück: »Glaubst du, daß du für nichts unterschrieben hast?« Er trat in sein Zimmer. Was er beabsichtigte, war nur die Durchführung dessen, was er beschlossen hatte, um dem Neffen seine törichten Streiche zu legen, ihn zur Vernunft zu bringen, wenn er von selbst nicht vernünftig werden wollte. So ganz harmlos war ihm die Tatsache doch nicht, daß der Brudersohn sich aus Leichtsinn an fremdem Eigentum vergriffen hatte. Er war auch entschlossen, sich einmal vollen Einblick in die Dinge zu verschaffen, die mit Hermanns Narrheiten zusammenhingen. Darum sollte morgen sein Besuch den Neumeyers gelten, wie er es Hermann angekündigt hatte.

Er begann seine Handtasche zu packen. Dann las er noch einmal die beiden Schuldscheine durch. Er lächelte in sich hinein. Den hatte er fest, dachte er. Und nachher: Hanna! Wenn sie Hermann liebte und er doch noch ein ordentlicher Mensch wurde, der sie verdiente, dann — nun, das würde sich wohl noch finden! Er trat ans Fenster und sah hinaus. Noch immer stand der Himmel voller Sterne. Sie waren wie Goldschaum über ihn hingestreut. In der Tiefe lag der See, schwarz, glänzend, still. An einer Stelle fiel aus einer einsamen Uferhütte eine steile, rote Lichtlanze tief in das Wasser.

Enoch achtete wenig auf die Wunder der Nacht. Er empfand sie vielleicht unbewußt. Hanna! dachte er. Sie blieb also auf dem Reutehof, war nun schon wie ein Glied des Hauses. Mehr fast als er selbst. Sie blieb, trotzdem ihr Vater bald verging. Hielt Hermann sie fest? Es mußte wohl sein! Was sonst? Was doch so ein junger Mensch Glück hatte!

Einen Augenblick lang sank ihm die Stirn an die Scheibe, nicht aus Schwäche, mehr, weil die Gedanken sie schwer machten. Seine Hand faßte nach dem Fensterknauf. Er sah Hannas blondes Gesicht, ihren weichen Scheitel. Es war ihm, als müsse er mit der Hand leise darüberstreichen.

Ein Schnalzen im See verriet das Springen eines großen Fisches. Das geschlossene Fenster dämpfte den Ton. Es war eine mehr geahnte als geschaute Bewegung. Aber es brachte Enoch zum Alltag zurück. Bald war wieder Fangzeit, dachte er. Da fuhr man vor Tag mit den Netzen aus. Er tat das besonders gern. Am liebsten allein. Das war er immer — am liebsten allein.

Er trat vom Fenster zurück. Er steckte Reisegeld in seine Rocktasche. Dann fiel ihm ein, er müsse dem Bruder noch sagen, daß morgen ein Mann aus Schwyz wegen des Stiers, der zum Verkauf stand, kommen würde. So mit Alltagsdingen beschäftigt, legte er sich schlafen.

In der Kammer nebenan schlief einer lange nicht ein. Hermann wälzte sich auf dem Bett hin und her. Zu den Neumeyers wollte er wirklich, der da drüben! War er denn ganz des Teufels? Die mochten schöne Augen machen, Suse und ihre Mutter! Und was wollte er eigentlich von ihnen? Das war doch unmöglich. Das sah doch aus, als ob er, Hermann, unter Vormundschaft stehe! Nein! Er duldete es einfach nicht! Am Morgen wollte er es Enoch ins Gesicht schreien, daß er es nicht zugebe! Schreien? Das war es ja! Darum hatte er vorhin so rasch geschwiegen. Des Lärmes wegen! Damit nicht das ganze Haus in Alarm und — und — die Geschichte von dem Gelde und Suse und — an den Tag kam! Ohnmächtig war er. In einer Schlinge gefangen!

Er lauschte wieder hinüber. Aber er hörte nichts. Wenn man jetzt sich hinüberschleichen und etwas anstellen könnte, damit der nicht mehr aufwachte! Oder — oder wenn er hinüberstürzte, um die Scheine wieder an sich zu nehmen, diese Schandzeichen.

Hermann wühlte den Kopf ins Kissen. Mit den Fäusten knüllte er dieses zusammen. Dann faßte ihn ein so unbändiger Drang, seine Wut in einer Schmähung auszutoben, daß er sich das Kissen zwischen die Zähne schob und ins Baumwolltuch biß, um den Schrei zu ersticken.

Und dennoch schlief er zuletzt ein, ohne daß etwas geschehen wäre.

Die Wohn- und Arbeitsstube der Frau Neumeyer war nicht eben ein Muster von Ordentlichkeit. Ein großer runder Tisch stand in der Mitte, bedeckt mit Resten von Seide und Bändern, mit Hutformen, Fadensetzen und allerlei Nähzeug; drüben stand ein Haubenstock und starrte mit kahlem Kopf nach einer alten Schwarzwälder Uhr, die an der grauen Holztäfelwand tickte. Auf einer Kommode lagen Noten, mit denen

Dorette gestern aus der Gesangstunde gekommen war. Am einen Fenster, wo zwei Rohrstühle einem Nähtisch Gesellschaft leisteten, saß Frau Neumeyer, breit, mit rotem Kopf, von dessen Rosenapfelfarbe das rostige Haar übel abstach. Sie hielt den Hut noch in Händen, an dem sie bei Enochs Eintritt genäht hatte. Dieser aber war geheißen worden, auf dem Kanapee Platz zu nehmen. Das stand an der einen Wand und hatte einen verwaschenen geblümten Überzug, der der ausbessernden Nadel an vielen Stellen bedürftig gewesen wäre. Suse entdeckte diese Bedürftigkeit heute zum erstenmal. Sie war theaterfrei, spät aufgestanden und ein wenig nachlässig frisiert. Vielleicht sah sie aber in ihrer weiten geblümten Hausschürze bürgerlich ehrbarer aus, als wenn sie in Seidenstrümpfen und kniekurzem Straßenkleidchen ging.

Enoch hatte sie nach seinem Eintritt mit seinen kühlen Blicken gemustert. Er mußte zugeben, daß Hermanns Geschmack kein schlechter war. Fahrigkeit war wohl an dem Frauenzimmer, wie an der ganzen Familie. Aber die zwei jungen Dinger, Suse und Dorette, weckten Erinnerungen in ihm. Er hatte auch eine Frau gekannt, die sich so getragen! Es brannte ihn im Inneren, daran zu denken. Er saß steif aufrecht auf seinem Polster, nicht linkisch, sondern wie eine strenge Amtsperson, die eine Strafpredigt in Bereitschaft hält. Er hatte den Zweck seines Besuches nicht zu Ende gedacht. Er war nur gekommen, um einmal mit eignen Augen zu sehen. »Ich bin der Onkel des Hermann Gisler,« hatte er sich eingeführt. Etwas Weiteres wußten die Frauen noch nicht.

Dorette hatte sich mit der ihr eignen Unbekümmertheit neben ihn in die andre Sofaecke gesetzt. Sie hielt das eine schlanke Bein übers andre geschlagen und saß vorgebeugt und mit neugierig glänzenden Augen da. Was mochte der fremde Mensch, der Onkel von Suses Leutnant, wollen? Die Liebesgeschichte der Schwester beschäftigte sie fast mehr als diese selbst. Der erwachende Lebenshunger schaute ihr aus dem schönen Kindergesicht.

»Meine Tochter Suse,« hatte Frau Neumeyer ihre Älteste vorgestellt.

Suse war errötet und erblaßt. Der Besuch weckte etwelche Bestürzung in ihr. Trotz aller Beziehungen zu Hermann dachte sie im Ernst noch immer nicht an ein dauerndes Verhältnis, und es überraschte sie, daß hier auf einmal ein Mitglied der Familie auftauchte, in die sie selbst noch keine Einführung gefunden und von der sie sich in ihren Gedanken auch noch keine Vorstellung gemacht hatte. Aber als sie die erste Überraschung überwunden hatte, klang etwas Merkwürdiges in ihrem Inneren an. Da saß auf einmal einer von denen, die zu Hermann gehörten! Ein leises Heimweh nach diesem regte sich in ihr, eine Erinnerung an den kürzlichen Liebesgang mit ihm. Es war ihr von dem damaligen Zusammensein ein Eindruck zurückgeblieben, der ihr zwar in der Zwischenzeit keine besondere Beschwerde gemacht, jetzt aber halb froh, halb schmerzlich sie bewegte. Hermann war ihr doch mehr als alle, die sie bisher kennengelernt! Ein Gefühlchen von Sorge erwachte: Wessen hatte sie sich von ihrem Gast zu versehen? War er gekommen, eine Art Einsprache gegen ihre Beziehungen zu dem Leutnant zu erheben? Bei diesem Gedanken erfüllte sie plötzlich ein Trotz. Ihr Verhältnis zu Hermann gewann eine Wichtigkeit, die ihm bisher nicht innegewohnt. Ihre Hand spielte nervös an der Lehne des Sessels, hinter dem sie stand.

Enoch nahm sich Zeit. Er führte seine Blicke von der Mutter zu den Töchtern, zu der Zimmereinrichtung und wieder zurück spazieren.

Die Modistin wurde unruhig. Sie hatte es auf der Zunge, zu fragen, was der Herr eigentlich wolle.

Da lehnte sich Enoch ins Polster zurück und begann: »Mein Neffe Hermann —«

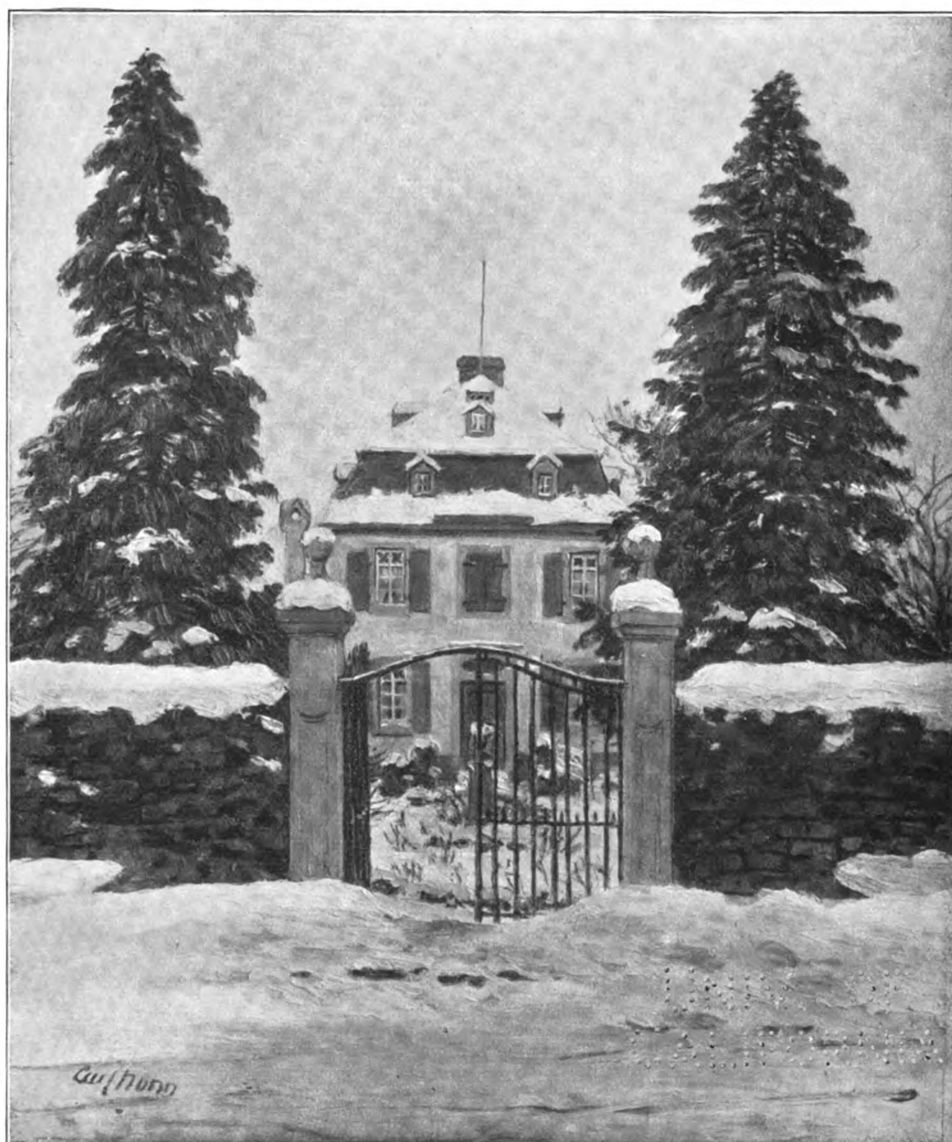
»Der Herr Leutnant,« schob hier Frau Neumeyer eifrig ein. Es war ihr nicht wohl bei der Sache. Die Beträge, die sie durch die Tochter eingeheimst, kamen ihr mit unangenehmer Deutlichkeit zum Bewußtsein, und sie empfand eine gewisse Befürchtung, daß da einer gekommen sein könnte, Geschenktes zurückzufordern oder doch Sicherheiten zu begehren.

»Leutnant oder Bauer,« schnitt ihr Enoch das Wort ab. »Das macht keinen Unterschied. Gottlob hat die Heugabel meistens mehr Bedeutung als der Renommiersäbel. Aber, um zur Sache zu kommen, mein Neffe hat mit Briefen und Besuchen hier so viel zu tun gehabt, daß ich gern einmal nachsehen wollte, was ihm so in den Gedanken liegt.«

Das Blut trat Suse dunkler in die feinen Backen.

Die Mutter verdoppelte ihr Bestreben, bei dem Besuch gut Wetter zu machen. »Ei, freilich,« versicherte sie beflissen, »der Herr Leutnant ist schon recht zu Hause bei uns. Wie es so geht,« fügte sie hinzu, »wenn zwei junge Leute aneinander Gefallen finden, suchen sie einander eben von Zeit zu Zeit zu sehen.« Sie warf einen liebevollen Blick auf Suse, die heimlich nach der Tür blickte und gern auf und davon gelaufen wäre.

Auch Enoch betrachtete wieder das Mädchen. Ihre Anmut bewegte ihn. Es schien ihm mehr Echtheit an ihr als an der Mutter. Dann fuhr er in geschäftsmäßigem Ton, der den Überseer weit mehr als den Bauer verriet, fort: »Das Besuchen und das Schreiben will ich dem Nepoten nicht ankreiden, obwohl Porto und Reisegeld verdient sein wollen wie aller andre Mammon. Ein andres Ding ist, wenn der Bruder Leichtsinn Geschenke und Darleihen macht.«



Carl Nonn: Aus alter Zeit

Aus der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf 1926

UNIV. OF
CALIFORNIA

Frau Neumeyer geriet in Bewegung. Sie glaubte nun zu wissen, wo der ganze Besuch hinzielte, und begab sich sogleich in Verteidigungsstellung, als sie fühlte, daß es nicht nur um der Tochter Angelegenheiten, sondern um ihre eignen ging. »Herr Hermann ist uns direkt ein Retter gewesen,« versicherte sie mit ungewöhnlicher Zungenfertigkeit. »Es ist ja nicht zu glauben, wieviel Unglück über eine arme Witwe mit einer großen Familie kommen kann. Ich habe weiß Gott gearbeitet. Aber die Schulden wachsen Jahr für Jahr. Manchmal schon sollte ich mit all meinen Kindern auf die Straße gesetzt werden.« Ein Wimmern beschloß hier ihre Rede.

Enoch war nicht überwältigt, aber er sah und glaubte, daß sie es nicht leicht hatte.

Suse trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern. So sehr sie selbst wußte, daß ein guter Teil der Not ihrer Mutter nicht erlogen war, so sehr lehnte sich in ihr doch etwas gegen ihr Jammern auf,

Dorette schaute ins Leere. Sie hörte das Gespräch der andern nur halb. Sie dachte an den Mann, der in der Schwester Leben gekommen war, und ihre erwachende Seele rief nach eignem Erleben.

Enoch nahm wieder das Wort. »Mütter mit großen Familien haben einen harten Stand. Aber es kann auch mit dem Helfer einen Haken haben, wenn er mehr geben soll, als er selber besitzt.«

Frau Neumeyer sperrte den Mund auf. »Ich weiß natürlich nicht, wie die Verhältnisse sind,« stotterte sie.

»Das tut auch nichts weiter zur Sache,« sprach Enoch besonnen und gelassen weiter. »Was gemacht ist, ist gemacht. Ich stelle nur fest, daß Hermann in Zukunft weitere Zuschüsse nicht wird leisten können.«

»Das könnte ich auch nicht annehmen,« beteuerte Frau Neumeyer. »So willkommen mir die Hilfe gewesen ist, ich hoffe, mit der Zeit alles bei Franken und Rappen —«

Enoch unterbrach sie kühl. »Dazu bin ich nicht hergekommen. Ich habe keinen Auftrag, auch kein besonderes Recht zu diesem Besuch. Man tut manchmal etwas mehr dem Herzen als dem Verstand nach.«

Die Modistin bekam eine spitze Nase. Der Gast zog keine schroffen Saiten auf, konnte sie vielleicht nicht aufziehen! Ihr Selbstbewußtsein schwoll. Weil sie aber noch immer nicht klug daraus wurde, was der Besuch überhaupt bezweckte, sagte sie mit einiger Salbung: »Wir werden dem Herrn Hermann die Wohltat nie vergessen.«

Enoch stand auf. Er verzog den Mund zu einem dünnen Lächeln. »Der gute Wille in Ehren,« erwiderte er. »Aber mit fremdem Geld ist leicht wohltun.« Jetzt redete wieder sein dürrer, am Leben verhungerter Geist. Er ärgerte sich ebenso über die Frau, von der ihm schien, daß sie an ihrer Not nicht schuldlos sei, wie über den Neffen, der das viellöcherige Faß dieses Haushalts zu füllen versucht hatte. Vielleicht war er auch mit sich selbst nicht ganz zufrieden, weil ihm schien, daß im Grunde bei seinem Besuch nicht viel herausgekommen sei. Aber er begegnete in diesem Moment den verwirrten Augen Suses. Ihr kleiner Mund zuckte, und es schimmerte feucht in ihren Augen. Seine Teilnahme für sie wuchs. Es lockte ihn, mit ihr allein noch zu sprechen. »Wie wäre es, wenn Sie mich ein Stück begleiten?« fragte er sie mit plötzlichem Einfall.

Suse wußte nicht, was antworten. Die kleine Besorgnis, daß Hermann ihr verlorengehen könnte, hatte sich in wirkliche Angst verwandelt. Seine Hilfe erschien ihr jetzt in noch viel schönerem Licht, da sie hörte, wie er sich offenbar um die Mittel dazu hatte mühen müssen. Seine Liebe rührte sie und weckte die ihre erst recht. Gleichzeitig aber empfand sie einen heillosen Respekt vor dem hageren, merkwürdigen Menschen da, der, halb Bauer, halb Weltmann, in schweren Schuhen stand und dergleichen tat, als sei sein seltsamer Besuch etwas ganz Natürliches. Irgend etwas zog sie zu ihm. Etwas wie Vertrauen oder fast Zuneigung. Aber mit diesem Empfinden mischte sich eine tiefe Scheu, die ihre sonstige Unbekümmertheit völlig auslöschte.

»Geh nur! Geh mit Herrn Gisler!« ermunterte ihre Mutter. Dann begann sie sich zu entschuldigen, daß sie nicht mit etwas aufgewartet habe. Ihre Gesprächigkeit nahm in dem Maße zu, wie ihr Unbehagen und ihre Freude, den Gast wieder loszuwerden, wuchsen. Sie lud Enoch ein, doch ja bald wiederzukommen, vielleicht auch den Neffen mitzubringen, und fügte mit besonderer Süße hinzu, die Kinder wären stets so glücklich, ihren jungen Freund zu sehen.

Enoch hielt dem Gerede noch eine Weile stand. Dann grüßte er: »Haben Sie gute Zeit, Frau Neumeyer!« und wendete sich Dorette zu. Er war von ihrer Schönheit wie von dem Glimmen in ihren dunklen Augen überrascht. Er gab ihr die Hand und drehte sich im Hinausgehen noch einmal zur Mutter zurück. »Sie sind eine Putzmacherin,« sagte er. »Es kommt also viel Firlefanz aus Ihrer Werkstatt auf die Straße. Lassen Sie darunter nicht Ihre Töchter sein.«

Diese Worte fuhren der Frau so in die Knochen, daß sie kein Wort der Erwiderung mehr fand. Sie gab nur der Tür, die sie für Enoch öffnete, kaum war er hinaus, einen jähen Schubs, daß sie heftig einschnappte.

»Was hat er denn gewollt?« fragte sie Dorette. Ihr Kopf war heiß. Sie fühlte sich gedemütigt, und ihr Blut sott vor Zorn. »Die Geschichte muß ein Ende haben,« schalt sie dann

blindlings. »Die Suse soll es schon hören nachher.« Sie nahm mehrere Gegenstände mit Heftigkeit auf und warf sie wieder hin. Es dauerte lange, bis sie sich wieder an die Arbeit zurückfand.

Dorette hatte nicht geantwortet. Es schien ihr alles furchtbar spannend. Sie war voll Erwartung, wie die Angelegenheit der Schwester sich noch gestalten werde. Nur des Gastes Bemerkung vom Firlefanz paßte ihr nicht. Ihr brauchte niemand Vorschriften zu machen.

Suse war vor Enoch hinausgegangen. Im Treppenhause traf sie wieder mit ihm zusammen. Der Zweck ihres Ganges war ihr noch immer nicht recht klar, aber ein unbestimmter innerer Zwang trieb sie, der Einladung Gislers zu folgen.

Enoch schaute ihr entgegen. Hübsch ist sie, dachte er wieder, hübscher selbst als Hanna, nur das Tüchtige, Verläßliche fehlt ihr. Ein Wetterfähnchen scheint sie zu sein. Aber auch dessen war er nicht ganz gewiß. »Ich will zum Bahnhof,« sagte er. »Ich habe in der Stadt nichts verloren. Aber wir könnten vielleicht einen Weg gehen, wo man etwas miteinander reden kann, ohne daß einen unversehens ein Kraftwagen über den Haufen fährt.«

»Gern!« antwortete Suse kleinlaut und verwirrt.

Sie gelangten auf die Straße. Suse stelzte auf ihren Stöckelschuhen einen kleinen Schritt vor Enoch einher, bis sie aus den engeren Gassen in eine Anlage kamen, die mit altem Baumbestand einen Hügel überspannte. Der Lärm der Fuhrwerke blieb zurück. Auch Fußgänger waren hier nur wenige.

Unter den mächtigen Platanen fragte Enoch: »Geht das denn irgendwie tief, das mit dem Hermann, Kleine?«

Suse fuhr zusammen und schlug den Blick zu Boden. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Aber sie hätte wohl jetzt ja sagen mögen.

Enoch merkte, wie jung sie war und wie unvergoren noch manches in ihr, aber auch bei ihr schien ihm nicht so viel Untugend zu sein, wie er sie sonst bei den Frauen voraussetzte. »Ihr Jungen«, fuhr er fort, »springt mit beiden Füßen in ein Ding hinein, ehe ihr noch wißt, wie euch der Sprung bekommen wird.«

Eine weise Herzlichkeit in seiner Stimme traf Suse. Sie hob die Augen. »Jetzt glaube ich, daß es mir sehr weh tun würde, wenn ich ihn verlieren würde,« gab sie zurück.

»So sollte es also eine Heirat geben?«

»Ich habe noch nicht daran gedacht. Ich habe es nicht eilig.«

»Sie sind das Spielen noch gewohnt.« Enochs Blick war ein wenig streng. Aber er lenkte wieder ein. »So seid ihr, ihr junges Volk. Das läuft zusammen und denkt nicht weiter. Hermann ist keinen Faden besser. Ich kann mich irren, aber ich möchte wetten, daß er so wenig an Hochzeit gedacht hat wie Sie. Wie könnte er auch? Er hat nichts und ist nicht viel. Und die Frau, die er braucht, muß mehr die Hände als die Füße tanzen lassen.«

»Es läßt sich alles lernen,« entgegnete Suse leise. Sie wußte selbst nicht, warum sie das sagte. Sie gab Enoch vollständig recht, daß sie nicht auf den Reutehof passe; aber es hing auf einmal ein Stück ihres Herzens an diesem Bergeigen fest.

Enoch sah, daß ihre Augen wieder von Tränen glitzerten. Er klopfte ihr auf die Schulter. »Lernen kann jedes, wenn es den Willen hat. Ich rede auch nicht weiter darein, habe weder Amt noch Lust dazu, will nur verhüten, daß der Brudersohn über die Stränge schlägt und daß man ihn unberechtigterweise für einen Krösus hält.«

Suses Lippen zitterten. Sie wünschte, sie hätte Hermann nie von Geld gesprochen, nie solches von ihm angenommen. Und sie war unglücklich, weil sie nicht wußte, ob nun eigentlich zwischen ihm und ihr alles zu Ende sein sollte.

Da nahm Enoch von neuem das Wort: »Das Weitere muß bei euch beiden liegen. Mein Geschäft ist zu Ende. Ich weiß, was ich wissen muß. Und wenn Sie gern umkehren, Kleine —«

Suse blieb sogleich stehen, teils, weil sie sich entlassen glaubte, teils, weil sie froh war, loszukommen. Aber als sie nun beide sich die Hand zum Abschied gaben, war ihr plötzlich, daß sie gern noch bleiben und weiter von Hermann reden würde. Und sie fühlte ein Bedauern, als ob ein guter Freund von ihr ginge. Sie hätte bitten mögen: Nimm mich doch mit!

Enoch drückte ihre Hand. »Wenn Sie mich einmal brauchen,« sagte er. »Ich bin kein Gelehrter. Aber ich kenne vielleicht etwas von der Welt.«

»Danke,« erwiderte Suse leise. Ihre Hand lag in der seinen. Sie wäre ganz froh gewesen, wenn er sie länger festgehalten hätte.

»Soll ich ihn grüßen?« fragte Enoch.

Sie nickte hastig.

Da lächelte er und ging.

Auch sie drehte sich um und besann sich, wo sie nun hinwolle. Zum erstenmal empfand sie einen Widerwillen gegen alles, worin sie bisher geschwelgt hatte, gegen ihren Beruf, das Theater. Auch die Mutter und ihr Haushalt hatten an Geltung verloren. Eine andre Welt hatte sie mit diesem Enoch gestreift, derber, erdgewachsener, schlichter. Aber sie verstand das noch nicht. Sie fühlte sich nur auf einmal heimatlos.

Enoch Gisler hatte sich nicht darum gekümmert, wann ein Zug nach Buren zurückgehen werde. Als er zum Bahnhof kam, zeigte es sich, daß er noch drei Stunden Zeit hatte. Er begab sich in eine nahegelegene große Wirtschaft, um

etwas zu essen. Das Lokal war gedrängt voller Gäste. Er drückte sich in eine Ecke. Nicht, daß jene ihn verlegen gemacht hätten, aber er liebte den Lärm nicht, dieses Klappern der Bestecke und Mäuler, das Gesumm der Stimmen, den Rauch und Dunst. Er hatte keine Lust, in diese laute Welt zurückzukehren. Es verlangte ihn in den Schatten der Berge und die Stille seiner Stube zurück. Jetzt schon, während er noch mitten unter den Menschen saß, verließ er in Gedanken ihren Kreis und kehrte in sein eignes einsames Innere heim. Vor seiner Erinnerung standen das Zimmer der Frau Neumeyer, sie selbst und ihre beiden Töchter. Wie war er eigentlich zu ihnen gekommen? Er wollte sich genauere Einsicht in die Wege Hermanns verschaffen, wollte sein Schicksal in die eigne Hand nehmen. Nun aber schien ihm, er habe sich mit dem, was er beabsichtigte, doch übernommen. Man gedachte es recht zu machen, sinnierte er, und fuhr zwischen zwei Menschen hinein, von denen man annahm, daß sie mehr mit Faschingskränzen als mit lebensfesten Ketten zusammenhingen. Aber es zeigte sich, daß eins der beiden doch Ernst in der Seele hatte, und daß es vielleicht schwer oder nicht recht war, ihm die Bande abzustreifen. Er war kein geschickter Diplomat, er war da gleichsam mit plumpen Schuhen in ein Blumenbeet getreten. Suses schmales, gepudertes Gesicht tauchte vor ihm auf. Sie war anders, als er sie sich vorgestellt. Hinter dem Flitter, dem Aufputz, der Unechtheit hervor hatte ihn etwas Menschliches angesehen, dem er noch nicht den rechten Namen wußte, das ihn aber merkwürdig bewegte und ihn an der anfänglichen Absicht irremachte, dem Neffen den Weg zu ihr zu verlegen. Nun wußte er auf dem einmal betretenen Wege nicht recht weiter. Sein Sinn wurde schwerer. Wäre er nicht besser dort geblieben, wo er hingehörte, wo er mit seinen tolpatschigen Händen kein Unheil stiftete? Aber er schüttelte seine Schwäche von sich. Rechtwollen mußte Rechttun bleiben! Im Grunde war doch Hermann, der Leichtfuß, der Schuldige. Schwankte der nicht noch immer zwischen zweien hin und her, zwischen Suse und Hanna? Dem schadete es nicht, wenn man ihm den Polizeier machte! Und er, Enoch, wollte ihn auch ferner nicht aus den Augen lassen!

Als er die Restauration verließ und sich auf den Bahnhof zurückbegab, um auf einer Wartesaalbank die noch verbleibende Zeit abzusitzen, hatte Enoch seine Sicherheit zurückgewonnen und wußte, was er tun würde, wenn er nach Hause kam. —

Hermann war nach der unruhigen, von ohnmächtigem Zorn und hundert Zweifeln zerquälten Nacht aus einem späten, dumpf machenden Morgenschlaf erwacht. Sein erster Gedanke war Enoch gewesen. Er sah grauen Tag vor dem Fenster. War — Enoch schon fort? dachte er erschreckt, fuhr im Bett auf und lauschte.

Nichts regte sich.

Er war weg, Enoch, überlegte Hermann weiter. Wie hätte er an dem Entschluß des Zuleidwerkers noch zweifeln können! Aber — vielleicht — wenn er sich eilte, erreichte er ihn noch am Dampfschiffsteg. Das brauchte er doch nicht auch noch zu dulden! Jener hatte kein Recht, sich zwischen Suse und ihn zu drängen!

Er suchte seine Kleider zusammen und begann sich hastig anzuziehen. Kleine Bedenken hemmten manchmal seine Eile. Vielleicht gab es lauten, offenen Streit! Alles wurde ans Licht gezerrt! Alles!

Während er noch so von Grimm und Kleinmut hin und her gezerrt wurde, drang das Stampfen des abfahrenden Dampfschiffes zu ihm herein. Er trat ans Fenster. Er war ganz starr und kalt. Zu spät! dachte er. Da fuhr er hin! Und Suse? Warum hatte er sie nicht noch gemahnt, daß sie sich nicht verwirren lasse! Vor Wut begann ihn zu frieren. Wenn er ein Gewehr gehabt hätte! Er würde es dem Schiffe nach abgefeuert haben. Blindlings! Damit er vielleicht den Enoch, den Spiel- und Lebensverderber, träfe!

Als er mit Ankleiden fertig war, war er völlig gewiß, daß Enoch gegangen war. Er riß aber im Vorbeigehen dessen Kammertür noch auf. Leer! Er hatte es gewußt! Hut und Schirm, die sonst immer am Haken drüben hingen, fehlten. Das Blut drängte ihm zu Kopf. Da, ein Gedanke: Die Schuldscheine! Dort in der Schublade mußten sie liegen! Unwillkürlich tat er einen Schritt. Aber sogleich hielt er inne. Haha, Enoch schloß fest zu! Und aufbrechen? Was würde es nützen! Man würde wissen, wer sich die Papiere geholt hatte!

Mit einem Gefühl bitteren Ekels wendete er sich ab. In einem Netz saß er! sagte er sich zum zehntenmal. Wo er ein Glied regen wollte, zog es sich enger zusammen! Bis es ihn erwürgte!

Er torkelte mehr als er ging die Treppe hinab. Die andern waren längst an der Arbeit, dachte er, und es machte ihn noch verdrossener.

Aber Hanna befand sich in der Wohnstube. »Guten Tag, Siebenschläfer!« begrüßte sie ihn. Dann bemerkte sie sein zerstörtes Gesicht. Es mußte ihn etwas quälen, von dem sie alle nichts wußten! War es die Liebe? dachte sie. Aber es war mehr Mitleid als Eifersucht in ihr. Ihr Herz hatte sich leise von Hermann gelöst, ohne daß sie selbst es ahnte.

»Ich habe schlecht geschlafen,« erwiderte dieser mürrisch, »oder gar nicht, wenn du lieber willst.«

»Was fehlt dir, daß du nicht schlafen kannst?« Es war ihr, als habe er etwas auf den Lippen, und sie müsse ihm helfen, es sich von der Seele zu beichten.

Hermann stutzte. Hatte er mehr gesagt, als er wollte? Aber dann fuhr er, von seinem Grimm getrieben, fort: »Das ist doch kein Leben mehr hier.« Er hatte sich an den Tisch gesetzt und tunkte ein Stück Brot in seine Tasse.

»Wieso?« fragte Hanna.

»Enoch! Wer soll mit dem in Frieden leben können! Das Essen würde er einem am liebsten vergiften, das er einen auf den Teller nehmen sieht.«

Hanna staunte. Sie wußte, daß die beiden sich schlecht vertrugen, aber daß die Abneigung so heftig sei, hatte sie nicht gedacht. Sie suchte einzulenken. »Du verstehst ihn nicht. Man darf nicht vergessen, was er erlebt hat. Auch klingt bei ihm vieles schlimmer, als es gemeint ist. Vielleicht, wenn man ihn ganz kennte —«

Hermann unterbrach sie. »Wer kennt ihn besser als ich?« lachte er rauh. Es wollte ihm heraus, wie Enoch sich in alles gemischt, wie er ihn eingeschnürt habe. Aber es fiel ihm ein, daß er selbst sich in seine Gewalt begeben. — Und dann: hatte Hanna recht? War ein guter Wille in dem Widersacher? Einen Augenblick war er unsicher. Aber die Erinnerung kam ihm, wie hämisch und gewalttätig Enoch sein konnte, wie er jetzt gerade daran war, ihm zuleide zu leben. »Den kennt ihr noch lange nicht,« stieß er dann in halblautem, verkniffenem Ton hervor. Dabei würgte er seine Bissen hinunter.

Er fühlte aber, daß es ihm nichts half, daß er mehr doch nicht reden durfte. Dann schoß ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf. »Da klebe ich immer auf ein und derselben Scholle,« fuhr er fort. »Man versauert und verbauert. Vielleicht — laufe ich davon.«

»Das würde mir leid tun für den Vater,« sagte Hanna.

Nicht für dich also? dachte Hermann.

»Er hat alles auf dich gestellt,« fuhr Hanna fort.

Hermann wußte, daß sie recht hatte. Er spürte auch hier die Ketten, die ihn hielten. Es vermehrte nur seine innere Zerworfenheit.

Plötzlich stand er auf und verließ stumm die Stube. Er wußte nicht, was er wollte. Lust packte ihn, dem Oheim nachzureisen, ihn im Hause Suses noch zu stellen. Aber er kam nicht zum Entschluß. Wie im Traum begann er irgendeine Arbeit.

Hanna schüttelte den Kopf. Sie wurde immer weniger klug aus ihm. Und sie mußte auch wieder an Enoch denken. War der so, wie Hermann sagte?

Hermann stand bald wieder müßig. Er fand, daß alles schon getan war, was ihm obgelegen hätte. Den Stall hatte der Vater besorgt. Der fragte, ob er krank sei, und schaute ihm sorgenvoll nach, als er auch ihm etwas von Nichtschlafenkönnen geantwortet hatte. Mit dem Abschönen auf der Senntimatte waren schon die Magd und der Stallbub beschäftigt, und nach dem Heu aus dem Stafelgaden war der Peterknecht ausgefahren.

Endlich erinnerte er sich, daß er dem Adlerwirt für Sonntag Fische versprochen hatte. Er begab sich nach der Schiffshütte. Der See zog ihn an. Da war er allein! Da konnte er denken — denken und brauchte niemand Rede zu stehen!

Grau und schwer und still hing der Himmel über dem See. Hermann trieb den plumpen Nauen aus der Hütte. Netz und Angel lagen darin. Ob er alle nötigen Dinge hineingebracht, wußte er nicht. Er hatte den Zweck seiner Ausfahrt schon wieder vergessen. Bald ließ er das Ruder und saß in sich zusammengeworfen da. Wie ein Sturz Steine und Schutt vom Berge polterten die Erkenntnisse auf ihn nieder. War nicht sein Leben verpfuscht? Hatte er nicht jede Richtung verloren? Aus des Vaters Augen schaute ihn die Angst an. Die Hanna wurde ihm fremder und fremder. Die Arbeit machte ihm keine Freude mehr! Und zweimal hatte ihn einer auf einer Unredlichkeit ertappt! Wo war die Zeit, in der er noch den Kopf hoch getragen, da er noch mit den Kameraden fröhlich und stolz ein Soldat gewesen? Und — und Suse? Nun schob man Wände auch zwischen sie und ihn! Alles dieser Enoch! Immer dieser Enoch!

Er saß auf dem Rand des Nauens und starrte ins Wasser. Bleiern wie oben der Himmel lag unten der See. Der Blick drang nicht in seine Tiefe. Aber über die Oberfläche, über die ein Wind strich, lief es wie ein Schauder. Was war mit Suse? überlegte Hermann weiter. Was mußte sie von ihm denken? Was redete dieser Enoch ihr vor?

Wie Feuergarben fuhr es aus dem Meiler seines Hasses auf. Wenn er diesen Enoch hier hätte, hier im Boot! Jener und er, sie beide ganz allein! Anspringen würde er ihn und die Schuldscheine fordern — oder — oder ihn da — da hinab in das Wasser stoßen, wo es am tiefsten war und niemand ihn fand.

Er fuhr zusammen. Wie weit war er gekommen? Was hatte er für Gedanken? Wie sollte er einem ans Leben! Gar noch dem Vatersbruder! Doch freilich, wenn er ihm Suse abspenstig machte!

In jähem Wechsel verwandelte sich sein Rachedurst wieder in Kummer. Suse! Sie schien ihm auf einmal das Beste, was er auf der Welt besaß. War es, weil er sie zu verlieren in Gefahr stand? Er hatte sie nie vorher in so hohem Wert gesehen. Es riß ihn mit solcher Gewalt ihr entgegen, daß er schon nach dem Ruder griff, um zur Station zu fahren.

Da fiel ihm ein, daß die Fenster des Reutehofes nach der Stelle Ausblick hatten, wo sein Boot lag. Vielleicht stand dort der Vater oder

Hanna und sahen ihn müßig und wunderten sich. Sie wunderten sich jetzt so oft über ihn!

Mechanisch griff er nach der Angel, befestigte einen Köder und schwang die Schnur in den See.

Stundenlang trieb er es so. Essenszeit ging vorbei. Er wußte, daß er heim sollte, aber es graute ihm vor der Rückkehr unter die Frager und Stauner und Sichwunderer.

Von der Angel ging er zum Netz über und von diesem wieder zur Angel. Er fing nichts. Aber er dachte nicht an dies kleine Mißgeschick. Er sah in den See. Der See war seine eigne Seele. Es war so grau darin wie in dem bleifarbenen Wasser. —

Es ging schon gegen Abend, als Hermann den Pfiff der Lokomotive am jenseitigen Ufer vernahm. Der Zug aus dem Tal! Ob Enoch zurückkam? Vielleicht!

Nun ließ es ihm keine Ruhe mehr.

Nach einigem Zögern und Spähen ruderte er heimzu, langsam erst, dann hastig und immer hastiger.

Als er sich dem Ufer nahte, sah er den Vater durch den Garten herabkommen. Er hatte das Gefühl, daß er ihn beobachtet und erwartet hatte. Sie mußten ihn freilich bei Tisch vermißt haben.

Gisler stand wirklich an der Ländе, als er anlegte. Er nahm ihm mit erregten Händen die Kette des Nauens ab. Sein sonst so stilles Gesicht war gerötet und zuckte. »Was treibst du denn?« fragte er ihn. »Wo bleibst du? Man weiß bald nicht mehr, was man von dir denken soll.«

»Man muß nur nicht immer hinter mir her sein wie hinter einem kleinen Kinde,« entgegnete Hermann gereizt. »Ich habe dem Adlerwirt Fische versprochen,« fügte er hinzu.

»Dazu war heute kein Tag,« gab Gisler ruhiger zurück. »Wirst wohl nicht viel gefangen haben.«

»Nichts,« antwortete Hermann kurz.

Da mußte der Alte lachen. »O ihr junges Volk!« sagte er. »Was euch die Zeit noch wohlfeil ist!«

Hermann wurde das Herz weich von des alten Mannes Nachsicht. Nie zürnte er lange. Immer lenkte er als erster wieder ein.

Sie verließen die Schiffshütte. Da stockte Hermanns Atem. »Ist Enoch zurück?« fragte er.

»Wenn es mir recht ist,« antwortete Gisler, »so ist er vorhin von der Lände gekommen.«

Hermann verhielt den Schritt. Sollte er gehen oder bleiben? Plötzlich fing er an zu eilen. Des Vaters achtete er nicht mehr.

Aufs neue verwundert schaute Gisler ihm nach. Wo stürmte er wieder hin? fragte er sich.

Hermann eilte die Treppe zu den Schlafkammern hinauf. Jetzt erreichte er Enochs Tür und riß sie auf.

Enoch stand mit dem Gesicht gegen das Fenster gewendet und hatte den guten Rock schon ausgezogen. Hager und gelassen stand er da.

Wie Respekt fuhr es Hermann wieder in die Glieder. Er war in wildem Zorn gekommen. Aber sein Einbruch schien den andern nicht im geringsten zu kümmern. Langsam drehte er sich um. »Recht, ganz recht, daß du da bist,« sagte er. »Mach' die Tür zu!« gebot er dann.

Hermann gehorchte unwillkürlich.

»Du hast Glück, Bub,« sagte Enoch. »Dir fallen die Mädchen wie die reifen Pflaumen in den Schoß.« Dann wurde seine Stimme schärfer, spöttischer. Das Glück, von dem er sprach, machte ihn, den Einsamen, wieder störrisch. »Dein Geschmack ist nicht schlecht, das muß man dir lassen,« sprach er weiter. Jetzt mischte sich Entrüstung in seine Worte. »Es wird aber Zeit, daß du dich entscheidest,« fuhr er fort. »Ich will nicht, daß du der einen Augen machst, wenn du der andern schon den Kopf verdreht hast.«

Hermann rang nach Worten. Jetzt erst wurde ihm klar, daß er immer noch geglaubt hatte, Enoch werde nicht Ernst machen mit dem Besuch bei Neumeyers. »Du bist also bei ihnen gewesen?« stieß er endlich heraus.

»Natürlich bin ich.«

»Was hast du ihnen gesagt?«

»Alles, was nötig gewesen ist.«

Hermann erhob die Faust. Er bedachte nichts mehr. Es riß ihn mit wie ein Sturm.

Aber noch ehe er schlagen konnte, hatte Enoch ihn beim Handgelenk gefaßt. Er war ein wenig bleich. »Laß das!« sagte er mit beherrschter Stimme. Sein Griff war so hart, daß der andre zur Besinnung kam.

Enoch drückte Hermanns Arm nieder und zwang ihn auf den nächstbesten Stuhl. »Wir werden uns nicht raufen wollen wie zwei Straßenbuben,« sagte er.

Hermann packte das Elend. »Du hast mich eingefangen wie einen Hund,« knirschte er. »Du hast mich in der Falle. Aber nimm dich in acht, wenn ich herauskomme, ich schenke dir nichts.«

Enoch trat zurück und lehnte sich mit dem Rücken ans Gesims. Auch ihn erregte die Szene jetzt mehr. »Du hast es gut gesagt,« sprach er. »Du bist wirklich wie ein junger, bissiger Hund, den man in feste Dressur nehmen muß. Ich will es dir besorgen.«

Hermann schäumte aufs neue auf. Aber er nahm sich mächtig zusammen. »Bis es ein Unglück gibt,« sagte er, wie schon einmal, mit ganz zerpreßter Stimme. Dann ging er geschlagen, machtlos und heimlich drohend hinaus.

Enoch schaute ihm nach. Es war ihm nicht recht. Er hatte die Sache vernünftiger abtun wollen. Aber die Widerhaarigkeit des andern empörte ihn. So brauchte einer nicht aufzuprotzen, dachte er, wenn er solche Streiche machte wie der!

Der Krieg ward offener und erbitterter. Jetzt konnten auch Gisler und Hanna nicht mehr im Zweifel sein, daß Enoch und Hermann sich feind waren wie Hund und Katze.

Hermann war stiller, verstockter geworden. Er war nach dem Zusammenprall mit Enoch ins Freie gelaufen und im Garten ein paarmal auf und ab gerannt. So ging es nicht länger, dachte er. Ob er dem Vater erklärte, daß entweder er oder Enoch aus dem Hause müsse? Das hieß alles aufdecken! Sein Mut sank. Und er dachte wieder an Flucht. Nach Amerika? Da hatte auch der Vatersbruder sein Glück gemacht! Dann fiel ihm ein, daß er zur Reise Geld brauche. Wo nahm er das her, wenn er es nicht vom Vater fordern konnte? Wieder erkannte er, daß er wie geknebelt war. Und weil er keinen Ausweg sah und seinen Zorn nicht laut werden lassen konnte, verstockte dieser, und sein Haß wurde immer stiller und bitterer. Seine Gedanken fielen auch wieder auf Suse. Er mußte ihr schreiben, mußte wissen, wie er mit ihr daran war, nachdem Enoch hineingepfuscht hatte, dachte er. Seine Sehnsucht war ein wenig gedämpft. Es waren so viele Widrigkeiten. Der Weg zu Hanna wäre glatter gewesen.

In diesem Augenblick sah er diese unter der Haustür stehen. Da riß er aus. Er lief davon wie ein Narr. Er wollte nicht gefragt sein. Er wollte — ja, was wollte er eigentlich? Ganz betäubt schritt er in die Wiesen hinaus. Im Sumpf seiner Verwirrtheit lag nur ein fester, harter Stein, sein Groll gegen Enoch.

Am nächsten Abend stießen die Widersacher abermals aufeinander. Das war in der Stube. Unter der Lampe. Am Tisch die zwei Knechte über Zeitung und Kalender gebeugt, Hanna am Brettspiel mit Domini. Enoch rauchte und sah ihnen zu. Hermann stand drüben am Ofen. Er war aus der Schreibstube herübergekommen, wollte sich eigentlich nicht aufhalten, fühlte nur, daß er ohne Aufsehen zu erregen nicht schon wieder weglaufen konnte. So hatte er sich still an den grauen Gültstein gestellt, der noch von einem späten Feuer warm war. Draußen war es rauh.

»Hast auch Feierabend?« fragte ihn Hanna zwischen dem Spiel. Er schien ihr so verloren dazustehen, und sie hatte das Bedürfnis, sich ihm freundlich zu zeigen.

Da fragte Enoch scharf: »Hast dein Pult abgeschlossen?« Er kam wieder einmal nicht gegen sich selber und die plötzliche Lust, den störrischen Neffen zu sticheln, auf.

Hermann errötete, aber er gab keine Antwort. Sein Herz klopfte nur stürmisch.

»Kannst du nicht antworten, wenn man dich fragt?« beharrte Enoch rechthaberisch auf seiner Frage.

»Mit dir rede ich nur, wenn ich muß,« murrte der andre zurück.

Die Knechte hoben die Köpfe. Hanna wurde heiß. Gisler legte einen Stein des Spiels mit zitternder Hand auf den Tisch. Sein weißer Kopf stand unter dem hellen Lampenschein. »Könnt ihr denn gar nicht Frieden halten, ihr beiden?« fragte er. »Es ist ja bald nicht mehr zum Aushalten.« Und zu Hermann sich wendend, fuhr er fort: »Ich verstehe dich nicht mehr, Bub. Du gehst mir aus dem Weg. Du kannst mir nicht mehr ins Gesicht sehen. Ich habe gemeint, ich sei nicht nur der Vater, ich sei auch so etwas wie ein Freund. Aber es ist, wie wenn wir jeden Tag fremder würden.«

Hermann schwieg betroffen. Es war ihm noch nichts so nahegegangen wie diese verhaltene Klage. Er wünschte, er könnte die ganze Szene ungeschehen machen. »Man kann nicht immer gleicher Meinung sein,« suchte er einzulenken.

»Nie könnt ihr das, scheint mir,« schalt Domini.

Enoch verzog den Mund. Er war in einer seiner schlimmen Stimmungen. »Sag' doch, was wir haben!« reizte er den andern.

Da verlor Hermann die Vernunft wieder. »Verdammter Streitstifter!« warf er dem andern ins Gesicht. »Warte nur, ich zahle dir schon heim.« Aber weiter wußte er sich nicht zu helfen. Er prallte wie schon oft aus der Tür. Krachend fuhr sie hinter ihm ins Schloß.

Die zwei Knechte merkten, daß sie übrig waren. Peter, der so lange im Hause war, winkte dem Hüterbub mit den Augen. Sie drückten sich so unauffällig, wie es ihnen auf ihren Holzböden möglich war, hinaus.

»Potz Donner!« flüsterte draußen das junge Knechtlein und schaute den andern mit neugierigen Augen an. Der aber gab ihm keine Auskunft. Er trollte sich in seine Kammer hinauf. Er war seinem Bauer sehr anhänglich und verwünschte die zwei Streithähne. Was die aber miteinander hatten, darüber zerbrach er sich den Rotkopf nicht, dem Heu und Mist und Saat und Ernte die alleinige Sorge waren.

Am Tisch blieben die drei, Gisler, Enoch und Hanna, zurück. Sie schwiegen, bis die andern sich verlaufen hatten. Gisler quälte sich bitterlich und war vor allem gegen Enoch aufgebracht, dem er die Hauptschuld an der Szene beimaß.

Enoch würgte an einem Selbstvorwurf. Machst dich selbst klein, sagte er zu sich selber. Tust Wohltaten und hältst sie nachher dem Empfänger vor. Dann erinnerte er sich an den Blick, mit dem Hermann hinausgegangen war. Wieder, wie schon einmal, war ein böser Schein darin gewesen. Er sagte sich, daß es jetzt genug sei, daß er den Neffen nicht weiter reizen dürfe. Und doch — es war schwer, dem Leichtfuß gegenüber im Gleichgewicht zu bleiben.

Auch Hanna wälzte in ihren Gedanken die Vorfälle. Sie bedauerte Gisler und empfand mit Hermann ein unbestimmtes Mitleid. Aber

Enoch war ihr ein immer größeres Rätsel, und über ihn sann sie am meisten nach. Er mußte von Hermann irgend etwas wissen, sagte sie sich wieder. Er hatte Macht über ihn! Manchmal war es, als spiele er mit ihm wie die Katze mit der Maus. Und wieder manchmal schien ihr aus unerklärlichen Dingen heraus, als habe der Mann sein Letztes noch nicht gesagt und gezeigt, als suche er seine eignen Wege und meinte mit ihnen zu etwas Gutem zu kommen.

Während sie noch so nachdachte, sprach Gisler den Enoch an: »Jetzt sage mir endlich, was du gegen Hermann hast.«

»Was soll ich gegen ihn haben? In die Schuhe stellen will ich ihn,« entgegnete Enoch. »Du fassest ihn ja an, als ob er von Glas wäre. Und er hat es nötig, daß man ihm zeigt, wo aus und ein.«

»In Amtssachen ist er der Gemeinde verantwortlich und nicht dir,« verteidigte Gisler, der an den Anfang des Streites dachte, den Sohn.

Da machte Hanna erschreckte Augen. »Weiß Gott, was zwischen euch ist,« wandte sie sich zu Enoch. »Mir ist ganz angst, wenn ich denke, wie Hermann Euch angesehen hat.«

»Hast du das auch bemerkt?« fragte Enoch gedankenvoll. Seltsam, grübelte er in sich hinein, war das so schlimm, wie jener ihn angeschaut hatte? Und aus diesen Gedanken heraus, deren Sorge keinen Augenblick ihm selbst, sondern Hermanns Wesen und Schicksal galten, sprach er langsam und ins Leere hinaus weiter: »Man kann einander mißverstehen, aber — auf Leben und Tod geht das noch nicht. Ihr braucht Euch keine grauen Haare wachsen zu lassen.«

Gisler beugte sich wieder über das Spielbrett. Er war nicht schwer zu beruhigen, er, der mit allen in Frieden lebte und nicht begriff, warum man sich einander das Leben schwer machen sollte. »Du bist der Ältere,« redete er dem Bruder zu. »Gib nach, wo der Jähzorn oder der Leichtsinn dem Bub ins Dach steigt. Er ist uns doch lieb, der Hermann.« Bei diesen Worten legte er den Stein ein, mit dem er auf dem Brett an der Reihe war.

Schweigend setzte auch Hanna das Spiel fort.

Enoch sah, daß das Wasser der Erregung wieder in die Ufer zurückging. Er dachte, es sei nicht alles so ganz leicht, wie der Bruder es sich vorstelle; aber er war nach wie vor entschlossen, es mit Hermann allein auszumachen. Er schwieg und stieß den Rauch aus der Pfeife.

Zuweilen ging Hannas Blick von einem Bruder zum andern. Sie erschienen ihr heute ähnlicher als sonst. In Enochs härteren Zügen entspannte sich etwas. Es war, als verliere sich sein Zorn und verwandle sich in Einsicht und Willen, zu verstehen. Allmählich, während sich die Spielpartie immer mehr zu Gislers Gunsten wendete und dieser darob den Vorfall von vorhin fast zu vergessen schien, ging scheinbar auch auf Enoch etwas von der wiederhergestellten guten Laune des Bruders über. Es lag wie ein Lächeln um seine Lippen. Hanna schaute und schaute. Ihr Herz wurde warm. Sie kannte den Menschen noch nicht, aber sie empfand das Verlangen, ihm näherzukommen, immer stärker, als ob da im Reutehof einer sei, den es noch mehr zu kennen lohne als die andern, die ihr lieb geworden.

An diesem Abend störte nichts weiter das Einvernehmen im Hause.

Die jüngeren Dienstboten tuschelten wohl noch. Peter und Luise sagten nicht, was sie dachten.

Hermann begegnete Hanna, dem Vater und dem Oheim noch einmal vor dem Zubettgehen. Er zeigte sich wortkarg und kopfisch, aber er war schließlich auch froh, daß niemand mehr an den letzten Streit erinnerte.

Enoch dachte zu gelegener Zeit sich mit ihm auszusprechen. Die beiden andern ließen sich daran genügen, daß vorläufig wieder Ruhe war.

Hermann schlief schlecht. Er war überzeugt, daß ein Zusammenleben mit Enoch auf die Dauer unmöglich sei. Er suchte nach Auswegen, wie schon oft. Und manchmal glitten seine Gedanken zu Suse hinaus, von der er noch immer nicht wußte, wie sie nun seit Enochs Besuch sich zu ihm stellen würde.

Am andern Morgen jedoch bekam er einen Brief Suses, der ihn in Erstaunen setzte. Ihre Briefe waren bisher meistens mehr oder weniger oberflächliches Geplauder gewesen. In diesem aber war ein tiefer Ton ihres Herzens. Sie schrieb von Enoch: Er scheint ein so wohlgesinnter Mann. Man hat Zutrauen zu ihm, fast ohne es zu wollen. Und von ihrer Liebe: Ich habe es vorher nicht gewußt; aber jetzt, da ich dich vielleicht verlieren könnte, weiß ich, daß du mir mehr bist als alles, was sonst in meinem Leben ist. Und weiter schrieb sie: Du hättest mir sagen sollen, wie schwer es dir wurde, uns beizustehen. Ich hätte das Geld nicht genommen. Auch die Mutter nicht. Aber ich bin dir jetzt noch viel dankbarer. Ich würde es dir gern zeigen, wenn ich bei dir wäre.

Es griff ihn merkwürdig ans Herz. Einen Augenblick saß er mit zuckenden Lippen über den Brief geneigt. Ein einziges starkes Gefühl erwachte. Ein Neues sprach aus diesem Briefe und erschütterte ihn.

Aber langsam wie kleine Schlangen kamen Gedanken gezüngelt: Was mochte Enoch erzählt, verraten haben? Wußten sie nicht nur um seine Mittellosigkeit, sondern auch um seine Schulden und — seine Schuld? Er war fast gewiß, daß sie es wußten. Und Suse nannte Enoch einen wohlgesinnten Mann! Welch ein Hohn! Sein Groll schlug neu und heißer auf.

Den Tag über hielt er sich von den andern fern. Er mochte nicht reden. Aber er wartete

ungeduldig auf eine stille Stunde, um Suse zu antworten. Er konnte ihr nicht alles sagen. Aber er wollte sie bitten, ihn nicht zu verlassen. Er hatte vieles auf dem Herzen. —

Am Nachmittag hatte er Jauche zu führen. Er pumpte sie aus der großen Grube in den Wagen und fuhr einmal übers andre die Dorfstraße entlang nach der Hochreutematte. Wenn es doch Abend würde! dachte er. —

Der Abend fiel ein.

Hermann kam von der letzten Fahrt, spannte das braune Pferd aus und stellte es in den Stall. Er wußte kaum, was er tat, wie er den ganzen Tag nicht an die Arbeit gedacht hatte. Er hatte immer gegrübelt, was für Wege es für ihn gab. Und was er Suse schreiben wollte! Und wie lieb sie ihm jetzt war! Und wie dreifach verhaßt — Enoch!

Als er wieder aus dem Stall trat, um die Bretter über die Grube zu legen, sah er, daß der Himmel in Flammen stand. Merkwürdig plötzlich war das Abendrot in die Wolken gefahren. Sie loderten in immer tieferer Glut. So wild war diese, daß sie die Wolkenfetzen wie brennenden Zunder zu verzehren schien. Wie die Wolken, so glühten die Berge. Ihnen aber fehlte die fressende Flamme. Der Schimmer, der sie umspann, war still und unwirklich. Man spürte beim Hineinsehen die Kühle der Täler, die schon im Schatten lagen. Es wurde einem weh ob diesem Rot. Es hatte etwas Unheilmäßiges. Man fühlte, als geschähen Dinge, die über dem eignen Willen standen.

Das Abendrot spann auch über den Gebäuden des Reutehofes. Und hier war es wie ein Malen oder Wehen oder Huschen.

Hermann fühlte, daß er dieses seltsame Rot auch im Gesicht trug. Er meinte es wegwischen zu müssen. Er empfand es als ein kaltes, nebelartiges Etwas. Dennoch aber stieg ihm das Blut, und sein Herz klopfte angstvoller.

Er schüttelte die Empfindung mit Gewalt von sich. Dann riß er sich von der Stelle los, wo er unwillkürlich stehengeblieben war, und machte sich an die Arbeit. Sonderbar! Auch die Grubenbretter waren rot, die an der Stallmauer lehnten. Er nahm eins davon und schob es über die Balken. Da gewahrte er, daß seine Hände wie in Blut getaucht waren. Ein neuer Schrecken befiel ihn. Sein erster Gedanke war, nach dem nahen Brunnen zu laufen und die Hände unter die Röhre zu halten. Aber er fand sogleich seine Fassung wieder. Narr, der er war! Auch das war doch nur Abendschein. Und die Hände hatten längst wieder ihre natürliche Farbe.

Er nahm das zweite Brett von der Mauer. Es war morsch, dachte er. Man sah es nur auf der Rückseite. Er nahm sein Messer und kratzte daran. Da bröckelte das faule Holz wie Pulver zu Boden. Das Nebenbrett war gleichermaßen beschädigt. Es war Zeit, die Planken zu ersetzen, dachte er.

Als der Deckel wieder geschlossen war, trat er mit dem Fuß darauf. Der Boden hielt. Er stampfte fester auf. Da war ihm, als breche etwas unter ihm. Er wiederholte den Versuch. Und nun hörte er deutlich ein Splittern und sah, daß die Planke sich leicht einbog. Er betrachtete den Schaden. Er mußte wohl den Durchweg sperren, überlegte er, oder andre Dielen aufzutreiben suchen.

Unschlüssig schaute er sich um.

Plötzlich gewahrte er, wie Enoch den Feldweg her gegen den Stall sich näherte. Es war der gewohnte Durchgang. Wie der Briefträger auf seinem Bestellgang, so kamen auch die vom Reutehof immer hier vorbei, wenn sie ans Wohnhaus wollten.

Das Blut drängte Hermann zu Herzen. Der Grubendeckel! dachte er. Das gäbe ein Bad für den Leidwerker! Beinahe hätte er laut aufgelacht. Die Nachtbuben im Dorf, wenn einer oder eine mißliebig waren, übten von alters her eine Art Lynchjustiz mit der Jauche. Hier freilich — die Grube war tief und — und es war kalt und — der Unfall könnte ernstere Folgen haben!

Er trat ein wenig näher an die Scheune, bei der er stand, so daß Enoch ihn nicht sah. War es nicht dem Lebenverderber zu gönnen, daß —! überlegte er weiter und widersprach sich dann selbst: Unter ihm hatten die Bretter auch gehalten! So konnten auch Enoch und noch ein paar andre darübergehen.

Das Rot am Himmel und am Hause erlosch. Ein kaltes Dämmergrau löste es ab.

Hermann schaute hinter der Scheune hervor. Und auf einmal krallte sich die Angst wieder in seine Seele. Sie würgte ihn.

Langsam kam Enoch näher.

Er ist ein schwerer Mann, dachte Hermann, schwerer von Gewicht als ich, und er hat einen harten Schritt. Aber plötzlich fiel ihm ein, daß er noch hier stand und daß der andre ihm sogleich begegnen mußte. Den ganzen Tag war er ihm ausgewichen! Ein überwältigender Widerwille vor dem Zusammentreffen packte ihn so jäh, daß er einen Augenblick nicht mehr an die Gefahr mit der Grube dachte. Er sprang rückwärts bis zum Scheuneneingang. Und erst als er stillstand, wußte er wieder, was ihm oblag. Er wollte rufen: Paß auf, dort — du! Aber die Worte wollten nicht heraus. Er griff an den Türpfosten wie zum Halt. Er lauschte mit vorgebeugtem Oberkörper. Nun war Enoch darüber! Nun mußte er schon auf dem Weg zum Hause sein, dachte er.

Da! Ein kurzes, knallartiges Brechen und ein dumpfer Laut wie von spritzendem Wasser!

Hermann stöhnte. Nicht viel fehlte, und er



Curt Topel: Im Hafen von Schulau

UNIV. OF
CALIFORNIA

hätte geschrien. Er fing an zu laufen. Aber als er die Rückseite der Scheune erreicht hatte, schaute er sich um. Niemand war zu sehen! Er spürte das tolle Klopfen seines Herzens am Halse. Was war geschehen? Was geschah weiter? So — so — elend durfte er nicht umkommen, der Enoch!

Er setzte sich wieder in Bewegung. Rückwärts! Immer lauschend und den eignen Schritt dämpfend, näherte er sich der Grube wieder. Da hörte er ein Pusten, ein unterdrücktes Ächzen, als arbeite sich einer mit harter Anstrengung irgendwo empor. Es wurde ihm leichter. Schon lächerte ihn etwas. Und etwas wie ärgerliches Bedauern rührte ihn an. Vorsichtig spähte er hinüber. Gleich darauf sah er einen triefenden Menschen mit seltsam schlürfenden Schritten dem Hause zutaumeln. Ein scharfer Geruch stach ihm in die Nase.

Er wollte jetzt wirklich lachen. Aber wie vorher die Warnung, kam auch jetzt das Lachen nicht aus ihm heraus. Und die Beklemmung kroch ihn wieder an. Er starrte dem schwankenden Manne nach. Dessen Kleider waren wüst. Er hatte den Hut nicht mehr, den er vorhin getragen. Sein Haar triefte. Wie ein Betrunkener, nein, wie zerbrochen schlurfte er dahin. Hermann wartete. Er fand den Mut nicht, auch ins Haus zu gehen. Er trat in den Stall. Lange trieb er sich zwischen den Viehständen herum. Eine Kuh muhte. Tier um Tier wandte den Kopf nach ihm. Einem und dem andern legte er die Hand auf den Rücken. Aber er wußte nicht, was er tat. Was sollte er sagen, wenn er hinüberkam? dachte er. Ganz von weitem mußte Enoch ihn an der Grube gesehen haben. Was würde er denken? Was geschah nun? Nun war erst recht übel, was übel war!

Als Hermann endlich ins Haus zurückkehrte, war es dunkel geworden. Sein Weg maß nur ein paar Schritte, aber er schien ihm eine Ewigkeit. Er hatte Angst vor der Begegnung mit den andern, und doch trieb es ihn zu ihnen, damit er höre, was sie sagen würden. Ein paarmal befiel ihn ein Gefühl von Feigheit, der Wunsch, fortzulaufen. Wohin, wußte er nicht. Wenn er nur Geld gehabt hätte! Dann wieder raffte er sich zusammen und redete sich ein, daß er doch keinerlei Schuld habe. Vorsichtig öffnete er die Haustür. Im Flur blieb er stehen und lauschte. In den oberen Stockwerken war ein unruhiges Wesen von Schritten, Türenschlagen, Flüsterstimmen. Er rang nach Atem. Dann stieg er die Treppe hinauf.

Unter der Küchentür stand Luise, die Magd. Es schien, als sei ihr vor Erregung der Kropf noch geschwollen. »Der Vetter Enoch ist —« stotterte sie.

Aber ehe sie noch vollenden konnte, kam Hanna über die Treppe herunter und unterbrach sie: »Es ist nichts Schlimmes.« Dann begegnete sie Hermanns verstörten Augen. Ging ihm die Sache so nahe? dachte sie und hätte sich von ihm eher eines Scherzes über den tragikomischen Unfall versehen.

Hermanns Knie zitterten. »Ist er oben?« fragte er mit heiserer Stimme.

»Dein Vater ist bei ihm,« antwortete Hanna, »er wird sich bald erholen.«

Da wich ein Teil der Last von ihm. Er lachte nun wirklich. »Ein unangenehmes Bad, das muß ich sagen,« stieß er heraus. Aber er wußte eigentlich nicht, zu wem er sprach. Sein Sinn war noch ganz wirr. Er drehte sich um und ging wieder hinunter und aus dem Hause.

Er schlug den Weg zur Scheune ein. Nun brauchte er sich keine Gedanken mehr zu machen, tröstete er sich. Aber er glaubte nicht recht an den Trost. Es hätte doch schief gehen können und dann — heilige Mutter Gottes! Aber — jetzt war wohl alles im alten, auch der Unfriede im Hause und sein eignes In-Ketten-Sein und... Dennoch war es besser so, denn — er liebte jetzt Enoch fast darum, daß er nicht ertrunken war.

An der Scheune wieder angekommen, zündete er eine Laterne an. Aber die Grube machte ihm Furcht. Er spürte, wie seine Beine und Hände unsicher waren, während er sich ihr näherte. Der Schrecken war ihm bös in die Glieder gefahren.

Er leuchtete in die Grube hinab, aber er konnte nicht recht sehen. Dann holte er neue Bretter aus dem Scheunenraume. Wenn er nun tot wäre, der Enoch? grübelte er. Wenn er in die Falle gegangen wäre, wie er, Hermann, es — erwartet und ihm gegönnt! Es schauderte ihn.

Er ließ sich auf die Knie nieder und maß die Bretter. Eine Säge hatte er mitgebracht.

Als er sie aufnehmen wollte, fragte jemand hinter ihm: »Hast du schon angefangen, die Sache in Ordnung zu bringen?« Es war sein Vater.

Er fuhr zusammen. Beinahe hätte es auch ihn in die Grube niedergeschlagen. Aber dann begann er eifrig zu sägen, nur um nicht reden zu müssen.

»Wir hätten freilich vorher zum Rechten sehen müssen,« plauderte Gisler. »Ich wundere mich, daß Enoch selbst mit seinen Luchsaugen nichts gemerkt hat. Oder du! Mir müßt ihr das zugute halten. Meine Augen sind nicht mehr die besten.« Er schien aber sehr erregt, und beim Licht der Laterne sah Hermann, daß er ein bedenkliches Gesicht machte.

»Ein dummer Zufall,« murmelte er, nur um etwas zu sagen. Dann arbeitete er mit noch größerem Eifer. Aber bald packte ihn die Unruhe wieder. »Wie ist es mit ihm?« fragte er.

»Er sagt, daß ihm nichts geschehen ist,« antwortete der Vater, »aber — ich weiß nicht —«

Hermann fror. Jetzt kroch ihn die ganze Angst wieder an.

Aus dem Stall muhten die Kühe. »Ich will melken gehen,« sagte Gisler und entfernte sich.

Hermann lauschte auf seine Schritte. Wie konnte er ihn nur so erschrecken, so unversehens von hinten kommen! Und nun sagte er, daß Enoch — —

Er ächzte. Seine Glieder wurden schwer wie Blei. Er glaubte mit der Arbeit nie fertig zu werden.

Aber nach einer halben Stunde war die Grube neu eingedeckt, und er folgte dem Vater.

»Fertig?« fragte dieser, als er in den Stall trat.

»Ja,« antwortete er und nahm einen Melkstuhl.

Schweigend lagen beide ihrem Geschäft ob.

Hermann wollte an Suse denken, aber ihre Gestalt entrann ihm. Die Enochs drängte sich an ihre Stelle. Er wußte nicht, wie das war. Er haßte ihn nicht weniger als früher, aber auch den Haß vermochte er nicht festzuhalten. Hundert Dinge bestürmten ihn. Was gewesen und war: Schulden und Schuld, Enochs Einmischung, Tyrannei und Unfall. Und — und sein, Hermanns Anteil daran! Ein tobender Schwarm von Gedanken!

Am Ende füllten sie die Milch in zwei Tansen und trugen sie nach dem Hauskeller.

»Gutes Vieh haben wir,« bemerkte Gisler. Das war alles, was sie sprachen.

Darüber war es längst Nachtessenszeit geworden. Wieder fanden sich alle am Tische ein, Domini, Hanna, Hermann und die Dienstboten.

Ganz zuletzt kam Enoch. Sie hatten schon gedacht, er würde fortbleiben.

Er hatte sich sonderbar sorgfältig zurechtgemacht. Seine Sonntagskleider hatte er an. Gesicht und Hände sahen wie gescheuert aus. Eine fast fanatische Sauberkeit war an ihm. Nur die Augen schauten rotgeränbert unter den düsteren Brauen hervor. An seinem Munde saß ein höhnischer Zug.

Er nahm schweigend zu Häupten des Tisches Platz. Das Geld hatte den Ehrenplatz, wie überall.

Während er sich niederließ und zu essen begann, hielten alle den Atem an. Sie erwarteten, daß er zuerst das Wort nehme.

Endlich fragte Domini: »Hast du dich erholt, Bruder?«

Enoch ließ langsam den Löffel sinken, aber er antwortete nicht. Er hielt den Blick auf Hermann gerichtet, der tief über seinen Teller gebeugt saß. Es war, als wollte er ihn zwingen, auf und ihm in die Augen zu sehen. Die Frage Gislers hatte aber doch sein Ohr erreicht, und nach einer kurzen Weile wendete er die entzündeten Augen dem Bruder zu.

Gisler erschrak. Enoch sah aus, als habe sich sein Geist verwirrt.

»Erholt?« fragte er gedehnt. »Von dem Wohlgeschmack meinst?« Er hüstelte, und plötzlich schüttelte es ihn wie Fieber. Aber seine Augen ruhten schon wieder auf Hermann.

Dieser fühlte den Blick. Er wollte ihm standhalten und konnte doch nicht aufsehen. Etwas brannte ihn im Inneren, als ob er eine Säure getrunken hätte.

Dann tönte Enochs veränderte, müde, spöttische Stimme wieder. »Niemand hat das mit dem Grubendeckel gemerkt.«

»Man meint, man wolle es nirgends fehlen lassen,« antwortete Gisler, »und auf einmal hat man doch etwas übersehen.«

»Wer zuletzt zugedeckt hat, müßte schon blind gewesen sein,« fuhr Enoch fort. Er sagte es mit erhobener Stimme, als fordere er den Schuldigen auf, sich zu melden.

Hermanns Kopf fuhr in die Höhe. Aber er konnte Enochs Augen nicht ertragen. Er schlug die seinen wieder nieder. Jetzt wird er sagen, daß er dich an der Grube gesehen hat, dachte er.

Enoch hatte indessen den Löffel wieder ergriffen, führte ihn ein paarmal zum Munde und sprach nicht weiter. Sein Gesicht wurde bleicher. Er zwinkerte mit den schmerzenden Augen.

Keins wagte zu reden, obgleich es nahelag, den gut abgelaufenen, komischen Unfall ins Scherzhafte zu ziehen.

Hanna sah, daß Enoch sich schüttelte. Seit sie ihn in seinem fürchterlichen Aufzuge ins Haus zurückkommen gesehen hatte, war sie wachsam. So lächerlich er ausgesehen hatte, es war ihr kein Sinn daran gekommen, daß man lachen könnte. Sie hatte im Gegenteil Angst. Sie lastete seltsam auf ihr und wollte nicht weichen. »Mögt Ihr nicht essen?« fragte sie.

Er fühlte ihre Besorgnis. Sie schien ihn zu wecken. Er legte seine Hand auf die ihre. »Der Hunger vergeht einem,« lächelte er mühsam.

»Eure Hand ist heiß,« sagte sie.

Da stand er auf. »Ich will mich legen,« antwortete er. »Es war kalt zum Baden. Man muß sich wieder aufwärmen.«

»Natürlich,« pflichtete ihm Domini besorgt bei. »Trage dir gut Sorge!«

Enoch drehte sich an der Tür noch einmal um, als ob er sich mühsam auf etwas besinne. Sein leerer Blick streifte zum zehntenmal den Neffen. Und zum zehntenmal hielt ihn dieser nicht aus.

Dann ging Enoch hinaus.

»Du hättest ihm auch ein gutes Wort geben können,« schalt Gisler Hermann.

Hanna schaute ihn von der Seite an. Sie hatte Enochs Wesen bemerkt. Was war das mit

Hermann? dachte sie wieder. Aber ihre Sorge um den andern nahm zu.

Hermann hatte zu seines Vaters Bemerkung die Schulter gezuckt. Zu antworten wußte er nichts. Gisler grollte ihm darob.

Die Mahlzeit nahm ihren Fortgang. Kaum daß noch eins und das andre von irgend etwas Alltäglichem sprach.

Hermann murrte: »Ich werde morgen in die Hinteralp gehen. Wir müssen das Heu aus dem dortigen Gaden schaffen.«

Auf den Dielen über ihren Köpfen gingen die schweren Schritte Enochs. —

Enochs Zähne schlugen im Frost aufeinander. Im Rücken stach ihn ein heftiger Schmerz, und ein paarmal drehte sich das Zimmer mit ihm. Er legte sich zu Bett. Lange war er nicht zu vollem Bewußtsein dessen gekommen, was geschehen war. Der Sturz, die hastige, instinktiv heftige Wehr um sein Leben, der Schrecken, der ihm nachher in den Gliedern gelegen, hatten ihn anfänglich wirr gemacht. Das erste klare Gefühl war das einer großen Erniedrigung gewesen. Er hatte sich überwinden müssen, sich zum Essen zu den andern zu begeben. Dann hatte ein neuer Gedanke ihn jäh beschäftigt. Hermann! War er nicht an der Grube gestanden? Ein Erstaunen war in seine Seele gefallen.

Nun lag er mit weiten Augen auf dem Rücken und grübelte: Hermann! War es Fahrlässigkeit oder — oder Absicht, das mit den morschen Brettern? Hätte er, Enoch, das früher in seinen Augen lesen können, daß er ihn so haßte? Weil — weil er ihm auf die Schliche gekommen war? Oder weil er ihm Geld schuldete? Und er hätte ihm doch danken müssen! Hätte er? —

Enoch stieg in seine eigne Seele hinab. Danken? sinnierte er weiter. Hatte er, Enoch, Dank verdient? Leicht hatte er es Hermann nicht gemacht. Dank setzte Güte voraus, nicht Wohltat mit Gehässigkeit gemischt. Aber freilich, er hatte ihn erziehen wollen. Er und ein Erzieher! Er hatte nie Talent gehabt, mit Menschen umzugehen! Wie sollte er da für Hermann die richtige Hand gehabt haben? Er hatte ihn gereizt, ihn hart angepackt. Da mochte wohl seine Abneigung gestiegen sein. Und vielleicht hatte ihn der Wunsch getrieben, den Gläubiger loszuwerden!

Enoch grübelte tiefer. Und sein Sinn wurde milder und milder. Ein Leichtfuß war Hermann gewiß! Aber, wie alles gekommen, das war nicht seine Schuld allein. Er hatte sicher gehofft, die Fehlbeträge in den Kassen zu ersetzen. Und er hätte das Geld ebenso gut bei seinem Vater wie bei ihm, Enoch selbst, bekommen können! Die Liebe hatte schon manchen zum Narren gemacht. Warum nicht auch den! Alles war Schicksal. Und richten war nicht Menschensache!

Plötzlich, während eine ungewöhnliche Persönlichkeit ihn immer mehr zu beherrschen begann, befiel ihn ein neuer heftiger Frost. Die Schmerzen in Rücken und Brust steigerten sich.

Er ließ sich in die Kissen zurückfallen und wickelte sich fester in die Decke. Es war nicht zum Lachen, dachte er, so sehr man darüber lachen würde, daß der Enoch Gisler in der Jauchegrube... Vom ersten Augenblick an hatte er es gefühlt: es war nicht zum Lachen! Deine letzte Stunde, hatte er gedacht. Und er dachte es jetzt. Was tat es am Ende, ob ein verpfuschtes Leben etwas früher zum Schluß kam?

Er kroch noch tiefer in sein Bett. Aber er konnte nicht warm werden. Man sollte den Arzt holen, überlegte er. Aber wer sollte den rufen? Es kam wohl niemand mehr in seine Kammer, dem er den Auftrag geben konnte. Es blieb sich auch gleich! — Nur — nur um den Bruder und die Hanna war ihm leid! Um den Bruder, den grundgütigen, mit dem man beim übelsten Willen nichts andres als Frieden haben konnte! Und um Hanna! Er hätte gerne noch eine Weile in ihrer Nähe gelebt. Es wäre gewesen, als ginge man in leiser Abendsonne!

Die Augen fielen ihm zu. Aber es war nur ein Halbschlummer, eine Schwäche, die ihn faßte. Dann hörte er Schritte vor der Tür. Hermann! dachte er, nicht ganz ohne Groll. So hätte er ihm schließlich nicht heimzuzahlen gebraucht!

Aber die Schritte waren leicht und stockten plötzlich. Dann öffnete sich die Tür sacht, und Hanna blickte herein.

»Komm nur,« lud Enoch ein. Er war nicht erstaunt, daß sie da war, es sah ihr durchaus ähnlich.

Sie hatte ein bekümmertes und gedrücktes Wesen. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Es lastete nur auf ihr, als ob ein großes Unglück geschehen sei. »Meint Ihr nicht, daß der Doktor kommen sollte?« fragte sie.

Er antwortete: »Gerade habe ich daran gedacht.«

Da wollte sie eilig hinweggehen, um zum Arzt zu schicken. Allein er bat sie: »Bleib einen Augenblick!« Und er rückte ihr selbst den Stuhl zurecht, der an seinem Bett stand.

Sie setzte sich zögernd. »Wie schnell das gekommen ist!« sagte sie und wußte nicht, was sie sonst sprechen sollte. Es schien ihr alles so sonderbar, so, als wäre nicht alles am Tage.

Er lächelte bitter. Es tat ihr weh, wie er den Mund verzog. »Manche Leute haben Pech,« erwiderte er.

Auf einmal nahm er ihre Hand. »Du tust dem Haus gut, Hanna,« sagte er.

»Ach,« wehrte sie ab, »was kann ich tun?«

Er betrachtete sie schärfer, als ob er sich vergewissern wolle, ob man sich auch in ihr täuschen könne. Dann fuhr er fort: »Es ist eigentlich nichts Ungewöhnliches, was mir heute geschehen

ist. Ich bin immer etwa in ein Loch gefallen. Freilich, einen anständigeren Tod hätte ich mir schon gewünscht.« Wieder verzog er den schmalen, harten Mund.

»Es ist doch nicht an dem,« fuhr sie auf. In ihrem Schrecken drückte sie seine Hand ganz fest.

»Es ist an dem,« entgegnete er. »Es ist lächerlich genug, aber ich fühle es. Vielleicht ist es vom Fallen, vom Schrecken, von — der Kälte oder — daß ich wie vergiftet bin.« Er schüttelte sich vor Ekel.

Unwillkürlich beugte sie sich näher. Sie fühlte Mitleid, dann wieder die große Angst, als ob auf dem Reutehof nichts so kostbar wäre wie er.

Er vergaß alles andre. Er merkte nicht einmal mehr, wie heftig der Fieberfrost ihn schüttelte. Er hatte nur ein unbändiges Bedürfnis, zu einem Menschen zu reden. »Als die Eltern noch lebten,« begann er, »war ich hier nicht am Ort. Und ich bin auch in der Fremde nicht daheim geworden. Du weißt das von meiner Frau. Schändlich, weißt du, schändlich ist es, wenn einem alles, was einem lieb ist, so aus den Händen gleitet. Und doch fast zum Lachen! Und — und nun stirbt man, und die Leute lachen wieder! In einem Jauchelоch! Haltet die Nase zu! Es ist lustig für alle, nur nicht für den, den es trifft.«

Hanna schüttelte heftig den Kopf. »So dürft Ihr nicht reden,« mahnte sie. »Ihr habt doch Menschen, die an Euch hängen.«

Er sah sie ungläubig an.

»Den Vater Gisler,« sagte sie.

»Gewiß,« gab er zu, »er meint es mit aller Welt gut. Warum sollte er es mit mir allein schlecht meinen? Aber er wird nicht unglücklich sein, wenn er den Sauerampfer loswird.«

»Und Hermann,« fuhr Hanna fort. Sie sagte es nicht aus der Überzeugung, daß das ein gutes Beispiel sei, sondern weil sich plötzlich Neugier in ihr regte, was er antworten werde.

Er stutzte. Was wollte sie mit dieser Frage? Er ahnte die leise Angst vor der Antwort, die in ihr flatterte. Dann erwiderte er langsam und mit Überlegung. »Das glaubst du ja selbst nicht, daß er mich mag.«

»Man kann nie wissen, was am Grunde ist,« widersprach sie.

Er streichelte ihre Hand. »Du mühst dich vergebens um Beispiele,« sagte er.

Seine Einsamkeit machte sie schauern. Und doch war ihr auch jetzt wieder, als liege unter Groll und Enttäuschung in seiner Seele ein großer Reichtum verschüttet. Da kam es ihr ganz ungewollt über die Lippen: »Ich bin doch auch noch da.«

Ihre Blicke trafen sich. Sie wußten nicht, wie das kam, daß alles still wurde und nur die Augen weitersprachen. Etwa die Enochs: Ist es möglich? Ich glaube es nicht. — Und die der Hanna: Du zählst mit auf diesem lieben alten Reutehof. Ich weiß nicht, warum du mir so viel zählst. — Und wiederum Enochs Blick: Du irrst dich. Das ist Erbarmen! Du hast den Hermann gern gehabt. — Aber in Hannas Augen zuletzt: Ich habe Angst, solche Angst. Ich will dich nicht verlieren. —

Sie verstanden das nicht ganz. Es war mehr Ahnung und Erstaunen und Grübeln. Sie hätten es auch nicht in Worte kleiden können. Aber das lange stumme Anschauen verwirrte sie beide, und sie suchten nach irgend etwas, was sie sagen könnten.

Da sah Hanna, wie dem Kranken vor Frost die Zähne zusammenschlugen. »Mein Gott,« stieß sie heraus. »Ich sitze hier — und der Doktor sollte gerufen werden, noch bevor es zu spät in der Nacht ist.«

Enochs Blick irrte an der Decke. Das Fieber war gestiegen. Er konnte nicht mehr klar denken. Die Decke war wie der Himmel, der Himmel voller Sterne. Er schaute wie in die Unendlichkeit.

Hanna sah ihn so liegen. Da eilte sie hastig hinaus.

(Schluß folgt.)

Eine Nacht

Still bei der Lampe in der Nacht
Hab' ich bis Mitternacht gewacht,
Gewirkt am Werk, mühsam und matt,
Des Wirkens und des Werkes satt.

Still tret' ich in des Fensters Kluft
Und blicke in die dunkle Luft,
Die draußen wie ein Abgrund steht,
Daraus es kühl und schaurig weht.

Als schwebte ich am Rand der Welt
In meinem Schifflein matt erhellt
Und spähte wie ein Steuermann,
Wo es wohl drüben landen kann.

Tief hängt herein der Wolken Saum
Und läßt mir kaum zum Atmen Raum.
Mein Herz so weltverlassen schreit
In Gottes tiefe Dunkelheit.

Will Vesper

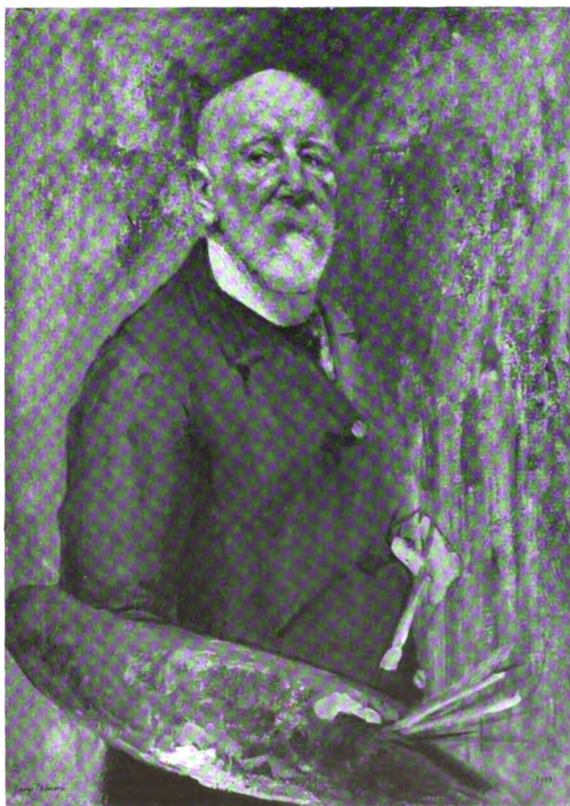
George Mosson

Von Paul Fechter

Unter den vielen Porträten von der Hand Lovis Corinths findet sich ein kleines männliches Bildnis, ein gepflegter, kultivierter älterer Herr mit hoher, runder Stirn, kurzgehaltenem gelbblondem Schnurrbart und einem Paar sachlich-kühler, aktiv sehender Augen im leicht geröteten Gesicht. Das Bild, das heute zum wertvollsten Kunstbesitz der Stadt Berlin gehört, könnte einen Hamburger Großkaufmann oder einen englischen Landlord, einen älteren Schloßherrn oder einen großen Verleger darstellen, jedenfalls einen Menschen, dessen Weltbeziehungen, sei es durch Beruf, sei es durch Geburt, über die engen Grenzen des eignen Landes durchaus hinausgreifen.

Dieses Porträt, das, obwohl in wenig mehr als zwei Stunden heruntergemalt, zu den lebendigsten und positivsten Corinths gehört — ohne jede heimliche Negativität und Bosheit in der Menschendurchleuchtung, die sehr viele seiner männlichen Bildnisse aufweisen —, zeigt den Maler George Mosson, der heute zusammen mit Max Liebermann zu den ältesten Vertretern lebendiger Berliner Malerei gehört. Und es ist kein Zufall, daß Betrachter, die den Maler nicht persönlich kennen, vor Corinths im übrigen erstaunlich ähnlichem Porträt in der Berufsbestimmung unsicher werden. Denn George Mosson vertritt in der Tat unter den deutschen Malern einen ganz besonderen, nicht eben häufigen Typus. Sein persönliches Bild deckt sich durchaus mit dem seiner Malerei, die man trotz aller berlinischen Züge im guten Sinne europäisch nennen könnte. Sie ist in ihrer ganzen Art wohl nur in Berlin, im Umkreis der Sezession vorstellbar; aber sie hat etwas, das über die Landesgrenzen hinausgreift — genau wie dieser preußische Professor.

George Mosson wurde als Sohn eines deutschen, in England naturalisierten Vaters in Aix in der Provence geboren, empfing in Berlin bei Steffeck und Feese, dann gleichzeitig mit Liebermann in Weimar auf der Akademie seine Ausbildung und gehört seit 1875 ununterbrochen zum eisernen Bestand der Berliner Malerei. Dieses Schicksal der Herkunft hat deutlich sichtbar auf Mossons Entwicklung eingewirkt. Er ist einer der wenigen deutschen Maler, die zwischen ihrer persönlichen und der allgemeinen gesellschaftlichen Existenz einen vollkommen taktvollen Ausgleich gefunden und trotzdem ausgezeichnete Malerei geliefert haben. Er repräsentiert neben Liebermann am stärksten die Generation deutscher Maler, die in dem versunkenen Europa mit den nur leise noch markierten Landesgrenzen zu Hause waren, denen Berlin, Paris, London, Brüssel sozusagen innerhalb eines geschlossenen Vorortverkehrs lagen — und die Kraft genug besaßen, innerhalb dieser europä-



Selbstbildnis

ischen Atmosphäre Niveau und Qualität zu halten und in aller Verbindlichkeit gegen das Ganze, gegen die Gesellschaft, für die sie wirkten, nichts von den eignen Forderungen an sich und ihre Arbeit aufzugeben.

George Mossons Entwicklungszeit fiel in den allgemeinen Übergang von der Akademie zur Sezession, vom Atelier zum Freilicht, vom Ton zur Farbe. Er begann bei Steffeck und endete bei seinen leuchtenden Blumenstilleben, die ihm das Mittel wurden, sich auf eine sehr persönliche Weise mit den Problemen des Impressionismus auseinanderzusetzen. Er ist am bekanntesten geworden als Maler von Blumen und hat gerade auf diesem Gebiet Dinge geschaffen, die fast dazu reizen, von ihnen aus einmal die ganzen Probleme, Bedingungen und Folgen dieser Stilleben des Lebendigen aufzurollen.

Betrachtet man die Blumen auf alten niederländischen Kirchenbildern, etwa die berühmte Akelei auf dem großen Portinari-Altar des van der Goes in Florenz oder auch die späteren Blumenstilleben der Holländer des 17. Jahrhunderts, bei denen sich die Darstellung von Blüten und Früchten bereits verselbständigt hatte, so ergibt sich als Ausgangspunkt für die Bildanlage in den meisten Fällen wesentlich die Lokalfarbe. Das heißt, der Maler baut sein Bild sozusagen wie einen Blumenstrauß auf mit denselben Farben, wenigstens soweit wie möglich mit denselben, die draußen dem Gebinde aus Ranken und Blüten Reiz und Form geben. Er malt nicht mit »neuer«, aber mit alter Sachlichkeit; d. h. mit minuziöser Kleinarbeit wird Blatt um Blatt, Staubfaden um Staubfaden, Stengel um Stengel zeichnerisch sauber und exakt mit allen Adern und allen Rippen, mit allem Flaum und allen kleinen Wirklichkeiten möglichst naturgetreu mit spitzestem Pinsel hingestellt. Die Farbe der einzelnen Blätter und Blüten auf der Leinwand wird als Lokalfarbe behandelt, d. h. sie wird so nah wie möglich der Farbe angenähert, die das Objekt draußen an seinem Ort in der Natur ebenfalls hat. Die Malerei ordnet sich dem Reiz des Wirklichen unter, das an sich schön genug ist, um eine Wirkung auf den Betrachter auszuüben. Der erzielte Kunstreiz ergibt sich unter Mitwirkung und auf dem Wege über eben diesen Naturreiz, weil das ganze Verhältnis zwischen Kunst- und Naturreiz im Grunde noch gar nicht Problem geworden ist. Es gibt unter den Heutigen einen



Dahlien



Geburtstagstisch

Blumenmaler, der auf genau die gleiche Weise in seiner Arbeit den Wettbewerb mit den Alten aufzunehmen versucht: Ludwig Bartning. An seinen Bildern kann man die eben umrissenen Tendenzen am deutlichsten ablesen — und zugleich ermessen, wohin anderseits die Entwicklung der Blumenmalerei auf dem Wege des Impressionismus führen mußte, sobald man daneben etwa einen Feldblumenstrauß von Thoma und eins der großen Blumenstilleben George Mossons stellt. Der Thomasche Strauß löst die alte Sachlichkeit des Lokalfarbenprinzips auf dem Wege über die neue Einheitlichkeit einer tonigen Haltung auf, die die vielfache natürliche Farbigkeit der Blumen unter die Einheitlichkeit eines tragenden Gesamttons zwingt. Der Impressionismus hebt diesen leichten Zwang des Metiers wieder auf, lockert die Bindung des Tons, als zu sehr dem Atelier, dem Künstlichen angehörig, und erkämpft sich eine neue Einheit, indem er auf der einen Seite mutig zu der ganzen unbekümmerten Farbigkeit des Gegenstandes zurückkehrt wie die Alten, diese Farbigkeit nun aber nicht mehr mit Rücksicht auf die Richtigkeit durch Vergleich mit der Lokalfarbe, der Farbe der Blume an Ort und Stelle in ihrer Vase bestimmt, sondern sich die erforderliche neue Einheitlichkeit des Gesamtklanges dadurch schafft, daß er die farbige Welt der Blumen in all ihrer leuchtenden Buntheit bestehen läßt, zugleich aber malerisch auflöst in ein nur noch vom Bild in seiner Ordnung bestimmtes Gefüge, dessen Reiz nicht mehr in der Buntheit des Straußes an sich besteht, sondern das seine Schönheit im Spiel des Lichtes, der Luft, der Atmosphäre, in der Auflösung der natürlichen Farbigkeit in eine geordnete Summe verschwebender momentaner Eindrücke hat.

Diesen Weg, dem Wesen der bunten Schönheit draußen beizukommen, sie zugleich direkt und indirekt einzufangen und im Bilde aufzuheben, ist George Mosson konsequent von seinen Anfängen bis heute gegangen. Er ließ den Blumen, was ihrer war, und gab dem Bilde, was dieses fordern durfte. Er fand einen Ausgleich auf der schmalen Basis zwischen der Schönheit der Natur und der Schönheit der Kunst; er borgte nicht Wirkungen, sondern setzte sie um. Er malte Blumen und malte zugleich Stilleben, d. h. farbig formale Gefüge, die ihren eignen Gesetzen unterstehen und nicht nur durch die



Heinevetter

assoziative Erinnerung an die Schönheit des Objekts, einer Tulpe, einer Rose, eines Anemonenstraußes, wirken. Er liebte die Blumen und behandelte sie doch unsentimental; er hat zeit seines Lebens immer wieder aus ihnen seine Bilder gefügt, aber nicht aus einem verschwommen gemütvollen Verhältnis zu ihnen als Naturwesen, sondern aus der Sachlichkeit des geborenen Malers heraus.

Seine Sachlichkeit war es auch, die ihn davor bewahrte, in das gefährliche Fahrwasser des Dekorativen zu geraten. Dieses liegt gerade bei einer Stoffwahl wie der seinigen ungeheuer nahe; man braucht nur an die Verirrungen der Makartzeit zu denken, die genau die Wege ging, die vom Malerischen abführen ins Dekorateurmäßige und ins Wirken rein vom Gegenstand aus. Indem Mosson in seinen Tulpen und Schneeglöckchen, Rosen und Primeln sozusagen lediglich Farbträger sah und nicht Mittel zur Anlage pompöser Schaustücke, indem er sie lediglich als Ausgangsstation auf dem Wege zum Bilde nahm, das er erst auf dem Umweg über sie schaffen mußte, blieb er frei von jener falschen Romantik, die zuletzt der heimliche Träger alles nur Dekorativen ist. Man könnte sagen, die berlinische Komponente seines Wesens, die ihn schon in jungen Jahren mit Liebermann zusammenführte, die ihn früh in den Kreis der »Elf« brachte und später bei der Begründung der Berliner Sezession tatkräftig mitwirken ließ — diese Mischung von Kühle, leichter Ablehnung und Treue zum Objekt hat ihm ausgezeichnet geholfen, solche damals noch sehr naheliegenden Irrwege zu vermeiden. Und zwar um so mehr, als dieser Sachlichkeit in Mosson ein ebenso eingeborener Hang zu allem, was Geschmack, Noblesse, Haltung ist, gegenübersteht, daß neben der preußischen, berlinischen ebenfalls deutlich wahrnehmbar eine Komponente englischer Art in ihm ist. Ein bei den Deutschen im Grunde sehr seltener Instinkt wird bei ihm in reiner Ausprägung sichtbar, der Instinkt für die gewissermaßen gesellschaftlichen Funktionen eines Bildes. Das, was die englischen Gesellschaftsmaler des 18. Jahrhunderts, die portrait-manufacturers der Vorkriegszeit mit ihren Bildern immer wieder an den Grenzen der Kunst — aus Scheu vor dem Persönlichwerden — haltmachen und ihre Werke zu bloßen Objekten gesellschaftlichen Pompes und gesellschaftlicher Selbstinszenierung werden ließ — jenes an sich nicht unberechtigte Gefühl dafür, daß



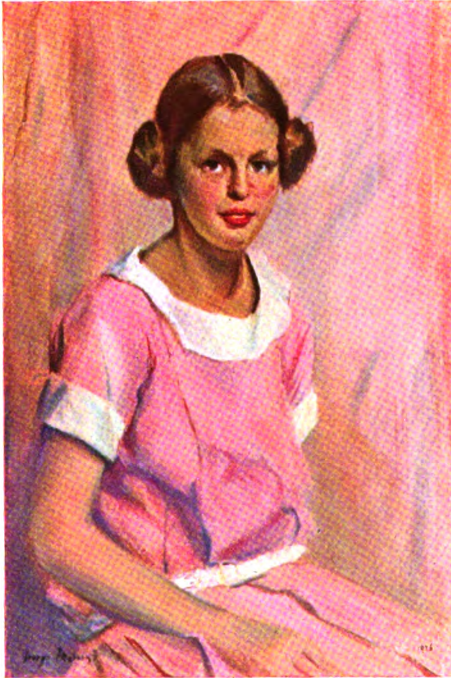
Jäger



Landschaft

das Persönliche im Werk sich in seinen Äußerungen, sofern es aus einer bestimmten Lebensschicht wächst und zu eben dieser Lebensschicht sprechen will, dem Persönlichen der Menschen irgendwie angleichen muß, dieses Kontrollorgan, das man in günstigen Fällen als Geschmack, in ungünstigen als allzu rücksichtsvolle Anpassung bezeichnet, ist bei Mosson in einer höchst taktvollen Weise der Energie der malerischen Sachlichkeit eingegliedert und beigeordnet. Es wird in vielen seiner Blumenstücke und Porträte deutlich sichtbar; es hebt gelegentlich einmal ein Bild in eine fast ausgesprochen englische Atmosphäre hinein; es verselbständigt sich aber fast niemals gegenüber dem rein malerischen Richtungsfaktor seines Schaffens. Noch die Arbeiten, die an der Grenze der Eleganz ankommen, aus denen man die Freude des Malers am Gepflegten, Soignierten, Haltungbestimmten spürt, sind durch ihre malerische Sicherheit und Konzessionsfreiheit vollkommen legitimiert. Der Impressionismus, der im Grunde das ganze Werk George Mossons trägt, erweist sich bei ihm als ein so sicher funktionierendes Organ der Ausscheidung alles falschen Geistigen, das nicht vom Sachlichen her bedingt wird, daß die Lebensarbeit dieses Malers bei all seiner Zurückhaltung gegenüber dem allzu Persönlichen, allzu Besonderen auf einer Ebene neben den Werken der großen Zeitgenossen, mit denen er ging, seinen Platz findet. Es ist kein Zufall, daß eins der besten Bilder Corinths ein Porträt von George Mosson ist — ein Porträt ohne Hintergedanken.

Es liegt auf der Hand, daß ein Maler von solcher Veranlagung jenseits seiner persönlichen Vorliebe für Blumen der geborene Porträtmaler ist. Und zwar Porträtmaler vor allem für Frauen, weil er zu den nicht eben häufigen Menschen gehört, die einen Instinkt für Distanz haben. Jedes Porträt ist zuletzt eine Auseinandersetzung, ein Ringen zwischen dem Maler und dem Dargestellten. Der Maler will sein Modell zu seinem Objekt machen, ihm sein Wesen entreißen, es auf die Leinwand bannen, seine Vorstellung von diesem Wesen im Bilde verfestigen. Das Modell seinerseits setzt sich zur Wehr, lehnt sich gegen diese Vergewaltigung auf, birgt instinktiv sein Inneres hinter einer unwillkürlichen Maske, die wiederum der Maler zu zerbrechen versucht. Ein Herüber und Hinüber seelischer Kräfte füllt jede Sitzung zu einem Porträt im strengen Sinne, d. h. zu einem Bildnis, das die Vorstellung einer Seele von einer andern gestaltet zeigt. Es ist ganz klar, daß solch ein Vorgang im



Kinderbildnis

Grunde das Gegenteil von gesellschaftlich, von distanziert und rücksichtsvoll ist. Die großen Bildnisse der Geschichte sind Enthüllungen menschlichen Wesens durch einen andern, die eigentlich erst im Abstand der Historie, sobald die Beteiligten nicht mehr am Leben, für die Allgemeinheit wieder tragbar werden. Sie geben Enthüllungen, zeigen innere Tatsachen und Vorgänge in dauernder Sichtbarkeit auf — die das Objekt, das Modell durchaus nicht in allen Fällen zu ertragen und hinzunehmen gewillt sein wird. Ein Porträt im strengsten Sinne ist ein höchst unsoziales Produkt, Ergebnis eines Ringkampfes zweier Seelen, der sich, genau genommen, der Öffentlichkeit, wie jede innere Auseinandersetzung zwischen Menschen, entziehen muß.

Porträte von dieser Art scheiden naturgemäß aus, sobald das Bildnis nicht nur von diesen seelischen Faktoren aus bestimmt sein, sondern einen Zweck, eine gesellschaftliche Funktion erfüllen soll. In dem Moment, in dem der Auftraggeber lediglich ein Abbild von sich, von seinem Aussehen wünscht für den Kreis der Menschen, die um ihn und mit ihm leben, setzt er eigentlich stillschweigend voraus, daß der Maler in den Prozeß seiner Arbeit einen Faktor einschalten wird, der das allzu Persönliche, fast Antisoziale bei der rigorosen Herstellung eines Porträts aufhebt und unschädlich macht. Es hatte schon seinen guten Sinn, wenn Jan Six, dessen herrliches Porträt von Rembrandts Hand heute eins der größten Wunderwerke der Malerei ist, trotz guter Bekanntschaft mit dem Maler mehr als zehn Jahre wartete, ehe er sich von ihm porträtieren ließ. Ich glaube nicht, wie Fromentin meint, daß er der Fähigkeit des Malers mißtraute, ein ähnliches Porträt zu schaffen; ich glaube vielmehr, daß er sich vor der seelischen Auseinandersetzung mit ihm scheute, vor dem Ausgesogen-, dem Ausgezogenwerden, daß er den Mangel an Distanz fürchtete, den in diesem Falle keine Macht der Welt hätte ausgleichen können. Er wollte ein Bildnis für sein Haus, für seinen Kreis, für sich. Er empfand nicht mit Unrecht, daß die dafür unerläßlichen Voraussetzungen dem Maler der »Nachtwache« vollkommen fehlten. Um Bildnisse zu malen, die Bildnisse für andre sind, muß man nicht nur ein Maler, sondern zugleich ein Mensch mit Instinkt für die Existenz der andern zwischen andern, nicht nur in der Isolierung sein.

Diesen Instinkt besitzt Mosson, vielleicht



Kinderbildnis

von dem englischen Zug in seinem Wesen her, in ausgeprägtem Maße. Er hat ausgezeichnete Bildnisse geschaffen, Herrenporträte, Kinder- und Frauenbilder, kräftig und sachlich und doch getragen von jener Rücksicht auf die private Existenz des andern, die noch im ähnlichsten Porträt privat bleiben will. Er hat das vorsichtige Gefühl für den noch unerschlossenen, wartenden Reiz von Kindern, von Mädchen an der Grenze des Erwachsenseins; er besitzt den diskreten Takt für die Gestaltung des Besonderen und Persönlichen von Frauen, ohne an dies Besondere und Persönliche näher heranzugehen, als es das Leben nebeneinander eigentlich verträgt. Er hat ein feines Gefühl für die indirekten Ausdruckswirkungen der Farbe im Bilde, für die Möglichkeiten, rein von innen aus, gewissermaßen umschrieben von der Art des Dargestellten, zu berichten. Die farbige Skala des Impressionismus, ohne Schema angewandt, wird Mittel des Wesensausdrucks; die Substanz bleibt erhalten, die Silhouette, die Linie des Objekts wird in gleicher Weise dem Richtungssinn der farbigen Haltung entsprechend als Darstellungsmittel verwertet. Wieder tritt die sachliche Haltung zur Welt in den Vordergrund: bei aller Feinheit in der Behandlung des Objekts wird das Verhältnis zu ihm niemals sentimental. Ein Mensch wird dargestellt in seinem Wesentlichen, soweit das gesellschaftliche Beisammensein ein Herangehen an dieses Wesentliche gestattet, mit den jeweils entsprechenden, von der Aufgabe erlaubten und gebotenen Mitteln der Form, der Farbe und der Linie. Es wird nicht letztes Seelisches, letztes Wesentliches unter Anspannung der gesamten eignen seelischen wesentlichen Energien im Zweikampf aus dem andern herausgeholt; es wird die Art eines Menschen sachlich klar, geschmackvoll festgehalten, so wie sie sich im Zusammenleben der Welt enthüllend und verschleiernd zugleich dem Nebenmenschen darstellt. Sie wird festgehalten mit Mitteln, die, gewonnen in der Schule des Impressionismus, doch diesem Impressionismus sich nicht sklavisch unterordnen, sondern jeweils nach den Forderungen der Aufgabe variierend und umgestaltend mit ihm verfahren.


Damenbildnis

Dieses scheint mir ein sehr wesentlicher Zug im Bilde des Malers Mosson zu sein: daß er, aufgewachsen in einer Zeit, für die die Auseinandersetzung mit dem französischen Impressionismus des Kreises um Manet das große Erlebnis war, dennoch diesem Impressionismus gegenüber so frei geblieben ist, daß er ihn jeweils als Mittel behandeln, nicht nur als Gesetz anerkennen konnte. Seine Blumenbilder, über deren Anfängen ferne das Vorbild Manets zu schweben scheint, sind je länger desto mehr aus der reinen Farbenskala heraus entwickelt. Sie sind impressionistisch,



Atelierwinkel

brochenen, gemischten, halben und Viertel-Tönen, wird ohne weiteres der Vortrag mit Rücksicht auf das Objekt geändert, den Forderungen der Dinge respektvoll angepaßt. Es gibt Stilleben von Mosson, die in ihrer farbigen Haltung den gedämpften Tönen Liebermanns aus der mittleren Zeit sich annähern, und wenn man neben seine Kinderbildnisse und Damenporträte seine Bilder männlicher Wesen hält, so wird die ganze Freiheit des Malers seinem Metier gegenüber ohne weiteres sichtbar. Es ist, als ob er hier noch sachlicher wird, noch knapper, im guten Sinne unbeteiligter. Männliches wird mit männlichen Mitteln ohne farbige Problematik aus der nun einmal unfarbigen männlichen Erscheinung heraus entwickelt. Höchstens sich selbst, weil er

nicht im Sinne einer theoretischen Eindruckszerlegung, sondern weil die reinen Farben des Objekts mit ebenso reinem, wenn auch visuell und atmosphärisch variiertem Material gestaltet werden. Neben diesen Beispielen einer Malerei mit fast ungemischten Farben stehen aber gleichzeitig Dinge, in denen mit fast tonigen Mitteln und durchaus gemischten Farben Materialwirkungen im Sinne der alten Holländer erstrebt zu sein scheinen. Metall wird mit Tönen von dunklem Braun bis zu leichtem Silber und gedämpftem Gold in all seinen taktischen Reizen umschrieben; Samt, poliertes Holz werden möglichst glaubwürdig für die Berührung des Auges fühlbar gemacht. Die ganze Stellung zum Objekt hat mit dem Objekt gewechselt: in dem Augenblick, in dem nicht mehr die reine Farbenskala blühender Blumen zur Diskussion steht, sondern Gegenstände mit ge-

nun einmal Maler ist, gestattet Mosson zuweilen eine farbigere Annäherung an die Welt, die er sonst Frauen, Kindern und seinen Blumen vorbehält. Er zieht, wenn er sich malt, vielleicht einmal eine farbige Hausjoppe an, gestattet sich den Luxus der Aufheiterung des Bildes durch eine Palette. Aber auch dann bleibt er gedämpft, zurückhaltend, tonig bei aller Verve und allem kühlen Temperament des Vortrags. Die Teilnahme Männern gegenüber wird noch sachlicher. Aus dieser Sachlichkeit heraus aber hat er gerade unter seinen Selbstbildnissen ein paar ganz ausgezeichnete Stücke geliefert, so das kleine Porträt mit der Zigarette im Mundwinkel, das fast ein Gegenstück zu dem Mossonporträt von Corinth ist, sowohl in der Malerei wie in der Kraft der Selbstauffassung, mit der hier der mehr als Siebzigjährige sich selbst kühl, knapp, klar

und unsentimental mit bestem Handwerk und mit beherrschendem Wissen um Forderungen und Lösungen der Aufgaben des Metiers hingestellt hat. Das Verhältnis Mossons zur Welt wie zu sich selber, das Verhältnis eines sachlichen, sehr disziplinierten, Weichheit und Gefühl zurückbändigenden, unter der Oberfläche belassenden, Form und Haltung schätzenden Mannes, hat hier seinen prägnantesten Ausdruck gefunden. Vielleicht nur noch das Porträt seiner Mutter, das in der Galerie des Kronprinzenpalais hängt, läßt so deutlich seine Möglichkeiten wie seine selbstgezogenen, selbstbejahten Begrenzungen der Hingebung an die Welt erkennen.

Es ist verständlich, daß ein Maler von dieser seelischen Haltung zur Welt gewissermaßen nur nebenbei auch einen Weg zur Landschaft suchen konnte. Mosson hat mehr als einmal draußen gemalt; aber die Natur in der Form der Landschaft scheint für ihn etwas zu sein, was mehr auf privatem Wege erledigt werden muß. Es gibt von ihm ein paar ausgezeichnete Bilder, vor allem aus der märkischen Gegend; nicht eben viele. Sie sind unlyrisch, zurückhaltend, mehr aus grauen und grünen Tönen als aus der Farbe entwickelt, Gestaltungen mehr der Anregungen für ein Naturgefühl als dieses Gefühles selbst. Etwas Verwandtes zu den landschaftlichen Arbeiten Liebermanns ist in diesen Bildern, der auch nur über das Malerische und über malerische Probleme den Zugang zum Draußen findet, nicht über das, was das Wort Natur umschreibt. Die Sachlichkeit, die bei den Blumenbildern jede von der Farbe ausgehende Süße und Weichlichkeit der Malerei verhinderte, bindet hier ein wenig das Gefühl, das jetzt nicht vom Objekt, sondern vom Maler ausgehen müßte.

Mosson hat dieses wohl selbst empfunden und nur gelegentlich Aufgaben auf diesem Gebiet zu lösen versucht. Dafür hat er in späteren Jahren sich hier und da an Städtebilder herangemacht und von seiner Wohnung am Nollendorfplatz aus, wo er friedlich neben Lesser Ury haust, den Platz mit seinen Häusern und kümmerlichen Bäumen, mit der Hochbahn und den Autos, der Elektrischen, den Bauzäunen und den arbeitenden Menschen zu malen versucht. Am reizvollsten von diesen Versuchen sind vielleicht die Experimente, die er mit dem abendlichen Platz gemacht hat, die Versuche, die strahlende Ecke der Motzstraße mit dem Theater und dem Kino, dem großen Café, den vielen Lichtern und dem nächtlichen Turm der amerikanischen Kirche wenigstens in Andeutungen festzuhalten. Er ging dem Problem mit den gleichen Mitteln der reinen Farbe zu Leibe wie seinen Blumen, nur daß natürlich die unleben-



Landschaft

dige Märchenhaftigkeit des Gegenstandes die reine Auswirkung seiner Möglichkeiten gegenüber diesen Problemen des Lichtes behinderte.

Es gibt aber ein Gebiet, auf welchem George Mosson dem, was er hier versucht, dem Arbeiten mit ganz reinem, unbeschwertem, farbigem Licht, viel näher gekommen ist — das sind seine Aquarelle. Sie nehmen neben seinen Blumenbildern in Öl nur einen kleinen Raum ein; aber in ihnen hat er da und dort Dinge erreicht, die über den kräftigen Impressionismus seiner Tulpen- und Chrysanthemenbilder hinausgehen und zu einer Berührung mit der jüngeren Generation führen, die das Geschlecht, zu dem er gehörte, abgelöst hat. Es gibt ein paar Aquarelle von seiner Hand, einen Tagetesstrauß, ein paar Blätter mit Tulpen, die sich in ihrer Kraft der nun von keiner Materie mehr beschwerten Farbe, in ihrem reinen Leuchten und Sichauswirken als fast transparentem Lichtträger durchaus neben Blättern der expressionistischen Generation von 1880 zu halten vermögen. Gewiß ist Mosson seiner ganzen Art und Veranlagung nach alles andre als ein expressionistischer Mensch; er gehört, so sehr er imstande ist, Begabung auch von völlig andrer Art aufzufassen, zu erkennen und zu fördern, zu den Menschen, über deren Zeit nicht die Ekstase und der Ausdruck als Ideal ihres Lebens und Schaffens standen. Aber er ist hier rein auf dem Wege seines Handwerks durch Klärung und Reinigung seiner Mittel und unbeirrtes Arbeiten auf seinem von ihm selbst umgrenzten Bezirk zu Ergebnissen gekommen, die ganz von selbst wieder den Anschluß an das Lebendige der Gegenwart gefunden haben, genau so wie die Arbeiten seiner impressionistischen Epoche.



Frühlingsblumen

Und das Schöne ist, daß diese Ergebnisse am Ende eines mehr als siebzigjährigen Lebens stehen. Denn sie sind ein Beweis dafür, daß der Weg einer männlichen Sachlichkeit der Haltung und des Handwerks bei kluger, bewußter Begrenzung des Gewollten ganz von selbst zu einem dauernden, ruhigen Kontakt mit den lebendigen Energien führt, die die Zeit und die Schaffenden tragen. George Mosson ist das ausgezeichnete Beispiel eines Mannes, der aus seiner Kraft, ohne ihre Grenzen zu verkennen, entwickelt hat, was sich nur irgend entwickeln ließ, und mit den Ergebnissen dieser Entwicklung jeweils in lebendiger Beziehung zum wirklich Lebendigen geblieben ist. Und das ist etwas Tröstliches und Erhebendes, etwas Vorbildliches und Ermunterndes.



Aus einem Villengarten in Horn

Natur- und Kunstgärten

Von Manfred Hausmann

Mit acht Abbildungen nach Entwürfen vom Gartenarchitekten Fr. Gildemeister in Bremen

Strenge Gartenarchitekten werden sagen: Es gibt nur Kunstgärten. Naturgärten sind ein Widerspruch in sich, da eben Natur und Garten zwei Begriffe ausmachen, die sich schlechterdings nicht vereinigen lassen. Nach europäischer Anschauung haben die so Folgernden recht. Denn was man hier — vorwiegend in England und Deutschland — als Natur- oder Landschaftsgarten kennt, stellt in der Tat ein nicht eben erfreuliches Gebilde dar. Man merkt ihm nur zu deutlich an, daß es sich aus romantisch-sentimentaler Zeit herleitet. Damals schwärmte man für die Natur und war doch selbst einigermaßen unnatürlich. Damals malte, dichtete, musizierte und sang man immer wieder über das Thema »Natur« und hatte doch von wirklicher Natur herzlich wenig Ahnung. Man halte beispielsweise einmal neben eine Naturbeschreibung Eichendorffs ein Landschaftsstück von Jens Peter Jacobsen oder Knut Hamsun, und man wird bald inne werden, daß die Romantiker doch nur eine vage, eine verschwimmende, eine vermenschlichte Vorstellung von der Natur hatten.

Diese selbe Unklarheit offenbart sich auch im Landschaftsgarten, wie er damals aufkam und heute noch sein Wesen hat. Er ist nicht Fisch, nicht Fleisch. Nicht Natur und nicht Kunst. Erst wenn er verwildert, wenn das ursprüngliche Wachstum alles Menschenwerk überwuchert, empfindet man ihn in seiner melancholischen Versunkenheit wieder als ein geschlossenes Ganzes. Aber das ist ja eine Art »Rückkehr zur Natur«.

Der Landschaftsgarten stellt einen der vielen romantischen Kompromisse dar, die man in allen Gebieten der Kulturgeschichte antrifft. So, wie sie sich bot, wild, unbarmherzig, anarchistisch, grausam, war die Natur den Menschen nicht recht. Sie mußte, wenn man sich wohl in ihr fühlen sollte, gezähmt, gewissen menschlichen Gesetzen ästhetischer und moralischer Art unterworfen werden. Damit war aber Natur nicht mehr Natur. Anstatt sich das einzugestehen und Baum, Gras, Strauch und Staude nunmehr einfach als ein Material zu benutzen, aus dem man, wie aus Marmor, Ton oder Holz, nach künstlerischen Grundsätzen etwas gänzlich Neues, nämlich ein Kunstwerk, also etwas aus der Natur Herausgehobenes, schaffen kann, schloß man ein Kompromiß, das heißt, man ließ zwar den Urstoff — Pflanze und Erde — nicht in seinem natürlichen Zustand, man formte ein bißchen an ihm herum, man »zivilisierte« ihn, aber man

Rosengarten in einem Park bei Bremen

machte doch kein selbständiges, in sich ruhendes Kunstwerk daraus. Einerseits durfte man bei dem so Zustandegekommenen noch von Natur, anderseits aber auch schon von Kunst reden. Wie alles mit dem Fluch des Einerseits-Anderseits Behaftete, war auch dies Gebild fatal zu besehen, dem Freund einer frei sich regenden Natur wie dem mit einigem Stilgefühl Begabten ein Greuel.

Im Ernst sind nur zwei Formen des Gartens anwendbar. Die Form des architektonischen Gartens, bei der man von vornherein darauf verzichtet, ein Stück Natur in seiner Feinheit vorzuführen, bei der man vielmehr durchaus nach den architektonischen Gesetzen des umgrenzten Raumes gestaltet. Und die Form des ... ja, für diese Art »Garten« gibt es in Europa keinen treffenden Namen. Man könnte hier allerdings mit gutem Recht von einem Naturgarten, auch von einem Landschaftsgarten sprechen, wären die Bezeichnungen nicht durch ihre landläufige Bedeutung bereits zu stark in Verruf gekommen. Kurzum, wir meinen den chinesischen Garten. Der architektonische, der Kunstgarten auf der einen, der chinesische, der Naturgarten auf der andern Seite, sie verkörpern nicht nur zwei formal, sondern auch weltanschaulich entgegengesetzte Prinzipien.

Man kennt aus den Schriften Lao-Tses und seiner Schüler jenen Zug des chinesischen Wesens, der sich durch Worte wie Nicht-Handeln, Weichheit, Stille, Schwäche einigermaßen bezeichnen läßt. Dem allen liegt die Erkenntnis zugrunde, daß derjenige der Vollkommenheit am nächsten steht, der, voller Weisheit, imstande ist, sich dem Walten der Natur oder, wenn man will, des Schicksals am innigsten anzuschmiegen. Erst wer den Einklang erreicht, hat Frieden gewonnen. Aus diesem demütigen und klugen Verhältnis des chinesischen Menschen zur Natur — grundverschieden von dem des europäischen — erklärt sich die Eigenart des chinesischen Gartens.

In ihm wird das Wogen und Weben der Natur nicht vergewaltigt, nicht menschlich-ästhetischen Gesetzen untertan gemacht, sondern versucht, es in seiner ganzen Schönheit sich entfalten zu lassen. Legt der Chinese einen Garten an, so horcht er gleichsam tief hinein in das geheimnisvolle Drängen und Sehnen der Pflanzenseele und schickt sich dann an, diesem Drängen den Weg zur Erfüllung freizumachen. Nicht nur der Pflanzenseele übrigens, nein, der Natur überhaupt. So erschafft er etwa einen Garten des stillen Wassers, in dem sich Röhricht, Schilf, Schachtelhalm und alles Sumpfkraut, in dem sich die Stimmung des ruhenden Gewässers und seiner Vegetation so vollkommen wie irgend möglich offenbart. Oder er bereitet sich einen Garten des schnellen Wassers, wo sich Fels,



Aus einem Villengarten

nickendes Gebüsch, triefendes Gras, Strudel und Gemurmel, kurz all die Natur, die am hüpfenden Wasser zu finden ist, mit ihren letzten Wundern zur Schau stellt. Oder er ist darauf bedacht, einen Garten der Lotusblume, der Kirschblüte, des Pflaumenbaumes erstehen zu lassen.

Wie das im einzelnen geschieht? Nun, der Gartenkünstler geht da ähnlich zu Werke wie der Lyriker. Er dichtet, er verdichtet. Er verdichtet das Vielfältig-Besondere zu einer Art von repräsentativer Allgemeinheit. Er macht den Vorwurf in einem eignen Sinne »wahrer«, »schöner«, »tiefer«, als die Natur ihn in zufälliger und verstreuter Anordnung hervorbringt. Er versucht, dem Urbild, der Idee seines Vorwurfs nahe zu kommen. Niemals steht er selbst, immer das Rätsel des Seins im Vordergrund. Sein Handeln ist nur ein Beiseiteräumen von Hindernissen, auf daß die eigentliche, sich selbst schöpfende und vollendende Seele der Welt frei emporsteigen kann. So weiß man in China sogar von einem Garten des Mondlichts. Ein Gebild also, in dessen hängendem Geäst, an dessen Blütenkelchen und Laub das Flimmern des silbrigen Lichts sich märchenhafter als anderswo zeigt. Man lauscht und beobachtet und verhält sich still, bis man hinter die leiseste Anmut gekommen ist. Dann tut man ein paar Handgriffe, um das Verborgene recht offenbar werden zu lassen, und wird wieder still. Kein Zweifel, daß auf diese Weise, ähnlich wie in der seltsam naturalistischen und doch über die Zufallsgebärde der Natur hinaus erhöhten chinesischen Malerei, Wunderdinge ans Licht gehoben werden. »Fördern und nicht beherrschen, das ist geheimes Leben«, sagt Lao-Tse.

Das Gegenteil von dieser Gelöstheit offenbart sich in den architektonischen Gärten Europas. Alle dynamischen Spannungen, alle statischen Gesetze, alle ausbalancierten Proportionen, die in der Steinarchitektur vorherrschen, sind auch, mit leichten Abwandlungen, dem Garten zu eigen. Hier ist keine Rede mehr von einer behutsamen Zurückhaltung der Eigenart der Pflanze, dem Quillen und Wirken der Natur gegenüber, hier diktiert der Mensch seinen neuen Willen, hier gilt es nicht, zu warten und still zu sein, hier sind Energien am Werke, die der Vegetation eine männliche und herbe Ästhetik aufprägen.

Was gemeint ist, geht am besten aus den Abbildungen hervor, die diesen Aufsatz begleiten. Fr. Gildemeisters, des bremischen Gartenarchitekten, strenge Schöpfungen, die in der »faustischen« Gartenkunst der Renaissance und des Barock ihren stilistischen Ursprung haben, tun überzeugend dar, welch starker Leistungen die moderne Gartenarchitektur fähig ist, auch wenn sie nicht mehr Gelegenheit hat, in so gigantischen Ausmaßen wie weiland in Caserta,

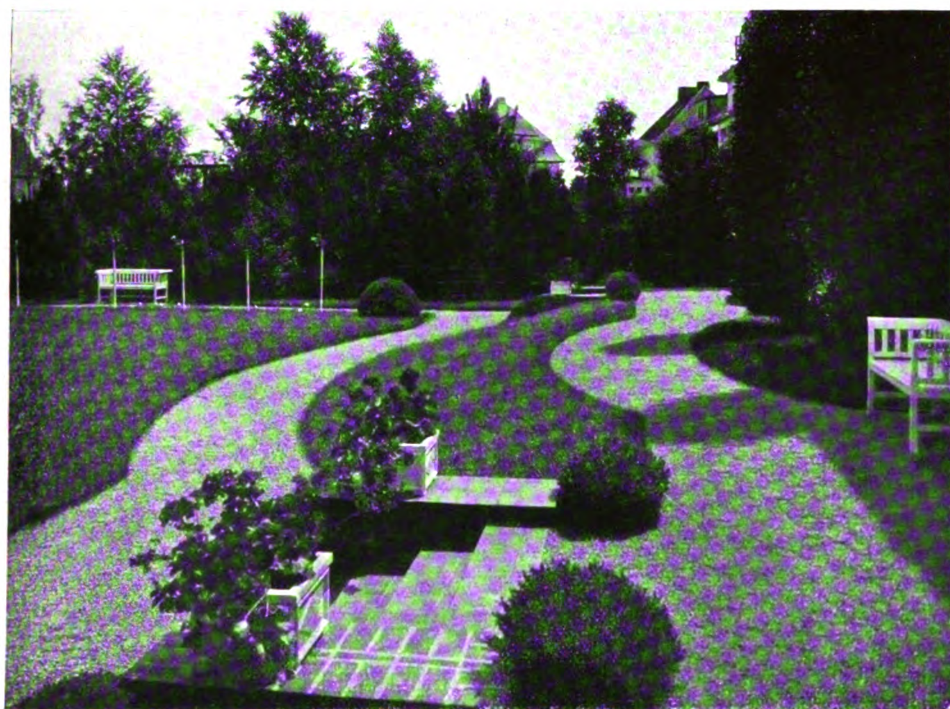


Staudenweg im Park des Herrn P.

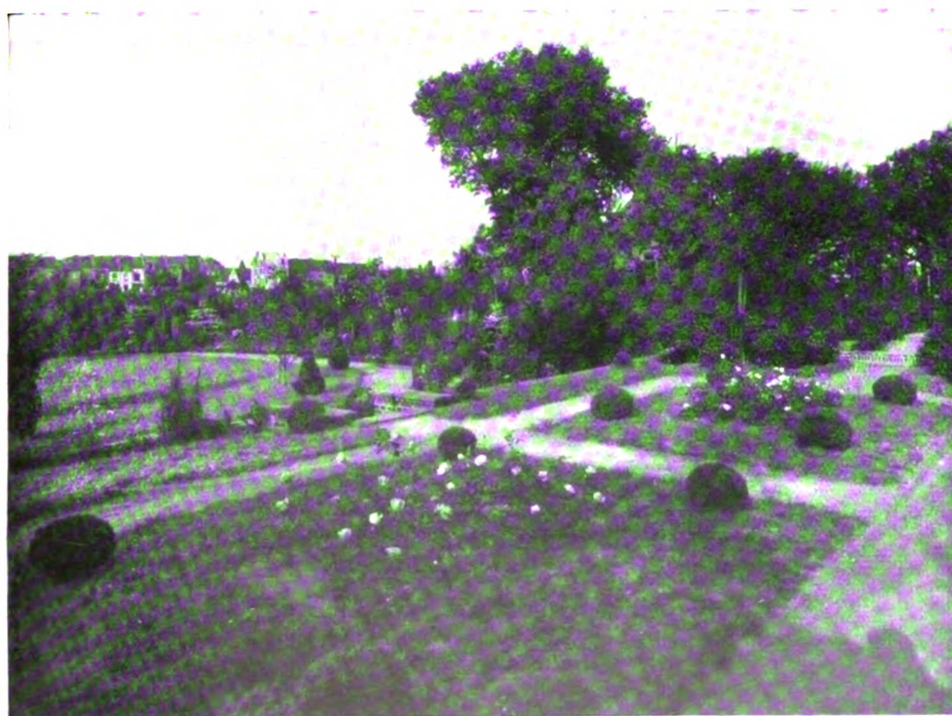
Versailles, Vaux le Vicomte, Wilhelmshöhe, Nymphenburg, Sanssouci zu schwelgen. Das Weltgefühl bleibt übrigens das gleiche, ob die abschließenden Wände aus zierlichem Taxus oder aus mächtigen Baumreihen bestehen, ob fünfhundert oder ob fünftausend Quadratmeter



Sitzplatz im Garten des Herrn F.

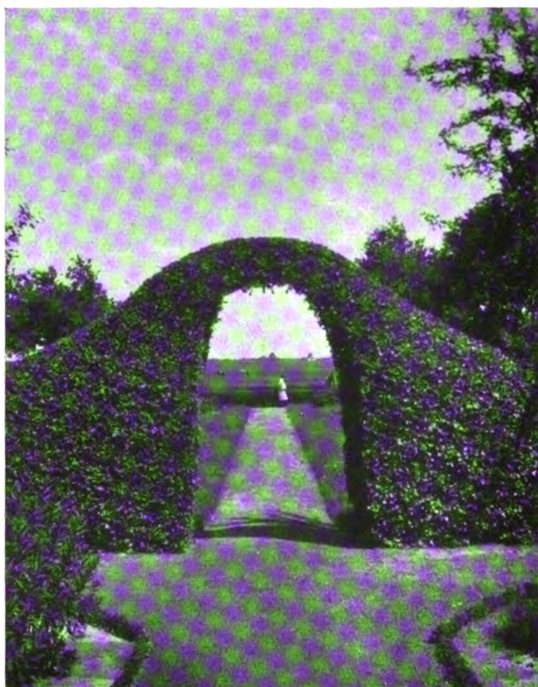


Hausgarten



Weiträumige Gartenanlage

geformt sind. Stets bilden bau- und raumkünstlerische Grundsätze die Basis des Ganzen. So gelingt es auch stets, das Haus ohne weiteres in den architektonischen Organismus einzugliedern. Gildemeister geht beispielsweise in den meisten Fällen geradeswegs mit betonten Längs- und Querachsen vom Hausbau aus, gliedert dann die Fläche in räumlich geschlossene Sondergärten, die ihrerseits wieder architektonisch aufs sorgfältigste durchkonstruiert sind; Höhenunterschiede werden durch Terrassierungen mit flachen Böschungen und Treppenanlagen überwunden. Den Harmonien des Grundrisses entspricht der Aufbau der Pflanzen. Schon die Tatsache, daß hier von einem Aufbau der Pflanzen geredet werden kann, ohne daß jemand daran Anstoß nimmt, ist für den Geist, der die europäischen Gärten schafft, überaus bezeichnend. Aus Bäumen werden Wände hergestellt, aus Taxus Pyramiden geschnitten, aus Buchsbaum Kugeln geformt, die an den Ecken kleiner Gartenrasen ihren Platz als wichtige bauliche Elemente innerhalb des Gesamtorganismus haben. Steinarchitekturen wie Gemäuer, Pforten, Sockel usw., Möbel eigenartiger Stilisierung gliedern sich ohne weiteres in die gärtnerischen Linien und Flächen ein. Kurzum, der Mensch gilt mit all seinem Herrschersinn als das Maß der Dinge. Und wenn beispielsweise ein Westeuropäer wie Fénélon lehrt, jedes Handeln sei fehlerhaft, Gott wolle allein tätig sein, menschliche Tätigkeit komme einer Beleidigung Gottes gleich, so beweist das nichts, als daß nirgends auf der Welt eine Antithese in völliger Reinheit angetroffen werden kann.



Blick aus dem Hausgarten auf einem Landgut in Borgfeld

Der Westen formt, bindet, befiehlt, der Osten beobachtet, löst, dient. Hier der Wille und die Tat, dort die Versenkung und die Stille. Hier die Gelöstheit, dort die Spannung. Wer hat den Mut, zu entscheiden, wo man tiefer und inbrünstiger lebt?

Herbstbeginn

An den alten Parkbäumen rührt sanfter Wind.
Noch einmal vergoldete Abendwolken erblassen,
Und ein letztes Leuchten durchflutet die engen Gassen,
Über die schon ein rauchiger Himmel rinnt.

Kein Vogel klagt. Verstummt sind alle Lieder.
Still, wie im Traum erstarrt, liegt nun das Land:
Der Herbst hat sein Gewebe ausgespannt —
Bald wohl drückt Schnee die dürren Zweige nieder.

Herbert Hippel



Ludwig Dasio: Frauenbüste

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926

Der Roman der Stiftsdame
im Briefwechsel Paul Heyses und Theodor Fontanes
Mitgeteilt von Erich Petzet

Wohl war für Paul Heyse bei seinem »Roman der Stiftsdame« die Hauptsache unzweifelhaft das seelische Problem: die Geschichte einer wahrhaft adligen Persönlichkeit, die in aller Erniedrigung und Not sich behauptet und wie ein Schwan aus den trübsten Gewässern stets wieder in voller Reinheit und Schönheit emportaucht. Doch wird sich kein empfänglicher Leser dem Eindruck entziehen können, daß der Dichter daneben auch der Schilderung der ganzen Umwelt seiner Heldin ein Maß von liebevoller Sorgfalt und Kunst gewidmet hat, das eine ungewöhnliche innere Ergriffenheit auch durch diese Seite seines Stoffes bezeugt. So ist neben dem Heyse eigentümlichen Zauber idealistischer Poesie mit höchster Anschaulichkeit eine manchmal fast realistische Lebenswahrheit erreicht, und man fühlt sich durch die Echtheit und Bodenständigkeit des landschaftlichen und gesellschaftlichen Hintergrundes in diesem märkischen Buche oft unmittelbar an den berühmtesten Schilderer der Mark, Theodor Fontane, gemahnt. Und in der Tat hat dieser Jugendfreund Heyses nicht nur mit seinen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«, sondern ganz persönlich bei diesem Roman zu Gevatter gestanden. Aus Fontanes Familienbriefen (Band 1, S. 137 f.) ist bekannt, daß Paul Heyse im Jahre 1864 bei einem Besuch in Berlin von Fontane auf den anziehenden Stoff aufmerksam gemacht wurde und unter der kundigen Führung von Fontanes liebenswürdiger Schwester Lieschen Neuruppin und den Ruppiner See mit großem Wohlgefallen besichtigte. Doch erst zwanzig Jahre später, in einer ganz andern Lebensstimmung, fühlte er sich gedrängt, die damals empfangenen Eindrücke auf seine eigne Art dichterisch zu gestalten. Er tat dies nicht, ohne nochmals den kundigen Beistand des alten Freundes in Anspruch zu nehmen. Aber nicht nur für die Entstehungsgeschichte eines unsrer besten Romane sind die Briefe, die sie darüber in den Jahren 1885/86 gewechselt haben, von Wichtigkeit, sondern für das ganze Verhältnis der beiden befreundeten Dichter wie für die Verschiedenheit ihrer dichterischen Schaffensweise.

1.

Lieber Theodor!

Vor Jahren hast du mir die Geschichte eines adligen Fräuleins aus der Mark erzählt, das einen Schauspieldirektor heiratete, mit ihm durch die kleinen Städte zog, in großes Elend kam und endlich im Spital von Neuruppin zur Ruhe gelangte. Auf diese Geschichte bin ich jetzt zurückgekommen und wäre dir sehr dankbar, wenn du mir noch einige Notizen (Namen, Gegend, nähere Umstände) aus deinem Gedächtnis zusammenkramen oder andre Quellen erschließen könntest. Eigentlich hättest **du** dies Leben erzählen sollen. Mir fehlt es nur zu fühlbar an Lokalfarbe aus erster Hand. Doch bin ich jetzt schon zu tief in den psychologischen Aufbau meiner Figuren hineingeraten, um sie aus der Hand zu geben.

Vielleicht tust du mir, wenn ich mit der Arbeit, die nicht ganz klein ist, fertig sein werde, den Freundschaftsdienst, sie zu revidieren und Verstöße gegen die historische und soziale Realität anzumerken.

Heute nur dies in Eile mit schönsten Grüßen von Haus zu Haus. Meiner Frau geht es etwas leidlicher, sie begleitet mich am 27. in die dramaturgische Winterkampagne nach Frankfurt. Wie geht's den Deinen?

Treu der deinigste, Paul Heyse.

München, 19. Nov. 1885.

2.

Berlin, den 20. Nov. 1885.
Potsdamer Str. 134 c.

Mein lieber Paul!

Die eigentliche Wisserin der Geschichte ist die ehemals schöne »Tante Liese«, jetzt nur noch ein Schatten (aber dick) alter Herrlichkeit. Man sieht allenfalls noch, »wie **mächtig** war die Eiche«, aber von Schönheit nichts mehr. Glücklicherweise für deine Novelle gleichgültig; alte Muhmen erzählen am besten. Sobald Liese meine Anfrage beantwortet hat, schicke ich dir ihren Brief oder ihre Aussage. Denn sie lebt jetzt hier.

Nun Lokalton! Es ist lächerlich, wenn man seine eignen Bücher empfiehlt, aber ich glaube, du findest in meinem Bande »Ruppin« alles, was du brauchst und noch ein bißchen mehr. Allerdings ist es schon etwas zu spät; ist man erst im Produzieren, so wirkt neu hinzukommender Stoff, und wenn es auch bloß Landschaftliches und Anekdotisches wäre, nur störend. Liegt es aber zufällig günstiger, so empfehle ich dir die Kapitel: Gantzer und Frau v. Jürgas, die Ruppiner Schweiz, Wusterhausen a. D. (mit seinem Beginenhause), Lindow mit seiner wundervollen Klosterlage und Groß-Menz und der große Stechlin.

In diesen Kapiteln hast du alles: Historisches, Landschaftliches, kleine Schnurren und ein richtiges Bild von dem äußersten **Kleinleben** der armen Mark Brandenburg.

Empfiehl mich angelegentlichst.

Wie immer, dein Th. Fontane.

Natürlich ist es mir eine Ehre, das Manuskript später durchzusehen.

3.

Liebster Theodor!

Eine kleine tragische Blüette soll auf dem Deutschen Theater in Szene gehen, vielleicht noch eine zweite, minder bösartige Causerie, und da muß man doch selbst nach dem Rechten sehen. Bis dahin aber denk' ich schon ein wenig tiefer mit meiner Stiftsdame mich eingelassen zu haben. Dein Neuruppin — wie auch der ganze Band — ist wieder mit größtem Pläsier von mir genossen worden. In dieser historischen Touristik hast du keinen Rivalen.

Nur wüßte ich gern Näheres über die Statuten der adligen Stifte in der Mark. Wo kann ich das finden? — Meine eignen Erinnerungen an jene Rekognoszierungsreise sind ziemlich verblaßt; zum Glück habe ich das Wichtigste schon im ersten Hinwurf der Rahmenerzählung festgehalten. Ich lasse die eigentliche Geschichte dann durch einen gemütlich stark beteiligten Augenzeugen berichten, der natürlich überall da, wo mir die Anschauung fehlt, gerade nicht dabeigewesen sein muß. Du hättest den Stoff damals in die Hand nehmen sollen, oder ich müßte nachträglich meine Sommerfrische an den Ruppiner See verlegen.

Leb wohl und habt ein fröhliches neues Jahr!

Dein ältester Paul Heyse.

München, 1. Januar 1886.

4.

Berlin, den 4. Januar 1886.

Mein lieber Paul!

...Mit Freuden entnehmen wir deinem lieben Brief, daß Aussicht vorhanden ist, dich über kurz oder lang hier zu sehen.

Und nun die »Stiftsdame«. Das Kapellchen vor dem Rheinsberger Tor in Ruppin ist ein Spittel, in das die Stadtbehörde nach jedesmaligem Befinden ein armes hilfsbedürftiges Mütterchen hineinsetzt. Nichts von Statuten. Oder doch kaum. Soll es aber ein Stift sein, was dir vielleicht besser paßt, so werde ich an unsre alte Freundin (Lepel- und Heyse-Schwärmerin) Fräulein v. Rohr schreiben, die zu Kloster Dobbertin in Mecklenburg lebt. Also ganz echt. Da gibt es Statuten, ich habe selbst so was in Händen gehabt. Der seinerzeit zwischen uns besprochene Brief von Fräulein von Goerschen, Freundin von »Tante Liese«, ist übrigens eingetroffen, vier eng gekritzelte Seiten voll und nicht übel. Für dich aber, glaub' ich, bloß störend, weshalb ich ihn dir absichtlich nicht geschickt habe. Das Häßliche prävaliert schließlich so stark, daß es dir die Gestalt bloß verleidet und die Schaffenslust geschmälert hätte. Mir wenigstens geht es so, daß wenn ich erfahre »Gott, das war ja alles ganz anders«, so brauche ich lange Zeit, den Eindruck davon zu verwinden.

Wie immer, dein alter Th. Fontane.

5.

Berlin, den 8. Januar 1886.
Potsdamer Str. 134 c.

Mein lieber Paul!

Nachdem ich die halbe Wohnung umgekehrt und überall vergebens nach dem Brief gesucht hatte, wollte ich mich eben niedersetzen und das Unglück vermelden, da finde ich ihn dicht vor mir, als Lesezeichen in ein Buch eingelegt. Ich habe ihn nun noch mal durchgelesen und finde ihn, trotz aller Konfusion, nicht übel, ja vielleicht um dieser Konfusion willen. Schrecklich zu sagen, aber es ist wahr, aus solchem Gesäure nimmt man immer das Meiste. Kannst du mir den Brief wiederschicken? Vielleicht, freilich sehr unwahrscheinlich, mache ich bei einer neuen Auflage noch mal ein drei Seiten langes Ruppiner Kapitel daraus. Ich würde dann in einer Anmerkung auf deine Novelle hinweisen und dadurch dem Stoff einen Glanz leihen.

Wie immer, dein alter Th. Fontane.

6.

Berlin, 11. Januar 1886.

Alles besorgt! Erfüllen sich meine Wünsche, so hast du in wenigen Tagen eine Antwort aus Dobbertin und einen Band »Ruppin« aus der Behrenstraße. Das Beste darin ist etwas, das ich mal einem Einpackebogen entnommen habe: »Friedrich der Große, siebzigjährig, bereist das Dosse-Bruch und die Ruppiner Gegend, in der er als zwanzigjähriger Prinz und Oberst gelebt hat, und ist glücklich, die Dörfer und die Menschen wiederzusehen. Ein langer Dialog zwischen ihm und Amtmann Fromm.«

Es ist das Entzückendste, was man lesen kann.

Dein alter Th. Fontane.

7.

...Vor drei Wochen habe ich die Stiftsdame abgeschüttelt, die mir weidlich zu schaffen gemacht hat. Ein Buch von dreißig Bogen. Meine Frau nennt es ein Erbauungsbuch. So ist's also für die Gartenlaube wie gemacht, in welcher freilich Freund Spielhagen noch bis in den Oktober hinein so laut das Wort führen wird, daß niemand daneben aufkommen kann. Vor Januar werde ich nicht beginnen, doch bitte ich dich gleich heute um die große Liebe und Freundschaft: du wollest die Korrekturfahnen durchsehen, ob du darin irgendwelchen Verstößen gegen die us et coutumes der Mark begegnest. Ich habe mich klüglich ganz im allgemeinen gehalten, was Lokale und Namen betrifft. Doch mögen immerhin kleine mikroskopische Unmöglichkeiten mit untergelaufen sein. Im ganzen, denk' ich, wirst du mit mir zufrieden sein, und die Neuruppiner, die zwar nicht genannt, aber ad vivos geschildert sind, werden mir am Seegestade eine Statue dekretieren.

Lebe wohl, mein Alter, und sei mit deinen Damen schönstens von uns beiden gegrüßt. In zwölf Tagen gedenken wir auf drei Wochen nach Paris zu gehen, und zwar über Landau, wo ich l'art d'être grand-père zu exerzieren Gelegenheit habe. Möge dir diese fröhliche Kunst auch nächstens zu üben beschieden sein.

Treulichst dein alter Paul Heyse.

München, 5. April 1886.

8.

Berlin, den 7. April 1886.
Potsdamer Str. 134 c.

Lieber Paul!

Ich eile, damit dich diese Zeilen noch auf vaterländischem Boden treffen. Paris! An nichts merke ich so sehr das Altgewordensein wie an meiner Gleichgültigkeit gegen alle Reiserei. Früher ging mir das Herz auf, wenn ich die großen Namen von da draußen bloß mit halbem Ohre hörte ...

Ich freue mich sehr, die »Stiftsdame« kennenzulernen, und betrachte es als eine Ehre, sie auf ihre legitime Ruppiner Abstammung hin prüfen zu sollen. Natürlich wird sie glänzend bestehen. Ab vocem Spielhagen und »Was will das werden?« Die Berliner sagen: »Er weiß es selber noch nicht.« Die Bande bleibt hier maliziös wie immer. Gruß und Empfehlung von uns allen an Haus Heyse, die Landauer mit eingeschlossen.

Wie immer, dein Th. Fontane.

9.

Liebster Freund!

Roma locuta est. Die »Gartenlaube« ist untröstlich, meiner »Stiftsdame« keinen Platz unter ihren Stammgästen einräumen zu können, da sie »zu gut für diese Welt«, d. h. nicht »spannend« genug und zugleich für die Unmündigen doch zu welterfahren sei. Freund Kröner hat gewiß recht, was sein erstes Bedenken betrifft. Die Geschichte einer Menschenseele pflegt vorzugsweise im Inneren einer Menschenbrust zu spielen, und die kleinen Portionen, in welchen dies Familienblatt seine Lesefrüchte auftischt, können nicht genug den Appetit reizen, damit derselbe en mangeant sich steigere. Nun hat mich die »Berliner Illustr. Zeitung« um einen Beitrag bestürmt, ich habe ihr offen gesagt, wie die Dinge stehen, da sie aber weit größere Abschnitte machen kann, so daß die ganze lange Geschichte in einem Quartal zu Ende kommt, nimmt sie einstweilen keinen Anstoß an jener »Untröstlichkeit« und wird wahrscheinlich den Handel abschließen. Auch ist ein norddeutsches Publikum weit eher zu fesseln durch diese märkischen Abenteuer. Wenn es also zustande kommt, würde das neue Quartal, das seltsamerweise am 15. August beginnt, mit meinem Opus eröffnet werden. Vorher wünschte ich dringend, dein scharfes Auge darübergehen zu lassen. Wenn du beim Lesen auf einem Blatt notieren wolltest (mit Angabe meiner Seitenzahlen), was dir auffällt, könnte ich in der Fahnenkorrektur bequem deine Desiderien berücksichtigen. Daß ich das Mskpt. noch nicht wieder durchgelesen, sondern nur meiner Frau und Freund Laistner zur Begutachtung vorgelegt habe, mußt du dir immer gegenwärtig halten, um über Unebenheiten des Stils nicht zu stark den Kopf zu schütteln. Ich habe mir die Arbeit erst möglichst fernrücken wollen, ehe ich eine letzte Hand daran legte. In zwei Monaten ist der ganze Wälzer zustande gekommen, daher dürfte er noch fragwürdiger sein, als ihn Laistner findet, der nur sehr wenige Lapsus am Rande angemerkt hat.

Wir gehen über- oder überübermorgen auf drei Wochen nach Paris. Was du mir aber zu melden hättest, trifft mich am sichersten unter meiner Münchner Adresse.

Und nun lebe wohl, lieber Alter, und schilt nicht zu sehr, wenn du die dicke Mappe in die Hände nimmst und daran denkst, wieviel Stunden es dich kosten wird, bis diese Last dir vom Herzen fällt. Du hast dir durch deine freundliche Zusage die Suppe selbst eingebrockt. Warum bist du auch der berühmte Markwanderer und ein so treuer Freund deines alten, ewigen

Paul Heyse.

München, 19. April 1886.

10.

Berlin, den 22. April 1886.
Potsdamer Str. 134 c.

Lieber Paul!

Freund Dominik ist mein unmittelbarer Nachbar, und so erwarte ich denn »von nebenan« dein Manuskript, gleichviel ob er ja oder nein gesagt hat. Ich wünsche dir ein Ja, damit du's los bist, aber laß dich auch ein evtl. Nein nicht verdrießen — es ist, literarisch angesehen, doch ein wunderliches Blatt, ganz und gar auf der Lubliner Höhe. Den letzten Roman dieser Literatur-Säule soll D. kolossal bezahlt und, als ihn, den Roman, alle Welt scheußlich fand, hinterher gesagt haben: »Ich finde ihn womöglich noch scheußlicher, aber ich würde ihn immer wieder bringen.« Es sieht überhaupt schlimm aus; an Talent fehlt es nicht, aber alles ist derart depraviert, daß jeder, der's ernsthaft nimmt, als komische Figur gilt. Laß dich in Paris, das nach wie vor wundervoll sein soll, nicht stören und verlebe frohe, glückliche Tage an der Seite deiner Dame, der ich mich angelegentlichst empfehle.

Wie immer, dein alter Th. Fontane.

11.

Das war mir eine sehr große Freude, lieber Alter, daß meine Frau Luise dir — euch zu

Herzen gegangen ist. Ich hatte ja immer eine warme Empfindung, wenn ich ihrer gedachte, und meine beiden ersten Geschworenen hatten mir zugestimmt. Aber seit ich erleben mußte, daß man dies schlichte und fromme Buch für »Familienkreise« nicht geeignet gefunden, war ich irre an mir und dieser kuriosen Welt geworden. Nun mögen sie kommen und die Nase rümpfen und die langen Ohren schütteln, ich lasse mir nicht mehr bange machen. A poor thing, Sir, but mine own. A poor humour of mine, Sir, to take that, that no man else will. Denn warum haben Ew. Liebden sich dieser wackeren Dame nicht bemächtigt, da Sie doch das beste Recht und die beste Hand dazu hatten! Ich hätte diese Geschichte wahrhaftig eben so gern gelesen wie geschrieben.

Nun steht mir das erstere zwar noch bevor, doch mit Herzklopfen. Denn ich muß mich jetzt davon überraschen lassen, was da alles geschrieben steht, und wenn mir's nicht recht sein sollte, über Hals und Kopf in der Korrektur daran herumbessern oder -bösern. Und da ich mich auf etliche Bogen Notanda und Korrigenda gefaßt gemacht hatte, kommt nur ein Quartblättchen,* noch dazu auf einer Seite beschrieben. Diese rari nantes in gurgite vasto sind leicht aufs trockene zu bringen, bis auf Krischans Platt. Könntest du mir nicht die Liebe tun, diese Stellen einfach umzuschreiben, so daß sie den echten Bodengeruch bekämen? Mein Platt ist Reuterisch. Von einer kleinen blonden märkischen Dorfschönheit, die ich als Sechzehnjähriger liebte, hab' ich außer einigen Küssen auf der Dreschtenne ihres Vaters nichts profitiert.

Wo sich die Wirklichkeit in Idyll und Märchen verstiegen haben soll, weiß ich im Augenblick mir nicht vorzustellen. Doch lass' ich mir das gerne nachsagen. Alles, was mich an andern auf die Dauer gefesselt hat, erhob sich leise und unkontrollierbar um etliche Fuß über den Boden des platten Alltags, natürlich nur auf Momente, wie sich ja auch im Leben jedes richtigen Menschenkindes Stunden finden, in denen es sich wie verzaubert vorkommt. Hoffentlich hast du das nur bei meinen Hauptfiguren gespürt. Die Statisten sollen stets den Bretterboden unter ihren Stiefeln behalten.

Gerne sagt' und fragt' ich noch eine gute Weile fort. Ein Gewitter aber ist inzwischen heraufgezogen, und ich sehe kaum die schwarzen Striche auf dem weißen Blatt. Also genug für diesmal. Und tausend Dank auch den vier andern Augen, die meiner Freundin ein feuchtes Lebewohl nachgeblickt haben.

Dein alter getreuer Paul Heyse.

München, 24. Mai 1886.

* Dies Blatt ist leider nicht erhalten.

12.

Berlin, 27. Mai 1886.
Potsdamer Str. 134 c.

Lieber Paul!

Schönsten Dank für deine freundlichen Zeilen. Natürlich werde ich die betreffende Stelle umschreiben und sie dir zur Genehmigung vorlegen. Ich mache es in den nächsten Tagen. Fast ist es mir leid, daß ich dir von gelegentlichem »Übergehen in Idyll und Märchen« geschrieben habe. Nun muß ich ein paar Worte sagen, um den Satz nicht als eine bloße öde Phrase erscheinen zu lassen. Idyll ist der ganze Schluß: die Spittelweiber, die Stadt, der Bürgermeister, die Huldigungen. In der Grafschaft Ruppin wohnt ein vorzüglicher Menschenschlag, sie wissen das auch und sind stolz darauf, aber das leisten sie nicht. Es geht ein tief-kleinlicher neidischer Zug durch alle Welt und nun gar erst durch die märkische. Das »Aparte« ist ihnen verdächtig oder lächerlich oder verhaßt. Eine Eroberung aller Herzen vom Spittel aus, die Spittelweiber miteingerechnet, dazu müßte die »Stiftsdame« mindestens die heilige Elisabeth sein. Adlig, klug, talentvoll, reformatorisch und ein Anbeter — lauter Anklagepunkte. Selbst Wohltun entwaffnet nicht. Aber daß du's gemacht, wie du's gemacht, ist doch ein Vorzug — es wirkt schönheitsvoll und erquicklich. Dem realen Leben entnommen ist es sicherlich nicht.

Wichtiger ist ein andrer Punkt, wo ich nicht so gut mitkann und gegen das Märchenhafte, das einsetzt, einige Bedenken habe. Das ist die Stelle, wo das Stiftsfräulein das Schloß verläßt und dem Schauspieler folgt. Hier liegt das Schönste und das Angreifbarste deiner Dichtung dicht nebeneinander. Die wundervoll dramatische Szene, wo der Hieb mit der Reitpeitsche den lange gehegten Entschluß: »Weg aus diesem Hause!«, zur Ausführung bringt, ist dir famos gelungen, die blitzende Gerte fährt nieder wie ein Genieblitz, und ich war ganz benommen davon, so gut sitzt der Hieb. Ja, die Wirkung ist so groß, daß du einen noch seitenlang ganz in der Hand behältst. Und doch vollzieht sich gerade auf diesen Seiten das Märchenunheil. Die Milderschwärmerin könnte zu Milder gehen oder auch zu Bader, der damals sang und alt und jung entzückte, aber Planwagen, Jahrmarktkasten, Dorfkrug, Armut, Konski, Viktorine — da fängt das Märchen an, das ist die Königstochter, die sich zum Schäfer gesellt und Kränze flicht und Lämmer weidet. Je höher ihr Kunstsinn, je feiner ihr ästhetisches Gefühl, desto schrecklicher ihre Lage. Dies alles aber schreibe ich dir nur, um mit meinem »Idyll und Märchen« nicht ganz in der Luft zu schweben. Es ist und bleibt eine sehr schöne Arbeit, schön aus vielen Gründen, aber am meisten deshalb, weil man alles mit durchmacht, alles glaubt.

Das Herz widerstreitet nirgends. Auch nicht da, wo sie dem Schauspieler folgt; es ist nur ein Außerliches, an dem man hier Anstoß nimmt.

Und nun lebe wohl und heimse seinerzeit den wohlverdienten Lorbeer ein.

Wie immer, dein Th. Fontane.

Hast du das schöne »Gebet« gelesen, das man, von ihm selbst herrührend, unter Rankes Papieren gefunden hat?

13.

...Dein Roman, soviel ich höre, gefällt sehr. Frl. v. R. schrieb uns schon nach Krummhübel entzückt über den Anfang. Kröner bleibt mir unbegreiflich; wie konnt' er sich diesen Paradiesvogel entgehen lassen, der nun auf dem Haupt einer Rivalin wippt und siegt.

Wie immer, dein Th. Fontane.

Berlin, 25. September 1886.

14.

Liebster Theodor!

Mit dem »Idyll« hast du vollkommen recht. Es hätte der Widerstand der stumpfen Welt noch stärker betont, der Sieg darüber noch schwerer und dadurch glorreicher dargestellt werden sollen. Dann wäre der Boden unter den Füßen des dritten Buches fester und die Wirkung wohl noch tiefer. Mir schien's aber gar zu sehr ins Breite zu führen, auch war ich selbst zu sehr eingenommen von meiner Heldin, als daß ich geglaubt hätte, irgend jemand könne ihr widerstehen.

Was das »Märchen« betrifft, so teile ich deine Ansicht nicht. Gerade ihr großartiger Idealismus, der noch keine Gelegenheit gehabt, sich im Verkehr des Alltags abzudämpfen, mußte sie den Salto mortale blindlings tun lassen. Das wollt' ich allenfalls mathematisch beweisen, wenn ich einen freien Kopf hätte nach dieser schlaflosen Nacht. Meine Frau hat wieder, wie vorm Jahr, einen, diesmal verstärkten, Anfall von Bluthusten gehabt, den Schweninger damals nicht schwer nahm, der aber immerhin erschreckend auftrat. Wir hoffen, es geht auch diesmal glimpflich vorüber. Einstweilen aber kann ich nur das Nötigste an Schriftlichem beschicken, und dazu gehört die Bitte, daß du deine Amendements unbedenklich am Rande einträgst und das Mskr. alsdann an deinen Nachbarn Dominik zurückgelangen läßt. Ich gebe dir die vollste aller Vollmachten, zu streichen, zu erneuern, was dir gut oder übel dünkt. Sage Herrn D. auch, er möchte unter den Titel setzen: »Eine Lebensgeschichte, mitgeteilt von P. H.« Es ist dem Buch sehr nachteilig, wenn man die Meinung faßt, es sei »mein dritter Roman«. Mit jenen beiden eigentlichen Romanen hat es nichts zu schaffen, da es nicht, wie sie, ein Weltbild, sondern ein simples Charakterbild entrollt. Nochmals herzlichen Dank, mein Alter. Du glaubst nicht, wie deine guten Worte mir fortdauernd wohltun und mir den Rücken stärken, wenn ich manchmal kleinmütig werde in Gedanken daran, wie das Ding bei Licht besehen mir selber vorkommen wird.

Rankes Gebet habe ich nicht gelesen. Schriftliche Pourparlers mit dem lieben Gott widerstehen mir so sehr, wie sie meiner »Stiftsdame« gegen das Blut gegangen sein mögen. Von Mund zu Mund, im Glauben und in der Liebe, die im Grunde eins sind!

Dein alter Paul Heyse.

München, 29. September 1886.

Die Sängerin

Die Greisin sang sie, die gebrechlich alte.
Und da sie trat ins grelle Rampenlicht,
Sah man die Züge: welke, ungestalte.
Ein feiner Stift grub Falte nah an Falte
Und barg im Netz ihr junges Angesicht.

Doch da sie sang, und klar ein Ton sich ballte,
Entschwebend flog, und süßen Wohllauts Fülle
Im dunklen Raume blühend widerhallte,
Da war's, als sänken Maske, Müh' und Hülle,
Und eine Knospe schwanke, zart und zier,
Die sich betaut dem Morgen froh entfalte.

Hans Ehrke

Die Fahrt in die Vergangenheit

Novelle von Karl Adolf Mayer

Der Saal, den man gewählt hatte, um den fünfzigsten Geburtstag Burghardts im engsten Kreise seiner Freunde und Verehrer zu feiern, war nicht allzu geräumig, wohl aber in Farben und Zieraten zu überraschender Vornehmheit abgestimmt. Drei schwere Bronzeleuchter mit mattglasigen Leuchttrauben überstrahlten den weißgedeckten Tisch, um den ungefähr zwanzig Herren in Abendkleidung Platz genommen hatten.

Außer den wenigen Freunden des Dichters hatten sich Schriftsteller, zwei Professoren der Universität, Männer der Zeitung und ein Student eingefunden; auch ein Priester fehlte nicht, dem der Zufall oder die Laune des Festordners den Platz neben einem Politiker der äußersten Linken angewiesen hatte. Sie alle waren gekommen, den Fünfzigjährigen zu grüßen, der vor wenigen Monaten erst durch seinen »Dalmatinischen Frühling« das Urteil der Kunstkenner und Kunstrichter zu einem einzigen, oft widerwillig gezollten Beifall gezwungen hatte. Denn über diesem letzten Werke, das wie die früheren durch die Schönheit seiner kühl und sicher gemeisterten Sprache geadelt war, lag eine sonnige Wärme, der leise Hauch einer fast sehnsüchtigen Wehmut, deren man sich bei einem Dichter nicht versehen hatte, dem die Kritik bei aller Anerkennung seiner bewundernswürdigen Formkunst gewollte Kühle und Unnahbarkeit zum Vorwurf gemacht hatte.

Eben sprach als vorletzter Redner Professor Surowsky, Lehrer der Kunstgeschichte an der Hochschule der Stadt, ein kleines Männchen, lebhaft und liebenswürdig, an dem höchstens seine jüngeren Fachgenossen — wenn auch mit jener Duldsamkeit, wie man sie dem Ordinarius des Faches entgegenzubringen pflegt — auszusetzen hatten, daß er bei seiner Kunstbetrachtung sich einer allzu blumenreichen Sprache bediene. Surowsky würdigte heute vor allem die drei großen Renaissanceromane Burghardts und pries den Dichter, der zwischen den kühlen dämmernden Hallen der Geschichte und dem blühenden Garten der Poesie dahingeschritten sei und mit gesegneter Frevlerhand längst verschollene Menschen aus acherontischem Dunkel in das helle Licht der Gegenwart gerückt habe.

Nach Surowsky erhielt der Student als Letzter das Wort. Sein blasses, frühreifes Antlitz rötete sich leicht, und während seine blauen Knabenaugen die des Meisters suchten, der leichtgeneigten Hauptes auf seinem Ehrenplatz zuhörte, überbrachte er ihm in fast leidenschaftlicher Rede den Gruß einer nicht zahlreichen, aber ergebenen Jugend, die dem Künstler und dem Menschen Burghardt Dank wußte, dem Künstler, der unberührt von den wandelbaren Forderungen des Zeitgeschmacks seine klare Sprache sprach, dem Menschen, der in den letzten Jahren, unbeirrt von pöbelhaften Anfeindungen, aufrecht durch das qualvolle Wirrsal des Krieges geschritten war und andre hindurchgeführt hatte, kraft seines reinen und gütigen Wesens, kraft seines Glaubens an Menschen und Menschenwürde.

Er hatte geendet, und wiewohl die jugendliche Wärme seiner Worte auf alle Eindruck gemacht hatte, so versuchte es doch auch diesmal niemand, durch eine Äußerung des Beifalls seine Zustimmung zu geben; fühlte doch jeder, daß solches dem Wesen des Mannes widersprochen hätte, der sich nun erhob, um zu antworten.

Eine hohe Gestalt, ein ernstes, scharfgeschnittenes Antlitz. Unter der edlen Stirn, in die Jahre gedankenvoller Arbeit frühe Furchen gezogen hatten, blickten die stahlgrauen Augen in einem leisen Ausdruck von Fremdheit über die Anwesenden. Dann sprach er: »Sie bekundeten mir heute, meine Herren und lieben Freunde, durch Ihre Anwesenheit und durch Ihre Reden, daß Sie mit mir und meiner Arbeit zufrieden sind. Sie sagten mir, daß das, was ich geschaffen habe, auch den Späteren noch etwas bedeuten würde, und wenn ich selbst auch nicht zuversichtlich von der Dauer meines Lebenswerkes überzeugt bin, so hoffe ich doch, daß es zumindest noch unter der Jugend von heute, die ja die Zukunft von morgen ist, da und dort einen gibt, dem ich werde weiterhelfen können und der es mir danken wird. Und dieses Bewußtsein ist für einen, der allein, alternd und schon etwas müde im Leben steht, für einen, der des Glaubens an ein Weiterleben nach dem Tode entraten muß, der einzige Trost, den sie ihm auf den Rest seines Weges mitgeben können, der früher oder später in Abend und Schweigen mündet. So seien denn die ersten Worte, die ich den Ihren entgegne, Worte des Dankes!

Aber ich wäre unbescheiden und unehrlich, wollte ich das Lob, das Sie meinem Schaffen allzu reichlich gespendet haben, einraffen wie der Croupier das Gold, das ihm unverdient auf der Spielbank zugeschoben wird.

Sie haben, meine Herren, die Arbeit meines Lebens mit hohen und klingenden Namen ausgezeichnet. Sie haben mich einen Auserwählten genannt, einen Liebling der Götter« — hier lächelte er leise zu Surowsky hinüber —, »lassen Sie mich hier vor Ihnen, vor diesem Kreise gebildeter Männer, von dieser Auserwähltheit sprechen! Oh, glauben Sie mir es doch: es ist kein hohes Verstehen, kein priesterliches Wissen um die letzten Geheimnisse des Lebens, kein Von-Gott-begnadet-sein, das den Künstler ausmacht. Nein, das, was den künstlerisch Schaffen-

den von dem Genießenden (dem Glücklicheren) unterscheidet, ist allein die Fähigkeit, fast hätte ich gesagt: der Zwang, Gedanken und Gefühle, die von andern ebenso gut gedacht und ebenso innig — oder wahrscheinlich viel inniger — empfunden werden, in Worte umzusetzen, aus dem Bereich des eignen Seelenlebens hervorzuholen und preiszugeben. Diese Fähigkeit aber wollen wir, meine Herren, nicht mit dithyrambischen Beiwörtern feiern, denn die Arbeit, die ihr entspringt, ist keine berauschende Freude, kein stolzes Glücksgefühl; sie ist nur zu oft ein harter Dienst, eine manchmal als Qual empfundene Verpflichtung, auszuharren bei schwerer Fron.

Und der Preis, der am Ende solches Mühens um Geistiges steht? Ist er nicht fast immer Unzufriedenheit mit dem Geleisteten?

Das andre dunkle Los aber, das dem Schaffenden geworfen wird, ist jenes Bewußtsein der Vereinsamung, das ihn mit jedem Jahre stärker überkommt. Ich habe in meiner Jugend geglaubt, daß Leben und Dichten eins sei, um nach mancher bitteren Enttäuschung einzusehen, daß dem keine Zeit bleibt, das Leben dichterisch zu gestalten, der es in aller seiner Schönheit und Süße genießen will. Und wenn ich vorhin viel von dem Lob, das Sie mir zollten, als unverdient zurückweisen mußte, einer Tugend darf ich mich hier vor Ihnen rühmen: auf vieles verzichtet zu haben.«

Nach ein paar Augenblicken des Nachdenkens fuhr er fort: »Doch ich bin unbescheiden, Ihnen in so selbstsicherer Art über Künstlertum zu sprechen. Darf ich doch nur von mir und meinem Wesen reden. Nun denn: wenn es wirklich Begnadete gibt, denen Kunst und Leben aus demselben göttlichen Quell sprudeln, denen die Gefühle des Herzens, die wohlfeilen Gefühle des Alltags selbst zu reinster Dichtung werden, dann ist mein Platz nicht unter jenen. Denn ich war kein Begnadeter. Ich habe früh mich bescheiden gelernt, als ich eingesehen hatte, daß jede Zeile, die ich, von einer aufrichtigen Empfindung bedrängt, niederschrieb, Stümperwerk war und der Überprüfung ernüchterter Augen nicht standzuhalten vermochte. Ich habe um die Form gerungen, wie Jakob mit dem Engel rang, und wenn ich gesegnet ward — wie Sie mich heute glauben machen wollen — geschah es um dieses Kampfes willen.

Nehmen Sie dies als mein Bekenntnis und meine Rechtfertigung.«

Spät heimgekehrt, sah er die während seiner Abwesenheit angekommene Abendpost durch. Zwei Zeitungen, ihm wahrscheinlich wegen der darin enthaltenen Besprechungen seines letzten Romans zugesandt, und eine dritte, die unter dem Strich einen Aufsatz zu seinem fünfzigsten Geburtstag brachte. Ein Brief seines Verlegers betraf geschäftliche Dinge... Zwei Bekannte, wohl erst durch die Blätter auf seinen Geburtstag aufmerksam geworden, stellten sich mit verspäteten Glückwünschen ein... Ein Lesekränzchen junger Damen übermittelte ihm ein in lyzealer Überschwenglichkeit gehaltenes Schreiben, darin er um ein Autogramm für die »Künstlermappe« angegangen wurde. Er las die Unterschriften. Zwei Trägerinnen adliger Namen hatten sich, wohl des Eindrucks wegen, als erste unterzeichnet. Die scharfe Falte über seinem linken Auge furchte sich tiefer: dergleichen Briefchen mochten die jungen Damen an Tenöre richten, er war sich dessen bewußt, keinen Satz geschrieben zu haben, der zu solchen Äußerungen anmaßender Huldigung hätte Anlaß geben können... Ein letzter Brief lag noch vor ihm. Die südslawische Marke trug den Poststempel Dubrovnik. Er erbrach das Schreiben und entfaltete hastig, von einer jähen Ahnung berührt, die Blätter. Sein erster Blick suchte die Unterschrift. Er erkannte den Namen und las in einer tiefen Bewegung, die seine Hände leise beben machte:

Mein Freund!

Ich hätte es kaum versucht, eine Nachricht an Sie gelangen zu lassen, wäre ich nicht durch Ihr letztes Buch so oft und so eindringlich an längst Vergangenes gemahnt worden. So haben auch Sie nach so viel Jahren, reich an Arbeiten, Schicksalen und Erfolgen, jenen Frühling nicht vergessen, der mir wie kein andrer in der Erinnerung geblieben ist?

Noch einmal will ich zu Ihnen sprechen, ein letztes Mal. Ich darf es heute. Eine Frau mit ergrauten Haaren, die keine Ähnlichkeit mit jener Georgine von damals hat, redet heute zu Ihnen, eine müde Frau, die Ihnen die bitterste Enttäuschung ihres Lebens längst verziehen hat, weil die geliebten Augen eines Kindes, das auch das Ihre war, Vergebung für Sie erwirkt haben, eines Kindes, das mein Glück war durch alle die Jahre, das mir gehörte, wie selten ein Kind seiner Mutter gehört.

Damals, als Sie Abschied nahmen nach jener bangen Nacht, glaubte ich sterben zu müssen vor Sehnsucht und Traurigkeit. Dann kam Ihr erster Brief. Wie kühl und fremd war er, und ein paar Tage später erhielt ich Ihren zweiten, der mich frösteln machte bis tief ins Herz. Ihm folgten jene Tage des Entsetzens, der Todesangst, in denen ich meines Zustandes gewiß wurde. Ich schrieb Ihnen nichts, ich vermochte es nicht, aus Scham und aus Stolz. Und als dann Ihr dritter Brief kam, Ihr letzter, da wurde ich ruhig, denn es gab ja nur einen Ausweg für mich. — Das, was folgte, tat ich wie in einem Traum befangen. Ich vermag auch heute noch nicht davon zu sprechen.

Als ich aus jener Ohnmacht erwachte, die sich

meiner schon gütig angenommen hatte, als ich beschämt und entsetzt erkannte, daß der Bootunfall, den ich hatte vortäuschen wollen, mißlungen, daß ich dem Leben wiedergegeben war, fühlte ich Sebastianos Augen traurig und gütig auf mir ruhen. Erinnern Sie sich Sebastianos? Sie mochten ihn nicht recht leiden, nannten ihn gern das »Herbarium«, vielleicht ein bißchen eifersüchtig, weil Sie die Aufmerksamkeiten, die er mir so gerne erwies, durch seine entfernte Verwandtschaft zu mir nicht genügend erklärt fanden. Er saß allein bei mir, und er nahm meine Hand langsam in die seine, und dann sprach er zu mir, leise und gütig. Er hatte ja alles erraten, und er bat mich, zu ihm zu kommen, seine Frau zu werden, nur vor der Welt, versprach mir, das Kind liebzuhaben und ihm seinen Namen zu geben. Und ich nahm dieses Versprechen in die Besinnungslosigkeit und in das Fieber der Lungenentzündung hinüber, die noch am selben Tage ausbrach. Genesen, wurde ich seine Frau.

Sebastiano aber nahm sich Renatens mit einer rührenden und bescheidenen Liebe an. Oft sind mir die Tränen in die Augen gekommen, wenn ich ihn, der sich unbeobachtet glauben mochte, das Kind mit einer scheuen Gebärde verschämter Zärtlichkeit liebkosen sah, und auch Renate hängt noch heute, da ihr Schützer und gütiger Vater in der Erde ruht, mit herzlicher Anhänglichkeit an ihm.

Von Ihnen ward in all den Jahren unsrer Ehe nicht gesprochen. Nur einmal legte mir Sebastiano ein Buch auf mein Nachtkästchen: Ihren ersten Roman. Vielleicht wollte er, daß ich Ihren jähen Abschied erklärlich fände und Ihnen verzeihe, wollte so den Schatten bannen, den er noch manchmal durch unsre Ehe gehen fühlte. Was immer ihn auch zu diesem Geschenk bewogen haben mochte, eins weiß ich, es war aus jener Herzensgüte heraus gegeben, die sein ganzes Wesen immer durchwärmt hat.

Renate ist nun schon so alt, wie ich damals war, da wir uns kannten. Sie sieht mir sehr ähnlich, sagen die Leute. Ich aber meine, daß sie hübscher ist, als ich war.

Als ich Ihren letzten Roman las und an alles so schmerzlich erinnert wurde, da löste sich das, was noch an uneingestandenem Groll und an Bitterkeit in meiner Seele gegen Sie gewesen sein mochte, und ich beschloß, Sie noch einmal zu grüßen. Sie feiern eben, von den Besten Ihres Volkes geehrt, Ihren fünfzigsten Geburtstag. Sie werden die Wünsche einer alten müden Frau nicht verschmähen, die Ihnen heute versöhnt die Hand reicht, weil sie weiß, daß das Opfer, das sie Ihnen gebracht hat, nicht umsonst gewesen ist, sondern nun in einem Dichtwerk voll Schönheit eingeschlossen ruht.

Und nun leben Sie wohl für immer! Antworten Sie mir nicht, und wenn Sie es dennoch tun müssen, dann kurz, ganz kurz.

Georgine.«

Lange saß er, vorgeneigt, die Hand mit dem Brief auf das Knie gestützt.

So lebte sie. Sie und das Kind. Sein Kind. Und er, der sich beobachten und überwachen gelernt hatte in all den Jahren seines strengen und einsamen Schaffens, lauschte betroffen in die harrende Stille, die ihn jäh und gewaltsam umfing.

Er sann vor sich hin.

Wie war er doch allein gewesen in all der Zeit, wie war doch der Wille zur Entsagung und Einsamkeit mit jedem Jahr stärker in ihm geworden, wie hatte er ihn gehegt als den besten Teil seiner gelassenen Lebensweisheit, als den ruhevollen und versöhnenden Ertrag seiner Künstlerlaufbahn! Wie war es ihm köstlich erschienen, am Ende seines Lebens mit klaren Augen in die Vergangenheit zurückzublicken, die Wege zu überschauen und das Land zu sehen, das er durchwandert hatte, das ferngerückte, vom blauen Duft der Weite verklärte!

Beglückt und befrembet, fühlte er ein stürmisches und törichtes Verlangen in sich wach werden, ein Verlangen, mit Gewesenem zu brechen, schwer erkämpfte Bindungen zu lösen, Anker zu lichten und noch einmal sich treiben zu lassen, ohne Steuer und ohne Ziel, irgendwohin in dunkle Strömungen über fremde und ungewisse Tiefen.

Etwas lockte ihn zu Fahrt und Wanderung. Er gedachte des südlichen Meeres, das um diese Zeit mit lauen Wellen noch an die sonnenwarmen Felsen rauschen mochte, des Meeres, das er seit jenen Tagen nicht mehr gesehen hatte.

Nun aber rief es ihn hinunter. Fesseln kaum eingestandener Schuld, die sein Herz umschlossen hatten, lösten sich, von einer gütigen Hand berührt. Ja, er wollte reisen, bald, bald ...

Von der nahen Kirche klang die zweite Stunde nach Mitternacht. Er trat ans Fenster und öffnete es. Ein feuchter Wind atmete kühl von den Bergen her. Abenteuerlich gestaltetes Gewölk mit hell durchleuchteten Rändern trieb vor dem Mond dahin. Aus dem Ahorn tänzelte zögernd eins der steifen Blätter hernieder, und in dem Schweigen, das über den Garten gebreitet war, hörte er, wie es hart an Zweige und Stamm stieß, ehe es sich zur Erde bettete, deren leiser Moderduft im feuchten Hauch der Nacht ins Zimmer wehte.

Herbst!... Burghardt hatte sonst die ersten Zeichen des sterbenden Sommers mit leiser Bereitschaft, ja Zustimmung hingenommen und dann die goldene Verträumtheit der folgenden sonnigen Oktobertage als köstlichste Gabe des



Selma Colm: In der Leipziger Straße

UNIV. OF
CALIFORNIA

Jahres in Ruhe auf dem Gute eines Freundes genossen. Heute aber schien ihm der Sturm, der hoch über der stillen Erde die Wolken jagte, voll Drang und Ahnung; er empfand ihn, wie er als Knabe den ersten Föhn des Jahres empfunden hatte, der die Lenzwolken über die braunen Felder hetzt.

Es trieb ihn fort. Wohin? Er fragte sich nicht danach. Er wollte frei sein von Zwang, von Arbeit, von Pflichten und Bindungen jeglicher Art. Es zog ihn mit heimlicher Gewalt, und ungeduldig wie ein Knabe und stürmisch wie ein Liebhaber, beschloß er zu reisen.

Die Sirene der »Sarajevo« gab das Zeichen zur Abfahrt. Es war ein langgezogener hohler Pfiff, der klagend anschwoll und gell die kühle Ruhe der Morgenfrühe zerriß. Die stummen Berge, die wie blauüberschattete Mauern die Stadt in weitem Bogen umschlossen hielten, warfen einander das verhallende Echo zu. Die Maschine setzte mit dumpfem Stampfen ein.

Die Steindämme, die vor Anker liegenden Schiffe, die Häuser der Riva begannen sich zu drehen, und nach wenigen Minuten schon entrückte der Dunst des Morgens dem Reisenden den Hafen in eine ungewisse blausilbrige Ferne.

Seine Blicke wandten sich dem Süden zu, dahin die »Sarajevo« strebte, und sie empfingen, entzückt und bewegt, das einsam erhabene Schauspiel des weithin gebreiteten Meeres, das, von der ehernen Kuppel eines wolkenlosen Himmels überwölbt, in weichen, drängenden Wellen, von Sonnenglanz überflutet, wogte.

Das Gefühl eines seit langem unbewußt ersehnten und nun erfüllten Glücks überkam und durchströmte ihn.

Lange stand er so, hingegeben dem Anblick dieses strahlenden und gewaltigen Zusammenrauschens von Blau in Blau, darin die hohen Lüfte des Himmels und die wallenden Wasser des Meeres sich aneinanderdrängten und vermählten, stand und überließ sich dem tiefen und wunschlosen Frieden, in den die erste, fast schmerzliche Erregung seiner Seele verklungen war...

Es wurde warm. Die steigende Sonne legte eine breite Brücke aus blendenden Lichtern über das Meer gegen die istrianische Küste, die sich im Osten mit leicht gewellten Hügeln und silbergrauen Ölgärten wieder näherte. Bergende Buchten taten sich auf und zeigten dem Vorüberfahrenden Dächer und Dome alter kleiner Städte, deren wohllautender Namen er sich entsann. Hinter Hügeln, Buchten und Städtchen aber baute in verdämmernder Ferne der Monte Maggiore seinen violett getönten Kegel auf, darüber, duftig wie fein gebauschte Seide, ein paar weiße Wölklein standen.

Bisweilen schwang ein leises Tönen wie das Summen ferner Glocken über dem Rauschen der Fahrt. Aber es war wohl nur das Klingen der mastwärts gespannten Stahltaue, in denen die Luft sang.

Burghardt stieg die schmale Eisentreppe auf das kleine Verdeck hinter der Kommandobrücke empor. Im Schatten der Kapitänskajüte ruhte blaß und regungslos ein Kranker auf einem Liegestuhl; er schien nicht alt zu sein, wiewohl das Haar der hageren Schläfen stark ergraut und das müde Gesicht verfallen war. Zwei Krücken lehnten neben ihm.

Eine Brise strich über das Wasser, trieb leichtgekräuselte Wellen vor sich her, entfaltete das italienische Dreifarb der Fahne und blies ein Zeitungsblatt, das auf den Knien des Kranken gelegen war, gegen das Gitter der Brüstung, wo es sich flatternd verfing.

Burghardt hob es auf.

»Thank you,« sagte der Gelähmte, fuhr aber in reinstem Deutsch fort: »Da Sie sich so freundlich meiner annehmen, darf ich Sie wohl noch um eine zweite Gefälligkeit ersuchen. Ich habe meine Zigarettendose auf dem Waschtisch der Kabine liegengelassen. Wollen Sie die Güte haben, einen Steward zu veranlassen, mir sie heraufzubringen? Hier ist der Schlüssel mit der Nummer der Tür.«

»Und wenn ich den Steward nicht gleich finde, darf ich sie Ihnen selbst holen?«

»Ich hätte nicht gewagt, Sie darum zu bitten ...«

»Seien Sie nicht ungehalten,« sagte er, als Burghardt ihm das Verlangte überreichte, »aber hier auf dem Meere, in Seenot sozusagen, darf man wohl gesellschaftliche Schranken überspringen. Übrigens eine Redewendung, die mir kaum ansteht,« fügte er mit einem etwas gewaltsamen Lächeln hinzu, indem er auf seine gelähmten Beine wies.

Die Zeit stand still...

Noch dämmerten die kahlen Höhen des Karstes wie ein starrer Hauch in der Richtung, daher man gekommen war, über dem Meere.

Ein Fischerboot war vorübergerauscht und schlug, nun im Kielwasser des Dampfers schaukelnd, sein orangefarbenes Segel an die Masten. Auch der Kranke hatte sein Antlitz nach dem leuchtenden Dreieck gewandt, das noch immer auf dem tiefen Blau des Meeres taumelte.

»Was für ein Farbenspiel!« sagte Burghardt.

»Ja, es ist schön hier unten,« hörte er nach einer Weile den andern sprechen, versonnen, als rede er zu sich selbst. »Man wird ruhiger mit jedem Tag und findet sich leichter in alles. Haben Sie nie wahrgenommen,« fügte er hinzu, und sein Blick war mit einem Ausdruck der Verlorenheit ins Ungewisse gerichtet, »daß die Sehnsucht des Südens anders ist als die des Nordens? Oben ist im Wandern der Wolken, im Zuge der Vögel, in Reise und Wanderung ein

Heimweh nach unbekannten Fernen, Peer Gynts und Parzivals Heimweh, die Sehnsucht des Südens aber geht nach Frieden und Daheimsein, wie das Heimweh des Odysseus nach Ithaka...«

Er hatte immer zögernder gesprochen, nun lehnte er sich müde auf sein Kissen zurück. Und es war wieder nur das Stampfen der Maschine und das Rauschen der Wasser zu hören.

Die »Sarajevo« legte an.

Burghardt begab sich auf Land. Er überquerte die um diese Mittagsstunde verödete Hafenstraße, schritt den von römischen Inschriftplatten gesäumten Weg der Arena zu und stand nach wenigen Minuten im Inneren des riesenhaften Gemäuers, das, fahl und drohend emporgetürmt, in machtvoll ausladender Gebärde ein wüstes Trümmerfeld umfing. Der Sommerhimmel dunkelte in tiefer Bläue über den Zinnen; fahl, wie aus gebleichten Knochen starrte der Bau. Gebrochene Steine, moosübersponnen, glühten in der Sonne, Brombeeren wucherten, Efeu kletterte in bloßgelegte Kellergewölbe und überdeckte ihre Wände mit dem zähen Grün seiner wohlgeformten Blätter, Kamillen, Minze und Thymian dampften Duft. Eine smaragdgrüne Eidechse sonnte sich mit bebenden Flanken und blickte wie ein wissendes Sommergespenst aus unbewegten Augen dem Eindringling entgegen, der, irgendwie beklommen, in die einsamkeitumwitterte Stummheit der schwülen Mittagsstunde lauschte. Denn wiewohl manchmal das Läuten der elektrischen Bahn oder gedämpftes Lärmen des nahen Hafens zu vernehmen war, schien es doch, als vermöchten diese Laute des tätigen Lebens nur gebrochen und seltsam verändert den Bannkreis der toten Mauern zu überschreiten, in deren Schweigen sie leer und ohne Sinn verhallten.

Eine Bangigkeit hatte ihn überkommen. Er kannte diesen Ort: zur Tages- und zur Nachtzeit hatte er ihn betreten, aber niemals noch dieses leise Grauen des Todes so empfunden.

Er ging...

Als die »Sarajevo« die Hafeneinfahrt verlassen hatte und leise schwankend dem Quarnero zustrebte, begab er sich in seine Kabine und sah, auf das schmale Bett gestreckt, durch das runde geöffnete Fensterchen auf die vorüberwogenden Wellen des blaugrünen Wassers und entschlief in diesem weichen Rauschen und leisen Schaukeln.

Am späten Nachmittag betrat er das obere Deck, fand aber den Kranken nicht mehr vor.

Eine dunkel gekleidete Dame saß mit zwei Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, auf der Bank und las ihnen in griechischer Sprache vor. Sei es, daß sie die Anwesenheit eines Fremden als Störung empfand, sei es, daß sie zu Ende gelesen hatte, sie klappte das Buch bald zu und legte es neben sich. Der Knabe mochte sieben Jahre zählen, das Mädchen war älter. Es war nicht hübsch, aber aus dem braunen, schmächtigen Antlitz blickten hinter schwer schattenden Wimpern schöne dunkle Augen ernst und seltsam wissend in die Welt. Mit Erstaunen hörte Burghardt, daß die Kinder deutsch sprachen, ein singendes und dennoch hartes Deutsch.

Es wollte Abend werden. Im Osten hinter den dalmatinischen Bergen, die als violettes Band zwischen Meer und Himmel gelegt waren, harrte schon die Nacht mit der blassen Scheibe des Mondes, aber noch strahlte im Westen die Glut des Sonnenuntergangs. Schwefelfarbenes Licht lohte auf, durchströmte die glasige Luft und übergoß die wogende Wasserfläche mit wechselndem Leuchten, verglomm und erstarb endlich in einem müden Rot. Nur zwei Wölkchen segelten, mit glühendem Kupfer beladen, durch die Dämmerung und ließen ihren Widerschein auf den Wellen des Meeres schaukeln.

Von einer kleinen Insel herüber grüßte, in kurzen Abständen aufblinkend, ein grünes Licht.

Die Griechin schickte sich an, das Deck zu verlassen. »Joannis!« rief die Schwester, und Burghardt fiel es mit einem Male ein, daß also Christus seinen Lieblingsjünger gerufen hatte. Der Knabe kam, sie legte einen schmalen Kinderarm auf seine Schulter und wies nach dem Monde, dessen Scheibe schon hell im östlichen Dämmern stand.

Wie sie heißen mag? dachte Burghardt. Die Mutter hatte sie Pipa genannt, aber dies war wohl nur eine Koseform ihres Namens.

Eben als sie als letzte die schmale Eisentreppe hinabstieg, bemerkte der Zurückbleibende, daß das Buch auf der Bank vergessen worden war.

»Das Buch!« sagte er und erhob sich, es ihr zu holen. Sie nahm es mit einem Lächeln entgegen, einem verlegenen und sehr anmutigen Lächeln, das für den Augenblick ihre schönen Zähne im matten Mondlicht aufblinken machte.

»Wie heißt du?« fragte er und strich ihr über das dunkle Haar.

»Penelope,« entgegnete sie und lächelte wieder.

Und hier über dem abendlichen Meer ausgesprochen, klang der Name süß und ehrwürdig zugleich...

Er blieb. Es verlangte ihn nicht nach Schlaf.

Die Nacht war vollkommen geworden. Auf dem unteren Verdeck schritten zwei halbnackte Heizer auf und ab. Eine Frau saß neben ihrem Reisebündel. Sie hatte ihr Kind an die Brust gelegt und starrte in den Mond.

Burghardt aber, müde und erregt zugleich von Luft und Sonne des Tages, von Farben Begegnungen und leichten Abenteuern, träumend und dennoch überwach, genoß die atmende Kühle des wallenden Meeres und empfand den

unendlichen Frieden des mondscheindurchfluteten Himmels als tiefe und köstliche Wohltat.

Seine Gedanken verweilten in der Zeit, da ihn dieser Horizont das letztemal umfangen hatte; er suchte in sich und ward sich dessen bewußt, daß keine einzige jener jugendlich-drängenden Hoffnungen, kein Hauch jener in die Ferne gerichteten Sehnsucht von damals ihn mehr bewege. Das blauumduftete Land der Verheißung, das Land des Ruhms, nach dem sein junger Ehrgeiz so sehr verlangt hatte, ihn lockte es nicht mehr; er wußte, daß die Götter den Wandrer, wegmüde und enttäuscht, es erst am Abend in Einsamkeit betreten lassen.

Er hatte diese Einsamkeit bisher niemals so schmerzlich empfunden, hatte sich stets zu überreden gesucht, es sei Glück und Gnade in ihr; jetzt aber fühlte er bang ihre fröstelnden Schauer. Und die Gebärde der jungen Mutter da unten, die, vom blauen Mondschein verklärt, ihr Kind in Zärtlichkeit an ihre Brust drückte, ergriff ihn in ihrer unbewußten Demut und Hingabe.

Nacht. Dumpfes Stampfen und das Rauschen der Wasser. Und Mondenschein. —

Der nächste Tag war klar wie der vorhergegangene.

Die »Sarajevo« steuerte zwischen den dalmatinischen Inseln hindurch. Immer von neuem tauchten sie wie graue Aschenhaufen, kahl und unwirtlich, in der Ferne auf, näherten sich, trieben langsam vorüber und versanken in Licht und Einsamkeit der Ferne. Immer und immer wieder. Am späten Nachmittag kam Spalato in Sicht.

Jenseits der Hafenstraße blockte die mächtige Masse des Diokletianpalastes auf, riesenhaftes Gemäuer, das, aus wuchtigen Steinblöcken emporgetürmt, einer ganzen Stadt mit ihrem Gewirr altertümlicher Gassen und verfallenden Gewinkels düsterschattende Gastfreundschaft gewährt.

Burghardt gedachte sie abends zu betreten. Die Nacht war mondenhell, und die »Sarajevo« fuhr erst um die elfte Stunde weiter. Vor Sonnenuntergang wollte er versuchen, die alte, tief in der Bucht gelegene Römerstadt Salona zu erreichen. In den letzten Jahren waren neue Grundmauern bloßgelegt worden, Tepidarien, Friedhöfe und Tempel.

Freilich, er fühlte es nur zu wohl, daß es nicht die Anteilnahme an diesen Ausgrabungen war, die ihn antrieb, diesen Weg zu gehen. Er, der jeden Wunsch und jede heimliche Regung seines Herzens auf ihren Wert und ihren Ursprung zu prüfen gewohnt war, war sich dessen nur zu gut bewußt, daß etwas andres ihn bewog, den verlassenen Ort aufzusuchen: er hatte ihn einmal schon betreten, damals, mit Georgine und ein paar andern, an einem Frühlingstag mit hoher Wanderung silberner Wolken in seidenblauem Himmel... ein kroatischer Professor, der die Ausgrabungen leitete, war ihr Führer gewesen ... ein Pfirsichbaum am Wege hatte in rosiger Blüte gestanden...

Georgine! Er sah sie vor sich einherschreiten, schlank, reisehaft... sah sie ihm heimlich zulächeln, wenn die andern es nicht merken konnten.

Wieviel rauschende Regen des Sommers, wieviel Stürme des Winters hatten die leichte Spur verwaschen und verweht, die damals ihr Mädchenfuß dem Staub des Weges eingeprägt...

Die Sonne sank. Noch glommen die felsigen Höhen rosig, aber aus den Niederungen stieg schon der graue Dunst des Abends. Die Straße verlor sich in ungewissen Dämmerungen. Die Sohlen versanken in Staub.

Er blieb stehen. Vor ihm, hinter trübseligem Staub und Nebel mochte die tote Stadt liegen. Wie still es war, wie schwül! Traurigkeit braute in den dunkelnden Dünsten des Abends, Traurigkeit starrte aus den erloschenen Fensterhöhlen, Traurigkeit zitterte im schrillen Feilen der Grillen, das eintönig und quälend aus dem Laub der verstaubten Bäume bebte.

Hatte er sich verirrt, was suchte er hier? In welches stygische Schweigen führte dieser leblose Weg?

Und wieder stieg jene Bangigkeit in ihm auf, die er gestern in der Arena empfunden hatte.

Er wandte sich stadtwärts. Häßliche Vorstadtgassen empfingen ihn mit Schmutz, üblen Gerüchen und heiserem Kindergeschrei, und nun stand er wieder vor der ungeheuerlichen Mauer des Palastes, dessen Inneres er durch ein enges Tor betrat.

In düsteren Gassen mit venezianischen Fensterchen und rostigem Gitter ... Schweigen und Dämmerung. Ein römisches Marmortempelchen baute mondbeglänzte Säulen in gespenstiger Zierlichkeit auf. Der Domplatz lag vor ihm. Dunkel ragte die in eine Christuskirche gewandelte Grabhalle Diokletians empor. Vor ihr düster starrende Säulen, von wuchtigen Bogen überbrückt. Eine Sphinx aus schwarzem Granit, vom Nilstrand hierhergebracht, den Schlaf des toten Kaisers zu hüten, lagerte vor den Treppen, das mächtige Haupt in einem Ausdruck erhabener Gleichgültigkeit emporgehoben. Hinter der Grabhalle aber stieg der Glockenturm leicht und hoch in die Helle der Mondnacht. Eine lange schwarze Fahne, die irgendeinem Toten zur Ehre hier flaggte, bewegte sich leicht im Winde, der oben streichen mochte.

Wer hatte gewagt, sie zu hissen? Was bedeutete der Tod eines Menschen hier an diesem Ort, vor der mondverklärten Zartheit jenes Tempelchens, vor der erhabenen Trauer dieser gebrochenen Säulen, vor der unnahbaren Gelassenheit jener Sphinx.

Er stand, die Hand an eine Steinbrüstung gelegt, die noch die Sonnenwärme des Tages ausstrahlte, und blickte erschüttert auf die schweigenden Mauern.

Am frühen Nachmittag des nächsten Tages legte die »Sarajevo« in Gravosa an.

Er hatte beschlossen, erst am nächsten Tage seinen Besuch zu wagen. Je näher er seinem Ziel gekommen war, desto fragwürdiger und bedenklicher hatte ihm sein Unternehmen geschienen. Und dann, wiewohl die Fahrt über jede Erwartung hinaus angenehm verlaufen war, fühlte er sich doch irgendwie ermüdet, empfand das Bedürfnis, fürs erste einmal allein auf den bekannten Wegen zu gehen, die Luft der alten Gassen zu atmen und sich zurechtzufinden.

Er verließ das Hotel, sah von der Höhe des Weges auf ein Meer von unsagbar zartem Blau hinaus, in das die Stadt trotzig und bräuend ihre schweren Befestigungsmauern hinausschob, betrat durch das Pile-Tor die Gassen, ging die Hauptstraße entlang, an Brunnen, Palästen, Kirchen und Klöstern vorüber und nahm endlich an dem Tischchen eines Kaffeehauses neben dem Rektorengebäude Platz.

Während einer Stunde sah er die Menschen an sich vorübergehen, die vielen unbekannten Menschen, und wieder überkam ihn jenes Gefühl der Verlassenheit. Wie seltsam das doch war! In fremden Städten hatte er sich am ersten Tage heimisch gefühlt, hier starrten die wohlbekannten Häuser teilnahmlos und feindselig aus dunklen Fenstern auf ihn nieder.

Er erhob sich und ging langsam ins Hotel zurück. Durch den starren Schattenriß des Palmenwipfels vor seinem Fenster glomm ein letztes Rot. Dann erlosch auch dies.

Er überlegte, mutlos und müde. War es nicht wahrscheinlich, daß Georgine ihn gar nicht empfing? Und wenn sie es tat, würde sie die Worte der Versöhnung, die sie dem Fernen geschrieben hatte, vor dem Anwesenden wiederholen? In einem Leichtsinn, zu dem er, der Bedachtsame, sich während der Reise gezwungen hatte, hatte er es vermieden, sich alle Möglichkeiten, Gefahren und Beschämungen eines solchen Wiedersehens auszumalen. Nun kam ihm peinlich zum Bewußtsein, was er wagte. Mußte sie seinen Besuch nicht als Störung, als Friedensbruch, als Zudringlichkeit empfinden?

Im Hotelgarten begann eine Kapelle zu musizieren. In einem plötzlichen Entschluß erhob er sich, drehte das Licht auf, entnahm seiner Brieftasche eine Besuchskarte und schrieb: »Sehr geehrte gnädige Frau! Es darf nur eine kurze Antwort sein. Hier ist sie: ich bin in Ragusa. Morgen um die Mittagsstunde werde ich vor Ihrer Schwelle stehen. Es liegt an Ihnen, mich zu empfangen oder abzuweisen zu lassen.«

Die Mittagsglocken der Stadt setzten eben mit ihrem Geläute ein, als Burghardt die Treppe emporstieg. Das Mädchen, das auf sein Klopfen geöffnet hatte, wies ihn, ohne seine Frage nach der Frau des Hauses zu beantworten, in ein kleines Zimmer, halb Empfangs-, halb Wohnraum, in dessen Dämmerung durch die geschlossenen Fensterläden ein paar Sonnenstreifen einbrachen.

Er wartete...

Nun das Geräusch einer sich öffnenden Tür. Er verbeugte sich vor einer dunkel gekleideten Gestalt. Eine regungslose Hand lag einen Augenblick in der seinen.

»Nehmen Sie Platz!« sagte die Fremde in italienischer Sprache. (Sie hatten damals Deutsch gesprochen.)

Seine Augen begegneten den ihren, die ihm aus einem schmalen Antlitz kühl entgegensahen.

Schweigen.

»Sie zürnen?« fragte er.

Ihr Blick forschte. »Was wollen Sie von mir?«

Er zuckte die Achseln.

Es war still. Eine Uhr tickte irgendwo im Zimmer

Dann fragte sie: »Ist es das erste Mal, daß Sie in Ragusa sind... seit damals...?«

»Ja, das erste Mal.«

»Ich fürchte, daß mein Brief Sie zu dieser Reise bewogen hat.«

»So, fürchten Sie? Nun ja, es ist Ihr Brief gewesen, gnädige Frau, aber er hätte mich kaum zu dieser Reise veranlaßt, wenn nicht seit langem schon, ohne daß ich darum wußte, etwas in mir danach verlangt hätte, diese Fahrt in die Vergangenheit zu unternehmen.« Und zögernd fügte er hinzu: »Sie ist bisher nicht fröhlich gewesen. Ich bin nur toten Dingen begegnet. Und wenn ich gehofft hatte, mein Herz... wie sage ich nur... an der Sonne von einst zu wärmen, so bin ich bitter enttäuscht worden.«

Sie sah ihn an, aufmerksam, ein wenig erstaunt.

»Sie sind undankbar gegen Ihr Schicksal,« sagte sie. »Was kann einem, den die Gegenwart so ehrt, die Vergangenheit zu sagen haben?«

Er hatte eine müde Handbewegung. »Was will das bedeuten? Man wird einsam, einsamer mit jedem Jahr. Man ist wie die klingende Schelle, von der der Apostel spricht. Erfolge, Zustimmung, Anerkennung...« — und wieder die Handbewegung — ...»Unlängst auf dem Schiff habe ich eine arme Mutter ihr Kind an die Brust betten sehen... da habe ich es wieder gefühlt, daß in solchem der Sinn alles Lebens ruht, der tiefste, der letzte, der einzige... Jemanden haben, für den man schafft, den man... liebhat...«

Er schwieg. Wovon redete er da? Er fühlte ihren forschenden Blick und begegnete ihm lange. Er mochte eines fernen Lichtes Widerschein darin gefunden haben, denn plötzlich fragte er leise: »Haben Sie mir verziehen?«

Ihre Augen schatteten. »Sie haben meinen Brief doch wohl gelesen,« entgegnete sie abweisend. Und dann noch einmal die Frage von vorhin: »Was wollen Sie von mir?«

»Nichts, Georgine, nichts. Ich habe Sie sehen wollen, Sie ... und ... und Renate. Wollen Sie mir das gewähren?«

Sie sah regungslos vor sich hin. Ein müdes Kopfschütteln. »Nein.«

»Renate ist nicht hier?«

»Nein.«

»Sie haben sie fortgeschickt ... meinethalben?«

»Ja.«

Nun schwiegen sie wieder.

»Sie dürfen Renate nicht sehen wollen,« begann sie plötzlich, »Sie haben kein Anrecht auf sie, keines, keines.« Und da er nichts erwiderte, fuhr sie fort: »Sebastiano ist ihr ein Vater gewesen vom ersten Tag ihres Lebens an. Er hat sie geliebt, und sie hat ihn wiedergeliebt. Sie dürfen sie nicht sehen, Sie dürfen Sie nicht sehen wollen, nie, niemals ... auch dann nicht, wenn ich einmal nicht mehr sein sollte ... niemals ... hören Sie mich, niemals.«

»Ich will heute noch abreisen,« sagte er ruhig, »ich will Ihnen versprechen, nie mehr Ihren Weg zu kreuzen und auch den Renates nicht, aber um eins bitte ich Sie, Georgine, erbitte es mir in aller Bescheidenheit: Lassen Sie mich sorgen für das Kind. Oh, fürchten Sie nichts, sie soll nichts wissen, niemand soll etwas davon wissen, nur Sie, Georgine. Lassen Sie mich meinem einsamen Leben ein Ziel geben. Lassen Sie mich ...«

Sie hatte ein hartes Kopfschütteln.

Erbittert über diese unbarmherzige und verstockte Gebärde, fuhr er erregt fort: »Es ist mein Kind. Blut von meinem, Georgine. Ich habe mehr Rechte, als ich geltend mache.«

Sie blickte auf. Ihre Augen dunkelten. »Reden Sie nicht vom Blut und seiner Stimme, Dichter! Das gilt im Leben nicht, im Leben gilt nur ein Band, das die Menschen verbindet, das ist die opferfreudige Liebe.«

Da bat er demütig: »Denken Sie an das Stück Weg, das wir beide miteinander gegangen sind, und seien Sie barmherzig!«

»Ich weiß von nichts mehr,« sagte sie hart. »Die andre, die darum wußte, ist tot, seit langem tot. Sie wissen ja, woran sie starb.«

»Und doch haben Sie mir geschrieben.«

»Ich bedauere es seit gestern abend.« Und müde und bitter sprach sie weiter. »Wie seltsam das doch ist, daß ein Dichter den Brief einer Frau so mißverstehen konnte. Die Vergangenheit sollte still verklingen, und Sie bedrängen mich mit der Gegenwart. Wie Sie ihn mißverstanden haben, diesen Brief, so gründlich mißverstanden, daß ich heute nicht mehr begreife, warum ich ihn geschrieben habe. Vielleicht weil ich eine gewissenhafte Frau geworden bin, vielleicht aus einer lächerlichen Kleinlichkeit heraus, die mir in meinem bescheidenen Leben zur Gewohnheit geworden ist, die eine Rechnung nicht gern offen läßt.»

»Genug,« unterbrach er sie.

»Sie sind«, fuhr sie ruhiger fort, »wohlhabend und sind allein. Gehen Sie in Ihre große Stadt zurück, und wenn Sie für jemanden sorgen wollen, helfen Sie ein paar Waisenkindern weiter. Es wird deren genug geben nach diesem unglückseligen Kriege. Uns aber lassen Sie.«

»Leben Sie wohl!« sagte er kühl.

Sie sahen einander an.

Er erkannte, wie mühsam sie ihre Erregung niederzwang. Um ihren hartgeschlossenen Mund zuckte es.

»Leben Sie wohl,« wiederholte er, »und grüßen Sie, wenn Sie es tun zu dürfen glauben, Renate von einem unbekannten Besucher, der heute zufällig bei Ihnen vorsprach. Und zürnen Sie mir nicht!« Er ging.

Sie ließ ihn bis zur Tür. »Bleiben Sie!« stieß sie hervor, und tonlos redete sie weiter: »Gut, ich gebe nach, gut, mögen Sie sie sehen. Sie sollen mit ihr sprechen, einmal, hören Sie, einmal nur, aber Sie werden mir schwören, durch kein Wort, durch keine Andeutung ihre Ruhe zu stören. Ich weiß nicht, ob ich recht handle, aber Sie quälen mich, Sie quälen mich so ...«

»Ich danke Ihnen.«

»Schwören Sie es mir?«

»Ich schwöre es ... Wann darf ich kommen?«

»Und ein einziges Mal, hören Sie, ein einziges Mal. Sie werden sich zufriedengeben, Sie werden mich dann nicht mehr bedrängen, nicht mehr quälen, nichts mehr verlangen. Nichts mehr, hören Sie, nichts mehr!«

»Ich verspreche es.«

Zögernd sprach sie weiter: »Renate hat Ihre Arbeiten gelesen. Sie spricht gut deutsch. Sie weiß, daß ich Sie kenne, von früher her. Sie schätzt Sie. Mißverstehen Sie nicht ihre Freude, mit einem bekannten Schriftsteller sprechen zu dürfen.«

»Ich werde sie nicht mißverstehen.«

Sie sah vor sich hin. Dann — fast flüsternd — redete sie weiter: »Wenn Sie kommen, bleiben Sie nicht lange bei uns. Ich vermöchte es nicht zu ertragen, vor ihr mit Ihnen zu sprechen. Ich werde Ihnen Renate vorstellen. Lassen Sie sich dann von ihr auf einem kleinen Spaziergang durch die Stadt begleiten. Vorher aber werden Sie sich von mir verabschieden, Gott-

fried, und nie mehr, nie mehr versuchen, mich zu sehen. Mich nicht und das Kind nicht ...«

Er nickte und küßte ihre Hand.

Am Nachmittag zur angegebenen Stunde war er gekommen. Georgine hatte ihn begrüßt und war dann gegangen, Renate zu holen.

Er harrte, nicht ohne Befangenheit, und als er die Tür sich öffnen und Renate allein eintreten sah, empfand er es dankbar, daß die Freundin den ersten Augenblicken der Begegnung ferngeblieben war.

Ein schönes Mädchen stand in leichter Verlegenheit vor ihm, und nun, da er dem Blick der dunklen Augen begegnete, war es ihm, als umfinge ihn ein holder Traum. Gewesenes lebte auf und hauchte ihn an mit verwirrendem Atem. Da stand sie, Renate, nein, Georgine, die Verlorene und nun Wiedergefundene, stand da, unbefangen und versöhnt, und grüßte ihn mit einem Lächeln, das ihn begnadete und entsühnte, darin sich alle Bitterkeit der letzten Tage in Glück und Sehnsucht löste.

Nur mit Mühe vermochte er seine Bewegung zu verbergen. »Renate, Fräulein Renate,« sagte er leise und lächelte ...

Georgine trat ein.

Man nahm Platz. Man sprach. Belangloses vielleicht, und dennoch schienen ihm die Worte, von dieses Kindes Gegenwart durchsonnt, irgendwie bedeutungsvoll.

Er sprach in einer leisen Trunkenheit, er, dem sonst die Worte nur schwer über die Lippen wollten, war beredt, erzählte in einer aufgeräumten Erregtheit.

Mit einem Male fühlte er den kühlen Blick Georginens, die an der Unterhaltung kaum Anteil genommen hatte, auf sich ruhen, forschend, fragend. Er erinnerte sich des Gesprächs vom Vormittag, des Versprechens, das er gegeben hatte, und erhob sich.

»Das Schiff geht erst um Mitternacht, Sie haben Zeit,« sagte hastig Renate und verstummte unter dem erstaunten Blick ihrer Mutter.

Sein Herz dankte ihr, erfreut und glücklich, und zugleich bangte es, die Mutter werde ihm nun den Gang allein mit dem Kinde nicht mehr gönnen.

»Ich verabschiede mich früher,« sagte er, »ich möchte, einmal noch, den Weg auf den Mauern der Stadt gehen, den unvergeßlich schönen Weg.«

Er wartete. Nun mußte sie sprechen. Er hatte es ihr leicht gemacht. Sagte sie nichts ... nichts?

Sein enttäuschtes Herz begann zu pochen. Brach sie so ihr Wort? ... Doch nein, jetzt sprach sie. Eine dunkle, spröde Stimme ... wie aus weiter Ferne ...

»Willst du mitgehen, Renate?« —

Sie gingen nebeneinander dahin. Wie ein köstliches Geschenk trug er das Glück ihrer Gegenwart durch Lärm und Geschwätz der Straße. Die Glocke eines Turmes sagte den Beginn einer Stunde an, einer Stunde, die ihm voll Sehnsucht und unsagbar köstlicher Möglichkeiten zu winken schien.

Ein schweres Tor nahm sie auf. Sie schritten die steilen Stufen einer düster überwölbten Treppe empor, die zwischen kühlem Steinwerk aufwärts führte, und traten, von Licht und Bläue fast geblendet, auf der Höhe der Mauer ins Freie hinaus.

Wo war man? In welchem Lande des Traumes? Das kahle, tote Felsengebirge, wie schien es seltsam verwandelt! In einer ungeheuren Woge türmte es sich titanenhaft gegen den Himmel und drohte, in also empörter Brandung erstarrt, lodernd in der Glut der sich neigenden Sonne.

Nie hatte sein Auge es in so wilder Bewegtheit gesehen, nie hatte der unnahbare Trotz der verwitterten Felseneinsamkeit ihn so überwältigt.

Seltsam! Alle seine Sinne hatten sich gesteigert, waren empfänglicher geworden, leichter zu erschüttern ...

Er blickte westwärts.

Der Tag starb in sieghafter Verklärung. Hinter der Einsamkeit des küstenlosen Meeres hatte die sinkende Fackel die Lüfte des Himmels zu einem ungeheuren Brande entzündet. Licht rauschte auf, verzehrte sich stumm und leidenschaftlich. Erde, Wasser und Himmel umfingen sich und wurden eins in dieser strahlenden Apotheose.

Möwen kreischten in goldener Helle.

Aus dem Geflimmer zitternder Wellen hob sich Lacroma empor, die grüne Insel, lorbeerüberdunkelt wie eines Fürsten Katafalk.

O Stunde der Gnade!

Kind! frohlockte sein Herz. Mein Kind, mein geliebtes Kind! Wie schön das ist, an deiner Seite dahinzugehen, deine Stimme zu hören, deine Nähe süß und beruhigend zu empfinden, du Gefundene, du Geliebte!

Von einem der Türme flutete Glockenläuten in hallenden Wellen zu ihnen herüber. »San Salvatore,« sagte sie, und ihre Stimme ertrank im Wohllaut des schwingenden Metalls.

Sie gingen die Brüstung entlang. Unter ihnen girrten auf vermoosten Ziegeldächern weiße Tauben. Vereinsamte Gassen, in braune Dämmerung getaucht, taten sich auf und schlossen sich still. Die Blumenstöcke ihrer Fenster grüßten bunt herauf. Ein klösterlicher Kreuzgang umfriedete mit zierlichen Säulchen einen palmenüberschatteten Brunnen. Auf sandbestreuten Wegen schritt geneigten Hauptes ein weißumkutteter Mönch.

Sie sprachen. Er fragte sie nach den Kirchen

und Palästen, nach den Gärten und Höhen, fragte nach all den bekannten Namen, weil es ihm war, als müßten sie, im Klange dieser süßen Stimme, neu und schöner erstehen und also verklärt in seiner Erinnerung bauern.

Und wieder sprach sein Herz zu ihr. Du lächelst, geliebtes Kind, lächelst mir zu, und du kennst mich nicht. Fühlst du nicht, daß du mir verbunden bist durch unlösbare Bande, daß in den dunklen Tiefen alles Lebens die Wellen unsers Daseins ineinanderrauschen? Fühlst du nicht, daß ich dir näher bin als jener andre, dem du den Namen gabst, der mir gebührte, vor dessen schweigendem Anspruch ich nun zurückstehen muß? Ahnst du nicht, wie sehr mich nach dir verlangen wird in der Einsamkeit kommender Stunden, Tage, Monde und Jahre?...

Von den Türmen der Stadt, von fernen und nahen, mahnte der Glockenschlag der Uhren.

Kind, klagte sein Herz, Kind, Renate, es ist uns nur wenig Zeit mehr gegeben. Sieh, es will Abend werden, du wirst heimgehen, mein Kind... Oh, laß mich nicht allein! Erkennst du mich nicht? Sagst du nicht: Bleibe bei mir? Brennt dein Herz nicht? Muß es sein, daß ich dich in der Stunde verliere, in der du mir geschenkt wardst?... Töricht und selbstvergessen habe ich von Unsterblichkeit geträumt und mich gemüht, ein Werk zu schaffen, auf daß es bestände im Gedächtnis der Menschen, ich Tor, und wußte nichts von dir. Kind, mein Kind, mein geliebtes Kind! Wie soll ich nun allein in die Dämmerung schreiten, deren fröstelnde Schauer mich schon umwehen...

Sie hatten die höchste Stelle der leicht ansteigenden Mauer erreicht.

Sie standen, umbräut vom Walle der Felsen, umfangen von leuchtender Unendlichkeit, umflutet vom fessellosen Licht des versinkenden Tages. Aus den Häusern der mauerumgürteten Stadt, still über Dächer und Türme, stieg der Frieden der Menschen wie eines gottgefälligen Opfers blauer Rauch zum Himmel empor.

Und nun, da er sie nahe wußte, oh, so nah, überfiel ihn ein schweres und banges Verlangen und zwang ihn, ihre Hand zu berühren... zu ergreifen. Und er, der einer erstaunten Abwehr gewärtig, ja gewiß gewesen war, fühlte beglückt, daß sie sie ihm nicht entzog, fühlte die holde Wärme ihres Blutes heimlich in sein Herz strömen, fühlte, in allen seinen Tiefen erschüttert und aufgewühlt, die junge weiche Hand den Druck der seinen erwidern.

Er wandte ihr sein Antlitz zu. Seine Augen fanden die ihren, und er empfing erschauernd — und wieder schwankte ihm Gegenwart und Vergangenheit ineinander — jenes unsagbare bange Geständnis der Liebe, das ihm einmal schon aus Frauenaugen geworden war, damals, als dieses Kindes Leben seinen dunklen und schmerzlichen Anfang genommen hatte.

Aber nun begannen ihre Augen sich zu ängstigen und bangten und erstarrten in einem erschrockenen Verstehen.

Sie atmete schwer, sie seufzte. Und dann neigte sie ihr Haupt, traurig und ergeben. »Ich muß heim,« sagte sie leise.

Sein Herz war voll Reue...

Sie gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren, sie gingen schweigend durch den entgötterten Abend. Ihm war es, als sei sie ihm fern gerückt, als schritte eine dunkle Frau und ein fremder Mann zwischen ihr und ihm. Sie stiegen die finsteren Stufen hinab. Sie traten in den Lärm der Gasse.

Sie eilte. Es war spät geworden. Er versuchte, das Schweigen zu brechen, aber die Worte, die sie wechselten, waren ohne Sinn und ohne Seele.

Sie standen vor dem Hause.

Er vermochte nicht, hier, im lauten Strom der Menschen, die die Abendstunde vorübertrieb, Abschied zu nehmen. Er trat mit ihr in den dunklen Flur. In der Ecke, am Herzen eines Christusbildes, zitterte ein Öllicht in einem roten Lämpchen.

»Leben Sie wohl, Renate,« sagte er.

Sie reichte ihm eine kühle Hand. Sie blickte ihn an. Ihre Augen waren verstört, ihre Lippen bebten. Mit einer müden Bewegung, die ihn ergriff, strich sie eine Locke aus der Stirn. Ihr herber Mund versuchte zu lächeln, und nun, ehe er es verhindern konnte, neigte sie sich und drückte ihre Lippen leise auf seine Rechte.

»Renate,« flüsterte er.

Sie nickte und lächelte schmerzlich. Dann ging sie. Sie stieg, ohne sich noch einmal umzukehren, die Stufen empor.

Er stand allein.

Langsam schritt er an den hastenden Menschen vorüber. Die lichtererhellte Gasse lärmte. Abseits, zwischen einsamen Häusern, war Dämmerung.

Er trat durch das Pile-Tor, ging dem Park zu. Hier war es still. Bäume und Büsche dunkelten. Eine laue Brise atmete den Duft der Lorbeeren. Da und dort, durch den ernsten Schattenriß hoher Zweige, eines frühen Sterns Geflimmer.

Er hatte die hohe Brüstung erreicht.

Unter ihm rauschte ruhevoll das nächtige Meer in weichen Wellen an unsichtbare Felsen. Im letzten Hauch des versunkenen Tages aber, der fern den Horizont erhellte, schwebte ein kühler Funke, Hesperos, der reine Bote des Abends, und grüßte mit unbewegtem Licht aus der Unendlichkeit.

Der Dänenkönig in Hamburg

Von Günther Pogge

Wer weiß von Zukunft, Steigen und Fallen?
Fragt Bauern und Bürger, fragt Fürsten, Vasallen,
Sie werden schweigen, sie werden lästern,
Gesprächig ist immer nur das Gestern.
Was kommt, blickt stumm in das Heute hinein
Und läßt uns mit unsrer Frage allein.
Selten, so alle hundert Jahr,
Sieht einmal einer die Zukunft klar.
Dann lauschen wir, alle von Schrecken bleich,
Denn was keiner erforscht, macht alle gleich.

In Hamburgs Himmel, seidigblau,
Steigt jubelnd Sankt Catharinens Bau.
Ein Meisterwerk, vom Meister selbst bestaunt,
Von heimelnden Legenden schon umraunt.
Heut strahlt es drinnen auf in Kerzenhelle,
Erwartungsvoll im festlichen Ornat
Steht feierlich der Hohe Rat –
Ein König überschreitet die Schwelle.

Schöner als der Dänenkrone Glanz
Schmückt ihn der Jugend morgenfrischer Kranz.
König Christian spürt des Volkes Seele
In dem Aufklang brausender Choräle,
Und er neigt sich vor der Menge tief,
Die zum Willkomm ihn nach Hamburg rief.

Nach der Feier hebt im nahen Kirchensaal
Der König über die Menge den Ehrenpokal
Und leert ihn, daß Hamburg allimmer sei
Durch Wollen gebunden, durch Wollen frei.
Da springt aus der Zunftschar, überschnell,
Jungbegeistert ein Altgesell
Und ruft: »Solang Catharinen
Ihren schlanken Turm in die Lüfte hebt,
Sei, König, auf Erden dein Leben gelebt,
Von Sieg und Glanz beschienen!«

Der König lächelt, es senken sich die Fahnen.
Das Wort verklingt in rätselhaftem Ahnen.

* * *

Jahrzehnte verschwelten wie Nebel am Fluß,
Da kommt eine Nacht ohne Sternengruß.
Von feurigen Messern wird der Himmel zerschnitten,
Donner höhnen gefalteter Hände Bitten.
Als ob die Nordsee ans Land gestiegen wäre,
Rauschen durch Hamburgs Gassen des Regens steigende Meere.
Noch steht Catharinens Turm
In Donner und Sturm.
Da: ein aufblitzendes Licht, als ob die Erde zerschellt,
Und er wankt und fällt.

Fern am Öresund in derselben Nacht
Ist König Christian aus Fieberträumen erwacht.
Ihm war's, als riefe irgendwer.
Und langsam wiederholt er, schwer,
Die Worte: »Solang Catharinen
Ihren schlanken Turm in die Lüfte hebt,
Sei König Christians Leben gelebt,
Von Sieg und Glanz beschienen!«

Der Morgen sieht vom Meer und Strand
Halbmast die Fahnen überm Dänenland.

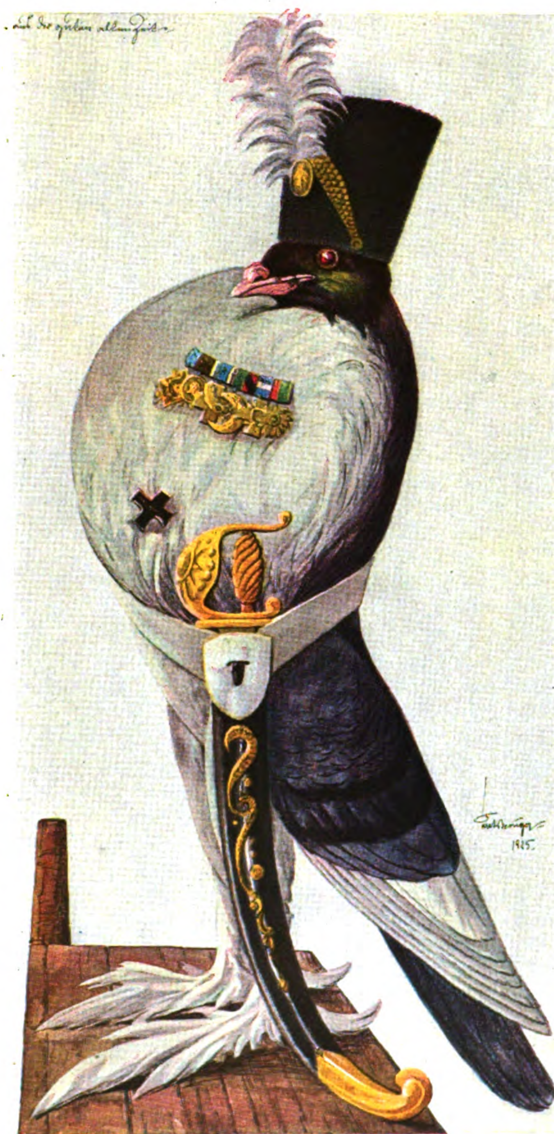
Lustige Vogelkunde

Von Dr. Curt Floericke (Stuttgart)

Mit vierzehn Originalzeichnungen von Curt Bessiger (Leipzig)

Wer tiefer in das anziehende Tun und Treiben der gefiederten Insassen eines Tiergartens eindringen will, der sollte ihn nicht an den Sonntagen besuchen, auch nicht an schönen Sommernachmittagen, wenn ein mehr oder minder vornehm gekleidetes »Publikum« dort in drangvoll fürchterlicher Enge seinen Kaffee schlürft und dabei den rauschenden Klängen der Musikkapelle lauscht, ohne sich viel um die Tiere zu kümmern, sondern in den stillen Vormittagsstunden. Dann geben sich die Tiere viel freier und ungezwungener, gehen ruhig ihren naturgemäßen Gewohnheiten nach, dann singen und schwatzen die Vögel nach Herzenslust, lassen sich in all ihrer köstlichen Eigenart belauschen, geben Anlaß zu den feinsten und erquicklichsten Beobachtungen. Man soll als Wissenschaftler das Gehaben des Tieres nicht vermenschlichen, aber gerade bei der Vogelwelt drängen sich uns doch oft Vergleiche mit menschlichen Berufsständen und Charaktertypen ganz unwillkürlich mit zwingender Deutlichkeit und oft überwältigender Komik auf. Dabei hat der Vogel in seiner körperlichen Erscheinung eigentlich nicht viel Menschenähnliches, aber sein lebensprühendes Auge reizt trotzdem zu solchen Vergleichen. Die Vögel sind meist recht nervöse Geschöpfe, sind ausgesprochene Gefühlstiere, sehr abhängig von Launen und Stimmungen, unersättlich in der Liebe, stark im Haß, neugierig und doch mißtrauisch, dabei heißblütig und leidenschaftlich durch und durch und diesen Leidenschaften hemmungslos hingegeben — ganz gewiß keine willenlosen Reflexmaschinen, zu denen manche Naturforscher sie so gern stempeln möchten. Das alles fordert den Vergleich mit einseitigen Menschentypen geradezu heraus, wenigstens für den, der sich in unsrer trüben Zeit noch einigen Sinn für Humor bewahrt hat.

Gleich am Eingang des Tiergartens ziehen sich in langer Reihe die Käfige für das Hausgeflügel hin. Auf seinen Sitzbrettern gurrt und liebelt das kokette Taubenvolk, und dabei tun sich die stattlichen Kropftauben mit dem mächtig aufgeblähten Kropf und den gewaltigen Latschenfüßen besonders hervor. »Major Taubert aus der guten alten Zeit« hat unser Künstler so einen alten, aufgeblasenen Täuberich genannt. Mit welch unnachahmlichem Stolze trägt der Vogel den großen Landwehrtschako und das riesige Schlachtschwert, wie selbstbewußt wirft er sich in die Heldenbrust, die mit Tapferkeitsmedaillen oder wohl richtiger mit Schönheitspreisen von den Taubenausstellungen her geschmückt ist. Gutmütig und doch spöttisch überlegen und reichlich verschmitzt blickt das immer noch feu-



Major Taubert aus der guten alten Zeit



Zwei hohe Tiere

rige Auge des alten Herrn und weilt mit Vorliebe auf den jungen Taubenschönen, die von jeher den Hauptinhalt seines Lebens ausgemacht haben. Ihretwegen hat er in seiner Jugend manchen hitzigen Zweikampf ritterlich ausgefochten; heute genügt schon sein Siegerblick, sich das junge Volk gefügig zu machen und dreiste Nebenbuhler in achtunggebietender Entfernung zu halten. In solchem Bewußtsein kann man schon ein wenig aufgeblasen tun, und es ist kein Wunder, wenn einem das Selbstbewußtsein etwas ins Hirn steigt, zumal wenn dieses von der Natur nicht allzu reichlich bemessen wurde.

Beim Weiterwandern kommen wir an den geräumigen Auslaufgehegen der Strauße und Stelzvögel vorüber. Strauß und Flamingo machen gerade einen gemeinsamen Verdauungsspaziergang. Alle Achtung! Das sind wirklich »Zwei hohe Tiere«, die die blankgeputzte »Angströhre« mit vollendeter Würde zu tragen wissen. Mindestens Minister oder so etwas im Vogelreiche! Der lange, dünne Hals ermöglicht es ihnen, verächtlich über all das niedere Proletenvolk hinwegzusehen, und ihre Augen blicken denn auch hochmütig genug, beim Flamingo mit etwas diplomatischer Verschlagenheit, beim Strauß aber mit unverhüllter Dummheit. Sein Gehirn ist ja reichlich klein geraten, während die weiten Nasenlöcher auf sinnliche Genußsucht und Hang zu ausgiebigen Tafelfreuden hindeuten, dem Kundigen auch die niedrige Herkunft dieses Emporkömmlings im Stammbaum der Tiere verraten. Da gibt sich sein überschlanker Begleiter schon vornehmer und hält mehr auf den äußeren Anstand.

Vor dem Nachbargehege werden wir an den Altmeister des Humors in Knittelvers und Stift erinnert, denn hier tritt uns wahrhaftig Wilhelm Buschs »Fromme Helene« in Reihergestalt entgegen. Nicht übel steht ihr die blaue Schmetterlingsschleife, sorgfältig ordnet sie sich ihr schlichtgraues Kleid und wirft uns dabei von unten her aus halb zusammengekniffenen Augen verschämt-sehnsüchtige und doch wieder recht verschmitzte und wissende Blicke zu. Scheinbar tief versunken in fromme Beschaulichkeit, steht der mädchenhaft schlanke Vogel viertelstundenlang regungslos da, aber das scharfe Auge verfolgt doch beständig alle Vorgänge in der Umgebung. Wehe dem Geschöpf, das seine Begierde erregt! Dann fliegt der spitze Lanzenschnabel des Reihers blitzschnell vor und spießt sein Opfer; dann verwandelt sich die »Fromme Helene« plötzlich in eine gierige und unersättliche Furie.

Der Weg führt uns am Schwimmvogelteich und an der angrenzenden Strandwiese vorbei. Hier finden wir schon mehr Ausbeute für unsre



Der olle ehrliche Seemann



Bin ich nicht ein hübscher Kerl?

Betrachtungen. Mitten auf der Wasserfläche schwimmt mit tief eingesenktem Leibe, aber lang und steif emporgerecktem Halse ein entengroßer Vogel, der Haubentaucher, dessen Kopf mit einer doppelten Tolle und mit einem schönen goldbraunen Federkragen geschmückt ist. Wahrlich ein prächtiger Bursche! »Bin ich nicht ein hübscher Kerl?« scheint er uns aus seinem braunroten Spitzschnabel zuzurufen. Unternehmend blitzt sein Auge. Er trägt den neuesten Selbstbinder, den höchsten Kragen, die bunteste Weste, das grellste Taschentüchel, läßt offenbar beim ersten Schneider arbeiten, und auch die Blume im Knopfloch darf nicht fehlen. Der richtige Modefex und Herzensbrecher, der wohl auf dem glatten Salonparkett ebenso zu Hause ist wie in der qualmigen Luft der Nachtkaffees. Ob er wirklich der Gesandtschaftsattaché ist, als welchen er sich den heiratslustigen jungen Damen auf den Sonntagsbällen vorstellen läßt, oder ob er nicht doch an den Wochentagen hinter dem Ladentisch der Feinkosthandlung von Columbus & Ko. steht, wie böse Zungen behaupten wollen? Jedenfalls ist er mächtig hinter den »Goldfischen« her, wie ja auch der richtige Haubentaucher ein leidenschaftlicher Fischjäger ist.

Auf einem Felsen des Teiches thront in aufrechter, aber behäbiger und ein wenig hingelümmelter Haltung ein Pinguin, ein gar weit gereister Mann, der sich den Wind schon tüchtig um die Nase hat wehen lassen. Munkelt man doch, daß er sogar schon Polarexpeditionen als Matrose mitgemacht hat. Der keck aufgestülpte Südwester, den ein silberner Hering, ein Tangbüschel und ein aufgenähter Seestern schmücken, verrät im Verein mit der niemals ausgehenden kurzen Tabakpfeife im Munde den »ollen ehrlichen Seemann«. Das gutmütig-schlaue, ein wenig spöttische und schalkhafte Aufblitzen seiner Augen zeigt an, daß er gar nicht abgeneigt sei, »ein Garn zu spinnen« und uns die unglaublichsten Abenteuer aus seinem Leben unter Walfischfängern und Robbenschlägern zu erzählen. Wenn man dazu nur nicht die geliebte Pfeife aus dem Munde nehmen müßte! Legt er aber nach kräftigem Räuspern und Ausspucken erst einmal ordentlich los, so kann man sein blaues Wunder erleben, denn dann findet er kein Ende, und seine Stimme lärmt ohrenzerreißend. Als echter Seefahrer mag er den Anblick des Wassers nicht entbehren und fühlt sich im Binnenlande kreuzunglücklich.

Nahe am Ufer halten sich gar vornehme Herrschaften auf: Baron von Höcker-Schwanstadt (Höckerschwan) und Baronin von Höcker-Gansdorfe (Höckergans), seine Base, beide »Hochwohlgeboren«. Der Baron entstammt edelstem Geschlecht, nämlich dem der alten Schwanenritter, aber seiner saloppen Haltung merkt man



Die fromme Helene



Baron von Höcker-Schwanstadt
und Frau Baronin von Höcker-Gansdorfe

Am Ufer selbst steht ausruhend der Nimmersatt. Sein Name will nicht etwa besagen, daß er ein außergewöhnlicher Vielfraß ist, denn er huldigt den Tafelfreuden nur in sehr bescheidenem Maße, schon aus Berechnung, weil er seinen sehnigen Körper schlank und elastisch erhalten will. Er ist nämlich der gefiederte Sportsmann und unersättlich nur in seiner Ruhmgier und in seiner Sucht nach immer neuen »Rekorden«. Seine gewaltigen Schwingen befähigen ihn vor allem zum Flugsport, und tatsächlich steht er gegenwärtig an der Spitze aller »Flugrekordler«. Ist er doch der erste, der die Anziehungskraft der Erde überwunden hat, ist er doch als erster Sterblicher soeben von seinem großartigen Fluge nach dem Monde glücklich zurückgekehrt. Sein Bild prangt in allen Zeitungen! Mit welch bescheidenem Selbstbewußtsein trägt er den wohlverdienten frischen Lorbeerkranz, und welch trauriges Gesicht macht der jetzt für uns Menschlein zugänglich gewordene Mond auf der blauen Ehrenschleife!

wenig mehr an von dem Heldenmut und den Ruhmestaten seiner Ahnen. Offenbar gehört er einem entarteten Zweige des alten Stammes an. Seine Jugend hat er noch reichlich genossen, aber jetzt blickt er mit verdrießlicher Gleichgültigkeit in die Welt, deren aufdringliches Tun und Treiben ihn nur ärgert, weil er sie nicht mehr versteht. Scheel und mißgünstig sieht er zu allem Ungewohnten und träumt gern von der Herrlichkeit vergangener Zeiten. Dasselbe ist bei seiner Gefährtin der Fall, die ihre Abneigung gegen die zuwidere Gegenwart auch schon in ihrer Kleidung zum Ausdruck bringt. Herrschsüchtig und boshaft wie sie ist, schimpft sie bei Gelegenheit auch wie ein bayrischer Holzknecht, und die Natur hat ihr zu diesem Zweck eine so durchdringende Stimme verliehen, daß der die stille Beschaulichkeit liebende Baron ihr gern aus dem Wege geht. Aber auf der Promenade muß man sich doch zuweilen gemeinsam zeigen. Schon der Leute wegen. Adel verpflichtet!



Ein Außerweltsflieger unmittelbar nach seiner Ankunft vom Mond



Der Metzgermeister

Nunmehr kommen wir zu den Raubvogelkäfigen. Der ungeschlachteste ihrer Insassen ist Metzgermeister **Kondor**. Die Blutflecken auf der weißen Schürze künden sein für die Allgemeinheit so notwendiges Gewerbe, das ihm vielleicht selbst nicht recht zusagen mag, weil er gar so schwermütige Augen macht. Die Ballonmütze auf seinem mächtigen Schädel deutet an, daß er politisch ganz auf dem linken Flügel steht und auch noch einmal ins Vogelparlament zu kommen hofft. Überhaupt geht's ihm nicht schlecht, denn das Gewerbe nährt seinen Mann, und er schwelgt auch bei knappen Zeiten im Überfluß, weshalb die gefiederten Mitbürger, namentlich das Rabengesindel, aus reinem Neid mörderisch auf ihn schimpfen, daß er so geizig und habgierig sei. Sein massiger Körper zeigt erstaunliche Kraft. Mit einem einzigen Schlage seiner gewaltigen Armschwinge schmettert er das stärkste Rind zu Boden.

Im Eulenhause fällt uns die **Schleiereule** durch ihren trübseligen Gesichtsausdruck auf. Aschermittwochsstimmung! Gar melancholisch hängt die Nase herab, und die zugekniffenen Augen blinzeln träge und verschlafen in das ihnen ersichtlich unangenehme Tageslicht. Fast mechanisch wiegt sich der Körper hin und her wie im Walzertakt, und die müden Füße werden von Zeit zu Zeit gehoben, als gelte es, den neuesten Foxtrott zu proben. Den merkwürdigen Verzerrungen des Gesichtsschleiers nach muß der Vogel einen ganz fürchterlichen Kater haben, und dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die frisch ausgespienen Gewöllklumpen daneben, die letzten traurigen Reste saftiger Mäusebraten und andrer leckerer Dinge, die ach! so gut und ach! so teuer waren. Nun ist all der Fastnachtstrubel verrauscht, und selbst die selige Erinnerung an die reizenden und zutraulichen weiblichen Masken verblaßt mehr und mehr vor dem riesengroßen Kater. Jedes Federchen auf dem dicken Eulenkopfe tut weh, und an den leeren Geldbeutel darf man schon gar nicht denken. Sogar die heiser schnarchenden und entsetzlich stöhnenden Stimmlaute unsers gefiederten Pierrots haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Tönen, die der Bruder Studio hervorbringt, wenn er nach allzu ausgedehnter Kneiperei an verschwiegener Mauer dem Bacchus oder Gambrinus opfert.

Neben den Raubvögeln ist das muntere Volk der Rabenvögel untergebracht, und da hüpft uns gleich mit kecker Unverschämtheit und bettelnder Gebärde die listige **Saatkrähe** entgegen. »Haben Sie nicht eine Zigarette für mich?« scheinen ihre lüsternen Augen zu fragen. Dieser freche Kerl, der in



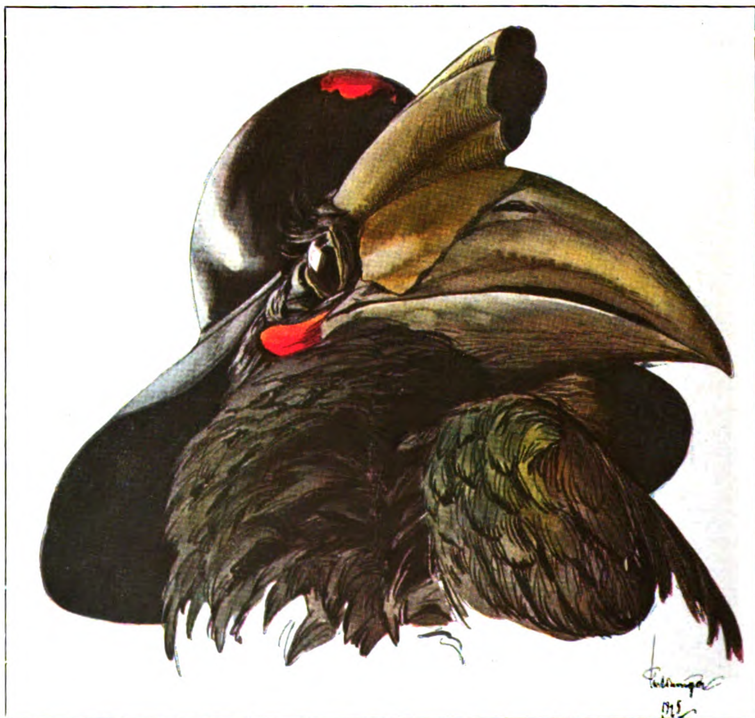
Am Aschermittwoch



Hier bin ich! Haben Sie nicht eine Zigarette für mich?

lärmenden Siedlungen haust, ist nämlich Kommunist vom reinsten Wasser, worauf schon das rote Halstuch hindeutet, und eine echte Großstadtpflanze dazu, als solche welterfahren und verschlagen, in allen Sätteln gerecht und mit allen Salben geschmiert. Eine besondere Vorliebe hat er für Münzen und andre glänzende Gegenstände, und er stiehlt solche »wie ein Rabe«. Wo immer ein Volksauflauf entsteht, wo immer es etwas Neues zu sehen oder zu hören gibt, gleich ist er zur Stelle und sucht mit seiner schnapsheiseren krächzenden Stimme alles zu überschreien. Auf die stolzen Wappen- und Adlervögel, auf die Vogelkönige und gefiederten Raubritter, aber auch auf die die Einsamkeit liebenden und den Gelehrtenstand vertretenden Eulen hat er einen wütenden Haß und zwackt und peinigt sie aufs grausamste, wenn sich Gelegenheit dazu bietet und er sich in der Übermacht weiß. Von anstrengender Arbeit ist er kein großer Freund, sondern plündert lieber fremde Nester aus und führt sich ihren Inhalt zu Gemüte. Am liebsten siedelt er in den weiten Gefilden Sowjet-Rußlands, wo dieses Gelichter infolgedessen sehr stark vertreten ist, zumal da die dortigen Bauern die Schädlichkeit des Saatraben noch nicht erkannt haben und ihn deshalb ungestraft gewähren lassen.

Schließlich kommen wir auf unserm Rundgang in das wohlgeheizte »große Vogelhaus« mit seinen vielen Einzelkäfigen. Mit kriegerischer Miene blickt uns hier der ulkige H o r n r a b e als »Feuerwehrhauptmann von Schildburg« entgegen. Er eignet sich sehr für seinen nicht ungefährlichen Beruf, denn in seiner afrikanischen Heimat



Feuerwehrhauptmann von Schildburg

folgt er ja auch mit Vorliebe den großen Steppenbränden, freilich nicht um zu löschen, sondern um das vor dem Feuer flüchtende Kleingetier zu erhaschen und dem eignen Magen einzuverleiben. Deshalb konnten ihn auch nur die Schildburger zum Feuerwehrhauptmann machen. Seine Alarmtrompete trägt er gleich auf dem Schnabel bei sich, und seine eherne Kommandostimme ist kilometerweit hörbar; sie klingt, als käme sie aus einer großen hohlen Tonne. Vortrefflich versteht er es, sich einen mutvollen und unternehmenden Anstrich zu geben und am Stammtisch das große Wort zu führen, obgleich er in Wirklichkeit eigentlich ein erbärmlicher Feigling ist, der nur wehrlose Untergebene gern mißhandelt. Ja, er hat es sogar durch geheimnisvolles Gebaren fertiggebracht, sich bei den Schildburgern und andern abergläubischen Völkerschaften in den Geruch eines Zauberers und Wettermachers zu bringen. Mussolini soll deshalb seinen Sohn in italienische Dienste übernommen haben.



Frau Geiferling geb. v. Tratschmeier



Eine exotische Schönheit

Da! Was ist das? Der grellrote Riesenschnabel eines *Pfefferfressers* streckt sich uns neugierig entgegen. Es ist das gefürchtete Mundwerk der »Frau Geiferling, geb. von Tratschmeier«. Wo immer im Vogelreiche geschwätzt und getuschelt, verleumdet und aufgebauscht wird, da fehlt sie mit ihrem zitronengelben Gesicht und ihrem altmodischen Hute mit Straußfedern gewiß nicht, und ihre großen Augen glänzen dann vor Neugierde und Schadenfreude. Sie schreit in den verschiedensten Tonarten vom leisen Geflüster bis zum grellen Kreischen und versteigt sich sogar zu storchartigem Schnabelgeklapper. Tapfer hackt sie auf diejenigen ihrer Mitschwestern ein, die — nicht da sind, und betrachtet jeden Neuankömmling mit beleidigendem Mißtrauen und mühsam unterdrückter Streitlust. Da sie in ihrem unermüdlichen Mundwerk keine Zähne mehr hat, kann sie nur weiche Speisen vertragen und ernährt sich hauptsächlich von Früchten, Kuchen und andern Süßigkeiten, deren sie eine Unmenge vertilgt.

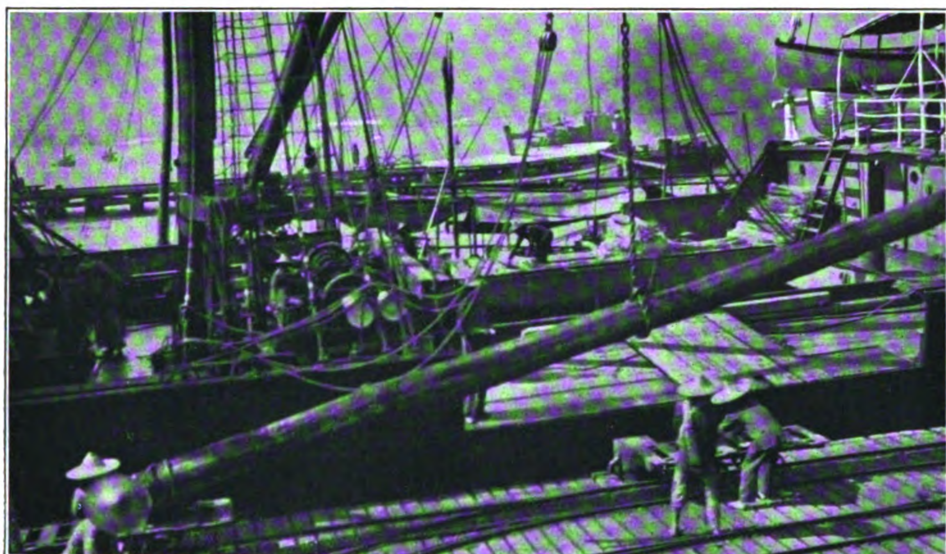


Herr Prof. Dr. phil. Arara

Eine rassige Südamerikanerin, das *Hokkohuhn*, stellt sich uns als »erotische Schönheit« vor. In der Tat ein bildhübsches, feuriges und überaus kokettes Geschöpf, das sich auch geschmackvoll zu kleiden weiß und das trägere Blut des Europäers gehörig in Wallung zu versetzen vermag. Ein ausgesuchter Leckerbissen für die Schürzenjäger aller Länder! Ihren vollen Reiz entfaltet sie aber doch nur in ihrer tropischen Heimat unter dem blauen Himmel des Südens und unter rauschenden Palmen. Anderswo wird sie bald faul und träge, zeigt auch reizbare Launenhaftigkeit. Zwar läßt sie sich sogar auf den Geflügelhof unter solide deutsche Haushühner verpflanzen und wird hier überraschend zahm, aber mit dem Nestbauen, Eierlegen und Kinderaufziehen kann sie sich doch nicht recht befreunden, sondern geht lieber auf Reisen und zu glänzenden Vergnügungen.

Ein gar hochgelehrter Mann kommt nun aber, der *blaugelbe Arara* oder vielmehr Herr Professor Dr. phil. Arara, dessen kluges Auge uns schon verrät, daß wir es mit einem bedeutenden Kopfe zu tun haben. Mit ganz selbstverständlicher Würde trägt er den tadellosen Gesellschaftsanzug. Mit seinem fürchterlichen Schnabel versteht er nicht nur die eisenfesten Baumfrüchte der Tropenwälder, sondern auch die härtesten Nüsse der Wissenschaft aufzuknacken. Er ist ein ruhiger und bedächtiger, ernster und vornehmer, dabei im Grunde sehr gutmütiger Charakter, nur darf man ihn ja nicht durch Widerspruch in wissenschaftlichen Streitfragen reizen, denn dann kann er fürchterlich werden. Gern hält er mit etwas krächzender, aber sonst durchaus menschlicher Stimme öffentliche Vorträge, namentlich über Südamerika, und muß wohl ein vermögender Mann sein, weil er niemals Eintrittsgelder verlangt. Böse Zungen behaupten allerdings, daß im entgegengesetzten Falle überhaupt kein Mensch zu seinen Vorträgen erscheinen würde.

In einem schlecht beleuchteten Winkel hockt in einem kleinen Käfig schließlich noch die unansehnlich gefärbte *Spottdrossel*. Aber diese will ich aber lieber weiter nichts sagen, denn das ist — der Verfasser selbst.



Kulis beim Löschen der Ladung im Hafen von Hongkong

Von Hongkong nach Kanton und Makao

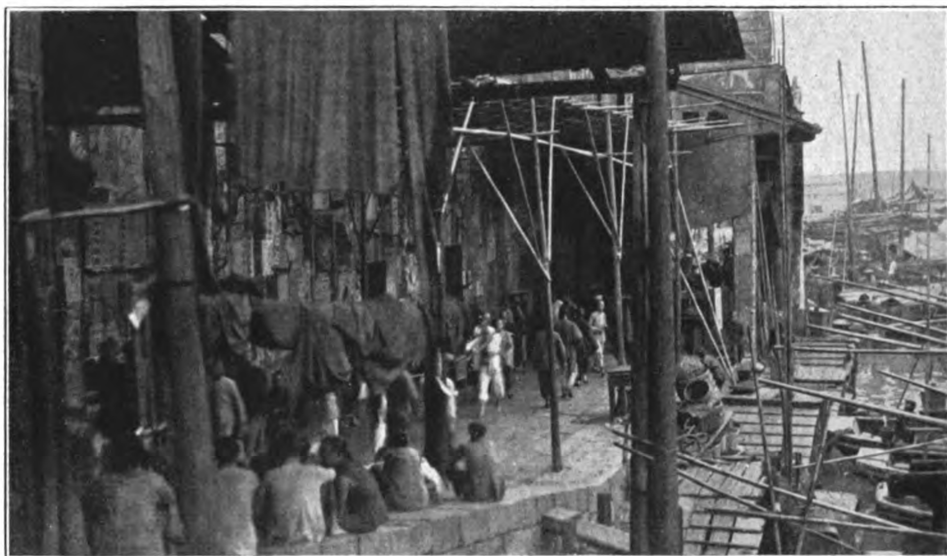
Von Dr. Rudolf Teller-Denhof (Prag)

Am langen Strande von Hongkong stehen Steinpaläste nebeneinander, eine lange Reihe. Große Magazine mit chinesischen Firmenschildern schließen sich an; Plätze mit Denkmälern und grünen Bäumen schieben sich dazwischen. Vor den Landungsstegen lagern Passagier- und Frachtdampfer; es schreiten die Engländer einher, die befehlen, es eilen die schmutzigen Langzöpfe vorüber, die gehorchen. Die Straßen am Hafen haben das Gepräge einer glänzenden europäischen Stadt: große Läden in westlichem Charakter, voll von kostbaren Erzeugnissen, große Bureaus, Banken mit eleganten Räumen, vornehme Hotels, prächtige behördliche Gebäude. Die Queens Road ist die Hauptader des Verkehrs; nach Westen eilt sie zur Chinesenstadt, zu der sie auch in kurzen Abständen Straße um Straße den Berg emporsendet. Da prangen in den chinesischen Häusern die Schauläden mit den fernen Herrlichkeiten, da sind an den Straßenecken Blumengärten aufgestellt, da wacht der indische hochgewachsene Polizist über die Ordnung im Straßengewimmel. Die Rickschahs führen Damen und Herren aus England und heimische vornehme Welt im Laufe vorbei; die vornehmen Chinesenfräulein gehen in Seidenröcken und -höschen daher, künstlicher Blumenschmuck und Silbernadeln stecken im schwarzen, leuchtenden Haar; sie duften von Anmut und Lieblichkeit. Von vier Kulis, die in keuchendem Rhythmus dahineilen, werden Tragstühle vorbeigeschleppt, darin man sich den Berg emporbringen läßt, hinauf zu den Wohnungen der Europäer, die in wunderbaren Gärten, in grünem Schatten, hoch über den Abhang hingestreut, liegen; schöne Wege mit ganz herrlicher Aussicht über das Meer tief unten führen an den Villen und Schlössern vorbei. Man sieht die Dampfer liegen und ein- und auslaufen im Hafen, der den größten Seeverkehr der Welt hat, sieht die Arbeit in den Docks, sieht auf die Dächer der Steinkolosse tief unten, sieht in das Gewimmel von Menschen und Waren drunten auf den Kaien. Immer höher führen die Straßen gegen den Viktoria-Peak zu, den höchsten Gipfel der Insel, die der Chinese »Heungkong« nennt — das heißt »Tal der reichen Wasser«.

Ein freundlicher Landsmann widmet mir seine freie Zeit. Er erzählt vom strengen Arbeitstag bei den meisten Geschäftsleuten, den so und so viele drinks, Whisky und Schnaps, im Klub unterbrechen — bei der tödlichen Glut freilich kein Wunder —, vom großen gesellschaftlichen Leben, vom Rennsport, von den Theatertruppen, die von Zeit zu Zeit kommen, aber nicht eben Shakespeare oder Mozart aufführen. Aus seiner »Messe« — so nennt hier der Ausländer sein Heim — bringt er mich über die dunklen Stiegen und Parkwege in die beleuchteten Straßen hinab und zum Hafen, von wo aus um zehn Uhr mein Schiff nach Kanton abgeht.

Ob ich denn wirklich heute nach Kanton wolle, da doch die Blätter von den Anzeichen einer ausbrechenden Revolution sprächen? Ich hatte nichts gelesen; und da er mir nicht abraten mochte und mein Schiff seine Fahrt ausführte, fuhr ich getrost mit.

Im breiten Kantonfluß schwimmen wir nachts-



Kanton: Straße am Kanal, Laden mit Wandzierat

über und passieren frühmorgens die Bocca tigris, wo die Festungen stehen, die Mitte vorigen Jahrhunderts — mit geringer Mühe — von den Engländern genommen worden sind. Der breite Strom wird hier enger und heißt von nun an Tschukiang oder Perlfluß, fließt zwischen Reisfeldern und Pflanzungen von Bananen und Obstbäumen an flachen Ufern dahin. Jeder weiß, daß Kanton unter den großen Städten des Reiches am stärksten seinen echt chinesischen Charakter bewahrt hat; man kennt die Greuel und Grausamkeiten, die dort zu Hause waren. Und just heute sollte der Aufruhr in der Riesenstadt wüten? Die Ufer, die vorbeiziehen, füllen sich allmählich mit Hütten und Häusern, Gebäuden und Schuppen; Tempeldächer, Pagoden, Türme ragen heraus; das Wasser ist belebt von großen und kleinen Booten, darauf Blaujacken, die rudern und schreien, pfeifen und heulen. Endlich stehen wir still. Doch dürfen wir das Schiff nicht verlassen. Man muß erst von der Behörde die Erlaubnis zur Landung einholen. Es ist eben etwas faul im Staate Tschungkwo (so heißt China auf chinesisch), und an der Macht des Tientse, des Himmelssohnes, wird just ein wenig gerüttelt.

Wir dürfen aber bald einen kleinen Sampan besteigen und werden zur hohen Kaimauer gerudert. Die Gestalten da oben scheinen mir anfangs nicht unverdächtig, doch erfahre ich, daß es unsre Führer sind.

Der, den ich kriege, heißt Kai, und er ist mein Kamerad, solange ich in Kanton bin, ein besonnener, treuer, gutmütiger Mann, mit dessen Englisch es immerhin einige Berührungspunkte für mich gibt. Wir haben in Chamien, der Insel, die den Europäern abgetreten ist, das Land betreten und gehen nun zwischen den Mauern der Geschäftshäuser und der Banken auf dem grünen Rasen zum Hotel am Rande des schmalen Kanals. Drüben liegt die geheimnisvolle Stadt: mit einer langen Reihe einstöckiger Häuser von abenteuerlichem, wildem Stil zeigt sie sich dort, ans Ufer eines andern großen Kanals gebettet. Finsternis und Wildheit gähnen aus den verwahrlosten Öffnungen von Fenster, Tür und Seitenstraße, und wilde Gestalten beleben die Boote, die vorbeiziehen, und die festliegen.

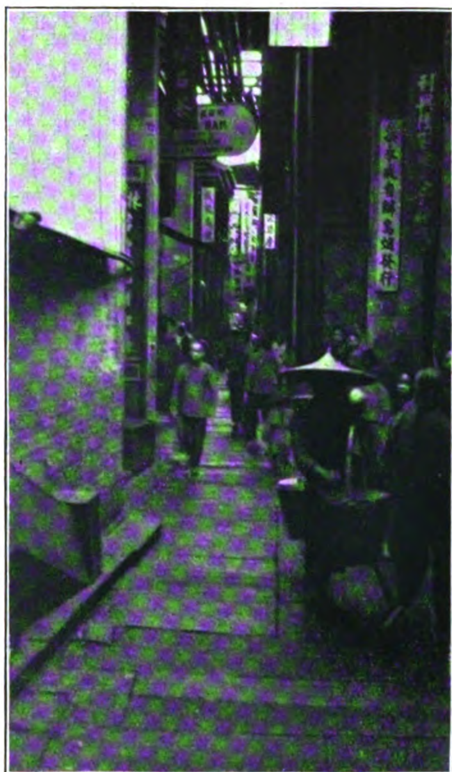
Zu meinem Kummer erfahre ich, daß ein Betreten der inneren Stadt, die im Umfange von zehn Kilometern von einer zwölf Meter hohen Mauer umgeben ist, nicht zu denken sei; da drinnen wird geschossen, tobt heftiger Aufruhr. »No can do, master savee,« sagt mir Kai bedauernd und schüttelt ernsthaft sein gelbes Haupt mit dem langen Zopfe.

So besteige ich denn meinen Tragsessel, das selbstverständliche Beförderungsmittel des Europäers in dieser Stadt, das vier Kulis sofort auf ihre Schultern heben. »Tschop, tschop!« — schnell vorwärts! sage ich, und es geht von dannen; Kai wird mir auf gleiche Weise vorangetragen.

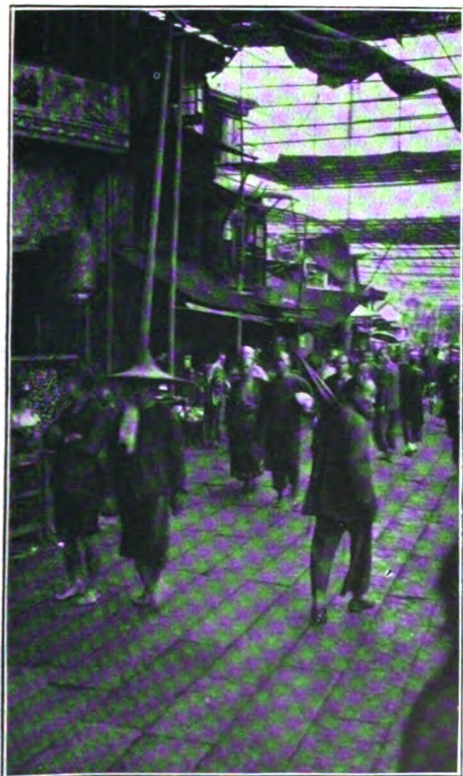
Es geht über die Brücke, durch das Gittertor, das chinesische Soldaten bewachen und das des Nachts verschlossen wird, so daß Chamien vor Kanton gesichert ist, und nach einigen Schritten am Kanal geht es irgendwo quer hinein ins Dunkle, Enge; während die Wände der Häuser sich rechts und links fast neben mir emporheben, Läden sich öffnen, Menschen knapp vorbeihuschen, geht es in die wunderbare Welt hinein. Ich

werde dahingetragen in raschen Schritten durch eine Stadt von unendlicher Ausdehnung, in deren enge Straßen die Sonne nicht scheinen kann. Am Boden liegen riesige Quadersteine, droben blickt man in schmale Streifen des Himmels. Die Häuserfassaden lösen sich meist zu Läden auf, die überschüttet sind mit kostbarer Schnitzerei, oft reich vergoldet; und im Inneren der Läden neue Schnitzereien, Waren, hoch aufgestapelt in kostbaren Regalen, Besitzer, die verkaufen, Kunden, die einkaufen, manche reich gekleidete und viele armselige Gestalten. Überall im Gedränge, drinnen und draußen, liegt jedoch eine große beschauliche Ruhe; wie philosophisch blicken einen die Leute an, oft neugierig, oft spöttisch, oft gütig, und ich spüre nicht die leiseste Ahnung von Fremdenhaß.

In der Höhe lugen manchmal die Fensterchen der Privaträume heraus, vergitterte kleine Öffnungen, und drüber neuer Zierat, verschnörkelte Dächer; bunte, lange Papier- und Tuchstreifen hängen tief herab bis zum Boden, darauf die Namen der Besitzer und der Gegenstände, die sie verkaufen; dazu lebhafte Anpreisungen mit der prahlenden Verherrlichung, die den Chinesen eigen, ebenso wie die prätentiöse Empfindsamkeit, mit der sie Sprüche an die Türen und Wände ihrer Häuser und Wohnungen heften. Hier nennt eine Aufschrift »Das Heim der glänzenden Kindesliebe«, dort »Die Stätte der nie alternden Huld«, hier verkauft Hung Sing in seinem »gleich der Perle kostbaren Laden« Gewürze, und daneben nennt sich ein andrer Laden »Saal des betrunkenen Mondes« und preist das Fleisch von schwarzen Kätzchen an.



Kanton: Enge Straßen mit Läden und Schildern



Kanton: Straße mit Plachen über Bambusgittern als Sonnenschutz

Im Wirbel fliegen die Gäßchen und Gassen an Plätzen und Plätzchen vorbei: kahle Mauern, reich verzierte Tore, Winkel und Einbiegungen, mit Unkraut am Wege, wellige Dächer gegen den Himmel; durch den Frieden tönen die hundert Stimmen der Ausrufer nah und fern. Sie kommen, die geduldigen Träger ihrer geringen Habe, die sie in Eimern und Kistchen an einer Stange über der Schulter balancieren, und rufen die Ware zum Verkauf aus; oder sie tragen ihre Apotheke, ihren Haarschneide- und Rasiersalon auf den Schultern und lassen sich mitten auf den Plätzen nieder, um ihrem Gewerbe nachzugehen. Es ist ein Rätsel, wie mein Tragstuhl an den Vorübergehenden vorbeigelangen kann, so eng sind die meisten Straßen; doch nirgends ein böses Wort, kein Schrei, keine Unhöflichkeit; ganz im Gegenteil! Fast alle erscheinen mir freundlich



Kanton: Im Hofe der Ahnenhalle der Familie Chan

und liebenswürdig; ich glaube überall ein Lächeln zu entdecken, eine Entgegnung für jeden freundlichen Blick meinerseits. Und in mir entsteht eine große Sympathie für diese Menschen, die im buntesten Wechsel von Reichtum und Elend unerschöpflich an meiner raschen Sänfte vorbeigleiten.

Kai bringt mich zu Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten und zu großen Läden. Ich besuche den Tempel der fünfhundert Genien, darin fünfhundert holzgeschnitzte buddhistische Weise sitzen und unerklärlich seltsam lächeln; und wohl fünfzig junge Burschen und Männer umgeben mich bei meinem Besuch des Tempels, und sie scherzen mit mir, weil ich mit ihnen scherze, so gut es geht. Im Tempel der fünf Unsterblichen zeigt man die drei Meter hohe Fußspur Buddhas; und ich werde in den Medizintempel geführt, darin sechzig Götzenbilder stehen, jedes ein Symbol eines Jahres des menschlichen Lebens und zugleich eines Jahres der sechzigjährigen chinesischen Kalenderperiode. Weil die innere Stadt geschlossen ist, darf ich aber nicht den »meerbeherrschenden Pavillon«, die fünfstöckige berühmte Pagode sehen; ich kann nicht das Totenhaus aufsuchen, darin die Leichen der Wohlhabenden lange aufbewahrt werden in schönen Särgen, bis der Wahrsager erklärt, wo und wann sie begraben werden dürfen. Bis dahin werden sie mit Speisen und Getränken genährt, die vor den Särgen aufgestellt werden, und die Frauen erhalten schöne Kleider, und Spielzeug die Kinder. Aber ein Besuch in der Ahnenhalle der Familie Chan war mir vergönnt. Im weiten Hofe führen steinerne Stufen zu weißen Terrassen mit den großen Hallen, darin die unzähligen Täfelchen mit den Namen der würdigen Ahnen aufgestellt sind und Anbetung erfahren.

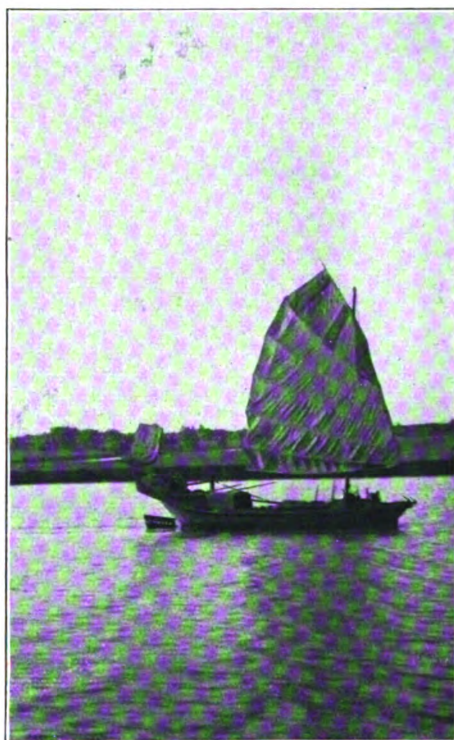
Doch nirgends, trotz der stets ungeheuren Menschenmenge, an der wir vorbeikommen, das geringste Anzeichen einer großen Bewegung in der Stadt, einer Gefahr, die über ihr läge. Im Hotel erfuhr ich dann, der Vizekönig sei auf ein fremdes Kriegsschiff geflohen, und die Tore der inneren Stadt seien geschlossen, damit die Revolutionäre überwältigt würden. Sie hätten das Yamen, die Residenz des Vizekönigs — noch herrschte damals die Dynastie der Mandschu im Reiche — in Brand gesetzt. Später hörte ich auch noch das Gerücht, daß über die Aufrührer das gewohnte Gericht verhängt worden sei, und daß sie den entsetzlichen Tod im siedenden Öl erlitten hätten.

Nachmittags wandere ich mit Kai am weiten Flußufer. Prachtvolle Teehäuser stehen neben elenden Baracken, die Straße holpert breit und wuchtig den Strom entlang, große Häuser zeigen das häßliche Eindringen europäischer Stilarten. Die Menschen schieben sich wie Herden einher, schmutziges, elendes Volk. Am Ufer drängen sich Tausende von Hausbooten; über hunderttausend Einwohner von Kanton wohnen in solchen Booten, in die man leicht hineinsieht. In vielen hat tagsüber die Frau das Regiment, roh und kräftig führt sie in ihren schwarzen Hosen, den kurzen Kittel darüber, das Ruder, ruft sie grobe Worte. In den Zimmerchen der Boote erkennt man den stereotypen chinesischen Hausrat, flitterglänzende Götzenbilder, Tischchen mit elendem, kleinem Kram daraufgebreitet.

Stets umringt mich ein großer Haufen von Menschen. Sie erschrecken und erstaunen und wol-

len es nicht leiden, wenn ich sie photographieren möchte. Soldaten ziehen vorbei; zwei elende Bettler musizieren mit Flöte und Pauke. Vor einem Tempel stehen künstliche Miniaturlandschaften, kühne Felsen mit Bäumchen bestellt, dazwischen Pagoden, Tempel und allerhand Darstellungen von Szenen aus dem menschlichen Leben.

Dann kreuze ich den Fluß, und Kai bringt mich in ein Theater. Es ist ein großes Haus, darin sie seit vormittag spielen, und jetzt ist es schon bald Abend. Mein Führer zahlt irgendeine Kleinigkeit für uns, und durch schmutzige düstere Gänge treten wir in den großen Saal des Holzriesen ein. Er ist überfüllt von dunkler Menge; kaum finden wir Platz, zwischen den dichtbesetzten Reihen hindurchzukommen. Auf hohem Podium vor uns die Schauspieler und Sänger (die beides in einem sind); die beiden Seitentüren rückwärts, je eine für Auftritt und Abgang; Vorhänge und Decken überall, und zu den Seiten das übliche Gerümpel, das die Phantasie der Zuschauer ebenso wenig berührt wie die Menge der mehr oder minder untätigen Gaffer dort oben auf der Bühne. Manche von ihnen bedienen gelegentlich die Spieler, stellen Requisiten auf oder bringen irgendeinen Umhang herbei. Die zwei Hauptpersonen, welche die Szene bestreiten, stellen einen Mann und ein Weib dar, vielleicht die Helden einer Ehetragödie — ich konnte ja nichts verstehen. Aber meinem Auge gaben sie mit ihren unerhörten Kostümen, ihrem unerhörten Spiel und Geheul, ihrer Redekunst und schwindelnden Gelenkigkeit neue, große Bilder. Von herrlichen, schleppendreichen Gewändern sind die Gestalten ganz umhüllt, schmale, vielfach geteilte und reichbestickte Streifen fallen über den seidenen Hosen herab; im ungeheuren Kopfputz, schillernd und flutend von Geschmeide und Zierat, stecken zwei riesenlange, wippende Federn. Die Musik der Geigen, Flöten und Pauken tobt einen Höllenlärm, und dazu rufen, nahe meinen Ohren, Verkäufer ihre Erfrischungen aus. Nur manchmal unterbricht sich dort oben das Getöse, und die angestrengten Stimmen der Darsteller kreischen und quieken in unbeschreiblicher Weise nun allein ...

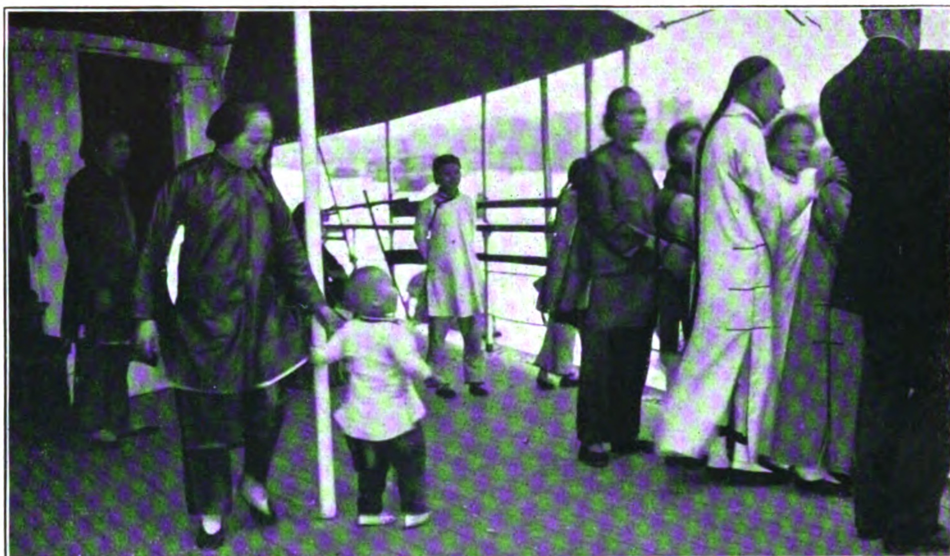


Chinesische Dschunke im Kanton-Fluß



Kanton: Aufgang zur Ahnenhalle der Familie Chan

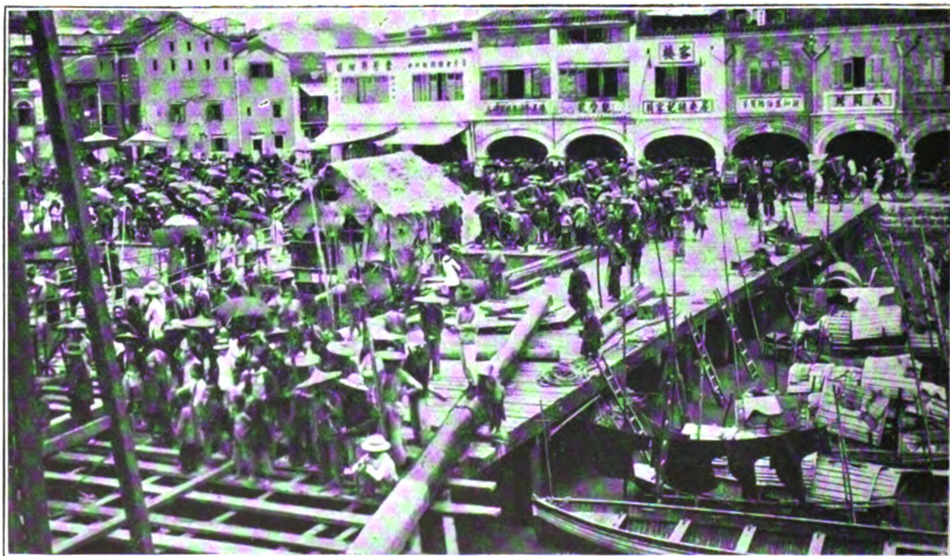
Ich besuche dann die Tempelanlage im »Kloster des Meerbanners«. Durch immer neue Torbogen, reich und stimmungsvoll, geht es einer Anhöhe zu, darauf das Heiligtum steht mit kolossalen Götterbildern im mystischen Dunkel. Männer, die in Gruppen stehen, starren mich an und gehen vorbei in den langen Gewändern, mit den kahlen Schädeln, von denen die langen Zöpfe hängen. Am Heimweg ein Hof mit Frauen und



Vor dem Aufstand in Kanton flüchtende Chinesen-Familien

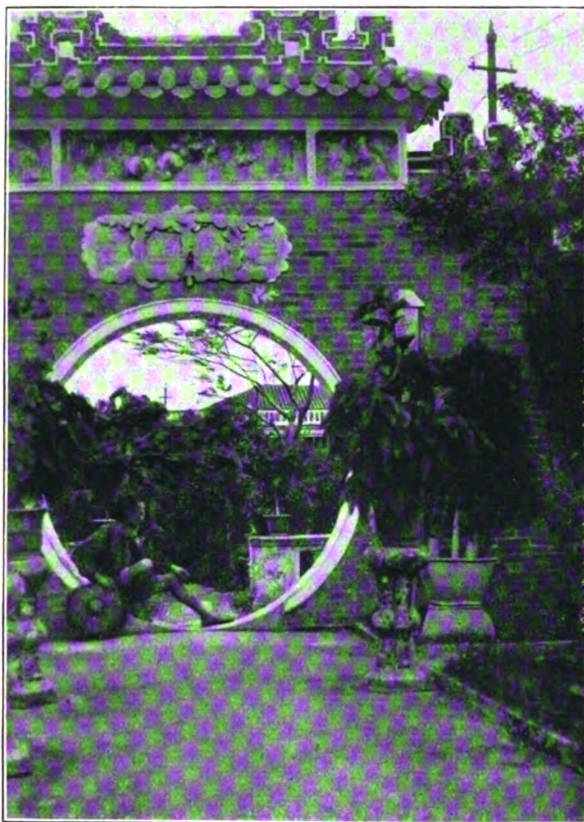
Kindern, um einen Baum geschart, inmitten schlechter Düfte ihren freudlosen Abendfrieden genießend. Der Baum ist wild knorrig, und vor ihm steht ein Steinbau mit einer Nische, darin ein Götterbild, vor dem die Weihrauchstengel rauchen; ein Leprakranker mit braunen, eiternden Beinen kommt vorbei. Der Abend sinkt herab; am Kanal sitzt die Horde der Arbeiter um lange Holztische und verschlingt ihren Reis und ihre schaudererregenden Speisen unter dem Schein der Petroleumlampen; auf der Straße flutet unausgesetzt, hin und her die ungeheure Menge ...

Die direkte Dampferfahrt von Kanton nach Makao war durch die Unruhen der revolutionären Bewegung unterbrochen, und so mußte ich vorher nach Hongkong zurück. Aber das war eine unendlich interessante Reise, da auf meinem Schiffe viele Hunderte von reichen Chinesenfamilien aus der bedrohten Stadt Kanton nach Hongkong flüchteten, Leben und Kleinodien in Sicherheit zu bringen. Die Männer waren meist in Kanton zurückgeblieben, während Frauen und Nebenfrauen, die erwachsenen Kinder und die Kleinsten fortgeschickt worden waren. Die wür-

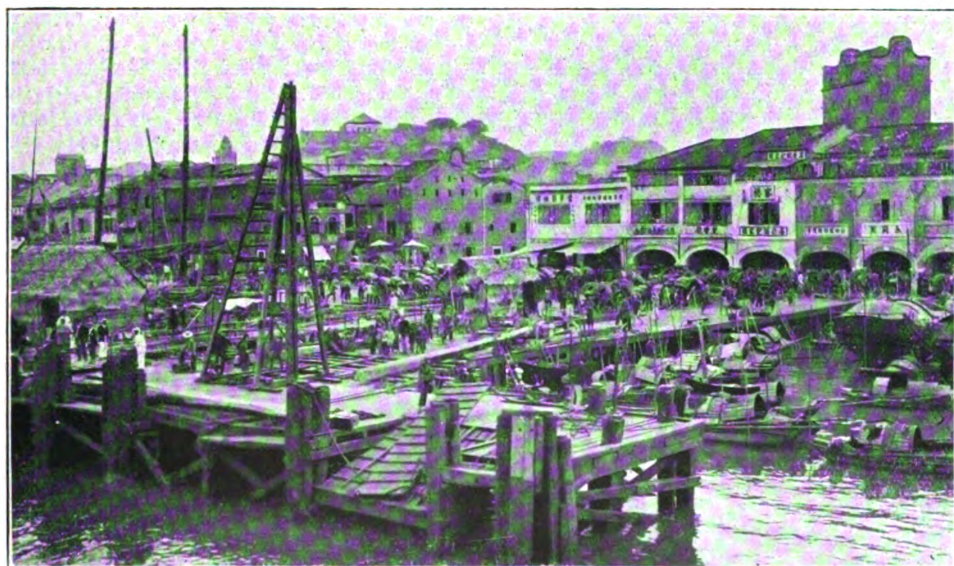


Träger, Rickschah-Kulis und Droschken am Hafen von Makao in Erwartung der Gäste

digen Frauen in den dunklen weiten Hosen, mit den plumpen Haarknoten und den knochigen Gesichtern! Die stets verschämten jungen Damen und die köstlichen Knaben mit den langen Zöpfen, tief herab vom wohlrasierten Schädel fallend! Dort, wo der lange Schopf dafür ansetzt, bleibt wie eine Einfassung ein leichter Kranz längerer Haare erhalten, und die wehen leicht im Winde. Ein junger kantonesischer Mediziner ist ein richtiger Dandy in europäischem Anzug, er erzählt von London und dann von seiner Heimatstadt. Er trägt als reformierter Moderner keinen Zopf, ist aber noch so weit national,


Aus dem Garten einer chinesischen Villa in Makao

um mit seinen Landsleuten zusammen zu essen, die eine Stunde vor uns im Speisesaal ihre Mahlzeit einnehmen. Die Chinesen haben das ganze Schiff überflutet. In all den kleinen Kabinen stecken sie gleich zu zehn und zwanzig zusammen, und es erscheint rätselhaft, wie sie sich mit Kind und Kegel, Rauchzeug und Pfeifchen, Spielereien und Süßigkeiten aller Art auf den kleinsten Fleck zusammendrängen können, halb um den Tisch und halb darüber gelagert, mit einer Unmasse von kleinen, lebenden köstlichen Püppchen; und dabei erscheinen sie so wichtig vergnügt, so stark in Anspruch genommen von ihrer leeren Geschäftigkeit.


Ankunft im Hafen von Makao

Tags darauf besuche ich die Stadt Makao, die portugiesische Kolonie, über welche die Zeit merklich hinweggeht, die versinkt in wirtschaftliche Unbedeutendheit, wie ihr Hafen langsam versandet. Etwa drei Stunden dauert die Fahrt von Hongkong hierher, die außerordentlich lieblich ist. Felsengestade von Inseln, Dschunken, bunte Wellen des Meeres. Nahe der Stadt ein Fort, darauf der erste europäische Leuchtturm, der in chinesischen Landen errichtet ward.

Die Stadt selbst ist freundlich, wie sie mit ihren stattlichen europäischen Kirchen aller Jahrhunderte, hohen fremdartigen Häusern und Schuppen, mit den Straßen ihres altertümlichen portugiesischen Viertels und dem Gewirr der chinesischen Bezirke, mit ihren Gärten amphitheatralisch emporsteigt, umgeben von einem romantisch gezeichneten Bergland.

Am Landungsplatz ein Kampf der Rickschah-Führer um die Schiffsgäste; mein gelber Kuli führt mich in meinem Wägelchen in schnellem Laufe durch die Stadt, die, teils portugiesisch, teils chinesisch, höchst malerisch wirkt. Nahe der »Praia grande« der Parlamentsplatz, droben die herrliche Ruine der Jesuitenkirche Sankt Paolo; nicht ferne die Residenz des katholischen Bischofs, die Häuser der französischen Missionen, deren Hauptsitz Makao ist. In den grünen Anlagen das schöne Denkmal des Camoës, des großen portugiesischen Dichters, und dann der herrliche Garten des portugiesischen Gouverneurs mit einer Blumenpracht wie aus Capris Zauberwelt; Parke um die Wohnhäuser von reichen Chinesen, in deren Händen der ganze Handel von Makao ruht.

In einer dieser weiten, grünen Anlagen — darin steht die Villa des chinesischen Mandarins — fällt der Blick auf eine romantische, jedoch künstlich angelegte Felsenschlucht durch eine kreisrunde Öffnung hindurch, die aus einer Mauer herausgeschnitten ist, welche zierlich den Garten durchwindet. Der Weg führt über Brückchen zu einem kleinen Weiher, in dessen Mitte ein blauer Pavillon sich erhebt, und darin stehen Schränke und Betten, Tische und Blumenkörbe. Herrliche Spaziergänge dehnen sich am Meeresstrande aus, Inseln grüßen die Stadt aus dem Meere. In der Rua da felicidade sind Haus an Haus die chinesischen Spielbanken, wo das »fantam« gespielt wird, das für die Stadtverwaltung die Haupteinnahmen liefert.

Die letzten Tage von Hongkong waren durch den ständigen Regen verdorben. Ich war einmal doch so mutig, inmitten des allgemeinen Wolkenbruchs mit der Drahtseilbahn auf den Peak zu fahren, um dort Freunde aufzusuchen. Bei gutem Wetter muß es herrlich sein, da oben zu wohnen in den entzückenden Villen und Parken, den Blick viele hundert Meter tief herab auf Meer und Inseln, auf die blühende Insel Hongkong vor allem; ich war aber da droben nur noch schlimmer in dem erbarmungslosen Wasserfall drinnen. Die vier Kulis vor dem Stationsgebäude droben, die mir den Tragsessel aufklappten, hüllten mich wie ein Paket in Wachsleinwand ein, bevor sie mich durch die Wasserflut trugen; sie selbst troffen wie Wasserpflanzen. Ich verstand nun, daß die Bewohner von Hongkong über die Feuchtigkeit des Klimas, welches die Mauern ihrer Wohnungen elend durchnäßt, ebenso klagen wie über die Dumpfheit und Glut der langen acht Sommermonate. Freilich, die Winterzeit, die Monate Dezember bis März, soll von paradiesischer Wonne sein.

Bevor ich das Schiff besteige, das mich nach Schanghai führen wird — es ist der große Dampfer »Bülow« des Norddeutschen Lloyd —, geht es noch mit Freunden aus dem Hongkong-Hotel, die Damen in ihren ausgeschnittenen Abendtoiletten — wir haben eben die Mahlzeit beendet —, ins nächtliche Freie durch die Straßen der Stadt in jagenden Rickschahs. Der Strom des promenierenden chinesischen Volkes teilt sich zu unsern Seiten; plaudernde Gruppen stehen in friedlichem Behagen vor den erleuchteten Häusern, aus allen Stockwerken kommt Licht, Unterhaltung ertönt überall. Grammophone klingen aus den Fenstern und Läden und mischen ihre chinesischen Musikstücke mit der lebendigen Musik, die von manchem Munde geträllert, von manchem Instrument gefiedelt wird. Vor dem Theater stehen prachtvoll hohe indische Polizisten, besorgen den Verkehr der ein- und ausströmenden Zuschauer an den Türen, geben auch einmal einem Burschen eins drüber, oder spedieren gar eine ganze Gruppe unwillkommener Zuschauer unsanft wieder heraus ...

Hongkong liegt nun im Rücken. Nach dem ersten, glühenden Tage der Meerfahrt kommt eine überraschende Abkühlung. Wir haben ja in der Höhe von Swatau den Wendekreis des Krebses überschritten und sind in die gemäßigte Zone eingetreten. Am dritten Tage der Fahrt nähern wir uns der Gützlaffinsel, von der aus jedes nahende Schiff in Schanghai signalisiert wird. Ihren Namen trägt sie nach dem bekannten deutschen Missionar, der den Dorfschullehrer Hung-siu-tsuen, den Führer in der Taipingrevolution, mit dem Christentum bekannt gemacht hatte. Um uns strömen nun die schmutziggelben Wasser des Riesenflusses Jangtsekiang. Lange zeigt er dem Auge keine Ufer, nur Feuerschiffe und Seezeichen weisen den Weg. Vor Wusung, mitten im Strome, der noch einem weiten See gleicht, werfen wir Anker; eine Pinasse nimmt uns auf und bringt uns im Flußbett des Hwangpu nach Schanghai.



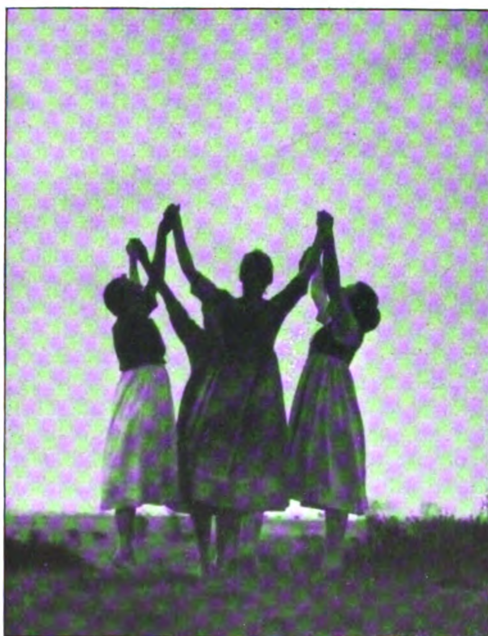
Tagesraum in der Jugendherberge zu Königsfeld im Schwarzwald
Aufn. Immig, Hilchenbach. Zur Verfügung gestellt vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Hilchenbach/W.

Das Mädel in der Jugendbewegung

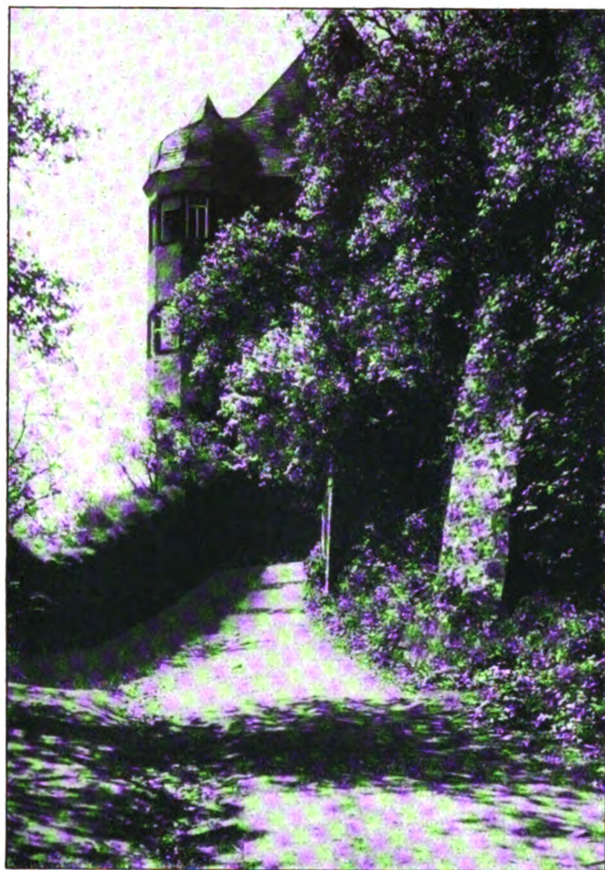
Von Else Frobenius

Heute kann man sich die Jugendbewegung ohne Mädel kaum mehr vorstellen. Wer Sonntags die Jugendherbergen besucht, sieht ihre bunten Kleider schon von weitem leuchten. Unermüdlich schlingen sie gemeinsam mit den Buben den Reigen auf grünem Plan. Ihre hellen Stimmen führen den Gesang, der mit Geigen- und Lautenbegleitung frisch und froh durch den Wald zieht. Begeisterung glänzt aus ihren Augen. Die Jugendbewegung bedeutet ihnen ein Stück Leben, eine Eigenwelt, aus der viele Freude und Kern ihres Daseins schöpfen.

Sie haben diese Welt Schritt vor Schritt erobern müssen. Nicht immer war ihre Teilnahme am Wandern und Singen und an den geistigen Bestrebungen der Jugendbewegung so selbstverständlich wie heute. Entstand doch der Keim der Jugendbewegung, der »Wandervogel«, aus dem Bedürfnis der Knaben, »unter sich zu sein«, sich in ihren Feierstunden frei von der Autorität der Schule und des Elternhauses zu ergehen. Niemand ahnte die Bedeutung dieses Unterfangens, als vor etwa dreißig Jahren eine Schar Steglitzer Gymnasiasten unter Führung des Studenten Karl Fischer zu wandern begann. Räubermäßig angetan, durchstreiften sie das Nuthetal, nächtigten am einsamen Lagerfeuer, bereiteten ihr Essen selbst auf



Mädchenreigen — Aufn. W.-V. Bilderamt I. Gros



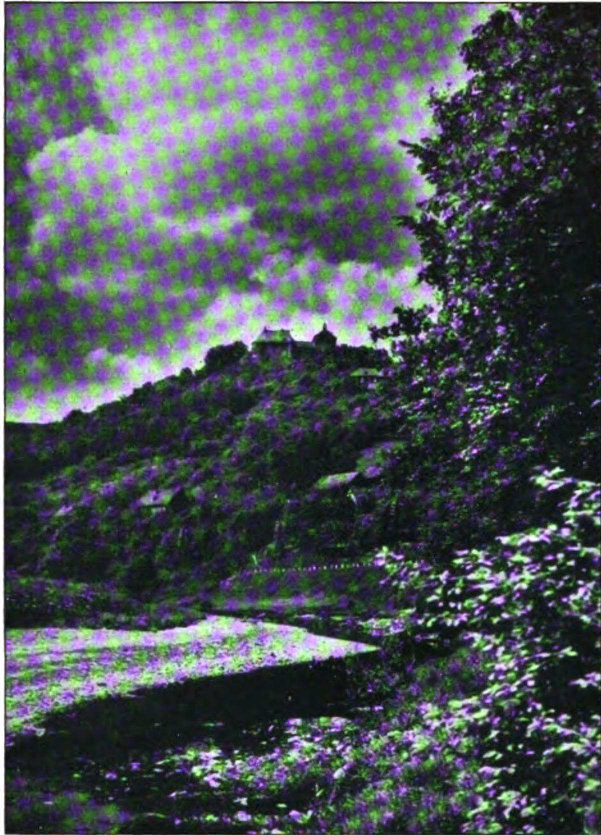
Jugendburg Freusburg an der Sieg
Aufn. Immig, Hilchenbach. Zur Verfügung gestellt vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Hilchenbach/W.

mitgebrachten Spirituskochern. Sie ahmten die Sitten der fahrenden Scholaren des Mittelalters nach. Die Führer nannten sich »Bacchanten«, die Mitglieder der »Horde« waren »Scholaren«. Gleich diesen sangen sie auf ihren Wanderungen und suchten dazu alte Volkslieder hervor; die Klampfe, die Laute wurde zum Instrument des Wandervogels. Um der Schule gegenüber die Rechte ihrer Vereinigung zu sichern, gewannen sie angesehene Männer wie Wolfgang Kirchbach, Heinrich Sohnrey, Ludwig Gurlitt u. a., die 1901 im Steglitzer Ratskeller einen »Ausschuß für Schülerwanderungen« gründeten, der sich in der Folge in den »Eltern- und Freundesrat«, den »Eufrat«, umwandelte. Sein erster Vorsitzender war Wolfgang Kirchbach, der auch den damaligen Bestrebungen für Volksbildung nahestand und ein Anhänger des Fröbelschen, die Selbsterziehung in den Mittelpunkt aller Pädagogik stellenden Systems war.

Er und seine Gattin, die Schriftstellerin Marie Luise Becker, sowie Paula Dehmel haben in verschiedenen Aufrufen und Feuilletons zuerst die Frage aufgeworfen: »Warum wandern die Mädchen nicht auch?« Sie gründeten einen »Bund der Wanderschwestern«, d. i. Schwestern der Wandervögel, an dessen Spitze anfangs Marie Luise Becker stand, und in dem Karl Fischers Schwestern zum Teil die Führung übernahmen. Kein Anfang war mühsamer als dieser. Vor allem die Mütter waren zuerst strikt dagegen, daß die Mädchen an den Tagesfahrten der Knaben teilnahmen. In der Folge spaltete sich der Wandervogel in mehrere Bünde, den »Alt-Wandervogel«, den Wandervogel E. V., den »Jung-Wandervogel«. Wer die Wandervogelzeitschriften der ersten Jahre durchblättert, findet, daß das Mädchenwandern damals der Gegenstand heftiger Kämpfe war. Auf der Hauptversammlung des Alt-Wandervogels in Berlin 1907 stellte die Ortsgruppe Jena den Antrag, den Begriff der Jugend auch auf das weibliche Geschlecht auszudehnen und das Mädchenwandern in den Wandervogel aufzunehmen. In der ausführlichen Begründung wird von der Notwendigkeit der sogenannten Koedukation geredet. Die Mädchen seien ebenso tüchtig wie die Jungen, und der Umgang mit ihnen wirke veredelnd auf diese. Der Antrag wurde mit allen gegen die Jenaer Stimmen abgelehnt. Das Mädchenwandern schien der Mehrzahl revolutionär; die Minderheit fürchtete eine Entstellung des Stils des Wandervogels, der in erster Linie eine Selbsthilfe der Jungen sei gegen die Gefahr der Verweichlichung, Zerfahrenheit und Blasiertheit. Jena machte sich selbständig. Unter geschickter Ausnutzung der Abstinenzbewegung entstand der Deutsche Bund Wandervogel, der Knaben und Mädchen umfaßte. Der Alt-Wandervogel blieb seinem Männerideal treu. Die Führung des D. B. W. ging in der Folge an Heidelberg über, wo das wirkliche echte Mädchenwandern in die Tat umgesetzt wurde. Der Bachant Breuer schreibt darüber: »Gewandert muß werden, gerade auf die heranwachsenden Mädchen wirkt das Wandern nach jeder Richtung hin förderlich!« Der Koedukation im Mädchenwandern geht er jedoch bös an den Kragen: »Was wird eigentlich durch das ständige Zusammenwandern erreicht? ... Feminine Mannsgruppen und das

entsprechende Gegenteil. Die Buben verweichlichen, der Schneid und Elan, das Beste, was in einer Bubenhorde steckt, geht verloren, und was ein richtiger Bub ist, fühlt sich in fortwährender Mädchengesellschaft bedrückt und eingeengt. Die Mädchen dagegen verbengeln und verwildern. Burschikosität ist auch heute keine Frauenzier.«

Im Wandervogel waren aber auch Stimmen laut geworden, die rieten, man solle sich in Güte mit dem Mädchenwandern auseinandersetzen, da es nun einmal mit dem Wandervogel verquickt sei. So rät Breuer dem Jung-Wandervogel, getrost mit der Gründung von Mädchengruppen anzufangen. Das Entscheidende sei die Führerfrage an dem betreffenden Ort. Jungen könnten nie eine Mädchenhorde führen, höchstens ein erwachsener Mann, am besten seien erwachsene Mädchen. Für Fälle, wo sie des männlichen Rates und der Hilfe bedürften, könne ihnen ein älterer Führer zur Seite stehen. Zur Frage der Organisation meint Breuer, der Verzicht auf große Distanzmärsche sei nötig, dagegen starke Bevorzugung der Landheime; die für Mädchen recht schwierige Frage des abendlichen Quartiermachens fiele dadurch auch fort.



Jugendburg Freusburg an der Sieg
Aufn. Immig, Hilchenbach. Zur Verfügung gestellt vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Hilchenbach/W.

»In den Landheimen lernen die Mädchen all die Tugenden, die gerade sie später im Leben brauchen; sie lernen ein Haus und Heim gemütlich und behaglich machen, seine Mauern mit schöner Harmonie und Lebensfreude füllen. Sie lernen Häuslichkeit, Verträglichkeit, Wirtschaftlichkeit und haben auch auf den täglichen Streifzügen, auf denen kein schwerer Rucksack ihre Bewegung hemmt, die Vorteile des Wanderns nach ihrer Art. An Stelle rauher Gewaltmärsche wird man Spiel und Reigen und Tanz, kurz alles, was die Grazie der Bewegung fördert, zu setzen suchen. Man wird ihre Sonderinteressen zu nähren haben, ihnen Einblick geben in die Haushaltung in Stadt und Land, in ihr wirtschaftliches Getriebe, Kinderpflege und Erziehung auf dem Lande, Krankenwartung und manches andre. Im Gegensatz zu den Buben, wo es auf Tatkraft, Willens- und Charakterbildung ankommt, wird man den Aufenthalt in der freien Natur mehr der Vertiefung des Gemüts- und Gefühlslebens weihen. Die seichte Gleichmacherei, die das Mädchenwandern mit Gewalt in das Bubenschema hineinpressen will, soll keine Heimat bei uns finden.«

Die Ansicht des jungen Scholaren ist hier wörtlich wiedergegeben, weil er mit so gesundem praktischem Sinn Richtlinien zieht, die noch heute, nach mehr als anderthalb Jahrzehnten, der Entwicklung des Mädchenwanderns entsprechen. Ein andrer Scholar kennzeichnet die geistigen Grundlagen der Mädchenerziehung: »Die Gefahr liegt bei den Mädeln näher als bei den Jungen, daß sie bloß an der Oberfläche bleiben. Auf den Fahrten und im Leben; denn die Fahrt soll für das Leben erziehen. Wandervogel sein heißt ein neues Leben führen, heißt sich selbst erleben. Wie führen wir die Mädel dazu? Wer sie führt, muß ernst und tief sein, sonst kann ihre Oberfläche keine Tiefe gewinnen. Und er muß ihr Vertrauen besitzen, muß sie lieben. Es gibt vielerlei Liebe. Ich meine die Liebe zum Menschen als Menschen. Die Führerin wird sich besser dazu eignen als der Führer. Aber der Lohn ist köstlich für den, der ganz Auge ist und Ohr. Man findet Menschenseelen.«

Die Mädelgruppen entwickeln sich in schneller Folge. In Berlin besteht seit 1910 eine Mädchenortsgruppe Groß-Berlin, die in zwei Jahren von 6 auf 150 Mädchen anwächst und 50 Anwärterinnen auf Probefahrten hat. Ins Buch der Wandervögel eingetragen, umfaßt sie Führerinnen und Scholarinnen nach deren Vorbild. Die Wandervogelzeitschriften bieten eine Fülle von Beiträgen von den Mädeln. Käthe Müllerheim sagt im »Märkischen Fahrtenspiegel«: »Wir sind jung, und wir haben wie jeder junge Mensch den ungestümen Drang, über den gewohnten Kreis hinauszukommen, Neues, Fremdes zu sehen und kennenzulernen. Wir sehnen uns, in die Ferne zu ziehen und zu schauen, was jenseits der Berge liegt. Wir wollen in die Welt hinauswandern. Unser eigenstes Leben ist's, das wir auf den Wanderungen führen, in unserm Kreis, den wir selbst gestalten können. Das gibt uns ein starkes Gemeinschaftsgefühl. Wir sehen uns freien, weiten Wirklichkeiten gegenüber. Die Notwendigkeit der eignen Entscheidung fordert unsre Selbständigkeit. Unsre Lieder leben dort draußen auf, sie passen sich dem feinen Reigen der Natur an und geben uns ein nie gekanntes Verständnis für die Poesie der Volkslieder.«



Jugendburg Hohenstein
Aufn. Immig, Hilchenbach. Zur Verfügung gestellt vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Hilchenbach/W

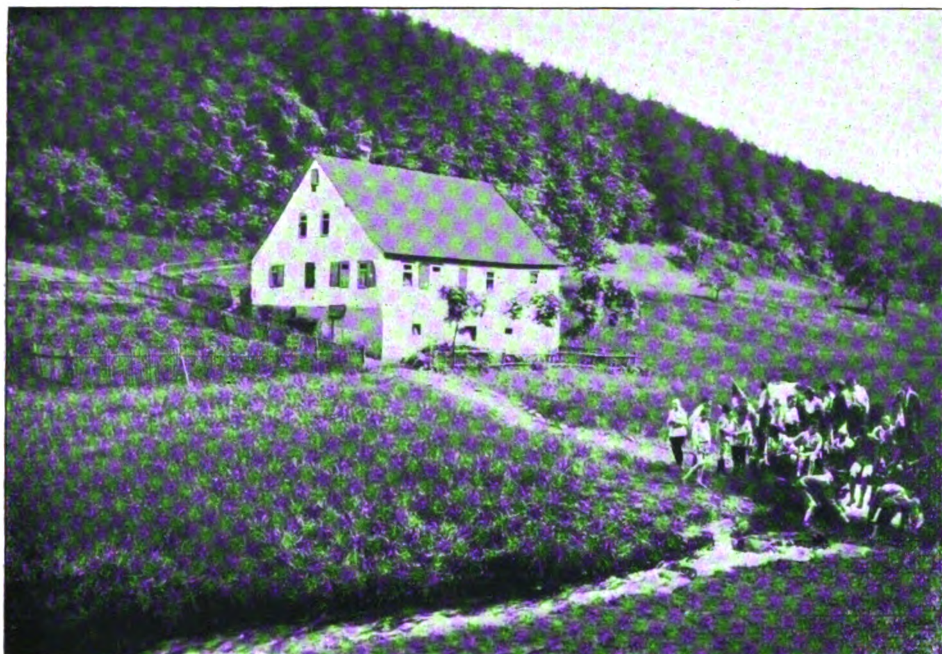
Oft werden die Fahrterlebnisse auch poetisch geschildert. Die flammende Begeisterung am Sonnenwendfeuer, der Jubel bei frühlingshafter Osterfahrt oder bei winterlichem Schneelauf wird von den Mädeln in feine, tief empfundene Prosaskizzen und Gedichte gefaßt. Humorvoll erzählt ein Mädel von einem Landheimbrand. Wie das Mädellandheim frisch eingerichtet und die Möbel rot und blau gestrichen sind. Wie sie abends Bratäpfel essen, knisternde Buchenscheite in den Ofen legen, ihre Strohsäcke an den Ofen stellen und dann hinauswandern in die klare Sternennacht. Bei der Rückkehr ist die Stube voll Qualm und Feuer. Ein alter Bauer ist der erste, der löschen hilft. Er brummt dabei unaufhörlich über »die unvanimstigen Wanderveegel«. »Ech da's jo glei gesoit, se wären uns auch amal as Dach iber am Kuppe anstecken!«

Ein schlesisches Mädel erzählt von einer Boberfahrt: »Drüben stand der alte verlassene Kalkofen zwischen hängenden Birken, die umstanden wie schlanke Mädchen einen eisgrauen Waldhüter. Wie frohes Erzählen und Fragen klang das Zittern der Zweige mit den nickenden Herzen daran, und dicht unter ihnen plätscherten die Boberwellen ...«

Margot Isbert besingt eine nächtliche Fahrt durch die Kleinstadt:

Die alten Häuser schaun mit leeren dunkeln
Erloschnen Augen. — Hohe Schattenbäume
Stehn finster-ernst und bergen tausend Träume
In ihrer Äste grüner Dunkelheit ...
Was doch die Nacht für stumme Wunder hat,
Wir atmen tief der Stunde reichen Segen ...
Wir wandern fremd durch eine fremde Stadt.

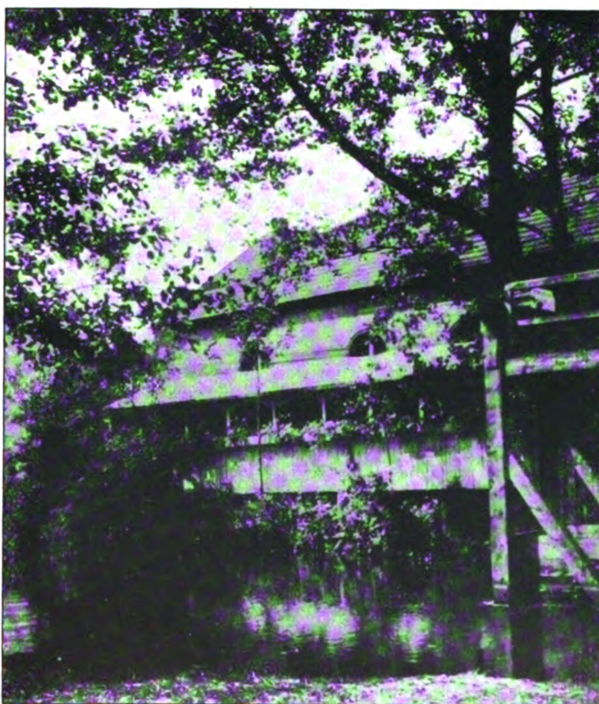
In diesen Mädchenzeugnissen liegt die Seligkeit des Wandervogelerlebnisses, die unendliche Freude am Erforschen der Welt, die damals für das Mädel noch etwas Neues, im Kampf Erobertes war. Aus der Jugend selbst war die Bewegung entstanden, aus ihrem Drang, unter sich zu sein und sich selbst zu finden. M e n s c h e n wollten sie werden, sich von der Unwahrhaftig-



Die Steinmühle im Spessart
Aufn. Immig, Hilchenbach. Zur Verfügung gestellt vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Hilchenbach/W.

keit der herrschenden Lebensformen befreien und sich gegenseitig erziehen. Dieser Drang schien tief in der Zeit zu liegen.

Der Wandervogel nahm eine ungeahnt schnelle Entwicklung. Bald wurde es »Mode«, wandernd mit der Zupfgeige durchs Land zu ziehen. Man mußte um den alten Wandervogelgeist kämpfen, denn er drohte von Nebenabsichten erstickt zu werden. Die Abstinenzbewegung, die Schulreformer und andre Erneuerungsbestrebungen verbanden sich mit der Jugend, weil sie hofften, durch sie das Volk zu gewinnen. Allenthalben entstanden neue Bünde mit neuen Namen. Sie nahmen mehr oder weniger den Lebensstil des Wandervogels an, den das Mädel mitgeschaffen hat: den Gesang des Volksliedes, für das die Wandervögel zu Neufindern und Neuvertonern wurden; die Volksreigen, die mit hüpfendem Wiegeschritt getanzt wurden; die



Der »Erlkönig« in Altzauche
Aufn. Immig, Hilchenbach. Zur Verfügung gestellt vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Hilchenbach/W.



Auf der Festwiese im Tiefurter Park
Entnommen dem Buche »Das Weimar der arbeitenden Jugend« von E. R. Müller, Arbeiterjugend-Verlag, Berlin

Freude an altem Volksgut, an Sagen und Märchen, an volkstümlicher Handfertigkeit; die Zunfttracht, die bei den Mädeln farbenfroh, mit kurzem Jäckchen und angereihtem Rock ist und zu der die Zöpfe über den Ohren aufgerollt werden; die Kunst des Wanderns, die mit Liebe und Eifer ausgebaut wurde. Auch hier geben die Führerinnen in den Zeitschriften wertvolle Ratschläge über Wanderkleidung, Schuhwerk, Abkochen, Nächtigen im Landheim, Fahrten im Regen und im Winter. Gleichzeitig berichten sie von der Einrichtung des Nestes, nach dem jede Gruppe strebt. Die Erziehung der

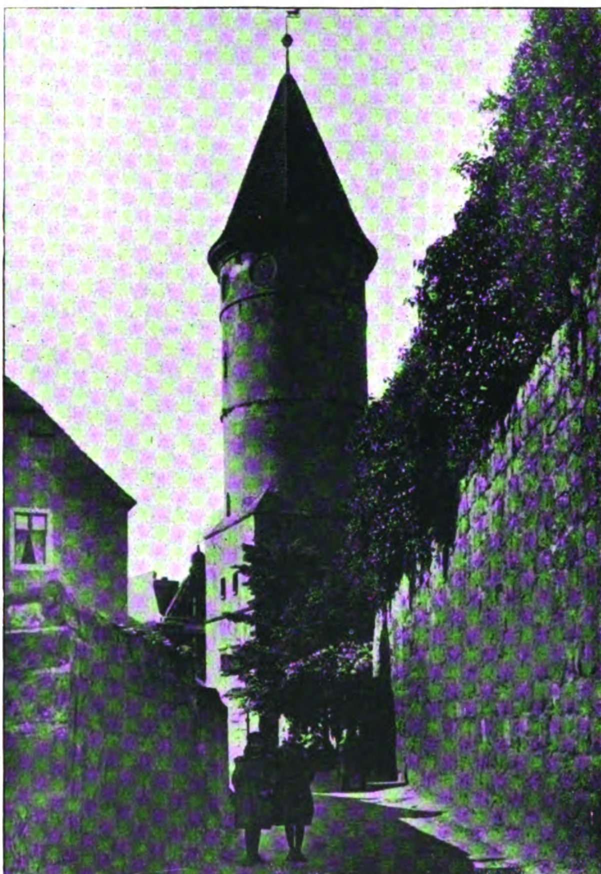


Schauinsland in Baden
Aufn. Immig, Hilchenbach. Zur Verfügung gestellt vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Hilchenbach/W.

»Küken«, der Jüngeren, ist eine Aufgabe, der die Älteren sich liebevoll widmen. Die Erziehung zur Gemeinschaft, zu Rücksicht und Liebe liegt ihnen vor allem am Herzen. Armgard Lensch sieht im Mädchenwandern und in der Erfüllung dieser mütterlichen Pflichten die beste Vorbereitung auf das weibliche Dienstjahr.

Immer stärker treten auch geistige Fragen in der Jugendbewegung in den Vordergrund. Unklar fühlt man, daß man einer Zeitenwende entgegengeht. Die einen wollen sie durch volkliche Gemeinschaft lösen, die andern streben allgemeinen Menschheitsidealen zu. Am

17. Oktober 1913 wandern Buben und Mädel aus dreizehn Bünden gemeinsam zum Hohen Meißner bei Kassel zur Tagung der Freideutschen Jugend und leisten dort den feierlichen Schwur: »Die Freideutsche Jugend will aus eigner Bestimmung, vor eigner Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für die innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Alle gemeinsamen Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei.« Die Jugendbewegung fühlt sich als Träger einer geistig-sittlichen Erneuerung des Volkes.



Der Laubaner Torturm
Aufn. Immig, Hilchenbach. Zur Verfügung gestellt vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Hilchenbach/W.

Im Kriege sind mehr als zehntausend Wandervögel hinausgezogen und zweitausend gefallen. Viele Ortsgruppen wurden nur durch die Mädel aufrechterhalten. An den Nestabenden wurde für die Feldgrauen gearbeitet. Man machte Mädchenfahrten, trieb Kriegshilfe, und das Bewußtsein der sozialen Verantwortung stieg in dieser Zeit. Daneben riß zeitweise in manchen Kreisen eine gewisse Verwilderung ein, eine Lockerung im Verkehr der Geschlechter, ein Übertreiben naturhafter Lebensformen. Diese Welle ist heute verebbt, und im allgemeinen herrscht ein Geist guter Kameradschaft zwischen Mädeln und Jungen.

Nach dem Kriege ist die Jugendbewegung in ein völlig neues Stadium getreten. Die sozialistische Arbeiterjugend schloß sich ihr an. Ein Kreis volksbewußter Jugendbünde bildete sich: die Jungdeutschen, die Jungnationalen, die Großdeutschen. Viele Wandervögel gehören zum Kreise der volksbewußten Jugend. Heranbildung des neuen deutschen Menschen, Erfassung der Ziele, die er erstreben muß, ist der mit leidenschaftlichem Eifer verfolgte Sinn dieser Bünde, deren Führer ihre Impulse auch in akademischen Kreisen auswirken. Nachdem die Jugendbewegung in der ersten Periode ihres Bestehens einen eignen Lebensstil geschaffen hat, sucht man sie zu vertiefen, indem man ihr einen geistigen Inhalt gibt, der kommende Entwicklungen vorbereitet. Das Sehnen unsrer Zeit nach Religion findet in vielen Gruppen seinen Niederschlag. Eine Reihe kleinerer Bünde verfolgt besondere Ziele, tritt für Abstinenz, Lichtreligion, germanische Rassenideale ein. Die »Instinktiven« in der idealistischen Jugendbewegung, die eigentlichen Wandervogelnaturen, betonen Gefühl, Intuition und neigen mehr dem Volklichen zu. Die »Intellektuellen« legen mehr Gewicht auf den Verstand, sind Kosmopoliten, Sozialisten und Pazifisten. In endlosen Diskussionen werden soziale, religiöse und nationale Fragen erörtert. Eine Zeitlang schien es fast, als wolle die Jugendbewegung in Problematik ersticken.

Neben der vom Wandervogel und der Freideutschen Jugend geschaffenen Bewegung geht heute eine große Bewegung einher, die von Erwachsenen ins Leben gerufen ist, aber den Lebensstil der Jugend angenommen hat. Auch in ihr haben sich Jugendgruppen gebildet, die von erwählten Führern geleitet werden und selbständig ihren Weg gehen. Der Einbruch der Jugend in die alten christlichen Organisationen hat eine Ver-



Tagesraum in der Burg Altena
Aufn. Immig, Hilchenbach. Zur Verfügung gestellt vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Hilchenbach/W.

bindung von Jugendpflege und Jugendbewegung hervorgerufen, deren Grenzen oft schwer festzustellen sind. Der Anteil der Frauen an den christlichen Organisationen ist groß. Der Bund deutscher Jugendvereine, aus der Jugendpflege des liberalen Protestantismus hervorgegangen, ist heute ein wirklicher Jugendbewegungsverband. An der Spitze der Neuwerkbewegung, die von Schlüchtern aus zu werktätigem Leben vereinte christliche Arbeitskreise leitet, steht neben einem Führer als Leiterin Emmi Blum. Der Bund der Köngener hat zeitweise eine eigne Zeitschrift für die Frauen und Mädchen im Bunde herausgegeben. Sie wird durch Anna Schiebers Gedicht »Lebendige Brücken« eingeleitet, das wohl als Programm anzusehen ist. Darin heißt es:

Die ihr der Einung euch bewußt geworden,
Im Schmerz der Vielheit seht, ihr seid gebunden
An alle schon, und eure jungen Stunden
Sind dazu ausersehn, zu jenen Borden,
Daran die Suchenden noch wartend stehen,
Indes verfließt der rasche Strom der Zeit,
Brücken zu bauen, die ihr selber seid,
Auf denen hin und her die Seelen gehen.

Auf der Norddeutschen Gautagung des Bundes der Köngener wurden die Aufgaben des Mädels im Bunde erörtert. Soziale Arbeit, Kunstgewerbe, Pädagogik wurden als Arbeitsgebiete durchaus bejaht. Man kam aber überein, daß sie hauptsächlich durch ihr Sein und Dasein im Bunde wirken, d. i. daß zu einem Bunde, der sich als Keimzelle eines kommenden Volkes und als ein Weg zur »Gemeinde« der vom Geist Erfaßten betrachtet, Mädel und Frauen gehören. »Denn kein Volk und keine Gemeinde ohne sie.« Hier ist die Bedeutung des Mädels in der Jugendbewegung auf eine einfache und klare Formel gebracht. Sofern die Jugendbewegung Selbsterziehung sein soll, darf sie nicht im Männerbunde gipfeln. Wenn auch die meisten Bünde heute getrennte Mädchengruppen haben und getrennt arbeiten und wandern — Feste und große Veranstaltungen begehen Mädel und Jungen gemeinsam. Soll die Bewegung der Jugend zur Volksgemeinschaft führen, so muß sie auch



Volksreigen Aufn. W.=V. Bilderamt I. Gros



Ludwig Angerer: Hexenschreck

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926

das Verhältnis der Geschlechter umfassen. Wilhelm Stählin sagt darüber in seinem neuen Buche »Schicksal und Sinn der deutschen Jugend«: »Freiere Formen der Geselligkeit und Leben in der Natur bedeutet eine Waffe befreiender, beglückender Milderung der geschlechtlichen Spannung. Die Urtatsache geschlechtlicher Verschiedenheit wird erst auf dem Boden eines gemeinsamen Lebens recht gesehen.« Er findet es recht und heilsam, daß die Jugend miteinander singt, spielt und arbeitet. »Daß sie hier Kameraden sind, bewahrt sie davor, daß ihr Menschsein in ihrer Geschlechtlichkeit ertrinke, und daß sie in der geschlechtlichen Liebe die Form der Liebe und den einzigen Weg der Gemeinschaft sehen. Darum ist es auch notwendig und schön, daß Mädchen und Frauen bewußt mit drinstehen in dem großen Leben und Schicksal des Volkes und da einen Boden gewinnen, auf dem die geschlechtliche Spannung in eine höhere Lebenseinheit gebunden ist.«

Die freideutsche Führerin Elisabeth Busse-Wilson meint in ihrem Buch »Stufen der Jugendbewegung« (Jena, Eugen Diederichs), daß die Jugendbewegung weit mehr für die Befreiung der Frau getan habe als der Emanzipationskampf der Frauenbewegung. Als sie die Mädchen zur Jugend rechnete, vollzog sie einen Bruch mit der bürgerlichen Auffassung, die das Mädchen an der Seite der Mutter festhielt. Autoritätslos, ungebunden zogen Jünglinge und Mädchen miteinander in die Wälder. Ihr bewußter Verzicht auf Erotik wurde eine Quelle der Überlegenheit, die man aus der sieghaften Überwindung der verpönten Formen der alten Geselligkeit zog. »Erst die grundsätzlich andre Einstellung zum Geschlechtlichen an sich ermöglichte das Gedeihen und Entstehen jenes menschlich befreiten und herzlichen Verhältnisses zwischen Jünglingen und Mädchen, dem man den Namen Kameradschaft gab.«

An der Formung neuen Frauentums arbeitet auch die überbündische Zeitschrift »Mädel im Bunde«, die seit Herbst 1925 erscheint und für Frauendienstjahr, Durchgeistigung der Frauenberufe und die soziale Arbeit der volksbewußten Mädelgruppen eintritt.

Zum Schluß seien die kirchlichen Jugendverbände genannt, bei denen die Grenzen zwischen Jugendbewegung und Jugendpflege sich zwar oft verwischen, die aber häufig die Formen der Jugendbewegung angenommen haben. Im weitverzweigten Evangelischen Verband für die weibliche Jugend Deutschlands vertreten die »Weggenossen«, die von jugendlichen Gruppenleiterinnen geführt werden und eine eigne Zeitschrift haben, die jugendbewegten Kreise. Von hier gingen die Impulse zur Neulandbewegung aus, die von Guida Diehl in Eisenach geleitet wird, die Zeitschrift »Neuland« herausgibt und die Bildung von christlich vaterländischen Kreisen anstrebt. Anfangs umfaßte sie nur Mädchen; heute gehören ihr auch Männer an. Die katholischen Jungfrauenvereinigungen Deutschlands, die zahlenmäßig größte Jugendorganisation Deutschlands, pflegen gleichfalls das Wandern und alte Volkskunst. Das Mysterienspiel, das ja auf dem Boden der katholischen Kirche ruht, fand bei ihnen besonders liebevolle Pflege. Die franziskanischen Jungmädchengruppen, die vor einem Jahr in Honnef am Rhein ihren ersten Bundestag abhielten, haben Spiele voll inniger Schönheit hervorgebracht. Im Quickborn, dem Jungborn und andern Bünden wirkt sich die Jugendbewegung aus, soweit sie mit den Pflichten der Katholiken in Einklang steht.

Es ist unmöglich, all die einzelnen Kreise zu nennen, die idealen Zielen zustreben. Das würde zu weit in die Problematik der Jugendbewegung hineinführen. Hier sollte hauptsächlich gezeigt werden, daß sie eine Tat der Jugend ist, daß sie dem Instinkt der Selbsterhaltung und Selbstbefreiung, der Sehnsucht nach jugendgemäßen Lebensformen ihr Dasein verdankt.

Der Staat hat in weitgehendem Maße die Formen der Jugendbewegung in seine Jugendpflege aufgenommen. Er unterstützt auch großzügig das Werk des Reichsverbandes für Jugendherbergen, der 1911 nur 17 Jugendherbergen mit 3000 Übernachtungen, 1925 aber 2100 Jugendherbergen mit 1,4 Millionen Übernachtungen umfaßte, bei 850 Ortsgruppen und 70000 Mitgliedern. Etwa ein Viertel der Übernachtenden waren Mädchen. Als schmucke Holzbauten laden die Herbergen zur Rast an Wald- und Wiesenrand. Die schönsten Burgen in allen Teilen Deutschlands sind mit Hilfe von Ländern und Städten für die Jugend ausgebaut worden. In den alten Ritterhallen leuchten farbig bemalte Tische und Bänke. Dort ertönt der Gesang der Jugend, und man versammelt sich zu Aussprachen über die Lebensfragen, denen hier mit so viel Ernst nachgegangen wird. Die Jugendherbergen sind neutrales Gebiet. Die Schützlinge der Kommunen verbringen in einigen von ihnen Freizeiten und Erholungsaufenthalte. Hier treffen sich auch Mitglieder aller Jugendbünde, von den Völkischen bis zu den Kommunisten. Wenn sie gemeinsam singen und tanzen, schwinden wohl die Unterschiede der Weltanschauung. Sie wollen nichts als jung sein, sich der Freude an Sommer und Sonne hingeben. Vielleicht bilden sich hier Anfänge jener großen Gemeinschaft, die letztes Ziel der Jugendbewegung ist, und nach der die Jugend sich inmitten der Zerrissenheit unsers Volkes mit Inbrunst sehnt. Das Mädel wird dabei zur Trägerin einer schönen freien Menschlichkeit, einer naturfrohen Jugendkultur.

Vererbung der musikalischen Begabung

Von Dr. W. Schweisheimer (München)

Genie und Talent, jene zwei aus dem Durchschnittskreis hervorragenden Grade geistiger Begabung, haben immer Anlaß geboten, der Vererbungsweise geistiger Fähigkeiten nachzuforschen. Es wäre aber für die Erkenntnis dieser Vererbungsvorgänge sicher von größerer Bedeutung, den normalen geistigen Begabungen nachzuspüren. Die fortlaufende Verfolgung normaler geistiger Begabungen stößt indes technisch auf große Schwierigkeiten. Sie heben sich aus der Menge nicht heraus, bieten dem Statistiker wenig und keine Handhaben für genaue Ausschälung des Wesentlichen. Und doch muß allmählich dieser Weg beschritten werden, soll die Erkenntnis von der Vererbungsart der geistigen Begabung entscheidenden Fortschritt erleben. Die gelungenen Versuche, aus einem Vergleich der Schulzeugnisse von Kindern, Eltern und Großeltern die Vererbungsweise der geistigen Begabung festzustellen, haben bemerkenswerte Ergebnisse erzielt. Hier wird trotz allen vorhandenen Hemmnissen der richtige Weg gewiesen.

Bei der Betrachtung der Vererbungsart der musikalischen Begabung wie sonstiger geistiger Fähigkeiten wird man aus geschichtlichem Wissen wie aus eigner Erfahrung sofort Fälle auffinden können, wo Söhne den Vater (um das Sinnfälligste zu nennen) übertroffen haben, und solche, wo der Sohn »mißraten« ist, d. h. in andern Bahnen sein Leben hat abrollen lassen, als es die primitive Auffassung von der Erblichkeit (»wie die Eltern, so das Kind«) hätte erwarten lassen. In einer Welt, die von derartigen Anschauungen befangen ist, kann es für einen Menschen in der Tat das Unglück seines Lebens sein, als »Sohn eines großen Vaters« geboren zu werden. Der Begriff wird unwillkürlich und absichtlich von frühester Erziehung an mit Ansprüchen und Verpflichtungen beladen, denen das Kind in Wirklichkeit nicht gewachsen ist, nach den heute geltenden Vererbungsgesetzen auch gar nicht zu entsprechen braucht. Das Mendelsche Gesetz, eine auch für die allgemeine Weltanschauung neue Wege weisende Entdeckung, und sein weiterer Ausbau haben die Unhaltbarkeit der Annahme einer ständigen unmittelbaren Vererbung von elterlichen Eigenschaften auf das Kind erwiesen und in greifbarer Weise die Erbübertragung über mehrere Generationen hinweg gelehrt.

Der Vater ist ein berühmter Komponist; der Sohn kann nicht die einfachste Melodie singen. Vater und Mutter sind beide ausübende Musiker; von den Kindern sind zwei sehr musikalisch, eins gänzlich unmusikalisch. Die Eltern haben sich nie um Musik gekümmert, der Sohn aber wird, seit er einmal bei dem alten Organisten in der Nachbarschaft die erste Anregung bekommen hat, ein musikalisches Genie, das alle Welt in Erstaunen setzt; jeder wundert sich, wie ihm das so »angeflogen« sei, nur eine alte Großtante, die sich weit zurückerinnert, sagt kopfnickend: »Genau wie sein Urgroßvater, nur daß der vor lauter Berufssorgen sein Talent nicht ausüben konnte.«

Das Mendelsche Gesetz läßt solche Erscheinungen zwar dem Wesen nach auch nicht verständlicher erscheinen, ordnet sie aber wenigstens in die Möglichkeit logischer Verknüpfung ein. Eltern können allerdings Eigenschaften, die an ihnen sichtbar vorhanden sind, »dominante« Merkmale, auf das Kind übertragen, beispielsweise also auch die Musikbegabung. In andern Fällen sind sie aber nur die — unkenntlichen — Überträger einer Eigenschaft von einer früheren Generation auf die spätere. Die Eigenschaften sind also wohl im elterlichen Körper vorhanden, gelangen aber hier nicht zur Entwicklung, sie sind »rezessiv«. In dem unentfalteten Zustand, in dem sie gewissermaßen von einer früheren Generation her ihnen mitgegeben wurden, geben sie sie an das Kind weiter. Dort gelangen sie erst zur Entfaltung, werden »dominant« (vorherrschend). Nicht aus den Eltern allein, sondern aus der weiter zurückliegenden Ahnenreihe sind die Einflüsse der Vererbung auf das Kind zu erklären.

Die Art der Vererbung von Eigenschaften richtet sich ganz allgemein nach dem Mendelschen Gesetz, dessen Grundzüge an seinem hauptsächlichen Pflanzenbeispiel aufgezeigt seien. Kreuzt man eine rotblühende Wunderblume (R) mit einer andern rotblühenden Wunderblume (R), so entsteht wieder eine rotblühende (RR). Die schematische Bezeichnung RR zeigt an, daß die neue rotblühende Pflanze »reingezüchtet« ist. Ihre Nachkommen werden stets rot blühen. Kreuzt man aber eine solche rotblühende (RR) mit einer weißblühenden Wunderblume (rr), so entstehen rosablühende Wunderblumen (Rr). Das Schema Rr zeigt an, daß auch hier gleich viele Einheiten von beiden Elternpflanzen enthalten sind. Die Kinder dieser rosablühenden Rr-Generation blühen nun, wie die Mendelschen Untersuchungen ergaben, zu zwei Viertel rosa (Rr und rR), zu einem Viertel aber rot (RR) und zu einem Viertel weiß (rr). Die Enkelgeneration gleicht also hier bei zwei Vierteln nicht den Eltern, sondern den Großeltern. Die rosablühende Elterngeneration hatte die Eigenschaften des Rot- und Weißblühens nicht besessen, wohl aber hat sie diese Eigenschaften unter der überdeckenden Rosafarbe weitervererbt.

Die musikalische Vererbung kann deshalb mit der Farbenvererbung der Blumen gut in einem Atem genannt werden, weil sie gleich jener ein stark hervorstechendes Merkmal darstellt. Der

Erbgang dieses Talents läßt sich im allgemeinen leichter verfolgen; es gehört nicht, wie etwa das Handelstalent, zu solchen Eigenschaften, die infolge der Notwendigkeit vielfacher Anwendung im täglichen Leben gewissermaßen untertauchen.

Der Erbgang läßt sich freilich im allgemeinen nur feststellen, wenn das Musiktalent in irgendeiner Form auch zur Ausübung gelangte. Es eröffnet sich hier schon bei der Frage nach der Methodik der Feststellung des Erbgangs jene bedeutungsvolle, auch von der modernen Erblichkeitsforschung keineswegs eindeutig geklärte Frage: inwieweit die mit den Erbmassen überkommene *innere Veranlagung* das entscheidende Moment der Vererbung bildet, oder wieweit äußeren Dingen, der Einwirkung des *Milieus*, der wesentliche Ausschlag zufällt. Beide Punkte sind für den schließlichen Erfolg wohl von gleicher Wichtigkeit. Die innere Anlage muß jedenfalls vorhanden sein; ohne sie ist das Auftreten musikalischer Begabung auch unter günstigen äußeren Umständen nicht denkbar.

Die *innere Anlage* der Musikalität, die Musikbegabung, wird vererbt. Das Mendelsche Gesetz läßt scheinbare Unregelmäßigkeiten im Erbgang ohne weiteres verstehen. Man muß sich dabei darüber klar sein, daß die musikalische Begabung sich nicht in einzelner Linie auswirken wird, sondern daß gemäß ihrer Zusammensetzung aus mehrfachen Bestandteilen bei verschiedenen musikalischen Individuen die eine oder andre Komponente der Musikbegabung stärker in den Vordergrund treten wird. Die *Musikbegabung* äußert sich in mehrfacher Richtung. Wesentlich in allen Fällen ist das Vorhandensein des *relativen* Gehörs. Ein Mensch, der »musikalisch« ist, muß imstande sein, das Verhältnis der Tonhöhen in einer Tonfolge (Melodie) selbständig herzustellen — im Gesang, auf dem Instrument oder im inneren Hören — oder zum mindesten zu erkennen. Die *rhythmische* Begabung, die einen Bestandteil der musikalischen bildet, für sich allein genügt noch nicht, um einen Menschen als musikalisch zu bezeichnen. Als höherer Grad von Musikalität gilt der Besitz des *absoluten* Musikgehörs, also der Fähigkeit, eine Tonhöhe nicht nur in ihrem Verhältnis zu andern Tönen einzuordnen, sondern als ganz bestimmte gegebene Größe zu erkennen. Wem das absolute Gehör eignet, der unterscheidet nicht nur an der Klangfarbe, an der eigentümlichen Wellenmischung eine Es-Dur-Tonart mit Bestimmtheit von einer E-Dur-Weise, sondern er vermag auch sofort ein A, ein C tonmäßig anzugeben. Es ist noch nicht gesagt, daß der Besitzer eines absoluten Tongehörs und Tongedächtnisses auch sonst ein guter Musiker sein müsse, sowenig der Mangel an absolutem Gehör die Musikalität eines Menschen beeinträchtigen muß. Das absolute Gehör ist eine Gabe, die bei der Feststellung der Musikbegabung nicht die entscheidende Rolle spielt und spielen darf. Anderseits ist es falsch und unberechtigt, lediglich (reproduzierend) ausübende Musiker unter den Begriff des »Musikalischen« zu fassen. Auch der, der aus äußeren Gründen nicht zur musikalischen Ausübung gelangte, kann wertvolle musikalische Erbeinheiten in sich bergen.

Erleichtert wird umgekehrt die Feststellung der Musikbegabung da, wo *produktive* Fähigkeiten der musikalischen Veranlagung den Weg weit über die sonst musikalischen Mitmenschen gestatten. Die Eigenschaften, die beim produzierenden Musiker *Talent* und *Genie* schaffen und unterscheiden, sind dieselben wie bei jedem andern Zweig von Kunst und Geisteswissenschaft; schöpferische Phantasie, die gottbegnadete Intuition, Erfindungsgabe und Darstellungskraft sind die gleichen, die auf der Grundlage seiner individuellen Begabung auch das Genie auf dem Gebiet der Dichtkunst, der bildenden Kunst usw. kennzeichnen und erstehen lassen. Zur Feststellung des Vorhandenseins einer musikalischen Begabung und ihres Erbganges ist also nicht das Vorhandensein eines Musikgenies in einer Familie notwendig. Im Sinn der Musikalitätsvererbung ragt es über die Mutter nicht hervor, die nie ein Instrument in die Hand genommen hat, die aber alle Lieder nach einmaligem Hören schon behält und sie dem Kinde vorsingt. Die Anwesenheit eines Genies in einer Familie wird der Erblichkeitsforschung aber grundsätzlich immer erwünscht sein; in solchen Familien ist der Drang, ähnlich geartete Mitglieder nachzuweisen, in der Regel ziemlich groß, und auch sonst wird historischen Beziehungen hier gewöhnlich ausgesprochene Aufmerksamkeit geschenkt. So ist eine Vollständigkeit im Familienaufbau in derartigen Familien für den Erblichkeitsforscher leichter und sicherer zu erhalten als in der Mehrzahl jener Familien, denen nie eine Geistesgröße entsprungen ist.

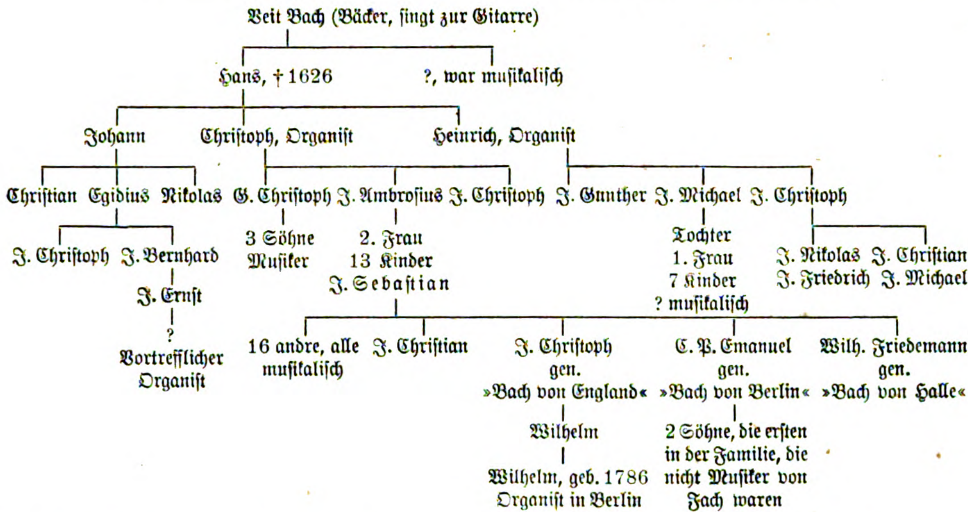
Die Möglichkeit der Vererbung musikalischer Begabung und namentlich der *Entwicklung* dieser Begabung, wie sie sich im großen auf der hypothetischen Tier-Mensch-Reihe äußert, im kleinen in der Geschichte der menschlichen Kulturentwicklung, hängt mit Entwicklungsänderungen im Organ der Musikempfindung und der des Musikverständnisses zusammen. Die heranschwebenden Töne üben zuvörderst einen Reiz auf das *Gehörorgan* aus, bringen mit den Luftwellen im äußeren Gehörgang oder durch die Kopfknochenleitung zum Mittelohr und mit Hilfe eines feinfühligen Umschaltemechanismus zum Innenohr. Dort wird der Hörnerv erregt. Die Erregungen der Nervensubstanz wandeln sich bei der Weiterleitung ins *Gehirn* in bewußte und unbewußte Tonempfindungen um. Das Angreifen der Weiterentwicklung kann bei jeder der

beiden Abteilungen stattfinden. In der Tier-Mensch-Reihe kommt im großen die für Musikwahrnehmung immer geeignetere Umbildung des Gehörorgans in Betracht. Auch die einzelnen menschlichen Individuen werden sich in Unterabteilungen dieses Baues voneinander unterscheiden, etwa wird der eine Mensch weniger Hörhaare im Innenohr besitzen als der andre und daher manche Töne nicht wahrnehmen können, die dem andern am oberen oder unteren Ende der Tonreihe noch vernehmlich sind. Aber auch die Entwicklung der Hörsphäre im Gehirn bleibt nicht stehen; sie hat sich im Laufe der Menschheitsgeschichte möglicherweise ausgebildet. Ein Teil der modernen Erblichkeitslehre steht der Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften mit strengster Ablehnung gegenüber. Trotzdem läßt es sich nicht anders denken, als daß auch die Weiterentwicklung des Gehirns im Laufe der Jahrtausende sich bei der Weitervererbung in irgendeiner Weise geltend machen muß. Zwischen der Gehörsphäre im Gehirn eines Papageis, der mechanisch, aber sicher ein Lied nachzupfeifen lernt, des Angehörigen eines Naturvolkes, dem die wenigen Töne seines primitiven Musikinstrumentes Freude und Behagen verursachen, und eines modernen, feinnervigen und feinhirnigen Musikers sind prinzipielle Unterschiede vorhanden, wie sie niemals im Laufe eines Einzellebens erworben werden können. Das dem Einzelleben zur Verfügung stehende Material ist ein grundsätzlich andres in jedem der drei angenommenen Fälle; es ist dem Einzelleben aber durch Vererbung übermacht worden. Gerade zur Musikalität gehört ja noch etwas andres als ungestörter Ablauf der Vorgänge im Gehörorgan, in der Gehörsphäre des Gehirns und der nervösen Verbindung zwischen diesen beiden Auswirkungspunkten: nämlich das Vorhandensein einer hochfühlenden, aus primitiven Niederungen freigerungenen Seele. Aus diesem Grunde kann, wie Weismann betont, keine Rede davon sein, daß unter den Urmenschen etwa schon verkappte Beethoven vorhanden waren. Außer dem stark entwickelten Musiksinn gehört dazu auch eine reiche, große, tief erregbare Seele; sie wird erfahrungsgemäß erst von dem höher entwickelten Intellekt mitgebracht. Insbesondere zur schöpferischen musikalischen Fähigkeit bedarf es des Zusammentreffens vieler entwickelter Geistesanlagen. »Ein Tropf hätte niemals die H-Moll-Messe oder die Matthäuspassion geschrieben,« auch wenn er sonst die musikalische Begabung von J. S. Bach besessen hätte, ist die wohlgegründete Ansicht Weismanns. Er glaubt auch nicht, daß irgendeiner der Urmenschen, wenn er uns heute als Kind überliefert werden könnte, durch Schulung und Erziehung zu demselben Grade musikalischen Verständnisses entwickelt werden könnte wie unsre Kinder. Die angeborene höhere Seelenanlage würde dazu fehlen. Die Empfänglichkeit für Musik hat sich im Lauf der intellektuellen Entwicklung des Menschen gesteigert, solange nämlich sein Intellekt noch einer wesentlichen Steigerung fähig war. Durch Vererbung wurde die Steigerung der Empfänglichkeit für Musik und überhaupt für Musikbegabung weitergegeben. Ob eine weitere Steigerung grundsätzlich ausgeschlossen ist, ob die Entwicklung gewissermaßen jetzt zu einem Stillstand gelangt ist, läßt sich bei den kurzen Zeiträumen, die uns der geschichtliche Überblick bietet, nicht entscheiden.

Eine übererbte musikalische Begabung kann nicht in Erscheinung treten, wenn die Möglichkeit der Ausbildung und Betätigung nicht gegeben ist. Der Einfluß des Milieus (im allerweitesten Sinn) ist daher für die Feststellung des Erbganges von großer Bedeutung. Wesentlich für das Auftreten einer Musikbegabung ist das Vorhandensein der Disposition; sie ist vererbt. Äußere Umstände wirken auslösend auf das latent Vorhandene. Es ist alles andre, nur kein Zufall, daß so viele berühmte und geniale Musiker aus Musikerfamilien stammen, während ebenso musikalische Menschen — deren Genialität sich in andrer Weise äußert — niemals ausübende oder gar schaffende Musiker geworden sind. Von frühester Jugend an wurde in solchen Familien die Grundlage geschaffen, das Handwerkszeug geliefert, womit die genialisch-musikalische Veranlagung sich später offenbaren kann. Der äußere Anlaß zeigt der vererbten Anlage erst den richtigen Weg.

Insofern ist auch der Grad der Kulturentwicklung eines Volkes überhaupt ein Wegweiser für die Offenbarung musikalischer Begabung. Weismann gibt dafür zwei bemerkenswerte Beispiele. Er macht darauf aufmerksam, daß im 19. Jahrhundert fast alle namhafteren Tonsetzer, Sänger und Sängerinnen aus den großen Städten herstammen, also dort geboren oder doch aufgewachsen sind. Die musikalische Entwicklung wie die technisch-musikalischen Ausführungsmöglichkeiten standen aber in den Städten auf wesentlich höherer Stufe als auf dem flachen Lande. Ferner macht er darauf aufmerksam, daß erst in diesem Jahrhundert die Juden angefangen haben, teil an der musikalischen Entwicklung zu nehmen; erst in diesem Jahrhundert treten Komponisten jüdischer Herkunft auf, darunter Meyerbeer, Mendelssohn, Halévy, Rubinstein usw. Es hängt das zusammen mit der Emanzipation der Juden, durch die sie erst die Möglichkeit gewannen, den ihnen von der Natur an und für sich mitgegebenen Musiksinn zu entfalten. »In der ganzen Reihe der achtzehn Jahrhunderte, welche dem unsrigen vorhergingen, spielte die Musik keine Rolle im Leben der Juden, und dennoch ist bei ihnen ein hoher Grad von Musiksinn weit

Stammbaum der musikalischen Mitglieder der Familie Bach



verbreitet; dennoch waren sie, sobald sie sich überhaupt der Ausbildung ihres Talents widmeten, sofort imstande, sich nicht nur auf die Höhe der modernen Musik emporzuschwingen, sondern auch selbst zur Weiterentwicklung der Kunst beizutragen. Das ist gewiß ein starker Beweis dafür, daß der Musiksinn seit Urzeiten im Menschen verborgen liegt und zu jeder Zeit geweckt und auf jede Höhe gehoben werden kann.«

Wenn in unsrer Zeit und in den vergangenen Jahrhunderten sich der Eindruck ergibt, als habe die Musikalität gegenüber dem Altertum zugenommen, so darf man dabei nie vergessen, wie die Steigerung der Technik die Ausprägung eines bestimmten Kunstsinns erst fördert. Der außerordentliche Aufschwung des Instrumentenbaues hat der Musikbegabung ein viel reicheres Feld zur Auswirkung geschaffen, als es im Altertum bestanden hat; eine künstlerische Begabung, die sich damals vielleicht der Dichtkunst zuwandte — deren »Instrumente« schon in gleicher Vollendetheit vorhanden waren wie heute — oder der Baukunst, wird heute leichter den Weg zur Musik finden. Die Vereinigung mehrerer Talente, mehrerer Neigungen in einem und demselben Künstler, Gelehrten oder Staatsmann ist ja nichts Seltenes. Es läßt sich zuweilen unmittelbar verfolgen, wie die Bevorzugung der einen oder andern Anlage mehr durch zufällige äußere Verhältnisse als durch eigentlichen inneren Zwang erfolgt.

Das bekannteste Beispiel für die Erblichkeit der musikalischen Begabung und überhaupt ein Hauptbeispiel für die Vererbung geistiger Eigenschaften stellt die Familie Bach dar. Durch acht Generationen läßt sich hier die Musikbegabung verfolgen. Der große Meister Johann Sebastian Bach gehört davon der fünften Generation an; das überkommene Ahnenerbe hat sich also bei ihm nicht erschöpft, sondern ist auch bei seinen Nachkommen noch zu finden. Der Stammbaum der Familie ist ein so außerordentliches Beispiel feststellbarer musikalischer Vererbung, daß er hier wiedergegeben sei. Er findet sich in der vorliegenden Gestalt, die lauter musikalisch begabte Bachs aufführt, bei Galton, dessen Darstellung über den Zusammenhang von Genie und Vererbung nach wie vor unübertroffen ist.

Bei den jährlichen Zusammenkünften in der Familie Bach wurden rein musikalische Unterhaltungen abgehalten. Um das Jahr 1750 kamen etwa 120 Mitglieder der Familie zu einer derartigen Zusammenkunft. Die Kinder Johann Sebastian Bachs waren musikalisch; er hatte sieben aus der ersten Ehe (mit einer Frau, die selbst aus der Familie Bach stammte, als Tochter des Johann Michael, eines Musikers) und dreizehn Kinder aus zweiter Ehe. Gerade bei der Familie Bach ist anzunehmen, daß ihr berühmtester Repräsentant, Johann Sebastian, die andern hervorragenden Musiker Bach nicht an eigentlicher Musikbegabung übertraf, wohl aber an jenen andern schöpferischen Fähigkeiten, die das Genie ausmachen.

Beethovens Vater und Großvater waren Musiker, auch in Mozarts Familie ist die musikalische Begabung erblich. Der Vater von Wolfgang Amadeus, ein berühmter Geiger, ließ dem Sohn und dessen gleichfalls sehr begabter Schwester eine glänzende musikalische Erziehung zuteil werden. Mozarts Söhne waren gleichfalls begabte Musiker.

Bei Galton findet sich eine Zusammenstellung

der Verwandten von 26 bekannten Musikern. Es zeigt sich, daß sich in sechs dieser Familien zwei oder drei oder vier bekannte Musiker befinden, in fünf dieser Familien fünf oder mehr Musiker. Zu den Musikerfamilien mit zwei bis vier bekannten musikalischen Familienmitgliedern gehören Bononcini, Dussek, Eichhorn, Keiser, Mendelssohn. Giovanni Maria Bononcini war ein Komponist und Musikschriftsteller im 17. Jahrhundert; zwei Brüder und ein Sohn waren gleichfalls Komponisten. Dusseks Vater und Bruder ragten über den musikalischen Durchschnitt empor; er selbst heiratete eine Musikerin, ihrer beider Tochter spielte Klavier und Harfe. Große musikalische Begabung, die allerdings nicht zur Vollendung gedieh, zeigten die Brüder Eichhorn, ihr Vater war musikalisch. Der Vater des Komponisten Reinhard Keiser war selbst ein ausgezeichneter Musiker und Komponist für Kirchenmusik, seine Tochter eine Sängerin. In der Familie Mendelssohn, von der noch die Rede sein wird, trat die musikalische Begabung vielseitig hervor. Am Vater Mendelssohns zeigte sich, daß ein Musik nicht ausübender Mensch sehr musikbegabt sein kann; Mendelssohn urteilte selbst von seinem Vater: »Ich kann oft nicht begreifen, wie es möglich ist, ein so feines Urteil in Musik zu haben, ohne selbst technisch informiert zu sein.« Bei Meyerbeers Brüdern äußerte sich die Begabung in wissenschaftlicher und dichterischer Richtung.

Zu den Familien mit fünf und mehr Musikern gehören außer Bach und Mozart noch Amati, Benda, Palestrina. Die Familie Amati ist die Erbauerin der bekannten Geigen; sieben bekannte Mitglieder der Familie waren musikalisch. Die Violine wurde von ihnen in Italien eingeführt. Die Familie Benda stammte von einem Weber mit musikalischen Neigungen ab. Vier Söhne, vier Enkel und zwei Enkelinnen wurden bekannte Musiker, hauptsächlich Geigenspieler, als die sie einen weitreichenden Ruf genossen. Über Palestrinas Vorfahren ist wenig oder nichts bekannt; seine vier Söhne, von denen drei schon in ihrer Jugend starben, hatten die musikalische Begabung des Vaters überkommen.

Auch in andern Musikerfamilien finden sich wenigstens einzelne Verwandte des bekannten Komponisten usw., die gleichfalls als musikalisch erkennbar sind. So war Haydns Bruder ein bekannter und von Haydn selbst sehr geschätzter Komponist für Kirchenmusik, Hillers Sohn ein ausgezeichneter Geiger, der Neffe des im 16. Jahrhundert lebenden Komponisten Gabrieli ein geachteter Musiker.

Von neueren Komponisten, in deren Familie weitere musikalische Begabung nachweisbar ist, seien Offenbach genannt, dessen Vater Kantor war, Liszt, dessen Vater ein bekannter Freund und Förderer der Musik war, Brahms, dessen Vater gleichfalls ausübender Musiker (Kontrabassist) war, die Familie der »Walzerkönige« Johann Strauß. Auch Tschaikowskys Vater war, ohne zu musizieren, ein großer Freund der Musik und des Theaters. Die Mutter Tschaikowskys konnte etwas Klavier spielen und singen, war aber nicht eigentlich musikalisch begabt. Gounods Großmutter mütterlicherseits war musikalisch, dichterisch und schauspielerisch veranlagt, sie komponierte selbst. Richard Wagners Sohn ist bekanntlich gleichfalls Komponist; der junge Komponist Korngold ist der Sohn eines bekannten Musikschriftstellers. Diese Liste läßt sich ohne Schwierigkeiten nach der männlichen und weiblichen Seite hin noch beträchtlich vergrößern.

Auf eine eigentümliche biologische Verwandtschaft der musikalischen und der philosophisch-mathematischen Begabung macht Hoffmann aufmerksam. Sie ist unter anderm in der Familie Mendelssohn nachzuweisen. Der Großvater Moses Mendelssohn war Mathematiker, Philosoph, er besaß großes theoretisches Interesse für die Musik. Des Vaters, eines Bankiers, Musikverständnis wurde bereits erwähnt. Die Annahme, daß Mendelssohn seine Musikbegabung lediglich von mütterlicher Seite überkommen habe, erscheint daher nicht begründet. Ein Neffe Felix Mendelssohns wurde Musiker, der Enkel der Schwester Mendelssohns Fanny Hensel Mathematiker (Kurt Hensel) und hat sich als Zahlentheoretiker bekannt gemacht.

In den angeführten Beispielen ist vorwiegend die Vererbung der Musikbegabung in männlicher Linie zu beobachten. Die Familie Bach bietet ein sinnfälliges Muster dafür. Trotzdem ist die Behauptung mancher bedeutender Männer, ihnen sei die Musikalität von der Mutter überkommen, damit nicht ausgeschaltet und die Bedeutung der Musikalitätsvererbung durch die Mutter nicht im geringsten herabgesetzt. Die Erbforschung bei der Musikbegabung steckt ganz allgemein noch in ihren Anfängen und hat fast nur auf die männlichen Familienglieder Rücksicht genommen. Fast immer, das ist jedenfalls sicher, läßt sich in der väterlichen oder mütterlichen Abstammungslinie bei hochbegabten Musikern das Vorhandensein musikalischer Erbfaktoren nachweisen. Jene andre, mehr theoretisch gewonnene Anschauung, wonach Musikbegabung (mit Heiterkeit, Fähigkeit zu Erzählungen, Ordnungsliebe, Neigung zu Schuldenmachen usw.) überwiegend von der Mutter übererbt wird, kann als ungenügend begründet außer Betracht gelassen werden.

In einer sehr bedeutsamen neueren Arbeit sind Haeder und Ziehen in wissenschaftlich-statistischer Weise der Vererbung und Entwicklung der musikalischen Begabung nachgegangen. An Hand ausführlicher Fragebogen haben

sie die Musikalitätsgeschichte mehrerer tausend Menschen verfolgt. Ihre Ergebnisse, die sie selbst in sachlicher Hinsicht noch nicht für allgemeingültig betrachtet wissen wollen, gipfeln in folgenden Punkten. In Ehen, bei denen einer der Eltern musikalisch ist, der andre nicht (diskordante Ehen), überwiegen die männlichen sehr ausgeprägt musikalischen Nachkommen über die weiblichen; vor allem gilt das, wenn die Mutter der musikalische Teil ist. Die positive Belastung ist in diskordanten Ehen wirksamer als die negative. Die Vererbung der Musikbegabung folgt den Mendelschen Vererbungsgesetzen; nur ganz verschwindende Fälle konnten nicht damit in Übereinstimmung gebracht werden, und hier wäre erst noch zu untersuchen, ob nicht falsche Berichte oder Eheirrungen die Schuld tragen. In den positiv-konkordanten Ehen — wenn also beide Eltern musikalisch sind — kommen etwa vierzig Prozent sehr ausgeprägt musikalische und fast vierzig Prozent musikalische Nachkommen vor. Aber es finden sich, wie das mit sonstigen praktischen Erfahrungen übereinstimmt, auch wenig musikalische und ganz unmusikalische Nachkommen. In negativ-konkordanten Ehen ergeben sich verhältnismäßig viele musikalische und sogar sehr ausgeprägt musikalische Nachkommen. Das Auftreten dieses Befundes ist ja bei Betrachtung längerer Vererbungsreihe nichts Auffallendes. Zwei Hauptfolgerungen ergeben sich aus den Statistiken: männliche Personen sind für musikalische Belastung im allgemeinen etwas empfänglicher, und die musikalische Belastung von seiten der Mütter ist im allgemeinen wohl etwas wirksamer.

Als eine Tatsache will Reibmayr aufgestellt wissen, daß bei keiner Kunst die Erbschaftsmasse bei den einzelnen Völkern von Hause aus so verschieden sei wie bei der Musik. Er glaubt, daß es stets Kulturvölker gegeben habe und heute noch gebe, bei denen die für die Musik (im Gegensatz zu andern Künsten) nötige Anlage und Erbschaftsmasse fast vollständig mangelt und nicht einmal so viel davon vorhanden ist, daß eine ordentliche handwerksmäßige Ausübung dieser Kunst möglich wäre. Irgendwelche überzeugenden Beweise für diese sicher unhaltbare Annahme werden nicht beigebracht. Und so hängt auch die Behauptung, daß »Germanen« und »Slawen« infolge besonderer Pflege des Gemütslebens besondere Hinneigung und Begabung zur Musik haben sollen — die Musikalität des italienischen Volkes wird auf die Beimischung von deutschem Blut durch die Völkerwanderung zurückgeführt, das die Unmusikalität der ehemaligen Römer ausgeglichen haben soll —, vollkommen in der blauen Luft der Phantasmagorie, in der auch die damit in Zusammenhang gebrachte Idee nebelt, daß die besten Gesangsvirtuosen in der Vogelwelt als Zugvögel im mittleren und nördlichen Europa, dem Wohnraum der »Germanen«, nisten. Es ist kaum anzunehmen, daß »die alten Germanen« musikalischer waren als ihre damaligen Zeitgenossen in Italien, zum mindesten ist nichts überliefert, was auf eine solche ungleiche Teilung der Begabungen schließen ließe. Die in späteren Jahrhunderten wahrnehmbarere und sichtlicher zum Vorschein kommende musikalische Begabung hängt eben, wie bereits mehrfach betont, mit technischer Entwicklung und andern äußeren Umständen zusammen. Die Rolle, die der Musik dabei im religiösen Leben zukam, ist als ein hervorragendes Bildungselement des musikalischen Sinnes bis ins kleinste Bürger- und Bauernhaus kaum hoch genug einzuschätzen.

Es ist zweifellos zuzugeben, daß zu gewissen Perioden ein oder das andre Volk sich in einer bestimmten Kunst ganz besonders ausgezeichnet hat. Man wird aber annehmen dürfen, daß die Summe der genialen Begabungen und ihrer Lebensäußerungen überall die gleiche ist. Die Musikausbildung hängt, wie ein Fortschritt in jeder andern Kunst, oft von äußeren Zufälligkeiten in ganz hervorragendem Maße ab. Die geniale Anlage tritt bei dem einen Volk in einer Zeitepoche vielleicht mehr als musikalische Genialität in den Vordergrund, beim andern in der Malerei, in der Philosophie, in staatsmännischen Genies, in der Technik. Zu andern Zeiten verschieben sich diese Äußerungen grundsätzlich vorhandener Begabung nach einer andern Kunst hin. Schlüsse auf die »angeborene«, »rassenmäßige« Veranlagung sind da nur mit äußerster Vorsicht zu ziehen.

Die Vererbung des Talentes wird anscheinend durch die Inzucht gefördert — freilich nicht so sehr durch den engen Begriff der Inzucht im Sinn von Heiraten innerhalb ein und derselben Familie, als durch Heiraten innerhalb verschiedener Familien, die sich bereits durch mehrere Vertreter als geistig (etwa musikalisch) hervorragend begabt erwiesen haben. Die Frage der willkürlichen Erzeugung musikalischer Begabung, der Züchtung des Genies, ist ganz sicher aber nicht so einfach zu lösen, wie es nach den theoretischen Erblichkeitsgesetzen erwartet werden könnte. Wenn es möglich wäre, Menschen mit hervorragender musikalischer Begabung auszusuchen und zur Ehe zu bringen und das in zahlreichen Generationen fortzusetzen, so würden die Nachkommen besonders musikbegabt sein, immer »höher gezüchtet« werden, bis schließlich ein oder viele musikalische Genies entstehen werden. Auf eine solche Theorie bei praktischer Ausführung das Mendelsche Gesetz anzuwenden, erscheint von vornherein deshalb schon bedenklich, weil es praktisch nicht möglich ist, Menschen herauszufinden, bei denen eine »reine Linie« RR

im Sinne des angeführten Beispiels mit der Wunderblume anzunehmen ist. Wenn ein musikalisches Talent R vorhanden ist, weiß man gar nicht, ob es sich in der Vererbungsform RR oder Rr oder rR äußert oder — da es sich ja nicht um die Tochtergeneration handelt, sondern um eine viel spätere — um welche komplizierte Vererbungsform sonst.

Schallmayer glaubt, je näher man mit solcher Auswahl einem Menschenschlag käme, dessen einzelne Individuen schließlich ganz allgemein musikalisch gut begabt wären, desto öfter würden in diesem Teil der Bevölkerung aller Wahrscheinlichkeit nach auch höhere Grade musikalischen Talents bis hinauf zum Genie auftreten. Nur durch relative Erhöhung der Fruchtbarkeit der musikalisch begabten Menschen käme jedoch eine Erhöhung der musikalischen Gesamtbegabung einer Bevölkerung zustande.

Dieser Ansicht können wir nicht beipflichten. Es erscheint uns vielmehr zweifellos, daß eine Bevölkerung, aus der mit einem einzigen Schlage alle musikalischen Familien weggenommen würden, bei sonst gleichen Verhältnissen in Kürze wieder neue musikalische Begabungen aufzuweisen hätte. Denn die Grundlagen begabten Wesens werden auch in andern Familien vorhanden sein, und sie werden sich, zumal bei der Erleichterung der äußeren Verhältnisse, durch den Wegfall der bisher die musikalische Praxis beherrschenden Familien in steigendem Maße als Musikbegabung äußern, zumal ja in ihrem Wesen (da es reine Linien in der menschlichen Vererbung nicht gibt) rezessiv auch die spezifische musikalische Begabung vorhanden sein mag.

Auch eine »Züchtung des musikalischen Genies« wird auf solche Weise nicht gelingen können. Es sei ganz abgesehen davon, daß eine »Musikrasse«, deren Fortpflanzungsvoraussetzungen von der Eigenschaft des Vorhandenseins musikalischer Begabung abhängig gemacht würde, sicherlich gar nicht lebensfähig wäre. Als sicherndes Moment der Lebensertüchtigung und als Gewähr für die Erzielung gesunder Nachkommenschaft kann die Auswahl nach musikalischer Begabung nicht gerade angenommen werden. Aber selbst wenn man an längere Lebensfähigkeit solcher Züchtungsreihen glauben würde, wäre deshalb noch lange nicht das Auftreten eines Genies zu erwarten. Nicht die Steigerung der musikalischen Begabung macht ja das Genie aus, sondern, wie wir gesehen haben, das Hinzutreten von allgemeinen schöpferischen Fähigkeiten zu der Musikalität. Wo das Zusammentreffen der ein Genie bildenden Bestandteile geistigen Wesens ein so günstiges wird, daß eben das Genie in Erscheinung tritt, das läßt sich nicht voraussagen. Es kann bei noch so langer Kreuzung musikalischer Individuen immer jenes entscheidende Etwas fehlen, das das Genie ausmacht, und das vielleicht durch Hinzubringen des Erbteils eines ganz unmusikalischen Denkers oder eines geistig scheinbar gar nicht ausgezeichneten Teils der Eltern hinzugebracht würde. Daß eine musikalisch besonders begabte Familie — oder aber eine Familie, in der die Musik bisher eine kurze Rolle spielte — als höchste Blüte ein besonderes Genie hervorbringe, beruht auf einem glücklichen Zusammentreffen von Umständen, das im Wesen noch nicht erfaßt worden ist.

Denn jedem Erklärungsversuch des Genies fehlt letzten Endes doch das unbestimmte Etwas, das große X, das eigentlich das Genie erst ausmacht. Nur wer von einem Teil der modernen Erblichkeitsforschung sehr — allzusehr — überzeugt ist, wird an die Möglichkeit des Verständnisses oder gar der praktischen Möglichkeit der Geniezüchtung glauben können. Es sei hier des Spruches des alten Unzer Erwähnung getan, den er vor rund zweihundert Jahren als Ergebnis seiner Lebenserfahrung und wissenschaftlichen Erkenntnis gefaßt hat: »Die Einsichten der Weltweisen verändern sich wie die Kopfzeuge des Frauenzimmers, und die alten Lehrsätze werden ebenso wieder Mode wie die Trachten der vorigen Jahrhunderte.«

Das Genie, und gewiß auch das musikalische Genie, ist ein durch Züchtung nicht erreichbares Glücksvorkommen, ein Seltenheitsfall. Vererbungsfaktoren müssen bei ihm den inneren Boden vorbereitet haben. In welcher Richtung es sich auswirkt, das hängt freilich oft ganz von äußeren Umständen — und nicht nur denen der letzten Generation — ab, in die es gesetzt ist. Der Himmelsfunke, der das Genie entscheidend ausmacht, ist uns nicht erkennbar.

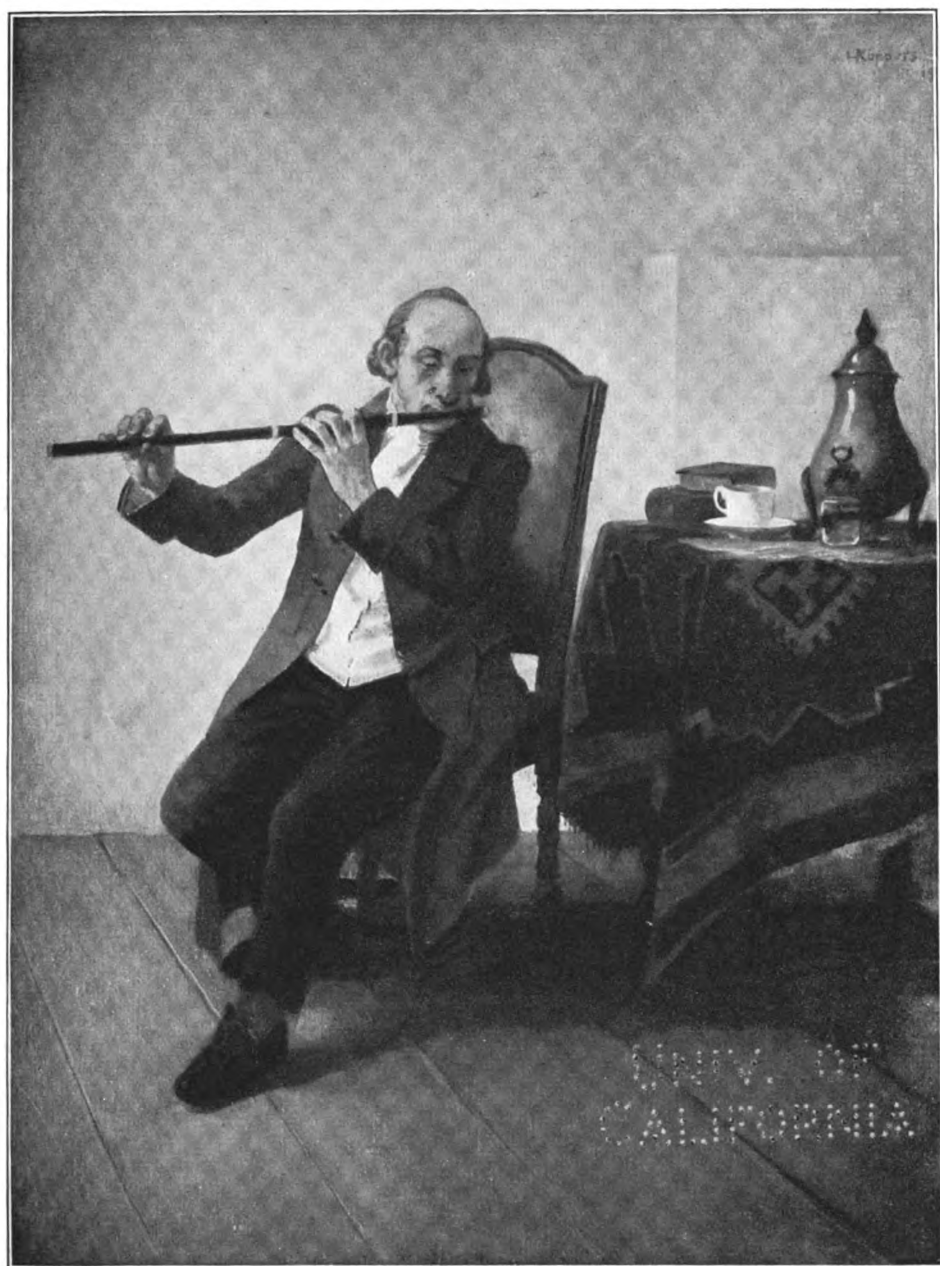


Verse vom Traum

Manchmal kommen uns im Traum Gestalten
Sanft entgegen, die auf eigne Weise
Unsrer Sehnsucht ähnlich sind und leise
Lächelnd Herzen in den Händen halten.

Und wir folgen ihnen auf dem Wege,
Den sie schreiten, wie auf eignen Pfaden,
Und wir folgen ihnen, glückbeladen,
In des Daseins heimlichste Gehege.

Will Scheller


UNIV. OF CALIFORNIA

Leo Küppers: **Flötenspieler**

Aus der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf 1926

UNIV. OF
CALIFORNIA

Wert und Wichtigkeit der heutigen Krebswissenschaft für den Laien

Von Dr. med. Richard Milner, Facharzt in Leipzig

Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß man den Krebs von andern gewebsbildenden Krankheiten mit Hilfe des Mikroskops sicher genug unterscheiden lernte. Dabei zeigte sich, daß sich die Krebse aus Zellen aufbauen, deren Formen und Anordnung erkennen ließ, daß sie Abkömmlinge, entartete Nachkommen der gesunden Gewebszellen des Standortes waren, allermeist der Deck- oder Drüsen-, seltener der Bindegewebszellen. Und weiter ergab sich, daß die Krebse sich nicht vergrößern, wie die von verschiedenen Krankheitserregern herrührenden Wucherungen, z. B. bei Tuberkulose und Syphilis, ähnlich einem Feuer, dessen Funken die nähere und auch fernere Nachbarschaft immer weiter in Brand setzen. Nein: Krebse sind Gewächse, die wie Pflanzen und Tiere aus einem kleinen Keim bösartig gewordener Zellen durch immer neue Teilung der eignen Zellen herauswachsen. Erst später, oft viel später, streuen sie, auch wieder Pflanzen oder Tieren ähnlich, gewissermaßen Sämlinge aus, die durch das Blut oder die Gewebsflüssigkeit (Lymphe) in die benachbarten oder auch entfernten Körperteile gelangen und dort zu Keimen neuer Krebse, der gefürchteten Krebsversprengungen, werden.

Daraus ging hervor, daß der Arzt, wenn er rechtzeitig zu Hilfe gerufen wurde, den bösen erbarmungslosen Feind mit Stumpf und Stiel für immer ausrotten konnte, daß aber keine Hilfe mehr möglich war, wenn das Gewächs seine Wurzeln zu weit schon ausgestreckt oder seinen Samen schon in lebenswichtige Organe ausgestreut hatte. Dauernde Heilung oder sicherer Tod, oft unter Qualen, das waren die beiden Lose des Schicksals. Des Schicksals sage ich, weil zunächst noch niemand daran dachte, oder wenigstens nicht daran arbeitete, die Laien durch Aufklärung in den Stand zu setzen, selbst ihres Glückes Schmied zu sein.

Wie das Schicksal nicht selten den Einzelnen in kurzer Zeit zweimal oder öfter heimsucht, segnend oder prüfend, so legt es auch der Menschheit bisweilen rasch hintereinander zwei Glücksgaben in die Hand. Mit Hilfe der Mikroskope, die uns das Wesen der Krebse hatten erkennen lassen, lernten wir bald auch die Feinde der Wundheilung, die Entzündungserreger, kennen und von den Wunden fernhalten. So wurde kurz nach den Grundlagen der heutigen Wissenschaft vom kranken Körper auch die stärkste Waffe im Kampf mit den Krankheiten geschaffen, die heutige keimfreie Chirurgie.

Und als die Chirurgie nun planmäßig auch den Kampf mit den Krebsen, besonders denen der inneren Organe, aufnahm, da zeigte sich, daß der aus der Wissenschaft von den Krebsen gezogene Schluß richtig war. Die rechtzeitig Operierten blieben dauernd gesund; und wenn bei den andern sich ein Rückfall nach der Operation einstellte, so war er fast immer ein Rest oder ein Abkömmling des ersten, zu spät operierten Krebses, nicht ein eigentlich neuer Krebs. Weil aber das neue und damals einzige Heilmittel gegen die Krebse, die Chirurgie, in den ersten Jahrzehnten ihrer Entwicklung meist viel zu spät gegen die Krebse eingesetzt wurde, waren ihre Erfolge, besonders anfangs, noch wenig befriedigend: manche Kranke starben bald nach der Operation, andre später an Rückfällen.

Das hat die Wissenschaft veranlaßt, immer wieder nach ungefährlichen Heilmitteln für die Krebskranken zu suchen. Bisher ist der Glaube an »den Krebserreger« durch alle wissenschaftlichen Bedenken, die hauptsächlich in der Wachstumsart der bösartigen Gewächse und der Unmöglichkeit, Krebse bei Mäusen anders als mit lebenden Krebszellen auf eine zweite Maus zu übertragen, begründet sind, nicht auszurotten gewesen. Darum hat man alles, was sich gegen die Erregerkrankheiten als hilfreich erwiesen hatte, auch gegen die Krebse versucht: chemische Mittel, z. B. Arsen, wie gegen die Syphilis, irgendwelche künstlich im Blut von Tieren hergestellte Schutzstoffe, wie bei Diphtherie, Einimpfung von Krankheitserregern, wie bei den Pocken, usw. Und weil Bakterien vielfach abgetötet werden durch Gifte, die beim Zerfall ihres eignen Leibes frei werden, und aus andern Erfahrungen heraus hat man auch Krebszellen auf verschiedene Art aufgelöst und ihre so gewonnenen Bestandteile in den Körper der Kranken eingeführt.

Die Krebse zeigten nach allen Arten dieser innerlichen Behandlung gelegentlich vorübergehende Besserung. Aber die ist auch mit viel einfacheren Mitteln zu erreichen, wie z. B. gelegentlich durch Einspritzungen steriler Milch oder von Schweineblut unter die Haut, bei vielen geschwürigen Krebsen schon durch Pflege und Verbinden des Geschwürs. Wirkliche dauernde Heilung durch irgendeins der unzähligen genannten Mittel ist nicht sicher erwiesen, und den Besserungen folgten bisweilen rasche Verschlimmerungen, die den anfänglichen Gewinn vielleicht mehr als aufwogen. Wieviel alle innerlichen Krebsbehandlungen in einzelnen Fällen direkt oder indirekt geschadet haben, besonders auch durch Versäumenlassen der chirurgischen Heilung, das ist nicht festzustellen. Dauernd genützt haben sie fast nie, geschweige denn geheilt.

In neuerer Zeit sind die Bestrebungen, die Krebse durch eine innerliche Behandlung zu heilen, wieder angeregt worden durch die Vermutung einiger Ärzte, daß der Krebsentstehung

irgendeine allgemeine Veränderung im Körper zugrunde liege, z. B. eine Art Altersschwäche oder eine fehlerhafte Leistung eines die Blutbeschaffenheit regelnden Organs, wie der Milz oder der Eierstöcke, oder eine krankhafte Fermentbildung oder auch eine ererbte Anlage.

Richtig ist an diesen Theorien von der »Krebskonstitution«, daß die wissenschaftliche Medizin einige Jahrzehnte lang fast vergessen hatte, daß zu jeder Krankheit außer dem äußeren Reiz, z. B. dem besonderen Erreger, auch eine innere »Fähigkeit« des Körpers zu der betreffenden Krankheit nötig sei, die man Disposition oder Konstitution nennt und die der Laie gewöhnlich »im Blut« vermutet. So erkranken z. B. nur diejenigen Menschen oder Tiere an Typhus, in deren Körper sich der Typhusbazillus zu vermehren und zu verbreiten und die schädlichen Gifte zu bilden vermag. Andre Tiere, z. B. Hunde, können ungeheure Mengen von Typhusbazillen verschlucken, ohne den geringsten Schaden zu erleiden. Ähnlich können die meisten Menschen übermäßigen Fleischgenuß vertragen, ohne je einen Gichtanfall zu bekommen; die zur Gicht geneigten können es nicht. Die Gicht gehört, wie auch viele Nervenleiden, zu den sogenannten erblichen Krankheiten, bei denen die angeborene Fähigkeit oder Anlage oder Neigung Einzelner, erblich Belasteter viel entscheidender für den Krankheitsausbruch ist als der äußere Reiz oder die von außen kommende Auslösung der Anlage. Beim Krebs ist das aber gerade nicht die Regel, sondern die sehr seltene Ausnahme.

Denn Erblichkeit spielt bei den Krebsen fast gar keine Rolle. Das hat ein Stuttgarter Statistiker, Dr. Weinberg, in überzeugender Weise bewiesen. Er hat mit Hilfe der weit zurückreichenden Familienregister Württembergs mit ärztlichen Totenscheinen Vergleichsberechnungen angestellt, indem er von einer großen Zahl von an Krebs Gestorbenen feststellte erstens, ob ihre Eltern öfter ebenfalls an Krebs gestorben waren als die nicht blutsverwandten Schwiegereltern der Krebskranken, und zweitens ebenso, ob unter den Geschwistern letzterer Krebse häufiger vorkamen als unter ihren Schwägern und Schwägerinnen. Das Ergebnis beider Aufstellungen war, daß die Blutsverwandten nicht öfter an Krebs starben als die Vergleichsgruppe. Diese vielen gewiß tröstliche Widerlegung des instinktiven Glaubens an Erblichkeit beim Krebs fällt offenbar sehr stark gegen die Theorie der Krebsanlage überhaupt ins Gewicht. An die Erblichkeit der Krebse glauben viele aus dem Grunde, weil nicht selten in einer Familie bald nacheinander mehrere Krebsfälle vorkommen. Diese Tatsache beruht aber einfach auf der sehr großen Häufigkeit der Krebse, an denen bei uns von allen über vierzig Jahre alt Werdenden mindestens zehn Prozent sterben. Und die Häufigkeit der Krebse wird in den höheren Altersklassen immer größer. Daher die Häufung von Krebsfällen besonders in langlebigen Familien.

Auch alle andern gefühlsmäßigen Hinweise auf die Idee einer entscheidenden Rolle der »Konstitution« beim Krebs halten einer abwägenden Prüfung nicht stand. Weiße Mäuse und Kaninchen bekommen »von selbst«, d. h. unter gewöhnlichen Lebensumständen nie einen Hautkrebs am Rücken oder an den Ohren. Man kann aber mit Leichtigkeit bei ihnen, besonders bei den Mäusen, einen Krebs an den genannten Stellen der Haut erzeugen, wenn man sie an diesen oft genug einige Wochen lang mit Teer pinselt. Weiter: Wem würde es einfallen, bei einer ausgesprochen konstitutionellen Krankheit, wie der Gicht, eine Heilung versuchen zu wollen, indem man die zuerst gichtig erkrankte Körperstelle, z. B. eine Zehe, einfach amputierte? Das Ergebnis würde sein, daß diese »Behandlung« an sich nicht den geringsten Einfluß auf das Leiden hätte, jedenfalls nicht den geringsten nützlichen, eher einen schädlichen. Von den Krebsen wissen wir aber, daß alle rechtzeitig Operierten für ihr ganzes Leben gesund bleiben, keinen Krebs bekommen, auch ohne die geringste sonstige Änderung ihrer Lebensweise und dadurch ihrer »Konstitution«.

Im Gegensatz dazu haben sich alle Versuche, die Krebse durch eine Änderung der allgemeinen Körperbeschaffenheit zu bessern oder zu heilen, z. B. mit Hilfe einer Röntgen-Bestrahlung der Milz oder (beim Brustkrebs) durch Entfernung der angeblich schuldigen Eierstöcke oder durch eine Änderung der Lebensweise, die für die Gichtbehandlung so wesentlich ist, als erfolglos erwiesen. Wenn also auch selbstverständlich kein Krebs entstehen könnte ohne die Fähigkeit der Körperzellen, krebsig, d. h. bösartig zu werden, so genügt diese sicher bei allen Menschen und wohl auch Tieren angeboren vorhandene Fähigkeit allein unter gewöhnlichen Lebensverhältnissen nie oder fast nie zum Zustandekommen eines bösartigen Gewächses. Dafür ist außerdem notwendig und ganz hauptsächlich entscheidend eine langdauernde örtliche Reizung der Zellen, die sie schließlich bösartig macht.

Aus allen diesen Tatsachen folgt aber weiter, daß die Versuche einer Heilung der menschlichen Krebse »von innen her« und die ihnen zugrunde liegenden Theorien nicht nur nutzlos, sondern schädlich sind. Sie legen den Kranken nicht nur unnötige Opfer an Zeit und Geld auf, sondern führen auch dazu, daß mancher durch Operation Heilbare die Zeit der Heilbarkeit ungenützt verstreichen läßt. Mag man trotzdem bei den nicht mehr heilbaren Krebskranken sich, je nach dem Gefühl, immer wieder versucht oder veranlaßt fühlen, mit irgendeinem der vielen innerlichen Krebsheilmittel eine Linderung oder Lebensverlängerung zu erstreben: auch für diesen meist nur

sehr bescheidenen Nutzen leisten im ganzen genommen die Wund- und allgemeine Krankenpflege, die Röntgenstrahlen und auch chirurgische Hilfe viel mehr als die innerlichen Mittel. Und alle noch wirklich in heilbarem Stadium zu uns kommenden Krebskranken müssen wir heute auf das entschiedenste vor den innerlichen angeblichen Krebsheilmitteln warnen.

Soll also das Messer das einzige Heilmittel bei den Krebsen der inneren Organe sein und bleiben? Nein! Aber das bei weitem wirksamste ist es bis heute geblieben. Nur die Röntgen- oder Radium-Strahlen können bei einigen der verschiedenen Krebsarten mit der Chirurgie in Wettbewerb treten: bei den Krebsen der Gebärmutter, der Haut und einigen andern. Daß aber auch die Strahlen nicht ungefährlich sind, hat mancher, der in den ersten Jahren nach der Entdeckung der Röntgen-Strahlen sich ihnen beruflich oft oder lange ausgesetzt hat, an seinem eignen Leibe erfahren. Nicht wenige Röntgen-Techniker, -Schwestern und -Ärzte haben mehr oder weniger großen Schaden von ihnen erlitten durch sogenannte Röntgen-Verbrennungen, aus denen bisweilen — so verblüffend das bei dem zweitwichtigsten Krebs-*Heilmittel* auch ist — Röntgen-Krebse hervorgingen. Einen großen Fortschritt haben aber die Strahlen bei der Behandlung der Krebse noch besonders gebracht: Kranke, die zu spät für eine Operation zum Arzt kommen, können in nicht wenigen Fällen noch durch die Strahlen für viele Jahre, wohl teilweise auch dauernd geheilt werden.

Im ganzen aber ist es fast selbstverständlich, daß *die Erfolge der Krebsbehandlung*, sowohl der chirurgischen als der Strahlenbehandlung, *um so besser sind, je früher die Kranken in ärztliche Behandlung kommen.*

»Aber eine Operation ist doch immer gefährlich.« Das ist richtig und auch nicht richtig. Je nachdem, was man sich bei dem Wort »gefährlich« denkt. Was heißt gefährlich? Ist es etwa heute ungefährlich, wenn jemand, besonders ein älterer Mensch oder ein Kind oder ein der Großstadt ungewohnter Bauer, eine belebte Großstadtstraße überschreitet? Ist ein Sport, eine viele Meilen lange Fahrt mit Auto oder Motorrad oder eine Wanderung über einen schwindligen Gebirgssteg oder eine Reise nach Amerika ungefährlich? — Die bei den äußeren Krebsen auszuführenden Operationen kann man fast immer als mehr oder weniger ungefährlich bezeichnen. Selbst an den sehr großen Operationen der Brustkrebse sterben im Durchschnitt aller Fälle, auch der fortgeschrittensten, von hundert Operierten etwa zwei bald nach der Operation, »an den Folgen der Operation« — und (!) denen des Krebses zusammengenommen. Man vergißt zu leicht, daß am »Tod nach einer Operation«, z. B. auch einer Operation wegen Blinddarm- oder Bauchfellentzündung, nicht nur oft, sondern fast ausnahmslos die Krankheit durch ihre Schädigung der allgemeinen Gesundheit viel mehr schuld ist als der Eingriff an sich. Darum liegt in der Phrase »an den Folgen einer Operation gestorben« meist eine Gedankenlosigkeit und Ungerechtigkeit, die gefährlich ist. Das gilt sogar für die großen Operationen der inneren Krebse, wie die des Magen- und Darmkrebses. Wird ein Stück dieser Organe wegen eines gutartigen Leidens entfernt, so sterben nur ganz wenige der Operierten bald nach der Operation. Von den Krebskranken wesentlich mehr, aber nur weil sie durch ihr Leiden meist, zumal in ihrem meist höheren Alter, schon örtlich und allgemein viel schwerer geschädigt und geschwächt sind als die Kranken mit gutartigen Magengeschwüren und Darmgewächsen usw. Und schließlich: Zugegeben, daß eine große Operation, zumal wenn die Narkose nicht zu vermeiden ist, nie als ungefährlich bezeichnet werden darf — durch eine gelungene Krebsoperation ist das sonst sicher bald verlorene Leben gerettet, bei den alltäglichen Gefahren, z. B. aller Sportarten, gewinnt man durch Einsatz der Gesundheit oder des Lebens meist nur ein Vergnügen.

Wer also die übertriebene Angst vor einer rechtzeitigen Operation überwunden und sich genügend Kenntnisse davon erworben hat, durch welche oft scheinbar unbedeutende Zeichen sich Krebse im Anfang verraten, und wer darum auf alle Störungen seiner Gesundheit ernstlich, aber ohne Angst zu achten sich gewöhnt hat, der kann schon heute die Gefahr meist rechtzeitig erkennen oder ahnen. Er darf sich nur nicht mit dem instinktiven Irrtum trösten, daß es sich bei ihm nicht um einen Krebs handeln könne, weil er keine Schmerzen habe und sich sonst ganz wohl fühle. Schmerzen machen die Krebse im Anfang leider nie, und nur darum sind sie so bösartig und gefährlich. Und Abmagerung und Blutarmut, ja gelegentliches Fieber erzeugen sie erst in vorgeschrittenen Stadien, wenn sie geschwürig zerfallen sind oder dauernd Blut und Schleim absondern oder die Ernährung behindern oder durch ihre oft erst spät, *zu* spät auftretenden Schmerzen dauernd, Tag und Nacht, den Kranken peinigen.

Für den Arzt ist die sichere Feststellung oder Ausschließung eines Krebses auf verschiedenen Wegen, wobei die Röntgen-Strahlen für die Krebse des Magens und Darms ein wichtiges Hilfsmittel geworden sind, meist unschwer möglich. In einem kürzlich im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienenen Buche habe ich das außer allem andern, was von Krebs zu wissen gut und nützlich ist, ausführlich, unterstützt von Bildern, gerade für die Laien darzulegen und eingehend zu begründen versucht.

Die heutige wissenschaftliche Medizin hat in den noch nicht hundert Jahren ihres Bestehens, verglichen mit all den Tausenden von Jahren der vorausgegangenen Kulturgeschichte, geradezu bewunderswerte Fortschritte erzielt. Die Laien blicken mit einem gewissen Stolz auf diese Fortschritte. Aber unsre immer auf Neues, Erstaunliches wartende Zeit hat nicht die nötige Ruhe, das Erlebte zu durchdenken und auszuwerten. Wer sich aber einmal klargemacht hat, daß mit der Steigerung der Leistungsfähigkeit der Medizin auch die Verantwortung der Ärzte und der Laien für die Gesundheit ungeheuer gestiegen ist, der hat einen großen Vorsprung vor denen, die nicht denken und nicht selbst ernstlich an ihrer Heilung mitarbeiten.

Nur der, der die Krankheitszeichen der Krebse kennt, sich gut beobachtet und sich rechtzeitig zur Krebsbehandlung entschließt, nur der kann, wenn sich bei ihm ein Krebs entwickelt, Mitarbeit an seiner eignen Heilung leisten. Ja, er kann dem Unglück oft vorbeugen.

Bei den äußerlich sichtbaren Krebsen der Haut, der Zunge, der Lippen usw. können wir die Entstehung verfolgen und so feststellen, daß in den meisten Fällen örtliche Schädigungen die Ursache des örtlich entstehenden bösartigen Gewächses werden, wenn sie lange genug einwirken. Geschwüre und Entzündungen verschiedener Art und hartnäckige Ausschläge sind als gelegentliche Krebsursachen längst allgemein anerkannt. Die schutzlose Anwendung der Röntgen-Strahlen im ersten Jahrzehnt nach ihrer Entdeckung hat das wie ein Experiment am Menschen bestätigt. Die erfolgreiche regelmäßige Erzeugung von künstlichen Hautkrebsen bei weißen Mäusen und Kaninchen durch oft wiederholte Teerpinselungen hat diese Art der Krebsentstehung durch örtliche Reize noch klarer bewiesen.

Wenn wir von den Krebsen der inneren Organe, des Magens und Darms, der Gebärmutter und der Brustdrüse, noch nicht so allgemein beweisen können, daß sie regelmäßig durch dieselben Arten von örtlichen Reizen entstehen, so haben wir doch allen Grund, auch für die große Mehrzahl von ihnen in erster Linie örtliche langdauernde, oft jahrzehntelang fortwirkende Reizungen verantwortlich zu machen: Geschwüre, Katarrhe und chronische Entzündungen. Einzelne derartige Ursachen sind in großer Zahl auch schon für die Krebse der inneren Organe erwiesen, sowohl durch Erfahrungen am Menschen wie durch künstliche Erzeugung von Krebsen bei Tieren. Auch gutartige Geschwülste spielen dabei eine Rolle durch nachträgliche bösartige Änderung ihres Charakters.

Wer aber die Ursachen eines Unglücks oder einer Krankheit kennt, der hat auch mehr oder weniger den Schlüssel zur Fernhaltung des Unglücks in der Hand. So auch bei den Krebsen. An der Haut, den Lippen und der Zunge kann man tatsächlich häufig der Krebsbildung vorbeugen, wenn man, gewarnt durch die wohl erkennbaren Vorkrankheiten eines Krebses, die ursächliche Schädigung abstellt: chemische Reize, z. B. beruflicher Art, wie Röntgen-Bestrahlungen, ferner übermäßiges Rauchen, das bei der Entstehung der Lippen- und Zungenkrebse eine verhängnisvolle Rolle spielt, ungenügend behandelte Syphilis usw.

Dasselbe wissen wir schon für einzelne Krebsarten in inneren Organen, z. B. die Blasenkrebse der Anilinarbeiter und diejenigen Magenkrebse, die aus vernachlässigten Magengeschwüren, und die Gebärmutterkrebse, die aus einem verschleppten Gebärmutterkatarrh hervorgehen. Kaum ein Arzt wird heute daran zweifeln können, daß jede Art von vernünftiger allgemeiner und örtlicher Gesundheitspflege dazu beitragen kann, die Zahl der Krebse zu vermindern.

Das unheimliche und gefährliche Dunkel, das die Krebse jahrtausendelang umgab, hat die Wissenschaft teilweise zu beseitigen, teilweise wenigstens zu erhellen vermocht. Wie an unzähligen andern Krankheiten, am meisten an den Erreger-(Infektions-)Krankheiten, so läßt sich auch an den Krebsen leicht beweisen, daß die Wissenschaft den Menschen unermeßlich viel Gutes gebracht hat. Und doch gehen viele unsrer Zeitgenossen achtlos vorüber an diesen alltäglichen Hinweisen, daß die gewiß nicht unfehlbare Wissenschaft nicht um ihrer selbst oder um ihrer Jünger willen da ist, sondern zum Segen der Menschheit. Daß man heute große Reisen nicht mehr zu Fuß oder in der Postkutsche oder mit dem Segelschiff macht, sondern mit Eisenbahn oder Dampfer, Auto oder Flugzeug, ist jedem selbstverständlich. Wie viele aber machen es sich klar, daß, seit man rechtzeitig erkannte Krebse fast ohne Gefahr heilen kann, nicht nur die Verantwortung der Ärzte für rechtzeitige Erkennung ungeheuer gewachsen ist, sondern auch die Pflicht der Laien zu besserer Beobachtung ihres Körpers sozusagen erst neu entstanden ist!

Wie Gott nur denen hilft, die sich selbst helfen wollen, so kann auch die Wissenschaft und ihre Technik nur die retten, die das Ihrige dazu tun: Wissen und Wollen.



Am Strom

Von Jacob Hilditch

Berechtigte Übertragung aus dem Norwegischen von Gerda Haupt-Placzek

Der Nebel beginnt langsam über dem Hudson zu steigen. In den Straßen der Stadt verlöschen die Gaslampen, das erste Tageslicht zeigt sich schwach und langsam. Es ist nur Nebel, der weißer wird.

Die Uhr ist fünf, die Straßen liegen öde und blank nach der Feuchtigkeit der Nacht. Ab und an sieht man, wie eine vereinzelte Haustür sich öffnet und ein Mann vorsichtig herauskommt; er trägt ein Päckchen unter dem Arm und ein in ein Tuch gewickeltes Geschirr in der einen Hand. Arbeiter sind es; sie haben einen langen Weg zur Fabrik, und um sechs Uhr beginnt die Arbeit.

Unten an den Kaien den Hudson entlang ist alles still; Persenningen und Segel hängen feucht und schlaff über die Warenballen. Eine Schute liegt neben der andern; an Bord schläft alles. Selbst die Hunde haben den Morgen zu trist gefunden, um so früh auf den Beinen zu sein; sie liegen vorn und schlafen, die Schnauze tief zwischen den Vorderpfoten begraben. Aber wenn sie etwas Verdächtiges hören, heben sie die Köpfe und sehen sich um. Wenn sie sich nicht sofort dabei beruhigen, daß es nichts war, laufen sie geräuschlos vom Back herunter auf das Mittschiff über Spieren und lose Rundhölzer und hinauf auf das Hüttendeck; dort sehen sie sich fragend um, bis alles wieder ruhig ist.

Unten am Kai liegt ein Mann und beugt den Oberkörper über den Brückenrand. Er hat eine lange Peitsche mit einem Haken in der Hand und späht den Strom auf und nieder. Nun schwingt er die Peitsche hinaus, fühlt vor und holt ein. Dann zieht er ein ausgefasertes Tauende auf die Brücke und legt es zu einer kleinen Sammlung Wrackgüter, die er neben sich liegen hat. Einige feuchte Holzscheite, ein paar Segeltuchlappen und ein paar Tauenden.

Da kommt ein kleiner muffiger Kinderstiefel gesegelt. Es muß stilles Wetter gewesen sein, da er so tapfer schwimmt, ohne vollzulaufen und unterzugehen. Der Mann mit der Peitsche richtet sich auf, ihn abzulauern, und reckt sich hinaus, so weit er kann; aber er erreicht ihn nicht, und der Schuh segelt an ihm vorbei. Doch der Mann gibt es nicht auf; er erhebt sich und läuft aus allen Kräften hinab zum nächsten Kai, um ihm dort aufzulauern. Da unten ist ein wenig Einströmung, wie er weiß; und ganz richtig, bei kleinem hat er den Stiefel in der Hand und legt ihn auf den Haufen, während er von neuem seine Stellung einnimmt.

Er starrt den Fluß hinauf und hinunter, ob sonst noch etwas in Sicht ist; aber er sieht nichts. Darum richtet er sich auf und setzt sich mit hinaushängenden Beinen auf den Brückenrand. Er zieht eine kleine Pfeife vor, entzündet sie mit einem Streichholz ganz hinten in den Händen und genießt die Morgenstimmung. So bleibt er sitzen mit im Schoß gefalteten Händen und sieht ruhig den Fluß auf und nieder.

Genießt der Mann wirklich die Aussicht? Hat er wirklich ein Auge für das außerordentlich Feine, Reizvolle, das in dem grauen Herbstmorgen liegt, für den leichten Nebel, das blanke, stille Wasser, den Frieden und die Ruhe, die über der schlafenden Stadt weilen, über den Schuten, die mit geschlossenen Türen und schlafenden Hunden sich wiegen, für die Wälder weit, weit draußen, wo der Nebel verdampft über den Höhenrücken im Osten und wie eine goldverbrämte Gewitterwolke über den obersten Baumwipfeln liegt?

Es sieht wirklich so aus, als wenn er das genießt. Er hat alles um sich vergessen und sitzt und träumt, während sein Auge schwimmt in dem weißen Nebel, in dem ruhigen grauen Wasser und der dämmernden Sonne hinter dem Nebel.

Er läßt den Blick ruhig über den Fluß gleiten und hinauf zur Stadt auf seinen beiden Ufern; seine Augen bleiben an einer Schute hängen, die ein Stück weiter draußen vor Anker liegt. Es raucht bereits vom Kombüsendach, der wachsame Koch ist schon auf den Beinen und kocht den Morgenkaffee für den Kapitän, den Steuermann und die Mannschaft, die sich noch in den Kojen der dumpfen kleinen Kabinen streckt. Der Rauch steigt ruhig und blau in die Luft und hebt sich frisch von dem weißgrauen Hintergrund ab. Der Mann auf der Brücke genießt ihn. Selbst seine Pfeife ist ausgegangen, ohne daß er es gemerkt hat. Schau' an, da hatte er geträumt; irgend etwas kommt hinabgeschwommen und ist schon fast an ihm vorbei. Nun entdeckt er es, er greift zur Peitsche und hält sich bereit; das muß etwas wirklich Wertvolles sein, nach seinem gespannten Aussehen zu schließen.

Es kommt näher; es ist nur eine tote Katze. Was kann er damit wollen? Er hat sicher noch nicht entdeckt, was es ist. Aber doch, nun ist sie dicht bei ihm; er schlägt den Haken hinein und zieht sie heran durch das Wasser. Eine ganz gewöhnliche, schwarz und grau gestreifte Katze.

Gerade wie er sie heranholt, kommt ein Bursche über die Brücke gelaufen, auch er hat eine Peitsche in der Hand. »Das wäre! Die Katze gehört mir, Harry! Ich sah sie ganz oben an der Fünften Straße, aber sie trieb zu weit draußen, so daß ich sie nicht fassen konnte. Ich bin bis hierher hinter ihr dreingelaufen; du mußt sie mir lassen.«

»Unsinn, Dick, hat man schon mal so ein Ge-

faſel gehört! Du kannſt dir wohl denken, daß ich die Katze nicht hergebe.«

»Das iſt nicht fair play, das, Harry; wenn ein Mann von der Fünften Straße hinter einem Ding herrennt, das ſchwimmt, daß dann ein andrer unten an der Brücke es ihm wegnehmen will. Sei vernünftig, Harry, und gib mir die Katze.«

»Albern, Dick, dein Gefaſel. Nicht fair play! Was 'n Blödſinn! Wenn ich hier ſitze und eine tote Katze fiſche, und ein Mann kommt angereiſt mit der Eiſenbahn von Hunters Point und ſagt, daß er in einem Garten oben bei Hell Gate eine Katze Blauſäure freſſen ſah, ſollte ich ihm darum die Katze geben? Wäre da Buſineſs bei? Du mußt einſehen, Dick, daß du faſelſt, und du mußt dich damit zufriedengeben.«

»Na, behalt die Katze, du, Alter; ſie iſt ſowieſo halb verfault. Bitt ſchön, behalt ſie nur, und wohl bekomm's!«

»Na, wenn ſie verfault iſt, dann wäre es ja einigermaßen dämlich von dir, ihr ſo weit nachzulaufen, Dick. Im übrigen laß das nur meine Sorge ſein. So viel iſt ſie wohl immer noch wert, daß ich zehn Cents für das Fell kriegen kann, was?«

Er zieht die Katze auf der Stelle ab und wirft den Körper in den Fluß zurück.

Der Nebel hebt ſich weiter, es wird lebendig auf dem Strom. Kleine Boote wimmeln von beiden Seiten heran. Es raucht an Bord aller Schuten, auf einigen ſind ſchon Leute auf dem Deck. Einige ſtehen in den offenen Deckhaustüren und genießen ihre Morgenpfeife, andre liegen mit beiden Armen auf der Reling und ſtarren nach Seemannsart gleichgültig landeinwärts, während ihre Augen döſig den Fluß hinaufgleiten, ſich nach der Seite auf die Stadt wenden, über Kirchtürme und hohe Hausdächer ſtreifen, über denen noch der Morgendämmer liegt.

Dann kann ihr Auge an einem beſtimmten Punkt in der Ferne hängenbleiben, ein vergnügtes Schmunzeln leuchtet in dem Geſicht auf, die Pfeife wird einen Augenblick nachdenklich aus dem Mund genommen, und das ganze Geſicht ſtarrt in ſchlaffem Lächeln zu dieſem einen Punkt hinauf.

Der Mann erhebt ſich und ſtreckt ſich rücklings, führt mit Behagen beide Arme hinter den Nacken und zieht einen Morgenatemzug, während die zuſammengekniffenen Augen noch lächelnd an dem Punkt da oben hängen. Er ſchiebt die Mütze in den Nacken zurück und ſchreitet über das Deck, tiefen Ernſt auf der Stirn, die Augen und die ganze Mundpartie in einem Lächeln. Nachterinnerungen!

Auf dem Back liegt der Steward auf den Knien und wäſcht. Er wringt das Zeug aus, ſo daß ſeine Ellbogen ſcharf und vorſpringend werden an den nackten Armen. Dann hängt er es am Fockſtag auf, Segeltuchhoſen, farbige Wollſweater und großgewürfelte Hemden, und wartet, daß die Sonne kommen und ſich der Wäſche annehmen ſoll.

Leichte Schritte werden auf dem Kai hörbar, die Leiter knarrt leiſe, und ein kleiner Burſche mit einem Korb am Arm ſpringt über die Reling auf das Deck hinab. Er iſt knapp dreizehn, vierzehn Jahre alt.

»'n Morg'n, Sir! Iſt jemand an Bord, der etwas von mir kaufen will? Gute Seife, Briefpapier, Kämme, Spiegel, Bürſten, eine ausgezeichnete Kleiderbürſte für zehn Cents — nicht? Vielleicht ein Meſſer? Scheren, Knöpfe, Garn, Nadeln? Ich verkaufe zum halben Preis.«

»Donnerwetter, wie kannſt du dir einfallen laſſen, ſo früh am Morgen zu Leuten an Bord zu laufen? Es iſt ja knapp halb ſechs.«

»Das muß ich gerade, Sir, und darum kann ich ſo billig verkaufen. Ich muß mich vor der Polizei hüten, denn ich verkaufe ohne Bewilligung. Ach, kauft doch irgend etwas! Ich werde ſo unglaublich billig ſein. Morgen gehen Sie doch nach Neuyork hinauf und kaufen dieſelben Sachen zu viel höheren Preiſen.«

Er ſetzt ſich auf die Großluke und breitet den ganzen Inhalt ſeines Korbes auf der Perſenning aus; er wühlt herum in den Sachen, zieht einzelne Gegenſtände heraus und hält ſie zu den Matroſen hinauf. Es iſt ein hübſcher, gut zu leidender Junge mit bleichem Geſicht und großen dunklen Augen. Die Geſchäftigkeit, die er an den Tag legt, iſt nicht natürlich, ſondern angelernt. Unter gewöhnlichen Umſtänden herangewachſen, wäre der Junge von ruhiger, zurückhaltender Gemütsart, vielleicht mit einer Vorliebe für das Alleinſein.

Der Steward iſt unterdeſſen mit der Wäſche fertig geworden und kommt mit dem Leichtmatroſen zuſammen mittſchiffs; er iſt immer kaufluſtig, der Steward, und glaubt immer, daß er einen guten Kauf macht.

Er wird mit dem Burſchen über ein paar Kleinigkeiten handelseinig. Auch der Bootsmann kommt hinzu, der, der an der Reling ſtand; er iſt die Nacht bummeln geweſen, ſchläfrige Verdrießlichkeit liegt über dem gutmütigen Geſicht mit dem ſchwarzen Vollbart; es gehört nur ein Sonnenſtrahl, nur ein munteres Wort dazu, ihn freundlich zu machen.

»Oder Sie da, Sir?« fragt der Junge. »Wollen Sie nichts bei mir kaufen? Bürſten, Meſſer, Scheren — nicht? Oder vielleicht Migräneſtifte? Erfriſchende Seife — wie?«

Der Bootsmann lacht. »Du biſt, weiß Gott, nicht dumm, Jung; du weißt, was die Leute nötig haben, du!«

»Ach ja, Sir; ich bin ſchon auf viele Schuten

gelaufen, früh am Morgen, und hab' gelernt, es den Männern anzusehen, ob sie die Nacht geschlafen haben oder nicht.«

»Wie heißt du, mein Junge?« Und der Bootsmann setzt sich auf die Luke neben ihn.

»Ich heiße Henry Castro, Sir.«

»Henry Castro! Du bist also Italiener oder Spanier?«

»Nein, Sir. Meine Mutter war Amerikanerin, mein Vater Portugiese, aber sie sind beide tot; ich bin hier in Amerika geboren.«

Der Bootsmann ist ein merkwürdiger Kauz; er ist bekannt als der Schwierigste in der ganzen Mannschaft; auf dem festen Lande ist er ein flotter Mann und Don Juan, er hat fast jeden Abend Landurlaub und ist darauf den ganzen Tag verdrießlich, brummt und greint, und es ist gar nicht immer leicht mit ihm auszukommen. Aber nun nimmt er den kleinen, mageren Krämerjungen auf seinen Schoß, legt die langen, feinen Hände in seine dicken, beteerten Fäuste und sieht schweigend auf sie hinunter.

Der Junge fühlt sich ein wenig verlegen, er sitzt still und sieht vor sich hin.

»Wie alt bist du, mein Jung?«

»Ich werde im Frühling dreizehn Jahre, Sir.«

»Dreizehn Jahre erst? Nicht mehr? Aber kannst du nichts andres treiben, als so auf den Schiffen herumzulaufen und allerlei Dummheiten zu lernen?«

»Ja, ich könnte Zeitungsjunge werden, Sir. Aber Mutter bat mich, es nicht zu tun. Denn da würde ich nie wieder rauskommen, sagte sie.«

»Könntest du denn nicht mit einem Schiff mitkommen und dich nützlich machen, Junge?«

»Nein, Sir, ich habe eine kleine Schwester, die zwei Jahre jünger ist als ich.«

»Eine Schwester hast du auch, mein Junge?« Und der Bootsmann klappt ihn freundlich und streicht ihm über das Haar. »Wo ist sie denn?«

»Sie ist den ganzen Tag mit mir zusammen, aber am Morgen schläft sie zwei Stunden länger als ich, während ich auf meiner ersten Tour bin. Dann gehe ich zu ihr und wecke sie; wir frühstücken und dann gehen wir zusammen los.«

»Wo wohnst du denn, mein Jung?«

Der Kleine wird ein wenig verlegen. »Ja, Sir, nach Weihnachten werden wir in Brooklyn wohnen.«

»Ich frage, wo du jetzt wohnst.«

»Wir werden gleich nach Weihnachten nach Brooklyn ziehen, Sir.« Er sieht nieder und wendet die Augen scheu nach beiden Seiten.

Der Bootsmann runzelt die Brauen und sieht ihn scharf an. »Na, Jung, willst du mir sagen, wo du jetzt wohnst?«

Ein Zucken geht durch den Jungen, er beginnt zu drucksen und leise zu weinen. »Wir schlafen in der Nacht in einem Fahrstuhlschacht, ein Stück über die Brücke, Sir.«

»Ach, mein armer Junge!« Der Bootsmann preßt ihn an sich. »Ich wollte dich ja nicht erschrecken, Kind; es war nur Scherz von mir — wein' nur nicht, Henry, sei gut; ich will bei dir kaufen, will ich; und dann sollst du Schiffszwiebad mitbekommen für deine kleine Schwester. Hast du heute schon etwas gegessen, mein Junge?«

»Nein, Sir; ich esse niemals, ehe meine Schwester aufwacht; dann essen wir zusammen.«

»Na, dann sollst du hier Frühstück bekommen; wenn's nicht anders ist, kannst du meinen Kaffee kriegen, Schiffszwiebad haben wir genug. Du hast wohl ein bißchen was zu essen für den Jungen, Steward? Der Kapitän steht nicht vor einer Stunde auf; bis dahin kannst du gut neuen Kaffee kochen.«

Der Junge bekommt Kaffee, Schiffszwiebad und Butter hinauf auf die Großluke, ein wahres Göttermahl. Er hockt umgeben von all seinem Kram, der ausgebreitet auf der Persenning liegt; der Bootsmann sitzt neben ihm und hält seine eine Hand, und der Steward und der Leichtmatrose suchen in seinen Sachen. Er knabbert den Zwiebad und trinkt gierig in großen Schlukken den Kaffee; seine Augen strahlen, und sein ganzes Gesicht lacht vor Freude.

Nun ist er satt. Ein paar Zwiebäcke liegen noch da, er sieht fragend den Bootsmann an.

Der nickt. »Für deine kleine Schwester, ja.« Und der Junge steckt sie in die Brusttasche.

»Ich kaufe ein Messer, eine Bürste und einen Spiegel bei dir, kaufe ich,« sagt der Bootsmann. »Wieviel macht das?«

»Fünfunddreißig Cents, Sir.«

»Schön, hier sind sie. Wieviel hast du wohl an dem Handel hier an Bord verdient, du?«

»Lassen Sie mal sehen. Der Steward kaufte ein Paar Hosenträger, ein Messer und einen Spiegel; Sie haben auch einen Spiegel, ein Messer und eine Bürste gekauft.« Er sitzt und rechnet, dann sieht er auf. »Ja, da habe ich gerade achtzehn Cents verdient, Sir. So viel habe ich noch nie an einem Morgen verdient.«

»Das ist nicht sehr viel, Jung! Aber die Bürste und das Messer und der Spiegel, die ich gekauft hab', damit hat es keine Eile, die brauchst du mir erst zu liefern, wenn ich wieder nach Neuyork komme; und triffst du mich dann nicht, so macht es auch nichts.«

Der Junge erhebt sich und fängt an, seine Sachen wieder in den Korb zu packen. »Ich muß wohl gehen, Sir; sonst wacht meine kleine Schwester auf und fürchtet sich, wenn ich nicht zurück bin.«

Er sagt dem Steward und dem Leichtmatrosen Good bye, die sich bereits entfernt haben, der eine nach vorn und der andre in die Kombüse, um neuen Kaffee zu kochen, ehe der Kapitän aufwacht.

Dann nimmt er auch Abschied von dem Boots-

mann und dankt ihm. Der folgt ihm zur Leiter, und gerade, wie der Junge auf die Reling springen will, greift der große, starke Bootsmann ihm mit beiden Händen unter die Arme und hebt ihn vorsichtig über die Reling und hinunter auf die Außenbordleiter. Hier hält er ihn behutsam fest. »Ja, adjö, mein Jung, und komm du nur ruhig wieder an Bord, wenn du Lust hast.« Er wendet sich nach dem Steward und den andern um. Aber vom Steward sieht er nur den Rücken mit den neuen Hosenträgern durch die Kombüsentür. Dann sieht er zärtlich den Jungen an, hebt ihn wieder hoch, so daß sein Gesicht gerade eben sein eignes berührt, und drückt einen langen, leichten Kuß auf die Stirn des Jungen: »Gott mit dir, armer Jung!« Er blinzelt mit den Augen und führt schnell beide Zeigefinger zu ihnen hinauf. Der Steward hat wohl nichts gesehen? Er geht ein Stück auf dem Deck nach vorn, dann streckt er den Kopf wieder über die Reling und nickt dem Jungen am Kai zu. »Du kannst doch Seemann werden, Jung!«

»Nein, Sir, ich hab' ja eine kleine Schwester.«

Der Bootsmann bleibt wieder an der Reling stehen, die Mütze weit zurückgeschoben, so daß die ganze Stirn frei ist; er zündet seine Pfeife an und sieht wie am Morgen weit den Strom hinauf, über die Stadt, aber das gemütliche, halb spöttische Lächeln vom Morgen ist verschwunden, und sein Auge hängt nicht mehr an einem einzelnen Punkt. Vielleicht sucht es einen Fahrstuhlschacht ein Stück über die Brücke.

Bettelmusikanten

Sommermittag. Die Kleinstadt schläft.
Versunken träumen alle Gassen,
Und keine will sich stören lassen
Durch den Stundenschlag vom Turme,
Der heiser über Dächer und Bäume bellt
Und wie ein Stein in lichte Träume fällt.
Am Markt die breiten Linden schweigen.
Nur das Brummen und das Geigen
Von tausend Bienen in den Zweigen
Erfüllt die Luft, die mittagsstille.
Die Hitze zittert leis in seidner Hülle.
Es schlafen Meister und Gesinde
Und ruhen von der Arbeit aus.
Die Stadt umspielen Sommerwinde,
Umschmeicheln leise Tor und Haus.

Da ziehn als Störenfriede ein
Durchs Tor vier Bettelmusikanten,
Die irgendwo bei Bier und Wein
Sich zum Spiel zusammenfanden.
Zerschlissene Röcke, geflickte Hosen,
Die Hüte geschmückt mit Heckenrosen,
Zerwühlte Gesichter und sonnverbrannt,
Instrument und Knotenstock in der Hand,
So pilgern sie die Gassen empor
Zum Markt, weil da die Reichen wohnen.
Nehmen dort ihre Instrumente hervor,
Probieren und blasen die Backen auf:
De didel didel dö, trä — tä, wau, wau ...

Da wacht die Kleinstadt plötzlich auf.
Kinder kommen in raschem Lauf
Und stolpern über das Buckelpflaster.
Des Küsters Katze fährt erschreckt empor
Und flüchtet eilends, niemand trauend.
Die Häuser öffnen Fenster, Tür und Tor,
Nach ungewohnten Wundern schauend.
Ein Walzer hüpft an den Giebeln entlang
Und lockt auch den letzten Schläfer heraus.
Jungfrauen schauen sehnsüchtig und bang
Nach einem Tänzer und Freier aus.

In der Trompete Schmettern und Locken,
In des Hornes liebendes Werben
Ruft der Baß gleich dumpfen Glocken
Sein: Wu wu, wu wu wu, wu wu wu, wu wu ...
Komm dreh' dich, ich führ' dich, dreh' immer dich zu.

Doch am hellsten lacht in die gestörte Mittagsruh
Die Klarinette in springenden Tönen
Und schmeichelt, als wollte sie wieder versöhnen:
De didel didel didel didel dö, de dö, de dö ...

Kleine Mädchen heben ihre Röckchen in die Höh'
Und wiegen das Köpfchen und strecken die Beinchen
Und drehen sich schließlich im Ringelreihn.
Verschlafne Gesichter bekommen Leben.
Der Walzer weckt Erinnerung.
Die Alten möchten sonst was geben,
Wären sie nur einmal noch so jung,
Um sich im Walzertakte zu drehen
Und sorglos in die Welt zu sehen.

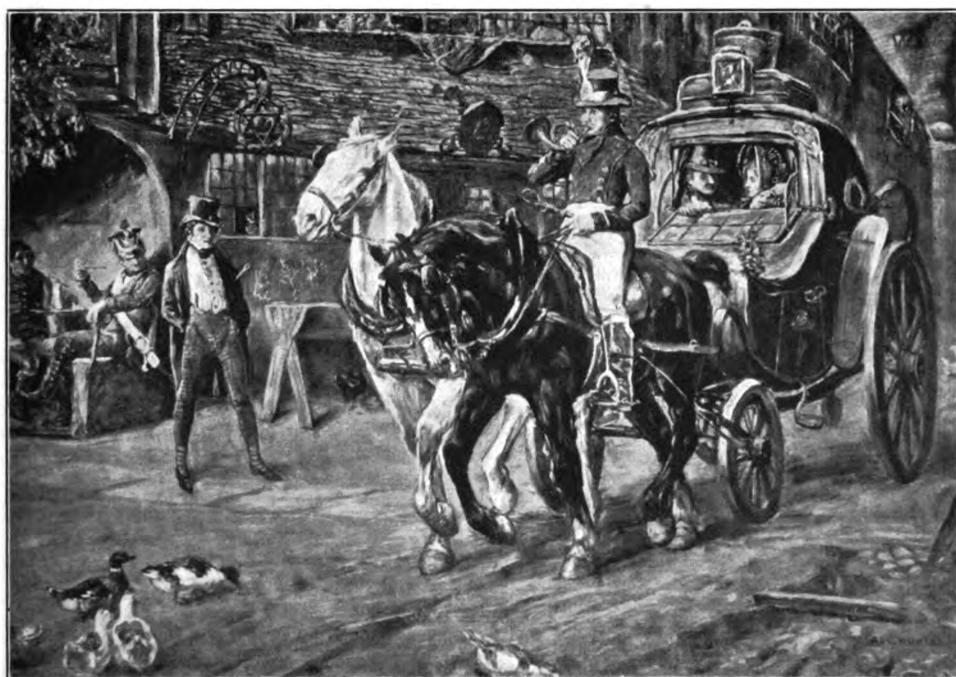
Das Lied ist aus. Das Kupfer fällt
Und füllt der Musikanten Taschen,
Vergoldend ihre karge Welt
Und füllend ihre Fuselflaschen.

Ein Marsch erklingt. Sie ziehen ab.
Kinder schwirren hinterdrein,
Und ein rosenroter Schein
Umstrahlt den wunderlichen Zug,
Bis er im schwarzen Tor zerrinnt.
Verstohlen trägt der Sommerwind
Aus der Ferne verwehte Töne
In des Städtchens Mittagsruh:
De — dö — de dö — wu wu — wu — wu —

Martin Weise



Robert Stübner: Interieur



Extrapost

August Kühles,
ein Maler der Romantik
Von Dr. Hedwig Schmelz

Romantik! Das Wort klingt süß wie der silberne Schlag der alten Meißner Porzellanuhr auf dem Kamin, duftet geheimnisvoll wie das Lavendelsträußchen in der Großmutter Wäscheschrank, entreißt uns grauen Alltagsplagen und dem Getriebe einer entgötterten Welt. Vieldeutig wie der Menschen Phantasien, vielgestaltig wie das Leben selbst ist das Wörtchen »Romantik«. Der eine denkt an dunkle Wälder, in denen die wundersame blaue Blume blüht, der andre träumt von fernen Zauberlanden in Blütenpracht, diesem erscheint die Romantik in Ruinen verfallener Schlösser, im Gewinkel alter Gassen, jener sieht im Geist versunkene Gärten, durch die noch ein Hauch des Vergangenen, letzte Ahnung froher Feste weht — und doch ist allen gemeinsam das eine: daß es irgend etwas Fernes und Köstliches, etwas Vergangenes und Duftendes sei, was wir im Getriebe unsers Lebens, im Hasten und Jagen unsrer Zeit verloren haben und unwiederbringlich verloren hätten, so wie Träume verschweben im Wesenlosen, wäre es nicht der Kunst gegeben, Mittlerin zu sein zwischen dem Traumland und der nüchternen Welt. Daß sie es nicht zu allen Zeiten ist und sein kann — das eben liegt begründet im Gesetz ewigen Wechsels, in Forderungen der Zeit und der Weltanschauung. Manch müßiger Streit ist schon entbrannt um die beiden großen Richtungen in der Kunst: ideale und realistische Malerei, doch er war stets unfruchtbar und zwecklos; denn diese Schlagworte enthalten kein Werturteil, nur ein Zeitcharakteristikum. Daß beides Hand in Hand gehen kann, ein ideal Gedankliches und eine realistische Naturauffassung, das zeigt das Werk des Künstlers, dem die folgenden Zeilen gewidmet sind.

Eine Märchenwelt vergangener Tage, der Zauber verträumter Städtchen, aber auch das frohe Blühen heimatlicher Natur tut sich auf in den Bildern des Münchner Malers August Kühles. Wohl mancher, der in den letzten Jahren gleichgültig und ermüdet die Kunstausstellungen durchwanderte, blieb plötzlich vor einem seiner Bilder stehen und horchte leise auf: irgend etwas hatte seine Seele berührt. Irgend etwas war anders als in den übrigen Genrebildchen, und vor dem Auge des Beschauers erstand gleich die Erinnerung an ähnliche alte Frankenstädtchen, an einmal Erlebtes, einmal Erträumtes, einmal Besessenes. Und das ist wohl schon ein Maßstab für den inneren Gehalt der Bilder.

Nicht umsonst sagt man, das Milieu bestimme den Menschen. In Würzburg als Sohn einer alten Würzburger Theologen- und Juristen-

familie geboren, empfing der Knabe schon erste Eindrücke dieser fröhlichen Bischofsresidenz am Main, die, wie wenige andre deutsche Städte, den alten Charakter bewahrt hat. Hier, wo auf Schritt und Tritt steinerner Barocktraum zur Wirklichkeit wird, wo in Residenz und Kirchen der Formenrausch barocker Raumvisionen webt und lebt, wo in den Sandsteinfiguren der Brücken und Brunnen, in den Madonnen und Heiligen barocke Ekstase ihre Seele verhaucht, wo im Hofgarten die tanzenden Putten vom Reigentanz schöner Hofdamen und stolzer Kavaliere erzählen — hier erfüllte der Knabe seine empfindsame Seele mit der Schönheit, dem Zauber dieser entschwundenen Welt. Doch mehr noch zog's ihn durch die kleinen, winkeligen Gäßchen mit den schiefen Erkerhäusern hinunter zum Main und hinaus in das sonnige, gesegnete Frankenland, wo auf rebengrünen Hügeln verwitterte Schlösser von vergangener Herrlichkeit der Ritter und der geistlichen Herren berichten, wo alte Türme ragen mit verrosteten, knarrenden Windfahnen, wo die Pappelalleen aus der Napoleonzeit dem Lande einen Charakter südlicher Heiterkeit geben, und im Frühling die Obstbäume unter der weißen und rosigen Last ihrer Blüten erschauern. Hier erlebte er noch die Poesie der alten gelben Postkutsche, hier konnte er träumen am gemächlich dahingleitenden Fluß, der an den seichten Stellen stille Kreise zog und stets belebt war von schneeweißen Gänseherden, die, plötzlich scheu und wild geworden, schreiend über den Main flatterten. Hier sah er auf den Landstraßen die Wallfahrer mit ihren schlanken Fah-



Frühlingswehen



Altes Städtchen am Rhein

nen, hier lauschte er dem Glockengeläute, das bald heiter, bald schwermütig durch die stille Luft erklang. Wie jauchzend war da der Frühling im blühenden Maintal, und wie berauschend der Sommer in den fränkischen Bauerngärten mit ihren farbenbunten Blumen und dem nur ihnen eignen Duft von Buchs und Nelken, von Thymian und Lavendel!

Mag auch die Wiege der Großeltern in Ungarn gestanden haben — Würzburg und das malerische Frankenland sind für Kühles doch die eigentliche Heimat seines Wesens und seiner Kunst geworden. Er selbst bezeichnet sich gern als eine Mischung von Steinwein und Tokaier, und das glückliche Temperament, gemischt aus der sonnigen Heiterkeit des einen und dem prickelnden Feuer des andern, ist ihm in der Tat zeitlebens treu geblieben.

Ein gütiges Schicksal wollte es, daß sein Vater als Jurist gerade immer in malerische alte Städtchen der bayrischen Heimat verschlagen wurde und so die künstlerische Phantasie des Sohnes immer neue Anregungen empfing. Nach einem kurzen Aufenthalt in Schweinfurt kam er nach Neustadt a. d. Saale, um dieses wieder mit Kronach zu vertauschen, der Heimatstadt des Lukas Cranach, bewehrt und bewacht von der Feste Rosenberg. Mehr als Wasserburg a. Inn und Landshut mit den Giebelhäusern am Markt, dem Martinsdom und der Trausnitz hat auf den jungen Künstler Passau gewirkt, die malerische Stadt an der Donau, mit ihren Halbinseln und Inseln und der schönen Umgebung. Als er zum erstenmal in die Ferien von der Münchner Akademie nach Hause kam, konnte er den Vater hier auf seinen Amtsreisen als Untersuchungsrichter begleiten, tief hinein in die Melancholie des bayrischen Waldes, wo hinter Mauern und Hecken verschwiegene Klostergärten mit Blumen und Erinnerungen träumen, wo mitten aus Einsamkeit barocke Wallfahrtskirchen erwachsen und wo der junge Maler viele prächtige Motive

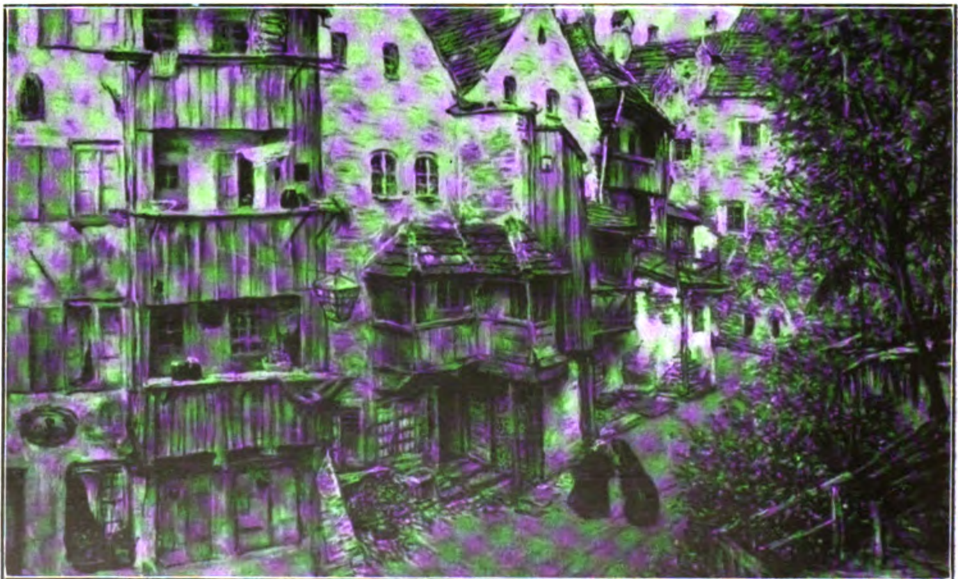
suchte und fand. Bei einem abermaligen Aufenthalt in Wasserburg erschloß sich ihm auch dort eine Welt alter Häuser und Tore, es gab manch schönen Frauen- und Mädchenkopf, manch interessanten knorrigen Bauernschädel für das Skizzenbuch. Es war noch in der Blütezeit der kleinen Stadt, da diese Mittel- und Sammelpunkt der ländlichen Umgebung, der Bauern und Händler war, die Freitags zum Markt hereinkamen und Geld und Lärm und Leben mit sich brachten.



Altes Mainstädtchen

Tiefer noch war das Erleben, als der junge Kühles an einem dunklen Winterabend bei dichtem Schneegestöber an der Seite des Vaters zum ersten Male Bamberg betrat. So zeigte sich ihm die Stadt Heinrichs 2. gleich im richtigen romantischen Schimmer, so fand er die einsamen Gassen voll tiefer Schatten und heimlicher Märchen, die alten Höfe und die alte Residenz der Bischöfe voll geheimer Geschichten und den Dom in majestätischer Wucht und Ruhe. Hier fand er unzählige Motive, und wenn auch die Tage längst vorbei waren, da Bischöfe und Äbte in sechsspännigen Karossen mit fackeltragenden Spitzenreitern durch die Stadt fuhren, da steife Hofherren mit weißen Perücken schönen Reifrockdamen Komplimente machten, so konnte eines Künstlers Phantasie doch all das wieder erleben und erstehen lassen. Überdies war Bamberg die Stadt des E. T. A. Hoffmann, und seinen Spuren ist der junge Maler eifrig nachgegangen, hat wohl auch manch vergessenen Winkel mit den Spukgestalten dieses Romantikers belebt.

Zu Streifzügen in der Umgebung, wo manch einzigartiges Motiv lockte, wie die einsame Schönheit des versunkenen Gartens vom Seehof, die steinerne Herrlichkeit des Schlosses Ponnersfelden, kamen Ausflüge und Fahrten ins Maintal, zum Pfarrdorf des Onkels, wo Kühles oft zu Gast war und vom Gartenhäuschen aus den Blick in die weite fränkische Landschaft genoß.



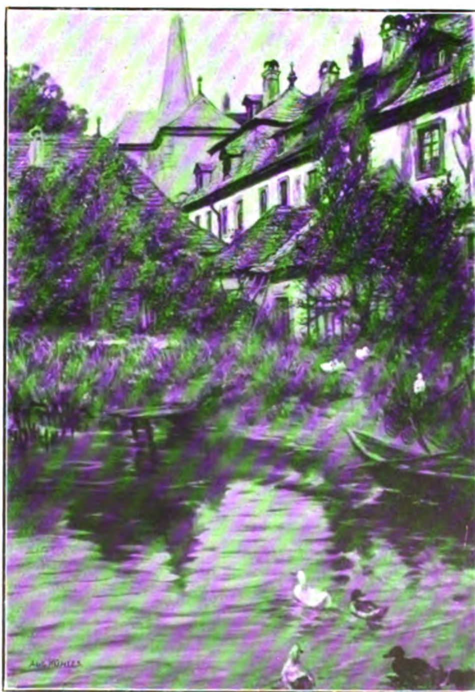
Klatschbasen



Die Schweden sind da

Unvergeßlich waren Tage in Haßfurt am Main, wo draußen vor dem Würzburger Tor eine uralte steinerne Brücke mit schweren Bogen und einem heiligen Nepomuk sich vor der Silhouette des Städtchens im ruhigen Wasser spiegelte und ein prächtiges Motiv abgab. Gerade diese Eindrücke der Jugend haben spätere Reisen und Gesichte nicht mehr auszulöschen vermocht; die Liebe zu Franken, ein tiefes Verständnis für fränkische Landschaft und Bauweise hat den Maler nicht mehr verlassen.

Es ist fast überflüssig, zu sagen, daß schon der Knabe, der gern in alten Büchern las und alte Zeichnungen und Bilder betrachtete, auf allen Schulen ein strebsamer und guter Zeichner war. Nach Beendigung der Gymnasialzeit bezog der Achtzehnjährige die Akademie in München und kam zu Wilhelm v. Diez, dem Genremaler. Allmählich rückte er auf in die Naturklasse zu Professor Löfftz, der nicht nur ein feinfühliger Künstler, sondern auch ein glänzender Lehrer wer, der es verstand, ein leichtsinniges junges Malervölkchen, das manchmal so gern bummeln wollte, zu ernster Tätigkeit anzuhalten.



Klosterweiher

Einen Herbst, Winter und Frühling lang besuchte Kühles die Düsseldorfer Akademie, auf der damals Eduard v. Gebhardt Herrscher und Meister war. Hier sah er nun ganz andre, schon fast holländische Motive:

die weite Ebene des Niederrheins mit Windmühlen und Wasserburgen. Die Weihnachtsferien gaben Anlaß zu einer romantischen Winterfahrt nach Köln mit seinen Kirchen und den Schätzen einer jahrhundertealten Kultur. Und da geschah's, daß der junge Kühles frühmorgens am Dreikönigstag in den dunklen Hallen des gotischen Doms den ganzen Zauber mittelalterlicher Mystik, geheimnisreicher Romantik erlebte, da der Bischof im großen Ornat das Hochamt hielt und ein Knabenchor wundersame Melodien sang. Wie köstlich mag im Kerzenschein Stefan Lochners Dombild mit dem prunkenden Goldgrund gefunkelt haben, während das Flackerlicht den dämmerigen Raum übergoß, sich an Kanten und Ecken brach, die Pfeiler umspielte und glitzernd über die Brokatgewänder der Geistlichen zitterte — das war Offenbarung uralter heiliger Gebräuche; Vergangenheit ward lebendig und faßbar. Da plötzlich schrillte ein Pfiff in all die Feierlichkeit, grelle Dissonanz zerriß die Stimmung — es war ein Pfiff vom nahen Bahnhof. Da ward dem jungen Maler so recht der Unterschied zweier Welten klar: die Romantik, das Alte war tot, die Neuzeit schrie herein. Doch er blieb, wozu ihn alles drängte: der Romantiker.



Nymphenburger Schloßpark



Das Lied des Postillions

Im Gegensatz zu den meisten Deutschen, die das Gute immer in der Ferne suchen, fand Kühles alle Schönheit, all seine Motive in der Heimat. Er kam nicht viel in die weite Welt, er brauchte weder den Orient noch Ostasien, er suchte nicht den glühenden Farbenrausch der Tropen — ihm genügte die deutsche Sonne und der nordisch-bewölkte Himmel. Eine Studienfahrt am Rhein und in der Pfalz ließ ihn die fast südliche Heiterkeit rheinischer Landschaft genießen, wobei Heidelberg Ziel und Erfüllung romantischer Sehnsucht war. Auch hier war ihm das Glück hold und ließ ihn Zeuge einer hübschen, ihm unvergeßlichen Szene werden: In der alten, ewig jungen Stadt der Burschenherrlichkeit war wieder einmal Studentenfest in einem Wirtsgarten hoch überm Schloß. Es wird gezecht, getanzt, gespielt. Da plötzlich tritt ein Mann in Gestalt und Maske Goethes vor, auf die Terrasse, lehnt sich lässig über die Brüstung und schaut sinnend und verträumt ins grüne Land und hinab auf die Burg, geht und verschwindet langsam wieder. An sich eine unscheinbare Sache — für den Romantiker ein Erlebnis.

Später durchwanderte Kühles mit dem Rad die Schweiz. Tirol und das bayrische Gebirge, vor allem der Chiemsee, zogen ihn immer an. Rothenburg bot viele Motive, und Landsberg am Lech sah ihn häufig in seinen Mauern als Mitarbeiter und späteren Freund von Herkomer.

Erst spät, im Sommer 1922, kam er nach dem Süden, zunächst nach Südtirol und an den Gardasee, wo in Torbole ein hübsches Strandbild entstand, wo er in Bozen sich satt sehen konnte an den hellen, südlichen Farben, und wo er im Burgenland die vielen schönen Schloßmotive fand, inmitten all des Sonnenglanzes und der Pracht der Reben. Anhaltender Regen machte der Arbeit, dem frohen Wandern ein Ende, und so ging er nach Verona und weiter nach Venedig. Es ist bezeichnend für des Künstlers Wesen und Eigenart wie für Einstellung und Charakter seiner Kunst, daß er die tiefsten Eindrücke von Sterzing empfing, der alten deutschen Stadt, die, vorgeschoben an die südliche Grenze, sich den romantischen Zauber ihrer Erkerhäuser, ihrer verschnörkelten Wirtshausschilder, die ganze nordisch-germanische Unregelmäßigkeit ihrer Giebelreihen, den so unitalienischen malerischen Reiz ihrer Tortürme bewahrt hat. Das war der Klang, der ein Echo in seiner Brust fand, das war Verwandtes, war die Heimat.

Aus all dem geht schon hervor, daß ein Maler wie Kühles seine Erfüllung nimmermehr in Italien finden konnte. Und so ist es nicht weiter zu verwundern, daß eine Reise nach Italien für ihn eine Enttäuschung bringen mußte. 1924 kam er zum ersten Male nach Rom. Doch was sollten ihm, dem die schiefen Häuser alter Winkelgassen letzte Offenbarung waren, die geraden Linen der



In die Berge

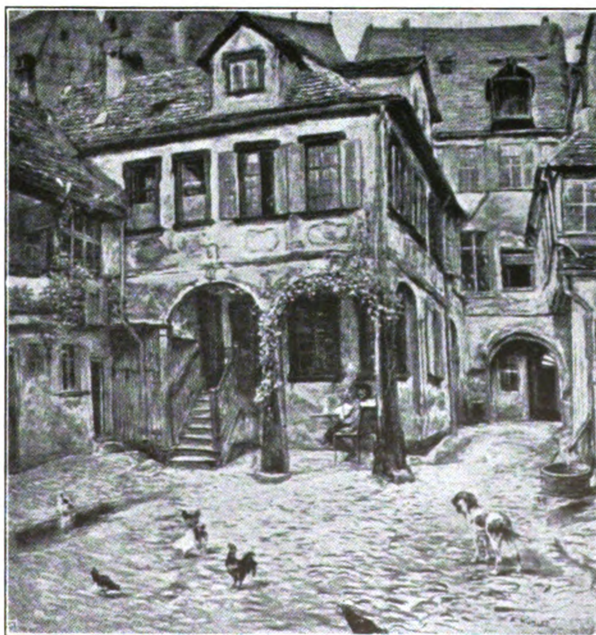
Renaissancepaläste, der kühle, vornehm verhaltene Prunk römischer Barockfassaden bedeuten, was die kalte Marmorpracht riesengroßer Kirchen? Und so kehrte er heim mit leeren Händen und malte wieder die Heimat, die schöne, romantische deutsche Heimat.



Alter Wirtshof


Deutsches Haus in Rothenburg

Was würden all diese äußeren Tatsachen im Leben eines Künstlers bedeuten, wenn sie nicht ebenso viele Stationen seines bildnerischen Werdens und Wirkens wären und nicht nur bestimmend seine Entwicklung beeinflußten, sondern auch als Ausfluß seines Charakters erscheinen? Es ist nicht richtig, mit der vorgefaßten Meinung von irgendeiner Tendenz, einer Moderichtung oder Schule an das Werk eines Künstlers heranzutreten, ihn von vornherein gegen eine Folie zu stellen, die für ihn unvorteilhaft ist. Allerdings ist jeder Künstler ein Kind seiner Zeit, eingespannt in die Fesseln einer Epoche, die er nur zu sprengen vermag, wenn ihm die Genialität des Titanen verliehen ist. Aber trotzdem ist jeder Künstler eine Individualität, ein Einmaliger, der die sichtbare Welt nach seiner »Art zu sehen« gestaltet und also auch sicher Anspruch darauf erheben darf, daß man seinem Werk


Der Zecher

Verständnis und angemessene Wertung entgegenbringe.

Wir haben es in Kühles also mit einem Maler deutscher Landschaft, deutscher Städtchen zu tun. Sein Werk ist umfangreich; der so bescheidene Künstler hat viel und fleißig gemalt, und was hier an Bildbeigaben vorgeführt werden kann, soll nur eine Ahnung geben von der Vielseitigkeit seines Schaffens, vom Wesen seiner Kunst. Er ist Landschafter von Geburt aus, er hat den Blick für das Malerisch-Reizvolle in Winkeln und Gassen, aber er ist bis in die Fingerspitzen Romantiker. So muß er die Landschaft beleben mit den Gestalten seiner Phantasie, mit den Menschen vergangener Tage. Und diese innere, notwendige Verbindung, diese Verwandtschaft zwischen Hintergrund und Staffage bestimmen den Wert und die Eindruckskraft seiner Bilder.

Mag er nun eine sommerlich grüne, hügelige Wiese malen, mit weitem Blick in die Ferne, einem schweren Gewitterhimmel und sturmgepeitschten Grashalmen oder ein Bauernhaus an der Landstraße im ersten Frühlingssonnen-



Torwart

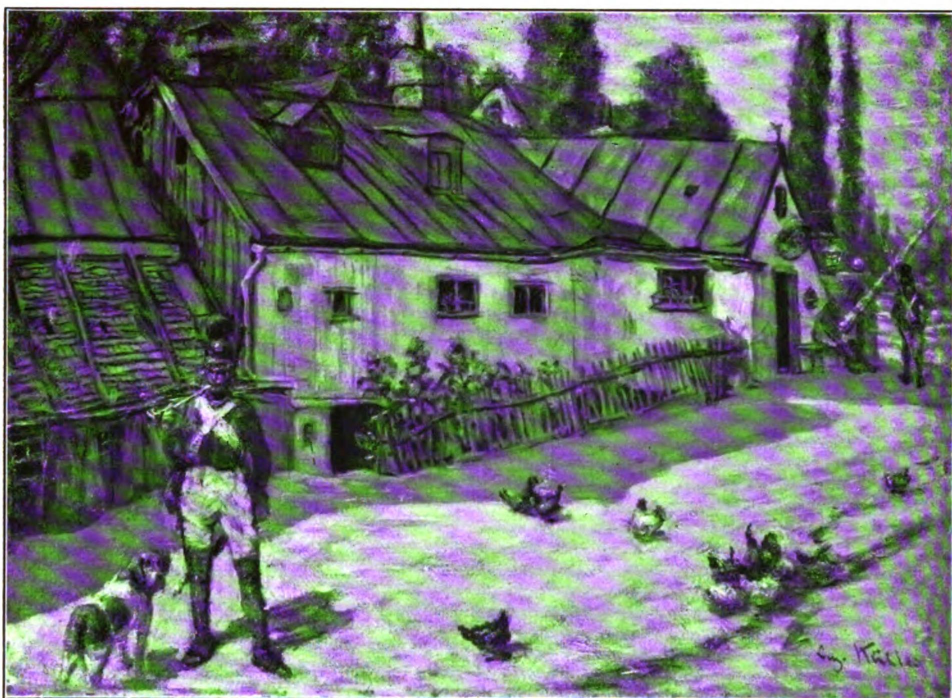


Paßrevision

schein mit leise verklingenden Höhenzügen am Horizont — immer gibt er dem Bild eine letzte Pointe, gleichsam Sinn und Seele erst durch die Staffage. In die Wiese stellt er ein junges Mädchen in Biedermeiertracht, das sich gegen den Wind stemmt, mit beiden Händen den großen Schutenhut hält, während Schleier und Bänder lustig in der Richtung der bewegten Halme flattern. So bekommt die Naturkraft erst den richtigen Ausdruck ihrer Gewalt und das Bild als Ganzes die notwendige Gegenbewegung. Und ist nicht auf der andern Landschaft die Postkutsche mit den flink trabenden Pferdchen ein letzter schlagender Ausdruck für all die Frühlingssehnsucht, den Wandertrieb, eine innere Konsequenz der sich eilig verjüngenden Straße?

Auch das alte Mainstädtchen mit dem giebeligen Torturm, den schlanken Pappeln, dem Bauerngarten voll Sonnenblumen und den schnatternden Gänsen am Bach wird erst durch den schnell ausschreitenden Wanderer mit Stulpenstiefeln und Dreimaster zum romantischen Erlebnis; sein flatternder Mantel bestimmt Tonart und Naturstimmung, die eine ganz andre, viel herbere ist als in dem »Städtchen am Rhein«, dessen Tor sich breit und behäbig für die langsam dahinfahrende Postkutsche öffnet. Die grelle Sonne an der Mauer steht in seltsamem Kontrast zum schwarzgrauen Gewölk — es ist rheinische Gewitterstimmung an heißen Sommertagen; etwas Lähmendes, Bleiernes liegt in der Luft, eine leise Melancholie schwingt durch die Natur und senkt sich auf die müden, den Kopf hängenden Pferde, den in sich zusammengesunkenen Kutscher.

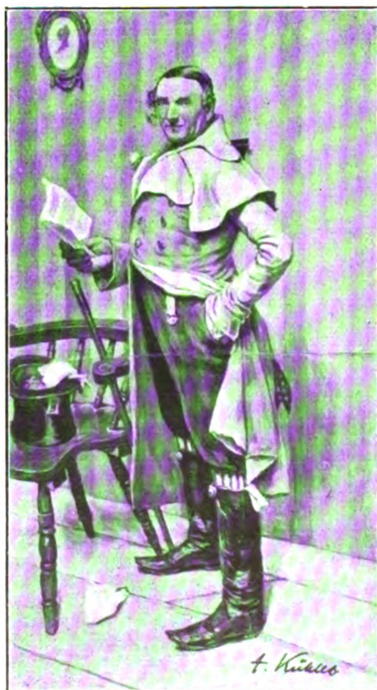
Die beiden Klatschbasen in dem engen Winkelgäßchen an der Stadtmauer passen so gut zu den windschiefen alten Häusern, deren Erker und Altane fast so geschwätzig aussehen wie ihre alten Bewohnerinnen, und deren blinkende Fen-



Stadteinlaß

ster so neugierig gucken wie die alten Weiblein hinter den Butzenscheiben. In diesem Winkel ist das Getriebe der Welt vergessen, hier hat man Zeit zum Klatschen, diese Giebelhäuser warten auf nichts mehr, geduldig und ergeben träumen sie von Tagen der Jugend und freuen sich über jedes neue Frühlingslied der Amsel im Baum am Graben. Ein feiner Humor, wie ihn nur reifes Alter hat, liegt unmerklich und doch leise spürbar über dem Ganzen. Und was wäre die Gasse mit den niedrigen Herbergen ohne die geharnischten Reiter, der Vorposten der Schweden? Jetzt erst verstehen wir die Einsamkeit und Verlassenheit der regennassen Dorfstraße, auf der nur ein paar Enten, unbekümmert um politische Ereignisse, sich tummeln, und die schweigsame Verschlossenheit der kleinen Fenster.

Es ist selbstverständlich, daß Kühles keinen höfischen Park des Rokoko, sei es nun der Schloßgarten von Nymphenburg oder der Park von Veitshöchheim, malen kann, ohne daß er ihn belebt mit den Gestalten jener Zeit. Wir wissen aus Erfahrung, wie tot und traurig diese Barockgärten erscheinen in der grauen Öde unsrer Tage. Aber Kühles weckt ihre schlafende Seele; unter den dunklen Kastanien, am Weiher entlang, läßt er eine vierspännige Staatskarosse fahren, klein und unaufdringlich, nur wie ein Schatten, wie ein eben vorüberhuschender, bildgewordener Traum jener Tage. Dadurch gewinnt das Ganze gleich einen andern Stimmungscharakter.

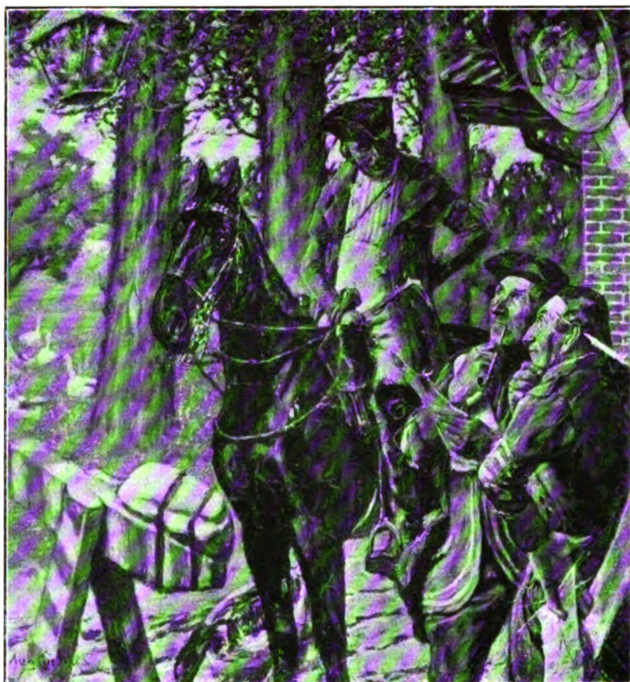


Ein Freier

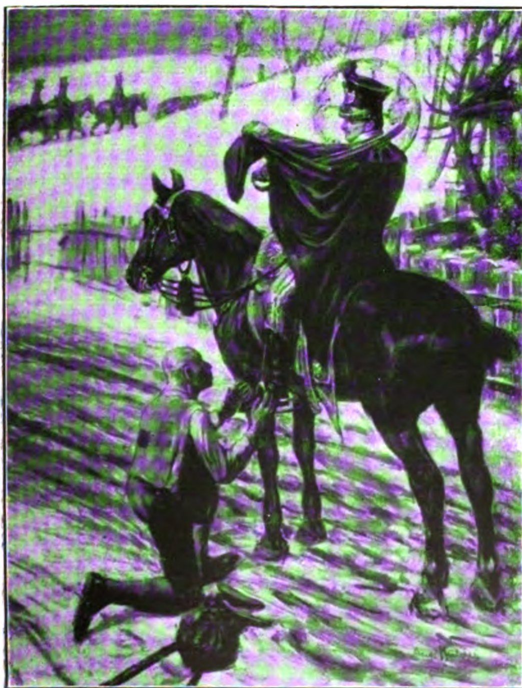
Unwillkürlich denkt man hier an die alten Meister der romantischen Malerei, an Schwind, dessen Sagengestalten geboren scheinen aus dem geheimnisvollen Rauschen des deutschen Waldes, und an Spitzweg, dessen Spießbürger

und Raupenhelmsoldaten, alte Jüngferlein und Sonderlinge nur letzter Ausklang der Landschaft, der Architektur sind.

Und ebenso wie Spitzweg verherrlicht auch Kühles die Poesie der Postkutsche. Für den Menschen des 20. Jahrhunderts, der an die D-Zug-Geschwindigkeit, an Automobil und Flugzeug gewöhnt ist, hat die Postkutsche als Verkehrsmittel einen etwas problematischen Reiz, und wenn er ihr gelegentlich in Museen begegnet, dann denkt er mitleidig an die Qual der Reisenden, die stundenlang auf schlechten Landstraßen durchgerüttelt wurden. Dennoch war sie vielleicht ein idealeres Beförderungsmittel als das Auto unsrer Tage. Als ein solch romantisches, poetisches Ding sieht sie Kühles. Wie fröhlich fährt sich's in ihr dem blühenden Frühling entgegen! Jeden Baum, jedes Blümlein am Wege kann man genießen, langsam rücken die Berge näher aus blauem Duft. Gemächlich und behäbig kommt man mit ihr ins Städtchen hinein, und wenn erst ein Paar darinsitzt und dem Glück und der Liebe entgegenfährt, dann gehen die Pferdchen noch einmal so flink, und der Postillion bläst ein lustig Lied dazu, und die Soldaten und Studenten in der Herberge am Wege winken gute Fahrt. Zieht ein andermal der Postillion mit frohem Hörnerklang an der Waldschenke vorbei, so lauscht ihm das junge Paar, und Lied und Klang hüllen die beiden noch lange in Traum und weiche Stimmung. Ist endlich das Ziel erreicht, so steht die alte Kutsche im Wirtshof, die Pferde werden frisch beschlagen, während der Reisende vom Laubengang herabsieht. Keine geringere Architektur als der Hof der alten Residenz in Bamberg gab Vorbild und Veranlassung zu diesem Gemälde — man sieht indes, wie Kühles die jetzt nüchterne Gegenwartserscheinung sofort umdeutet in romantisches Geschehen.



Am Schlagbaum



Sankt Martin

Die Erinnerung an fränkische Dorfbilder hat Kühles wohl veranlaßt, die sonnenbeschienenen oder regennassen Dorfstraßen, die stillen Klosterweiher, die Altwasser am Main mit einem fröhlichen Völkchen von Federvieh, Gänsen, Enten und Hühnern, zu beleben. Sie sind hier durchaus nicht nebensächliches Füllwerk, sondern Ausdruck des fröhlichen Seins,

des beschaulichen Behagens, aber auch unruhiger Neugierde und nimmer ruhender Schwatzhaftigkeit. Hiermit hätten wir gleich eine andre Seite im Wesen des Künstlers berührt: er ist auch ein vorzüglicher Tiermaler. Lebenswahr wie seine Enten und Hühner sind auch seine Pferde, mag er nun müde und etwas plumpe Bauerngäule vor seine Kutschen spannen oder seinen Reitern aus dem 18. Jahrhundert vornehme Rassepferde geben. Seine Tiere treten aber nie als Selbstzweck auf; immer ordnet er sie der Stimmung, dem Kompositionsgesetz des ganzen Bildes unter.

In dem gleichen Sinne ist er auch kein ausgesprochener Landschaftsmaler, obwohl wir sehr ansprechende reine Landschaftsbilder von ihm kennen, wie den Klosterweiher, der nach einem Motiv aus Veitshöchheim entstanden ist. Die alten Städtchen haben's ihm angetan, und die Poesie Rothenburgs lebt in vielen seiner Bilder. Die alten Häuser und Höfe hat er mit Liebe geschildert, die Tor- und Brückentürme waren willkommener Anlaß zu einer Reihe von Genrebildern; denn sofort sah sein Auge die Szene, die sich einst dort abgespielt hatte: er sah die Tore in ihrer ursprünglichen Bedeutung des Abschließens und Öffnens, die sie heute so ganz und gar verloren haben. So entstanden alle die Bilder »Am Einlaß«, die »Paßrevision« am Stadttor und am Schlagbaum, wo helle Soldatenaugen Reiter und Ausweise prüfen.

Neben der Romantik der Postkutsche ist es die Poesie der bezopften Soldaten in ihrer malerischen Uniform des 18. und 19. Jahrhunderts, die eine Reihe von Kompositionen beherrscht. Auch darin erinnert Kühles an Spitzweg, und wie bei diesem haben seine Soldaten in ihrer gemächlichen, pfeifenrauchenden Beschaulichkeit und in einer gewissen selbstbewußten Überlegenheit einen gar köstlichen Humor.

Seine Malweise hat sich ganz dem Charakter und den Sujets seiner Kunst angepaßt. Seine Technik ist gleich weit entfernt von der ängstlichen Genauigkeit vergangener Jahrzehnte wie von der allzu pastosen, allzu flüchtigen Großfleckigkeit der Moderne. Mit einer großen Leuchtkraft der Farbe verbindet Kühles einen lebendig wirkenden lockeren Auftrag, der besonders dem alten Gemäuer, dem Schindelwerk seiner Dächer zugute kommt.

Daß schon Gegenwart und Zeitgenossen den Wert seiner Bilder zu schätzen wußten, beweisen zahlreiche Anerkennungen und Auszeichnungen, die ihm zuteil wurden. Seine Werke gingen in aller Herren Länder, besonders viele nach der Schweiz und nach Norddeutschland.

Unbekümmert um alle Zeitströmungen, alle Moderichtungen ging und geht August Kühles seinen Weg. Seit langen Jahren ist ihm München die Heimstätte geworden, aber er malt noch heute die Bilder seiner fränkischen Erde, von der leisen Poesie des Vergangenen verklärt, übergossen vom Hauch der Romantik.



Spätherbst!

Die dumpfen Tage liegen schwer im Feld,
Manchmal durchrauscht von schwarzen Krähenflügen …
Die Stadt – wie fern im Nebel, grau, als trügen
Die Mauern Hüllen … Und die kleine Welt

Der Gärten vor der Stadt ist trostlos, leer.
Wie blühte sie, da wir im Frühling waren!
Wie säuselte das Grün im lauen Wind, wie waren
Knospender Blüten, erster Früchte schwer

Die Beete … Nun im dumpfen Tag verweht,
Im leeren Wind, von kahlgewordnen Hecken:
Das letzte Blättchen … trostlos … Im Erschrecken,
Herz, fühlst du: bin ich mehr in diesen Tagen
Als so ein Blatt im Wind verschlagen,
Und das nicht weiß, wo es zur Erde weht? …

* * *

Was bist du, Herz, mehr als ein Blatt im Wind
Zu diesen Stunden? Ohne Ziel und Ende
Ist alle Welt wüst, alle Welt leer, sind
Die Nähen und die Weiten frostige Fremde.

Die Hecken frieren um die kleine Welt
Der Gärten, die sind leer. In dürren Ranken
Klirren die grauen Winde. Schwankend
Bricht eine trockne Rebe, fliegt und fällt.

Karl Röttger

Vom Hans, der auszog, das Vernünftigsein zu lernen

Fortsetzung eines alten Märchens

Von Dr. A. Seidel (Berlin)

Der Hans, von dem ich hier erzählen will, ist derselbe Hans, der einst auszog, um das Gruseln zu lernen. Jedes Kind kennt ihn.

Erst wollte es ihm bekanntlich überhaupt nicht gelingen, das Gruseln zu lernen. Glücklicherweise kam er bei den Streifzügen, die er zu diesem Zweck unternahm, zu einer Frau, einer geborenen Königstochter, und mit deren Hilfe lernte er es dann. Wozu doch die Frauen alles gut sind!

Ob alle Frauen ihren Männern geistig überlegen sind, ist eine Frage, in der ich mich hüten werde, Partei zu ergreifen; aber die Königstochter des alten Märchens war ihrem neugebackenen Gatten entschieden überlegen. Als Königstochter verfügte sie nicht nur selbst über »höhere Bildung«, sondern mußte auch darauf bedacht sein, ihren Mann zu sich »hinaufzuziehen«, damit er sie nicht blamiere.

Denn was hatte Hans groß in die Ehe gebracht? In der Hauptsache doch nur ein gutes Herz und eine starke Dosis von persönlicher Unerschrockenheit, die aber im Grunde nichts war als das unbedenkliche Draufgängertum eines ganz naiven Menschen, der eine fixe Idee hat. Es gab also noch allerhand an ihm zu erziehen, damit er künftig seinen neuen Posten anständig ausfüllen könne. Vorläufig drückten ja die Leute wegen seiner noch frischen Heldentaten mindestens ein Auge zu.

Die Königstochter vertrat mit Wärme den Standpunkt, das höchste Gut des Menschen sei die Vernunft. Wenigstens schwärmte sie in der Theorie dafür, handelte aber im übrigen oft ebenso unvernünftig wie andre Sterbliche. Nur an ihrem »Nächsten« konnte sie unvernünftiges Handeln nicht ausstehen und suchte dagegen stets durch Ermahnung, Belehrung und tätliche Hinderung anzugehen. Da hatte sie nun an ihrem Gatten ein prächtiges Objekt. Ein furchtloser, gesunder Kerl, gewiß! Aber so naiv und so unvernünftig! Und dabei ganz von ihr abhängig: hatte nichts und war nichts gewesen, wie sollte er da Widerstand zu leisten wagen? Abgesehen davon, wäre aber sie, die Königstochter, die Person dazu gewesen, es auch mit einem andern aufzunehmen. Ein Mann, pah! Bon pour passer le temps et faire des enfants.

Im Flitterjahr freilich ließ sie ihn noch in Ruhe; man hatte so allerlei Netteres zu tun und mußte die Stimmung schonen. Als aber Prinz Heinz das Licht der Welt erblickt hatte, trat der »Ernst des Lebens« wieder in seine Rechte.

Prinz Heinz gab den ersten Anlaß dazu. Als gebildete Frau kannte seine Mutter natürlich die wissenschaftliche Theorie der Erziehung durch und durch: von Xenophons »Kyropaideia« (Erziehung des Cyrus) über Rousseaus »Emile« bis zu — nun, sagen wir Österreichs geistvollen Vorschlägen. Was wußte der Naturbursche Hans von alledem?

Wenn Heinz schrie, bärenmäßig schrie, so fand das sein Vater ganz vernünftig: er mußte doch einen Grund dazu haben; seine Mutter aber war gegenteiliger Ansicht: das Kind brauche vernünftigerweise nicht zu schreien, auch wenn es einen Grund habe. Sie schrie auch nicht, und hätte doch gewiß oft genug gute Gründe dazu. Hansens Strategie gegenüber dem brüllenden Heinz zielte denn auch grundsätzlich darauf, ihn zu beruhigen, indem er den Grund zu ermitteln und zu beseitigen oder seinen Heinz mit allerlei Liebkosungen oder Fisimatenten abzulenken und so zufriedenzustellen suchte. Die Mutter dagegen verfocht die Theorie der systematischen Schaffung von »Hemmungen« im kindlichen Gemüt, so daß es gar nicht erst zum Schreien kommen könne. Und in der ersten Zeit der völligen Unvernünftigkeit, meinte sie, seien körperliche Züchtigungen in vernünftigen Grenzen und vernünftiger Art das einzige Mittel dazu. Davon wollte Hans nichts hören. Wie? Seinen Heinz schlagen, den künftigen König, seinen Willen brechen, ihn zu einem »bedenklichen« Menschen erziehen? Niemals!

Erst suchten sich beide in Güte zu verständigen und fochten mit »Gründen« gegeneinander. Die Mutter hielt sich für die Klügere, gab aber ebenso wenig nach wie der dümmere Hans. Dann kämpfte Hans nur noch für das »Recht«, seine Ansichten bei einer so wichtigen Sache mit zur Geltung zu bringen. Und als er auch damit nicht durchdrang, zog er sich in seine letzte Festung zurück und berief sich darauf, er könne in dieser Sache durchaus nicht über sein »Gefühl« hinwegkommen, worauf seine Frau keinen Anstand nahm, ihn als einen ganz »unvernünftigen« Menschen zu bezeichnen. Hans stutzte zunächst und meinte dann kleinlaut, sein Vater habe immer gesagt, die Frauen seien unvernünftige Wesen, die Männer aber, wenn sie richtige Männer wären, im Durchschnitt ganz vernünftig. Sein Vater sei verrückt gewesen, replizierte seine Gattin ganz unköniglich. Nein, sagte Hans. Doch, sagte die Königstochter.

Dieser Streit wiederholte sich eine Zeitlang jeden Tag und endete immer wieder mit »nein« und »doch«. Die gegenseitige Erbitterung wurde immer größer. Schon fielen von seiten der Königstochter Äußerungen wie: »Das kommt davon, wenn man sich mit Leuten einläßt, die ...« und »Wenn ich das vorher gewußt hätte!« Die Situation stand also auf Biegen und Brechen.

Um es nicht zum Bruch kommen zu lassen, gab der Dümmere nach. Aber nicht unbedingt. Hans erklärte, er wolle sehen, ob er nicht lernen könne, vernünftig zu sein, so wie er das Gruseln gelernt habe. Aber dazu müsse er eine Zeitlang hinaus; seine Frau sei doch möglicherweise befangen, also keine klassische Lehrmeisterin. Die Königstochter tobte, raste, weinte, bat und höhnte schließlich, aber Hans war ein Dickkopf und zog eines Tags seines Wegs dahin, um in der Welt das Vernünftigsein zu lernen.

Als Abschiedsgruß hatte ihm die Königstochter nachgerufen, er möge zum Teufel gehen, und das leuchtete Hans bei näherer Überlegung ein. Der mußte es wissen, denn der war ja der Feind aller Vernunft, und seine Feinde kennt man immer am besten. Er begab sich also geradeswegs zur Hölle und trug sein Anliegen vor. Der Teufel lächelte verschmitzt, war bereit, als Lehrmeister zu dienen, und verlangte als Lehrgeld die übliche Münze, des Lehrlings Seele. Hans schlug unbedenklich ein, weil er die Reservatio mentalis machte, Versprechen und Halten sei zweierlei, und mit dem Teufel werde er seinerzeit leichter fertig werden als mit seiner Frau.

Der Teufel führte nun Hans in eine wohleingerichtete Schmiede mit allem Material und allem Handwerkszeug und sagte ihm kurz: »Lerne hier schmieden! Aber ohne alle Unterweisung! Du darfst niemand fragen; es kommt auch niemand hierher. Dort ist deine Schlafstelle, für deine Kost wird gesorgt. Die Lehrzeit dauert zunächst einen Monat, und dann werde ich dich examinieren.« Und damit war er unter dem üblichen Gestank verschwunden.

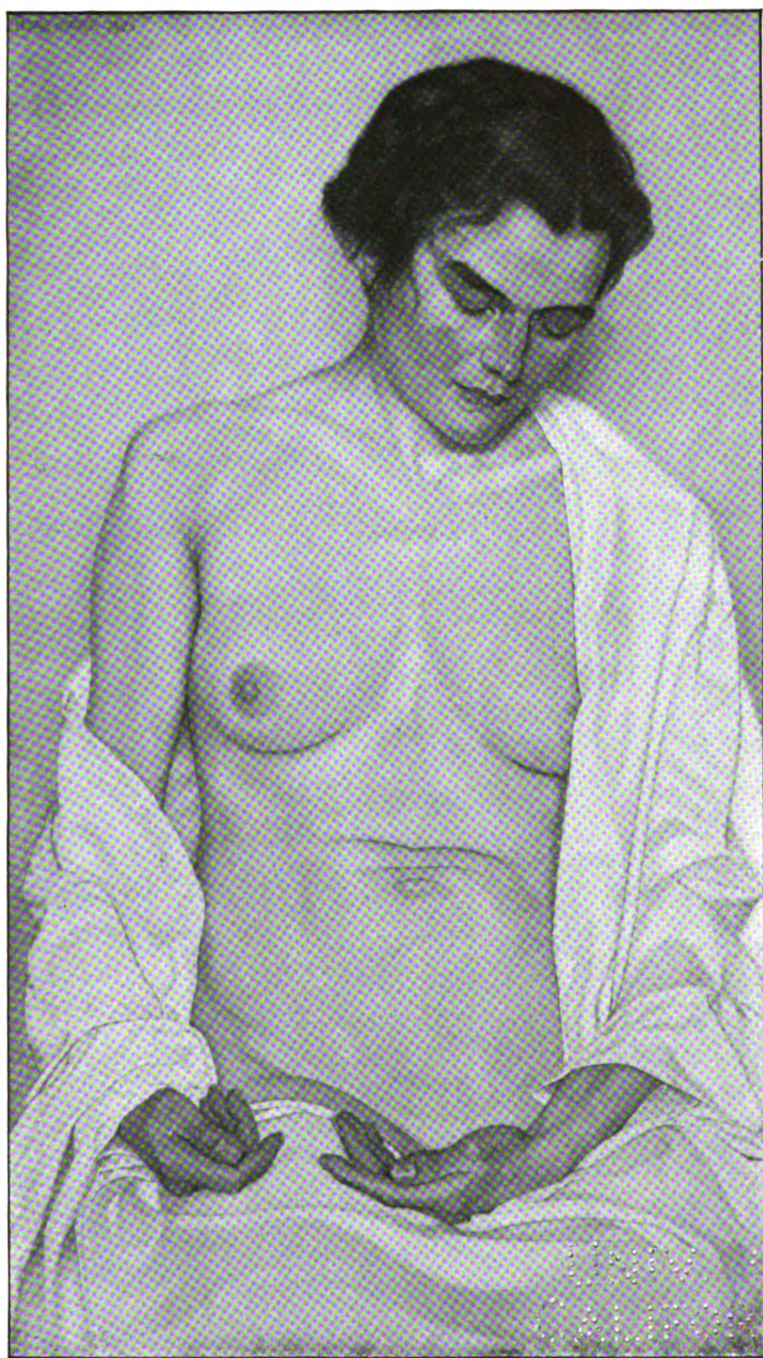
Hans war zuerst ganz verdutzt, dann begann er sich zu sammeln und versank in tiefes Nachdenken. Schmieden soll ich? Ja, was soll ich denn schmieden? Und wie macht man das? Und was hat das mit der Vernunft zu tun? fragte er sich immer wieder. Irgendein Zusammenhang zwischen der Vernunft und dem Schmieden muß doch bestehen; der Teufel hätte ja gar nichts davon, wenn er mich etwa bloß foppen wollte, sagte er sich schließlich. Aber worin besteht dieser Zusammenhang eigentlich? Grübelnd ging er in der Schmiede umher, betrachtete sich alles ganz genau, vergegenwärtigte sich alles Geschmiedete, was er schon gesehen hatte, und das wenige, was er vom Schmieden wußte, weil er als Junge früher dann und wann den heimatlichen Dorfschmied zu beobachten pflegte. Schlug der nur so zum Spaß den ganzen Tag auf das Eisen ein? Nein, er hatte dazu bestimmte Z w e c k e; jedesmal wollte er entweder ein Sensenblatt oder eine Messerklinge oder ein Hufeisen schmieden. Sollte es darin liegen, daß zweckloses Handeln unvernünftig wäre?

Ja, und dann? Warum faßte der Schmied das glühende Eisen nicht mit den bloßen Fingern an? Warum machte er es überhaupt glühend? Warum ließ er noch extra einen Blasebalg ins Schmiedefeuer blasen? Warum? Warum? Warum? Daß der Schmied das glühende Eisen mit der Zange hielt, das war ihm ja verständlich; wer verbrennt sich ohne Not gern die Finger? Aber all das andre, was er tat, um seinen Zweck zu erreichen? — Aber natürlich, da hatte er's ja, alles andre, was der Schmied tat, tat er offenbar so, wie er es tat, nur um seinen Zweck zu erreichen, als passendes M i t t e l zum Zweck. Da mußte es wiederum liegen! Offenbar hätte der Schmied »unvernünftig« gehandelt, wenn er unpassende Mittel für seinen Zweck verwendet hätte. Das konnte man ja schon aus dem Gebrauch der Zange ganz deutlich sehen. Aber wieso war es unpassend, das Eisen kalt zu schmieden und Feuer ohne Blasebalg zu verwenden? Das mußte er ausprobieren!

Und so machte sich Hans denn ans Werk mit dem Zweck, ein Hufeisen zu schmieden, ein Ding, das der Mensch braucht, das ihm nützlich und nötig ist. Und dabei machte er seine Erfahrungen. Viele Erfahrungen, und unter ihnen auch die, daß man Eisen auch ohne Blasebalg glühend machen kann, daß es mit dem Blasebalg aber s c h n e l l e r geht; und daß man es auch kalt schmieden kann, aber daß es sich in glühendem Zustande l e i c h t e r dem Hammerschlag fügt. Und außerdem die allgemeine Erfahrung, daß zwar viele Wege nach Rom führen, daß aber nur e i n e r davon a m s c h n e l l s t e n und l e i c h t e s t e n, und viele ü b e r h a u p t n i c h t dahin führen können. »Vernünftig« konnte also offenbar nur der Weg heißen, der mit größter Sicherheit am schnellsten und leichtesten zum Ziele leitet. Ja, und noch eins: auch auf größtmögliche Materialersparung kam es an, jede Materialverschwendung war ganz augenscheinlich unvernünftig.

So weit war Hans durch seine praktische Arbeit im Verlaufe zweier Wochen glücklich gekommen. Aber nun blieb noch der andre Punkt zu lösen. Unter welchen Bedingungen »Mittel« vernünftig sind (das Fremdwort »rationell« lernte er erst später durch den Teufel kennen), das wußte er nun; aber welche Bedingungen mußte der »Zweck« erfüllen, um als vernünftig zu gelten? Das war durch praktische Versuche augenscheinlich nicht zu ermitteln, sondern nur durch Nachdenken.

Hans sann und sann. Der Schädel brummte ihm bald so schmerzhaft, daß er zwischendurch immer wieder zu Hammer und Zange greifen mußte, um sich zu erholen. Trotzdem verging der Rest seiner Lehrzeit, ohne daß er zu einem Ergebnis gekommen wäre. Ganz verzweifelt erschien er vor dem Teufel, der ihn zum Examen



Hanns Hanner: Mutterwerden

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1926

beordert hatte, und berichtete ihm über das Resultat.

Der Teufel sagte grinsend: »Ich habe nichts andres erwartet und bin schon ganz zufrieden, daß du es fertiggebracht hast, über die Vernünftigkeit der Mittel ins reine zu kommen. Was die Zwecke anlangt, so haben sich darüber schon mehr Menschen den Kopf vergebens zerbrochen. Ich will dir aber als Dreingabe auf unsern Handel verraten, was ich mit meinem dummen Teufelsverstande darüber herausgebracht habe.

Denke einmal gut nach, und du wirst mir beistimmen, wenn ich behaupte, jeder der niedrigen Zwecke, die wir so im Alltagsleben uns setzen, ist im Grunde doch eigentlich immer nur ein Mittel zu einem höheren Zweck, und so fort bis zu einem Endzweck. Du trittst in einen Drogenladen, um dir eine Schachtel Urbins Schuhputz zu kaufen. Wozu? Um dir die Stiefel damit zu wichsen. Wozu? Um vor den Leuten nicht ungepflegt zu erscheinen. Wozu? Um in ihren Augen nicht an Wert zu verlieren. Wozu? Weil du sie brauchst. Wozu? Wozu? Wozu? Beantworte dir die weiteren Fragen selbst!

Du siehst also, jeder Zweck ist nur Mittel zu einem höheren und höheren, bis zu einem Höchstzweck, oder, wie ihr Menschen es nennt, einem I d e a l. ‚Ideal' im weitesten Sinne genommen: auch das bloße Leben- und Genießenwollen ist schon ein Ideal. Sind also alle Zwecke vor dem Ideal nur Mittel zu diesem Endzweck, so bestimmt sich ihre Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit lediglich nach den Forderungen, die man an vernünftige Mittel stellt und die du richtig ausfindig gemacht hast.

Ob diese Forderungen im einzelnen Fall erfüllt sind, ist leicht zu kontrollieren, denn Schnelligkeit, Leichtigkeit und Materialverbrauch sind objektive Dinge, die wir berechnen können. Den Erfolg völlig sicherzustellen, kann freilich für keinen Fall restlos garantiert werden, denn ich bin ja auch noch da und störe unter dem Namen ‚Z u f a l l' mit Schadenfreude eure vermeintlich sichersten Pläne.

Die Ideale nun haben keinen Zweck mehr über sich, sind also anders zu beurteilen. Sie sind eure ins Objektive projizierten grenzenlosen Wünsche, die ihr gern erfüllt sehen möchtet, um euch von den Unzulänglichkeiten eurer Natur und den dadurch verursachten Übeln des Lebens zu befreien. Diese Hirngespinste können also nur einen vernünftigen Sinn haben, wenn sie sich als realisierbar erweisen; heute kann das noch kein Mensch beweisen; bis dahin bleibt also ihr Wert unentschieden, und damit auch der Wert all eures Handelns, das sich danach richtet. Ihr könnt also heute noch gar nicht wissen, ob ihr vernünftig handelt oder nicht, wenn ihr euren Idealen nachjagt. Ihr habt höchstens eine Chance, aber keine größere, als wenn ihr, ohne alle Ideale, je nach dem Zwang des Augenblicks und euren elementarsten Bedürfnissen handelt. Eure Ideale würden zudem, auch wenn sie erreicht werden könnten, sich gegenseitig aufheben, denn eins eurer Ideale widerspricht ja immer dem andern. So weiß denn keiner von euch, ob ihr vernünftig handelt oder nicht; ihr könnt es nur h o f f e n und müßt schon den ‚lieben Gott' fragen, wenn ihr es wissen wollt. Allâh aalem, sagt der Araber, Gott allein weiß es, aber vielleicht weiß er es auch nicht. Das ist meine dumme Teufelsansicht.

Und nun geh nach Hause und vertrag dich mit deiner Frau!«

Der Diskuswerfer

Er steht in voller Jünglingsschöne,
Die Muskeln gespannt wie des Bogens Sehne —
Der Körper gestrafft
In gesammelter Kraft.
Nun schleudert der Arm in weitem Schwunge —
Der Diskus fliegt! ... In hohem Sprunge
Jagt er zum Ziel.

Lächelnd sieht der Jüngling ihn fliegen,
Wohlig sich seine Schultern wiegen,
Und er jauchzt: „Willst du im Leben siegen,
Sei stark erst im Spiel!"

Eva Cartellieri-Schröter

Von Kunst und Künstlern

Ludwig Angerer: Hexenschreck — Curt Topel: Im Hafen von Schulau — Selma Colm: In der Leipziger Straße — Carl Ronn: Aus alter Zeit — Leo Küppers: Flötenspieler — Robert E. Stübner: Interieur — Ernst Heilemann: Mädchenbildnis — Ludwig Dasio: Frauenbüste — Hanns Hanner: Mutterwerden

Gehen wir den Weg vom Draußen zum Drinnen, vom Äußeren zum Inneren, wie es sich für alle Kunstbetrachtungen, auch die bescheidensten, geziemt, so müssen wir wohl zuerst ein paar Worte über Ludwig Angerers »Hexenschreck« sagen. Denn diese Szene, so gewiß sie vom Künstler zunächst innerlich erschaut ist, spielt hoch oben in den Lüften, in den oberen Regionen der Tiroler Dolomiten, wo die Schlernsagen spuken. Auf der einsamen Tiroler Studienreise ist dem Maler diese Vision des Luftlebens gekommen: wie Holzknechte abends auf dem Heimwege vom wilden Heer der Hexen erschreckt werden, das sich aus den nächtlichen Gewitterwolken auf sie herabstürzt und sie in schreckensvolle Flucht jagt. Von den verführerischen Reizen der nackten Luftweiber sehen die armen verstörten Kerle kaum noch etwas, so sehr sind sie aufs Ausreißen und Entkommen bedacht; nur der eine, der abwehrend seinen rechten Arm erhebt, scheint noch ein wenn auch mehr entsetztes als entzücktes Auge für den wilden Körperreigen zu haben, der ihn und die Gefährten umgeistert. Doch wir täten dem Maler, einem geborenen Oberösterreicher, der bei Peter Halm und Carl von Marr in München seine letzte künstlerische Ausbildung erfahren hat, unrecht, wollten wir allzusehr den anekdotischen Gehalt der Szene betonen. Zweifellos ist die erste Anregung zu diesem Bilde aus atmosphärisch-mythologischen Motiven entsprungen, und der große stürmische Zug, das Furioso, von dem die Komposition erfüllt ist, läßt als künstlerisches Ziel die monumental-dekorative Wirkung erkennen, der zuliebe hier alles Kleinliche überwunden wird.

Curt Topel, ein Sechzigjähriger, in Berlin ausgebildet und in Berlin seit langen Jahren daheim, hat aus seiner Heimat Pommern die Vorliebe für Darstellung des Wassers, für Luft- und Wolkenstimmungen mitgebracht. Bei seiner letzten Sonderausstellung in der Galerie Eduard Schulte zu Berlin konnte man diese Neigung des Künstlers fast auf jedem seiner Gemälde beobachten, ob es sich nun um große schwere Regenstimmungen im Hamburger Hafen handelte oder um sonnige Wolkenstimmungen über Waldseen, Flußniederungen oder Gebirgen. An der Unterelbe, dem bevorzugten Malgebiet Topels, gibt es bei Cuxhaven allerorten größere oder kleinere Hafenanlagen, die den Elbewern, Kuttern oder Schonern Sicherheit vor Sturm oder Hochwasser gewähren und zur Entladung oder Beladung ruhigere Gelegenheit bieten als der belebte Hafen in Hamburg selbst. Einen dieser stilleren Häfen, den Hafen von Schulau, anderhalb Stunden unterhalb Hamburgs, in dem meistens eine lange Reihe von Kuttern und Ewern liegt, zeigt unser Bild, und von einem dieser Ewer wurde die Studie dazu gemacht. Das war in dem launischen Aprilwetter, das sich der Maler für seine Arbeit ausgesucht hatte, nicht ganz leicht. Mußte er vor den böigen Regengüssen mit seinem Malgerät doch immer wieder in die kleine Ewerkajüte flüchten, bevor er die jäh wechselnde Wolkenstimmung mit ihrem starken dramatischen Leben glücklich festgehalten hatte.

Warum der Düsseldorfer Carl Ronn seinem Winterbild den Titel »Aus alter Zeit« gegeben hat, will sich uns nicht gleich offenbaren. Die Mansarden auf dem gestuften Dach, die ladenbewehrten Fenster und das altertümliche Gartentor reichen dafür allein kaum aus. Aber um diesen Landsitz oder dies bürgerliche Schlößchen liegt eine der lauten Welt abgekehrte vornehme Zurückgezogenheit, die etwas Schweigengebietendes hat und durch die weiche, Boden, Mauer, Pfeiler, Dach und Bäume bedeckende Schneehülle noch verstärkt wird. Wahrscheinlich handelt es sich hier um ein niederrheinisches Motiv, aber unschwer könnte man sich in dieses Haus und diesen Garten eine Novelle von Storm oder Keyserling hineinträumen, so lyrisch sanft oder romantisch geheimnisvoll ist die Stimmung, die Haus und Garten umspinnt.

Dagegen versetzt uns die flotte Ölskizze »In der Leipziger Straße« von Selma Colm mitten in die Gegenwart, mitten in das bunte und laute Großstadtleben von heute. In die künstlerische Vorbereitung dieser aus Westpreußen stammenden Malerin haben sich Berlin und Paris geteilt: Berlin (Atelier von Prof. Adolf Meyer) hat für die Erziehung zur Exaktheit und Solidität, Paris (Akademien Colla Rossi und de la Grande Chaumière) für die rasche Erfassung eines Motivs und die Lockerung der malerischen Technik gesorgt. Als eine Frucht dieser beiden verschiedenartigen und sich glücklich ergänzenden Schulen ist auch das Berliner Bild entstanden. Vergleicht man es mit frühen Arbeiten der Künstlerin, etwa ihren »Besenbindern« oder ihrer »Eisenhütte«, die sich als tüchtige, gediegene Arbeiten noch heute behaupten, so wird man leicht erkennen, wieviel leichter und freier Form und Farbe inzwischen geworden sind. Während früher die Lokalfarbe möglichst getötet wurde, herrschen jetzt meistens in aller Deutlichkeit Komplementärfarben vor — hier Rot und Grün —, die am liebsten in ihrer vollen Reinheit verwertet werden. Einfachheit der Form, Rhyth-

mus der Linie, energische Kontraste der Farben — bei solcher Technik darf man sich schon eine gewisse Flüchtigkeit gestatten, ohne den bildhaften Gesamteindruck allzusehr zu verfehlen.

Der »Flötenspieler« von Leo Küppers ist Düsseldorfer »Genre«, aber gutes, von allem überflüssigen und zerstreuenden Beiwerk befreites Genre. Man könnte an Bilder von Claus Meyer und Peter Philippi denken. Aber wir wissen ja, daß die jüngeren Düsseldorfer, auch wenn sie wie Küppers in Düsseldorf und Paris ihre Ausbildung gesucht, sich ihre Anregungen hauptsächlich bei den Niederländern geholt haben, zumal wenn sie gleich ihm allein oder vornehmlich Interieur- und Figurenmaler sind. Holland erfrischt auch heute noch auf alljährlichen Studienreisen Motivwahl und Palette dieses Malers.

Der Berliner Robert E. Stübner ist dem Leser in letzter Zeit öfters mit Gemäldewiedergaben begegnet. Meistens waren es Gesellschaftsbilder: Ball-, Theater- oder Karnevalszenen, in denen sich ein höchst farbig bewegtes Leben entfaltete und wirklich etwas von der »mondänen Luft« der sogenannten großen Welt aufgefangen war. Diesmal tritt er uns mit seinem auf Grün und Braun gestimmten Interieur in ruhiger, gesammelter Haltung entgegen. Fast möchte man unsrer Innenmalerei nach diesem Bilde ein Rückkehr zum braunen Ateliertton von früher prophezeien, wenn nicht das Grün des Sofas und das Weiß der Tischdecke, auch das Rot des Teppichs und das Goldbraun der Kommode eine Frische der Farbengebung zeigte, die solche Besorgnis vor dem Rückfall in alte, überwundene Malmoden nicht ernstlich aufkommen läßt.

Ernst Heilemanns malerisches Schaffen, auch seine Bildniskunst, ist hier vor neun Jahren (Septemberheft 1917) von Hans Rosenhagen ausführlich in einem eignen reich illustrierten Aufsatz gewürdigt worden. Und zwar war das die Veröffentlichung, die das Verdienst für sich in Anspruch nehmen durfte, zum ersten Male neben dem Zeichner und Illustrator — der auch damals schon längst nach Gebühr geschätzt wurde — dem Maler, dem starken und doch vornehmen Koloristen Heilemann gerecht geworden zu sein. Seitdem hat Heilemann, einer der fleißigsten und regsamsten Künstler, die Berlin hat, unausgesetzt weiter an sich gearbeitet und das Gebiet seiner Malerei noch bedeutend ausgedehnt. Insbesondere hat ihm eine nach dem Friedensschluß unternommene italienische Studienreise höchst überraschende und achtunggebietende Früchte eingetragen, Landschaften, Figurenbilder, freie Kompositionen und Bildnisse. Eins dieser Bildnisse, das »Mädchenbildnis« einer Deutsch-Italienerin aus Rom, geben wir hier als farbiges Kunstblatt, denn nur eine farbige Nachbildung kann eine Vorstellung von dem koloristischen Feingefühl vermitteln, das in diesem nach selbsterfundener Maltechnik (»ölenthaltende Emulsion«) aufs delikateste ausgeführten Wasserfarbengemälde waltet.

Von dem Münchner Bildhauer Ludwig Dasio bringen wir mit der »Frauenbüste«, einem auf der jüngsten Münchner Glaspalastausstellung hervorgetretenen Werk, eine der edlen, einfach und ruhig gehaltenen Plastiken, denen der jetzt Fünfundfünfzigjährige seinen Namen und Ruhm verdankt. Seine monumentalen Werke, so eine Merkurstatue, Pfeilerreliefs an der Reichenbachbrücke, Herrscherstandbilder am Rathausbau, Bronzen und Grabmäler, meist stilisierte, auf einen flüssigen Umriß und starke dekorative Wirkungen ausgehende Arbeiten, befinden sich fast alle in München, dessen bildhauerische Überlieferungen Dasio auch mit seinen Büsten berühmter Männer aufs glücklichste fortgesetzt hat.

Hanns Hanners auf strenge, edle und reine Zeichnung gestellter Malerei haben wir schon letzthin, bei der Wiedergabe seines Damenbildnisses (Augustheft 1926), die Anerkennung gezollt, die sein Streben und Schaffen in unsrer die Form so gern willkürlich und launenhaft auflösenden Zeit doppelt verdient. Nur einer, der gleich ihm eine so lautere Anschauung von menschlichen Dingen hat und einen so sauberen Pinsel führt, darf es sich zutrauen, den heiligen Zustand des Mutterwerdens zu malen, so unverhüllt und natürlich, wie es hier geschieht. Auch das zarteste und empfindlichste Gefühl, sofern es selber rein ist, wird an diesem enthüllten Frauenleibe keinen Anstoß nehmen, vielmehr ergriffen werden von der Weihe der Hoffnung, von der Sehnsucht und bangen Not, die ihn umgeben.

F. D.

Wandlung zur Wahrheit

Ich glaubte, daß ich mich vollenden werde
In einem Himmel, drin die Götter schweben –
Doch meine Götter schreiten über Erde,
Und von Geburt und Tod bin ich umgeben.

Nur eine Richtung kann mein Auge peilen:
Die eignen Grenzen ruhig zu erfassen,
Sie lächelnd auszufüllen und gelassen
Mich allgemeinem Leben mitzuteilen.

Alfred von Kessel



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Ed. Bourdets Schauspiel »Die Gefangene«: Helene Thimig und Ernst Deutsch (»Die Komödie«)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Ein Jahr ohne Theaterpause — Deutsche, französische und englische Schwänke — Guy Bolton: Der schwarze Engel — Eduard Bourdet: Die Gefangene — Fritz Stavenhagen: Der dütsche Michel — Hauptmanns »Und Pippa tanzt« — Bernhard Blume: Fahrt nach der Südsee — Paul Zech: Das trunkene Schiff — Klabund: Cromwell — Georg Kaiser: Zweimal Oliver — Hans J. Rehfisch: Nickel und die 36 Gerechten — Hans Müller: Veronika — Hanns Henny Jahnn: Medea — Mariamne, Alkmene und »Die Räuber«

Alles fließt, alles zerrinnt in diesen unrastvollen Zeiten. Nicht einmal die Theaterpause, sonst im Gerüst des Jahres eine genau so unverrückbare Zäsur wie der Höcker auf dem Rücken des Dromedars, wird mehr respektiert! Früher zwang das Erholungsbedürfnis der Darsteller dazu; heute, in der Zeit des Schauspieleraustausches und der zweiten Besetzungen mögen sie ihre Koffer packen, wann sie wollen, die Herren Direktoren kommen so leicht nicht in Verlegenheit. Auch hebt man sich für Frühling und Sommer ohnedies die Stücke auf, die allenfalls mit ein paar Eleven und Elevinnen zu spielen sind. Und das Publikum, das »die Häuser füllt«? Mein Gott, was machen in einer Millionenstadt wie Berlin die paar Tausende aus, die in Bäder und Sommerfrischen gehen! Nun gar in einem Jahr wie dieses 1926 eins war, wo der November in den Mai und der März in den Juli fiel. Ein wahrer Wink vom Himmel, den Theaterofen auch über Sommer nicht ausgehen zu lassen, den Thespiskarren auch in den Krebsmonaten tapfer vorwärtszuschieben.

Freilich waren es, soweit ich sehe, meistens Hobel- und Sägespäne, will sagen: krause Schwänke und lockere Possen, mit denen man einheizte, ein paar deutsche und drei- oder viermal soviel ausländische, wie sich das ziemt für ein Volk, das im Laufe der letzten zwölf Jahre innerhalb und außerhalb Europas so viele Freundlichkeiten empfangen hat wie das unsrige. Die deutschen sind an den Fingern der Hand herzuzählen: Heinrich Ilgensteins Sanatoriumslustspiel »Hier wird man gesund« (Lustspielhaus), das sich in seiner ehrlichen Naivität den Glauben nicht nehmen läßt, alle zwischen Mann und Frau schwebenden Wolken seien auch heute noch durch den Kindersegen, dies himmlische Quisisana, zu zerstreuen; Hans Reimanns und Toni Impekovens »Ekel« (Deutsches Theater), allwo Max Adalbert mit seinem trockenen Sonderlingshumor die Titelrolle, einen wegen seiner Grobheit vor Gericht und hinter die eisernen Gardinen gebrachten Plattfußeinlagenluftpumpenfabrikanten spielt; das Volksstück »Darüber läßt sich reden« von Riedel, Rameau und Friedrich Hollaender (Volksbühne), dem Otto Wallburg, wider alles literarische und musikalische Verdienst der dreieinigen Autoren, mit seinem auf neu gebügelten Typus des mundfertigen, treuherzig schnodderigen Berliners den Erfolg errang, und ... ja, damit sind wir eigentlich schon fertig: die Hand hat nur drei Finger,

wie's scheint. Man müßte denn die freilich genugsam zum Lachen reizende Dramatisierung der »Alraune« von Hanns Heinz Ewers (Trianontheater), die der Polizeipräsident leider nicht verbot, Hans Sturms »Irrgarten der Liebe« (Kleines Theater), fast schon eine Komödie, der wieder Wallburg mit seiner urfidelen Tapsigkeit auf die Beine half, und den Einbrecherschwank »Rebhuhn oder die neue Fassade« von Schanzer und Welisch (Theater am Kurfürstendamm), der allein von Gnaden der grimassierenden Komik eines Paul Graetz lebt, zu dieser lustigen Reihe rechnen — dann sind's der Finger an der Hand sogar sechse.

Was aber bedeutet dies halbe Dutzend gegen den Import aus Frankreich, England, Amerika und dem sonstigen Ausland! Von Komödien, Lustspielen und Schwänken allein zählt eine Berliner Theaterstatistik während der Sommermonate zwanzig auf, und dabei wird noch manche Winkelbühne, die sich doch von den großen Brüdern nicht lumpen lassen will, übersehen sein. Über die französischen, genauer gesagt die Pariser Stücke dieser Art läßt sich mit ein paar allgemeinen Worten quittieren. Läuft doch ihr ewiges Weh und Ach immer noch auf den einen Punkt zusammen, von Mirand-Geroules »Ich schulde dir eine Frau« bis zu Picard-Harwoods »Herrn von Saint-Obin«; hat doch Harry Baur, der Päsident der französischen Schauspielerunion, in einer Pariser Theaterzeitschrift kürzlich selbst unwillige Klage darüber geführt, wie arm der zeitgenössische französische Spielplan sei, und in wie engem, stets gleichem Kreise sich die Themen der französischen Bühnenschriftsteller bewegen. Man wisse wohl nicht, daß Frankreich (das früher alle Nationen mit Stücken versorgt hat!) drauf und dran sei, seine Position zu verlieren? »Sie ist bereits stark erschüttert. Selbst in Paris bringt die fremde Kunst ein, und mit großem Erfolg. Seht eure Theaterzettel an! ... Wir sind der Marktplatz für internationale Händler geworden.« Das alles hindert Deutschland nicht — und unser französischer Lobredner rechnet es ihm hoch an —, im Berliner Staatstheater während mehrerer Monate Paillerons »Welt, in der man sich langweilt« zu spielen und rings um dies Stück auf wohl zehn Bühnen einen ganzen Ehrenhain französischer Schwänke zu pflanzen, in dessen Zweigen doch kein Vogel eine neue Melodie singt.

In den englisch-amerikanischen Lustspielen, die zu uns kommen, lassen sich wenigstens ein paar neue Noten spüren. Der sie anschlägt, ist Noel Coward, ein Sechsundzwanzigjähriger, den die tugendsame angelsächsische Kritik gern als das enfant terrible der englischen Bühne bezeichnet. Wohl weil dies Universalgenie, Librettist, Schauspieler, Regisseur, Komponist und Dramatiker in einer Person, mit keckem Griff das anzupacken sich erkühnt, was dort drüben noch immer als shocking gilt: im »Weekend« eine arg aus fashion geratene Künstlerfamilie, die mit ihren noblen, bunt durcheinander eingeladenen Gästen höchst formlos und unverfroren bis zur burlesken Clownerie umspringt, in den »Gefallenen Engeln« (Theater in der Königgrätzer Straße) zwei pikante — verheiratete! — Damen der Gesellschaft, die einen ganzen Akt hindurch unter ergötzlichen Eifersüchteleien auf den Geliebten ihrer Jugend warten, sich dabei einen regelrechten Schwips antrinken und sich dann schwesterlich in Ihn teilen. So etwas im englischen Milieu mit dem naßkalten englischen Humor und in einer jungenhaften amerikanischen Wirbeltechnik dargestellt, verfehlt auch bei uns nicht seinen abendlichen Heiterkeitserfolg, so redlich wir uns hinterher unsers Lachens über die Albernheiten auch schämen mögen.

Diese gelinde Scham vor uns selber mag sich auch nach der Träne einstellen, die uns bei der Aufführung des Schauspiels »Der schwarze Engel« von Guy Bolton (Deutsches Volkstheater in der Kommandantenstraße) aus der Wimper quillt. Es ist viel künstlich gemachte Rührung aus dem englischen Familienblatt in diesen vier Akten, die von einer jungen Dame der Gesellschaft erzählen, wie tapfer sie sich benimmt, als sie erfährt, daß der, dem sie sich ohne Ring am Finger in der Nacht vor seinem Abschied hingegeben hat, nicht auf dem Schlachtfeld gefallen ist, wie er selbst in seinem Edelmut hat aussprengen lassen, sondern sich als Blindgeschossener unter fremdem Namen verborgen hält und sein Brot mit Nic-Carter-Geschichten verdient, die er ellenweise für Penny-Magazine schreibt. Auch bei der Begegnung gibt er ihr an Entsagungskraft nichts nach, indem er sich mit qualvoller Mühe vor ihr sehend stellt und ihre Hand in die des nicht weniger hochherzigen Gerald legt, der längst schon mit der Treue eines Brackenburg um sie geworben hat. Eine gute Portion Kitsch und noch viel mehr Romanhaftigkeit, wird man zugeben müssen — und doch: ein Stück Menschenleben, Not von unsrer Not, Erfahrung aus der brennenden Gegenwart der Nachkriegszeit. Wenn unsre jungen Dramatiker sonst nicht einsehen wollen, wie kühl ihre im Kolben der Eitelkeit destillierten Phantastereien das Publikum lassen, so werden sie von der Wirkung solcher »Rührstücke« und »Edelmutskisten« lernen müssen, woher die Stoffe und Konflikte zu holen sind, die den Leuten ans Herz greifen. Der Weg zum Brunnen geht manchmal durch die Pfütze.

Was die französischen Schwänke so langweilig und überflüssig macht, ihr ewiges Liebes-Papperlapapp, das flieht allmählich aus den französischen Schauspielen. Da regt

sich seit einiger Zeit ein Ernst und eine seelische Ergriffenheit, die die Aufmerksamkeit unsers Ohrs und die Teilnahme unsers Herzens verdienen. Ich erinnere an Raynals »Grabmal des unbekannten Soldaten«, eins der wenigen dauernd wertvollen Geschenke der letzten Spielzeit, ein Kriegsstück, das seine Friedenshand über die Grenzen aller Nationen ausstreckt. Eduard Bourdets Schauspiel »Die Gefangene« (Komödie) hat nicht den gleichen Weitklang und Widerhall, aber auch hier wird eine Erscheinung der Menschlichkeit, die gleichgeschlechtliche Neigung von Frau zu Frau, mit einem sittlichen Ernst und einer tragisch-düsteren Strenge behandelt, die solche Entgleisungen eines natürlichen und notwendigen Triebes von jedem lächerlichen oder zynischen Anhauch befreien. Vor Bourdet haben sich schon andere Dramatiker an dies gefährliche Thema gewagt — zuletzt Sudermann in der »Freundin«, und der früh verstorbene Hans Kaltnecker in der »Schwester« — keiner aber hat es in seinen menschlichen Folgen so tief durchschaut und in seinen dramatischen Wirkungen so geschickt ausgebeutet wie er. Mit Helene Thimig und Ernst Deutsch in den tragisch verketteten Hauptrollen hat dies Stück unter Reinhardts Spielleitung einen nachhaltigen Erfolg erzielt.



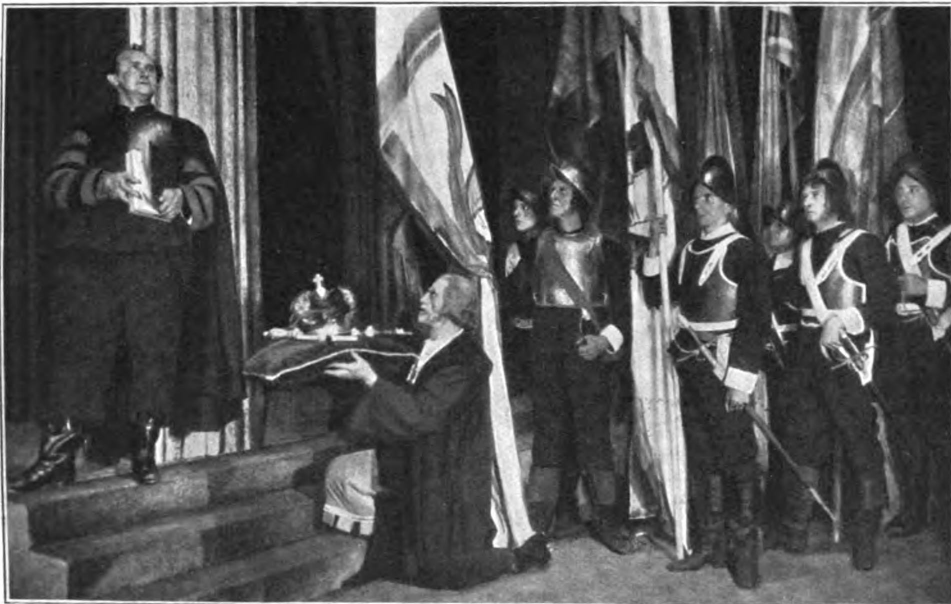
Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Bernhard Wiemann als Michael Hellriegel in Hauptmanns »Und Pippa tanzt« (Deutsches Theater)

Von den Aufführungen deutscher Dramen, die zwischen den beiden Spielzeiten auf Berliner Bühnen erschienen sind, haben einige Wert und Bedeutung genug, um in dieser Rundschau eine Gedenktafel zu bekommen, wenn sie auch die Brücke vom Frühsommer in den Herbst nicht überschritten haben. Das gilt insbesondere von Fritz Stavenhagens Komödie »Der dütsche Michel« (Theater am Bülowplatz). Mag dieses Stück des uns so früh entrissenen niederdeutschen Dramatikers, geschöpft aus dem mecklenburgischen Bauern- und Adelsleben der fünfziger Jahre, gegründet auf den zugleich bodenständigen und idealen Charakter eines rechtschaffenen Schwärmers, an der auch durch Shakespearische Humormischung nicht zu heilenden Unversöhnlichkeit zwischen niederdeutscher Geradheit und romantischer Verzwicktheit kranken, es hat frische, volkstümliche Farben, natürliche, einfache menschliche Kraft, Blick für soziale Zustände, festen Zusammenhang mit deutschem Gefühlsleben und sicheren Instinkt für reale Bühnenwirkungen. In dem unverfälschten Plattdeutsch des Originals würden diese Vorzüge freilich weit besser und echter hervortreten als in der hochdeutschen Bearbeitung von Hans Franck, deren Halbschürigkeit sich schon in dem verunglückten Titel offenbart.

Wie dieses derbwüchsige und doch ins Geistige hinaufrankende mecklenburgische Bauerndrama, das nach der Absicht des Dichters ein humoristisches Gegenstück zu Hauptmanns »Webern« werden sollte, so hat sich auch Hauptmanns Glashüttenmärchen »Und Pippa tanzt« in der neuen Aufführung der Kammerspiele nicht durchsetzen können. Man soll dies Glas blasen und spinnen, aber man soll es nicht »ballen« wollen, wie das beliebte Regieschlagwort unsrer Tage lautet und wie es hier versucht wurde. Sonst nimmt man ihm das zugleich Durchsichtige und Geheimnisvolle des Märchens und damit seine Seele. Unter diesem Grundmißverständnis der Spielleitung litt Bernhard Wiemanns in der äußeren Erscheinung sonst gut angelegter Michael Hellriegel, der romantisch verträumte und spintisierende Handwerksbursche, ebenso sehr wie Toni van Eycks Pippa, auf die man nach ihrem Kleistischen Käthchen gerade für diese Rolle besondere Hoffnungen setzen durfte.

Das gläserne Schiffchen, mit dem der greise Wan in Hauptmanns Dichtung seinen tiefsinnig-phantastischen Hokuspokus treibt, ist für unsre jungen Dramatiker zu einem seltsamen Requi-



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Schlußszene aus Klabunds »Cromwell«: Eugen Klöpfer als Cromwell (Lessingtheater)

siten-Antrieb geworden: ein Schiff — was läßt sich auf so einem engen, zwischen Meer und Himmel schaukelnden Fahrzeug menschlicher Schicksale nicht alles »ballen«! Ein Schauplatz, wie geschaffen für die Stilprinzipien des Expressionismus! So haben wir denn in letzter Zeit das fahrende oder ruhende Schiff wiederholt als Szene ganzer Dramen erlebt, in Leonhards »Segeln vor dem Wind«, in Schmidtbonns »Fahrt nach Orplid« und jüngst in Bernhard Blumes »Fahrt nach der Südsee«. (Schillertheater.) Wir kennen den Verfasser, einen jungen schwäbischen Lehrer, schon aus einem Bonaparte-Drama als eine forsch ins Zeug gehende Begabung, von der sich das Theater etwas versprechen darf. In dem Schiffstück handelt es sich nicht um den Heroenkampf des einsamen Genies mit einer kleinseligen Umwelt, hier stößt die Machtgewalt des Kapitäns mit den aufrührerischen Deportierten zusammen, die er an Bord hat und die es statt nach den australischen Verbrecherinseln nach den Paradieseseilanden gelüstet, an denen das Schiff vorüberfährt. Zwischen den scharfen Mahlgang dieser widereinander knirschenden Steine gerät der Schiffsleutnant, den seine Pflicht zum Kapitän, sein Herz zu den Sträflingen weist, soweit es nicht von Mara, dem einzigen Weib und deshalb aller Lockung und Dämon, in Bann geschlagen wird. Durch diesen erotischen Erisapfel gerät nun aber nicht nur das Schiff, nein auch das Stück in Seenot. Der Verfasser hatte die Hand schon nahe am Steuerhebel: Freiheit und Befehl, Befehl und Mitleid war sein dramatisches Ziel, da wirft dies unglückselige Frauenzimmer ihn aus der Bahn, und nun gleitet alles ins Ziel- und Haltlose. Der Kapitän wird ermordet, Mara wird dem Leutnant als Tote vor die Füße geworfen, er selbst stürzt sich ins Meer, das Schiff, ohne Führer, muß hilflos zerschellen. Das alles wird mit einem ungeheuren Wortaufwand vorgetragen, in dem man die jugendlich unreife Lust spürt, den Philister durch Auftrumpfen zu verblüffen und zu ärgern. Dennoch: dramatisches Vermögen in Sprache, Handlung und Gefühlskraft bleibt auch hier unverkennbar.

Nur zum Teil auf dem Meere spielt Paul Zechs dramatische Ballade »Das trunkene Schiff« (Theater am Bülowplatz); in der Hauptsache ist der Titel, zugleich der Titel eines Gedichtes von Rimbaud, symbolisch zu verstehen für das Lebensschicksal des großen französischen Lyrikers und chaotischen Menschen Arthur Rimbaud, das hier zu gestalten versucht wird. Mit unzulänglichen Kräften. Die beiden auch innerlich ungleichen Teile: Rimbaud in Paris als Verführter Verlaines und Rimbaud als revolutionärer Verächter europäischer Gesellschaft in Afrika, sind nicht zusammengezwungen, die Handlung zerbröckelt in lauter impressionistische Einzelbilder, denen auch der mehr wort- als seelengewaltige Rimbaud keinen Zusammenhalt zu geben vermag. Dramaturgie und Inszenierung des Stückes (Erwin Piscator) nähern sich, ähnlich wie schon in Paquets »Sturmflut«, mit betonter und selbstbewußter Absicht der Projektionstechnik des Films, der sich auch die starken und doch leeren Bühnenbilder von George

Groß mitsamt ihrer Klavierbegleitung anpassen. Mir scheint das der sicherste Weg für das dramatische Sprechstück, sich vollends ins Grab zu bringen.

Übler noch als Zech die biographisch-literarische Dramatisierung der Rimbaud und Verlaine, bekam Klabund, der nun mal aufs Lyrisch-Nachempfindlerische angewiesen zu sein scheint, der Ausflug in die Geschichte. Sein »Cromwell« (Lessingtheater) ist eine wirre, wuselige, wesenlose Geschichtsklitterung, die durch die völlig unorganisch hineingetragene, künstlich aufgepumpte Republikbegeisterung — in diesem Lebensbild eines aristokratisch selbstherrlichen Gewaltmenschen! — nur noch lächerlicher wirkt. Da wußte sich auch ein Menschengestalter wie Eugen Klöpfer am Ende nur durch Lärmen zu helfen. »Warum schreien die meisten deutschen Schauspieler immer, wenn sie Leidenschaft ausdrücken wollen?« hat Eleonore Duse einmal einen unsrer Dramaturgen gefragt. Weil ihnen die Dramatiker oft nichts andres als leere Fässer geben, könnte man antworten.

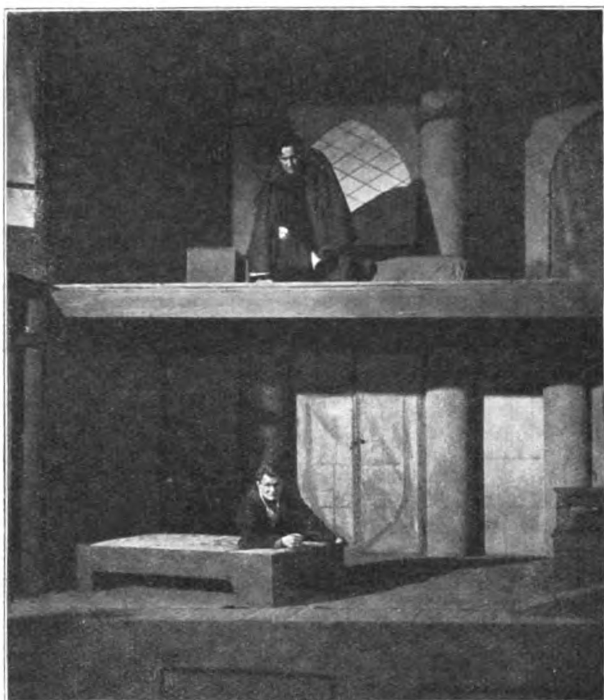
Seltsame Lose springen manchmal aus dem Würfelbecher des Berliner Spielplans und noch seltsamere, wahrhaft Morgensternsche Witze! Fiel da dicht neben den Oliver Cromwell, der mit einem unter dem Liede »Ein' feste Burg ist unser Gott« ausgebrachten Hoch auf die Republik endet, ein Stück, das sich »Zweimal Oliver« nennt und Georg Kaiser zum Verfasser hat. Es ist ein Doppelgängerstück, wie die Weltliteratur ihrer seit Plautus viele kennt, wie sie aber erst unter dem Anhauch der modernen Lehre vom Doppel-Ich recht aufgeblüht und dann ins Mystische, Zweidimensionale ausgewachsen sind. So etwas spukt auch in Kaisers Schluß hinein. Im übrigen aber ist seine Geschichte von dem Verwandlungskünstler, den sich eine romantisch veranlagte Dame in ihrer Untröstlichkeit engagiert, damit er ihr alltäglich nachmittags zwischen 4 und 6 durch seine Maskenkunst die Gegenwart des entschwundenen Geliebten vortäusche, und der dann, durch den Fall seiner jungfräulichen Tochter erschüttert und in der Absicht, Selbstmord zu begehen, seinen Doppelgänger erschießt, als dieser heil und gesund zurückkehrt und ihn, der schon Feuer gefangen hat, aus der Gunst der Dame verdrängt, im übrigen ist diese im Irrenhaus endende Geschichte das, was der Berliner »Theater« nennt. Nein, weniger als das: äußerlicher, oberflächlicher Kulissenkram ohne Gefühl, aber mit desto mehr kalter, reißerischer Berechnung all dessen, was sich aus der Verstrickung einer armen Seele ins Netz des Lebens an brutalen Effekten herausschlagen läßt. Interessant machte den Abend in der Königgrätzer Straße nur Alexander Moissis im Verstummen und Sichselbstbelauschen hinreißend beredte Darstellung des armen verzauberten Zauberers.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin
Käthe Dorsch in der »Veronika« von Hans Müller (Deutsches Künstlertheater)

Seit Dietzenschmidts »Liebem Augustin« sind die löblichen Versuche unsrer Dramatiker, eine Wiedergeburt des Volksstückes heraufzuführen, neu in Fluß gekommen. Auch Hans J. Rehfisch, in vielen Sätteln gerecht, mit vielen Wassern gewaschen, sucht in diesem Strome zu schwimmen. Sein »Nickel und die 36 Gerechten« (Schillertheater) deklariert sich selbst als lustiges Volksstück, und dem Stoff und Stil nach ist es das auch. Ein Tagedieb und Saufaus, eben der Kaspar Nickel, also ein würdiger Konfrater des Lieben Augustin, wird bei einem Einbruchsversuch angeschossen. Doch gelingt es ihm mit Hilfe seiner Geliebten, den ihn verfolgenden Gendarmen von seiner Fährte abzulenken. Ein alter jüdischer Arzt zieht ihm die Kugel aus dem Leib und erzählt ihm dabei die Legende von den 36 Gerechten: solange sechs mal sechs Männer in unsträflichem, gottgefälligem Wandel leben, so lange, hat Gott verheißen, wird keine neue Sintflut über die Erde kommen. Nun stirbt der Hausbesitzer, bei dem Nickel Torwart ist, und da das, von außen betrachtet, ein ehrbarer Mann war, glaubt Nickel, damit sei eine Stelle unter den 36 Gerechten frei geworden und er könne Nachfolger werden.

Wie er sich dabei anstellt, bis es herauskommt, daß der verstorbene Kommerzienrat ein ausgemachter Lump und Gauner war, und der Nickel nun, seiner »Mission« ledig, seelenruhig ins Gefängnis wandert — das eben ist das Lustspiel, oder vielmehr das Volksstück. Das Theaterblut, das diesem vielgewandten Rehfisch, der uns noch vor kurzem im »Duell am Lido« ganz anders kam, in den Adern fließt, verleugnet sich auch hier nicht. Nur schade, daß man kein rechtes Vertrauen zu der Echtheit seiner Naivität gewinnen kann, und daß das Stück auf Kosten der Kürze, die auch hier erst die rechte Würze abgäbe, sich Tiefsinnigkeiten anschminkt, die ihm schlecht zu Gesicht stehen. Weniger gemacht wäre besser gewachsen.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus der Räuber-Aufführung im Berliner Staatstheater: oben Karl, unten Franz Moor

Der Österreicher **Hans Müller**, der Verfasser der »Könige«, der »Flamme« und der »Sterne«, macht sich weniger Umstände als sein Berliner Kollege. Wenn er beim Volksstück fensterln geht, setzt er seine Leiter nicht erst bei der Legende an. Frisch hinein zum Dirndl! ist seine Losung. Und so umarmt er voll rascher Inbrunst seine **Veronika**, Schwester im Kinderkrankenhaus, Abgott all ihrer kleinen Schützlinge, Ausbund von Tugend und Pflichterfüllung. Aber auch sie ist nur ein Mensch und ein Mädel: beim Heurigen verliert sie ihr Kreuz und ihr Kränzel, und als sie des Morgens mit Blumen im Arm nach Hause kommt, ist eins ihrer Pfleglinge gestorben, und sie muß in den Kerker. Aber nach drei Monaten bringt es die Sonne an den Tag, welcher Schurkenstreich ihr gespielt worden ist; sie wird freigesprochen, und selbst die Mutter des gestorbenen Kindleins verzeiht ihr. **Käthe Dorsch**, verjüngt und verschlankt, spielt im Künstlertheater dies moderne Gretchen, und alle Herzen schmelzen unter dem Strahl ihres Lächelns, im Fluß ihrer Tränen, an der Wärme ihres Gefühls.

Eine eigentümliche Stellung im Berliner Theaterwesen nimmt nun schon seit Jahren das **Staatstheater** ein. Früher, in der kaiserlichen Zeit, wegen seiner konventionellen Zaghaftigkeit oft mit Recht gescholten, kehrt es seit 1918 im Spielplan und in der Inszenierung eine Kühnheit, um nicht zu sagen Verwegenheit heraus, die allen andern künstlerisch geleiteten Bühnen den Rang abläuft. Der frische Wagemut dieser neuen republikanischen Richtung soll dankbar anerkannt werden, zumal dort, wo er — ungleich reger als zuvor — der zeitgenössischen Dramatik gilt. Aber man wird den Eindruck nicht los, als sei doch auch viel Aufsehenslust und Herausforderung dabei im Spiele. Alles Ruhmes wert, wenn man dort unermüdlich um Ernst Barlachs elementar-mythische Dramatik wirbt, herrlich, wenn man **Lina Lossens** königlichem Frauenadel Hebbels »Mariamne« und letzthin Kleists Alkmene im »**Amphitryon**« gibt — wüst und geschmackverlassen, wenn ein bis zur Tierhaftigkeit entartetes Scheuel- und Greuelstück wie **Hanns Henny Jahnns** »**Medea**« in Schinkels edlem Bau seine geifernde Blut- und Geschlechtsraserei austoben darf; eine lästerliche Versündigung an dem, dessen Denkmal vor dem Hause steht, wenn die »Räuber«, auf ein Drittel verkürzt, all ihrer Zeitfarbe, all ihres Glanzes, all ihres Feuers beraubt, in Sportdreß und Bubikopf mit Jazzbandmusik aufgeführt werden! Auf zwei-, drei-, vierfach geteilter Bühne. Gut — ähnlich macht es der Zirkus Krone mit seiner Dreimanegentechnik auch. Aber so kunstvergessen ist selbst er nicht, daß er, wie es im Staatstheater geschehen darf, die zugleich auftretenden Personen oben und unten, links und rechts, vorne und hinten auch zugleich und durcheinander sprechen ließe. Und hier handelt es sich doch immerhin um das Wort eines Dichters, dem man so etwas wie Ehrfurcht schuldet.

Literarische Rundschau

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

Wie hoch selbst Goethes weltumspannender Geist schlichte Erinnerungen aus dem Volke zu schätzen wußte, geht aus der Tatsache hervor, daß er es nicht verschmähte, die Erinnerungen Joh. Christ. Sachses herauszugeben, eines Thüringers, der als Bedienter, Handwerker und Händler durch ganz Deutschland gewandert war, bevor er unter dem Schutze des Olympiers kurze Ruhe in Weimar fand und dort seine wechselvollen Schicksale niederschrieb. Goethe nannte das Buch »Der deutsche Gil Blas«, obwohl er sich bewußt war, »daß der französische Gil Blas (von Le Sage) ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sei, und daß sie also in diesem Sinne durch eine ungeheure Kluft getrennt erscheinen«, und er sah darin eine Art »Bibel der Bedienten und der Handwerksburschen«, weil in den unteren Ständen wohl niemand sei, der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Aber auch der Mittelstand werde angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden, und selbst die oberen Stände würden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, wenn sie sich vorstellten, wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen aus dem Volke entsprungene Bekenntnisse schrieben. Im Leben, schließt er seine Einführung, komme es aufs Leben und nicht auf ein Resultat desselben an, und wir müßten auch den Geringsten mit Achtung ansehen, wenn wir, wie hier, in seiner einfachen Geschichte bemerken, daß eine höhere Hand sich vorbehalten hat, unsichtbar einzugreifen. Dies so ausgezeichnete Buch, auch heute noch ein vollwertiges, lebensvolles und unterhaltsam zu lesendes Zeugnis für die Gemütsfülle, den Phantasiereichtum und die Gesundheit unsers Volkes, hat die Frankfurter Verlagsanstalt in Frankfurt a. M. jetzt in ihrer Memoiren-Sammlung aufs neue erscheinen lassen.

In den Goethekreis gehören auch die Erinnerungen der Karoline Jagemann, der Weimarer Sängerin, Schauspielerin und Geliebten des Herzogs Karl August. Sie sind, von Eduard von Bamberg aufgespürt, erst kürzlich ans Licht der Öffentlichkeit getreten (Dresden, Sibyllenverlag), von einem reichhaltigen und sachkundigen, doch nirgends ermüdenden Kommentar begleitet. Inhaltlich mag das Buch nicht viel bringen, was wir nicht aus andern Quellen schon wüßten, aber alles nimmt doch frische Farbe an, gewinnt ein andres Gesicht und zieht uns lebhafter in seinen Bann, wenn wir es von der Nächstbeteiligten in der Sprache und dem eigentümlichen Gefühlston der Zeit vernehmen. Daß dabei manches irdischer und unzulänglicher erscheint, als es uns von der verklärenden und erhöhenden Geschichte der Weimarer Kulturepoche gemalt worden ist, darf uns nicht stören und keinen allzu schweren Schatten auf die Menschen von damals werfen, war es doch die Herzogin selbst, die sich mit einem »Etablissement« zwischen der Aktrice und dem herzoglichen Herrn Gemahl zufrieden erklärte und die Kinder der »Frau von Heygendorf« unter ihren Augen aufwachsen ließ. Heute würde so etwas ganz anders vor sich gehen, aber es fragt sich, ob menschlicher und anständiger.

In den Ahnenkreis des »Alten Mannes«, also in den Kügelgen-Kreis, gehört Friedrich Adolf Krummacher (1767—1846), der vor hundert Jahren als Kirchenmann und geistlicher Liederdichter einen hochgeachteten Namen hatte. Ihm, dem väterlichen Freund und späteren Schwiegervater Wilhelm von Kügelgens, hat seine Enkelin Maria Krummacher unter dem Titel »Unser Großvater, der Atti« schon vor einem Menschenalter das hauptsächlich nach Briefen gestaltete Lebensbild geschaffen. Der Verlag von Koehler & Amelang in Leipzig hat dies Buch jetzt in einer mit 15 anheimelnden Bildern geschmückten Ausgabe neu herausgebracht, und damit haben wir nun eine weitere willkommene Ergänzung der erst in jüngster Zeit durch zwei Bände aus Kügelgens Reise- und Spätzeit fortgeführten »Jugenderinnerungen des alten Mannes«. Was so entstanden, ist keine gelehrte Biographie, sondern das volkstümlich gefaßte Spiegelbild einer liebenswürdigen, kernhaften Persönlichkeit, die noch heute lebensfrisch und herzgewinnend vor uns hintritt, nicht zuletzt in ihren innigen, von frommem Dankgefühl erfüllten Liedern, wie sie das Lebensbild zahlreich begleiten.

Wie um den Namen Kügelgen auf kunst- und kulturgeschichtlichem, so hat sich um den Namen Schlözer auf diplomatischem Felde eine ganze Pflanzung von selbstbiographischen Veröffentlichungen, vornehmlich Briefbüchern, angesiedelt. War der Verfasser bisher hauptsächlich Kurd von Schlözer, der römische, mexikanische und Petersburger Gesandte, so tritt jetzt Karl von Schlözer, ein Neffe Kurds, mit einem Erinnerungsbande »Menschen und Landschaften« hervor (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Zusammengestellt und herausgegeben hat es nach seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode sein Bruder Leopold, und er hat Bedacht darauf genommen, daß nur das heute noch Fesselnde in den Vordergrund tritt: die Schilderungen aus Petersburg, wo Schlözer an der deutschen Botschaft in die diplomatische Laufbahn eintrat, die Erlebnisse am brasiliani-

schen Hofe, teils operettenhaft, teils katastrophal, und die Bilder vom Balkan, wohin Schlözer 1889 geschickt wurde, und wo er Gelegenheit hatte, sich, wie in Belgrad, auch in Nisch, Saloniki und Sinaja umzusehen, immer mit einem hellen Blick für Dinge und Menschen und gewappnet mit einem glücklichen Humor, der auch Schäbiges und Niederträchtiges zu verdauen weiß.

Seit zwei Jahren zählt der bekannte Historiker Dietrich Schäfer zu den Achtzigjährigen. Es will uns schwer in den Kopf, diesen Mann zu den Greisen zu rechnen, so durchaus erscheint er uns als Jugend und Flamme. Gut, daß er uns noch selbst sein »Leben« geschildert oder vielmehr die ursprünglich nur für seine Familie bestimmten Aufzeichnungen auch der Öffentlichkeit übergeben hat (Berlin und Leipzig, K. F. Koehler). Eine schwere Jugend, ein mühsamer Aufstieg vom Volksschullehrer zum weithin geschätzten Hochschullehrer, als der er in Jena, Breslau, Tübingen, Heidelberg und Berlin wirkte! Zum Politiker machte ihn eigentlich erst der Weltkrieg, aber der Polarstern seines Denkens und Wirkens war von jeher des Vaterlandes Macht und Herrlichkeit, wie er das in der für den Reichstag bestimmten Eingabe vom Frühling 1916 in den Worten ausgeprägt hat: »Keine dauernde Kultur ohne die feste Grundlage eines machtvollen Staates. Es handelt sich nicht darum, ob wir das Volk Goethes oder das Bismarcks sein wollen: wir müssen beides bleiben.« Das ist der Grundton auch seiner Selbstbiographie.

Von der hohen See der Politik und großen Geschichte führt uns Sara von Janson mit ihren Erinnerungen aus dem Hause Holtzendorff (Gotha, Flamberg-Verlag; mit 16 Bildnissen) ins ruhigere Binnengewässer der Sitten- und Gesellschaftsgeschichte zurück. Eine kluge und großsinnige, dabei warmherzige und grunddeutsch gesinnte Frau blickt hier um sich und in sich. Die Leser der Monatshefte kennen sie schon, war sie es doch, die bei uns vor einigen Jahren Briefe Gustav Freytags an ihr Elternhaus in Gotha, eben das durch seine Gastfreundschaft und seine geistige Geselligkeit berühmte Haus Holtzendorff, veröffentlicht hat. Die Person Freytags, immer von einer durchsonnten Wolke menschlich-behaglichen Humors umgeben, geht als einer der Hauptakteure auch durch ihr Buch; aber neben ihm treten noch viele andre berühmte Zeitgenossen auf: Herzog Ernst 2. von Sachsen-Koburg, mit dem die Familie des Präsidenten Holtzendorff trotz starker politischer Meinungsverschiedenheiten freundschaftlich verbunden war, Mathy, Roggenbach, Treitschke, der Marineminister v. Stosch, Fanny Lewald, Berthold Auerbach, Fritz Reuter, Kuno Fischer, der Herzog von Augustenburg, Verdy du Vernois, um nur ein paar der Freunde oder Hausgäste zu nennen, bunt durcheinander, wie der Verkehr im Hause nun mal war: lebendig, bewegt, gegensätzlich, immer angeregt, niemals engsinnig oder befangen in Vorurteilen, dafür aber ebenso bereit zu hassen wie zu lieben. »Dies liebe Haus, es ist der einzige Flecken, wo jeder Redner wünscht, er bliebe stecken«, reimte Albert Traeger ins Fremdenbuch. Aber diese aufgeweckte, empfängliche und doch niemals unkritische Frau hat auch nach ihrer Verheiratung und Trennung vom Elternhause dank der rasch emporsteigenden militärischen Laufbahn ihres Mannes viel gesehen und erlebt, wenn sie bei der Schilderung ihrer Begegnungen und Bekanntschaften manchmal auch den Maßstab der heutigen Wichtigkeit oder Unwichtigkeit vergißt. Dafür ist sie eben noch eine Dame aus der »alten Zeit«.

»Selbstbiographien sind nur dann wahrhaft lehrreich, wenn sie eine große Anzahl von Tatsachen enthalten; die Selbstbetrachtungen können leicht irreführen«: diesen Ausspruch von Wilhelm von Humboldt setzt Heinrich Vierordt, der Karlsruher Dichter, als Motto vor seine Erinnerungen »Das Buch meines Lebens« (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer), die er sich selbst und seinen Freunden zur Feier seines im Herbst vorigen Jahres gefeierten 70. Geburtstages beschert hat. Bisher kannten wir Vierordt nur als Lyriker und Epigrammatiker; hier erweist er sich auch als beweglicher, mit einem staunenswerten Gedächtnis und einer eindrucksvollen Charakterisierungsgabe ausgezeichneter Prosaschriftsteller, der so tief aus dem Born unsrer Sprache schöpft, daß er in seinem viertehalbhundert Seiten starken Buch fast ganz ohne Fremdwörter auskommt, dafür aber viel verschüttetes gutes altes Sprachgut neu zutage fördert oder sich in meistens recht glücklichen Neubildungen versucht. Günstige Lebensumstände haben ihn weit in der Welt umhergeführt, aber er weiß auch von überall etwas mitzubringen und kleine unscheinbare Züge zum anschaulichen Gesamtbild, sei es Land, Stadt oder Persönlichkeit, zusammenzufügen. Karlsruhe, Rastatt, Freiburg, Konstanz, Wertheim, Heidelberg, Leipzig, selbst das Berlin von 1880 — wie leben sie unter seiner Feder auf! Scheffel, Freiligrath, Geibel, Justinus und Theobald Kerner, Bodenstedt, Freytag, Jakob Burckhardt, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Graf Schack, Auerbach, Hansjakob, vor allem aber der Großherzog Karl Alexander von Weimar, dies »durch und durch deutsche Herz«, dieser »ganze Mann und ganze Fürst«, dem sich die blöden Serenissimuswitze zu Unrecht angeheftet haben — sie alle finden in Vierordt einen farbensatten Bildnismaler, der ihren Erscheinungen manchen feinen und neuen Zug hinzuzufügen weiß. Und schließlich ersteht aus dem Buche

sein eignes Bildnis als das eines welt- und schönheitsfreudigen Mannes, der ein ausgeprägter Süddeutscher, doch auch ein echter und vollwertiger Reichsdeutscher ist.

Eine höchst eigen- (zuweilen auch starr-) köpfige Persönlichkeit unter unsern »exakten Gelehrten« ist der Leipziger Naturforscher Prof. Wilhelm Ostwald, der in seiner Selbstbiographie »Lebenslinien« (1. Teil; Berlin, Klasing & Ko.) von den ersten 35 Jahren seines Lebens, auch schon Denkens, Forschens, Wirkens und Schaffens erzählt. Freilich ist Ostwalds Tätigkeit in diesem Zeitraum (1853—87) noch hauptsächlich auf die physikalische Chemie konzentriert, als deren Begründer er neben Arrhenius und van't Hoff gelten darf und die er zum Siege geführt hat. Die rechte Entfaltung seiner geistigen und organisatorischen Originalität beginnt erst nach 1887 mit der Berufung auf den Leipziger Lehrstuhl. Doch dürfen wir bei der Regsamkeit und Frische dieses baltischen Kopfes gewiß auch die Darstellung jener entscheidenden Jahre bald erwarten, wo der Chemiker in der Fülle der Anregungen und Bestrebungen manchmal fast verschwindet.

Wie Vierordt, so hat auch Wilhelm Kienzl, der Komponist des »Evangelimanns«, das Herannahen seines 70. Geburtstages gefeiert, indem er in einem starken Bande, betitelt »Meine Lebenswanderung«, Erlebtes und Erschautes zu Papier brachte (Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger). Kienzl läßt uns hier seinen ganzen Entwicklungsgang miterleben, von seinen ersten musikalischen Anfängen durch die Zeiten seiner unbedingten Wagnergefolgschaft, über den Erfolg des aus schweren Lebenskämpfen erwachsenen »Evangelimanns« bis in seine Wiener Zeit von heute. Eine lange Reihe bedeutender Persönlichkeiten aus dem Reiche der Wissenschaft und Kunst zieht da an uns vorüber, an ihrer Spitze Wagner und Peter Rosegger; von allen weiß er Eindruckvolles zu berichten, mit allen setzt er sich charaktervoll und urteilsicher auseinander. Im zweiten Teil gibt Kienzl, nie ohne die Bescheidenheit des seiner selbst gewissen Menschen, einen Überblick über sein eignes Schaffen und legt die Wurzeln bloß, aus denen seine Werke emporgekeimt sind. Volkstümlich wie seine musikalische Kunst ist auch dieses Buch. F. D.

Verschiedenes

Die in zwei Bänden gesammelten biographischen Essays von Adalbert Reinwald, betitelt »Menschen«, sind in 3. und 4. Auflage bei E. Haberland in Leipzig erschienen. Sie verdienen diesen einem Essaybuche von solcher Gediegenheit nur selten beschiedenen Erfolg, nicht allein wegen der Reichhaltigkeit ihres Inhalts — umspannen doch diese beiden Bände, der erste den Männer-, der zweite den Frauengestalten gewidmet, die Zeiten vom Urchristentum und alten Germanentum bis in die unmittelbare Gegenwart: Religion, Kultur- und Weltgeschichte, Musik und Dichtung —, nein, auch ihrer Form, ihrer sittlichen Weltanschauung und ihrer deutschen Gesinnung wegen. Diese Bände sind wie geschaffen für die heranwachsende Jugend, der sich doch nun mal Geschichte am leichtesten durch die starken und edlen Persönlichkeiten öffnet, aber sie werden ihr auch folgen auf die heiteren und trüben Bahnen eignen Lebens und Schicksals, und Mann und Frau werden viel Anregendes und Vorbildliches daraus gewinnen.

*

Außer dem in der Abhandlung von Dr. R. Milner genannten Buche über Krebskrankheiten (Preis 3 M.), dem wir nach eigner Kenntnis die Allgemeinverständlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung bestätigen können, bietet sich noch ein gleichzeitig erschienenes dar: Die Krebskrankheit und ihre Bekämpfung, herausgegeben von der Schweizer. Vereinigung für Krebsbekämpfung (Zürich, Rascher & Ko.). Hier sind sechs Aufsätze von ärztlichen Autoritäten der Schweiz vereinigt, und alles, was in das diagnostische und therapeutische Gebiet dieses Themas fällt, wird eingehend, aber gemeinverständlich aufklärend und beruhigend behandelt: von dem Wesen und der Entstehung des Krebses an bis zu seiner individuellen Behandlung und sozialen Bekämpfung. Beweggrund für die Veröffentlichung ist auch hier, wie bei dem Aufsatz Milners, die Erkenntnis, daß ohne die Mitarbeit des Publikums die Ergebnisse der Krebsbehandlung stets mangelhaft bleiben werden, weil gerade bei dieser Krankheit das Heil in einer möglichst frühzeitigen Behandlung des Übels liegt. Nicht Krebsfurcht, sondern nur eine vermehrte und geschärfte Aufmerksamkeit auf die ersten Stadien der Krankheit wollen diese Aufsätze bewirken.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für die Tschechoslowakei Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. Ernst Rychnovsky, Prag II, Panska 12. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Walter Krieg in Berlin.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

UNIV. OF
CALIFORNIA



Dorothea Volbehr: Verkündigung

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Heft: 844 Dez. 1926

Brettspiel des Lebens

Roman von Ernst Zahn

IV (Schluß)

Hermann hörte in seiner Kammer, wie dringend Hanna den Seppli, den Hirtenbuben, zum Arzt sandte. Ihre Stimme zitterte. Er trat dicht an die Tür vor und lauschte. Sein Herz klopfte so heftig, daß es sein scharfes Horchen störte. Er preßte unwillkürlich die Hände vor die Brust, wie um seinen Schlag zu dämpfen. Und es war ihm, als packten eiserne Zangen sein Innerstes. Die Gefahr war nicht vorbei! Er — Hermann, hatte vielleicht ein Menschenleben auf dem Gewissen! Er wehrte sich gegen den Gedanken. Hatte ihn Enoch nicht gequält? Hatte er ihm nicht allen Weg verlegt? Und dann — sein Unfall — was hatte er, Hermann, dazu getan? Nichts! Nur gewarnt hatte er ihn nicht! Weil — weil er — Zweimal freilich hatte ihm Enoch geholfen — und davon geschwiegen — gegen alle!

Seine Schläfen hämmerten. In seinen Ohren sauste es, als ob er das Raunen vieler Stimmen hörte. Er lief ein paarmal in der Stube auf und ab und fuhr dann wieder fort zu lauschen. Nach einer Weile hörte er, wie Hanna draußen mit seinem Vater flüsterte: Enoch liege im Fieber und sei nur zeitweise bei Bewußtsein. — Er hörte auch den Arzt kommen und nach langer, langer Zeit wieder gehen. Es war ihm, als müsse er sich Nachricht holen, wie es stehe. Aber er wagte sich nicht hinaus. Es war ihm bang vor dem, was die andern sagen konnten. Manchmal in allem Wirrwarr mußte er daran denken, daß er Suse noch nicht für ihren Brief gedankt, und sein Herz brannte nach ihr. Und dann überwallte ihn ein neuer furchtbarer Schrecken wie Blut, das aus Mund und Augen stürzt: Wenn alle wüßten, Suse, Hanna, der Vater — was er auf der Seele hatte!

Da litt es ihn nicht länger. Er riß seine Tür auf. Und plötzlich sah er sich Hanna gegenüber, die die Treppe heraufkam.

Sie zuckte zusammen und schaute erschreckt in sein blasses, entsetztes Gesicht.

»Ist es schlimmer?« fragte Hermann. Er wollte ruhig und gleichgültig erscheinen, aber er hatte seine Stimme nicht in der Gewalt.

»Es ist nicht gut,« antwortete Hanna widerstrebend. Warum hatte er mit Enoch in Unfrieden gelebt, dachte sie und zürnte ihm. Ihre einstige Liebe war schwach geworden. Er war ihr fern gerückt. Sie hatte fast Mühe, sich auf ihn zu besinnen. Sie lauschte auch, ohne es zu wissen, immer nach dem Zimmer Enochs hinüber.

»Der Vater ist bei ihm,« erzählte sie, aber sie war dabei schon selbst wieder auf dem Wege zu dem Kranken. Und sie dachte nicht daran, ob Hermann ihr folgen werde oder nicht, noch daß er bei Enoch ebenso viel Recht und Pflicht hatte wie sie. Sie verschwand in Enochs Tür, ohne gute Nacht zu wünschen.

Hermann stand einen Augenblick wie ausgestoßen da. Was sollte er tun? Er trat in seine Kammer zurück, warf sich auf einen Stuhl und verbohrte sich in dieselben Selbstvorwürfe

und Selbstentschuldigungen, denen er sich vorher überlassen. Zuweilen hörte er aus der Nebenkammer ein trockenes Husten oder vernahm Hannas leise Stimme. Einmal schlug auch des Vaters tiefes, ruhiges Sprechen an sein Ohr. Immer mehr aber war ihm, als sitze er hinter einem Stacheldrahtzaun gefangen. Wenn Enoch lebte, dachte er, dann dauerte für ihn, Hermann, die Qual weiter, unter der er die letzten Wochen gestanden! Wenn er starb, dann brach erst recht alles zusammen. Dann mußte sein Verschulden an den Tag. Und wie er je wieder Ruhe finden sollte, wußte er nicht.

Nach einer Weile ertrug er die Enge der vier Wände und das heimliche, raunende Wesen nebenan nicht mehr. Er zog seinen Rock an und verließ Stube und Haus, um ins Wirtshaus zu gehen. Vielleicht fand er dort Zerstreuung, dachte er.

Die Nacht war neblig. Ein feiner, beißender Regen netzte ihm das Gesicht. Es verlangte ihn nach Gesellschaft, nach lauten Kameraden, die einen das Grübeln verlernen machten. Er schritt dahin, ob schnell, ob langsam, er wußte es nicht. Es war ihm immer, es könnte ihn jemand zurückrufen: Komm! Enoch ist tot!

In der großen Wirtsstube war ein einziger Tisch besetzt. Vier Männer saßen daran und spielten Karten. Aber die junge Kellnerin empfing ihn mit sichtlichem Vergnügen. Sie wollte ihm sein Glas Wein an einen Ecktisch tragen und hätte sich nicht ungern zu ihm gesetzt. Er aber kümmerte sich nicht um sie, sondern stellte sich neben die Spieler. Auch das Spiel jedoch fesselte ihn nicht. Er warf sich auf den erstbesten Stuhl. Sein Glas wurde vor ihn hingestellt, und er bohrte seine Blicke hinein, als suche er nach Bodensatz im Wein. Die Stube versank. Er wußte nicht mehr, wo er war. Er begann wieder zu horchen, wie er es zu Hause getan: Was geschah nebenan? Was wurde mit Enoch? Und plötzlich blühte aus aller Angst wieder der Gedanke an Suse auf: Wie lieb sie geschrieben hatte! Es verlangte ihn mehr als je nach ihr, nach irgend jemand, der es gut mit ihm meinte, der ihm die Last von der Seele nahm! Er legte die Hände auf den Tisch, weit hinein, ganz hilflos nach irgendeinem Halt tastend.

Die Kellnerin beobachtete ihn hinter dem Schanktisch hervor. Was hatte der fröhliche Mensch, daß er heute so den Kopf hängen ließ?

Wie lange Hermann so saß, wußte er nicht. Es konnten Stunden oder Augenblicke gewesen sein. Aber auf einmal trieb es ihn ebenso mächtig wieder heim, wie es ihn hergejagt hatte. Was war dort inzwischen alles geschehen? Hatte man ihn nicht gesucht, nicht gerufen? Er fuhr auf und begehrte zu zahlen. Mit kurzem Gruß verließ er die Wirtsstube wieder. Er lief wie ein Betrunkener. Dort — dort drüben im Reutehof entschied sich mit Enochs auch sein Schicksal, dachte er.

Auf den Zehen schlich er sich daheim ein. Er beschlich das Schicksal, das wartete, dachte er. In den Fenstern hatte er kein Licht mehr gesehen. Auch im Hause rührte sich nichts. Sie schliefen wohl alle! Er entledigte sich seiner Schuhe und stieg in Strümpfen die Treppe hinauf. Oben angekommen, stand er mit verhaltenem Atem und lauschte wieder. Aber auch jetzt war nirgends ein Laut. Und hinter Enochs Tür, nach der er in der Finsternis spähte, blieb es ebenso dunkel wie überall.

Da schob er sich behutsam in seine eigne Kammer, entkleidete sich und kroch unter die Decke. Er horchte alle die Zeit. Er horchte auch, als er auf dem Rücken lag. Nach außen und nach innen. Um von außen nichts mehr zu hören, zog er die Decke über die Ohren hinauf. Das, was in seinem Kopf bohrte, betäubte ihn aber so, daß er in einen schweren, bleiernen Schlaf verfiel.

Die Nacht ging vorbei. Hermann schlief, schrak auf und schlief wieder ein, ohne Bewußtsein, wie ein vor den Kopf Geschlagener.

In der Nebenkammer schlief einer denselben unruhigen, bewußtlosen Schlaf. Das Fieber warf Schleier über Enochs Denkvermögen und zehrte heimlich an seiner Kraft. In einem lichten Augenblick hatte er Hanna und den Bruder weggeschickt.

Der Morgen, der dann folgte, war grau, neblig, feucht, wie es die Nacht gewesen war.

Hermann stand früh auf. Die Beklemmung von gestern lag noch auf ihm. Aber sein Geist war frischer. Er wußte, daß der Alltag seinen Gang haben mußte, und er zwang sich, sich nicht um das zu kümmern, was in Enochs Kammer vorging. Er zwang sich, ans Tagwerk zu denken. Selbst auf den Arzt achtete er nicht, den er bei Enoch eintreten hörte. Er trieb sich selbst eilig in die Kleider, trieb sich hinunter zum Frühstück und sperrte seine Ohren zu.

Der Kaffee stand auf dem Tisch. Manchmal nahmen sich die Männer vom Reutehof nicht Zeit, sich zu setzen, sondern tranken halb im Vorbeigehen ihre Schale. Hermann schenkte sich ein und schnitt sich Brot. »Du mußt nach der Bergmatte fahren,« redete er sich zu. »Den Braunen mußt du einspannen. Nach der Bergmatte fahren! Den Braunen einspannen,« wiederholte er sich zehnmal; denn die Gedanken entglitten ihm; er mußte sie immer wieder zu der einen Aufgabe zurückholen. Das war ein mühsames, im Kopf dumpf machendes Geschäft. Er vergaß darüber, daß er sich nicht hatte aufhalten wollen, saß plötzlich am Tisch und aß und trank, ohne zu wissen, was und wieviel.

Da trat Domini Gisler ein. Er hatte ein be-

kümmertes Gesicht. »Hast etwas gehört?« fragte er den Sohn.

»Nein,« gab Hermann zurück. Aber die offensichtliche Unruhe des Vaters steckte auch ihn sogleich wieder an.

»Es wäre schrecklich,« sagte Gisler, sich ebenfalls niedersetzend.

»Es wird wohl nicht an dem sein,« tröstete Hermann blindlings.

»Ich traue nicht,« erwiderte der Vater.

Sie schlürften aus den Tassen.

Aber Gisler begann wieder: »Wir haben ihn nicht gehalten, wie wir gesollt hätten.«

Hermann zuckte ungeduldig die Achsel.

»Hanna meint, wir hätten ihn alle nicht verstanden,« fuhr Gisler fort. Die Liebe für den jüngeren Bruder war in ihm wach geworden, und er, der stets für alle das Beste wollte, machte sich Vorwürfe, daß er gerade gegen ihn nicht nachsichtig genug gewesen.

Hermann suchte nach Worten, um das, was auch für ihn ein Vorwurf war, zurückzuweisen.

Da gesellte sich Hanna zu ihnen. Sie erschien Hermann gealtert. Ein Ausdruck merkwürdiger, fast leidenschaftlicher Angst entstellte ihr Gesicht und nahm ihm etwas von seiner Anmut. Draußen ging der Arzt die Treppe hinunter. Sie hatte ihn vor der Tür verabschiedet.

»Nun?« fragte Gisler, noch bevor sie sprechen konnte.

Sie setzte sich an den Tisch. Doch aß sie nicht. Sie war müde. Aber trotz der frühen Stunde war ihr schönes, blondes Haar wohl geordnet und an ihrer ganzen Erscheinung Sauberkeit und Sorgfalt.

»Er ist bei Bewußtsein,« antwortete sie. »Das Fieber hat nachgelassen. Aber es ist ein Widerwille in ihm. Er ist es satt, dem Leben ein Spott zu sein.«

»Blödsinn,« sagte Hermann. Das Mitgefühl mit Enoch, das aus Hannas Stimme klang, warf ihn in eine Laune der Auflehnung und des Widerspruchs. Er stand auf.

Hanna schaute ihn groß an.

Aber Gisler erhob die Hand. »Nimm es nicht so leicht, du! Es könnte dich nachher reuen,« sagte er zu Hermann.

Dieser zögerte. Er fühlte sich innerlich ganz zerwühlt. Was sollte er noch sagen? Einen Augenblick lang drängten sich ihm wieder Worte der Beichte auf die Lippen. Ihr zwei, die es gut mit mir meint, hört mich, wie ich in das alles hineingetrieben worden bin. Aber es gab so viel zu sagen. Er mochte gar nicht erst beginnen. Und er schreckte vor dem Gedanken zurück, daß der Vater und Hanna vielleicht Enochs Partei nehmen könnten. Da biß er die Lippen zusammen und ging hinaus.

Er begab sich nach dem Stall. Er holte den Braunen heraus und begann einzuspannen. Mit derselben gedankenlosen Dumpfheit, mit der er sich an den Frühstückstisch gesetzt, fuhr er aus an die Arbeit.

Die beiden Zurückgebliebenen hatten einander angeschaut.

»Er ist unversöhnlich,« meinte Gisler kopfschüttelnd.

»Wir wissen nicht, was sie miteinander haben,« entgegnete Hanna. Sie konnte jetzt diesem Zwist mit ihren Gedanken nicht mehr so recht folgen. Anderes beschäftigte sie. Obschon sie Enoch eben erst verlassen, hatte sie schon keine Ruhe mehr. »Ich muß wieder hinauf,« sagte sie und erhob sich.

»Iß doch zuerst,« mahnte Gisler.

»Ich kann nicht,« antwortete sie gequält. Und schon stand sie an der Tür. »Es soll ruhig sein um ihn, hat der Doktor gesagt,« fügte sie hinzu. Sie begriff sich selbst nicht, wie sie gleichsam dem andern bedeuten konnte, er möge ihr nicht folgen. Aber sie erkannte sich selbst ohnehin nicht mehr. Sie wußte nur, daß sie jetzt nach niemand mehr fragte als nach Enoch.

In diesem Augenblick klopfte es.

Sie öffnete die Tür, deren Klinke sie schon hielt.

Der Posthalter von Buren trat ein. Er machte eine Trauermiene, grüßte und reichte Hanna eine Depesche.

Hanna betrachtete die Aufschrift. Ein Gedanke an ihren Vater durchzuckte sie, und daß sie ihn ob all des andern vergessen. Sie riß das Kuvert auf und las. Ihre Augen verschleierten sich. Dann reichte sie das Telegramm Gisler.

Der Posthalter hatte sich wieder entfernt.

»Der Vater ist gestorben,« sagte Hanna. Aber während sie es sagte, war ihr, als spreche sie von einem fremden Mann. Wohl war ihr weh in der Seele; sie fühlte, daß ihr ein Schluchzen in die Kehle stieg, aber es war mehr die Empfindung, daß so viel auf einmal auf sie eindrang, die sie bedrängte, als das einzelne Leid um den Gestorbenen. Dann erinnerte sie sich, daß sie nun sogleich heimfahren sollte. Aber nicht einen Augenblick erwog sie die Möglichkeit ernstlich. Sie schalt sich selbst. War sie nicht eine herzlose Tochter? Aber sie fühlte, daß sie dem andern oben in der Kammer, der auch am Tode lag, nötiger sei. Sie wußte, daß sie nicht heim konnte noch wollte. Der andre da oben! Wer wußte, ob er sie nicht entbehrt hatte, ob er ihrer nicht bedurfte! Sie blickte nach der Tür.

Da hörte sie Gisler sprechen: »Wie schnell das gekommen ist. Dein armer Vater! Und es ist furchtbar, daß du gerade jetzt fort mußt.«

Sie erfaßte den Sinn seiner Worte nicht. Tränen rannen ihr über die Wangen, die mehr der Angst als dem Kummer entsprangen. »Hat Enoch nicht gerufen?« stieß sie heraus und lief aus der Tür.

Gisler drehte die Depesche in den Händen. Viel Sorge auf einmal, dachte er. Es war nicht auszudenken, wie sie drei Mannsleute zurechtkommen sollten, wenn Hanna jetzt fort ging!

Hanna stürmte die Treppe hinauf. Aber Enochs Tür öffnete sie ganz sacht und zaghaft. Wie mochte sie ihn finden? Sie geriet in Erstaunen, als sie eintrat.

Enoch Gisler hatte sich in den Kissen aufgerichtet. Er war sehr bleich. Haar und Bart schienen rußschwarz neben diesem blassen Gesicht. Aber es leuchtete auf, als er sie erkannte.

Hanna sah, daß er sie mit Ungeduld erwartet hatte.

Enoch war merkwürdig klar bei Sinnen und wie von etwas Lästigem in seinem Innern befreit. Eine geraume Weile hatte er schon so gesessen und sein bisheriges Leben mit unerhörter Klarheit überschaut. Es verdroß ihn nicht mehr. Es war beinahe keine Bitterkeit mehr in ihm. Er hatte dem Besuch des Arztes, seiner genauen Untersuchung, seinem Kopfschütteln und seinem Abgang mit schwer bedenklichem Gesicht wie ein unbeteiligter Zuschauer beigewohnt. Ihn beschäftigte etwas andres: »Ich bin doch auch da,« hatte Hanna gesagt! Er wendete und wendete das Wort. Sie hatte sich zu ihm selbst in eine Art Verbindung gebracht. Hatte er irgendeine Bedeutung für sie? Seine Nörgelsucht erwachte. Hast du von den Weibern noch nicht genug? fragte er sich. Und bist du noch immer nicht alt genug? Aber er vermochte das Gefühl von Freude nicht einzudämmen, das sich seiner immer mehr bemächtigte. Er versuchte dann ruhig zu erwägen: Was war geschehen? Nichts Eigentliches. Es war mehr Ahnung als Ereignis. Etwas Unausgesprochenes spann zwischen Hanna und ihm. Und doch fühlte er es so stark, daß noch einmal eine Hoffnung in ihm aufblühte. Er überließ sich ihr langsam, widerstandslos. Ein Narr bist du, sagte er sich lachend; aber es war ein glückliches Lachen. Und er wußte, daß er die ganze Nacht, seit gestern, da Hanna gesagt, sie sei doch auch noch da, gebraucht hatte, um ein solcher Narr zu werden.

Und nun sah er Hanna wieder vor sich. Mit einer merkwürdigen Hast war sie eingetreten. Licht fiel auf ihr Haar und ihr helles Gesicht. Ihre Augen waren feucht und ein wenig gerötet. Sie mußte geweint haben.

Sie blieb in der Nähe der Tür stehen, an Lippen und Nüstern war ein Fliegen. »Wie geht es jetzt?« fragte sie verwirrt.

»Man möchte sagen, daß es einem besser ginge als je,« antwortete er bedeutsam. Aber als er sah, daß die Augen sich ihr aufs neue füllten, fragte er befremdet und besorgt: »Was hast denn?«

»Mein Vater ist gestorben,« antwortete sie mit mühsam beherrschter Stimme.

Er erschrak. Es durchfuhr ihn: Nun mußte sie heim! Ein so heftiges Einsamkeitsgefühl überstürzte ihn, daß ihm die Kraft versagte. Er legte sich langsam in die Kissen zurück. »Das ist mir leid,« flüsterte er.

Sie trat an sein Bett. Sie hatte seine Schwäche gewahrt und dachte jetzt wieder nur noch an ihn. Sie strich seine Kissen zurecht und richtete ihm ein Pulver, das der Arzt verschrieben hatte. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Sie trocknete sie mit einem Tuche. Ihre Hand war unendlich sorgsam.

Enoch schloß die Augen und schlug sie wieder auf.

»Ich gehe nicht heim,« sagte sie da. Sie mußte es sagen, weil ihr schien, daß er darüber beunruhigt sei, und weil sie zu hören wünschte, was er antworten würde. Vielleicht war ihr, daß seine Zustimmung ihr das Gewissen erleichtern werde.

Er wurde wieder völlig wach und faßte ihre Hand.

Unwillkürlich ließ sie sich auf dem Stuhl am Bett nieder.

»Du willst nicht zum Begräbnis?« fragte er. Er meinte, nicht recht gehört zu haben.

»Ich kann nicht,« antwortete sie. In ihrem Ton lag etwas wie Verzweiflung. Es war, als ob sie ihn fragte: Glaubst du denn, daß ich dich jetzt allein lasse? Sie wußte nicht, daß sie sich so verriet.

Ein Gefühl des Bedauerns ergriff ihn. So wenig Hoffnung war also für ihn, dachte er. Aber er glaubte immer noch nicht recht an ihr Opfer. »Das ist eine dumme Wahl,« meinte er. »Tot oder halbtot?« Aber er war gespannt, was sie weiter entgegnen werde.

»Redet nicht so,« erwiderte sie. Dann überwältigte sie plötzlich der Kummer, und sie legte mit einem Aufschluchzen den Kopf neben ihn aufs Bett.

Er streichelte mit der Hand ihr Haar. Nun wußte er auf einmal, wie es um sie stand. »So viel bin ich nicht wert,« sagte er voll einer großen, gütigen Ruhe. »Ich habe doch andern so oft zuleid gelebt.«

Sie nahm wieder, ganz nahe zu ihm geneigt, seine Hand in ihre beiden. »Auch andre Euch,« erwiderte sie.

Aber er schüttelte den Kopf. »Das ist keine Entschuldigung,« beharrte er auf seinem Standpunkt. »Ich weiß am besten, wie es in mir selber ausgesehen hat. Einen zieht es zum Stehlen, einen andern zum Quälen. Und Schadenfreude ist keine schöne Freude.«

Sie wollte ihn unterbrechen. Aber er wehrte ihr. »Jetzt nicht mehr,« sagte er. »In der letzten Stunde wollen wir nichts schöner machen als es ist.«

Sie drückte leidenschaftlich seine Hand. »Man

muß Euch nur verstehen,« sagte sie. Sie liebte ihn und wußte jetzt, daß sie es tat. Er schien ihr mehr wert als alle Menschen, die sie je gekannt, und sie meinte ihn halten zu müssen, von dem sie doch wußte, daß er schon halb aus der Welt war.

Schwer, als falle er vor Schwäche über sie, beugte er den Kopf zu ihr herab. Dann streckte er sich wieder ins Kissen und sprach langsam und deutlich: »Es ist nun schon wie es ist. Vielleicht ist es ein Jammer, vielleicht ein schlechter Spaß. Ersäuft wie eine räudige Katze! Ein besseres Ende hätte ich mir trotz allem gegönnt.«

Sie weinte heftiger. Sie sprach nicht. Aber er spürte aus der Berührung ihrer Hand, wie es in ihr arbeitete, und wie alles in ihr einzig noch ihm gehörte. Er lächelte, immer noch nicht wie ein Liebhaber, sondern wie der ältere gute Hausgenosse. Aber es war ihm jetzt zumut wie einst, wenn er als junger Bub auf den höchsten Bergen gestanden. Mein Gott, wie schön war die Welt! Plötzlich sagte er: »Ich möchte etwas schreiben,« und bat sie um Tinte und Feder. Unter seinem Kopfkissen nahm er einen Schlüssel hervor. »Auch die Schublade,« bat er, »stelle mir hier auf den Stuhl.« Er war glücklich. Und er hatte einen machtvollen Drang, noch so viel gutzumachen, als er konnte.

Sie gehorchte still. Das Herz war ihr wie Blei. Der Arzt hatte gesagt, es müsse ein Wunder geschehen, wenn Enoch es überstehe. War es das Wunder, daß er nun sich aufraffte und schrieb und völlig klaren Geistes war? Während wieder ein wenig Hoffnung in ihr aufflackerte, gingen ihre Gedanken auch wieder heim ins Tal, wo der tote Vater lag. Was würde er gedacht haben, wenn er hätte wissen können, daß die Tochter nicht einmal zu seinem Begräbnis kommen würde? Endlich stellte sie sich an die nahe Wand, die Hände ans Täfelwerk gestemmt, und sah Enoch zu.

Er kramte in der Schublade. Einem Kuvert entnahm er einige Schriftstücke und zerriß sie in kleine Fetzen. »Wirf das in den Ofen,« bat er Hanna.

Sie entfernte sich, um seinen Auftrag sogleich auszuführen.

Inzwischen entfaltete er ein andres Papier. Es war sein Testament. Es befiel ihn aber eine neue Schwäche. Er krampfte seine Finger ins Bettuch und schloß die Augen. Dann überwand er auch diesen Anfall und las, was er vor etwa Jahresfrist geschrieben. Sein Vermögen war Hanna und Hermann verschrieben. Damals hatte er gedacht, daß die beiden ein Paar werden würden. Das hatte sich geändert. Hanna, Hanna hatte ihr Herz einem andern geschenkt! Es jauchzte etwas in ihm, als er das dachte. Und er hätte, was er besaß, in seine Hände nehmen und es dem Mädchen hinreichen mögen: Nimm! Und wenn es die Welt wäre, wäre es zu wenig für dich. Aber neben das der Hanna trat ein zweites Gesicht: Suse. Ein wenig fahrig, ein wenig wie ein Strohhalm im Wind! Doch sie erbarmte ihn.

Er tauchte die Feder ein und setzte mit seiner großen, schönen, eigenwilligen Schrift einen Nachtrag in seine letztwillige Verfügung. Was Hanna und Hermann gemeinsam haben sollten, sollten sie teilen. »Es ist genug da für beide,« schrieb er und dachte an die Suse, und daß sie vielleicht — wenn es Hermann ernst blieb mit ihr — —

Er hielt inne und sann wieder nach: Hatte Hermann ihm wirklich nach dem Leben getrachtet? Aus Zorn? Aus Vergeltungstrieb oder einer Art Notwehr? Armer Kerl, mochte dem sein, wie es wollte, es würde ihm genug zu schaffen machen. Aus dem Testament mochte er entnehmen, daß er ihm nichts nachtrug.

Er stieß die Feder ins Tintenfaß zurück. Dann seufzte er erleichtert und lehnte sich zurück. Das Schriftstück behielt er noch in der Hand.

Da trat Hanna wieder ein.

Er lächelte. Gut, daß sie wieder da war! Er reichte ihr das Testament. »Lies es später den andern, dem Bruder und Hermann, vor,« sprach er. »Auch dich geht es an, Und — und — grüße Hermann von mir.«

Die Stimme versagte ihm. Ein eigentümliches Zucken ging um seinen Mund.

»Ihr habt Euch zu sehr angestrengt,« rief sie erschreckt.

Aber er riß die Augen gewaltsam auf, die ihm zufallen wollten, und zog sie wieder näher zu sich heran. »Es ist sonderbar,« flüsterte er. »Es ist, wie wenn ein Wurm in mir wäre. Es hilft nichts. Ist es Gift oder Frost — eineweg — es hilft nichts.«

Sie sah, daß er am Vergehen war, und vermochte ein Aufschluchzen nicht mehr zu unterdrücken.

»So viel bin ich dir wert?« fragte er noch einmal mit weitem Erstaunen.

Sie nickte nur.

Er erhob beide Arme ein wenig. Aber sie hatten nicht mehr die Kraft, sich um Hannas Gestalt zu legen.

Es war noch nicht das Ende. Es dauerte noch viele Stunden. Hanna wich nicht aus dem Zimmer. Sie vergaß, die Schublade in den Tisch zurückzuschieben, und hatte sie nur beiseitegestellt und das ihr übergebene Schriftstück daraufgelegt.

Sie sandte den Hüterbub wieder zum Doktor. Der kam sogleich, fand das Fieber zurückgekehrt und sagte, es verzehre die letzte Kraft des Kranken.

In der Tat war es, als zerfresse Enoch ein

inneres Feuer. Er röchelte viel. Dann wieder sprach er irre. Aber es brauchte Zeit, den starken Körper völlig zu zermorschen.

Der Arzt ging, und Gisler kam. »Muß er es verspielen?« fragte er Hanna ängstlich und sah sie selbst verwundert an, weil ihre Züge vor Kummer so entstellt waren.

Sie antwortete mit schmerzlichem Ernst: »Vielleicht geht er mehr an der Schmach als an der Krankheit zugrunde.«

Domini strich über die Hand des Bruders, die auf der Decke lag. Er suchte nach einem guten Wort. Aber das war ihm nicht zur Hand. So mußte die Berührung allein für sein Wohlmeinen zeugen. Und dann wußte er nicht, was er nun noch beginnen sollte. Er war ein wenig hilflos und froh, daß Hanna da war. Er legte auch ihr die Hand auf die Schulter. Auch ihr hätte er manches sagen mögen: Daß man ihr nicht genug danken könne für ihr Opfer, das Hierbleiben und die gute Pflege. Und daß es schön von ihr sei, dem dornigen Enoch so viel Liebes zu tun. Vielleicht hätte er sie auch gern gefragt: Nimmt dich das Sterben so mit? Man könnte meinen, es ginge dir um etwas Unersetzliches. Aber auch diese Worte alle waren schwer zu finden, und so mußte auch hier die Gebärde alles sagen. Dann drückte der Unbeholfene sich wieder aus dem Zimmer.

Auf der Treppe draußen stand Hermann. Lange schon. Auch in seinem Gesicht stand ein Ausdruck qualvoller Angst und machte Gisler staunen. »Vielleicht, wenn du ihn noch einmal sehen willst, solltest du hineingehen,« sagte er zu ihm.

Hermann duckte sich und schaute um sich, wie einer, der einen Ausweg sucht. Er antwortete nicht. Er wußte nicht, was besser war, sich da drinnen Gewißheit zu holen oder wieder zu fliehen. Als er aber sah, daß der Vater in höchster Betroffenheit über sein sonderbares Benehmen ihn anblickte, stieg er die Stufen hinauf und wandte sich Enochs Kammer zu. Er wagte nicht mehr zu zögern und drückte auf die Klinke. Aber ihn schwindelte, als er eintrat, so wild klopfte sein Herz. Es dauerte einen Augenblick, bis er wußte, was er sah.

Hanna saß am Bett, beide Hände noch immer um die Rechte Enochs gespannt, der wie tot dalag. Sie wandte sich lange nicht nach ihm um, obwohl sie gehört hatte, daß jemand hereingekommen war. Als sie aber endlich das Gesicht erhob, gewahrte er, wie sie geweint hatte. Scheu, Scham, Angst und Erstaunen verwirrten sein Denken noch mehr. Er stotterte etwas, was wie eine Erkundigung nach dem Befinden des Kranken klang.

Hanna gab keine Antwort. Er mußte auch ohne das sehen, wie schlimm es stand, dachte sie.

Da erblickte er die Schublade. »Mein Gott,« flüsterte er. Es riß ihn förmlich vorwärts. Da mußten die Schuldscheine liegen! Vielleicht hatte Enoch zu Hanna gesprochen!

Diese gewahrte erst jetzt, daß sein Haar wirr war und in wie wilder Erregung er auf Enochs Habseligkeiten schaute.

»Was ist das?« stieß Hermann heraus. Es war, als ob ihn eine Faust im Nacken packe und vorwärts stoße. Seine Augen traten aus den Höhlen. Seine Hände hoben sich tastend. Und doch wagte er nicht, den Inhalt der Schublade zu berühren.

»Sein Testament,« antwortete Hanna. Sie begann ihm zu zürnen. Welches Benehmen in dieser Stunde! dachte sie.

»Andres! Es muß auch noch andres hier liegen,« flüsterte Hermann.

Hanna ließ Enochs Hand los und wandte sich zu ihm. Sie wollte ihn in höchstem Staunen fragen, was er meine, was das alles bedeute. Dann fielen ihr die Schriftstücke ein, die sie auf Enochs Geheiß verbrannt hatte. »Das ist vielleicht zerrissen,« gab sie gedankenvoll und mehr zu sich selbst als zu ihm sprechend zurück.

Und nun verlor der andre völlig den Kopf. Er mußte Gewißheit haben! Er wollte von der Folter loskommen! Er wollte die Scheine wiederhaben! Er war sich nicht klar, was sie ihm nützen sollten. Er dachte nicht daran, daß er sich selbst verriet. Es trieb ihn nur ein dunkler Drang, die Spuren seiner Schuld zu verwischen. Mit zitternden Fingern begann er den Inhalt der Schublade zu durchstöbern.

»Was tust du?« fragte Hanna empört und stand auf, um ihm zu wehren.

Er zögerte.

In diesem Augenblick rührte sich Enoch.

Sie blickten nach ihm hin.

Er lag mit dem Gesicht ihnen zugewendet, und seine tief in den Höhlen liegenden Augen gewannen langsam einen merkwürdigen Ausdruck von Hellsichtigkeit. Er sah, was Hermann zu tun im Begriff gewesen. Die ganze Angst, die ihn schüttelte, kam ihm zu Bewußtsein. »Verbrannt!« sagte er. »Du brauchst nicht zu sorgen.« Dann streckte er seine Hand nach Hanna aus, im vollen Bewußtsein, daß sie ihm gehörte. Aber ehe sie sie wieder ergreifen konnte, sank ihm der Arm kraftlos herab. Ein furchtbarer Ausdruck der Leere trat in seine Augen.

Hanna warf sich am Bett nieder. »Siehst du?« fragte sie Hermann. Es klang, als ob sie ihn fragte: Glaubst du, daß es möglich ist, daß — man mir das antut?

Hermann stand starr da. Er verstand und verstand doch nicht. Langsam nur dämmerte ihm die Erkenntnis auf, daß der Oheim tot war. Dann war es ihm plötzlich, als breche alles über ihm zusammen. Er taumelte gegen die Wand und schwankte wie ein Trunkener.

In diesem Augenblick kam auch Domini wieder zurück. Es hatte ihn nicht an seiner Arbeit gelitten, da er wußte, daß es mit dem Bruder zu Ende ging. Er sah Hanna noch am Bett knien. Auch seine Züge zuckten. »Vorbei?« fragte er. Dann trat er auf den Bruder zu und drückte ihm die Lider über die starren Augen.

Hanna stand auf.

»Es ist zu früh,« sagte Domini. »Er hätte noch ein langes Leben haben können.«

»Hätte er? Meinst du?« fragte Hermann von seiner Wand her.

Sie erschraken beide über den plötzlichen, glasigen, zerbrochenen Ton. Und als sie ihn ansahen, erschraken sie noch mehr.

Er war grau im Gesicht und schlenkerte mit den Armen. »Ihr sagt es, er hätte noch lange gelebt,« wiederholte er. Und nun vermochte er das nicht mehr zurückzuhalten, was ihn seit vielen Stunden gewürgt und hatte ersticken wollen. Er mußte es jemandem sagen. »Er hat mich gemartert,« stieß er heraus, »mir zuleide gelebt, wo er konnte. Ich war ihm Geld schuldig, ich — er hat schon recht gehabt, ich sehe schon, daß ich schlecht bin — ich —«

Sein Vater näherte sich ihm angsterfüllt; es war ihm, als sei er von Sinnen.

»Ich hätte ihn warnen sollen vor der Grube,« keichtete Hermann. »Ich wußte, daß er hineinfallen mußte.« Dann brach er plötzlich ab und machte Miene, aus dem Zimmer zu stürzen.

Aber Domini faßte ihn beim Rockärmel. »Nichts da!« rief er. »Du bleibst jetzt da.«

Hermann sträubte sich.

Der Vater hatte schwere Mühe, ihn festzuhalten.

Erst nach einer Weile gab der Junge in jäher Erschöpfung nach und setzte sich auf einen Stuhl. Von da aus starrte er manchmal nach dem Toten, und wieder manchmal griff er sich mit beiden Händen nach dem schmerzenden Kopf. Es war alles zu Ende, dachte er. Jetzt mußte er den beiden da, dem Vater und der Hanna, nur noch erzählen, was zwischen Enoch und ihm geschehen war, und dann sich fortmachen. Irgendwohin, damit man ihn nicht ins Zuchthaus stecke.

Domini ging zur Tür und schloß sie ab. Eine ungewöhnliche Tatkraft erfüllte ihn. Er nahm jetzt die Zügel wieder in die Hand, die er unwillkürlich eine Weile dem Bruder überlassen gehabt.

In diesem Augenblick fiel in die gepeinigte, wüste Seele Hermanns eine Erinnerung, aus Sehnsucht und Hoffnung gemischt: Suse! Er mußte an ihren guten Brief denken, auf den er keine Antwort gegeben. Vielleicht war da noch ein Mensch, der ihm noch nicht verloren war! Es war nur ein Moment. Dann kehrte ihm die Verzweiflung zurück.

Domini Gisler griff das Testament des Bruders auf und begann, mit dem unwillkürlichen Wunsche, in all der Verwirrung klarer zu sehen, zu lesen. »Ihr seid die Erben,« sagte er, ganz benommen von dem, was er las. »Er glaube, ihr würdet nicht zusammengehen, wie es anfangs gemeint war. Aber auch das Stadtmädchen könne recht werden. Ihr sollt es ausmachen zusammen.«

Er sah den Sohn fragend an.

»Die Suse,« sagte Hermann. Und dann überlegte er wieder. Was war das nur? Hörte er recht? Mit Wohltat zahlte ihm der Enoch?

»Ich verstehe nicht,« fuhr Gisler fort. »Ich meine nur, das Herz muß sich dir im Leibe umdrehen, daß — daß du ihm so viel Unrecht getan hast.« Eine merkwürdige Strenge war in seiner sonst so gütigen Stimme.

Hermann ließ den Kopf auf die Brust sinken. »So ist es,« entgegnete er. »Laßt mich nur fort. Ich weiß wohl, daß ich hier nicht bleiben kann.«

»Das wird sich finden,« sagte Gisler. Er hatte den Sohn mit einer blinden Liebe geliebt. Jetzt wurde etwas kalt in ihm. Aber es war doch mehr Erstaunen und Mitleid als Zorn in ihm. Er wendete sich zu Hanna. »Der Doktor muß den Bruder noch einmal sehen,« sagte er.

Es war das erste Wort, was Hanna verstand. Was vorher um sie her geschehen war, das hatte an ihr vorbeigeklungen. Sie konnte nur eins denken: Enoch war nicht mehr da. Und es war, als habe der Reutehof für sie nichts enthalten als ihn. Nun aber stand sie auf. Sie war zu sehr gewöhnt, ihren Platz im Hause auszufüllen. Und was Gisler gesagt hatte, war ihr ein Auftrag. Sie schloß die Tür auf und ging, den Arzt wieder zu bestellen.

Als er den Weg frei sah, ging auch Hermann hinaus. Es hinderte ihn niemand mehr. Er trat in seine Kammer.

Aber als er allein war, packte ihn das Grauen noch mehr als vorher. Er sah den toten Enoch vor sich. Mörder! War er nicht ein Mörder? Das Entsetzen schüttelte ihn.

Eine Weile später stieg er, einer dumpfen Eingebung folgend, auf den Estrich und schleppte seine beiden Militärkoffer herunter. Und ohne recht zu wissen, was er tat, fing er an, seine Sachen einzupacken, als ob er eine lange Reise vorhabe. Aber immer noch fiel zuweilen in die Dumpfheit seiner Gedanken die Erinnerung an Suse. Es verlangte ihn, ihr zu schreiben. Er fühlte nur, daß es ein langer Brief werden müßte. Und er brachte die Energie zu einem solchen nicht auf. All das zu erzählen, was geschehen war! Und wozu? Die Suse würde doch keinen wollen, wie er einer war, einen Dieb und — Totschläger.

Der Doktor kam wieder und stellte den Totenschein aus.

»Was ist es gewesen, das ihm gefehlt hat?« fragte ihn Gisler.

Der andre zuckte die Achsel. »Es hat so geschienen, als habe er das elende Leben satt,« antwortete er.

»Es ist ihm ja viel zuwidergegangen,« meinte Domini.

Und der Doktor verließ wieder das Haus.

Gisler und Hanna mußten ans Steuerrad des Alltags. Jemand mußte die Arbeit tun.

Hermann kam nicht zum Vorschein.

Die andern beiden aber gingen aneinander vorbei, wie es ihre Pflichten mit sich brachten. Sie vermochten noch nicht, miteinander von dem, was geschehen war, zu sprechen. Indessen klangen, wenn sie von Geschäftlichem zu reden hatten, ihre Stimmen weich, und es konnte eins vom andern fühlen, wie dieses bestrebt war, gut zu ihm zu sein.

Gisler machte die Amtsanzeige von Enochs Tod und traf die Vorbereitungen für das Begräbnis. Solange er so beschäftigt war, kam sein Kummer um Hermann nicht recht auf. Nur zuweilen fragte er sich, was in den Buben gefahren sei, und was nun werden solle. Er dachte ihn noch vieles zu fragen. Aber heimlich suchte er schon nach Wegen, wie er Hermann wieder ins Gleis helfen könne. Man mußte wieder zusammen leben, dachte er, jetzt um so eher, als man nur noch zu dritt war, die Hanna, Hermann und er selbst.

Gegen Abend fand er Hanna schreibend am Wohnstubentisch sitzend. »Ich muß meinen Leuten Nachricht geben, warum ich nicht heimgekommen bin,« erklärte sie. Sie war sehr blaß, und in ihren Augen standen immerfort die Tränen, denen sie nicht mehr niederzufallen erlaubte.

»Tue das,« stimmte er bei und fragte sich, wann sie wohl gehen und ihn mit dem Buben allein lassen werde.

»Nun ist mein Vater schon begraben,« fuhr Hanna gequält weiter. Aber ihr Schmerz um den andern, der noch oben lag, war tiefer. Sie war wohl ein dutzendmal zu ihm hinaufgestiegen, um ihn zu betrachten. Es schien ihr, als sei das Letzte zwischen ihnen nicht gesagt. Und ihre Seele tastete gleichsam noch immer nach der seinen, nur voll schmerzlicherem und wissenderem Verlangen. Hermann hatte sie fast vergessen. Domini Gisler aber hielt sie noch im Herzen und hatte ihn unbewußt an die Stelle ihres eignen Vaters gerückt. Sein Dasein tat ihr wohl und beruhigte sie. Aber es lag ihr ein Trost auch in ihrer sonstigen Umgebung, dem alten Reutehof als solchem, der Neuheimat, an die sie festgewachsen war, mit den hellen Räumen, dem Garten und See und den dunklen, ewigen Bergen.

»Morgen soll die Gräbt sein,« berichtete Domini.

Da schaute Hanna zu ihm auf. »Es wird still werden nachher,« sagte sie.

Aber dabei fühlten sie deutlicher, daß sie beide zusammenrücken mußten, und wie eins dem andern nötig war.

»Wirst du zurückkommen, wenn du heimgehst?« fragte Gisler.

»Ich gehe nicht heim,« antwortete sie. »Jetzt nicht, wo Ihr mich braucht.«

Gisler trat auf sie zu und nahm ihren Kopf in beide Hände.

Da begann sie so heftig zu weinen, daß seine Hände naß wurden.

»Wir haben freilich zwei auf einmal verloren,« sagte Domini.

Plötzlich ging die Tür, und Hermann trat in die Stube. Er war im Sonntagsgewand. Die gepackten Koffer hatte er schon vor die Tür gestellt. Noch immer war etwas Rastloses und Zerstörtes an ihm.

»Ich bitte dich, gib mir Geld, Vater,« bat er mit tonloser Stimme. Es sauste ihm noch immer in den Ohren, seit Stunden dieselbe Stimme, eintönig, tief im Innern, aber so laut, daß es im Gehör rauschte: Du hast ihn getötet.

»Wozu? Wohin willst du denn?« fragte Gisler.

»Fort,« antwortete Hermann.

»Man läuft doch nicht so ins Blaue hinaus,« widersprach der Vater erregter. Am Ende wollte der Sohn zu dem Stadtmädchen hinunterlaufen, dachte er.

Hermann antwortete: »Ich gehe weit fort. Übers Meer.«

»Darüber redet man doch zuerst. Zudem ist morgen das Begräbnis.«

»Meinst, ich könnte hinter dem Sarg gehen?« fragte Hermann, und seine Augen hatten einen Ausdruck von Entsetzen.

Wenn die andern beiden bisher nicht zum Bewußtsein seiner Schuld gekommen waren, so fühlten sie jetzt, wie ihn die Qual des Gewissens schüttelte. Sie konnten nicht fragen. Es war ihnen bang vor dem, was sie hören würden. Und dann konnten sie sich doch auch des Mitleids nicht erwehren.

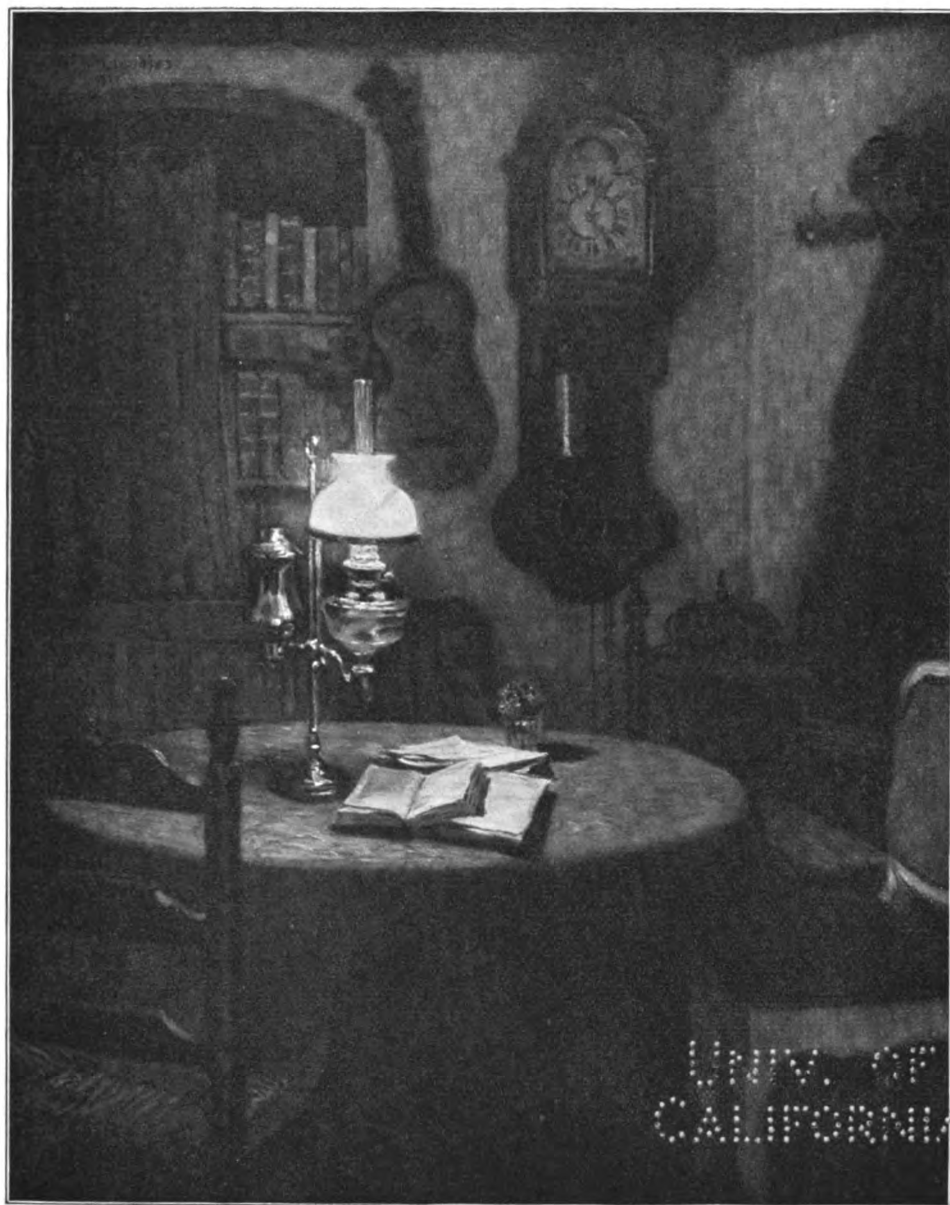
Aber Hanna faßte sich zuerst. Hermanns Anblick trieb ihr alles Blut zum Herzen. Er war schuld an Enochs Tod, dachte sie mit Grauen. Aber sie fühlte irgendwie, daß mehr das Schicksal als sein Wille gewaltet hatte. »Gebt ihm das Geld,« redete sie Gisler leise zu.

Dieser zögerte. Er fand sich nicht in die Wirrnis. »Wenn des Bruders Sachen geordnet sind, wird er mehr Geld haben, als er braucht,« sagte er.

»Das rühre ich nicht an,« stöhnte Hermann.

»Laßt ihn,« bat Hanna. »Tut ihm den Willen.«

»Er hat mir Gutes getan! Verstehst du! —



UNIV. OF CALIFORNIA

Wilhelm Claudius: **Abendstunde**

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1926

UNIV. OF
CALIFORNIA

Und ich —« fuhr Hermann mehr gegen sie gewendet fort. Er wollte ihr erklären, wie die Dinge lagen, wenn der Vater nicht zu bewegen war.

»So kann der Reutehof aussterben,« murrte Eisler. Er fuhr sich mit der Hand hilflos ins weiße Haar. Aber er wehrte sich nicht länger. Kopfschüttelnd ging er zu seinem Schreibtisch im Nebenzimmer. »Wer weiß, ob ich im Hause habe, was du brauchst,« murmelte er.

Hermann ging ihm nach. »Nur gerade für die Reise,« erklärte er. »Ich werde schreiben, wo ich bin. Ich werde schon arbeiten.«

Domini suchte seine Barschaft zusammen.

»Ich gehe das Gepäck besorgen,« sagte Hermann, »und komme dann wieder. Eine Nacht muß ich nun doch noch warten.«

Das war alles hastig hingesprochen, man sah, wie sein Schuldgefühl ihn hetzte. Gleich darauf ging er wieder durch die Stube an Hanna vorüber. Zu ihr vermochte er nicht mehr zu sprechen. Jedes Wort war ihm überhaupt zur Pein. Er mußte denken, denken. Reden konnte er nicht mehr.

Das war Hermanns letzte Nacht auf dem Reutehof. Er hatte sein Gepäck besorgt. Die Leute von Buren hatten Wind bekommen, und viele Zungen waren schon geschäftig, die Tatsache kleinzuhacken, daß der Sohn vom Reutehof plötzlich auf und davon wolle.

Als Hermann von der Schiffsstation zurückkam, fand er auf seinem Tisch ein Kuvert mit Geld. Der Vater hatte es ihm hingelegt. Obgleich er selbst eine nochmalige Unterredung scheute, traf es ihn ins Innerste, daß der alte Mann ihn offenbar nicht mehr zu sehen wünschte. Es schien ihm, als sehe jetzt auch der Vater seine Abreise als einzigen Ausweg an, und als fürchte sich jener, all dem nachzuforschen, was er auf dem Gewissen habe. Er stand vor dem Tisch und drehte das Geld in den Händen herum. Was sollte nun werden? fragte er sich. Die Scheine waren Wegweiser. Sie halfen ihm in die Welt hinaus, die leere, unbekannte Welt. Sie lag im Nebel, und er war im Begriff, blindlings und teilnahmlos hinauszutappen. Er mußte hinaus! Er mußte von dem Ort fort, wo ihn alles an Enoch mahnte, den — er nicht verstanden hatte, dessen Wesen er auch jetzt nicht begriff. Er hatte ihn gehaßt. Keinen Menschen auf der Welt so wie ihn. Dieser Haß aber war jäh erloschen, wie ein zusammengesunkenes Feuer, und er begriff nicht, daß er hatte sein können! Nicht, daß er den Toten jetzt liebte! Es quälte ihn nur, daß er nicht mehr Zeit hatte, ihn begreifen zu lernen. Gutes hatte ihm Enoch getan! Wie kam das? Wie, daß er, Hermann, es nicht gemerkt, daß Enoch einen solchen Sinn gehabt? Wie, daß — er ihn hatte stürzen lassen?

Er schüttelte sich.

Plötzlich dachte er wieder daran, daß der Tote noch drüben lag. Drüben, nur durch die Wand von ihm geschieden. Der Atem versagte ihm. Wenn er noch reden könnte! Er hatte ihn, Hermann, erkannt, gewußt um seine Schuld. Sein Blick hatte es verraten! So redete er noch, obgleich er stumm war. Und Hanna und der Vater wußten um das Verbrechen so gut wie Enoch es gewußt. Und entsetzten sich! Würden es aber nicht bald alle, Mägde, Knechte, Nachbarn, alle wissen? Und er war noch da? Er sollte noch immer ihren Blicken begegnen, den spürenden, staunenden, vorwurfs- oder hohnvollen?

Hermanns Ratlosigkeit steigerte sich. Der Gedanke, sich zu Bett legen zu müssen, zu hören, wie es im Hause stiller und stiller wurde, war ihm unerträglich. Der Tote nebenan! Klopfte er nicht an die Wand? War es nicht, als müsse er jeden Augenblick durch die Tür treten? Nein! Nein! Er hielt es nicht aus.

Er begann auf und ab zu gehen. Dann überlegte er wieder: Seine Sachen waren fort. Warum, wenn nun kein Schiff mehr ging, wanderte er nicht einfach zu Fuß von dannen? Es war häßlich draußen, gewiß! Aber war er das schlechte Wetter nicht gewöhnt! Er horchte. Alles war still. Aber der Tote! Klopfte nicht der Tote?

Plötzlich riß er seinen Überrock vom Nagel, nahm Hut und Schirm und trat in den Flur. Er lauschte. Auch jetzt war kein Laut. Da nahm er einen Anlauf und stürzte die Treppe hinunter.

Im Hausflur unten begegnete ihm Luise, die Magd. Sie starrte ihn verblüfft an. Wie fremd er aussah, dachte sie. Seine Hornbrille sah aus wie zwei Räder, die ins totenbleiche Gesicht genagelt waren. Er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen und den Hut in die Stirn gezogen.

»Wohin willst?« fragte sie, die ihn von Kindsbeinen an kannte.

Er sah sie verständnislos an und ging an ihr vorbei.

Sie sagte nachher, sie habe gemeint, er habe getrunken. Sie sagte es noch am gleichen Abend zu Eisler, der den Sohn vermißte.

Hermann war in die Dorfstraße getreten. Sie war so unsichtig, daß der schwarze Nachthimmel heller schien als sie. Der Sturm fauchte und warf die Obstbäume und Tannen hin und her, daß sie mit ihren schlagenden Ästen wie nach Hilfe ringende Menschen waren. Der Sturm fuhr auch Hermann in den Mantel und wollte ihm den Hut vom Kopf reißen. Er drückte ihn fester an den Schädel. Dann begann er weg- und ziellos auszuschreiten. Er fühlte nach dem Gelde, das er in die Rocktasche gesteckt hatte. Der Regen schlug ihm ins Gesicht, aber er öffnete den Schirm nicht, er vergaß, daß er ihn

bei sich hatte. Er dachte daran, daß er von niemand Abschied genommen, und daß er im Grunde über seine Pläne noch gänzlich im unklaren war. Die Laternen in der Straße brannten trübe. Wenn jemand an ihm vorbeiging, konnte er ihn nicht erkennen.

Nach einer Weile verließ er das Dorf und stieg einen Berghang hinan. Sein vergangenes Leben stand wider ihn auf. Er erschien sich selbst immer kleiner. Und Enoch, dachte er wieder. Dabei stöhnte er so laut, daß er vor seiner eignen Stimme erschrak.

Wie er auf einmal im Walde stand, wußte er nicht. Der Wind hatte auf dem steilen, schmalen Weg, auf dem er innehielt, weniger Gewalt, aber er hörte ihn in den Baumkronen tosen. Er schwang sie wie große schwarze Fahnen hin und her. Manchmal war es, als tanzten Weiber mit wehenden Röcken wild über ihm in der Luft. Der Wald ächzte und schrie, je nachdem zwei Stämme sich aneinander rieben oder ein Baum gebeugt wurde, daß er zu brechen drohte. Es war stockdunkel. Nur wenn über dem brausenden Walde ein Stück Himmel frei wurde, war dort das lichtere Schwarz. Einen Augenblick lang kam ihn etwas wie Furcht an. Dann fiel ihm Suse wieder ein, und das riß ihn auf. Sie hatte so ernsthaft und innerlich geschrieben. Sie schien ganz anders, als er sie bisher gekannt. Er liebte sie. So — so hatte er Hanna nicht geliebt. Auch keine andre je vorher! Aber war er nicht wie so ein Baum, den der Sturm hin und her warf? Er fühlte sich so matt, so willenlos. Er hätte gewünscht, daß die Suse da wäre, damit er den Kopf in ihre Röcke verberge!

Ein Krachen und Splittern ertönte jetzt ganz in seiner Nähe. Er sprang unwillkürlich zur Seite. Aber der Baum, den der Sturm warf, fiel ein ganzes Stück weit von seinem Standort in eine Mulde. Die Gefahr aber weckte seine Tatkraft wieder. Nicht doch, dachte er. So feig war er nicht, daß er jetzt alles hängen ließ oder am Ende wie vor zwei Jahren der Baumann-Anton, der Trunkenbold, sich an einem Baum aufknüpfte! Er konnte noch arbeiten. Er hatte Lust zur Arbeit. Sie half vergessen und gutmachen, half wieder zu Achtung bei sich selbst und andern. Und Arbeit fand sich wohl dort — über dem großen Wasser!

Er wurde ruhiger. Sein Entschluß festigte sich. Am frühen Morgen würde die Reise beginnen.

Der Morgen war freilich noch fern. Schlaf übermannte ihn. Er lehnte sich an eine Tanne, und der Kopf sank ihm auf die Brust.

Zwischen Wachen und Schlafen, in einer Art von Dämmerzustand, verging ihm die Nacht. Er begann zu frieren, wickelte sich fester in den Mantel und grub das Kinn tiefer in den Mantelkragen.

Es dämmerte noch kaum, als er den Weg, auf dem er gekommen war, zurücktappte. Der Sturm ließ nach. Er sah das Dorf zu seinen Füßen liegen. Ein paar Lichter schienen rot ins Dunkel. Auch am Reutehof waren ein paar Fenster hell. Vielleicht von den Kerzen, die an Enochs Sarge standen! Vielleicht waren auch Hanna und der Vater schon auf!

Durchfroren und mit schmerzendem Kopf stieg er zögernd abwärts. Sollte er noch einmal heimkehren? Er hatte plötzlich die Vision eines warmen Bettes, und es überkam ihn wie Sehnsucht und Schlaffheit. Aber er ging vorbei.

Er schlich sich in den Feldweg hinter dem Reutehof. Auf einen Wiesenzaun gestützt, schaute er nach den roten Fenstern. Enoch! dachte er, daß er dem noch sagen könnte: Du! Ich habe dich anders gesehen als du warst! Irrtum ist noch nicht Verbrechen, Notwehr nicht Totschlag!

Allmählich schlich er sich vorsichtig weiter und nach dem Dampfschiffsteg. Jetzt war leiser Tag auf den Bergen und in den grauen, regendrohenden Wolken.

Später tauchten Menschen auf, der Briefträger, der Schiffsstationsvorsteher, ein paar Bauern, die mitfahren wollten. Hermann konnte ihnen nicht ausweichen. Sie grüßten. »Auch schon so früh auf den Beinen?« fragte einer.

»Wie Ihr seht,« antwortete Hermann. Sein Herz klopfte. Wenn nur niemand mehr vom Reutehof kam!

Dann vernahm man schon den Pfiff des Dampfbootes, das von der Endstation am See abstieß.

Einer der Bauern hatte seinen Sohn bei sich, der zur Rekrutenschule mußte. »Ich wollte, er wäre auch schon so weit wie du, Leutnant,« bemerkte er zu Hermann.

Gewesen, dachte der, gewesen. Ein Schluchzen kam ihm vor den Atem. Und aller Kummer stürzte schwerer über ihn her. Es war gut, daß das Schiff nahe kam, anlegte, und daß man einstieg. Er hätte sonst Mühe gehabt, vor den Leuten zu verbergen, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. —

Auf dem Reutehof war man der Meinung gewesen, daß Hermann schon am Vorabend abgereist sei. Als Luise, die Magd, von ihrer Begegnung mit ihm gesprochen, hatte Gisler gesagt: »Nun ist er fort! Ohne Abschied! Ohne Rechtfertigung!«

Hanna hatte schmale Lippen gehabt: »Besser, daß er ging,« hatte sie gesagt.

Gisler hatte gesehen, daß sie Hermann nicht verzieh. Er selbst aber hatte die Nacht über wach gelegen. Es nagte an ihm, daß er den einzigen Buben hergeben mußte. Es machte ihm mehr zu schaffen, als irgend jemand wissen konnte. Aber er dachte auch, daß es besser gewesen, Hermann habe sich still davongemacht.

Wenn er gegangen war, fiel ihm ein. Und er wartete am andern Tag und an einigen, die folgten, ob nicht irgendeine Nachricht käme. Er stieg auch, ohne daß jemand es wußte, zweimal hinauf in die Waldungen und suchte. Wer wußte, was alles geschah und was so ein Bub in der Verzweiflung tat!

Aber am Tage von Hermanns Abfahrt hatten sie den Enoch begraben. Es regnete, seit der Sturm ausgetobt hatte. Heftig, mit einer strömenden, alle Schleusen brechenden Gewalt. Und während das Wasser in den Wald, auf die Dorfdächer nieder und mit Hunderttausenden von stechenden Tropfen in den grauen See stürzte, tönten die Glocken der Pfarrkirche und sangen Enoch ins Grab. Es war merkwürdig, wie sich Regenrauschen und Läuten vermischten, wie die Glockentöne sich gleich einem auseinandergesprengten Zug von Trauernden durch die Wasserschauer wanden. Alle die Menschen, die hinter dem Sarge gingen — und es war das ganze Dorf auf den Beinen — hatten ihre Schirme aufgespannt. Das Schwarz dieser Schirme und der Kleider, das Grau des Himmels, des Nebels und das Braungrau der aufgeweichten Straße, all das klang trübe und schwer zusammen. Es waren wenige unter den Zugteilnehmern, denen der Atem nicht eng wurde.

Und die Glocken schienen im Regen zu ertrinken.

Domini und Hanna schleppten schwer an der Last ihrer Herzen. Sie hatten sich zur Verwunderung Einzelner und der Dorfsitte entgegen, die sonst die Männer und die Frauen im Zuge gesondert zu gehen zwang, Seite an Seite aufgestellt. Sie fühlten, daß sie eines Hauses Letzte waren, empfanden das unwillkürliche Bedürfnis, zusammenzuhalten, stärker als vordem, und hatten in schweigender Übereinstimmung einander die Hand gereicht. Im Laufe des Weges waren dann wohl die Hände einander wieder entglitten, aber der Wille, einander nicht mehr zu entbehren, verband sie wie nie zuvor. Dabei war Gisler der stillere, ergebenere von beiden. Seine Gedanken und seine Trauer waren weniger bei dem Toten, den er geleitete, als bei dem Lebendigen, den er hatte ziehen lassen. Sein anfänglicher Zorn war schon verraucht. Enoch hatte recht gehabt: Domini mißte den unwirschen Hausgenossen nicht allzu sehr. Zum mindesten überwand das Leid um den Sohn das um den Bruder. Sein Geist suchte jenen unablässig und riet an den Rätseln herum, die er ihm hinterlassen. Seine Güte und Versöhnlichkeit suchten auch längst nach Milderungsgründen, noch ehe er ganz um Hermanns Vergehen wußte. Dabei war ihm Hannas Nähe ein großer Trost. Er rühmte sie in seinem Herzen immer wieder darum, daß sie die Anhänglichkeit an ihn und sein Haus über die Treue gegen das ihre gestellt, und wartete ungeduldig auf den Augenblick, da er mit ihr über alles, was geschehen, würde sprechen können.

Hanna dachte noch nicht an diese Dinge. Ihr war die Erinnerung an ihr Vaterhaus, das Gefühl der Gegenwart mit Gisler und dem Reutehof, der Gedanke an Hermann und Hermanns Schuld, alles in dem Kummer um Enoch untergegangen. Es war ihr, als sei der Tag erloschen. Sie fühlte, daß in ihr eine Erwartung zerschellt war, noch ehe sie sie als solche erkannt hatte. Dabei hatte sie den Gedanken, was zwischen Enoch und ihr je hätte werden können oder sollen, nie zu Ende gedacht. Es war ihr nur, als strecke sie suchend die Hände in ein Dunkel. Sie fühlte noch immer eine törichte Hoffnung und gleichzeitig die bittere Gewißheit, daß diese Hoffnung eitel war.

Der Regen klatschte unablässig auf die Schirme. Die Schuhe klebten im Lehm des Bodens. Der Pfarrer schwang den Weihwedel über dem versenkten Sarge. Hanna sowohl wie Domini schluchzten auf. Aber ihr Schmerz war wiederum nicht derselbe.

Die Erdschollen polterten auf den Sarg. Neugierige umringten die Leidtragenden und machten ein Wesen mit ihrer Teilnahme. Man bemerkte Hermanns Fehlen und erkundigte sich verwundert nach ihm.

Gisler beschied gefaßt die Frager, der Sohn habe schon lange über See gehen wollen und wegen des Abgangs seines Schiffes die Abreise nicht aufschieben können. Damit hieb er einstweilen der Schlange des Klatsches den Kopf ab.

Er wuchs ihr bald genug wieder nach.

Sobald es anging, machten sich Gisler und Hanna von dem Trauergefolge los und verließen fast als die ersten den Friedhof. Schweigend schritten sie nebeneinander her.

Kurz bevor sie den Reutehof wieder erreichten, fiel es ihnen auf, daß es um sie still geworden war. Der Regen hatte aufgehört. Aber auch die Menschen waren hinter ihnen zurückgeblieben. Über dem Reutehof stand ein kalter blauer Flekken Himmels und war wie ein kühles, ruhiges Auge. Ein frischer Wind wehte und weckte die Ankömmlinge aus der Dumpfheit ihrer Gedanken. Gisler klappte seinen Schirm zu. Sein Haus lag leer und verlassen da. Das Gesinde war noch nicht vom Friedhof zurück. Da erwachte der Bauer in ihm, der nicht sehen kann, wie irgendeine Pflicht auf seinem Heimwesen versäumt wird. Schon legte er sich zurecht, was ihm zuerst zu tun bleiben würde.

Ähnlich erging es Hanna.

Aber drinnen im Flur, wo die Stille sie beide bedrängte, nahm Domini den Hut vom Kopfe und sagte: »Was wäre ich jetzt, wenn du auch nicht mehr da wärest?«

Hanna gab ihm die Hand. Es mochte wohl sein, dachte sie, daß sie hier noch nötig war. Und der Reutehof war doch noch Heimat.

In Gottes Namen gingen sie dann in das Einerlei des Langetags zurück, noch ohne zu wissen, daß darin vordem der Friede gelegen und wiederzukommen im Begriff war.

Im Haushalt der Witwe Neumeyer hatte seit Enoch Gislers Besuch eine ungewöhnliche Erregung Platz gegriffen. Die Mutter war von einer aus Unsicherheit und Verdruß zusammengesetzten Unruhe befallen. Als Suse damals von ihrem Wege mit Enoch zurückgekommen, hatte Frau Neumeyer auch ihr gegenüber ihrer Entrüstung Ausdruck gegeben, daß da ein Fremder ihr ins Leben hineinregieren wolle. Sie war eine haltlose Frau, die nie besonders viel nachgedacht und infolge ihrer ewigen Geldungelegenheiten erst recht die Lebenswegrichtung verloren hatte. Neuestens ging ihr Ehrgeiz dahin, ihre Töchter in Umstände zu bringen, aus denen auch sie Vorteil ziehen konnte. Das Wie und Was war ihr Nebensache; sie hatte keine besonderen Hemmungen in bezug auf die Wahl der Mittel. Nun hatte sich aus Enochs Darstellungen ergeben, daß es mit den Vermögensverhältnissen Hermanns nicht zum Besten bestellt oder wenigstens augenblicklich bei ihm nicht viel zu holen war. Darum war sie gegenwärtig geneigt, der Sache ein möglichst rasches Ende zu bereiten.

»Den Bauernleutnant laß abfahren,« riet sie bald nachher Suse.

Sie hielt aber etwas verblüfft inne, als sie in Suses Gesicht einen Ausdruck ungewöhnlichen Ernstes erscheinen sah. Sie schien ihr ganz verändert, älter, schlichter, selbstsicherer geworden. In ihren Augen leuchtete ein zorniger Widerspruch. »Wir sollten eher daran denken, daß wir bei den Gislers in Schulden sind,« erwiderte Suse, »und suchen, wie wir sie zurückzahlen könnten.«

Von dieser unerwarteten Antwort wurde die Mutter vom Sockel ihrer Entrüstung so plötzlich herabgestürzt, daß sie nicht sogleich Worte der Erwiderung fand. Dorette aber, die sich ebenfalls in der Stube, wo die Unterredung statthatte, befand, schlug ein Knie übers andre, legte die Hände darum und sah die Schwester bewundernd an. Die Art, wie diese sich für den Liebsten wehrte, machte ihr Eindruck; es war ihr, als würde eine Gestalt aus den Romanen lebendig, die sie in jedem freien Augenblick verschlang.

Endlich ermannte sich Frau Neumeyer. »Zurückzahlen? Jawohl!« begehrte sie auf, mühsam verbergend, wie ohnmächtig sie sich fühlte. »Womit denn? Etwa mit deinem Tanzlohn?«

»Ich hätte freilich einen einträglicheren Beruf wählen sollen,« entgegnete Suse. Damit gab sie zum erstenmal einem Gedanken Ausdruck, der sie schon einige Male beschäftigte. Ihr unbemerkt hatte sich ja ihre Liebe zu Hermann Gisler aus einer Laune, einem Spiel, zu etwas Ernsterem, Tieferem zu wandeln begonnen, und langsam hatte dieses Empfinden die Freude an ihrem leichtlebigeren Auskommen vermindert. Das erwachende Heimweh nach Hermann, die Tatsache, daß sie ernstlich die Möglichkeit erwog, eine Bauernfrau zu werden, machten ihre Füße schwer. Auch der Besuch Enochs stak ihr noch förmlich in den Gliedern. Er hatte eine andre Luft mit sich gebracht, die freie, stärkere Luft, die in geringerem Maße zuweilen schon in Hermanns Wesen gelegen. Sie spürte sie jetzt erst recht, da sie wieder die Atmosphäre der Mutter atmete. Schon auf jenem Heimwege vom Bahnhof hatten sie allerlei Pläne beschäftigt. Wie, wenn sie noch jetzt versuchte, in irgendeine bürgerliche Laufbahn einzubiegen! Enoch Gisler würde ihr beistimmen, ihr vielleicht — wenn sie sich an ihn wendete, mit seinem Rate beistehen. Und Hermann würde es ihr danken. Er liebte sie doch? Sicher liebte er sie. Und es gelang ihr vielleicht, ihm nach und nach das Geld zurückzuerstatten, das er für sie aufgebracht hatte, ohne eigne Mittel zu besitzen.

Die Mutter gewann mehr Fassung. »Ein andrer Beruf! Versuche es, wenn du gern versauerst,« spottete sie.

Suse seufzte und näherte sich der Tür. Wie sollte sie hier verstanden werden! dachte sie.

Frau Neumeyer eiferte weiter: »Wo anders kannst du besser zeigen, daß du ein hübsches Mädchen bist, als beim Theater? Wo anders hast du bessere Aussichten? Heiratet da nicht alle Augenblicke eine einen Doktor? Hat nicht erst kürzlich eine vom Ballett einen Millionär bekommen?«

Suse stand noch auf der Schwelle. Ein wehmütiges Lächeln flog um ihren Mund. »Ich habe vielleicht auch einmal den Ehrgeiz gehabt,« sagte sie. Sie konnte der Mutter nicht erklären, warum das jetzt nicht mehr so war. Es tat ihr weh, daß jene Hermann so rasch fallen ließ, aber sie mochte sich nicht dagegen wehren. Sie war entschlossen, ihren eignen Weg zu gehen. Ohne weitere Worte ging sie hinaus.

Frau Neumeyer feirte. Sie wußte nicht, was sie von allem denken sollte. Darob vergaß sie sogar, Dorette gegenüber ihrer Entrüstung Luft zu machen.

Suse war müde, bedrückt und unsicher. In ihrem Zimmer angekommen, setzte sie sich ans Fenster.

Da glitt Dorette zu ihr herein. Ein Zittern lief durch ihren geschmeidigen Körper. »Die Mutter versteht das nicht,« flüsterte sie.

Suse wurde aufmerksam. Was hatte das Kind? »Du wohl auch nicht,« lächelte sie.

»Aber ich möchte es,« erwiderte die andre.

Suse war, als schlage ihr die Glut eines Feuers entgegen. Sie erschrak. Was war das in ihnen allen? dachte sie. Von der Mutter her? In ihr selbst hatte es gelegen. Und nun glühte Dorette davon!

»Du mußt dich noch nicht in diese Dinge drängen,« mahnte sie mit einem Anflug von ungeduldiger Mütterlichkeit.

Dorette schmollte. »Ich bin erwachsen,« widersprach sie. »Ich lasse mich nicht unterdrücken.«

»Sei froh, wenn du noch lange ein Kind sein kannst,« mahnte Suse aufs neue. Ihre eigne Erfahrung klagte ein wenig aus ihrer Stimme.

»Ich gehe auf den Maskenball in der Stadthalle,« triumphierte Dorette. »Der Chorist Georg Hofmann hat mich eingeladen. Und die Mutter hat es erlaubt.«

»Ausgerechnet Georg Hofmann!« sagte Suse.

»Mir gefällt er,« entgegnete die andre achselzuckend. »Und ich weiß, was ich zu tun habe.« Sie trat ans Fenster, stemmte ein Knie auf den dort stehenden Stuhl und schaute in die Straße hinab. In ihrer Haltung vom dunkeln Kopf über den schlanken Rücken bis zum schmalen Fuß war eine wundersame Biegsamkeit.

Suse betrachtete sie. Sie war schön! Viel schöner als sie selber, dachte sie. Und sie haßte das Theater, daß es auch dieses Kind einzog. Warum hatte sie Dorettens Zutritt nicht verhindert? Warum hatte sie übersehen, daß sie dort auch schon Anhang gefunden? Aber der kurzen Erregung folgte eine plötzliche Ermattung. Was half es, sich zu wehren? Es kam alles wie es kam, und wie es ihnen nun einmal beschieden war.

Da lachte Dorette und grüßte eifrig in die Straße hinab. »Hofmann,« erklärte sie, sich zu Suse zurückwendend. Das Blut stand ihr dunkel im Gesicht.

Suse warf einen flüchtigen Blick hinaus.

In der Straße stand ein junger, hübscher Mensch mit einem bartlosen, etwas verlebten Gesicht. Er hatte eben winkend die Hand erhoben, entfernte sich aber, als er Suse erkannte. Diese lehnte sich wieder in ihren Stuhl. Dorette aber schlang die Arme um sie. »Du glaubst nicht, wie ich mich freue, mit ihm zu gehen,« flüsterte sie.

Suse spürte die Erregung, die ihren Körper durchlief. Sie tat ihr leid, und doch verstimmte sie ihr frühreifes Wesen. Unwillkürlich schob sie sie von sich.

Dorette warf ungeduldig die Achsel hoch. Sie hatte mehr Verständnis erwartet. Sie gab durch ein schnippisches Verziehen des kleinen Mundes zu erkennen, daß sie beabsichtige, zu tun, was ihr beliebe, ob man damit einverstanden sei oder nicht, und verließ die Stube.

Suse lehnte den Kopf an den Fensterpfosten. Ihre Abneigung gegen ihre bisherige Laufbahn war jetzt bis zum Überdruß gesteigert. Es war, als halte das Wesen der kleinen Schwester ihr selbst einen Spiegel vor. Und immer mehr schien ihr der Boden morsch, auf dem sie und die Ihrigen standen. Ein Gefühl tiefen Widerwillens auch gegen ihre Umgebung verstärkte sich. Und im Zusammenhang damit begann die Tatsache sie mehr als bisher zu beunruhigen, daß Hermann Gisler auf ihren letzten Brief noch immer nicht geantwortet hatte. Sie zweifelte nicht an seiner Liebe. Oder, wenn sie zweifelte, so gestand sie es sich nicht. Aber warum schrieb er nicht? dachte sie. War irgend etwas geschehen? Hatte Enoch ihr zu Lasten geredet? Ein rechtschaffenes Heimweh überkam sie, nach Hermann, selbst nach Enoch und dem ihr noch gänzlich unbekannten Reutehof. Es war wieder das unbewußte Verlangen nach freierer Luft, nach einer gesunden, fast rauhen Natürlichkeit, wie jene beiden sie in ihr Leben getragen. Wenn sie doch einmal einen Blick in das Bergdorf, in die Gislersche Häuslichkeit hätte tun dürfen! Wenn sie doch einen Weg aus ihrem jetzigen Leben heraus gewußt hätte.

Von diesem Tage an war Suse eine andre. Ihre Erwartung auf Nachrichten von Hermann steigerte sich zu fieberhafter Ungeduld. Ihr Beruf aber wurde ihr täglich mehr zur Last. Es war ihr, als schände sie jeder Tag mehr, der sie darin verharren sah. Sie hatte gerade jetzt viele Proben. Ehe sie morgens sich zu diesen begab, paßte sie dem Briefträger auf. Sie konnte ihn schon immer weit drüben um die Straßenecke biegen sehen. Dann saß sie mit wild klopfendem Herzen und wartete auf ein Glockenzeichen. Manchmal stürmte sie auch die Treppe hinunter unter die Haustür, ihm entgegen.

Aber Tag für Tag verging. Es kamen wohl Briefe, doch keiner von Hermann. In den Proben ging es übel. Der Regisseur schimpfte über ihre Unaufmerksamkeit. Sie fühlte auch selbst, wie schlecht sie tanzte. Sie war müde. Jede Freude war ihr vergangen.

Einmal warf der Direktor im Zorn die Bemerkung hin: »Wenn das so fortgeht, sind Sie auf den nächsten Termin entlassen.«

Sie sah ihn groß und anfänglich verständnislos an. Die Verwunderung der Vorgesetzten und Kolleginnen über ihr plötzliches Versagen berührte sie kaum. Dann durchrieselte sie etwas wie Freude, als sie sich vorstellte, daß sie entlassen werden könnte. Freilich kamen ihr nachher Bedenken: Wo kam sie dann unter? Aber sie ging dieser Sorge für den Augenblick nicht weiter nach. Sie wurde fremder und fremder im Theater. Aber sie spürte das kaum in der genzenlosen Unruhe über das Ausbleiben von Hermanns Briefen.

Die Mutter frug sie: »Hast du mit dem Reut-

nant gebrochen, weil er nichts mehr von sich hören läßt?« Sie dachte, ihr Rat habe schon gewirkt, und war nicht sicher, ob sie es nicht doch bedauerte.

Suse antwortete: »Er wird schon wieder schreiben.«

Aber an diesem Abend weinte sie in ihrer Kammer und kam sich gänzlich verlassen vor. Da mußte sie wieder an Enoch Gisler denken, und daß er gesagt hatte, sie möge sich um Rat an ihn wenden, wenn sie dessen einmal bedürfen sollte. Sie hatte das immer eindringlichere Gefühl, daß er Rat w ü ß t e. Sie sah ihn immer noch vor sich, erinnerte sich, wie durchdringend er sie angesehen hatte, so wie man etwa einen des Diebstahls Verdächtigen anschaute, und wie man seine kühlen Augen doch immer wieder suchen mußte, weil hinter ihrer Strenge etwas war, was einem Vertrauen einflößte. Er sei kein Gelehrter, hatte er gesagt, aber er wisse von der Welt. Das Wort paßte zu seiner derben Einfachheit. Ob sie ihm wohl einmal schreiben sollte? Schreiben? Sie war nie eine gute Schülerin gewesen. Und schon die Briefe an Hermann hatten ihr Mühe genug gemacht. Sprechen wäre wohl besser. Und sprechen möchte sie wohl mit Enoch! Plötzlich dachte sie daran, wie lange schon eine Fahrt nach Buren geplant gewesen. Die Mutter kam nun wohl nicht mehr mit! Wie aber, wenn sie sich allein auf den Weg machte? Vielleicht — vielleicht war es Hermann nicht ganz recht. Vielleicht ging es nicht, daß — sie ihm so ins Haus fiele! Aber konnte sie nicht den Schein aufrechterhalten, als ob sie nur auf einem zufälligen Ausflug nach Buren gelangt sei? Oder konnte sie nicht nach Enoch Gisler fragen, an den sie ein ernsthaftes Anliegen hatte?

Eine Weile verfolgte sie den Plan, um ihn dann ebenso rasch wieder zu verwerfen. Wie konnte ein Mädchen dem Liebsten nachfahren, der vielleicht — gar nichts mehr von ihr wissen wollte?

Auf und nieder wogten nun Hoffnung, Lust und Angst in ihr. Das dauerte wiederum Stunden und Stunden. Und immer noch blieben Hermanns Nachrichten aus. Aber das Verlangen nach Gewißheit überwand nach und nach alle Bedenken. Die Reise erschien ihr zuletzt als die einzige Rettung aus ihrer jetzigen Weglosigkeit. Sie wurde zu einem Leitgedanken. Und der Wunsch, sie auszuführen, steigerte sich zuletzt zu einem Fieber.

So kam der große Faschingsball heran, von dem Dorette gesprochen und auf dem auch Suse in den letzten Jahren nie gefehlt hatte. Ihre Kolleginnen schwärmten alle nach dem Konzerthause aus, in dessen großen, geschmückten Sälen das Fest statthaben sollte. Auch Suse war von nicht weniger als dreien ihrer Verehrer dazu eingeladen worden. Aber sie sagte ab. Sie war nicht mehr das leichtfertige Mädchen, das einst Hermann Gisler am Bahnhof erwartet. Aus der spielerischen Empfindung von damals war eine seelische Drangsal geworden, die sie fast auch körperlich krank zu machen drohte. Sie fand nachts wenig Schlaf. Sie vermochte kaum mehr zu essen. Wann immer sie konnte, entrann sie den andern und saß grübelnd in ihrer Kammer.

Auch am Abend des Balles hatte sie sich früh aus der Wohnstube weggestohlen. Die Mutter machte ein böses Gesicht. Aber das kümmerte sie nicht. Sie mußte allein sein, sie rang immer noch nach Entschlüssen.

Auf den nächtlichen Straßen sausten die Kraftwagen. Masken trieben ihr Wesen. Tuten, Schreie, Gelächter, dumpfes Schwirren und Surren drang zu Suses Fenster herauf.

Sie saß vor ihrem Tischchen und hatte Tinte und Papier vor sich. Oft schon hatte sie so gesessen. Aber der Brief war nie zustande gekommen. Einmal hätte ein solcher Enoch gelten sollen, ein andermal Hermann. Sie mußte ihn doch fragen, was ihn so schweigsam mache. Aber geschrieben hatte sie nicht. Und wieder kaute sie heute an der Feder, legte sie hin und nahm sie wieder auf. Zuweilen tropfte eine Träne auf das unbeschriebene Blatt. So ging es nicht weiter, dachte sie endlich. Nun m u ß t e die Reise gemacht sein. Dann fiel ihr ein, daß morgen ein theaterfreier Tag war. Warum also nicht endlich fahren? Viele Leute fuhren nach Buren. Noch war sie nicht auf dem Reutehof, wenn sie dort war. Noch blieb ihr der freie Entschluß. Vielleicht traf sie Hermann oder Enoch zufällig irgendwo — und —

Noch während sie so ihren langerwogenen Plan zum Entschluß ausbaute, schlüpfte Dorette herein, behende, zierlich, voll katzensanfter Anmut. Sie trug das dunkle Kostüm eines männlichen Pierrots. Weiß lagen die Spitzen des Kragens und der Manschetten auf dem Samt des Wamses. Das eng sich anschmiegende Kleid zeigte das wundervolle Ebenmaß ihrer Gestalt, der dunkle Knabenkopf war unter einer weißen Perücke verborgen. Die großen Augen schauten mit einem fiebrigen Glanz aus dem gepuderten schmalen Gesicht. Seit Tagen hatte sie nichts gedacht und von nichts geredet als von diesem Ball. Die Mutter war durch andre Dinge in Anspruch genommen und hatte sich wenig um sie und ihren Festplan gekümmert, auch Suse war nicht auf die Sache eingegangen, wenn sie davon hatte handeln wollen. Um so heftiger hatte sie selbst sich in die Erwartung hineingesteigert und glühte jetzt vor Ungeduld auf die Erfüllung. Endlich war die Stunde des Ankleidens gekommen. Von der Mutter hatte sie sich nur flüchtig verabschiedet, aber Suse wollte sie noch sehen. Sie liebte sie, wollte sich ihr noch zeigen und hören, wie sie ihr Aussehen finde. Sie-

fürchtete auch Suse fast ein wenig. Sie war so ernst in letzter Zeit.

Suse blickte auf. Wieder überraschte sie die Schönheit der kleinen Schwester.

»Ich gehe,« sagte Dorette. Sie war ein wenig unsicher. An ihren Plänen war vielleicht nicht alles so, daß sie ohne weiteres der Zustimmung der andern gewiß sein konnte.

»Allein?« erkundigte sich Suse.

»Wir treffen uns im Ballhause,« antwortete etwas kleinlaut Dorette. Es fiel ihr erst jetzt ein, daß ihr Tänzer ihr wohl die Ehre des Abholens hätte machen sollen.

Suse vergaß ein wenig ihre eigne Sorge. Die Kleine schien ihr sehr allein. Sie meinte sie zurückhalten oder begleiten zu müssen und war doch solchen Amtes nie gewöhnt gewesen.

Dorettes Freude erlitt einige Dämpfung. Suses bedenkliche Miene machte sie einen Augenblick stutzig. Sie lehnte an der Wand und schaute zu Boden. »Warum kommst du nicht mit?« fragte sie fast wider Willen.

Suse erschrak. Jetzt in ein Festgewühl zu müssen! Der Gedanke war ihr unerträglich. »Ich kann nicht,« antwortete sie mit gequälter Stimme.

»Weil du den Leutnant sehr liebst,« flüsterte Dorette. Es durchrieselte sie seltsam: Erahnung dessen, was in der Schwester vorging. Es klang mit eignen Empfindungen merkwürdig zusammen. Ihre Augen bekamen noch mehr Glanz. Ihre Ungeduld wuchs. Sie erwartete unbewußt irgendwelche Wunder, irgendwelche Erfüllungen. Und nun schien ihr, als habe sie schon zu lange gesäumt. Ihr Blick suchte unwillkürlich die Tür.

Suse spürte diese Unruhe. Ähnlich war auch ihr manchmal zumute gewesen, leichtfertig und lebensdurstig. Woher einem die Stimmung kam, wußte sie nicht. Halb schien einem etwas davon von Natur aus innezuwohnen, halb war es, als impfe das Theater sie einem ein. Es schüttelte sie. Es war ihr eng und schwer. Sie konnte nicht mehr an Dorette denken. Sie hatte nur das Bedürfnis, selbst von dem Unwesen loszukommen. Fort mußte sie! Morgen! Und wenn es nur war, um in die Luft zu kommen, die irgendwie Enoch Gisler und Hermann gleichsam in den Kleidern getragen hatten.

»Sage mir, ob ich dir gefalle,« bat Dorette. Sie drehte sich schon nach der Tür.

»Gewiß,« gab Suse zu, ohne viel dabei zu denken.

Da umschlang Dorette ihren Hals und küßte sie heftig. Abbitte und Geständnis, Verlangen und Ungeduld, Verwirrung und Not lagen in der stürmischen Liebkosung. Dann glitt die Kleine hinaus.

Suse strich sich über die Stirn. Was geschah denn? fragte sie sich. Aber die eigne Sorge scheuchte das Angstgefühl, das sie fassen wollte, hinweg. Morgen! dachte sie wieder. Morgen würde sie reisen!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Stunden nachher standen die Sterne über den schönen Anlagen vor dem Ballhause, wo der See leise ans Ufer plätscherte und über kleinen Schauerwellen das Silber des Mondes flirrte. Die Nacht war stiller geworden. Menschen und Masken hatten sich von der Straße in die Tanzsäle verloren. Aus der braunen Erde stieg eine kühle Feuchtigkeit, und an den Bäumen und Sträuchern waren die ersten zarten Blättchen, die Vorboten eines frühen Frühlings, ausgebrochen. Das schattige Ostufer des Sees war von den Lichtlanzen der Fenster wie gegittert. Da und dort über manchen Industriebetrieben leuchtete der Himmel rot. Allmählich aber kam mit der wachsenden Stille etwas Heimliches über die Stadt, das einzelne durch die Nacht stoßende Schreie, fernes Gelächter und der gedämpfte Klang der Tanzmusik nur erhöhten. Auf den Bänken unter den Uferbäumen saßen Liebespaare, Liebespaare lustwandelten auf den zwischen Büschen versteckten Wegen.

Ein kleiner, schlanker Pierrot schritt am Arm eines unkostümierten Mannes mit kurzem, schwarzem Haar und blassen, scharf geschnittenen Zügen. Dieser beugte sich über seine Begleiterin und küßte sie. Das Licht einer Laterne fiel auf ihren Knabenkopf und in ihr schmales Gesicht. Der Hofmacher verlor sich unwillkürlich einen Augenblick in seine Schönheit und zögerte. »Komm mit!« flüsterte er dann.

Sie sah mit erschrockenen und doch heimlich leuchtenden Augen zu ihm auf. Die Musik, das zärtliche Wandeln und Wesen der Paare, das Glucksen des Sees und das ferne, lockende Faschingslachen erregten sie. Die Sterne leuchteten wie Wunden in brennender Not.

»Komm!« flüsterte der Tänzer Dorette noch einmal zu.

Sie schauerte. Aber sie schmiegte sich enger an ihn. Ihre Gestalt bebte von Neugier, und ihr Herz klopfte vor Angst. Sie mochte nicht denken. Sie ging wie im Rausch. Sie brach auf wie die Erde, deren Baumknospen der Frühling zerriß und deren Gräser er aus dem feuchten Boden stieß.

Das Paar verlor sich aus den Anlagen in die Stadt zurück, aus hellen Straßen in ein dunkles, schlafendes Haus.

Ein feiner Regen fiel. Aber der Morgen war warm. Die Bäume trugen Blätter seit der Nacht. Spaliere blühten rot.

Suse war früh aufgestanden und im Begriff, sich anzukleiden. Sie sah durchs Fenster und quälte sich. Ihr Entschluß, nach Buren hinaufzufahren, war wankend geworden. Bei Regen machte man keine Vergnügungsfahrten! Dann

sah sie, daß der Himmel nur dünne, graue Wolken trug, hinter denen es an einigen Stellen wie Sonne stand. Da nahm sie doch das dunkle Sonntagskleid aus dem Schrank, das sie für die Reise anzuziehen beschlossen hatte.

Nach einer Weile stand sie angezogen und lauschte. Im Hause war alles still. Aber als ihr Blick wieder durch die Scheiben fiel, sah sie einzelne Fußgänger durch die Gasse schreiten, müde, unlustig, wie Reste der Nacht, nicht wie erste des Morgens. Aschermittwoch, dachte Suse und fröstelte, als ob ihr selbst eine durchtanzte Nacht in den Gliedern läge.

Auf einmal fiel ihr Dorette ein. Sie hatte sie nicht heimkommen gehört, obgleich sie mit zwei jüngeren Geschwistern in der Kammer nebenan schlief. Eine matte Teilnahme erwachte in ihr. Wie mochte das Kind seine erste Ballnacht durchlebt haben? Aber sie verweilte nicht bei dem Gedanken. Die Stirn an die Scheibe gepreßt, sah sie hinab in die Straße. Es war noch zu früh zu ihrem Zuge.

In der Gasse tauchte eine Maske auf. Vorbeigehende drehten sich nach ihr um und lachten. Sie rissen wohl Witze über den späten Nachtvogel. Da — was war das? War das nicht Dorette?

Das Blut stieg Suse ins Gesicht. Sie schämte sich. So spät erst kam die Kleine und in solchem Aufzug! Da würde sogar — die Mutter — Aber — nein — die Mutter kümmerte sich nicht!

Hastig griff sie nach Mantel und Schirm. Fort nur, nur fort! Nichts mehr wissen von dem, was hier um sie war! Sie näherte sich der Tür. Sie wußte, daß sie am Abend zurück sein mußte, und wußte nicht, immer noch nicht, was diese Reise sollte, aber sie taumelte vorwärts wie ein Blinder, der nach irgendeinem Weg in der Irre tappt. Niemand wollte sie es sagen, dachte sie, gleich aus dem Hause gehen. Eine Tasse Kaffee konnte sie wohl vor der Abfahrt im Bahnhof bekommen. Und Dorette, wenn sie ihr auf der Treppe begegnete, ihr wollte sie wohl noch die Ungehörigkeit dessen verweisen, was sie getan. Sie streckte die Hand nach der Klinke.

Da stand Dorette schon auf der Schwelle. Sie war vom Regen gewaschen. Ihr Maskenkleid klebte ihr am Leibe, und das Haar war ihr an den Kopf gepappt. Aber der geschmeidige Wuchs ihres Körpers trat noch mehr als sonst zutage, und ihr Gesicht, obgleich es blaß war, war so schön und jung, daß es einem wohl und weh tat, es anzusehen.

Dorette zuckte mit der Schulter und lehnte an der Wand. Dann sah sie an sich nieder. »Alles verdorben,« sagte sie und lachte leise. »Aber schön war es doch!«

Ihre Hände tasteten an der Wand. In ihrem Kopfe wirbelte es. Aber ihr Oberkörper neigte sich vor, und ihr Blick flackerte. Sie brauchte nicht zu erzählen. Suse wußte und verstand alles. Und sie fühlte, daß sie das alles wußte, weil sie selbst aus denselben Wegen kam. »Geh schlafen!« hieß sie hastig die Kleine.

Sie selbst näherte sich neuerdings der Tür. Sie hatte plötzlich Angst, zu spät zu kommen. Es riß sie förmlich fort.

Dorette schaute ihr zu, ohne sich Rechenschaft zu geben, was die andre zu beginnen im Begriff stand. Sie gähnte. Sie war so müde, daß sie nicht denken mochte, und schlief beinahe stehend ein.

Suse streifte sie noch einmal mit den Augen. »Geh!« wiederholte sie; aber sie kümmerte sich nicht mehr, ob die andre folgte. Sie eilte hinaus.

Ihre Angst, daß sie irgendwie aufgehalten werden könnte, war so groß, daß sie kaum zu atmen wagte, während sie die Treppe hinunterstieg. Aber sie hätte sich nicht halten lassen! Sie hatte sich von all denen, die zu ihr gehörten, losgerissen. Sie dachte wohl an sie, an die Mutter und an die Geschwister. Aber sie fühlte nichts für sie, denen sie doch früher anhänglich gewesen. Wenn eins sie gerufen hätte, würde sie weitergestürmt sein. Sie war entschlossen, nicht zu hören.

Sie erreichte unbehindert die Haustür. Dann trat sie in den Regen hinaus.

Da war ihr auf einmal, sie sei eine ganz andre, als gehe sie aus einem fremden Hause, durch eine fremde Stadt. Sie dachte nicht mehr an ihren Beruf, nicht an all das, was gewesen war. Sie sah auch kein Ziel vor sich. Aber in ihrem Herzen brannte etwas wie ein Licht im Dunkel. Sie liebte Hermann Gisler. Sie wußte nur das. Aus dieser Liebe entsprang Wille, zu wissen, warum er nicht mehr schrieb, Angst vor dem, was sie von ihm hören werde, und ein Drang, dieser erwartungsvollen Angst irgendwie ein Ende zu machen.

Eilig schritt sie der Straßenbahn zu, die sie zur Bahn bringen mußte. —

Droben taumelte Dorette halb bewußtlos in ihre Kammer hinüber, streifte im dumpfen Drang, aus den nassen Kleidern zu kommen, ihre Fähnchen ab und fiel auf ihr Bett. Ein wilder Schlummer umfing sie bald.

Aus dem Schlaf weckte sie nach einiger Zeit die Mutter, die wissen wollte, wo die Suse stecke. Sie konnte ihr aber nicht Auskunft geben. Sie erinnerte sich nur dunkel, daß Suse ausgegangen sei. Ihr war wüst im Kopf und Herzen. Dumpfer Schrecken und Reue stritten mit neuer Erwartung. Auch schlief sie rasch wieder ein.

Frau Neumeyer ging an ihre Geschäfte. Ihre drei andern Kinder bekamen einen bösen Tag. Sie ärgerte sich über die faule Dorette. Mehr noch über die Suse, die den ganzen Tag fortblieb. Was war in sie gefahren? dachte sie.



Otto Heichert: Spanische Dorfkirche

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung

Sie ahnte, daß irgendwie der Bauernleutnant im Spiel sein könnte, war nicht unzufrieden, daß da noch nicht alle Brücken abgebrochen waren, aber ärgerlich, daß sie selbst so wenig dazu zu sagen hatte. —

Suse fuhr inzwischen in einem Wagen dritter Klasse Buren zu. Mit einiger Zaghaftigkeit hatte sie die Fahrkarte verlangt. Es war doch ein wilder Plan, gestand sie sich. Wie, wenn sie nicht den Mut hatte, in den Reutehof einzudringen, dort niemand daheim fand oder mit Befremden, vielleicht mit Unfreundlichkeit aufgenommen wurde? War sie nicht wie ein Blatt im Wind, das irgendwohin geweht werden konnte, heute noch, morgen? Eins stand ihr jetzt fest: Sie würde weder daheim noch beim Theater bleiben. So weit hatte sie sich schon tapfer durchgerungen. Dienstmädchen waren gesucht wie frisches Brot, dachte sie. Wenn sie nicht in einem Geschäft als Verkäuferin ankam, so verdingte sie sich als Mädchen in irgendein Haus. Ihre Entschlossenheit versagte nur immer noch in bezug auf ihr augenblickliches Vorhaben und Reiseziel.

Der Regen hörte bald auf. Zwischen sich zerstreuenden weißen Wolken brach heller, blauer Himmel hervor. Am Wagenfenster geisterte eine leise, warme Sonne, die Suse Wange und Hände streichelte. Das tat ihr wohl. Es war ihr fast, als habe jemand, der ihr nahestand, irgend etwas Gutes zu ihr gesagt. Sie blickte in die Landschaft hinaus, die ernster und großartiger wurde. So sehr sie von ihren Angelegenheiten in Anspruch genommen war, so zogen doch die immer enger zusammentretenden Berge und die Firne, die aus allen Seitentälern blitzten, ihre Augen auf sich. Sie hatte nie vorher gewußt, wie schön das alles war. — Immer häufiger aber stießen ihre Gedanken zum Ziele vor. Wie mochte es in diesem Buren sein? Ihr Herz wurde beklommen. Die Fahrt schien ihr lang, und dann auf einmal wünschte sie wieder, die Ankunft möchte noch lange nicht da sein. Aber der ratternde Zug trug sie durch all diese Pein hindurch.

Die Sonne stand gegen Mittag. Ihr Schein floß über noch regenfeuchte Straßen und Gärten. Blüten leuchteten, und das neue Grün der Blätter und Gräser glänzte. Da fand sich Suse an der Straße stehen, die am Reutehofgarten vorbei ins Dorf führte. Sie hatte Hut und Mantel abgenommen; es war ihr warm und eng. Wunderlich, daß sie da stand, dachte sie. Die hohen Berge waren so still und gewaltig. Und so tiefblau hatte sie den Himmel nie gesehen. Die Sonne streichelte ihr wieder Haut und Haar. Es tat ihr abermals wohl, wie die Freundlichkeit des Bauern ihr wohlgetan, den sie um Weg und Ziel gefragt hatte. Sie war nicht mehr die eitle und sich zierende Suse von einst, sie war ein einfacher, zaghafter Mensch, der dankbar war, wenn man gut zu ihm war. Etwas wie Rührung kam sie an, wenn sie überlegte, daß dort in dem Hause Hermann und Enoch wohnten und sie vielleicht Rat finden sollte. Aber sogleich spürte sie das angstvolle Klopfen ihres Herzens. Wer wußte, was sich nun weiter ereignen würde? Sie wagte kaum mit den Blicken im Reutehof Einzug zu halten. Sie blinzelte nur und gewahrte grüne Wiesen und violetten Fels. Ihre Farben klangen wundersam mit dem Blau des Himmels zusammen. Auch aus diesem Engtal aber leuchtete mit hartem, herrischem Weiß ein Gletscher hervor. Dann suchte ihr Blick zum erstenmal heimlich den Reutehofgarten. Sie konnte nicht mehr anders, sie m u ß t e jetzt etwas von dem erspähen, was ihre Neugier am meisten anzog. Sie sah die graue Seemauer und das alte, schwarzbraune Bootshaus. Der Gartenzaun war aus kreuzweise gesteckten Zweigen gebaut, und die Dornbüsche, die daran gepflanzt waren, zeigten ihre ersten, feinen Blätter. Auch im Innern des Gartens ging schon der Frühling um. Ein Pfirsichbäumchen flammte im Rot seiner Blüten.

Suse tastete mit den Blicken Mauer, Wege und Beete ab. Unendlich scheu und langsam nur wagte sie dann den Kopf dem Hause selbst zuzudrehen. Aber erst, als sie nirgends einen Menschen zu entdecken vermochte, erhob sie die Augen auch zu den Fenstern, von denen einige offen standen.

Niemand zeigte sich. Mit erwachendem Mut trat Suse etwas näher an den Zaun. Niemand um den Weg, dachte sie. Alle fort vielleicht? Auch Hermann?

Sie erschrak. Und jetzt wußte sie plötzlich, daß sie überhaupt niemand als Hermann suchte. Neue Unruhe packte und zwang sie, schärfer aufzupassen. Ob Hermann nicht aus der Haustür trat, um jene Ecke bog, aus den Wiesen kam oder an einem Fenster auftauchte?

Sie spähte jetzt so angestrengt, daß sie den Oberkörper über den Zaun bog. Betroffen fuhr sie zurück, als an der Straße jemand an ihr vorüberging und, über ihr Gebaren offensichtlich erstaunt, sie neugierig betrachtete. Verlegen schritt sie am Garten entlang weiter und dachte schon daran, an der Haustür vorüberzugehen. Ihr Herz sank.

Da trat Hanna Fürst aus dem Hause. Sie trug ein Trauerkleid, dem eignen Vater und Enoch Gisler zu Ehren. Aber immer noch war in ihrem Herzen die Trauer um jenen vom Leid um diesen beinahe erstickt. Jeden Morgen brachte sie Enochs Kammer in Ordnung, als ob er noch da wohnte. Und sie suchte nach ihm, nicht nach dem herben, steifen Sonderling, sondern nach einem, den sie gerade in dem Augen-

blick erkannt, als er die Welt verließ, nach einem gütigen, einsamen Menschen. Sie wußte jetzt, daß sie glücklich gewesen war, während sie Enochs wahrem Wesen nachgespürt hatte, und daß sie ihr Eigenstes und Bestes an die Aufgabe gesetzt hatte, ihn zu verstehen. Es war ihr, als sei mit seinem Tode ihr der eigentliche Lebenszweck genommen. Sie vermochte sich gar nicht mehr zurechtzufinden.

Auch jetzt befand sie sich in einem Zustand von Betäubung und Unlust und suchte im Garten Morgenluft und Sonne im unwillkürlichen Trieb, sich das schwere Herz ein wenig erleichtern zu lassen. Fern und nebelhaft stand in ihrem Bewußtsein der Gedanke, daß Hermann weit fort war und schwer an seinem Leben schleppte, und der andre, daß der alte Domini ihrer mehr als je bedurfte. Ihre Züge waren schärfer geworden. Ein Klang von Strenge war in ihren Augen.

Hanna sah Suse nicht. Erst als sie schon den Gartenweg betreten hatte, gewahrte sie, daß in der Dorfstraße ein fremder Mensch stand. Dann aber blieb sie unwillkürlich stehen. Die Blicke der zwei Mädchen begegneten einander und wurden groß. Das ist die, von der Hermann gesprochen, dachte Suse. Wer mag das sein? überlegte Hanna, sonderbar betroffen von dem ängstlich bittenden Ausdruck in der andern Gesicht.

Suse errötete. Und wieder wollte sie, im Gefühl, hier nicht länger gaffen zu dürfen, ihren Weg fortsetzen. Aber sie zögerte noch einmal und wendete den Kopf. Jetzt oder nie mußte sich der Zweck ihres Herkommens erfüllen, dachte sie.

Weil ihr schien, daß die Fremde irgendein Anliegen habe, näherte sich Hanna dem Zaun.

»Suchen Sie etwas?« fragte sie freundlich.

»Wohnt hier der Leutnant Gisler?« fragte Suse. Sie wußte selbst nicht, wie sie das über die Lippen brachte und was eigentlich daraus weiter entstehen sollte.

Aber nun wußte auch Hanna plötzlich, wen sie vor sich hatte. Allerlei Empfindungen stritten in ihr. Was wollte das Mädchen? Welche Zudringlichkeit, Hermann bis hierher nachzulaufen! Aber ein Ausdruck von Kummer und Zaghaftigkeit in Suses Gesicht machte sie betroffen. Sie konnte nicht anders: »Kommen Sie herein,« lud sie ein. Dabei ging sie ihr unentschlossen und zögernd entgegen.

Suse trat in den Garten. Ihre Knie zitterten. Unweit der Haustür trafen beide zusammen.

»Sie haben nach Hermann Gisler gefragt,« sagte Hanna.

Suse nickte. Sie suchte nach Worten, um zu erklären, was sie wollte; aber sie kam sich plötzlich so lächerlich vor, daß sie keinen Satz herausbrachte.

»Hermann ist fort, weit fort,« sagte Hanna.

Suse erbleichte. Es lief ihr kalt über den Rücken, und der Boden wich unter ihr. Was war geschehen? Alle Möglichkeiten, die sie erwogen hatte, waren umgestoßen. Ihr Mut versagte. Nun war alles zu Ende, dachte sie. Dann stotterte sie: »Er hat mir nichts davon gesagt,« ohne zu bedenken, daß sie noch nicht einmal erklärt hatte, wer sie sei.

Hanna sah, wie sie erschrak. Ihr Kummer ahnte den der andern. Hatte diese nicht teil an dem, was auf dem Reutehof sich ereignet hatte? Es war ihr, als wisse sie schon lange von Suse. Ein schwesterliches Empfinden ergriff sie.

Sie nahm die andre beim Arm und führte sie tiefer in den Garten. »Kommen Sie!«

Unweit der Seemauer stand eine Bank. Ein gelber Dorn wuchs hinter ihr, und die Sonne gab seinen Blüten einen Glanz von Gold.

Die Mädchen ließen sich nieder, beide schlank, die eine von hellem, die andre von dunklerem Blond, etwas angebauert trotz ihrer Zartheit Hanna, Suse fein und mit den schmiegsamen Bewegungen der Tänzerin.

»Erzählen Sie!« begann Hanna die Unterhaltung.

Aber Suse war völlig verwirrt. »Was soll ich erzählen?« gab sie zurück. »Wir haben einander geschrieben. Ich glaubte, daß er mich gern hätte.«

»Ich weiß,« sagte Hanna. Sie konnte daran denken, ohne daß irgendwelcher Neid sich in ihr regte. Es war, als habe sie selbst Hermann kaum gekannt.

Suse aber überfiel eine Art Verzweiflung. Sie hatte ihr Leben auf Hermann eingestellt. Er sollte ihre Zuflucht sein, wenn sie die Brücken zu ihrem bisherigen Beruf und der Mutter abbrach. Wohl hatte sie den Plan erwogen, irgendeinen Dienst zu suchen; aber ihre eigentliche Hoffnung, das fühlte sie jetzt, hatte hier im Reutehof gelegen. Jetzt wußte sie keinen Ausweg. Fort war Hermann! Fort ohne Abschied! Tränen tropften aus ihren Augen auf ihre auf die Bank gestützte Hand.

»Ich kann nicht beim Theater bleiben,« brach sie dann aufschluchzend aus. »Auch nicht daheim,« fügte sie hinzu. Dann fragte sie beklommen: »Wissen Sie denn nicht, wo er hingegangen ist?«

»Nein,« antwortete Hanna, »wir wissen es nicht.« Aber es war ihr, als gewinne die andre immer mehr ein Anrecht, alles zu sagen und zu wissen.

»Er hat einen Grund gehabt, fortzugehen,« erzählte sie dann. »Er hat Dinge getan, die nicht recht waren.«

»Herr Enoch hat es mir gesagt,« bestätigte Suse.

Hanna horchte auf. »Sie haben ihn gekannt?« fragte sie.

Suse nickte.

Hanna nahm ihre Hand. »Es ist viel zu erzählen,« sagte sie.

Ihr Vertrauen löste Suse die Zunge. Auch sie fühlte, wieviel zwischen ihnen aufgeklärt werden mußte. Aber zuvorderst stand jetzt ihr Kummer um Hermann. »Ich kann nicht mehr ohne ihn sein,« rief sie wieder aus. »Ich will ihn suchen. Oder auf ihn warten. Er kann mich nicht vergessen haben.«

»Er ist vielleicht keiner von den Beständigen,« sprach Hanna gedankenvoll dazwischen.

Suse zitterte. Was sagte da die andre? »Ich kann es nicht glauben, daß er mich verlassen will,« fuhr sie fort. Ihr ganzes, lange flatterig gewesenes, spielerisches Wesen floß in ein einziges Empfinden über. Vielleicht wäre es im Alltag nie so erstarkt. Jetzt aber war es, als schmiede ein Hammer es hart. In diesem Augenblick galt ihr nichts als ihre Liebe.

»Lassen Sie uns ins Haus gehen,« unterbrach Hanna. Sie dachte, daß auch Domini in dieser Sache mitreden müsse. Dann fragte sie, was Suse an diesem Tage noch vorhabe. Diese gestand, wie planlos sie gekommen sei, daß sie aber am Abend wohl wieder nach der Stadt zurück müsse.

Dann begaben sie sich ins Haus.

Hanna stellte dem Gast eine Erfrischung auf, trotzdem Suse sich dagegen gewehrt hatte. Diese saß in der Wohnstube und aß eine Kleinigkeit. Das Herz war ihr wie Blei, aber es tat ihr wohl, bei Hanna sein zu können. In ihrer Beichte fortfahrend, erzählte sie, wie alles mit Hermann gekommen. Dann suchte sie darzutun, warum das Theater ihr leid geworden und weshalb sie auch daheim nicht bleiben könne. Immer aber kam sie auf Hermann und die Frage zurück, wo er sich hingewandt haben könnte. »Was hat er denn noch Böses getan?« fragte sie einmal.

Hanna zögerte mit der Antwort. Sie faßte Zuneigung zu der andern, weil sie sah, wie entwurzelt und lebensungeschickt sie war.

»Bleiben Sie heute hier und fahren Sie morgen wieder zur Stadt zurück,« schlug sie vor.

»Dann bin ich entlassen,« entgegnete Suse. »Ich habe morgen Vormittag Probe, bei der ich nicht fehlen darf.«

Aber noch während sie das sagte, überfiel sie der Wunsch, einen so plötzlichen Riß durch ihr bisheriges Leben zu machen, wie ihn der Vorschlag Hannas bedeutete. »Freilich wäre es kein Unglück,« sprach sie gedankenvoll weiter. »Vielleicht wäre es das beste.« Schon war ihr, als sei sie in so etwas wie eine Heimat gekommen, und sie hätte Hanna bitten mögen: Behalte mich eine Weile!

»Wir müssen Vater Gisler fragen,« entschied diese.

Es war aber lange niemand um den Weg, weder Domini noch die Dienstboten.

Inzwischen setzten die zwei Mädchen ihre Geständnisse fort. Ein Wort gab das andre. Suse erfuhr Enochs Tod, und wenn Hanna es auch nicht verriet, so glaubte sie doch zu verstehen, daß Hermann um seines Hasses gegen Enoch willen hatte fliehen müssen. »Bin ich schuld?« fragte sie mit bleichen Lippen.

»Wieso?« frug Hanna.

»Vielleicht, wenn er mich nicht kennengelernt hätte, so wäre vieles ungeschehen,« meinte Suse und bebte vor Schrecken.

Hanna schüttelte den Kopf.

Da trat Gisler in die Wohnstube.

Suse erhob sich in neuer Not.

»Wir haben Besuch, Vater Gisler,« sagte da Hanna, »hier fragt jemand nach Hermann.«

Der alte Mann stutzte. Er war in den letzten Tagen weißer und brüchiger geworden. Er schlief nachts nicht mehr viel, sondern grübelte über den Ereignissen der letzten Zeit und manchen Dingen, die ihm noch ungelöste Rätsel waren. Er machte sich Vorwürfe, daß er den Sohn vor der Abreise nicht noch einmal zur Rede gestellt und sich Klarheit geholt. Dann wieder fürchtete er, zu hart gegen Hermann gewesen zu sein und suchte nach Entschuldigungen. Ihn bedrückte aber auch die Einsicht, daß nun die ganze Last des Haushalts und Gewerbes wieder auf seine Schultern gefallen war. Und hier vermißte er den zähen Bruder mehr noch als den Sohn. So ging es ihm wie einem sturmgepackten Baum, der sich nur schwer wieder aufzurichten vermag. Er verzagte ein wenig an der eignen Kraft und erinnerte sich seiner sinkenden Jahre. Auch quälte er sich immer noch mit der Frage, ob er zu Enochs Lebzeiten nicht ungerecht gegen ihn gewesen. Nur Hannas Gegenwart war ihm ein Trost.

Aber Suses Erscheinen erschreckte ihn. Was brachte sie Neues? Vielleicht mehr Last noch, Wissen um Dinge, die er lieber nicht erfahren hätte? Sie sah aber so verschüchtert und betrübt aus, daß er bald ihre Weglosigkeit erkannte. Er gewahrte hinter ihrem städtisch fahrigen Wesen die arme menschliche Seele. Sein gütiges Herz tat sich auf. »Der ist nun eben nicht mehr da, den Sie suchen,« sagte er leise.

In Suses Augen traten wieder Tränen.

Aber Gisler fuhr fort: »Es ist Essenszeit. Setzen Sie sich mit uns zu Tisch. Nachher wollen wir plaudern.«

Hanna hatte schon während der Unterhaltung mit Suse den Tisch gedeckt. Und schon trat das Gesinde ein.

Nun ließ sich wenig von den Dingen sprechen, die die drei eigentlich beisammenhielten. Hanna

weckte vor den Dienstboten den Anschein, als gelte Suses Besuch ihr allein, und man sprach von der Stadt, der Reise, dem Wetter und andern gleichgültigen Dingen.

Erst als Knechte und Mägde sich wieder entfernt hatten, erzählte Hanna, wie Suse nach Hermann suche und was sie alles von ihr erfahren.

Und Suse fühlte sich verlorener denn je und vermochte nicht zu sagen, daß sie gehen müsse, obwohl sie die Zeit verrinnen sah. Wie sollte sie von Hermann Nachricht bekommen, dachte sie, wenn sie nicht durch seine Angehörigen von ihm hörte?

Aber Domini dachte daran, daß sie dem Sohn nahegestanden, dem, nach dem er selbst schon mit allen Gedanken wieder suchte. Er schaute sie freundlich an. »Hermann hat uns harte Nüsse zu knacken gegeben,« sprach er. »Und doch möchte man ihn wieder zurückhaben, nun er fort und weiß Gott wo ist.«

Suse legte ihre schmalen Hände vor sich auf den Tisch und schaute ins Leere. Das Gefühl, daß auch andre Hermann entbehrten, vermehrte ihre eigne Sehnsucht nach ihm. Ihr Leben und Denken gewann immer mehr einen einzigen Inhalt. Sie hatte ein fieberhaftes Verlangen, mit Hermann zu sprechen, ihn über hundert Dinge zu fragen. Der unerwartete Tod Enochs machte ihr das Herz schwer. Aber eigentlich kümmerte sie nur Hermann. »Ich will mir einen Verdienst suchen,« sagte sie und sprach dabei kaum zu den andern, sondern legte mit ihren Worten unter innerem Zwang nur vor sich selbst Rechenschaft ab. »Und warum sollte ich solchen nicht gerade so gut in Amerika wie daheim finden?«

Die beiden andern schauten sie an, Domini ernsthaft und erstaunt, die vernünftige Hanna beinahe mit einem leisen Lächeln.

»Sie hoffen, drüben Hermann zu begegnen?« fragte Gisler.

Suse sah ein, daß sie mit ihren Gedanken ins Leere hinausgetappt war. Sie fand nicht gleich eine Antwort.

»Amerika ist groß,« sagte Hanna nicht ohne Spott.

»Es wäre für uns beide das gleiche Land,« verteidigte sich Suse mit leiser Stimme.

Die andern beiden spürten den heimlichen Hunger, mit welchem sie nach der bloßen Nähe dessen suchte, der ihnen allen fehlte.

Dann meinte Gisler: »Einmal wird er wieder schreiben.«

Und Hanna in ihrer klaren Art fügte hinzu: »Dann werden wir wissen, ob er so an uns denkt, wie es sein muß, und ob er auch Sie nicht vergessen hat.«

»Inzwischen wollen wir untereinander in Verbindung bleiben,« entschied Gisler.

Suse atmete auf. Ein immer stärkeres Heimatgefühl ergriff sie; es war ihr, als hätte sie den Mann und das Mädchen neben ihr lange gekannt. In ebensolchem Maße aber, wie sie sich in der Reutehofstube wohlfühlte, begann ein immer tieferer Widerwille gegen die Heimkehr, die morgige Theaterprobe und alles, was mit ihrem bisherigen Leben zusammenhing, sie zu erfüllen. Dennoch wußte sie, daß es für sie Zeit wurde, sich wieder zu verabschieden. »Ich muß bald heim,« sagte sie mit einem Blick auf die Uhr.

»Wir werden Ihnen schreiben,« sagte Gisler und fügte freundlich hinzu: »Sie sind uns auch immer willkommen, wenn Sie uns besuchen wollen.«

»Laßt sie über Nacht hierbleiben, daß man sich besser kennenlernt,« schlug Hanna vor.

»Wenn sie kann, gern,« stimmte Gisler zu.

Suse entgegnete abermals, daß ihr Fehlen bei der morgigen Probe ihre Entlassung zur Folge haben würde. Aber wieder besann sie sich und sagte: »Ein Unglück wäre es nicht.«

Die andern beiden wußten nicht, was sie davon halten sollten.

»Ich verstehe davon nichts,« sagte Gisler endlich, »aber wenn Ihnen Ihr Beruf so unlieb ist — —« Das junge, verwirrte Ding in seiner Verlorenheit weckte immer mehr seine Zuneigung.

»Ich möchte noch vieles fragen und wissen,« sagte Suse.

Und Hanna meinte: »Wie wäre es, wenn Sie überhaupt für eine Weile zu uns kämen? Auf dem Lande gibt es immer Arbeit.«

Suse neigte den Kopf. Es war alles so ungewöhnlich. Es ging um so plötzliche Entscheidungen. Aber sie konnte und konnte sich nicht losreißen. So saß sie noch da, als das Boot pfiff.

»Es wird kaum mehr gehen,« sagte Hanna, als Suse auffuhr.

Und so sank diese auf die Bank zurück und blieb, war verlegen, daß sie es tat, und bat doch unbewußt mit den Augen: So laßt mich halt noch eine Weile da.

Der Rest des Tages ging so hin. Als die drei beieinander Sitzenden nun wußten, daß eine Abreise Suses am gleichen Abend ausgeschlossen sei, gerieten sie in eine fast fröhliche Laune. Suse war halb bestürzt, halb von einer Art Trotz gegen das Schicksal erfüllt. Sie erinnerte sich, daß sie Bericht an ihre Mutter und die Theaterleitung geben müsse. Dann gestand sie in neuer Verwirrung, daß sie ja in keiner Weise für ein Übernachten fern von zu Hause sich vorgesehen. Hanna aber erbot sich, auszuhelfen, und ging mit ihr zum Telegraphenamt. Die Depeschen gingen ab. Vater Gisler hatte sich inzwischen an seine Arbeit begeben. Er dachte indessen an seinen seltsamen Gast, an den Sohn, an Enoch, den Toten, und war ungeduldig, mehr von allem zu sprechen, was noch ungeklärt zwischen ihnen war.



Lovis Corinth: Bildnis des Herrn Glantz mit Hund

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926

Von diesen Dingen handelten die beiden Mädchen, die sich nachher wieder in der Wohnstube zusammensetzten. Es wurde unwillkürlich eine gegenseitige Beichte, was sie da redeten. Hanna, die besonnenere, war dabei die zuerst Fragende, gleichsam Prüfende. Sie erfuhr, wie alles zwischen Suse und Hermann gekommen, wie jene anfänglich sich nichts Ernstes bei der Sache gedacht und erst jetzt, sie wisse nicht wie, dem Entflohenen mit ihrem ganzen Herzen verfallen sei. Dann bat Suse aus der Angst ihres Herzens heraus um eine Erklärung über Enochs Tod und Hermanns Schuld. Hanna fühlte, daß sie Vertrauen gegen Vertrauen setzen mußte, und so wurde die Geschichte von Enoch und Hermanns Zwist offenbar. »Hermann hat sich selbst der Schuld geziehen,« schloß sie. »Diese Schuld war vielleicht weniger böser Wille als Ohnmacht, rechtzeitig dem guten Willen Raum zu geben. Er hat einen Zufall nicht gehindert. Aber als der Zufall geschehen war, warf ihn der Schrecken über sich selbst in Verzweiflung.«

In ihren gegenseitigen Geständnissen fügte sich Glied um Glied zur Kette, von Enochs Hilfe an Hermann, und von seiner seltsamen Weltfeindschaft bis zu seinem Tode.

Aus dem Zittern von Hannas Stimme erriet Suse Dinge, an denen sie nicht zu rühren wagte. Sie erzählte aber unwillkürlich, wie sie selbst schon bei der ersten Begegnung ein merkwürdiges Vertrauen zu Enoch gefaßt, und tat damit wiederum Hanna wohl. Sie beschuldigte auch sich selbst, indem sie sagte, wie sie wohl fühle, daß sie die eigentliche Ursache von Hermanns Verfehlungen gewesen. Als ihr aber dabei erneut die Tränen kamen, umarmte Hanna sie und hatte selbst feuchte Augen.

Als der Tag in Nacht verging, waren die beiden sich ganz nahegekommen. Hanna bot Suse das Du an. Und Gisler fand sie noch so in ihr vertrautes Gespräch vertieft, daß er sich, als er später wieder bei ihnen eintrat, ganz still zu ihnen setzte. Suse stand eben im Begriff, zu erklären, daß Hermann wohl ein Stück von dem gütigen Herzen seines Vaters geerbt haben müsse, da nur dieses ihn verleitet habe, um ihretwillen Schuld auf sich zu laden. Dabei wurde ihre Sehnsucht wieder wach und sprach sie aufs neue und dringlicher von ihrem Wunsche, übers Meer zu gehen und ihn zu suchen.

Hanna aber dämpfte wiederum leise ihr phantastisches Planen, gestand, wie sie selbst einst auf Hermann Hoffnungen gesetzt, wie er sie enttäuscht, und scherzte, die Männer seien überhaupt eine schwierige und unberechenbare Gesellschaft.

Alle drei merkten kaum, daß Nachtessenszeit gekommen war.

Aber wie eine Familie setzten sie sich nachher miteinander zu Tisch.

Die Dienstboten gefielen sich neu in der wieder friedlich gewordenen Reutehofluft und wunderten sich nicht wenig über den Stadtbesuch, besprachen den auch reichlich, als sie sich nach der Mahlzeit wieder verliefen.

Die drei Zurückgebliebenen wurden allmählich des Redens müde. Sie saßen stiller, wortkarger beisammen.

Dann holte Hanna das Brettspiel herbei. »Du mußt es nicht übelnehmen,« sagte sie zu Suse, »aber dieses Spiel ist seit langer Zeit Vater Gislers Schlafliebchen. Es gehört aber wohl zum Dichheimischmachen, daß wir tun, als ob du zum Hause gehörtest.«

Suse nickte still und schickte sich an, zuzuschauen.

Die beiden setzten die Steine und begannen ihr Spiel, Domini Gisler mehr aus Gewohnheit und heute nicht bei der Sache, Hanna aus dem Bestreben heraus, den Alten, dem die Unruhe seines Innern aus dem Gesicht sah, von seinem Grübeln abzulenken.

Gislers Blick fiel aber immer wieder auf Suse. Und oft hatte er es auf den Lippen, sie zu fragen: Was meinst du, wird der Sohn sich selber wiederfinden oder uns in der Fremde ganz verlorengehen? Endlich, als Hanna ihn in kurzer Zeit geschlagen hatte, hielt er sich nicht länger, sondern zeigte, wo sein Sinn alle die Zeit gewesen war: »Wer weiß, wo Hermann jetzt weilt,« begann er, und seine Stimme war brüchig.

»Quält Euch nicht,« mahnte Hanna. »Das Leben hat ihn in der Lehre. Vielleicht hören wir noch Dinge, die uns freuen werden.«

Der Weißkopf schob einen Arm in den Tisch. »Wer weiß,« fuhr er fort, mehr zu Suse gewendet, »er wußte nicht aus noch ein. Wer weiß, was er anstellt —«

Hanna unterbrach ihn. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und war in diesem Augenblick mehr als je der gute Geist im Hause. Ein Licht fiel ihr auf alle Geschehnisse, und in ihr selbst begann es freier und heller zu werden. »Was nützt es, daß wir grübeln und Rätsel raten? Mir ist, als sei der Reutehof auch so ein Brett wie das da auf dem Tisch. Seht Ihr, Vater Gisler, der weiße Stein da seid Ihr und das ist Hermann, Enoch ein andrer, der vielleicht ich und jener die Suse. Irgend etwas, was stärker war als unser Wille, hat uns geschoben, das eine hierhin, das andre dorthin. Nennt es Gott, Schicksal oder Zufall. Gewalt über uns mag es sein, doch viel eher in uns.«

»Gerade darum müßten wir es überwinden,« schob Gisler dazwischen.

»Müßten?« fuhr Hanna weiter. »Wenn wir weniger menschliche Menschen wären. Unsre Weitsicht ist nicht groß. Würde es sonst Hermann hinunter zu dieser hier und dem Enoch

zuwider getrieben oder Enoch im Leben so geschüttelt haben? Und hätte ich sonst erst sehen lernen müssen, wie er, Enoch, im Innersten besser war als wir alle?« Sie schwieg. Sie hatte an ihren eigensten Kummer gerührt und mußte ihn verwinden.

Gisler schaute auf das Brett. Er dachte, daß sie recht habe.

Suse saß dabei, und es war ihr, als wüßte sie ohne die zwei andern keinen Weg.

Dann sagte Domini: »Laßt uns noch ein paar Ave Maria beten.«

Er faltete die Hände vor sich auf dem Tisch und sprach den englischen Gruß.

Und sie suchten unbewußt nach etwas Weisheit für den Weiterweg auf dem Spielbrett ihres Lebens.

Bald darauf gingen sie schlafen. Als Gisler Suse gute Nacht wünschte, schaute er sie herzlich an. »Es ist recht gegangen, daß Sie gekommen sind,« sagte er einfach.

Sie dankte leise.

Hanna brachte Suse nach Hermanns Zimmer. »Es ist seine Kammer,« sagte sie im Eintreten.

Suse schluchzte auf. Sie dachte an die morgige Heimkehr, an die Mutter, an Dorette, die wie verwüstet aus der Nacht gekommen war, und vor allem an Hermann, von dem sie nicht wußte, wo sie ihn suchen sollte. »Wo mag er sein?« fragte sie wieder.

Sie waren gegen das Fenster getreten, das noch offen stand.

Dann verschlug es ihnen einen Augenblick Rede und Atem.

Der Mond stand am Himmel. Sein Licht lag geheimnisvoll auf den Bergen. In den Gletschern war ein seltsames Wesen, als wandelten dort die Geister der Toten, wie die Sage es wußte. Aber das Mondlicht lag auch auf dem See, und da zerbrach sein Schein in Hunderttausende von zuckenden Funken. Zuweilen klang das schluchzende Schlagen einer Welle aus der Nacht.

Suse tat das Herz weh. »Glaubst du, daß er mich vergessen hat?« fragte sie.

Hanna setzte sich auf den Stuhl am Fenster und legte den Arm um die Hüfte der neben ihr Stehenden. »Ich kann ihn nicht erraten,« erwiderte sie. »Aber vielleicht, daß es so mit ihm sein könnte: Er ist sehr unglücklich. Es sticht ihn inwendig, Zweifel, Reue, Angst. Nun wird er arbeiten müssen, wenn er leben will. Und Arbeit macht gesund. Einmal, in Gedanken wird er dein Gesicht wieder sehen — es ist schon so, daß man es nicht vergißt.«

Mit wehmütigem Lächeln blickte sie zu Suse auf, deren feine Züge vom Mondlicht weiß waren. Dann vollendete sie: »Und er wird vielleicht fühlen, daß er auch an dir Schuld habe, und hoffen, du gehörest noch ihm. Dann wird er wohl schreiben. Dir oder uns.«

»Ich habe ihm gesagt, daß ich nicht ohne ihn sein will. Er hat mir nicht geantwortet.«

»Siehst du!«

»Ich will auch arbeiten — Und warten.«

Ihre Blicke gingen wieder in die Nacht hinaus. Sie schwiegen jetzt. Ihre Gedanken suchten irgendwo irgendwas, vielleicht die eine den, der in der Nebenkammer gehaust, die andre den in der Weite.

Aber der Ruch der feuchten Gartenerde stieg zu ihnen empor. Der See glänzte. Und die Gletscher leuchteten.

Sie wußten es nicht; aber es machte sie ruhig, aus diesem Fenster zu schauen, diesem Fenster im alten Reutehof.



Heimkehr nach langer Zeit

Was mag es sein? Die Stimme einer Nacht,
Die aus Erinnerung mit sanfter Stimme lockt?
Hier hat mir manchmal Herz und Blut gestockt,
Hier hat mich Mutter oft zum Kinderschlaf gebracht.

Ich denke an den kühlen Sandsteintrog,
Der vor der Türe stand und ewig lief,
Wenn dumpf ich wachte, wenn ich schmerzlich schlief
Und draußen Wind die alten Bäume bog.

Verloren ist der wilde Wald, im Grund
Die Mühle mit dem feuchten Wasserrad,
Der herbe Duft der sommerlichen Mahd,
Aus grünen Blumenstöcken lachte jung ein Mund.

Der Pfad zog sich ins Korn, von Purpurmohn gesäumt,
Am Birkenhügel und im Heidekraut
Lag ich die Nachmittage wunderlich verträumt,
Bis durch die Abenddämmerung kam leiser Glockenlaut.

Im Dunkeln sitzend wieder so wie einst,
Dir aber scheint, als wäre alles leer,
Du kennst die Vaterheimat heimgekehrt nicht mehr.
Du stehst vereinsamt auf und weinst.

Anton Schnack



Im Zinnfigurenland kämpfen die Lieblingselefanten Alexanders des Großen gegen Richard Löwenherz

Zinnfiguren

Ein vergessenes Spielzeug

Weihnachtliche Erinnerungen und Betrachtungen von Paul Eipper

Mit zwölf Abbildungen nach Original-Aquarellen von George G. Kobbe

Wenn einer von uns Buben sich irgendwie ausgezeichnet hatte, sei es, daß er als Primus versetzt wurde, oder daß sein Betragen in den Sommerferien einwandfrei gewesen war, dann schenkte uns die Mutter drei der kleinen silbernen Zwanzigpfennigstücke und sagte: »Dafür dürft ihr euch was kaufen!«

Nach kurzem Kriegsrat zogen wir zwei Brüder dann regelmäßig zum Zinngießer Kurtz am Marktplatz, verbrachten Viertelstunde um Viertelstunde vor der dreigeteilten Auslage, ehe wir uns in den Verkaufsraum wagten, und kamen dann glückstrahlend mit einigen jener kleinen, ovalen Spanschachteln nach Hause, von denen wir schon eine ganze Anzahl in unserm Spielschrank hatten.

Wir führten ein genaues Verzeichnis über unser Eigentum. Dieses Verzeichnis wurde immer wieder neu geschrieben, denn wir »fuggerten«, das heißt, wir tauschten dauernd unter uns und auch unter den Klassenkameraden Schachtel um Schachtel, Zinnfigur um Zinnfigur. Immer spezialisierter wurden die einzelnen Sammlungen. Jeder hatte seine besonderen Lieblinge, und an schulfreien Tagen trafen wir uns zu sechsen oder sieben in dieser oder jener elterlichen Wohnung zum Spielen.

Das war eine ernste, sehr komplizierte Angelegenheit; und nachdem wir uns endlich über das Thema geeinigt hatten, wurde mit Hilfe von Ankersteinbaukästen, Silberpapier, Tannenzapfen, mit Strohhalmen, Sand, Pappdeckeln, Fadenrollen und Streichholzschachteln stundenlang das Terrain gebaut. Einer von uns lag längelang an der Erde, den Tuschkasten neben sich, und zeichnete den Hintergrund: eine Nillandschaft mit der großen Pyramide, eine Meeresküste oder die Alpen — mit leuchtenden Farben und kühner Phantasie. Der Kriegerische unter uns konstruierte aus kleinen Holzstücken und einem Gummibändchen das obligate Schießgerät, mit dessen Hilfe später



»Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!«



Wenn auch des Cowboys Mustang galoppiert:

Linsen und Erbsen unter die aufgestellten Figuren geschleudert werden konnten. Und wenn alles fertig war, wurde ein Anführer gewählt, dessen strategische Aufgabe zunächst darin bestand, die Geschichte zu erzählen, die wir mit unsern Zinnfiguren gestalten wollten.

Mir waren solche Spieltage bitter ernst. Und ich erinnere mich, daß ich zu Hause für mich regelrechte Proben abhielt und dabei lebhafte Unterhaltungen mit meinen Figuren führte. Einige, die mir besonders am Herzen lagen, ein Pferd, ein ägyptischer Streitwagen und ein schleichender Indianer genossen den Vorzug, zwischen Watte gebettet in einer vornehmen Schachtel zu ruhen, die mit Goldpapier beklebt war. Und diese Schachtel mit den drei Figuren hat das Schicksal wohlbehütet durch die Jahrzehnte gerettet; aus ihr entwickelte sich die Sammlung, die — niemals abgeschlossen — heute die Schubladen meiner Biedermeierkommode von unten bis oben füllt.

Ursprünglich waren Zinnfiguren, wie aus diesem Einzelfall eigner Jugenderinnerung hervorgeht, ganz einfach ein Kinderspielzeug. Wenn sich nun im Laufe der letzten Jahrzehnte daraus eine ernste Sammlerangelegenheit reifer Männer entwickelt hat, wenn kunsthistorische Abhandlungen darüber geschrieben werden, Bücher und Zeitschriften über das zinnerne Spielzeug erscheinen, Vereine dafür gegründet worden sind, so liegt der Grund dafür darin, daß das Erzeugen und Gießen dieses Spielzeugs die Spitzenleistung eines gesunden, schönen und echten Handwerks ist. Der künstlerisch empfindsame Mensch im nüchternen zwanzigsten Jahrhundert sieht in jenen entzückenden kleinen Figürchen mehr als Biedermeierromantik und den Mikrokosmus unsrer Vorfahrenkindheit.

Der Begriff Zinnfigur ist so bodenständig und deutsch, daß die erneute Popularisierung jener guten Modelle ein Gewinn wäre für die Psyche unsrer Kinder, eine Schulung der Phantasie künftiger Generationen.

Zinnfigur? Wenig klingt bei diesem Wort. Populärer ist der Begriff »Bleisoldat«. Und in der Tat haben sich die militärischen Darstellungen am längsten erhalten. Sehr zu Unrecht; denn durch diese Spezialisierung gehen viele Möglichkeiten verloren. Und mancher pazifistisch eingestellte Vater fürchtet womöglich, seine Kinder würden durch dieses Spielzeug einseitig, um nicht zu sagen militaristisch, beeinflußt. So erschien im Winter vorigen Jahres in einer angesehenen Tageszeitung der Notschrei: »Bleimenschen gesucht!« und stellte sich heraus als die Anfrage eines Jugenderziehers, weshalb die Knaben und Mädchen unsrer Zeit ihre kleinen Kinderbauwerke immer nur mit Soldaten, niemals mit Menschen (d. h. friedlichen Bürgern), Tieren, Bäumen und den Typen aus Stadt und Land bevölkern können.

Die Möglichkeit dazu ist natürlich gegeben. Die Zinngießer Deutschlands besitzen Hunderte von alten Formen, die nur nicht mehr verwendet werden, weil es sich nicht lohnt. Die Zinn*figur* ist veraltet, bloß der Zinn*soldat* wird da und dort noch verlangt.

Dabei ist der ästhetische Reiz solcher dünnen und sehr zierlichen Figuren außerordentlich. Und man versuche einmal, allein oder zusammen mit einem Kinde den Inhalt einer solchen Schachtel aufzustellen. Man wird bald fasziniert sein und sich selber überbieten in immer neuen Einfällen und Zusammenstellungen.

Man kaufe etwas Plastilin und forme einen Berg. Davor stelle man ein paar jener phantastisch schönen Bäume aus Zinn und lasse nun eine Herde von flüchtenden Antilopen in die Steppe jagen. Hinter ihnen zwei Reiter, die ihre Lassos wild fuchtelnd um die Köpfe wirbeln.

Oder man stelle auf einen braunen Bogen Papier in langgezogener Reihe zehn Beduinen auf Kamelen; jeder Junge wird die Monumentalität der Silhouetten fühlen und einen Begriff von der Endlosigkeit der Wüste haben.

Ein Stück Silberpapier, rund geschnitten, auf

eine grüne Unterlage gelegt, gibt einen See mitten im Steppenland. Die Schachtel »Indisches Volksleben« spendet dazu neun Frauen in pastellzarten Gewändern, hellblau, rosa, lichtgrün und weiß. Sie tragen alle ihre hohen Wasserkrüge auf der Schulter, und wenn sie nun hintereinander zum Silbersee schreiten, neben dem eine Palme steht, so werden unsre Kinder bei diesem Anblick plötzlich Märchen und Geschichten erfinden.



Die Büffel werden niemals attrappiert!

Man kann aber auch die »Wandervögel« dahinziehen lassen, bis sie im »Fichtenwald« auf eine »Treibjagd« stoßen. Man kann die »Feuerwehr« zu Hilfe rufen, weil in der »Segelflotte« ein Boot gekentert ist, oder »städtische Reisende« eine »Ziegenherde« in die »Gartenrestauration« treiben lassen, an »Nashörnern« vorbei zur »Gebirgsbahn«. Solch paradoxe Spiele spielen Kinder ganz besonders gern.

Es gibt auch historische Schachteln. Zum Beispiel »Wilhelm Tell« oder einen »Altrömischen Triumphzug«. Die »Griechischen Götter«, »Pharaonen«, »Alte Perser« in goldenen Rüstungen, »Somalineger« und »Indianer«.

Indianer! Da schleicht einer mit Bogen und Pfeil, die Adlerfeder tief im Genick; dort kämpft ein erfahrener Krieger unter der schwarzen Tanne mit dem Messer gegen einen Grizzlybären. Und hier steht er selber, der große Häuptling, in der Pracht seines Federschmucks, stolz und edel wie Winnetou.

Die Vorläufer der Zinnfiguren lassen sich bereits bei den alten Ägyptern nachweisen um 2000 v. Chr. In den Königsgräbern finden sich farbig und sauber bemalte Holzfiguren: Bogenschützen, Speerkämpfer, kleine Götterbildnisse. Natürlich kein Kinderspielzeug, aber die Nachbildung von Typen des damaligen Lebens in zierlich kleinem Format.

Aus dem ersten Jahrtausend vor Christi Geburt stammt eine primitive Reiterfigur, aus einer Blei-Zinn-Mischung gegossen, in einem prähistorischen Grabhügel in Kärnten gefunden.

Auch im griechischen und römischen Altertum finden sich häufig kleine Statuetten aus Blei, Zinn und Bronze. Cäsaren, Krieger und auch schon ein Reiter, der mit einem Löwen kämpft. Diese Reiterfigur ist aus Blei gegossen und mißt etwa dreieinhalb Zentimeter in der Höhe, entspricht also dem Format der Zinnfiguren des 19. Jahrhunderts.

Das Mittelalter schuf christliche Kleinplastiken. Zur Zeit der Kreuzzüge entstanden Heiligenbildnisse, biblische und weltliche Darstellungen aus Metall, die hauptsächlich als Amulette und Erinnerungsstücke von den fahrenden Männern getragen wurden, vereinzelt aber auch den im Troß mitziehenden Kindern als Spielzeug gedient haben mögen. Es sind Palmeselfigürchen, Ritter und Soldaten, auch ein Lazarus ist aus jener Zeit erhalten: Stücke aus Holz, Silber und Blei.

In den Akten des Jahres 1285 wird zum erstenmal ein Zinngießer in Nürnberg erwähnt, der Stadt, die in späteren Jahrhunderten für die Geschichte der Zinnfiguren und des Kinderspielzeugs an erster Stelle steht.

Der Holzschneider Hans Burgkmair zeigt im »Weißkunig« den Kaiser Maximilian als Kind, wie er mit geharnischten Reiterlein ein Turnier spielt.

Kleine Schiffe aus getriebenem Silber mit gegossenen und bemalten Matrosen und Soldaten stammen etwa aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Im Jahre 1632 machte die Stadt Augsburg dem König Gustav Adolf von Schweden einen Kunstschrein zum Geschenk, der mit Puppen aller Art gefüllt war. Darunter befanden sich ein bronzener Reiter mit Helm und Harnisch, Tiernachbildungen aus Silber, ein Kavalier nebst Dame, ein schön ziselierter Ritter Georg, der den Drachen bekämpft.

Im 17. Jahrhundert waren verschiedene Augsburger Goldschmiede berühmt wegen ihrer Kunstfertigkeit, kleine Figuren durch verborgenen Mechanismus beweglich zu machen: Puppen, Vögelchen im vergoldeten Bauer, Tänzerinnen, einen Landmann, der mäht. Sie hatten Uhrfedern im Inneren, wurden mit einem Schlüssel aufgezogen und strampelten, zwitscherten und liefen ein paar Schritte schnurrend hin und her.

Zuvor aber, am 6. März 1560 ist zu Nürnberg eine Ratsentscheidung ergangen, wonach den Geschmeidegießern jede andre Betätigung verboten wird »denn allein Kindswerk und Dockenwerk«. »Ein zinnen Öchslein ist nit über zehen bis zwölf Pfennige wert«, sagt das Dokument.

Mit jener Zeit beginnt wohl die eigentlich handwerksmäßige Spielfiguren-Herstellung aus Zinn und anderm Metall. Sie nahm im Nürnberg des 16. Jahrhunderts ihren Anfang, und es ist höchst seltsam, daß gerade der französische Königshof es war, der die Nürnberger Entwicklung so nachdrücklich und entscheidend förderte. Als des vierzehnten Ludwigs Sohn zur Welt kam, beauftragte der Sonnenkönig seinen Finanzminister J. B. Colbert, »Menschlein aus Blei« zu beschaffen, wie sie schon in seiner eignen Kindheit als königliches Spielzeug beliebt gewesen waren: Bleifiguren in etwa sieben Zentimeter Höhe, vollrund und massiv gearbeitet.

Colbert und sein Bruder fanden in dem Nürnberger Zirkelschmied Hans Hautsch den geeigneten Mann. Erfindungsgeist, ein erstaunliches mechanisches Geschick hatten diesen süddeutschen Handwerker und seinen Sohn weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt gemacht, und jene beiden Männer erzeugten nun zusammen mit einem französischen Festungsbaumeister etliche hundert kleine Soldaten zu Pferd und zu Fuß. Der Goldschmied Johann Jakob Wolrab übernahm die Ziselierung der silbernen Figuren, und Gottfried Hautsch setzte sie endlich auf Postamente mit Räderwerk, wodurch die verschiedenartigsten Bewegungen möglich wurden. Im Jahre 1666 ist das Kunstwerk in Paris abgeliefert worden.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wollten wir in der historischen Darstellung des Zinnfigurenhandwerks so fortfahren. Daher begnügen wir uns mit dieser Vorgeschichte und verweisen für eine eingehendere Unterrichtung auf das ausgezeichnete Werk »Der Zinnsoldat« von Theodor Hampe, in dem mit erstaunlicher Gründlichkeit das ganze historische Material zusammengetragen und vorzüglich dargestellt ist. Auch enthält dieses im Jahre 1924 erschienene Werk ein genaues Verzeichnis der vorhandenen Zinnfigurenliteratur.



»Üb' immer Treu und Redlichkeit!« klingt's jeden Sonntagvormittag aus unsrer Vitrine

Der Ruhm der beiden Hautsch förderte das Interesse an jenen kleinen Figuren. Besonders in Frankreich entstand eine große Nachfrage, und die Stadt Nürnberg zog Nutzen und Gewinn aus der angeknüpften Geschäftsverbindung. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts zerriß der Spanische Erbfolgekrieg die französisch-nürnbergischen Beziehungen. Aber bald darauf belebten die militärischen Erfolge Friedrichs des Großen das Interesse an soldatischem Spielzeug. Schon Friedrichs Vater hatte mit Bleisoldaten gespielt. Bilderbogen aller Art kamen in Umlauf, bemalte Figuren aus Pappe und Papier; sie dienten als Modell für ziemlich große, unbemalte und blanke Zinnfiguren.

Im Jahre 1760 bewarb sich Johann Gottfried Hilpert in Nürnberg um das Meisterrecht. Da-



Im Paradies der Zinnfiguren tut kein Tier dem andern ein Leid



Groß und gewaltig ist die Flotte des Perserkönigs:

mit wird ein Name erwähnt, der, von drei Männern etwa gleichzeitig getragen, das Nürnberger Zinnfigurenhandwerk zu großer künstlerischer Höhe gebracht hat. Johann Gottfried, sein Bruder und sein Sohn schufen die schönsten der uns überlieferten Figuren. Sie signierten ihre Erzeugnisse, und in den Museen Deutschlands werden diese Elche, Affen, Vögel, Hirsche, Renntiere, Zigeuner, Volkstypen, Eisbahn- und Weinlesedarstellungen als Kostbarkeiten gehütet. Es gibt Bäume, Parkanlagen, Einzelfiguren wie einen Türken zu Pferd, Voltaire, den Alten Fritz (nach dem berühmten Stich von Chodowiecki), die wirklich nur als zwar kleine, aber vollendete Kunstwerke angesprochen werden können.

Nun, nach den Erfolgen der Hilperts, entwickelte sich die handelsmäßige Zinnfigurenindustrie. Messen und Märkte wurden mit den Erzeugnissen der Zinngießereien beschickt, und im 19. Jahrhundert entstanden solche Unternehmungen zur Herstellung von Zinnspielwerken in Stuttgart, Fürth, Würzburg, Wien, in Zürich und vielerlei Orten der Schweiz. Auch in Norddeutschland, Hannover, Braunschweig und Berlin tauchten damals Zinngießereien auf. Noch war die Größe der Figuren sehr unterschiedlich. Die einen maßen sieben Zentimeter in der Höhe, andre waren zwölf, fünfzehn, ja dreiundzwanzig Zentimeter hoch.

Erst der Zinngießer E. Heinrichsen, der im Jahre 1839 sein eignes Geschäft in Nürnberg gründete, führte die heutige Größe von etwa drei Zentimeter ein. Sie gilt in Sammlerkreisen als »das Nürnberger Format«.

Ernst Heinrichsen überflügelte durch seine künstlerische Veranlagung, sein kaufmännisches Geschick, sein technisches Können, seinen Fleiß und die Regsamkeit seines Geistes rasch alle andern Unternehmungen in Deutschland und schlug auch fast die ganze ausländische Konkurrenz aus dem Felde.

Auch heute noch steht die Firma Ernst Heinrichsen an der Spitze der Zinnfigurenindustrie, und die Aquarelle, mit denen George G. Kobbe diesen Text geschmückt hat, zeigen ausschließlich Figuren dieser alteingesessenen Nürnberger Zinngießerei.

Wie entsteht nun eigentlich eine Zinnfigur? — Beginnen wir mit dem Entwurf! Meist zeichnete sich, wenigstens in früheren Jahrzehnten, der Zinngießer seine Vorlage selbst; oft wird aber auch eine graphische Vorlage benutzt; Nürnberger und Neuruppiner Bilderbogen waren und sind beliebte Quellenwerke.

Die Zeichnung paust der Stecher auf seine Platte; für die vollrunden Figuren verwendet man hauptsächlich Bronze- oder Kupferplatten,

für die flachen Zinnfiguren dagegen fast ausschließlich Schiefer- oder Kalkstein. Der Graveur gräbt nun die Form mit allen ihren Rundungen und Konturen in den Stein oder das Metall, natürlich nur die eine Seite, während für die andre eine neue Platte zu stechen ist. Denn alle Zinnfiguren haben ja zwei verschiedene Seiten. Wenn ein Reiter seinen Säbel auf der Linken trägt, so ist dieser Säbel in der Ansicht von rechts größtenteils vom Körper des Mannes und des Pferdes verdeckt.

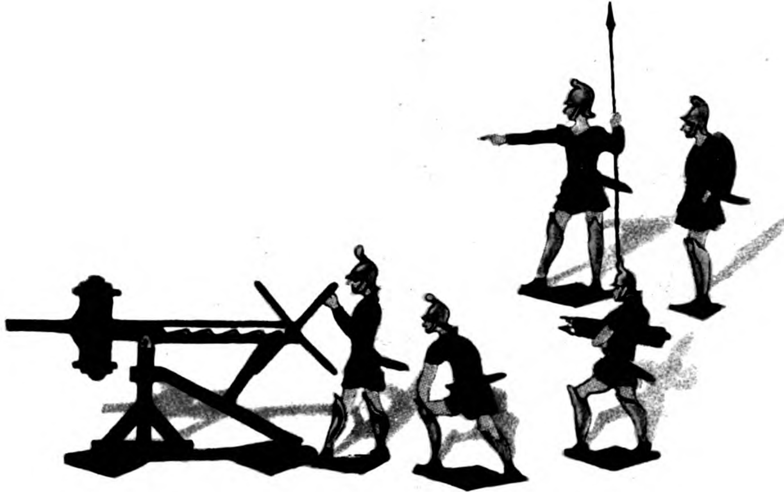
Die so gewonnenen zwei Matrizen werden nun genau aufeinandergepaßt, so daß die beiden gravierten Tiefzeichnungen einen Hohlraum bilden, der der zu gießenden Figur vollkommen entspricht. Ein Zuflußkanal wird angebracht, ebenso Luftritzen, damit beim Guß keine Luftbläschen entstehen.

Das Gußmetall war in früherer Zeit reines Zinn. Es hatte den Vorzug, durchaus elastisch zu sein, so daß die einzelnen Teile der Figur hin und her gebogen werden konnten, ohne dabei abzubrechen. Heute gießt man mit einer Mischung von Blei, Zinn und Antimon, was bedeutend billiger ist.

Ehe gegossen wird, werden die Innenseiten der Matrizen eingefettet, gerußt und häufig auch erhitzt. Dann träufelt man mit einem Löffel das dünnflüssige, sehr heiße Metall in die Gußöffnung, rüttelt die Form und nimmt nach kurzer Zeit die fertige, silberblanke Figur aus den beiden wieder geöffneten Schalen. Einzelne Nähte werden abgeputzt; der Fuß, auf dem die Figur stehen soll, wird geglättet, und nun beginnt die Bemalung. Kinder und Frauen führen diese Arbeit nach vorhandenen Vorlagen aus, und von ihrer Sorgfalt und Geschicklichkeit hängt größtenteils der entscheidende Reiz einer mehr oder weniger gelungenen Figur ab.

Ich besitze beispielsweise einen chinesischen Reiter, kaum dicker als ein Blatt Büttenpapier, dessen Gesicht doch völlig individuell bemalt und in vielen Tönen künstlerisch modelliert ist, obwohl dieses Gesicht in der Größe eine Linse nicht wesentlich übertrifft.

Leider haben einige moderne Zinngießereien mechanische Bemalung eingeführt. Zudem sind manche Figuren aus jüngster Zeit beträchtlich dicker und wirken den guten alten For-



Was sind fünf Griechen gegen diese Übermacht?



»Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!«



Unter schwarzen Tannen lauern mit Feuerrohr und Tomahawk blutgierige Indianer:

men gegenüber plump, sind aber naturgemäß weniger zerbrechlich.

Schlage ich nun die letzte Sortenliste der Firma Ernst Heinrichsen auf, die im Jahre 1914 erschienen ist, so stehen dort auf achtundsiebzig Seiten etwa fünfhundert verschiedene Titel kleiner Zinnfigurenschachteln, von denen jede zehn bis fünfzehn Stück enthält. Etwa vier Fünftel davon ist militärischen Charakters und umfaßt die Zeit von den Phöniziern und alten Ägyptern bis in unsre Tage. Feinste Nuancen sind vorhanden. Es gibt beispielsweise unter österreichischen Uniformen von 1860—66 »Infanterie im Marsch, Sturm, ladend und feuernd«. Fast alle friderizianischen Regimenter, alle Generale und Feldherren sind vorhanden; die Stäbe Napoleons, des Großen Kurfürsten. Montenegrinische Truppen ebenso wie alte japanische Uniformen, Annamiten, Dahomee-Amazonen, Bosniaken, Armbrustschützen vom Jahre 1400, Skythen und Meder aus dem grauen Altertum.

Interessanter noch und von ganz besonderem Reiz sind die nichtmilitärischen Darstellungen: Afrikanische Löwenjagd, Prozession, deutsche Waldtiere, Seiltänzer, Wintersport, Menagerie, Feldarbeiter, Gemsenjagd, Bahnhofsleben und Försterei. Leider werden gerade diese Packungen fast gar nicht mehr angefertigt, weil angeblich keine Nachfrage vorhanden ist.

Auch große Schachteln mit einpfündigem Inhalt weist der Katalog auf, dreißig bis fünfzig Figuren. So die Schlacht bei Sebastopol, ein altrömischer Triumphzug, die Seeschlacht bei Salamis, ein Kreuzzug, die Geschichte der Jungfrau von Orleans. Auch Beigaben existieren, Geschütze in plastischer Ausführung, Zelte, Bäume, Sträucher, Gebäude. Und schließlich führt der Katalog auch einige wenige Packungen an, die, aus ganz leicht mit Blei gemischtem Zinn gegossen, nahezu unzerbrechlich sind.



Buffalo Bill aber kann nichts geschehen, denn er ist unser Herr und Meister!

Soweit es der Umfang dieser Arbeit erlaubt, ist hier der Versuch gemacht, die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Zinnfiguren anzudeuten. Wie schön und vergnüglich die Beschäftigung damit für Kinder und — Erwachsene ist, kann allein der Augenschein vermitteln.

Für viele Künstler ist das Sammeln von Zinnfiguren eine anregende, fruchtbare Tätigkeit. Sie bauen zu ihrer Freude und der Freude der Kinder auf riesenhaftem Tisch ein großes Panorama auf, die Völkerwanderung zum Beispiel, und formen sich Hügel, Schluchten, Häuser und Burgen. Andre haben in großen, flachen Schachteln ihre Figuren wohlgeordnet und sinnvoll gruppiert. Und dann entsteht eines Tags solch ein entzückendes Bilderbuch oder eine Folge buntgetönter Radierungen, wie sie uns Georg Walther Rößner in seinem »Trojanischen Osterhasen« oder in der »Geschichte vom tapferen Mäuserich« geschenkt hat.

Auch mancher Dichter verherrlichte »die Zinnfigur«. Es sei nur an E. Th. A. Hoffmanns Märchen »Nußknacker und Mäusekönig« erinnert, oder an den »Standhaften Zinnsoldaten« von Andersen.

Zum Schluß aber komme Goethe zu Wort, der im zweiten Band von »Dichtung und Wahrheit« ein Märchen zitiert, das er als Knabe zur Freude seiner Frankfurter Gespielen erfunden und im Mannesalter in seine Lebensgeschichte aufgenommen hat.

Die wunderschöne Fee Alerte führt den Knaben in ihren Märchenpalast. Überraschungen und Abenteuer im verzauberten Garten. Darauf ein Zimmer, in dem es aussah wie auf einem Christmarkt. Alerte brachte einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk übereinandergeschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hatte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, son-



Jetzt wird der Spieltisch Afrika:
Holländische Mynheers treiben Handel mit Hadschi Halef

dern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf. Es war alles Reiterei, wie ich nunmehr sah. Die Fee rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen; ich dagegen fand den Achill und eine stattliche griechische Reiterei. Die Heere standen gegeneinander, und man konnte nichts Schöneres sehen: es waren nicht etwa flache, bleierne Reiter, wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich und auf das feinste gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie sie sich im Gleichgewicht hielten; denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.«



Heiße Weihnachten.

Eine Erinnerung aus Deutsch-Südwest

VON MARIE VON NATHUSIUS

Die Sonne brannte heiß auf das Wellblechdach der kleinen Küche in Otjisasu. Ich trat aus der Tür, die ins Freie führte, und sah, wie schon so oft in den letzten Tagen, nach den Wolken, die sich fern am Horizont über dem fahlen Grün der dichten Buschlandschaft zeigten. Würden sie uns endlich den ersehnten Regen bringen? Wenn Herr und Frau von Rhoden vom Regen sprachen, schien es mir, als sei von etwas Zauberischem, vielleicht Heiligem die Rede.

Selbst die stumpfsinnigen Augen meiner schwarzen Hererofee bekamen einen belebten Ausdruck, wenn ich sie fragte: »Hiralia, gibt es heute Regen?«

»Omburra,« wiederholte sie das Wort in ihrer Sprache und sah zum Himmel auf.

Ich hatte noch keinen Regen in diesem Lande erlebt und wünschte nichts sehnlicher, als daß es zum Weihnachtsfeste regnen möchte — denn morgen war ja schon Heiligabend.

Doch vorher gab es noch viel zu tun. Schnell wandte ich mich zur Küche — und richtig hatte ich Hiralia ertappt, wie sie etwas in den Falten ihres Kopftuches verbarg. Unbefangen fuhr sie fort, das Zitronat für den Weihnachtsstollen in feine Streifen zu schneiden, und tat sehr erstaunt, als ich sagte: »Gib her, was du geklaut hast!«

»Ei, Fräulein, keine geklaut.«

»Gib her, sonst hole ich es.«

Erschreckt nahm sie ein großes Stück Zitronat aus dem Kopftuch, das, turbanartig gebunden, wie geschaffen war, allerlei in seinen Tiefen zu verbergen. Gleichmütig legte sie das Zitronat auf den Tisch und schüttelte den Kopf, als ich es mit spitzen Fingern in den Mülleimer warf. Dann arbeiteten wir beide in bestem Einvernehmen weiter.

Zum ersten Feiertag wurden Gäste erwartet. Für gewöhnlich bestand unser Haushalt aus Herrn und Frau von Rhoden, dem Angestellten Herrn Günther, mir und zwei strammen Jungen von drei und zwei Jahren.

Seit fünf Monaten war ich in Otjisasu, um Frau von Rhoden im Haushalt zu unterstützen.

Unsern vereinten Bemühungen gelang es, heute mit den Festvorbereitungen fertig zu werden, so daß wir hoffen durften, abends gemütlich zusammen den Weihnachtsbaum schmücken zu können.

War es auch keine heimatliche Tanne, so sah die Zypresse, mit deutscher Liebe und Erinnerung geschmückt, ihr doch täuschend ähnlich. An die Zweigspitzen, die steif in die Höhe standen, wurden schwere Glaskugeln befestigt, so daß die Äste sich neigten und breiteten, und als der Baum in all seinem leuchtenden Schmuck dastand, strahlten Frau von Rhodens Augen in feuchtem Glanz. Sie gestand ihrem Mann, wie schwer es ihr in den vorhergehenden Jahren geworden sei, einen afrikanischen Weißdorn als einen Weihnachtsbaum anzuerkennen. »Frau, wie hast du mich doch belogen! Jedes Jahr mußte ich mit allem Fleiß nach einem Dornbaum suchen, an dem schon die Kätzchen in Blüte standen, und auch die langen, weißen Dornen sollte ich als Schmuck und Symbol bewundern. Heute gibt es nun noch Tränen wegen der verfluchten Dornen.«

»Aber Heinz, nun hast du doch wieder geflucht, und noch dazu beim Christbaum,« mahnte

die Gescholtene und strich liebkosend über die dunkelgrünen Zweige. »Ein Licht wollen wir anstecken,« bat sie. Der Wunsch wurde erfüllt, und Hand in Hand sahen sie beide in den Schimmer der kleinen Kerze. —

Am 24. lag vom frühen Morgen an der erwartungsvolle Zauber des Heiligabends über Otjisasu. Die Kinder standen vor der Tür der Weihnachtsstube, und jeder, der hineinging, mußte ihnen versichern, es sei wunderschön drinnen.

Vor unsrer Bescherung feierten wir mit den Eingeborenen. Erst zum Teil waren sie vom evangelischen Missionar in Okahandja getauft worden, aber daß Weihnachten ein Fest ist, an dem man etwas geschenkt bekommt, verstand jeder — ob Christ oder Heide. In den letzten Wochen war von der Werft oft die Melodie »Vom Himmel hoch« zu uns herübergeklungen. Beim brennenden Baum sangen wir das Lied nun mit ihnen, sie in ihrer, wir in unsrer Sprache.

Es war günstig für unsre Nasen, daß die Verteilung der Kleidungsstücke und Zuckertüten auf der offenen Veranda vor sich ging. Die Kinder waren zur Feier des Tages — nicht gewaschen, sondern mit Fett eingerieben, so daß ihre Haut glänzte wie eine dunkel geräucherte Speckseite, und die Weiber hatten sich mit ihrem beliebten Wohlgeruch, dem streng riechenden Pulver aus einem roten Holz mit Fett vermischt, gründlicher als sonst einbalsamiert. Laut schmatzend und schwatzend zog die beglückte Schar zur Werft zurück.

Die heruntergebrannten Lichter wurden erneuert, und bald standen wir wieder vor dem Baum, sangen unsre liebsten Lieder, freuten uns über alles, jeder an der Freude der andern. —

Beim Aufwachen am nächsten Morgen spürte ich nichts mehr von der Kühle der Nacht. Heiß brannte der Sand durch die dünnen Sohlen meiner Segeltuchschuhe, als ich zur Küche ging. Hiralia hockte pfeiferauchend vor der Tür, das Feuer brannte im Herd, und schnell war das Frühstück bereit.

Um zwölf erwarteten wir unsern Besuch. Der erste Gast kam auf einem Ochsen angetrabt. Der Reiter, Herr Windisch, bat um Entschuldigung, daß er zu früh komme, weil sein »Blücher« so schnell gelaufen sei. Erst vor zwei Stunden sei er von seiner Farm Okatjurundu fortgeritten.

Günther, den eine tiefe, wenn auch rauhe Freundschaft mit Windisch verband, meinte: »Mensch, ich habe in diesem Affenland schon viel glauben müssen, aber zwanzig Kilometer auf Blücher in zwei Stunden? Eher glaube ich, daß deine Uhr nach dem Mond statt nach der Sonne geht.«

»Schafskopf, geht der nicht richtig? Ich wette drei Flaschen Rum: wenn du jetzt fortreitest, bist du um zwei Uhr in Okatjurundu.«

Eifrig weiterstreitend entfernten sich die beiden, um den Zankapfel zur wohlverdienten Tränke zu führen.

Das Mittagessen war bereit. Ungeduldig stand Hiralia am Küchenfenster, von wo die kahle Kalkfläche zu überschauen war, über die der Weg, aus dem dichten Busch kommend, zum Hause führte. Jetzt gab sie ihrer Befriedigung Ausdruck: »Nambano kommen alle deine Menßen.«

Eine landesübliche zweirädrige Karre, mit einem kleinen Pferd und einem Maultier bespannt, machte den Anfang. Zwei Herren, in festtägliches Weiß gekleidet, grüßten schon von weitem. Herr Wienboom, der Lenker des Gefährts, versuchte vergeblich vor der Veranda vorzufahren. Das Maultier gehorchte weder dem Zügel noch der Peitsche, steuerte auf drei große Kameldornbäume zu und blieb im Schatten halten. Die nächste Karre, von zwei Maultieren gezogen, schlug nun auch denselben Weg ein, und gleichfalls ein Maultier*reiter*. Das gab ein lebhaftes Begrüßen und Mustern der Tiere.

Wienboom und Wiedemann waren gemeinsame Eigentümer einer Farm, die an den Besitz unsers Nachbarn Düssow grenzte. Düssow hatte sich vor einiger Zeit wieder mit seinem pommerschen Landsmann Hinrichs vertragen, mit dem er gern auf dem Kriegsfuße lebte, und hatte ihn heute, um die Freundschaft von neuem zu besiegeln, auf seinem Gefährt mitgenommen. Der älteste Afrikaner der Gesellschaft war Herr Ohland, der als solcher das Recht eines Sonderlings beanspruchte.

Als wir uns der Haustür zuwandten, fuhr dort gerade eine Karre mit zwei schmucken Braunen vor. Diesen letzten Gast hätte ich am allerliebsten gleich begrüßt, doch deswegen gerade bog ich entschlossen zur Küchentür ab.

Hiralia empfing mich mit den Worten: »Fräulein, warum Herr von Recknitz nicht deine Mann?«

»Hiralia, du bist verrückt!« entfuhr es mir ganz entsetzt. Mich schnell fassend fügte ich hinzu: »Ich heirate überhaupt nicht in Afrika.«

Als ich gleich darauf den langen blonden Recknitz begrüßte, freute ich mich, daß es außer der Dezembersonne noch das Herdfeuer zur Erklärung meiner heißen Backen gab.

Unsre zweite Portion Blätterteigpasteten war verzehrt, als Wienboom und Wiedemann noch immer in dem ersten Pastetchen herumstocherten und erklärten, das Gericht sei so heiß, sie könnten unmöglich schon essen. Lachend kam Recknitz unserm Erstaunen zu Hilfe: »Diese beiden Junggesellen leben abwechselnd einen Monat von Dickmilch mit Brot und Zucker und den nächsten Monat von Fettkuckies* mit Pflaumenmus. Diese Gerichte werden eingenommen, wenn es zwischen der Arbeit gerade paßt; so ist natürlich alles kalt, und die Herren sind überhaupt nicht mehr gewohnt, etwas Warmes zu genießen.«

---

* Fettgebackenes, ähnlich unsern Pfannkuchen.



Die beiden Freunde meinten, dies sei eine außerordentlich gesunde und praktische Lebensweise, aber Rhoden schüttelte den Kopf: »Wenn wir doch erst genug Frauen im Lande hätten!«

»Sagen Sie lieber: genug Geld, Herr von Rhoden,« fuhr Wienboom lebhaft dazwischen.

»Ja, das ist die Hauptsache,« stimmte Wiedemann gewohnheitsmäßig zu.

Mit großem Fleiß arbeiteten die beiden Herren, kamen gut vorwärts mit ihrer Farmerei, und Wienboom, der mit einer jungen Windhuker Lehrerin verlobt war, hoffte bald heiraten zu können.

»Wenn es ein gutes Jahr wird, haben wir nächstes Jahr frisches Gemüse, die Pfähle für den Gartenzaun hat Wiedemann schon fertig,« schmunzelte er.

Der Freund nickte: »Ja, wenn der Anbau fertig ist, für den du die Steine brennst, dann kann man von den Wohnstubenfenstern gerade in den Garten sehen.«

»O,« rief Frau von Rhoden, »sind Sie schon so weit mit Ihren Plänen? Ich setze Oleanderstecklinge für Sie ein, und Nelken und Resedasamen wollen wir sammeln. Ein Fleckchen für Blumen wird im Garten doch abfallen, nicht wahr?«

»Ich denke doch,« lachte Wienboom.

»Das versteht sich,« setzte der andre hinzu.

Seit das Wort vom guten Jahr gefallen war, versuchte Günther zu Worte zu kommen. Herr von Rhoden, der ihn belustigt beobachtete, kam ihm zuvor: »Sie haben recht wie immer, Günther, seit dem 31. Oktober prophezeien Sie täglich Regen.«

»Na, warum soll es nicht regnen! Am Waterberg *hat* es schon geregnet.«

»Wenn davon unsre Ochsen fett würden!«

»Herr von Rhoden, Sie müssen selbst sagen, noch sehen unsre Beester* glänzend aus.«

»Beinahe so gut wie meine.« — »Unsre sind auch nicht schlechter.« — »Meine Tiere sind gut imstande,« so schallte es durcheinander und klang aus in dem Wunsch, daß es bald wieder neue Weide für das Vieh geben möge.

Gegen Abend ertönten noch einmal die Weihnachtslieder, und dann sahen wir still in die brennenden Kerzen.

Plötzlich wurde ein ungeheures Paket mit lautem Gepolter zur Tür hereingestoßen: »Julklapp!« rief eine verstellte Stimme.

Nun gab es ein lustiges Auspacken, bis jeder den auf ihn gemünzten Scherz in Händen hielt.

Hinrich und Düssow bewunderten beide ein Körbchen mit Marzipan- und Seifenäpfeln; das dazugehörende Verschen lautete: »Zankäpfel von den nächsten Jahren,/ doch mußt du sie nicht aufbewahren, / verzehr', verbrauche sie im Nu, / drück' nächstes Mal ein Auge zu.«

Gar zu gern hätte Düssow den Beleidigten gespielt, doch scheiterte dies an unsrer guten Laune.

Windisch enthüllte neugierig einen großen Aktenbehälter mit der Inschrift: »Mein Prozeß, mein Prozeß, wenn ich den nicht hätt', / dann wär's in Südwest nicht halb so nett.«

»Ja,« nickte er, Rhoden dankend die Hand schüttelnd, »wenn *die* Mappe mit den Schreiben vom Rechtsverdreher gefüllt ist, will ich versprechen, aufzuhören.« Er führte seit langem schon einen heftigen Prozeß wegen eines Weges, der nicht befahren werden sollte. Auf Rhodens Zureden, den Zwist aus der Welt zu schaffen, hatte er erwidert: »Meinen Prozeß soll ich lassen? Das ist doch der größte Spaß, den ich hier habe.«

Aus Wienbooms Paket kam ein Pantoffel zum Vorschein, den er mit dem zufriedenen Ausruf: »Wir wollen das Beste hoffen!« auf den Tisch stellte.

»Das will ich meinen,« stimmte Wiedemann zu und stellte ein Nähkästchen daneben, das

* Rindvieh.

auf seine Kunst, mit Nadel und Faden umzugehen, anspielen sollte.

Als Wienboom aufgefordert wurde, den Inhalt seines Zettels vorzulesen, steckte er ihn lächelnd in die Tasche und sagte zu Frau von Rhoden: »Das darf ich wohl nächstes Jahr vorlesen?«

Sie nickte ihm vergnügt zu.

Wiedemann las stolz: »Haus und Wege bauen / kann wohl jeder Mann, / doch die wirklich Schlauen / fangen da erst an, / wenn sie mit der Nadel / sind fleißig und geschickt, / drum lobe ich den Mann mir, / der Strumpf und Hose flickt.«

Für Rhoden war ein Strauß zusammengestellt aus Weizenähren, Maiskolben, Luzerne, Baumwolle und Datteln; dessen Bedeutung erklärten die Worte: »Luftschlösser gibt es in diesem Land / so viele wohl als Körnlein Sand. / O mögen die deinen werden / zur Wirklichkeit hier auf Erden.«

Einen als Zepter frisierten Kochlöffel hielt Frau von Rhoden ihrem Mann unter die Nase: »Ein Zepter, geführet von sanfter Hand, / tut wohl dem Mann, das ist bekannt.« — »Merkst du dir das auch?« fragte sie.

»Als wenn ich das nicht schon längst wüßte,« seufzte er.

Aus dem inzwischen klein gewordenen Paket nahm Recknitz eine Rolle Bindfaden und reichte mir als Rest ein winziges Kästchen. Es kam ein Schlüssel zum Vorschein mit dem Reim: »Wozu soll dienen das Schlüsselein? / Ich denke, das wird dir nicht unklar sein.«

»Für's Herz,« meinte jemand.

»Für's Tagebuch,« lachte Rhoden.

Das dem Bindfaden beigefügte Verschen lautete: »Den Faden der Geduld, / der dir noch niemals riß, / bewahr' ihn Tag um Tag, / so ist dein Glück gewiß.« —

Ein schöner Abschluß des Feiertags war der Abend. Wir saßen nach Untergang der Sonne vor der Haustür. Dunkel hoben sich die mächtigen Kronen der Schirmakazien vom mondhellen Himmel ab. In der Ferne lagen dunkelblaue Bergkuppen, und in der niederen Wolkenwand über dem dichten Buschfeld wetterleuchtete es. Eine kühle Bowle löschte den Durst des heißen Tages. Den Weihnachtsliedern folgten Vaterlandsgesänge. Heimatserinnerungen wurden laut. Standen wir auch alle fest und fröhlich in der Arbeit in unsrer deutschen Kolonie, das ferne Vaterland wird je länger, je mehr zum Paradies.

Mitternacht war vorüber, als die Tiere eingespannt wurden. Recknitz und Windisch folgten Rhodens Aufforderung, bis zum nächsten Tage zu bleiben.

»Wird die Geige morgen gestimmt, Recknitz?« fragte Rhoden.

»Wenn ich zum Gesang begleiten darf.« Er sah mich fragend an.

»Ich freue mich darauf.«

Damit trennten wir uns.

Aus tiefem Schlaf wachte ich morgens auf. Was war dies Rauschen und Prasseln, das mir in den Ohren dröhnte? Mich besinnend, holte ich tief Atem und — sog den Geruch feuchter Erde ein. Da war ich mit einem Satz aus dem Bett und sah zum Fenster hinaus.

Es regnete, nein, es goß, Ströme flossen vom Himmel. Auf der Erde rieselten Bäche, bildeten sich Seen, und in einem dieser Seen standen Rhoden, Recknitz, Günther und Windisch. Hören konnte ich es nicht vor dem Getöse, mit dem der Regen auf das Wellblechdach trommelte, aber ich sah: sie lachten.

Vierzehn Jahre liegen jene Erinnerungen zurück. Mein Tagebuch aus Südwest ist mein kostbarer Schatz.

Vor mir auf dem Schreibtisch hängt das Schlüsselchen und der lange Faden der Geduld aus dem Julklappaket. Mein Mann hatte recht, ihn mir zu schenken, ich brauche ihn nötiger als er.

Alles Kämpfen und Arbeiten um unsre Farm hat nichts genutzt. Die Politik der Engländer, die so niederträchtig und verlogen ist, daß unserm Sinn das Verstehen und unsrer Sprache die Worte dafür fehlen, hat, wie so viele andre, auch unsern Betrieb vernichtet. Wir müssen froh sein, daß mein Mann eine Anstellung in Deutschland fand.

Wenn ich durch die Straßen gehe, sehe ich nichts als Mauern, Wände, Pflaster überall, und das Fleckchen, das vom Himmel zu erblicken ist, ist so grau und trübe. Dann wird es mir heiß und weh im Herzen. O du mein Sonnenland, wann werden wir dich wiedersehen?



Aus meinen Gedanken reißt mich mein sechsjähriger Junge: »Mutti, wenn ich Farmer in Okamitta bin, muß ich da immer auf einem Pferd reiten, oder kann ich auch mal auf 'm Ochsen?«

»Das kannst du dann ganz machen, wie du's am liebsten willst, mein Junge.«

»Das ist aber schön!«

Befriedigt nickend dreht er um und spielt mit der älteren Schwester: »Auf Pad in Deutsch-Südwest.«



Hans Schiffner: Tänzerin

Die Lübische Weihnacht

Eine Novelle aus den Hansatagen

Von Joseph Pott

»Eia Weihnacht« sang der Chor der Mädchen. — »Eia Weihnacht« schwebt es durch die Marienkirche Lübecks.

Die heilige Christnacht hatte sie alle herausgeholt aus ihren Wohnungen hierher, das Wunder der Christnacht zu feiern.

Da waren die Fischer aus dem Hafenviertel, ungeleckte Bären, die das Jahr durch kämpfen mit dem Element, hart wie Stein, und über das Kirchentrippeln der Weiber fluchen, um in einer Nacht zu Kindern zu werden. »Ein Kind hat Frieden gebracht.«

Da waren die Netzstricker von St. Bartholomä, die zwölf Monate ihren Fusel trinken und ein fest Glas lübisch Bier, viel lieber als Dominikaner predigen hören — heut hängen sie ganz am Wunderbaren.

Handelsleute standen hinten im Turm: Männer, die von Venedig bis Gotland ihre Zeltwagen fahren, die auf hochbordigen Koggen das Meer durchfurchen von Nowgorod bis Spanien, die in den Länderstädten Brügge und Rotterdam zu Hause sind wie in der Stadt des Papstes und der Hauptstadt der Königin. Was schert sie das Jahr über Mönchsgesang und Predigt. Doch heute kniet die Hanse, den Segen zu empfangen von der holdseligen Schutzherrin, die in dieser Nacht jungfräuliche Mutter geworden ist.

Im Schiffe Kopf an Kopf die Weiber der Netzestricker, Lastträger, Schiffer, Händler und Handwerker. Je nach der Größe des Besitzes und der Menge der ersparten Taler trugen sie den Mantel ein wenig voller oder die Kopfhaube ein wenig steifer. Andacht webte Weihe durch den weiten Dom. Die Weiblein lispelten ihren Rosenkranz. Sie brachten den ganzen Jahreslauf im Dienste des Wunderbaren zu und sind in dieser Nacht doch inniger bewegt, weil in der Christnacht das holdseligste Wunder verehrt wird. »Ein Kindlein ist geboren in kalter Winternacht.« Oh, manche schauerte in sich zusammen, wenn sie an die eisige Kälte und den tiefen Schnee draußen in Lübecks Straßen dachte. »Und bist in solcher Nacht geboren, lieb Jesulein!«

Der Bettelmönch ging zur Kanzel. Ein großer hagerer Mensch, dem der Beruf und die Begeisterung des Poverello aus den Augen flammten. Wie glühte in seinem Herzen das Feuer für den König der Armen! Er predigte mit glühender Inbrunst. Lübeck, das Haupt der Hanse, hat viele Bettelmönche, aber einen, der so predigen könnte, nimmermehr.

Schweigen lag im hohen Dome.

Und dem Jünger des heiligen Franz schlug ein kleiner Stolz in der Brust. Jetzt sollst du hier sprechen für das Kindlein im Stalle vor einer Stadt, die keinesgleichen hat im Heiligen Römischen Reiche. In der Kirche sind Hunderte, die bringen dein Wort, wenn sie es erfaßt, hin nach dem Schneelande Schweden, zu der Meere Königin Venezia, lehren vielleicht eine heidgläubige, schwermütige Slawin die Hände falten zu dem Kind in der Krippe — ich spreche vor dem Römischen Reiche!

»Ein Reis hat die Winternacht hervorgebracht, dagegen alle irdischen Rosen verblassen, und wären es Glutrosen vom Meere der Mitte. Ein Kind ist uns geschenkt. Lübeck, du hast Reichtum und Ansehen. Haupt der völkerbeherrschenden Hanse, dir ward Macht zuteil, daß der Erde Könige ihre Krone aus deiner Hand nehmen müssen, daß des römischen Kaisers heilige und in Ewigkeit unantastbare Majestät sich nach deinem Wunsch und Willen richten muß!«

Die Männer horchten auf.

Lob' uns nur unsre Stadt! Und wenn du willst mehr tun, so mach' uns die Hamburger und die Lüneburger schlecht, die sich so aufblähen — und was steckt dahinter?

Die Männer aus dem Volke sahen nach der Geschlechterbank, wo die Familien Lübecks ihren Sitz haben, die den Reichtum halten und die Macht in Stadt und Hanse.

Ein unerhörtes Flimmern flutete von hier in die Kirche. Die blonden Schönheiten trugen Gewand aus finnischem Leinen, Kaschmir, Brokat und feiner Brüsseler Klöppelei.

Das ist etwas! Hat doch gestern der Lastträger Kimpentorf zu seinem hübschen Jüngferlein gesagt: »Du bist schön, Deern, aber die Geschlechterfräulein, die hängen sich erst die Hübschheit an, die täte sonst kein Junker anblicken.«

Es saßen auf den Geschlechterstühlen die Stadtjunker, die sich nach neuestem Venezianer Schnitt trugen, und von denen sich vorläufig nur sagen läßt, daß sie tüchtig auf Fischfang gingen unter den Stadtschönen. Aber die Junker werden einmal Männer, und Lübeck und die mächtige Hansa regieren. Dann, Jüngferlein, ist eure Zeit vorbei, und die euch heut die Lippen drücken, werden ehrbar neben ihren Geschlechterdamen sitzen, wie die jetzt hochgebietenden Herren.

Die saßen da fest und unerschüttert. Doch alle überragte die herrliche Mannesgestalt des hochvermögenden Burgemeister der Stadt Lübeck.

Herr Johann saß wie ein König und dachte: Ei, Mönchlein, und wem verdankt unsre Stadt ihre Macht, die im Rate der Völker schwerer

wiegt als manche Fürstenkrone? Die Stadt dankt es dir, Johann!

Begeistert tönten des Mönches Worte von der Kanzel: »Lübeck, es gibt ein ander Reich, in dem du noch unumschränkter herrschst. Im Handel. Oh, es ist ein Reich, das die Brust schwellen macht. Was wäre die Welt ohne den Kaufmann! In der einen Ecke würden die Speicher brechen und Ratten und Mäuse zueinander sagen: Wir wollen auch unsre Gevattern laden, daß sie sich hier ersättigen mögen. Wir haben Goldkorn und Gelbweizen die Fülle. Und in einem andern Landstrich grinste die Not aus allen Fenstern, und würden Weiblein auf dem Kirchwege umfallen, wäre vielleicht nicht einmal Mehl da, um des Herrn Leib in des Brotes einfache Hülle zu bannen. Wenn nicht der Kaufmann wäre und das überzählige Brotkorn holte von den Städten des Überflusses und hintrüge in die Länder des Mangels. Und was fließt nicht alles mit dem Handel in die Städte! Wie heißt des Handels Königin? Venezia, die Meervermählte. Aber eine Statthalterin hat sie ernannt zur Verwaltung des Nordens, eine Stellvertreterin, die selbst zur Königin geworden. Wer kennt sie nicht, die stolze, bei Reich und Kaiser hochvermögende einzige Lübeck?«

Gut gesprochen, Franziskaner, dachten die Mannsleute auf der Tribüne und horchten noch gespannter.

Alleweil gut, dachte ein Weiblein aus dem Hafenviertel, nur daß er zu weltlich predigt.

Am stolzesten aber nickte Herr Johann. Ja, das ist gut, du Kuttenbruder, daß du Lübeck der alten Venezia an die Seite gestellt und zur Königin des Nordens erhoben hast. Will sehen, ob nicht bald eine Pfründe frei wird in der Stadt. Du sollst sie haben und in meiner Messe predigen.

Liebe kam in das ekstatische Gesicht des Bettelmönches. Die Liebe, die der von Assisi von neuem gelehrt hatte. Weich klangen seine Worte: »Doch was ist deine Größe gegen den Ruhm des Kindes! Ein Kind ist geboren heut, und Herrschermacht ruht auf seinen Schultern. Nichts ist deine Macht, stolze Stadt, gegen die des Kindes. Denn wem befiehlst du? Wem das Kind? Du einigen hundert mächtigen Städten, Reichsfürsten, Grafen und Stiftern, und die gehorchen dir nur widerwillig; aber das Kind, in der Zeit geboren, beherrscht die Ewigkeit, Myriaden Engel und aber Millionen Menschenherzen. Und regiert schon dreizehn Jahrhunderte und davor eine Ewigkeit, und wird noch viele Jahrtausende regieren. Wenn du, Lübeck, tot bist und der mächtige Hansenbund, dann wird es noch regieren und herrschen.«

Ergriffen lauschte selbst das bärtige Volk der Hafenarbeiter und Lastträger. Nur um Herrn Johanns Lippen zuckte ein leiser Spott. Ei, laß das Kindlein Zeit und Menschenherzen regieren, nur gönn' mir die Herrschaft über den Reichsnorden, über den Eutiner Bischof und den Dänenkönig Attertag, über die Stadt Wisby und das ganze Baltische Meer.

Der Franziskaner sprach immer inniger, die Glut zu bändigen, die in ihm loderte für das Kindlein im Stalle: »Lübeck, du hast Gold so viel, daß man davon einen Turm bauen könnte, so groß wie den, welchen Menschenhochmut in der Ebene von Babel errichtet. Im Bayernland geht die Rede, daß man hierzulande die Schweine und Pferde aus Goldtrögen und Goldkrippen speise!«

Herr Johann sah befriedigt vor sich hin: also selbst im Hochland müssen sie uns unsern Reichtum lassen.

»Lübeck, du hast Häuser gebaut, in denen die Könige des Erdkreises mit Vergnügen nächtigen würden.«

Die Stadtherren schauten voll Stolz in die gefüllte Kirche, und zwei zarte Fräulein erröteten bei dem Passus von dem Nächtigen der Könige. Die Junker räusperten sich und ließen leise ihre purgoldenen Schnallen klappern. Und so manches hübsche Jungferngesicht sah nach der Geschlechterbank und dachte: Hätt' ich deine Spangen, Fräulein, du solltest mich nicht ausstechen.

Von der Kanzel donnerte es: »Wen, Lübeck, ich frage dich, macht dein Gold glücklich? Eine Handvoll Menschen. Aber das Kind vom Stalle macht sie alle reich; dich, Weiblein aus dem Viertel am Hafen, dich, Stadtfrau aus dem Palast an der Trave. Ihr werdet kommen und reicher davongehen, als wenn ihr mit dem ganzen Golde der Hansestädte beladen wäret. Kauft, ihr lieben Lübecker, weil der Markt vor der Tür ist. Hier ist der wahre Handelsplatz der Erde. Hier sollt ihr die Warenschätze einheimsen. Greif zu, halt zu, wer greifen und halten kann! Die Faulen sollen schlechten Tag haben. Hanse, hier kaufe deine Speicher voller Schätze, die der Rost nicht frißt und die Motten nicht aufzehren. Das ist der Weihnachtssegen, und, mächtige Stadt, die du dir sonst nichts aus den Fingern entgehen läßt, komm und kaufe Glück für deine Häuser und deine Mauern.«

Oh, wie im hohen Dome die Gesichter glänzten, die Augen funkelten! Mönch, du verstehst unsre Sprache. Du sollst uns Prediger werden von St. Marien. Des Wetterns der andern mit ihrer Sündenschreierei sind wir müde. Du sollst hierher kommen.

Konsul Kröger blies einen Luftstrom in die kalte Kirche: Schade, Bettelmönch, daß du dem Franziskus auf ewig geschworen. Könntest du die Kutte abreißen, was würdest du für ein Kaufherr werden! Und der junge Hagenström überlegte: Ob man nicht auch einen Geschorenen zum Makler machen könnte? Der

sollte meine Wolle in Brügge verkaufen, und wenn der Markt so befahren wäre, daß nicht ein Mäuslein Platz hätte, sich auszuruhen.

Königlich saß Herr Johann. Seine Augen leuchteten über den Dom hin, und er dachte: Ob die da unten den Sinn dieser Rede verstehen? Die sind doch nur auf Todsünde und Hölle gerichtet. Mönchlein, wenn du sie damit fangen willst, ja, sie gaffen dich an und wissen doch nichts. Aber ich sage dir Dank für das Lob meiner Stadt und unsrer goldenen Fässer. Du sollst die Pfründe haben, der hochgelahrte Benediktiner Vigilantius ist doch zu nichts mehr nutze als Weiber schrecken. Aber du sollst mir in drei Tagen die Festpredigt halten zum hundertjährigen Gedenkfeste meines Hauses. Wenn du nicht geschoren wärest, so wollte ich dich in meine Stube neben mich setzen, und vielleicht solltest du mir eine Lücke ausfüllen.

Bei diesem Gedanken ging durch seine Seele ein herbes Zucken. Herr Johann, wahrhaftig nicht weich von Natur, griff nach seinem Herzen. Ach, das ist bitter! Alles habe ich getan. Lübeck ist mächtig, daß die Städte der Erde ihre Neujahrsgrüße hersenden, beileibe nicht aus Liebe. In der Burgemeisterstube Lübecks wird mehr Politik gemacht als in dem Kabinett der heiligen römischen Majestät. Das ist Johanns Werk. Doch er hat über der Stadt nicht sein Haus vergessen. Gingen zu seines Vaters Zeit tausend Lastträger auf seinen Namen, so hat Herr Johann die Zahl verdreifacht. Des Vaters Leinwand reiste auf gemieteten Schiffen nach Bergen; Herr Johann hat eigne Koggen, die sächsisches Leinen durch das weite Baltische Meer bis hinauf nach Dorpat bringen und Nowgorod. Sie schaffen deutsches Korn und lübisches Gut bis hinunter in das Maurenland Spanien und kehren zurück hoch beladen mit Pfeffer und andern Erzeugnissen der Südzonen. Und wo ist ein Handelskontor, wo nicht Johanns Name in Ehren genannt würde? Wo eine Wechselstube, in der sein Geldpapier nicht mehr wöge als das aller andern Handelsherren von Venezia bis Bergen? Er ist der ersten Hansastadt Burgemeister, er ist der Herr des ersten Handelshauses der Christenheit.

Aber sein Werk trägt den Todeskeim in sich. Herr Johann hat keinen Erben. Sein Einziger ist bei dem Kampfe geblieben, den Lübeck gegen den Störtebeker geführt hat. O, was nützt es, daß der Pirat tot ist, er hat der Hanse edelstes Blut mit in die Tiefe gezogen. Herr Johann hat keine Träne darüber vergossen. Als der Bote ihm meldete, mit dem Ruhm der einzigen Stadt sei der Tod seines Hauses verbunden, hat der Burgemeister einen Augenblick geschwiegen und dann ganz ruhig gesagt: »Was kann mir gelten mehr als lübische Ehr'!« — und ist stehenden Fußes in den Senat gegangen, wo sein Baß erscholl: »Die Stadt hat einen Sieg erfochten, der ohne Beispiel ist. Leert die Humpen auf das Wohl unsrer einzigen Lübeck!« Dann hat er zwei Stunden über den Plan einer neuen Handelsstraße tief ins Russische Reich gesprochen. Nein, Johann ist nicht weich geworden. Aber es trete ein Vater auf, der gleiches erlitten und dem sich nicht ein wenig das Herz gekrampft hätte.

Herr Johann hatte auch eine Tochter. So eisern auch sein Wille ist, so sehr er sich zwang, er konnte nicht weiter den Worten des Bettelmönches folgen. Er konnte auch nicht den Gedanken zurückweisen an eine, die — nun doch einmal seine Tochter war. Die ganzen Jahre seit jenem heiligen Abend hatte er ihn nicht aufkommen lassen, doch heute — Ob ihn die Predigt des Mönchs so zart gestimmt oder das Wunder dieser Nacht? Mit größter Bildhaftigkeit traten vor Herrn Johann die Ereignisse jener Tage.

Ja, sie war schön, seine Telse. Ein Blondkopf wie keiner in ganz Lübeck. Wenn die Äbtissin von Werden die Frauenschule am Domberge besuchte, fragte sie: »Wie heißt die doch?« Und die Nonnen wisperten ehrfürchtig: »Telse, des hochgebietenden Burgemeisters der Stadt Lübeck Tochter.«

Sie war schön, die Telse. Das wußten die Lastträger, die ihr zu allem halfen, ihr Leiter standen, wenn sie des Abends aus ihrem Fenster entwich, um in der Stadt alte Tanten und sitzengebliebene Jungfern zu necken. Sie war schön, die Telse. Das wußten alle Junker der Stadt. Aber sie war stolz und des Burgemeisters Tochter.

In Johanns Kopfe waren die kühnsten Pläne aufgetaucht, wie er seine Tochter verehelichen werde. Reichtum sollte sie an sein Haus fesseln und Fürstenblut. Ist ein Blut edler als habsburgisch Blut in der ganzen Christenheit? Und der Österreicher hat ja auch eine Fürstin des Handels geehelicht. Herr Johann maß sich nicht mit dem beschränkten oberdeutschen Hause. Und schon suchten seine Augen nach einer Krone.

Da brach es herein an einem heiligen Abend just wie diesem. Schnee lag in den Gassen der Stadt, und eiskalter Wind pfiff um die Ecken. Herr Johann hatte sich mit der Burgemeisterin schon angekleidet. »Das Teufelsding, die Telse, läßt heute wieder lang' auf sich warten.« Da klinkt die Tür auf, und herein tritt sein Kind, am Arm den Vaganten. Und springt auf den Vater zu. Umarmt ihn: »Vater, jetzt hab' ich den Gatten. Hier, Vater, der Fabrizius Butzbach.« Herr Johann ist zurückgetreten und hat gesagt: »Närrisches Ding, laß solche Scherze.« Und Telse: »Vater, du solltest mich kennen. Diesen oder keinen.«

Da ist der Burgemeister voll Zorn auf sie ein-

gedrungen — die Burgemeisterin hat wenigstens den Schlag abgewehrt — und hat gedonnert: »Was, du, die einen König ehelichen könnte, du willst einen hergelaufenen Vaganten freien? Was sage ich, einen Vagabunden willst du freien?« Er hat sich nicht mehr gekannt vor Wut und hat in hochheiliger Christnacht geflucht: »Teufelsdirne, warum nicht einen Heringsfischer! Bei dem weiß man, woher er kommt, bei diesem hier aber —« Und er ist auf den Vaganten losgestürmt, daß Telse sich zwischen ihn und den leiblichen Vater geworfen hat: »Nicht ihn, schlage mich! Daß es heißt: der Hochgebietende hat sein eignes Kind geschlagen, weil es den freien wollte, den es liebt. Ich brauche deinen Taler nicht und kein Haus an der Trave. Wir, Fabrizius, wir ziehen hinunter in dein fränkisch Land. Weil ich des Burgemeisters Tochter bin, meint er, ich müsse ein Wappenschild freien und nicht einen Menschen von Blut und Leben. Vater, auch in meinen Adern fließt euer Eisenblut. Ich will lieber dem geliebten Mann ins Elend folgen, als mit dem ungeliebten Konsul im Hochamt glänzen. Komm, Fabrizi, ein Pater, der uns zusammengäbe, wird sich schon irgendwo finden.«

Der Butzbach wollte auch sprechen: »Herr Burgemeister —«

»Ihr schweigt! Wer hat Euch in diesem Hause Gastrecht gegeben?« herrschte der Burgemeister ihn an. Und zu seiner Tochter sagte er: »Telse, du weißt, was du mir hier zerbrichst. Für wen sollen unsre Wagen rasseln von Rom bis Bergen, für wen unsre Koggen das Meer durchschneiden von Schottland bis zur Küste der Waräger? Ich wollte ein Haus begründen, das herrschen sollte. Und in der ganzen Welt sollte das Bürgergefühl gehoben werden, wenn es hieße, da in Lübeck haben sie's fertiggebracht, ein Haus zu bauen aus Bürgerblut und Handelsstolz, das selbst vor der Kaiserkrone sich nicht beugt. Und du willst einen Vaganten freien. Freie ihn! Einen Menschen, den der lübische Stolz verlassen hat, zwinge ich auch nicht. Freie ihn!«

Frau Tine umfaßte ihren Mann: »Johann, sei —« Der Burgemeister schüttelte sie ab: »Du bist still, was soll das Lamentieren! Wäre 'ne schöne Geschichte, die Hansa regieren und im eignen Hause nicht allein das Wort haben. Ich halte dich in Ehren, aber das geht dich nichts an, Burgemeisterin!«

Telse faßte den Geliebten: »Komm, Fabrizi!« Sie küßte die Mutter, riß sich los und sprach: »Leb' wohl, Mutter. Ich liebe ihn, ich muß gehen. Auf Wiedersehen, wenn nicht in diesem, so im andern Leben. Auf Wiedersehen, Vater.«

Eiskalt und scharf wie Schwerter kamen von des Burgemeisters Lippen die Worte: »Ich habe keine Tochter mehr.«

In Telses und des Vaganten Augen glänzten Tränen. Aber die Tochter des Burgemeisters von Lübeck riß sich zusammen: »Auf Wiedersehen, hochgestrenger Herr von Lübeck. Fröhliche Weihnachten!« Und verließ mit dem Vaganten das Gemach.

Herr Johann ging mit Frau Tine, die neben ihm bei jedem Schritt zitterte, zur Christnachtfeier. Und der Dominikaner mußte noch im letzten Augenblick seiner Weihnachtspredigt den Text zugrunde legen: Was kann mir gelten mehr als lübische Ehr'?

Am andern Tage ließ der hochgebietende Herr der Hanse verkünden, daß er keine Tochter mehr habe ...

Das alles stand vor seinem Auge, während der Franziskaner predigte. Und diese Bilder beschworen in seiner Seele einen furchtbaren Kampf herauf, der selbst den eisenharten Johann von Lübeck schwer atmen ließ.

Von der Kanzel ertönte das Psalmwort: »Gerechtigkeit und Friede küssen sich in dieser Nacht.«

»Gerechtigkeit« klang es in Johanns Seele. Gerecht ist der Herr der Hanse gewesen. Stehe einer auf und sage: Herr Johann hat jemals das Recht gebogen! Gerecht! Er ist es auch gegen das einzige Kind gewesen, das ihm noch geblieben ist. Oder ist es nicht recht gewesen, daß er die Tochter nicht dem Vaganten geben wollte? Hat der Vater, der die Tochter zum Leben ruft, nicht das Recht, sie auch zu verehelichen? Und gar wenn sie die einzige ist! Hafenkinder und Lastträgermädel mögen freien, wohin sie der Kitzel zieht. Die haben nichts zu gewinnen, nichts zu verlieren. Ein Fräulein hat nicht das Recht. Für deren Augen hat das Leben Abstand. Der Junker mag in der Jugend nach der Marktdirne schauen, das vertritt sich. Für das Fräulein ist es anders. Uns hat das Leben nur den Sinn der Macht, und wer die nicht erringt, der verfehlt's. Und dazu gibt uns der Himmel Töchter, daß sie Figuren seien im Schachzabel um die Macht. Die edelsten, die Damen zwar, welche alles vermögen, aber doch nur Figuren sind. Und die Figur steht da, wohin sie der Schachherr zieht und nirgend anders. Himmel und Jungfrau! Lag es Herrn Johann in den Zähnen. Die Königin, mit der er den Hauptschachzug seines Lebens machen wollte, die verläßt des Vaters Werk und ehelicht das unedle Blut eines Landfahrenden!

Ist es Recht? Oh, es ist auch heute noch ewiges Recht, trotz deiner feinen Predigt, schlaues Mönchlein. Sieh, du willst Großes — ich will Großes, jeder fast Unmögliches. Sieh, ich wollte ein Handelsreich aufbauen, das die ganze Welt umschließt, in dem die Palme des Südens mit dem Nordeis versöhnt ist, ein weites Reich, gegen das das Heilige Römische Deutscher Nation nur ein Kinderspiel sei, ein Reich, in

dem immer ein klarer Verstand und eine feste Hand soll herrschen. Ein Reich, das nicht gegründet ist auf den Söldnern räubernder Fürsten, sondern das steht auf der weltumspannenden und völkerbereichernden Kraft des Handels, des Welthandels. Mönchlein, das ist mein Ziel, meines, Johanns von Lübeck. Dein Werk, Mönchlein, ist nicht geringer. Auch du willst die Welt umspannen und ein Reich aufrichten, in dem du über Geister und Herzen gebietest. Ich muß es dir zugeben, Franziskaner, du bist mir voraus. Schon die Hälfte aller Länder hast du verschlungen. Und wäre nicht der Prophet gekommen und hätte dir wieder einen schönen Teil genommen, du könntest schon die Hände in den Schoß legen. Nun, Mönch, die Hand aufs Herz, wie kann man Reiche schmieden, das Höchste, das Unmögliche erstreben, erreichen? Indem man Menschen schont? Gott hat sein Ziel so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn opferte. Und du, Mönchlein, hast es nicht anders gemacht. Ich sehe tausend Jünglinge vor mir stehen mit dem schlagenden Männerherzen und dem Lächeln der Jugend auf ihren roten Wangen. Sag', hast du sie geschont? Nein, du hast sie geopfert, hast ihnen den Weinbecher und die Schale der Lust von den Lippen gerissen. Wer dem Geiste dienen will, der schlage die Lust ans Kreuz und glaube nur noch an seine Aufgabe. Wer das Unmögliche will, muß die Menschen opfern. So habe ich's mit meinem einzigen Kind getan.

Furchtbar litt Herr Johann.

Um ihn saßen staunend die Geschlechterherren, daß er während der Predigt gar nicht lächle. Sie hätten den Kampf in seiner Seele nicht verstanden, und wenn sie zwanzig goldene Ketten trügen. Den Kampf: hie Burgemeister von Lübeck — hie Vaterherz.

Und unten im Schiff dachte ein altes Mütterlein: So könnte sich auch der Gegenchrist halten. Steht da wie ein Pfau und windet sich, daß der Herr Pater so lange predigt! Wenn ihm nur der Hochwürdige mal seine Sünden vorhielte! Die gegen den Herrgott, daß er einmal in jungen Jahren einem Priester den Fronleichnam aus der Hand gerissen und ihn einem unlosgesprochenen Sünder gereicht, der nach dem Brote des Lebens gelechzt hatte. Wie er einmal den Papst einen Fuchser genannt, dessen heiliger Beruf nur darin bestehe, den christlichen Ländern den letzten Blutsheller auszusaugen als Pfennig für den heiligen Petrus. Wie er gesagt, lieber als eine Nonne sei ihm eine Mutter mit oder ohne Ring, weil er kräftige Leute brauche zur Bemannung seiner Koggen. Oder wie er einmal wider den Heiligen Römischen Kaiser geredet, eine Million Gulden seien ihm lieber als die ganze hochchristliche Majestät. Oder die Sünden gegen das Volk, daß er die Hafenarbeiter zum Verhungern schlecht bezahlt, daß er zwei öffentliche Dirnen vom Pranger gerissen und die Welt um den Genuß der Rache gebracht hatte, daß er die Kindsmörderin vom Feuertode zur Lebensarbeit im Antoniusspital begnadigt, die doch zehnmal den blutigsten Tod verdient hatte. Oder die Verbrechen gegen das eigne Blut. Wie er den einzigen Sohn aus eitel Ruhmsucht in den Tod gejagt, wo doch sonst kein Burgemeistersohn für die Stadt zu sterben brauchte. Das tun Söldner, die dafür gut bezahlt werden. Wie er die einzige Tochter — es war ein so herzig blondes Ding, das sie alle in der Stadt liebten, auch das Mütterchen, bei dem sie jeden Morgen einen Kohlkopf kaufte, um ihn nachher in die Trave zu werfen oder einer Notleidenden zu geben — hinausgejagt hat in die Winternacht, weil sie einen Magister liebte und keinen Junker mochte, die doch ihre Frauen nur haben für Fest und Kindtaufe und ansonst ... Sicher ist sie inzwischen irgendwo draußen gestorben. Denn sie war gewohnt, in einem Travehause zu wohnen und nicht in einer Hütte das Leben zu fristen. Ja, plustere dich nur, Burgemeister von Lübeck! Vom Kinder- und Gattenmord darf dich auch kein Dominikaner lossprechen. Denn auch Frau Tine, die ein Vierteljahr nach jener Weihnacht gestorben ist, hast du auf dem Gewissen. Das Weiblein betete: »Herrgott, ich danke dir, daß du mich klein gemacht hast und unbekannt, und mein Herz frei erhalten von aller Anfechtung und Sünde.«

Da sah es, wie ringsumher noch alles Volk der Predigt des Franziskaners lauschte. Es schlug sich auf den Mund, weil es der Predigt nicht mit tieferer Andacht gefolgt war, und sprach bei sich: Das ist des Hochgebietenden neueste Sünde, eine fromme Frau von der vorgeschriebenen Anhörung der Predigt abzuhalten.

In dem weiten Dome war jedes Wort des Mönches zu verstehen, so gespannt horchten Männer und Frauen. Er hatte sie gerührt in innerster Seele, als ob der Heilige von Assisi unter sie getreten sei und sie begeistert habe für das Kindlein der Armut. Und sie waren in dieser Stunde bereit, etwas zu opfern. Hätte der Mönch für die große Kirche des Papstes gesammelt, seine Opferstöcke wären den Abend voll geworden. Oder hätte er gebettelt für einen neuen Ordenskonvent, er hätte den Grund mit heimgetragen für ein Kloster. Sie waren bereit, für die Weihnachtstage keinen lübischen Taler mehr in die Hafenschenke zu tragen, sondern der Krippenbüchse zu bringen. Aber heute kämpfte er nur um Seelen. Um die Seelen der Tausende, die sich da unten im Chor drängten: »Legt ab die Sucht nach dem Fraß und der Sauferei und dem ungerechten Gut!« Er stritt um die Geschlechterherren und -frauen da oben. »Und

den Luxus! Entsaget der Pracht des Teufels im Angesicht dieses Kindes der Armut!«

Herrn Johann hielt es nicht mehr auf der Bank. Sein Inneres wogte wie eine entfesselte Hölle. Er stand auf, eine Königsgestalt, und stützte die Rechte auf das Gitter, das die Herrenempore abgrenzte.

Der Franziskaner sah dies und dachte: Ei, du Fratz; dir wird es zu lang, hochgebietender Burgemeister. Will dich lehren! Und beschloß, seiner Predigt noch einen Text anzusetzen. Und doch sah er in des Burgemeisters Auge ein andres Licht als das leblose Feuer der Langenweile. Ein Gesicht, so entschlossen und verschlossen: er glaubte einen Schmerz darin zu lesen. Der Franziskaner verstand sich auf Menschenherzen. In diesen Zügen lag eine andre Sorge als die, ob die Heringe dies Jahr ausbleiben werden oder die Kornpreise wieder so stark fallen.

Der Mönch, dessen Seele Sinn hatte für Größe und Männerschmerz, dankte Gott, daß er nicht an der Stelle des Herrn Johann von Lübeck stand. Und er legte noch innigere Liebe in seine Worte: »In diesem Kinde küssen sich Gerechtigkeit und Friede. Und groß ist die Gerechtigkeit, unmenschlich groß.«

Johann atmete so tief, daß seine Genossen auf der Bank nach ihm sahen.

»Darum hat das Kind aus dem Stalle von Bethlehem der Menschheit noch ein andres geschenkt: den Frieden. Horcht auf, ihr Herren der Hanse, horcht auf, ihr Leute aus den Häfen! Den Frieden bringt dieses Kind. Alle Zwietracht bannt es aus den Familien und sammelt die ehedem feindlichen Brüder um seine glänzende Krippe. Es versöhnt die Höhe mit der Tiefe. Ihr Mächtigen, hier höret an der Krippe, es gibt kein Recht, das euch erlaubt, mit dem Ebenbilde des Herrn Schindluder zu treiben. Ihr seid gesetzt zur Herrschaft, um das Reich der Gnade zu verbreiten. Und ihr sollt das Evangelium des Friedens in eure Familien und in eure Völker tragen, die Botschaft der Menschlichkeit.«

In der Kirche schlugen tausend frohe Herzen. Im Zauber dieser Rede vergaßen Schiffer die harte Fron auf der Kogge, vergaßen Lastträger die Plackereien ihrer Herren.

Nur einer in der Kirche litt, litt unmenschlich. Die Botschaft der Liebe, der Menschlichkeit schlug mit Allgewalt an seine Seele. In seinem Ohr tönte es: Kein Recht erlaubt Euch, das Ebenbild Gottes zum Werkzeug zu erniedrigen.

Johann sah ein Weltgebäude stürzen, das er mit ehernem Willen erbaut hatte und mit dem er die Welt in seine Hände zwingen wollte. Das Haus und die Hanse. Sah sein Weltgebäude wanken des ungehemmten Herrscherwillens. Keine Erdengewalt hätte ihm diese Burg erstürmt. Aber Herr Johann war Vater, und er griff nach seinem Herzen. Er sah den Frieden eintreten in seine Hütte, sah fröhliche Kinder um die Weihnachtskrippe. Größer als das Recht ist der Friede. Ein weicher Zug ging durch des Burgemeisters Seele. Vielleicht wäre es gut —

Der Mönch kam zum Ende: »Hier steht das Kindlein vor dir, und es gibt dir seinen Reichtum, seinen Frieden. Und hörst du es nicht, es wird dir nachgehen durch die Gassen Lübecks in dein Haus an der Trave oder in dein Hüttchen in der Burggasse. Und wird dir sagen: Warum willst du kein Mensch werden? Und wird dich umhüllen mit einem Zauber und einem Menschenglück, das dir sonst niemand geben kann. Lübeck, wenn es kommt, so verhärte dein Herz nicht vor dem Segen der geweihten Winternacht.«

Johann stand wie eine Säule aus Erz, während ein ganzer Dom der Handlung des Mönches am Altar mit Inbrunst folgte. Und doch hatte keiner mit dem Evangelium der Liebe so gerungen. Beim Schluß schlug Herr Johann auf das Tribünengitter und murmelte: »Und doch geht das Recht des Herrschers über den Hausfrieden. Und damit basta!«

Der Mariendom strömte nach der Christnachtfeier Menschlein in so großer Zahl auf die Wintergassen der Hansestadt, wie sie selten noch in der Weihnacht versammelt gewesen waren. Die Bürger stellten sich zu beiden Seiten der Straße auf und bildeten ein dichtes Spalier, dem Hochgebietenden und einem hohen Senate fröhliche Weihnacht zu wünschen. Zuvörderst an St. Marien standen die Stadtarmen und die Bettler, denen einmal im Jahre der Vortritt gelassen wird. Herr Johann nickte den Stadtherren zu: »Fröhliche Hansenweihnacht! Konsul Kröger mag den Bettlern das Stadtalmosen austeilen. Bis morgen abend im Warägerhaus!«

Die Senatoren sahen erstaunt auf ihn, und der dicke Hagenstock höhnte: »Johann, dich scheint das Fieber zu schütteln. Ein Frankfurter Grog, Johann, und du bist seefest.«

Der Burgemeister erwiderte nichts und ging mit festen Schritten durch das Volk. Als er an den Lastträgern seines Hauses vorüberkam, ertönte der Ruf: »Frohe Hansenweihnacht! Lang lebe der Burgemeister!«

Er ging weiter. Die sollen nach dem Feste ein freies Essen und einen guten Trunk haben, beschloß er im Inneren. —

Der Burgemeister war gleich in sein Handelskontor gegangen, er wollte diese Nacht noch arbeiten. Gerade diese Nacht.

Jungfer Marie kam ihm nachgeschlichen:

»Darf ich dem Herrn Burgemeister den Weihnachtskringel bringen?«

Johann wehrte ab: »Laß nur, Marie! Ich will nicht. Andersen Witt soll morgen früh um sieben Uhr hier sein und die Aufrechnung über das Nowgoroder Kontor bringen. Und der Roggenhauptmann Willem Storm. Ihr könnt gehen, Marie, Euern Christtaler sollt Ihr morgen haben.«

Die Jungfer wischte sich die Augen. »Ach, das ist's nicht, Herr Burgemeister. Aber es ist doch Weihnacht. Wie Frau Tine noch lebte —«

»Ja, Jungfer, das war eine Frau!«

»Und wie die Telse noch da war —«

Johann fuhr dazwischen: »Beim Bartholomäus, Ihr seid vergeßlich, Jungfer. Schert Euch in Eure Kammer. Ich heiße Johann Barbowiek, und damit basta!«

Jungfer Marie sprang in ihre Kammer, heulte ihre Zeit und dachte: So ist jede Weihnacht, seit er sie alle aus dem Haus getrieben. Er ist ein harter, aber doch ein guter Herr. Wenn er nur die Telse hier gelassen hätte, dann möchte es gehen. Nja, ein lübischer Burgemeister muß wissen, was er tut. Darauf legte sie sich aufs Ohr und schlief bald einen tiefen Schlaf. —

Johann hatte schon zwei Stunden gearbeitet. Noch war keine Spur von Ermüdung in seinen Zügen zu lesen.

Da trat sein Hofverwalter herein. »Burgemeister, draußen ist eine Fremde, die die Stadtgabe nicht genommen hat. Sie will den Hochgebietenden selber sprechen. Sie kennt Euch, sagt sie.«

Johann sah seinen Hofverwalter an. Ach, der ist erst kurze Zeit bei mir, der alte hat mir viel solcher Abfertigungsarbeit erspart. »Ich habe keine Zeit für landfremde Bettler.«

»Die draußen wartet schon zwei Stunden und hat gesagt, wird sie nicht eingelassen, will sie den Hochgebietenden zwingen, sie zu hören. Will sie so hereinkommen.«

Johann lachte. »Das ist eine neue Mär. Das Weib müßte noch geboren werden, das den ersten Burgemeister der Hanse zwänge. Doch laßt sie herein!« Er bückte sich wieder über das Buch und las:

19 Ballen sächsisch Leinen. Ankommend Christmond — 400 Taler lübisch.

Eine Pfefferkogge. Spanisch bemannt. Ankommend Christmond Mitte — 500 Gulden florin.

Da trat die Frau mit ihrem Jungen ein und blieb verhüllt an der Tür stehen. Johann hatte ihren Tritt gehört. Aber er drehte sich nicht um.

»Burgemeister von Lübeck ...«

Der so Angeredete hatte, in sein Buch vertieft, ihre Worte nicht gehört, es hätte ihn sonst ins Herz stechen müssen.

»Burgemeister ...«

Johann sah sich um. Da stand die — stand sie, die Telse. Der Burgemeister wollte auf sie zu und ihr die Tür weisen.

Aber die Tochter lag gleich zu seinen Füßen. »Vater!«

Johann erbebte. Und vor seiner Seele stand ein furchtbares Wort, auf das er das Sakrament zu nehmen sich geschworen hatte: Ich habe keine Tochter mehr.

»Vater, die Tochter sucht sich einen Platz in der Stadt —« Tränen flimmerten durch ihre Stimme.

Tonlos antwortete Herr Johann: »Ich habe keine Tochter mehr, die Telse Barbowiek, die den Vaganten freite, hat ihr Heimrecht auf lübischer Erde verwirkt.«

»Dann gebt mir einen Platz hinter der Mauer. Ich gehe nicht wieder. Ich heiße Telse Barbowiek.«

Der Burgemeister sah sie an mit einem gewissen Wohlgefallen. »Lübeck hat handfeste Stadtknechte.«

»Vater, ich bin nicht zurückgekommen, um dein Almosen zu erflehen. Ich verlange mein Hansenrecht, in dieser Stadt zu wohnen.«

Johann atmete schwer und preßte es stolz heraus: »Für die, die freiwillig den Vagabunden freite, gibt es nicht mehr lübisch Recht.«

»Warum müßt Ihr auch den Toten noch schmähen, Vater?«

Johann sah durch die matten Rundscheiben in die Winternacht.

»Es ist ein harter Weg gewesen,« fuhr seine Tochter mit verhaltener Stimme fort, »nur zu gehen, weil es der Weg der Liebe war. Im Eutinschen hat uns ein Mönch kopuliert. Da brach die Freude an, da brach das Leid an. Von Herrenhof zu Herrenhof, von Stadt zu Stadt. Kein Rat wollte den blassen Magister verpflichten. Not habe ich getragen, die Qual des Hungers und des Verachtetseins. Getragen mit dem Stolze der Tochter Lübecks. Bis er eine Schreibschule eröffnen durfte im Würzburgischen. Gott, wie hat er sich gefreut, und doch war's schon zu spät. Schon saß die Lungenseuche zu fest in seiner Brust. Wie haben seine glanzlosen Augen durch die Fenster der Pfennigschule sehnsüchtig ausgeblickt nach der Lebenssonne! Ob sie ihn noch so lange hier hielte, bis der Junge da wäre. Den Jungen, auf den er mit solcher Inbrunst wartete, hat er nicht mehr gesehen. Unter dem Würzburger Kirchkreuz, da liegt er begraben.«

Johann Barbowiek, der Mann von Eisen, wollte sich nicht biegen lassen, darum zwang er auch jetzt mit Gewalt das Hanseschild vor seine Seele: »Was kann mir gelten mehr als lübische Ehr'!«

»Ich habe, des Magisters Wittib, die ihren Sohn auf den Händen wiegte, da der Vater schon unter dem Rasen schlief, ich habe den Kopf

hochgehalten und habe nun genügend Taler, hier meinem Kinde zu leben. Vater, seid wenigstens der Burgemeister, der einer Heimkehrenden Wohnrecht duldet in der Stadt.«

Johanns Brust tobte: Nein! soll ich mein Leben mir zur Flerre werden lassen? ...

Aber da stand ein Kind. Da kam ein Kind auf ihn zugetrippelt. Und in des Kindes Augen lag ein Vertrauen. Johann wollte sich abwenden. Da fühlte er kleine Finger seine schwere Hand streichen. »Du bist der Großvater. Schön und groß siehst du aus, wie die Mutter sagt. Aber, Großvater, bist du auch gut?« Ein Glaube leuchtete aus den Kinderaugen.

Das war wie die Frage aus der Heilandspredigt. Der stolze Burgemeister von Lübeck fühlte eine Schwäche.

Und es klang weiter in seine Ohren: »Großvater, du hast Schiffe. Wie freue ich mich, daß hier das Meer ist und keine Berge, die immer so die Luft versperren!«

Der Burgemeister von Lübeck lauschte dem Plaudern des Kindes, das er doch, wie sein Fluch sich vermessen hatte, nie hören durfte: »Großvater, du heißt Johann, geradeso wie ich Johann heiße.«

Da schmolz das Eis, das um das Herz des Mannes sich getürmt hatte. »Kleiner Johann, du wirst größer, sollst viele Schiffe haben, wirst lübischer Burgemeister und Hansenherr.«

In Lübeck brach Weihnacht an.

Wunder von Bethlehem, daß ein Kind die Welt erlösen mußte und Frieden bringen und Seligkeit!

Wanderers Heimkehr

Und wenn es wieder Frühling wird,
So will ich wieder wandern.
Weiß nicht, wofür ich sonst bestellt.
Was soll ich anders auf der Welt
Als wandern?

Mich zieht es nicht zu Heim und Herd.
Ich will mein Leben wandern.
Mich ruft das Lerchentirilei,
Mich lockt das erste Grün im Mai,
Zu wandern.

Ich bin wie Wolke, Fluß und Wind
Vorherbestimmt zu wandern.
Von Mensch zu Mensch. Von Ort zu Ort.
Von Leid zu Lust, so fort und fort
Nur wandern.

Herbert Schildknecht

Abendlied

Wir haben alle unser Leid
Und alle unsre Einsamkeit,
Auch ich — und du,
Und doch gibt es kein Leid, kein Land,
Es deckte nicht mit milder Hand
Der Abend zu.

Und Baum und Welle ließ Orkan
Geknechtet fliehn, geknechtet nahn,
Wie's ihm gefiel —
Grell schrie er müde Vögel an —
Die Menschen standen ganz im Bann
Von Wut und Spiel.

Mit Sturm und Regen kam der Tag,
Und über Wald und Wasser lag
Sein böser Blick —
Aus trüben Weiten, grau und schwer,
Floh Wolkenheer um Wolkenheer
Ins All zurück.

Nun Himmel, Wald und Wasser ruht,
Und in der Abendsonnenglut
Der Tag verweht,
Lauscht er im Sterben noch dem Lied,
Das über Mensch und Meere zieht
Als Nachtgebet:

Wir haben alle unser Leid
Und alle unsre Einsamkeit,
Auch ich — und du,
Und doch gibt es kein Leid, kein Land,
Es deckte nicht mit milder Hand
Der Abend zu.

Gina Röhricht



Louvrestück

Die malerischen Wandteppiche von Hertha Ottolenghi-Wedekind

Begleitworte von Luise Marelle

Unter den neuzeitlichen wirklich künstlerischen Arbeiten auf kunstgewerblichem Gebiete erregen die malerischen Teppiche, Wandbekleidungen, Fußteppiche, Vorhänge, Decken, Möbelbezüge und Stickereien einer deutschen, mit einem Italiener verheirateten Künstlerin berechtigtes Aufsehen. Früher als in Deutschland wurde man im Auslande darauf aufmerksam, daß hier neue künstlerische und technische Ideen ans Licht traten. Auf den großen kunstgewerblichen Ausstellungen zu Monza 1923 wurde die Kollektiv-Ausstellung von Hertha Ottolenghi-Wedekind mit der silbernen Medaille, 1925 in Paris mit dem diplôme d'honneur und der goldenen Medaille ausgezeichnet.

Worin bestehen nun die schöpferischen Qualitäten, die besonderen Merkmale dieser Teppiche und Stickereien, die sie herausheben aus der Menge der Arbeiten verwandter Art?

Hertha Ottolenghi-Wedekind folgte als junges Mädchen zuerst ihrer starken plastischen Begabung und wurde Bildhauerin; als solche schuf sie ausdrucksvolle Gestalten von starkem Formgefühl. Durch das Studium der italienischen dekorativen Kunst und Ornamentik erstarkte das Interesse für dies Gebiet künstlerischen Schaffens, das ihr gewissermaßen im Blute liegt. Ihr Elternhaus in Berlin birgt neben Fresken von Arnold Böcklin noch mancherlei Schätze an Raumkunst; ihre Mutter Sophie von Wedekind besitzt eine bedeutende Spitzensammlung.

Sehr richtig legt die Künstlerin bei den Erzeugnissen der dekorativen Kunst den Hauptwert auf die Wirkung im Raume, indem sie die Phantasie nicht lähmt durch aufdringliche Mustermotive in ewiger Wiederholung, sondern ihr Spielraum läßt und sie anregt durch unerschöpflich eigenartige »fließende«



Kissen



Feuerlilie

Musterung, fordert sie ihn gewissermaßen zur Mitarbeit auf. Hören wir, was die Künstlerin, die nicht nur für die Entwürfe schöpferisch zeichnet, sondern auch für die Vergrößerung, Übertragung und Ausführung neue Methoden fand, über Zweck, Ziel und Sinn der »neuen Wege für die dekorative Kunst« sagt, auf denen sie so erfolgreich voranschreitet: »Mittels meiner einfachen Toneinteilung und ganz neuen Übertragung, die eine starke Vergrößerung erlaubt, ohne die Zeichnung zu schwächen, glaube ich eine ganz neue dekorative Kunst geschaffen zu haben, nämlich das Gegenstück zu dem, was man in der Malerei Impressionismus nennt. Der Impressionismus wirkt aus der Nähe immer unruhig, dagegen aus der Entfernung wird er stark und lebendig, und auch der Laie erkennt auf einmal die Komposition und die lebendige Sprache. Darum ist der Wandteppich das geeignete Ausdrucksmittel für meine Kunst ...

Ich glaube sagen zu dürfen, daß das, was ich geschaffen habe mit meinen wertvollen Mitarbeiterinnen S. W. von Alvensleben-Lindpaintner, die meine Entwürfe nach meinen Angaben vergrößert und überträgt, und Jula von Knorr-Wedekind, die das Material im Topfe färbt bis zu den feinsten Schattierungen, als Komposition, Farbenreichtum und Ausdruck der Materialschönheit himmelhoch über den sogenannten ‚künstlerischen' Handarbeiten steht, die sich seit Jahren nicht über den Biedermeier hinausschwingen können ...

Wie die moderne Musik, die alle Töne zwischen Himmel und Erde andeutet, ohne das Einzelne auszugestalten, so erscheinen hier alle Gestalten der Kreatur in organischem Spiel- und Farbenwogen. Und mehr soll es nicht bedeuten.«

Der Farbenreichtum dieser künstlerischen Gebilde ist in der Tat ganz außerordentlich, sowohl im hauchfeinen Abtönen einer Grundfarbe von Grün zu Blau — hier zeigt sich Jula von Knorr-Wedekind als Meister-Färberin — wie



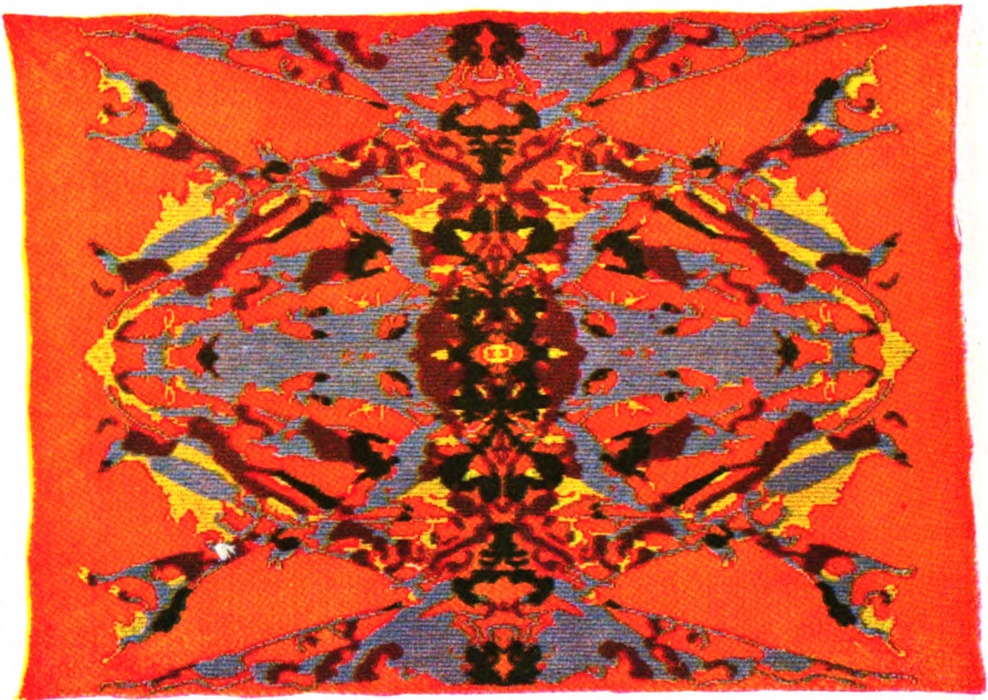
Japanisches Stück



Pastell-Filet



Wolläufer (mittlerer Ausschnitt)



Orangeloden

in der harmonischen Verbindung verschiedener dunkler und leuchtender Farben, dem gesättigten Braun, gewissermaßen »des Basses Grundgewalt«, und den zartesten Tönen von Grün, Rosa, Grau und Gelb, die wie Melodien aufschweben und ausschwingen.

Der malerische Eindruck der Oberfläche wird verstärkt durch die Beschaffenheit, Behandlung und Auswirkung der verschiedenen Grundstoffe wie des zur Ausführung verwendeten Materials: Glanzgarn, Seide, Kunstseide, Wolle für die reiche Technik der zum Teil ganz neuartigen Stiche. Auf gelbem Leinengrundstoff wirkt z. B. die reiche Musterung der lila Seidenstickerei mit silbriger Abtönung.

Die vielstimmige Symphonie der Farben und scheinbar zerfließenden Formen wird zusammengefaßt und -gehalten durch ein starkes Rhythmus-Gefühl, das dem ganzen Werke Rückgrat und Charakter gibt.

Die eigenartige Technik der Ausführung ermöglicht plastische Wirkungen verblüffender Art mit einfachsten Mitteln: Feste Häkel- und Ketten-Stiche in Glanzgarn auf Kongreßstoff heben sich ab von der umgebenden losen Stoffstickerei in zartfarbener weicher Wolle. Teppiche in neuer smyrnaartiger Technik sind auf handgestricktem Grunde gearbeitet, so daß die Oberfläche schmiegsam, samtartig wirkt; der Rückseite ist durch eine eigne, aus den Erfahrungen der Arbeit gewonnene Methode die nötige Bodenschwere gegeben, so daß sie eingefüttert ganz glatt aufliegen, ohne sich unter dem Fuße zu verschieben.

Die neue Methode, nach der hier gearbeitet wird, bedeutet eine Etappe in der dekorativen Kunst. Aber nicht nur für Handfertigkeit — Handknüpfen, Handweben, Sticken, Stopfstich — kommen diese Arbeiten in Betracht, sondern auch als Vorlagen für Textilfabriken. Sie bringen im Teppichknüpfen und Stoffweben Neues. Auf Anregung und nach der Methode der Künstlerin gelang es in einer Chemnitzer Fabrik, das Plastische des Dessins herauszubringen durch die lose und feste Webung und so auch die Abtönung der Farbenwerte zu erreichen.

Nicht nur aus den großen Wandteppichen für Hallen, Säle, Loggien spricht diese phantasiereiche dekorative Kunst zu uns, auch das kleine Eigenheim gestaltet, belebt, beseelt sie. Alle Lebenswunder, all die bunte Vielgestalt der Natur trägt sie in den Raum: vom Läufer des Vorplatzes in dunklem und hellem Tannengrün, den großen und kleinen Fußteppichen, den duftigen Vorhängen weiß in weiß, dem Wandbehang, den Tisch- und Bettdecken in Braun, Orange und Gelb, in grauer und champagnerfarbener Abtönung, bis zum kleinsten Kissen in rot und rosa Zusammenklang auf hellem Grunde. Wie aus den Saiten einer Harfe klingt es aus den Farben und Formen: stärkste Lebensakzente und leises Verhauchen, zartester Übergang von der Wirklichkeit in die Märchenwelt.

Schlankbleiben und Schlankwerden

Die Umbildung zum neuen Frauentyp

Von Dr. W. Schweisheimer

Der Typ des Engländers erscheint uns heute als schlank. Das beste Kennzeichen dafür ist es, daß in der Karikatur Engländer und auch Amerikaner lang und hager gezeichnet werden. Die spindeldürre Engländerin ist ein beliebter Gegenstand satirischer Zeichnungen, und der Engländer, der auf der Bühne erscheint, ist »selbstverständlich« dünn wie ein Hering.

Diese Auffassung war aber durchaus nicht immer selbstverständlich. In früheren Zeiten galten die Engländer geradezu als dick. Überlieferte Karikaturen zeigen den englischen Kaufmann mit einem sehr behäbigen Bauch ausgestattet. Am deutlichsten geht die Tatsache aus der Nationalfigur des John Bull hervor, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts entstand und die in ihrer behäbigen Vierschrötigkeit als charakteristisch für den damaligen Durchschnittengländer aufzufassen ist.

Wie ist eine solche Typenveränderung möglich? Das Ideal der Schlankheit, das in England und Amerika entstanden ist, breitet sich von dort allmählich über den ganzen Erdball aus. Die Engländer waren in hygienischer Beziehung immer die führende Nation. Wenn nun eine so grundlegende Typänderung eingetreten ist, so ist das ein deutlicher Beweis dafür, daß die Frage der Körperfülle nicht mit Eigentümlichkeiten einer Rasse zusammenhängt, wie man lange Zeit dachte. Willkürlich, wie die meisten Einteilungen nach Rassen, ist auch der Versuch, gehäuftes Auftreten von Fettleibigkeit als Rasseneigentümlichkeit zu deuten. In solchen Fällen rufen vielmehr Lebensgewohnheiten erst die Körperfülle hervor. So wurde es beispielsweise als konstitutionelle Eigentümlichkeit gedeutet, daß sich Fettleibigkeit durch die weiblichen Nachkommen weitervererbt. Die Großeltern mütterlicherseits waren also dick, und die Kinder der Mutter, also die Enkel in weiblicher Linie, werden wieder dick. Es wurden hier ähnliche Erbgänge angenommen wie etwa bei der Bluterkrankheit, wo die Neigung zu Blutungen sich durch die weiblichen Familienmitglieder weitervererbt. In Wirklichkeit liegt ein ganz andrer Grund vor. In manchen Familien, auch in manchen Gegenden, wird sehr kräftig, d. h. fettreich gekocht. Die Töchter übernehmen die Kochgewohnheiten von ihrer Mutter und wenden sie nach ihrer Verheiratung in ihren eignen Familien wieder an. Die Frau des Sohnes, die aus einer andern Familie stammt, hat dagegen andre Kochgewohnheiten, und so werden seine Nachkommen die großväterliche Körperfülle nicht aufweisen.

Offenbar haben sich also andre Lebensgewohnheiten in jenen Gegenden ausgebildet, wo die Menschen früher durchschnittlich dick waren, während sie jetzt durchschnittlich schlank sind. Lebensgewohnheiten ändern sich auf Grund gesundheitlicher Erkenntnisse. Diese Frage, die zuweilen angezweifelt wird, wird von unzähligen Beispielen des Alltagslebens mit ja beantwortet: von der Umstellung der Wasserversorgung, der fortschreitenden Reinlichkeit, den Maßnahmen zur Bewahrung vor seuchenhaften Erkrankungen. Der gesundheitliche Ursprung der veränderten Lebensgewohnheiten wird als solcher im allgemeinen nicht klar erkannt. Er äußert sich in der Form einer Mode, als neu auftretende Leidenschaft zum Sport usw. Aber hinter dem allen steht eine neue Lebensauffassung, und diese hängt aufs engste mit einer durch die gesundheitlichen Fortschritte der letzten Jahrhunderte gewonnenen Veränderung zusammen: das durchschnittliche Leben ist bedeutend länger geworden.

Diese Verlängerung des Lebens kommt vor allem der Frau zugute. Die moderne Kultur bringt immer fortschreitend der Frau mehr Freiheiten und damit bessere Gesundheitsmöglichkeiten. In mittelalterlichen Zeiten, da man den Epidemien ziemlich wehrlos ausgeliefert war, kam dem Manne immer noch der häufige Aufenthalt auf der Jagd und bei sonstigen Betätigungen in freier Luft zustatten, während die hygienische Ungunst des damaligen Wohnens der Frau und den Kindern in ganzem Maße fühlbar werden mußte. Die moderne Geburtshilfe und Wochenbettpflege haben das Leben der Frauen ebenso verlängert wie die Bestrebungen, die Kinderzahl nicht zu hoch werden zu lassen. Aus der Tatsache heraus, daß das Leben sich verlängert hat, ist der unbewußte Wunsch entstanden, die weiter ins Alter hineinragende Lebensspanne auch lebenswert zu gestalten. Das ist nur möglich, wenn schon in früher Jugend durch geeignete Lebensgewohnheiten auf dieses Ziel hingearbeitet wird. Wenn beispielsweise zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Durchschnittsalter in den Vereinigten Staaten von Amerika 35 Jahre betrug, im Jahre 1921 dagegen bereits 58 Jahre, so ist klar, daß die Menschen andre Lebensgewohnheiten annehmen müssen, um von der neugewonnenen Zeitspanne Freude zu haben.

Auf diese unbewußten Untergründe geht der starke Drang zur Körperpflege und Leibesertüchtigung zurück, der unsre Zeit kennzeichnet. Wenn die Frauen heute sich in einem Alter noch jugendlich kleiden, da sie früher als Matronen galten, so ist das keine leere Mode, die

wieder verschwinden wird. Auch bejahrtere Frauen fühlen sich heute jünger als früher Frauen in den gleichen Jahren, und das mit vollem Recht, denn nach der statistischen Wahrscheinlichkeit haben sie mehr Lebensjahre vor sich, als sie es früher im gleichen Alter gehabt hätten. Die modernen Schlankheitsbestrebungen, die verjüngenden Einflüsse des Frauensports in jeder Form, die gesundheitlich vollkommene moderne Frauentracht mit ihren leichten, lichtdurchlässigen Stoffen und begrüßenswerten kurzen Röcken — all dies ist letzten Endes demselben Grund entsprungen: die Frau für das längere Leben, das ihr zur Verfügung steht, jugendlich und elastisch zu erhalten. Nur ein sichtbarer Ausdruck dieser innerlichen Gewißheit sind äußere Maßnahmen, die das gewonnene Jugendgefühl bekräftigen sollen, also beispielsweise der Bubikopf, der aufs engste mit der neuen Lebensgestaltung der Frau verknüpft ist und daher auch kaum mehr verschwinden wird.

Die Frage ist nun die, wie es möglich wurde, daß in England und Amerika, und in steigendem Maße auch bei uns, der schlanke Frauentyp sich immer mehr verbreitet hat. Sind da wirklich tolle Extravaganzen maßgebend, wie sie namentlich aus Amerika berichtet werden? Hungertage? Dursttage? Gehen auf dem Kopf? Tanzen von morgens bis mitternachts? Bei den Auswüchsen, die hier von schadenfroher Feder verbreitet werden, handelt es sich immer nur um Einzelfälle. Das Entscheidende liegt auf ganz anderm Gebiet. Jedem Menschen, der beispielsweise Engländerinnen oder Amerikanerinnen in ihrem Hause oder in ihren Restaurants hat essen sehen, wundert sich, wie wenig und vor allem wie langsam in diesen Ländern die Frauen essen. Durch das langsame und bissenweise Essen tritt eher Sättigungsgefühl ein, und es kann auf Nahrungsmengen verzichtet werden, die für die Ernährung nicht nötig, aber bei raschem Essen zur Erzielung des Sättigungsgefühls erforderlich sind. In der Ernährungsfrage liegt der Kernpunkt des Problems von Schlankbleiben und Schlankwerden. Veränderte Ernährungsgewohnheiten sind es auch, die in England den geänderten Durchschnittstyp hervorgebracht haben. Die Last unnützen Fettes kommt nicht von der Bequemlichkeit des Alters, sondern sie trägt umgekehrt erst zu der Unelastizität und der unjugendlichen Bewegungshemmung älterer Personen bei. Es hat lange Zeit gedauert und großer Anstrengungen bedurft, bis Leibesübungen und anstrengender Sport auch für die Frauen zugänglich wurden. Es wird noch geraume Zeit in Anspruch nehmen, bis auch die Grundsätze der Ernährungslehre, die zum Schlankbleiben unerläßlich sind, zum Allgemeingut geworden sind.

Unsre Lebensgewohnheiten sind von Kindheit an auf das Zuvielessen zugeschnitten. Ihre Ummodelung ist bei der jetzt lebenden Generation nicht ohne gewisse Opfer an Behaglichkeit und Wohlgefühl möglich. Besonders kennzeichnend erscheint mir hier die Erfahrung, die ich machte, als ich in einer großen Tageszeitung auf die Mittel und Wege zum Schlankbleiben hingewiesen hatte. Am andern Tage wurde ich zufällig Zeuge, wie mehrere Damen sich über den Inhalt dieses für sie offenbar wichtigen Aufsatzes unterhielten. Sie waren von der Notwendigkeit, schlanker zu werden, überzeugt und im allgemeinen mit den gewiesenen Wegen zufrieden. Nur machte die eine Dame einen entschiedenen und energisch gemeinten Einwand: sie wolle zwar gern schwimmen, um schlanker zu werden, betreibe das auch schon seit einiger Zeit, aber ihr danach gesteigerter Appetit müsse auch in erhöhtem Maße befriedigt werden. Die zweite Dame legte darauf keinen Wert, sie erklärte, Körperübungen lägen ihr ohnehin nicht, sie wolle gern ihre Nahrungszufuhr einschränken, dagegen nach wie vor ihre Besorgungen und Ausgänge nur im Auto erledigen. Die dritte Dame schien bereit zu sein, sich mehr Körperbewegung zu machen, sie lehnte es dagegen ab, auf den Genuß von Schokoladen und Süßigkeiten in der Zeit zwischen den Mahlzeiten sowie auf den Nachmittagskaffee mit mehreren Stücken Torte zu verzichten. Das sei ohnehin »ihr einziger Luxus«. Die vierte Dame wollte nichts von einem Verbot der Liköre, an die sie seit Jahren gewöhnt sei, wissen. Die fünfte Dame schließlich erklärte wörtlich, sie wolle »lieber sterben« als auf den Genuß von Butter verzichten. Wenn sich auch im Rahmen des Ganzen einzelne dieser Wünsche erfüllen ließen, so muß doch die ganze seelische Einstellung ein klein wenig opferfreudiger sein, als sie aus den Reden der fünf Damen zutage tritt. Sonst wird man keine Erfolge zu verzeichnen haben.

Wenn man praktisch an das Problem herantritt, so erhebt sich zunächst die Frage: Wieviel darf man wiegen? Am besten bewährt sich bei der Berechnung des normalen Körpergewichts die Bezugnahme auf die Körpergröße. Natürlich spielt auch das Lebensalter dabei eine Rolle. Im höheren Alter findet normalerweise stärkere Fetteinlagerung statt. Höheres Gewicht ist daher mit steigendem Alter etwas Normales. Bei Tabellen handelt es sich immer nur um Durchschnittswerte. Wenn im Einzelfall der gefundene Wert von dem Tabellenwert abweicht, so darf das nicht beunruhigen. Zur ungefähren Feststellung, wieviel man wiegen soll, ist nach wie vor die alte Formel geeignet, die besagt, man solle so viele Kilogramm wiegen, als die Körpergröße in Zentimetern über ein Meter beträgt. Ein Mann von 1,70 Meter Größe soll danach also rund 70 Kilogramm wiegen.

Bei Frauen ist das Durchschnittsgewicht etwas geringer. Auch in der von v. Noorden angegebenen Formel zur Berechnung des Normalgewichts ist die Körpergröße zugrunde gelegt. Danach ist: Normalgewicht = Produkt aus Körperlänge (in Zentimetern) × 430 als untere und 480 als obere Grenze. Berechnet man danach das Beispiel von dem 1,70 Meter großen Manne, so läge sein Normalgewicht zwischen 73 und 81 Kilogramm. Diese Formel hat den Vorzug, nicht eine einheitliche Zahl, sondern eine kleine Möglichkeitsspanne zu gewähren.

Wer schlanker werden will, der muß wissen, auf was es ankommt. Seine aktive Mitarbeit ist notwendig. Ein Mensch, der seine Kost in bestimmter Richtung abändern will, darf sich nicht einfach eine Anordnung in die Hand drücken lassen, nach der er zu leben hat. Er muß vielmehr einsehen, warum diese Anordnung getroffen worden ist, und muß erkennen, worin die Hauptpunkte der getroffenen Änderung liegen. Wer erkannt hat, um was es sich handelt, der wird das Schlankwerdenwollen entweder sein lassen, oder aber er wird bewußt und energisch mithelfen. Die neue Lebensführung wird ihm nicht als Störenfried und Feind erscheinen — dem man ein Schnippchen schlagen kann, wenn es niemand sieht —, sondern als Hilfebringer und Förderer der eignen Idee.

Die Ernährungsweise ist und bleibt der Kernpunkt aller Schlankheitsbestrebungen. Das muß klipp und klar ausgesprochen werden. Die ganze Ernährung ist bei gesunden Menschen ein Rechenexempel. So viele Kalorien in der Nahrung eingeführt werden, so viele werden auch im Körper umgesetzt, und was zuviel ist, wird als Fett abgelagert. Max Liebermann hat einmal über gute Kochkunst das prägnante Wort gesprochen: »Wo man nischt hineintut, kann nischt herauskommen.« Umgekehrt kann man von der Ernährung sagen, daß nur da, wo man nicht zuviel in den Körper hineintut, nicht zuviel herauskommt.

Von »nichts« darf freilich keine Rede sein. Hungerkuren lassen sich auf die Dauer bei berufstätigen Menschen nicht durchführen. Wesentlich ist daher immer die richtige Auswahl der Stoffe, an denen in der Ernährung gespart werden kann. Genügende Eiweißzufuhr (110 bis 120 Gramm täglich) muß gesichert sein. Andernfalls wird vom Eiweißbestand des Körpers gezehrt, und das wird zu Schädigungen der Nerven und der Organe führen. Bei Abmagerungskuren muß das Körperfett abgebaut, das Körpereiweiß dagegen geschont werden. An den Fetten und Kohlenhydraten der Nahrung kann leichter gespart werden. Butter und Schmalz, Öl und Fleischfett sind ganz auszuschalten oder einzuschränken. Süßigkeiten und Schokolade, auf die viele Menschen nicht verzichten wollen, sind zulässig, wenn man sie an Stelle andrer Kalorienspender in die Nahrung einschiebt. Rahm, Gänseleber, Fettkäse sind zu vermeiden. Am wichtigsten ist immer die Verminderung der Fettzufuhr. Gemüse, Kartoffeln und Mehlspeisen sind deshalb fettarm zuzubereiten. Gerade das Fett, das unbewußt genossen wird, beispielsweise in den Soßen, hat besonderen Einfluß. Ein Mensch, der keine Butter mehr ißt, glaubt, er äße nunmehr fettfrei; in Wirklichkeit dagegen nimmt er in der Form von Soßen, Gemüsen, gerösteten Kartoffeln nach wie vor große Fettmengen zu sich. Sie müssen genau berechnet werden. Wenn man das beachtet, kann man unbedenklich zur Sättigung Brot und Kartoffeln genießen. Am geeignetsten für die Grundlage der Kost sind also: mageres Fleisch, Brot, nichtfetter Käse, Gemüse (mit wenig Fettzusatz), Kartoffeln (ohne Fettzusatz), Salat, weiche und harte Eier (Rühreier und Spiegeleier sind mit Fett zubereitet), Obst. Rein vegetarische Kost ist weder geeignet noch notwendig. Tierisches Eiweiß (in Fleisch, Eiern) sichert am besten den Eiweißbestand des Körpers. An Hand von Kalorientabellen, aus denen der Nährwert der einzelnen Nahrungsmittel zu ersehen ist, läßt sich errechnen, welchen Nährwert die Nahrungsmenge eines Tages hat. Eine Frau, die zu Abmagerungszwecken eine Zeitlang etwa nur 1600 Kalorien genießen soll (gegenüber den durchschnittlich normalen von rund 2400), kann aus derartigen Tabellen zusammenstellen, wie sie sich ihre Kost am besten und abwechslungsreichsten gestaltet. In amerikanischen und englischen Restaurants werden vielfach an den Rand der Speisekarte außer dem Preis auch die Kalorienwerte der einzelnen Gerichte vermerkt, eine Einrichtung, die großem Interesse begegnet.

Eine viel erörterte Frage ist es, ob bei Abmagerungskuren Flüssigkeit entzogen werden soll oder nicht. Soweit durch Flüssigkeitsverbote der Genuß alkoholischer Getränke eingeschränkt wird, sind sie zu begrüßen. Alkohol wirkt unmittelbar als Nährwertspender wie jedes andre Nahrungsmittel. Die Entziehung von Wasser bringt aber keine Entfettung mit sich. Die Gewichtsabnahme beruht auf einer Täuschung; denn man will ja nicht das Gewicht des Körpers durch Wasserentziehung herabsetzen, sondern überflüssiges Fett abbauen. Diesem Ziel kommt man durch Entziehung von Wasser nicht näher, zumal da es sich im gesunden Organismus rasch wieder ersetzt. Natürlich ist bei schweren Graden von Fettleibigkeit Flüssigkeitsentziehung zuweilen von Vorteil, schon um das Herz und das Gefäßsystem rasch zu entlasten. Bei den normalen Abmagerungsbestrebungen darf dagegen ruhig Wasser nach Belieben getrunken werden. Für viele Men-

schen bringt das Dursten unangenehme Gefühle, ja Qualen mit sich. Eine Lebensweise, bei der solche Unlustempfindungen die Regel sind, läßt sich immer nur kurze Zeit durchführen. Wer schlank bleiben oder schlank werden will, muß aber seine Lebensführung gerade auf Dauer einrichten. Die täglichen Schwankungen im Körpergewicht, die von den Schlankheitssuchenden mit so übertriebener Ängstlichkeit verfolgt werden, hängen in erster Linie von dem wechselnden Wassergehalt des Körpers ab.

Ebenso wichtig wie die Verringerung der Stoffeinnahmen durch Herabsetzung der Nahrungsmenge ist die Vermehrung der Stoffausgaben durch Leibesübungen. Durch die erhöhte Muskelarbeit werden mehr Spannkräfte verbraucht, als mit der Nahrung eingeführt werden; zu diesem Zweck werden die Fettdepots im Inneren des Körpers angegriffen. Sport ist vortrefflich, seien es Rasenspiele oder Tennis, Reiten oder Bergsteigen, Tanzen oder das ganz besonders wirksame Schwimmen. Häusliche Freiübungen, Gymnastik oder Übungen an Turnapparaten dienen dem gleichen Zweck. Individuelle Leibesübungen sind notwendig. Eine Frau, die den ganzen Tag über im Bureau am Schreibtisch sitzt, braucht andre Leibesübungen als eine Frau, die sehr viel im Hause oder auf Besorgungsgängen zu tun hat. Das Interesse an Leibesübungen muß geweckt werden, und jede Frau sollte sich nur solche Übungen auswählen, die sie interessieren. Denn im andern Falle werden sie ihr rasch langweilig, und damit beginnt sie auch schon, die Übungen nicht mehr regelmäßig auszuführen. Es schadet natürlich nichts, wenn die gewählten Übungen einmal nicht durchgeführt werden, sowenig es etwas ausmacht, wenn man bei besonderer Gelegenheit mehr ißt, als eigentlich erlaubt ist. Nicht diese gelegentlichen Abweichungen von der Regel beeinflussen das Körpergewicht, sondern der Durchschnitt der Lebensführung.

Die Abmagerungsbestrebungen dürfen freilich niemals in Übermaß ausarten. Die Strömungen der Mode in den vergangenen Jahren schossen über das erstrebenswerte Ziel hinaus. Eine Frau wird nie zum Knaben werden können. Als ästhetisches Lächernis und gesundheitlicher Unfug sind die Bestrebungen zu betrachten, aus der weiblich gebauten Frau die magere Figur eines halbwüchsigen Knaben herauszumodeln. Der Versuch ist von vornherein zu Mißerfolg verdammt. Wo er dennoch unternommen wird, wo absichtlich noch weit unter das Normalgewicht herabgegangen wird, geschieht es auf Kosten der Gesundheit, namentlich der Nervenkraft. Die Mode ist neuerdings glücklicherweise von dem Extrem zurückgewichen. Knabenhafte Magerkeit bei der Frau ist nicht mehr modern, wohl aber trainierte, gepflegte Schlankheit. Darüber freut sich in gleicher Weise der Schönheitssinn, dem alles Naturwidrige verhaßt ist, wie die moderne Gesundheitsfürsorge.

Zu rasche Abmagerungskuren führen zu unangenehmen Erscheinungen, Schlaffheit, Reizbarkeit der Nerven, Herzbeschwerden usw. Die Hautpartien an Hals, Gesicht und Brust werden infolge des raschen Fettschwundes an diesen Stellen runzlig und schlaff. Dadurch wird der Eindruck des Gealtertseins hervorgerufen. Langsame Abmagerung dagegen bringt das Fett gleichmäßig am ganzen Körper zum Schwinden und bewahrt daher auch vor ungünstigem überaltertem Aussehen. Bei Frauen, die bewußt nach Abmagerung streben, sieht man zwei Gesichter. Das eine, bei richtigem Schlankerwerden gewonnene, ist jugendlicher und kindlicher als vorher. Das andre, bei übertriebener Abmagerung erzielte, ist matt, müde, leidend und gealtert.

Gewisse Arten von übertriebener Körperfülle sind auf die geschilderte Weise nicht zu beeinflussen. Bei der eigentlichen Fettsucht handelt es sich um Störungen in den Drüsen der inneren Sekretion. Schilddrüse, Keimdrüsen und Hypophyse (der Hirnanhang) regeln die Verbrennungen im Körper in nicht genügender Weise. Bei derartigen Zuständen ist arzneiliche Behandlung erforderlich; im Gegensatz dazu bleibt sie bei den gewöhnlichen Abmagerungsbestrebungen gesunder Menschen allen Anpreisungen zum Trotz wirkungslos. So läßt sich das innerste Ideal aller Schlankheitsuchenden: essen zu dürfen, was ihnen schmeckt, ungestört Körperübungen und Bewegung vermeiden zu dürfen und nur von Zeit zu Zeit eine Pille einzunehmen, die das Gewicht in den gewünschten Bahnen erhält, nicht verwirklichen.

Die Schlankheitsbestrebungen dienen unmittelbar zur Verlängerung des Lebens. Von einer gleichen Anzahl schlanker und korpulenter Personen, die gleichzeitig ins dritte Lebensjahrzehnt eintreten, erreichen drei schlanke das siebzigste Lebensjahr, aber nur eine korpulente. Die gepflegte, sportlich trainierte Schlankheit der modernen Frau, die der Idealfigur der altgriechischen Artemis ähnelt und so grundverschieden von dem Ideal der Rubenszeit ist, vermeidet überflüssigen Fettansatz. Die Abnutzung der Organe und namentlich der Blutgefäße geht dadurch langsamer vor sich. Es bildet sich jener bewundernswerte Frauentyp unsrer Zeit aus, der in äußerer und innerer Straffung erkennen läßt, daß er sich von überlieferten und anerzogenen falschen Lebensgewohnheiten aus eigner Energie freigemacht hat.



Berufstauglichkeit

Zum gegenwärtigen Stand der psychologischen Eignungsprüfung

Von Hellmuth Bogen

Leiter der Eignungsprüfstelle beim Landesberufsamt Berlin

Die immer mehr in die Breite und Tiefe gehenden psychologischen Berufseignungsprüfungen, die in den Berufsämtern sowie den öffentlichen und privatwirtschaftlichen Großbetrieben von Berufsverbänden und Fachschulen durchgeführt werden, sind ein Mittel geworden, die Sicherheit der Berufsfindung für den Einzelnen zu erhöhen. Sie nutzen damit gleichzeitig der Gesamtwirtschaft, indem sie ihr in der Form geeigneter Menschen Produktionsfaktoren von höchster Wirtschaftlichkeit zuführen. Anfangs hauptsächlich auf den Lehrlingsnachwuchs für feinere metallgewerbliche Berufe eingestellt, dienen sie heute der sachgemäßen Arbeiterverteilung in Großbetrieben, der Siebung beim Aufstieg und vor allen Dingen der Beratung des Einzelnen vor dem Berufseintritt oder der Berufsumstellung.

Fragen wir nach dem Wert der Prüfungen, so läßt er sich trotz immer wiederholter Gegenargumente, die meist von Außenstehenden stammen, heute nicht mehr wegleugnen. Die fortgesetzten Nachprüfungen der Wirksamkeit haben gezeigt, daß sie trotz des komplizierten Gefüges, das wir in dem menschlichen Seelenleben vor uns haben, ein brauchbares Mittel sind, die Zahl der Berufsirrtümer zu verringern.

Die Gegner weisen immer wieder darauf hin, daß man an den tiefsten Kern der von der Seele ausgehenden Antriebe zur Lebensgestaltung nicht herankönne. Das wollen und können die Eignungsprüfungen aber auch nicht. Der wirkliche Psychologe ist sich dieser Grenzen ebenso, ja stärker bewußt als die Gegner. Es ist zweifellos richtig, daß die erfolgreiche Ausübung beruflicher Tätigkeiten gewisse Arbeitseigenschaften beim Menschen voraussetzt. Auch wird niemand bestreiten wollen, daß sogar dem ungeschulten Beobachter ein Teil von ihnen deutlich wird. An diesen Bereich wendet sich die angewandte Psychologie zuerst, indem sie in ihren apparativen und nichtapparativen Prüfmitteln Möglichkeiten recht genauer Beobachtung verschafft, die beobachtete Leistung eines Einzelnen zu der an Hunderten unter gleichen Bedingungen Beobachteten in Vergleich stellt und darauf ihr Urteil über das Mehr oder das Weniger fällt. Man wendet sich im Experiment natürlich nur solchen Leistungsfunktionen zu, von denen durch eingehende Untersuchung festgestellt ist, daß sie durch fortgesetzte Betätigung den Einflüssen der Übung nicht in einem Grade ausgesetzt sind, der aus unbedeutenden Anlagen bedeutende Fertigkeiten entwickelt. In solchem Fall wäre ja der Versuch einer Voraussage Unsinn.

Das Urteil über eine Prüfleistung gründet sich auf Zahlen. Wir »messen« also gebrauchte Zeiten, richtige Lösungen, Fehler, setzen Fehler und Gesamtarbeitsforderung zahlenmäßig in Beziehung oder aber reihen Arbeitsleistungen der Güte eines bestimmten Merkmals nach auf, nachdem in langen Vorstudien die kritischen Punkte einer Prüfungsarbeit erforscht sind.

Ein einfaches Beispiel für die Prüfung der Feingeschicklichkeit der Finger, wie sie jeder Uhrmacher, Feinmechaniker, Edelsteinfasser benötigt! In eine Messingleiste von etwa fünfzig Zentimeter sind kreisrunde Vertiefungen von drei Millimeter Durchmesser und einem Millimeter Tiefe gebohrt, im ganzen fünfzig. In einer Schachtel nebenbei befinden sich Nägel, deren Kopf in die flachen Vertiefungen hineinpaßt. Der Stift am Kopf ist aber nur zwei Millimeter lang. Der Prüfling hat nun die Aufgabe, die kleinen Nägelköpfe in die Vertiefungen zu stellen, so daß der kurze Stift senkrecht über dem Mittelpunkt des Ausschnittes steht. Sehr feingliedrige, gut abgestimmte, ruhige und zielsichere Hände und ein Körper, der seine ganze Haltungsmuskulatur beherrscht, lösen solche Aufgabe in einer »guten« Zeit (die mit der Stoppuhr abgenommen wird). Viel Mühe, Geduld und Sorgfalt, genau wie sie Uhrmacher, Feinmechaniker, Goldschmiede benötigen, muß da aufgewendet werden, damit die Stifte alle annähernd richtig stehen.

Während hier noch eine recht einfache »Messung« vorliegt, ist der folgende Fall schon schwieriger: Für gewisse Berufe ist es wesentlich, die Aufmerksamkeit über einen aus einer größeren Anzahl Teilganzer sich zusammenfügenden Arbeitsbereich gleichmäßig zu verteilen. Es ist aber ferner noch wesentlich, diese verteilte Aufmerksamkeit möglichst gleichmäßig zu erhalten, d. h. sie nicht schwanken zu lassen. Man denke an den Schriftsetzer beim Zusammenfügen des Satzes, an den Buchdrucker, der eine Schnellpresse stundenlang überwacht. Um diese Form der Aufmerksamkeitsleistung zu schaffen, bedient man sich eines besonders konstruierten Apparates, bei dem in zehn quadratischen Schlitzen in wirrer Reihenfolge weiße Striche vorübergleiten. Zu jedem Schlitz gehört ein Knopftaster, den der Prüfling herunterdrücken soll, sobald der Strich im Reizfeld erscheint. In der Minute gleiten so vierundachtzig oder bei älteren Prüflingen hundertvier Reize vorüber. Elektrische Zähler zählen jeden durchgelaufenen und jeden richtig getroffenen Reiz. Wir beobachten die Leistung des Prüflings in fünfzehn bis fünfundzwanzig Perioden bei je hundert Reizen. Daraus ergibt sich

eine Arbeitskurve, in der uns neben der Höhe der Leistung in erster Linie die Größe und die Häufigkeit der Schwankungen interessieren. Die Schwankungsgröße der letzten fünf Perioden z. B. steht in guter Beziehung zur Arbeitsleistung der Schriftsetzer in dem Sinne, daß die geringste Schwankung verteilter Aufmerksamkeit mit guter Leistung im Handsatz parallel läuft.

Wir wissen aber, daß die Berufsleistung nicht allein von der meist zahlenmäßig faßbaren Höhe gewisser Leistungseigenschaften allein abhängt. Ein arbeitender Uhrmacher, ein Archivar, ein Chirurg sind uns ohne Ruhe, Geduld und Besinnlichkeit, ohne höchste Zusammenfassung des Arbeitswillens während der kritischen Arbeitsverrichtung nicht denkbar. Desgleichen würde uns eine Arbeitshaltung wie die eben skizzierte schwer denkbar sein für Verkäufer, Vertreter, Maler, Lehrpersonen aller Kategorien. Hier tritt eine andre wesentliche Komponente erfolgreicher Arbeitsleistung auf: der Arbeitscharakter. Er schließt die Art und Weise ein, wie die Persönlichkeit des Menschen sich zur Arbeit stellt, sie meistert und sie im Meistern als etwas erlebt, das ihrer Natur angepaßt ist und ihr daher ein lustvolles Ausleben in der Persönlichkeit ruhender Äußerungsbedürfnisse ermöglicht. Er ist nicht ohne weiteres identisch mit dem Lebenscharakter, der die Art und Weise der wertbewußten Auseinandersetzung mit der menschlichen, dinglichen und geistigen Umwelt und der eignen Innenwelt in sich schließt. Die Möglichkeit des Getrenntseins beider wird uns klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie verschieden über einen Menschen gedacht werden kann, je nachdem, ob wir ihn in Beziehung zu seiner Arbeitsleistung oder zu seiner Eingliederung in das menschliche Leben setzen. Der Tunichtgut im Leben ist bei der Arbeit oft der geschätzteste, sympathischste Mensch, der in der Arbeit Versagende oft der tatkräftigste, der bewunderte Held des Alltags. Es ist nun aber wiederum nicht so, als lebten beide Charakterformen getrennt voneinander: hinüber und herüber spinnen sich Fäden.

Wollen wir die Berufseignung mit psychologischen Hilfsmitteln erfassen, so müssen wir unbedingt auch an den Arbeitscharakter heran. Daß er keine im Sinne der Leistungseigenschaften meßbare Größe darstellt, ist ohne weiteres einleuchtend. Seine Erkundung ist eine Angelegenheit systematischer Beobachtung in Situationen, die ihn gleichsam hervorrufen. Das tut die Mehrzahl der Prüfmittel, mit deren Hilfe wir im Einzelversuch an die Leistungseigenschaften herangehen. Für den Experimentator besteht die Verpflichtung, alle neben dem eigentlichen zu messenden Kriterium der jeweiligen Konstellation sich kundgebenden persönlichen Äußerungen der Versuchsperson zu Protokoll zu nehmen. Die Protokollbemerkungen jedes einzelnen Versuchs sind bei der Zusammenfassung aller Befunde über eine Person auf ihren Gehalt an arbeitscharakterologischen Daten zu sichten. Die so in den Blickpunkt gerückten Daten aus allen Versuchen sind miteinander zu vergleichen, und das in allen Versuchen Wiederkehrende haben wir als dem einzelnen Menschen fest innewohnende Äußerungsformen seines Arbeitscharakters anzusprechen. Den Einwurf, daß man hier am allerehesten der Täuschung ausgesetzt sei, da der Prüfling sein Verhalten der ganzen Prüfsituation anpassen wird, kann man heute entkräften. Wenn das jeweilige Experiment den Prüfling restlos fesselt, teils durch das von ihm einzusetzende Kraftmaß, teils durch das Vergnügen, das ihm die Form des Experimentes an sich bereitet, so dringt seine natürliche Haltung glatt durch eine beabsichtigte künstliche hindurch. Zum andern aber sind auch über diese Befunde vergleichende Nachprüfungen veranstaltet worden. In einem zweiundsechzig Lehrlinge eines großgewerblichen Werkes betreffenden Fall ließ sich nachweisen, daß bei siebenundfünfzig durch vier Lehrjahre hindurch die vorausgesagte Arbeitshaltung sich annähernd fest erhielt, wobei besonders ins Gewicht fällt, daß die Beobachter in den einzelnen Lehrjahren zum größten Teil wechselten, schon durch die Eigenart der Lehre, die den Einzelnen durch verschiedene Abteilungen des Werkes führt.

Mit den bisher beschriebenen Hilfsmitteln können wir für eine ganze Reihe Berufe bei der Berufswahl Hilfe leisten. Das sind vornehmlich solche Berufe, in denen die Leistungsfähigkeit, wie sie im Vorhandensein von Arbeitseigenschaften begründet ist, den Ausschlag gibt für die Berufstauglichkeit. Diesen Berufen stehen andre gegenüber, bei denen der volle Berufserfolg vom Aufgehen der Gesamtpersönlichkeit in die Berufsleistung abhängig ist. Das deutlichste Beispiel bilden hier die kunstgewerblichen und künstlerischen Berufe. Unendlich viel schwierigeres Gebiet tut sich hier auf, wenn die experimentelle Psychologie ihrer Herr werden soll. Es hieße großsprecherisch reden, wenn man behaupten wollte, daß sie auch die hier gestellten Probleme zu lösen in der Lage wäre. Hier liegt in der Hauptsache das Arbeitsfeld einfühlender Psychologie, die aber die Ergebnisse der Einfühlungsakte auf gründliche wissenschaftliche Einsichten zurückzuführen in der Lage sein muß. Die Beherrschung der Typenpsychologie und der Charakterologie, die gerade in jüngster Zeit recht erfreuliche und versprechende Entwicklung zeigen, sind Voraussetzungen für die Persönlichkeitserfassung. Daneben tritt noch die Orientierung in der biologischen Psychologie. Wir verfügen heute über, wenn auch nicht restlos gesicherte, so doch grundlegende Erkenntnisse von den Zusammenhängen

zwischen Körpergestalt, menschlichen Bewegungsformen einerseits und dem ihnen entsprechenden Seelisch-Geistigen anderseits. Sie gestatten uns bei genauer Beobachtung von Körperbau und Bewegung gewisse Vermutungen, die kritisch zu überprüfen Aufgabe sowohl einfühlender als auch experimenteller Psychologie ist. Das Experiment kann hier nur unterstützend eingreifen. Das geschieht auf Grund der Tatsache, daß jeder noch so primitiv aussehende körperlich-seelische Leistungsakt vom Innersten der Persönlichkeit her in irgendeiner Weise gerichtet, beeinflußt ist. Etwas vom tiefsten Sein des Menschen steckt in seinen unscheinbarsten Äußerungen. Die Schwierigkeiten liegen darin, daß es für die Forschung und Beobachtung schwer ist, den Persönlichkeitsgehalt in diesen Äußerungen zu entdecken.

Ein Beispiel erläutere das! Bei der Prüfung von Orchestermusikern wird Wert darauf gelegt, daß die Anwärter möglichst flüssig mit entspannten Muskeln schnelle Fingerbewegungen recht gleichmäßig vollführen können. Die Forderung hängt mit den Voraussetzungen einer guten angeborenen Muskeltechnik überhaupt zusammen. Das Versuchsverfahren benutzt die elektrische Aufschreibung schneller Tippbewegungen des rechten Zeigefingers auf eine berußte Trommel. Die Schnelligkeit der Bewegungen ist einfach zu erfassen durch Zählung der jede einzelne Bewegung repräsentierenden Aufschreibung. Anders steht es mit der Flüssigkeit der Bewegung. Hierzu mußte die Form jeder Schreibung studiert werden in Beziehung zu dem Beobachtungsergebnis an der arbeitenden Hand. Es wurde ferner der Verlauf der ganzen Kurve, die verschiedene Dichtigkeit der einzelnen Hebungen einer genauen Beschreibung gewürdigt. Danach ist es möglich, zunächst die Technik der Hand zu beschreiben. Etwa: weich, flüssig, leicht beweglich, ohne Hemmungszustände. Oder: hart, stoßend, mit krampfartigen Hemmungsperioden, schwerlebig. Bei Vergleichen mit der Spieltechnik der Einzelnen stellte sich nun heraus, daß es möglich ist, auf Grund der Kurvenbeschreibung ein Urteil zu fällen über die Art, wie der Betreffende seine Spieltechnik gestaltet, um den einem Instrument innewohnenden Ausdrucksgehalt zu meistern. Der erst Beschriebene bietet auf der Geige z. B. warmes, weiches Spiel von vollem runden Klang. Die danach beschriebene Kurve entspricht einem kalten, ausdruckslosen, mühevollen Spielen, das die Bewegungstechnik wohl erlernt, nie aber »spielend« meistert. Diese Technik des Spiels ist aber nicht nur eine Angelegenheit seiner nervösen und muskulären Organisation. Sie ist stark gebunden an den Gefühls- und Temperamentstypus des Trägers. Das Beispiel möge deutlich machen, wie in einfachsten Handlungen sich etwas von der Tiefe des Persönlichkeitskerns offenbart.

Ein andrer Fall, der uns gleichfalls Einblick in tiefere Schichten gestattet, tritt uns bei der Prüfung von Schneiderinnen, Dekorateurinnen und Kunstgewerblerinnen der Textilbranche entgegen. Prüfmittel sind eine moderne Schaufensterfigurine und einige Längen Stoff von drei bis vier Meter. Sie sind in den Farben so ausgewählt, daß sie nur unter räumlich genau abgestimmter Konstellation zueinander schöne Farbklänge ergeben. Die Aufgabe besteht darin, die Figur mit dem Stoff zu drapieren, wobei in der Einleitung des Versuchs darauf hingewiesen wird, daß sowohl Kleid- oder Blusenentwurf wie auch dekorative Phantasien genehm sind.

Die einzelnen Lösungen tragen ganz verschiedenen Ausdruckscharakter. Beschäftigen wir uns kurz mit zwei Lösungen. Die *eine* bevorzugt den freien Rhythmus, große fließende Dynamik. Sie arbeitet im ganzen aufgelöster. Ihr steht die straff durchgearbeitete, in gewissem Sinne mehr konstruktive Auffassung einer andern gegenüber. Hier ist alles durchgearbeitet, geometrisch richtig abgestimmt und gegenüber der ersten zusammengefaßt. Es ist das keine Zufälligkeit. Vergleicht man weitere im Bereich des freien Phantasieschaffens liegende Arbeitsprodukte beider, so wird deutlich, daß wir hier auf eine Grundhaltung im Schaffen stoßen. Der einen ist eben das mehr freie Gestalten eigen, das sich stilgemäß, »historisch« z. B. nur schwer binden läßt, während die andre ein mehr schweres, konstruktives Gestalten, das strengen Formgesetzen folgt, dauernd bevorzugt. Von diesen Produkten des Schaffens ließen sich auch geradeswegs Übereinstimmungen mit dem Lebenscharakter erkennen, soweit er uns in zweitägigem Umgang und in Aussprachen deutlich werden kann. So hat sich die eine, unserm Rat folgend, der Glasmalerei zugewendet, die andre will Modistin werden.

Die Absicht dieser Probe liegt darin, das Nachempfinden der Körperdynamik, wie es besonders für Schneiderinnen wesentlich ist, etwas zu fassen. Wir sehen ganz deutlich, daß es mit solchen Arbeitsformen in der Prüfung möglich ist, Äußerungsformen tieferer Schichten hervorzulocken. Es ist selbstverständlich, daß auch hier vorher untersucht worden ist, ob wir nicht nur vor Zufälligkeiten stehen. Viel wesentlicher aber ist bei der Verwendung solcher Proben die Fähigkeit des Beschauers, nachzuempfinden, warum gerade dieses oder jenes Individuum sich so ausdrückt und nicht anders. Daß wir mit derartigen Proben noch immer nicht an das Tiefste herankommen, ist uns klar. Der Erfolg, der sich in der Berufspraxis klar feststellen ließ, berechtigt uns jedoch, weiterhin Proben nach diesen Grundsätzen anzustellen.

Es scheint mir in diesem Zusammenhang nicht unangebracht, einen kurzen Blick auf das in letzter

Zeit mit viel Reklame angekündigte elektrodiagnoskopische Verfahren nach Bisky hinzuweisen. Hier schien die restlose Durchschaubarkeit der menschlichen Seele gegeben. Bisky und seine Anhänger behaupten, daß der Mensch an bestimmten Stellen seines Kopfes verschieden starke Widerstände dem Durchschlag elektrischer Ladungen durch die Schädelkapsel entgegensetzt. Die Verschiedenart des Widerstandes soll abhängig sein von der Stärke der an diesem Schädelpunkt gelagerten Fähigkeiten und Charaktereigenschaften. Die Stärke des Widerstandes wurde aus der verschiedenen Stärke des Tones im Kopfhörer abgelesen, der sich beim Durchschlag des Stroms hörbar macht. Die Vertreter dieser Methode stützen sich allein auf die Übereinstimmung ihrer Befunde mit anderweitig gewonnenen Befunden. Abgesehen davon, daß die vergleichenden Untersuchungen in Formen verliefen, die die Wissenschaft ablehnen muß, trifft die Grundvoraussetzung nicht zu. Graf von Arco hat festgestellt, daß die Stärke des Summertones, den der Untersucher hört, u. a. abhängig ist von der Stärke, mit der die Hand die elektrische Kathode auf die Stirnhaut aufdrückt. Den Physiologen ist ferner bekannt, daß die Stärke des Widerstandes der Schädelhaut abhängig ist von der Blutverteilung, der Dichtigkeit des Bindegewebes und andrer rein körperlicher Faktoren. Es ist ferner Tatsache, daß elektrische Ströme von den geringen Spannungsgraden, wie sie hier verwendet werden, das Gehirn gar nicht durchdringen, da die Gehirnhaut ein guter Isolator ist. Mit diesen Feststellungen fällt die Möglichkeit der praktischen Anwendung dieser Methode überhaupt, abgesehen davon, daß auch sonstige Hypothesen, die dabei gemacht werden, in keiner Weise mit den heute geltenden Anschauungen über das Wesen des Seelisch-Geistigen und des Aufbaus des Gehirns Beziehungen haben. Somit bleibt uns nach den ernsten Nachprüfungen, die das Verfahren über sich ergehen lassen mußte, nichts andres übrig, als es für Bluff zu halten.

Der kleine Trommler

Nach einer Wasgenwaldsage

Du wohntest hier, du throntest da:
Einst siehst du dich im Trommlerwald.
Du weißt nicht, wie dir jäh geschah:
Ein fremder Ruf hält dich umkrallt.
Die Trommel sagt: Trommtromm!
Der Trommler lockt immer: Komm!

Der kleine Trommler, nie ertappt,
Zieht dich durch weiße Birkenwand;
Rastlose Trommel klippt und klappt,
Führt dich in dunkles Einhornland.

Dein eigner Fuß gehorcht dir nicht,
Marschiert zu langsam, geht zu schnell;
Der Weg sei steil, der Busch sei dicht:
Den Takt singt fernes Trommelfell.

Du folgst, wohin der Trommler mag,
Du wanderst wider Willen mit,
Dir gärt im Blut der Trommel Schlag
Zu Schritt und Tritt, zu Schritt und Tritt.

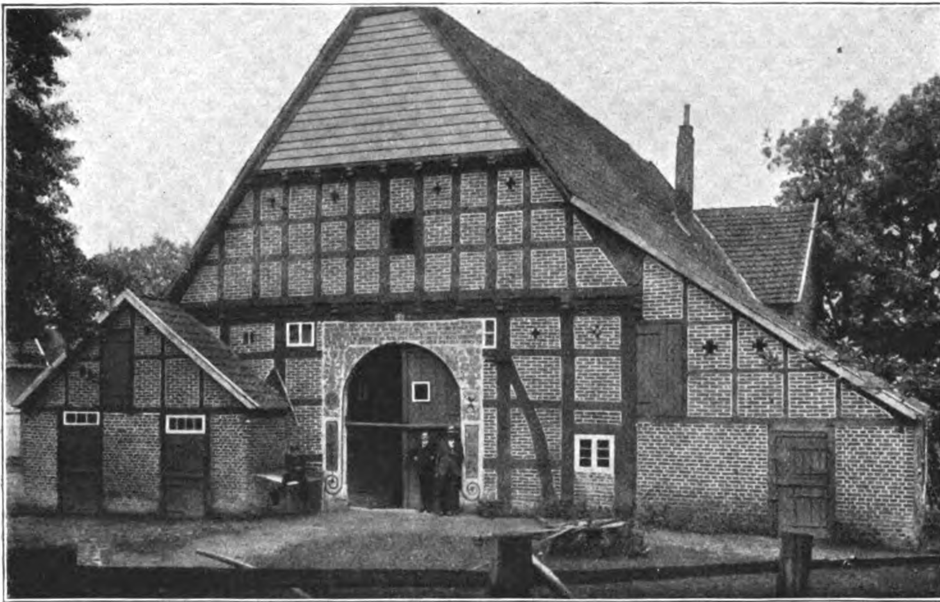
Und winkt im Morgengrauen fahl
Der Ewigkeiten endlos Land,
Auftrommelt dir zum letztenmal
Des Unbesiegten dürre Hand:
Tromm, tromm, tromm,
Mein lieber Wandrer, komm!

Max Bittrich



Rudolf Hause: Morgenritt

UNIV. OF
CALIFORNIA



Lippisches Bauernhaus in Altenkamp bei Mosebeck

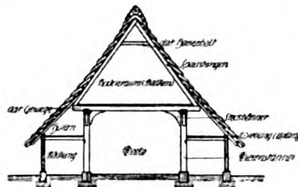
Das westfälisch-lippische Bauern- und Ackerbürgerhaus

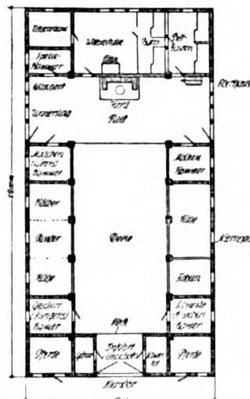
Von Dr.-Ing. Fritz Böse

Läßt man über die heimatlichen Landschaften unsers Vaterlandes einen geschichtlichen Rückblick schweifen, so findet man, daß es vier Nationen sind, die mit ihren volkstümlichen Arten der Ansiedlung ihre Spuren bis auf die Gegenwart verpflanzt haben: die Kelten, die Römer, die Deutschen und die Slawen.

Die Deutschen haben die übrigen als die Endeingesessenen um ein bedeutendes überstrahlt. Sie haben Teile Deutschlands ausschließlich und ursprünglich in Besitz genommen, aber auch auf weiten Strecken und Gebieten die Siedlungen der ehemals dort fußenden Nationen in deutschem Sinne umgestaltet. Sie haben keltische Ansiedlungen besetzt und ihren Sitten angepaßt; die seit Cäsars Zeit begründeten römischen Kolonien haben sie, ohne von ihnen nennenswerte Spuren zu hinterlassen, neu besiedelt, auch die ehemals slawische Besiedlung des Ostens ist durch die Deutschen in volkstümliche Art umgewandelt worden.

So ergibt sich noch zu unsrer Zeit ein buntes kulturhistorisches Bild von reinen und gemischten Siedlungsgebieten, ein Bild, das jedem aufmerksamen Wanderer in die Augen fällt, wenn er die deutschen Gaue durchquert.





Normalgrundriß eines niedersächsischen Bauernhauses

Der uns bis heute überkommene agrarische Bestand der Anlagen der Gehöfte und der Verteilung des Grundbesitzes gibt uns noch die Grundlinien für die erste feste Ansiedlung und die Bedingungen, die sie dem gesamten Agrarwesen stellte; denn wohl ohne Frage bleibt es, daß die bis zur Zwangslage gleichbleibende Beharrlichkeit der agrarischen Zustände alles übrige an Bodenständigkeit übertrifft.

Aber nicht allein die Geschichte, nicht nur der alte Grundbesitz, ersichtlich aus alten Fluraufnahmen, weisen uns bis tief in die Zeiten der Ureinwohner des zu betrachtenden Landes zurück, es ist nicht allein die Verteilung des Grundbesitzes der Agrarier, die sich, den sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen der Jahrhunderte am meisten entrückt, bis auf die heutige Zeit erhalten hat, es sind auch die Uransiedlungen an den heutigen Wohnungen noch erkennbar, den äußeren Anlagen



Einfahrtstor des lippischen Bauernhauses in Altenkamp bei Mosebeck



Einfahrtstor der Leibzucht des lippischen Kolanatshofes Niedermeier in Brüntrup

und Formengebungen der großen und kleinen Gehöfte, der Kötterhäuser und der mit diesen verwandten Ackerbürgerhäuser der Landstädte.

Das wohl allgemein als großer strohgedeckter eichener Ständer- und Fachwerkbau bekannte niedersächsische oder westfälische Bauernhaus (Abbildung S. 421) hat ein breites Einfahrtstor, eine geräumige, als Einfahrt und Durchgang, Futtergang, als Raum zum Dreschen und Reinigen des Getreides, Braken des Flachses dienende Mitteldäle (Dehle oder Diele), die oben durch die seitlich durch Streben (steckbänner) gestützten mächtigen Quer-Deckenbalken (dat gewege) mit aufgenagelter dicker und breiter Dielung abgeschlossen ist. Ihr Fußboden besteht aus gestampftem Lehm. Sie ist zugleich Saal des Hauses für frohe und ernste Feierlichkeiten. Seitlich von ihr liegt beiderseits die Kübbung, bestehend aus den Stallungen der Kühe, Pferde, Fohlen und Kälber, den Futterräumen (feorkamern), der Häckselkammer (sniekamer), dem Schlafraum der Pferdeknechte (jungenskamer) und dem der Mägde (lütenskamer). Der obere Teil der Kübbung (hiëlen, huilen = offene Höhle oder Hille) diente zur Aufnahme von Heu, gedroschenem Stroh und dem Buschen (Reiserbündel). Hinter der der Einfahrt gegenüberliegenden Querseite der Diele, oft getrennt von ihr durch eine leicht



Haus eines Kleinbauern zu Pivitsheide in Lippe

wegnehmbare Wand, liegt, die ganze Breitseite des Hauses einnehmend, der Hauptaufenthaltsort der Familie, der gepflasterte Hausflur, das Fieet. Der obere Teil der Kübbung läuft auch hier, vom löchteholt getragen, beiderseits fort und heißt an dieser Stelle unnerslag oder iutlucht. Hier befindet sich auch der Herd (de hard, härdstie), über dem der riesige kiëtel (Kessel), vom kiëtelhaken am halbaum getragen und an der wëinszul (Wendesäule) drehbar, hängt, überspannt von dem mächtigen Rauchfang (Bosem). Hier ist seitlich die Herdbank für die bevorzugten Familienmitglieder, rechts der Lehnstuhl für den Bauer, links der Platz der Hausfrau mit der Wiege zu finden. Hinter dem Fleet liegt, bei den jüngeren Bauten meist durch eine Querwand getrennt, eine große Stube mit danebenliegenden Kammerfächern als Erweiterung des ehemals alleinigen unterkellerten Kammerfaches mit den durch Schiebetüren verschließbaren großen Bettkästen (durk). Das ganze Haus teilt sich in das Oberende oder Oberhaus und in das Dehlende oder Niernhaus ein. Zwischen Däle und Einfahrtstor (Nienbüör) liegt das Vorschott oder die Infahrt, die von der Däle zum Abhalten der auf dem



Haus eines Kleinbauern zu Pivitsheide in Lippe



Ackerbürgerhaus in Lemgo in Lippe, Breite Straße

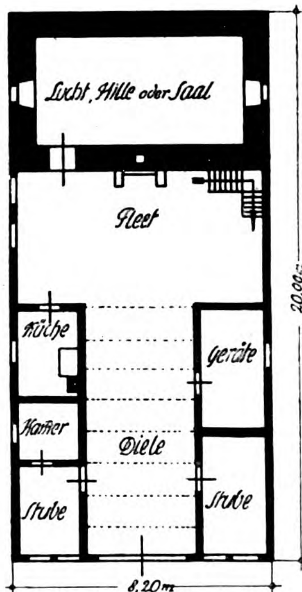
Hofe umherlaufenden Tiere durch das Heck, ein niedriges Gitter, getrennt ist.

Der lippische Hof Altenkamp bei Mosebeck (Abbild. S. 421 oben) zeigt allerdings kein »altes« Bauernhaus, sondern ein den Bedürfnissen der letzten Jahrhunderte angepaßtes. Die ehemals das Dach tragenden etwa 50 Zentimeter im Quadrat starken Dielenständer (dialstänner) haben ihre tragende Funktion verloren. Das Dach ist höher gerückt und schleppt nicht mehr auf die Seiten-Außenwände herab, sondern wird von diesen getragen. Die ehemals up siege wand liegenden uplangers sind geschwunden; die Außenwände sind höher geführt (up hauge wand), die ehemals offenen hiëlen erhalten durch die gerade Decke größeren Wert und werden als büens durch Verschläge geschlossen, wobei für die Hühner ein besonderer heonerwuimen abgetrennt wird. Von den büens gelangt man an einer Stelle auf den Boden, dessen Hauptzugang jedoch die in der Dielendecke befindlichen zwei bis vier Luken (balkenslop, balkenlock, balkenliuken) bilden, zu denen die riesige, für


Ackerbürgerhaus zu Salzuflen in Lippe
Dammstraße 21


Ackerbürgerhaus zu Salzuflen in Lippe
Lange Straße 37

gewöhnlich an die Dielenständer gehängte balkenlebder führt. Bei diesem Hause ist der ganze hintere Wohnteil nach städtischem Muster neugebaut und vollständig quer hinter die Diele gerückt; auch der Rauch findet hier seinen Abzug nicht mehr durch dat uhlenlock an der Giebelspitze unter dem kleinen Vorschopf des Daches, sondern durch einen Schornstein. Die einstmalige Füllung des Fachwerks durch mit Strohlehm verputzte Weidengeflechte ist durch Backsteinausmauerung ersetzt. Die sonst weiß getünchten Fache sind hier in der Backsteinfarbe rot gelassen, nur die Fugen sind weiß ausgestrichen. Die verzapften eichenen Fachwerkhölzer haben auch nicht mehr die Stärke von 20—30 Zentimeter, wie sie die alten Bauten besitzen. Auch Ziegeldeckung ist hier der alten Strohdeckung gefolgt, doch ist eine reiche, seit alters her übliche Bemalung der Holzteile des schönen Giebels beibehalten worden und verleiht dem ganzen Bau ein freundliches Gepräge. Das rundbogige Einfahrtstor (niendüör) hat seine alte Grundform bewahrt mit seinen 50 Zentimeter breiten Ständern und den kunstvoll konstruktiv in diese und in den Torsturz eingelassenen Bogenzwickeln (Abbild. S. 422). Es besteht aus zwei sich nach innen öffnenden, aus dicken eichenen Brettern gezimmerten Flügeln, deren einer wieder in ower- und unnerdöre geteilt ist; zum Verschluß dient ein im Inneren festzusteckender Querbalken, der gränsel. Das Torgerüst trägt reiche Flachschnitzerei in grünen und schwarzen Farben auf hellgrauem Grunde, links die lippische Rose und rechts den vielleicht an die ehemalige Grafschaft Sternberg erinnernden sechsstrahligen Stern in schwarzweißroten Farben. Außer dem auf dem Torsturz zu lesenden Psalm trägt die höhergelegene Schwelle folgenden, den Stolz und das Selbstbewußtsein des Besitzers kennzeichnenden Spruch:



Grundriß eines Ackerbürgerhauses in Lemgo in Lippe, Breite Straße

Wie geht es immer zu! — Die mich hassen, den ich nichts



Ackerbürgerhaus zu Salzuflen in Lippe, Obermühlenstraße 7

tan, die mier nichts gonnen auch nichts geben, die mussen doch leiden das ich lebe. Der Seegen des Herrn macht reich ohne Muh. —

Wie sehr man besonders die Einfahrt als des Hauses Stolz zu schmücken bemüht war, sieht man auf dem Bilde der Niendör der Leibzucht des Kolonatshofes Niedermeier in Brüntrup in Lippe (Abbildung S. 422). Die 60 Zentimeter breiten Ständer, der schön geschwungene Bogen und die nochmalige horizontale Teilung der linken Torhälfte mit gleichzeitiger Vertikalteilung, die Ständer mit der schmückenden lippischen Rose und dem Stern, den Namen des besitzenden Ehepaares in ovalem Rahmen, der Torsturz mit den drei reizenden Fensterchen zur Beleuchtung der Däle, beiderseits die nochmalige Umrahmung durch Fensterchen, das Tor selbst aus breiten Brettern gezimmert, alle Teile für sich groß und gedrungen: das gibt ein Bild von Kraft und Stolz, würdig des Stammes der Bewohner des Hauses.



Dälentor zu Salzuflen in Lippe, Ritterstraße 12

Neben dem Normalgrundriß des westfälischen Bauernhauses bestehen mehrere Varianten verschiedener Gegenden, die hier anzuführen zu weit gehen würde.

Im Prinzip ist die Hausanlage der kleineren Kötter oder Heuerlinge dieselbe wie die der großen Bauern, nur einfacher, räumlich begrenzter und den kleineren Lebensverhält-



Ackerbürgerhaus zu Lage in Lippe
Rhinstraße 16

Beamten, Kaufleuten, Handwerkern und Tröblern als Bauern fort und gingen weiterhin ihrem Berufe auf ihren ererbten Besitzen nach. So kam die ländliche Bauweise in die Städte, und es beherrschte der Holzbau fast ebenso massenhaft und dauernd wie auf dem Lande die Häuser der gewöhnlichen Städte.

Der ländliche Charakter der kleinen Städte Westfalens hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und mit ihm die das ländliche Gepräge tragenden Häuser der noch Ackerbau treibenden Bewohner. Allerdings hat sich manches, besonders hinsichtlich der Benutzung der Räume, den verschiedenen Verhältnissen und Ansprüchen, der oftmaligen Platzbeschränkung Rechnung tragend, verschoben und verändert, doch ist die Anlage in Grundriß und Konstruktion erhalten geblieben. Das zeigt der Grundriß eines kleinen eingebauten Ackerbürgerhauses des lippischen Städtchens Lemgo, Breite Straße (Abbild. S. 424).

Die infolge der städtischen Platzbeschränkung nur 2,80 Meter breite Däle hat neben sich herlaufend die beiderseits ... nissen angepaßter. Auch bei ihnen finden sich auf dem Lande allenthalben die Mitteldäle, vorn beiderseits die Stallungen, am Ende der Däle das Fleet mit dem Herd und dahinter die wenigen Wohnräume. Die malerische Gruppierung des Hauses eines kleinen Bauern auf dem Lande zu Pivitsheide in Lippe, erbaut 1767, mit den für die lippische Gegend typischen Giebelvorbauten (Anklapps oder Ausluchten), den kleinen angebauten Ställen, dem nie fehlenden Hühnerloch (dat honerlock) links neben der Einfahrt zeigt den ganzen Reiz, die schlichte Schönheit der westfälischen Bauweise. Auch hier liegen die Stallungen neben der Diele, die Wohnräume hinter dem Fleet (Abbild. S. 423).

Als sich im Mittelalter aus den Bauerschaften nach und nach an den Hauptverkehrsstraßen, an alten Markt- und Handelsplätzen, meist unter Obhut der kaiserlichen Reichshöfe, der Sitze und Höfe eines Bischofs, eines Klosters oder eines Grafen oder Dynasten, die Städte bildeten, wurden sowohl die großen als auch die kleinen Bauernhöfe mit in den Stadtbezirk einbezogen, und die alten Bauernfamilien bestanden neben den



Ackerbürgerhaus zu Lage in Lippe, Rhinstraße 33

seitige Kübbung, jetzt in Wohn- und Arbeitsräume der das Haus bewohnenden Schusterfamilie umgewandelt. Die Diele hat die Höhe der beiden Geschosse der seitlichen Kübbung. Das aus Fleet (Flur) und Saal bestehende Oberhaus legt sich in der ganzen Hausbreite an das Dielenende an. Der alte Kamin mit seinen prachtvollen steinernen, reich bearbeiteten Stützen weist noch auf den einstigen Hauptaufenthaltsort der Familie hin. Eine durch schön geschnittene Brettertraillen geschmückte Treppe führt über das Fleet auf einen darüberliegenden Flur, von dem man in die obengelegenen seitlichen Kammern, Vorrats- und Geräteräume sowie nach hinten hin in das Obergeschoß des Saales gelangt.

Der Saal, auch Lucht oder Hille genannt, der sich in vielen besseren städtischen Häusern infolge fortwährend gesteigerter Brand- und Kriegsgefahr im Laufe des Mittelalters entwickelt hat, ist ein großer zweigeschossiger, oft unterkellerter und gewölbter, von etwa 1 Meter dicken bruchsteinernen Wänden umschlossener Bau. Der oft überwölbte Keller des Saales diente als Vorratsraum, der Saal selbst als Fest- und besseres Wohnzimmer der Familie, bei Kriegs- oder Brandgefahr auch wohl als Aufbewahrungsraum für kostbares Gut und Habe. Seine Lage wurde wohl aus Sicherheitsgründen weitab von der verkehrsreichen Straße gewählt, doch hat auch bereits das Zusammentreffen des stets schon gemauerten Kellers unter dem alten Kammerfache des Bauernhauses mit der steinern fundierten Herdanlage den Platz des Saales im Hinterhause von vornherein festgelegt, indem man den Bau des ganzen Steinwerks an die alten vorhandenen steinernen Fundamente anschloß. Dieser Steinbau geht oft unter dem Namen Kemnate.



Ackerbürgerhaus zu Lage in Lippe, Lange Straße 118



Ackerbürgerhäuser zu Horn in Lippe
Pfuhlstraße 242/43

Der Vordergiebel dieses Hauses zeigt reiche, über alles Holzwerk und die ganze Brüstung verteilte, aus der Zeit der Spätrenaissance stammende Schnitzereien (Abbild. S. 423). Er ragt nach oben zu stockwerkweise über und weist auf den allgemeinen Reichtum der ehemals bedeutenden und mit republikanischen Rechten ausgestatteten Hansestadt Lemgo hin.

Ein ganz ähnliches Bild in Grundriß, Aufbau und Giebelbildung zeigt das Ackerbürgerhaus eines Landwirts in der jüngsten lippischen Stadt Bad Salzuflen (Abbild. S. 424). Neben dem



Ackerbürgerhaus zu Berlebeck in Lippe Nr. 63

Auf dem Torsturze sind die Namen der Erbauer und ehemaligen Besitzer zu lesen: Balthasar Schirman und Anna Margreta Groteguhts. —

In den Haussprüchen liegt oft viel naive Weisheit der einstmaligen Bewohner; sie sind meist deutsch, zuweilen mit Hilfe der Geistlichen lateinisch gewählt. Sie sprechen für religiöses Bewußtsein und sind Gebete oder Schrifttexte; andre geben einfache, oft derbe Lehren über die Landwirtschaft und Viehzucht. Aus den Schnitzmustern der Portale, Balkenköpfe, Zwickel, Füllhölzer, Schwellen, Ständer, Riegel und Brüstungen sprechen das neuerwachte Gefühl der Renaissance und der nordische Sinn zugleich; ein frischer Formensinn entwickelt in Fratzen, Masken und Sirenengestalten oft eine das romanische Vorbild übertreffende Eigenart und zeigt zugleich den den Deutschen eigentümlichen Volkshumor, der seiner Weisheit und Narrheit Ausdruck gab.

Das Dälentor Ritterstraße 12 in Salzuflen zeigt gleichfalls seine Schönheit in der schlichten Einfachheit (Abbild. S. 425). Bei den Ackerbürgerhäusern ist die Gesamtteilung der Fläche der Unnerdöre nicht zwei-, sondern dreiteilig. hohen Einfahrtstor mit den darüberliegenden Fensterchen zur Beleuchtung der zweigeschossigen Däle sitzt die dort häufig vorkommende Auslucht, auch Anklapp genannt, von deren Seitenfenster die Hausbewohner vor die Einfahrt und die Straße entlang sehen können. Seitlich der Däle liegen im Erdgeschoß Wohn- und Schlafzimmer, im Obergeschoß Schlafkammern. Die oberen Böden hinter dem hohen Giebel dienen als Lagerräume für Getreide, Heu und Stroh.

Was für eine trauliche Gemütlichkeit in solch ländlich geprägter Stadt herrscht, zeigt das Haus Obermühlenstraße 7 (Abbild. S. 425), erbaut im Jahre 1724, wie die Balkeninschrift zeigt. Die Fache sind gelb gekalkt, das Balkenholz ist braun gestrichen, das Tor in leuchtend grüner Farbe gehalten, rechts im Bogenzwickel der Stern, links die Rose. Als einziger Schnitzschmuck zieht sich ein Flechtband um das Tor herum. Auf der überkragenden Schwelle des Giebels ist der eingeschnitzte Spruch zu lesen:

In Gottes Namen geh ich aus, ach Herr, regier mein gantzes Haus mein Hausfrau und mein Kinderlein laß Dir o Gott befohlen sein. —



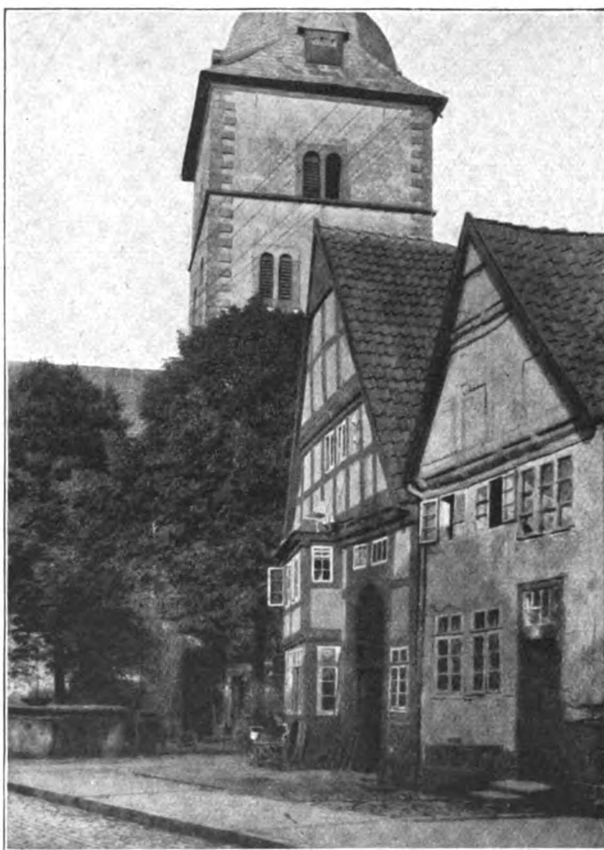
Haus zu Detmold in Lippe, Krumme Straße 36

Der mittlere Flügel dient für den ständigen Gebrauch als Tür. Dieser ist nochmals der Höhe nach in zwei Klappen geteilt zum Zwecke der ständigen besseren Beleuchtung und Lüftung der Diele durch Offenlassen des oberen Teils und zur gleichzeitigen Abhaltung der Hoftiere durch Schließen des unteren Teils — eine sehr praktische Einrichtung, die ihrem Zwecke nach an das Heck, die niedrige Gittertür hinter der Infahrt im Bauernhaus, erinnert. Das Bild zeigt ferner etwas Neues: das Tor ist nämlich an die rechte Seite des Hauses geschoben, die Däle hat also rechts kein Seitenschiff (keine Kübbung) und ist nur links von Wohnräumen begleitet.

Diese Grundrißanlage wiederholt sich des öfteren, so bei dem schönen Hause Dammstraße 21 zu Salzuflen (Abbildung S. 424). Zur Erreichung der oberen Vorratsräume dient eine Treppe, deren malerischer Aufgang mit den geschnittenen Brettertraillen, den unter ihr gelegenen Fenstern, den Steckbännern unter den Dielenbalken, dem Tellerbord (Kantschap) und dem Herd (der Maschine) so recht das Wohnen und Treiben auf dem Fleet zeigt. Dies Haus ist von mehreren kleinen Familien bewohnt und besitzt zwei Herdstellen auf der Däle. Die Stallungen sind in einen Anbau gerückt, nur der kleine Huonerwiemen liegt als Bretterbutze noch rechts vorn in der Däle. Über den Stallanbau links schleift das Dach malerisch herab. Nicht minder malerisch aber ist die rechte Seite, wo das Dielentor liegt, mit den vierfach geteilten Fensterchen rechts und links des Torbogens, den geschnitzten Konsolen unter den Stichbalkenköpfen und der überkragenden Giebelschwelle, mit den beiden übereck gestellten Torfensterchen und dem kunstvoll behandelten Losholz zwischen Over- und Unnerdöre. Auf dem Torsturz steht eingeschnitzt geschrieben:

Gott gesegne dieses Haus
Uns alle, die da gehen ein und aus.
Und meine Frauen und Kinderlein,
Las dir, o Gott, befohlen sein!

Herman Hinrich Althof und Margret Ilsabein Remmers haben dis Haus lassen bauen, haben dis Haus durch M. (Meister) Frans Kortywent lassen bauen und aufrichten den 7. Junius 1746. —



Ackerbürgerhäuser zu Horn in Lippe, Mittelstraße 6/7

Oft bildete man aus der Diele durch geschickte Treppenanlagen und Galerien vor den hinteren und seitlichen Räumen des Obergeschosses einen prächtig wirkenden Raum.

Über der Einfahrt eines Nachbarhauses ist zu lesen:

Deutsche Treue, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind 4 Helden allzumal. —

Nun noch ein Blick in die alte Hansestadt Lemgo!

Diese, noch jetzt in Straßenbezeichnungen an die Schlager, Tröger, Rampendahler, St. Nikolaier Bauernschaften der Altstadt und die Heiligengeister und St.-Marien-Bauernschaften der Neustadt erinnernd, zeigt in ihrem Gesamtgepräge das Stimmungsbild ihrer rein agrarischen Herkunft. Ganze Straßenzüge bestehen aus Reihen von Ackerbürgerhäusern. So die Echternstraße und die Mittelstraße (Abbild. S. 430). Das Haus Mittelstraße 136 ist mit einer Auslucht (Anklapp) versehen, die weit auf den Bürgersteig vorgeschoben ist und ein Pultdach als Abdeckung besitzt. Das Haus rechts daneben, Nr. 138, ist von einem Schmiedemeister bewohnt.





Mittelstraße 136 u. 138



Echternstraße Echternstraße

Ackerbürgerhäuser zu Lemgo in Lippe

Die Däle dient als Schmiederaum. In den beiden Bogenzwickeln des Tores sitzen als Innungszeichen Hufeisen, und auf dem Torsturz stehen die Namen der Erbauer und derzeitigen Besitzer.

Auch das Städtchen Lage in Lippe weist noch eine Reihe prächtiger ländlicher Bauten auf. Das Bild des Hauses Rhinstraße 16 (Abbild. S. 426) zeigt ein Häuschen von nur etwa 3,50 Meter Dielenbreite und 8,20 Meter Dielenlänge. Die Fache sind schneeweiß getüncht, die Balkenhölzer tiefschwarz, das Tor grün gestrichen. Die Fenster sitzen wie bei allen Fachwerkbauten bündig mit der Außenwand und öffnen sich nach außen. Sie sind durch Sprossen in kleine Scheiben geteilt. Dies Haus wurde erst 1780 erbaut.

Einen nicht minder freundlichen Eindruck macht das Haus Rhinstraße 33, noch jetzt einem rechten Ackerbürger gehörig (Abbild. S. 426). Vorn liegen beiderseits Wohnzimmer; hinter ihnen läuft rechts ein Gang zu den Stallungen, die auch auf dem Bilde zu sehen sind. Links hinten liegen die Schlafräume, ein Ausgang zum Garten liegt der Einfahrt gegenüber. Ein Treppchen aus Holz mit ausgeschnittenen Brettertraillen führt hinten nach links hinauf und stellt die Verbindung mit den oberen Räumen an der linken Seite her. Auch hier trägt der Anklapp ebensosehr zum Malerischen des Ganzen bei wie das zweckmäßig und doch schön geteilte, tiefbraun gestrichene Einfahrtstor.

Ein Ackerbürgerhaus einfachster Art liegt in Lage auf der Langen Straße 118, erbaut 1829 (Abbild. S. 427). Bis in die Neuzeit hinein sehen wir den gleichen Typ eines aus Holz und Lehm erbauten Hauses trotz den ständigen Feuersgefahren, trotz leicht vergänglicher Bauart immer und immer wieder, weil es für die ländlichen Verhältnisse praktisch, wohnlich und traulich gemütlich war. Den Ausfüllungen der Fache durch Lehmstakungen folgten im letzten Jahrhundert gebackene Lehmsteine oder gebrannte Ziegelsteine; die wärmsten und wohnlichsten Bauten waren jedoch die mittelalterlichen meist bereits verschwundenen.

Weit älter und geschichtlich bekannter ist das ehemals stark befestigt gewesene Horn in Lippe. Schon als Stadt 1248 erwähnt, spielt es in mittelalterlichen Fehden und andern Ereignissen nebst Lemgo eine bedeutende Rolle. Die Stadt trägt noch jetzt landwirtschaftliches Gepräge und weist viele schöne Ackerbürgerhäuser auf, wie die Bilder der Pfuhlstraße 242/43 (Abbild. S. 427) und der Mittelstraße 6/7, dieses mit dem Kirchturm im Hintergrunde, zeigen (Abbild. S. 429).

Die Hauptstadt des Fürstentums Lippe, Detmold, wird als Stadt erst 1305 erwähnt. Im Mittelalter erhält sie Befestigungen, im Jahre 1511 wird sie Residenz. Einen Charakter als Ackerbürgerstadt trägt Detmold nicht, es ist Beamten-, Industrie- und Fremdenstadt. Das Bild Krumme Straße 36 öffnet den Blick in die häuslich gemütliche, trauliche Ecke zwischen Anklapp und Haustür eines kleinen Bürgerhauses, wohl aus der Zeit um 1600 stammend, die in ihrer Verwitterung und ihren Farben, geziert durch den kleinen Blumentisch, so ganz den Reiz und die Wohnlichkeit der Bürgerhäuser kleiner Städte zeigt (Abbild. S. 428).

Der Ort Berlebeck, im Teutoburger Walde am Berghang herrlich gelegen, weist ebenfalls viele alte große und kleine Hofstätten auf. Das Haus Nr. 63 bekundet die Reize ländlicher Stille, Einsamkeit und Schönheit (Abbild. S. 428).

Vom Lande in die Stadt mit übernommen, herrschte der Holzbau bis in die neuere Zeit gegenüber dem Steinbau vor und führte die Traditionen des alten Wohnhauses mit sich. Stolz waren und sind Bauer und Bürger auf ihr Holzhaus, worin ihre Ahnen ihren Reichtum erworben hatten, wo ihre eigne Lebens- und Sterbestätte ist.

Aktualität und Mode

Von Rosa Julien

Man hat sich gewöhnt, von Launen der Mode zu sprechen, und übersieht dabei, daß die sich stetig wandelnden Kräuselwellen der Tagesmoden von einer Unterströmung getragen sind, die Gesetzmäßigkeit beobachtet. Was wir heute »historisches Kostüm« nennen, war zur Zeit seiner Blüte nichts andres als Ausdruck der Hochkultur bestimmter Epochen und Völker in der Kleidung und verbreitete sich mit diesen Kulturen über die Erde. Neben diesen Hauptlinien aber findet sich schon früh eine Tendenz, aus Weltgeschehnissen Anregungen zu schöpfen, die dem einheitlichen Bilde Lichter aufsetzen. Zurück bis in Römerzeiten läßt sich die Tendenz zur Aktualität der Mode verfolgen. Römische Bekleidungsformen, den griechischen entlehnt und verwandt, fanden überall Eingang, wo die Legionen zogen. Aber in Wechselwirkung erhoben die Kriege in Germanien das rotblonde Haar der germanischen Frauen zur Tagesmode der eleganten Römerin.



Spahis



Der Baschlik des Zuaven

Es ist nicht ganz leicht, den Spuren solcher kulturgeschichtlichen Erscheinungen durch die Jahrhunderte zu folgen; die Lückenhaftigkeit des Materials erschwert die Beobachtung. Immerhin bleibt mehr, als im Rahmen eines Aufsatzes zu behandeln wäre. Nur Andeutungen können den Grundsatz charakterisieren.

Der Glanz der Höfe der Mediceer mit ihrer Kunstblüte, Venedigs Reichtum und hohe Kultur übten weithin Einflüsse auch auf Bekleidungsformen. Als Spanien Weltmacht war, als seine Schiffe die Meere beherrschten, Kolumbus Amerika entdeckte, kleidete sich die gesamte Kulturwelt nach spanischem feierlich-steifem Pomp. Amerikas Einfluß war hier und da als phantastische Note zu spüren. Die Entdeckung des Seeweges aber verfehlte nicht, allerlei »Chinoiserieen« der Kleidung hervorzubringen, ohne daß sich eine einschneidende Änderung des Gesamtschnittes ergeben hätte. Nur in der Zutat, im Ornament, im Kopfputz machten sich hier und da die Einflüsse des fernen Ostens bemerklich, wie auf den Kaminen die Vasen und Kunstwerke asiatischer Herkunft erschienen.

Es war Aktualität einer neu eingeführten, vom mächtigen Minister Colbert begünstigten Industrie, die es mit sich brachte, daß zarte

Spitzengebilde in phantastischem Maße Verwendung fanden. Nicht nur Wäsche, Kleider, Hauben wurden damit geschmückt, auch Schuhwerk und Stiefelstulpen der Männer zeigten diese Zierde.


Der Burnus der Spahis als »Beduine« der Modedame (1865)

An der Schwelle der Neuzeit, während des Dreißigjährigen Krieges, bringt die sich mehr und mehr entwickelnde Gesetzmäßigkeit der Aktualität es zuwege, einem deutschen Kleid zu internationaler Geltung zu verhelfen, jenem Rock- und Miedergewand, das, von Malern oft verewigt, als »Gretchenkleid« bekannt geworden ist und auch heute in der Geschichte weiterlebt.

Mit der schnellebigen Neuzeit mehren sich die Zeichen, und die Einflüsse des Orients werden häufiger fühlbar, obgleich die Grundformen abendländischer Bekleidungsweise noch die Oberhand behalten. Als die Franzosen in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihre Kolonialkriege führten, wurde bald der Burnus der vielbestaunten Spahis, nach dem die Pariserin Mäntel und Kragen gestaltete, unter dem Namen »Beduine« zum beliebten Kleidungsstück aller Modedamen der Alten und der Neuen Welt. Auch der »Baschlik« des Zuaven, der orientalischen Trachten entstammt, trat damals einen Rundlauf um die Erde an.


Der »Baschlik« der Modedame (1868)

Noch einmal machen sich Spaniens Einflüsse geltend. Als der Papst der lebensfrohen Königin Isabella die Tugendrose schenkt, als Karlistenkriege und Erbfolgestreit die Blicke nach der Pyrenäenhalbinsel lenken, wird der spanische Blondenschal schnell beliebt bei den Eleganten, Bolerohut und Bolerojäckchen aber werden aufgenommen in jenen eisernen Bestand der Moderequisiten, die immer und immer von Zeit zu Zeit wiederkehren. Auch jetzt scheint es fast, als solle das Bolerojäckchen einen Rückweg zu der kürzeren Taille bahnen.

Aber der Pflug der Entwicklung pflügt weiter gen Osten »ein Neues«. Unter dem Einfluß des Russisch-Türkischen Krieges gewinnt die der russischen Volkstracht entstammende langschößige Bluse oder das Hemd des Kosaken unter dem Namen »Casaque« Weltmodeinteresse, und der Siegeszug des Kimono beginnt, als Rußland und Japan sich bekriegen. Von ihm wie von den seit den Balkankriegen 1912/13 verbreiteten Trachten des europäischen Ostens und anschließender Gebiete, den sogenannten Balkantrachten, gehen einschneidende Veränderungen des Weltmodekleides aus. Der Grundschnitt des westeuropäischen Kleides wird revolutioniert. Durch Verengung des unteren Teiles, bei weitgehender Lockerung des oberen, wird das Gesamtbild auf eine vollkommen andre Basis gestellt. Das Balkankleid besteht bei slawischen und rumänischen Trachten, wo es noch in ursprünglicher Form getragen wird, meist nur aus einem über das Hemd gebundenen geraden Stoffstück, der Horbotka, das um die Leibmitte mit gewebten Gürteln befestigt und vorn etwas aufgeschlagen wird, um das Schreiten zu ermöglichen.

Die Horbotka läßt vom Hemd nur den Oberteil und die Ärmel sehen. Aber gerade dieses lange weiße Untergewand ist bedeutsam geworden für die Geschichte der Kleidung. Geradlinig und langärmelig, eng die Gestalt umschließend, wird es von manchen auf den Chiton der Griechen zurückgeführt, der aber vielleicht auch nur ein Übernommenes gewesen ist. Die Notwendigkeit, der Sitte gemäß die Ärmel anzuschneiden, anderseits die Unmöglichkeit, auf den Webstühlen primitiver Völker erhebliche Stoffbreiten herzustellen, geboten, den Stoff quer zu nehmen, und die Länge des Hemdes war nur zu ermöglichen durch Aneinanderfügen zweier Stoffbreiten, deren Naht an derselben Stelle um die Hüften läuft, wo heute die Weltmodedame die Taillenlinie zeigt. Unter dem Zwang der Entwicklung hat modeschöpferischer Geist das Urkleid des Ostens zur Weltmodenorm erhoben.



Das Balkankleid beeinflußte den Gewandschnitt seit dem Balkankrieg 1912/13. Urtyp der engen Gewandung



Das Polenkleid mit der Confederatka, das während des Weltkrieges aufkam

Während des Weltkrieges hat es nicht an aktuellen Einflüssen öst- und westlicher Herkunft gefehlt. Zu Ehren der Bundesgenossen trugen die Pariserinnen den Kilt, den kurzen Faltenrock der Bergschotten, und deren kleine Mütze. Bei uns gab es Polenkleider (1915), bulgarische Hemden und türkische Jäckchen, womit sich wieder das Interesse ostwärts kehrte. Auch schüchterne Versuche tauchten auf, eine Grundform deutscher Frauenkleidung als Mode zu verbreiten. Vorüber! Vergessen! Es waren Eintagsfliegen.

Und wieder kam eine starke Woge aus Osten: der Zeitgeschmack Tutanchamons. Die Aktualität einer von der Wissenschaft geheiligten Grabentweihung gab der eleganten Welt Modetips. Man lernte an Stoffen, die jenen Grabkammern entstiegen, die Schönheit einer Farbenkunst kennen, wie sie nur jene versunkene hohe Kultur hervor-

gebracht hatte. Farbengruppen kleinster Flächen in wundersamer Linienführung, deren Zusammenklingen Eindrücke herrlichster Harmonien erzeugt, Farbenkunst eines Volkes, das die Farbe zum Bestandteil des Kultischen erhoben hatte. Und das Gewand blieb eng wie das der Ägypterinnen alter Hieroglyphen.

Da auch der Bubikopf bekanntlich »ex oriente« kam, so stellt die Mondäne von heute mit ihrem engen Gewand, das Rock und Oberteil dort zusammenfügt, wo das dem griechischen Chiton entlehnte Hauptgewand slawischer, orientalischer Frauen die Verbindung zeigt, eine kulturpsychologisch bemerkenswerte Erscheinung dar, die noch betont wird durch die Liebe zur Farbe und die Neigung zum Färben von Haut und Haar.

Doch kann es ja nicht immer so bleiben hier bei der wechselnden Mode. Als Erhalterin von Hunderttausenden von fleißigen Händen darf sie nicht stillstehen. Der Modeberichterstatter hat längst zu verzeichnen, daß die Röckchen weiter geworden seien. Den Chronisten aber, der nach tieferen Zusammenhängen und Kultureinflüssen forscht, darf das nicht beirren. Er sieht, wie nach langer Vorherrschaft des Abendlandes, innerhalb verhältnismäßig kurzen Zeitraumes, nach einigen Vorstößen der Orient die Anschauungen über Bekleidungsform revolutioniert, den Grundschnitt verändert hat. Diesen Grundschnitt, der so festsaß, daß die ersten Darstellerinnen klassischer Dramen sogar das griechische Gewand auf ihn umzustellen suchten.



Deutsche Volkstracht aus Hessen



Das sogenannte »Deutsche Kleid«, ein während des Weltkrieges gemachter Versuch, ein deutsches Kleid nach hessischer Volkstracht zu schaffen

Der enge Rock kam zuerst um 1900, kehrte wieder 1912, brachte dann in den zwanziger Jahren die tiefe Gürtung mit und erhält sich zwischen all den weitflatternden Röckchen. Er wird, wenn nicht alles täuscht, der Mode des Jahrhunderts das Gepräge geben.

Wenn es wahr bleibt, daß Mode der Ausdruck geistiger Kulturen bestimmter Epochen in der Kleidung ist, dann treten hier Anzeichen einer veränderten Weltanschauung in äußere Erscheinung, einer geistigen Welle aus Osten. Daß Baustile die Geistigkeit der Epochen architektonisch verkörpern, ist unbestritten. Da scheint es wohl nur logisch, daß Gewandstile in noch subtilerer Weise ihre Schwingungen erkennen lassen. Es kommt nur darauf an, den unbewußten Ausdruck bewußt zu erfassen.

Friedrich der Große und die Gräfin Brühl

Von Graf Nikolaus Rehbinder

Kühl und klar übersah der Große König die Maschen des Netzes, in das seine Feinde ihn zu treiben gedachten. Seiner alten Parole: »Der Hieb ist die beste Parade« getreu, beschloß er, ihnen zuvorzukommen. Mit der Schnelligkeit des Wetterstrahls stieß der geniale Feldherr an der Spitze einer erlesenen Armee von 60 000 Mann über die sächsische Grenze, legte bei Pirna einen eisernen Ring um das befestigte Lager der schnell zusammengezogenen sächsischen Truppen und zog am 9. September 1756 in Dresden ein. Dort hatte alles den Kopf verloren. Der König August 3. von Polen-Sachsen und sein allmächtiger Minister Graf Heinrich Brühl waren nach Warschau entflohen, die Stadt befand sich in ungeheurer Erregung. Die Königin Maria Josefa aber, des österreichisch-deutschen Kaisers Josef 1. hochgesinnte Tochter, teilte diese Verzagtheit der Staatsgewaltigen nicht und beschloß unerschrocken, in der vom Feinde besetzten Landeshauptstadt auszuharren und, wenn nichts andres, zum wenigsten die Ehre zu retten. Und in jenen dunklen Prüfungstagen, da alles und alle die königliche Kämpferin verließen, war es allein die Gräfin Brühl, welche in echter deutscher Treue Not und Gefahr mit ihrer Souveränin teilte.



Gräfin Brühl

Franziska Maria Anna, die Tochter des ehemaligen Oberst-Landkämmerers in Böhmen Wilhelm Albrecht Grafen v. Kolowrat-Krakowski und dessen zweiter Gattin Maria Anne geb. Freiin v. Stein zum Jettengau, war mit ihrer verwitweten Mutter, die 1710 zur Oberhofmeisterin der Königin von Polen ernannt worden war, nach Dresden gekommen und hatte sich, kaum siebzehnjährig, am 29. April 1714 zu Schloß Moritzburg mit dem schon damals allmächtigen Premierminister Heinrich v. Brühl vermählt. In den Überlieferungen des Hauses Habsburg aufgewachsen und mit der kaiserlichen Familie in enger persönlicher Beziehung, gewann sie auf die politische Tätigkeit ihres Gatten einen Einfluß, der nicht selten bestimmend war. Sie war eine Frau von aufrichtiger Frömmigkeit, durchdringendem Verstand und hoher sittlicher Würde, eine vorbildliche Gattin und Mutter. Die schönen Worte, die sie, auf polnische Verhältnisse Bezug nehmend, am 30. Juni 1754 ihrem Sohn Aloys Friedrich schrieb, stellen ihr sittliches Glaubensbekenntnis dar: »Fremde Länder, fremde Sitten; aber das ist's nicht, was ich wünsche, es handelt sich vor allem um gute Sitten, und die gibt es allerorten, denn überall liebt und achtet man die Wahrheit. Darauf richte deine Studien vornehmlich und habe Abscheu vor dem Laster. Übe dich darin, ein guter Christ und Ehrenmann zu sein, eins kann ohne das andre nicht bestehen ...«

Bei der politischen Einstellung der Gräfin war es selbstverständlich, daß der überraschende Einfall des Großen Friedrich und die strengen Maßnahmen, die zu treffen er sich veranlaßt sah, ihr ungerecht und grausam erschienen: »Hier in der Stadt hat man für die Königin nicht die geringste Rücksicht gehabt,« schreibt sie am 19. September 1756 dem Sohne in heller Empörung, »es sind Wachen ins Schloß gelegt worden, und man hat sich mit Gewalt der Papiere des Kabinetts bemächtigt. Man hat die Minister vom Amt suspendiert, ebenso wie alle Diener des Königs, man hat die Finanzkammer mit Beschlag belegt, die Münze, die Steuern, man beraubt und bestiehlt das Arsenal und bringt alles zu Schiff. Es ist einfach unerhört!«

Gerechter und unpersönlicher beurteilte Friedrich die temperamentvolle Dame. Den unversöhnlichen Haß, der ihn dem Minister gegenüber beseelte, in welchem er nicht mit Unrecht den Drahtzieher aller feindlichen Machenschaften gegen sich sah, hat er nie auf dessen Gattin übertragen,

ihre edlen und verehrungswürdigen persönlichen Eigenschaften vielmehr stets anerkannt und voll zu würdigen gewußt.

Der König ließ nach seinem Einzug in die sächsische Hauptstadt die nachdrücklichsten Befehle an seine Truppen ergehen, sich aller Plünderung zu enthalten und alles Privateigentum unangetastet zu lassen. Dennoch glaubte man Grund zu der Annahme zu haben, daß Graf Brühl heimlich Inventarstücke aus seinem prunkvollen Schlosse Nitschwitz beiseiteschaffe. Da man hierin ein offenbares Mißtrauen gegen die bündigen königlichen Erklärungen erblickte, wurde von nachgeordneter Stelle die Beschlagnahme des Gesamtinventars verfügt. Die resolute Gräfin zögerte keinen Augenblick, sich mit einer Beschwerde unmittelbar an Friedrich den Großen zu wenden. Des Königs Antwort vom 28. November 1755 ist in Form und Inhalt voller Hochachtung und Verehrung: »Sie können versichert sein, Madame, daß ich von dem Vorgang, dessen Sie in Ihrem eben an mich erlassenen Schreiben erwähnen, nicht hinlänglich unterrichtet bin. Ich werde aber dafür sorgen, daß ich sogleich darüber Auskunft erhalte, um Ihnen auf Ihre Beschwerden nach Befinden der Umstände Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; denn ich bin weit entfernt davon, zu gestatten, daß man sich an dem vergreife, was Ihnen gehört. Ich bedaure, wenn grundlose Besorgnis Ihrer Angestellten zu einem peinlichen Mißverständnis Veranlassung gegeben. Sie hätten alles Hausgerät ohne jedes Bedenken an Ort und Stelle belassen dürfen, ich würde niemals gestattet haben, es fortzuschaffen oder zu mißbrauchen. Ich bitte Gott, Madame, daß er Sie in seinen heiligen und gnädigen Schutz nehme. Friedrich.«

Bereits nach zwei Tagen folgte ein zweites Schreiben des Monarchen: »Dresden, den 30. Nov. 1756. Soeben erhalte ich Auskunft über den Vorgang, von dem Sie mir, Frau Gräfin, in Ihrem Schreiben Anzeige gemacht haben. Alles stimmt mit Ihrer Angabe überein; und da alles ohne mein Wissen geschehen ist, so habe ich bereits angeordnet, daß das beschlagnahmte Hausgerät unverzüglich nach Nitschwitz zurückgebracht werden soll. Indessen kann ich nicht umhin, Sie darauf zu verweisen, daß alles unterblieben wäre, wenn nicht Sie sowohl wie Ihr Gatte der Meinung gewesen wären, daß meine Armee bloß zum Plündern nach Sachsen gekommen sei. Das vorliegende Beispiel möge Ihnen die Gewähr des Gegenteils geben, und Sie dürfen versichert sein, daß, wenn man das Inventar ruhig an Ort und Stelle gelassen und es nicht heimlich hätte entfernen wollen, kein Mensch an Beschlagnahme gedacht haben und der Vorfall unterblieben sein würde. Lassen Sie, Madame, allen ungerechtfertigten Argwohn gegen mich schwinden und seien Sie überzeugt, daß nichts meine Zustimmung finden würde, was meinem Willen und meiner Ehre nicht entspricht, und daß ich feindliche Gesinnung lieber übersehe, als sie auf solche Weise zu vergelten. Friedrich.«

Im weiteren Verlauf der Angelegenheiten sah sich der König aber doch veranlaßt, den gräflich Brühlschen Kammerrat und Güterdirektor Sieur Heineke, den man geheimer, preußenfeindlicher Machenschaften beschuldigte, verhaften zu lassen. Auch in diesem Falle wandte sich die Gräfin sogleich mit der Bitte an Friedrich, dem alten, bewährten und treuen Beamten, für dessen Unschuld sie einstehe, die Freiheit zurückzugeben. Die Antwort ist vom 10. Februar 1757 aus Dresden datiert und in Form und Inhalt außerordentlich konziliant: »Frau Gräfin v. Brühl!« schreibt der Monarch, »Ich bin hocherfreut, aus Ihrem liebenswürdigen Brief vom 8. des Monats zu ersehen, daß Sie mit den Anordnungen, die ich hinsichtlich Ihrer Möbel getroffen habe, zufrieden sind. Sie können bestimmt darauf rechnen, daß es mir bei jeder Gelegenheit Vergnügen bereiten wird, Ihnen mein Wohlwollen und meine Geneigtheit zu beweisen. Dementsprechend habe ich sogleich die Haftentlassung des Sieur Heineke verfügt, so daß er für seinen Dienst bei Ihnen wieder frei ist.«

Unerachtet aller Zuvorkommenheit des Königs konnte die Gräfin ihr Mißtrauen gegen die preußische Soldateska nicht völlig überwinden. Sie wandte sich Anfang März mit der Bitte um eine »Salve-Garde« zum Schutz ihrer Person und ihres Eigentums an ihren großen Gegner. »Meine Frau Gräfin v. Brühl!« erwiderte dieser aus Dresden unterm 23. März 1757, »Ich würde es bedauern, wenn Sie noch immer Befürchtungen hegten, wie das aus Ihrem Ersuchen um eine Salve-Garde vor ihrem Hause hervorzugehen scheint. Sie dürfen fest darauf bauen, daß nichts berührt werden wird, auch nicht nach meiner Abreise, und daß Ihr Haus von allem Unheil, wie es andre Wohnungen unvermeidlicherweise treffen mußte, verschont bleiben wird. Sie haben nach dieser Richtung absolut nichts zu befürchten. Es steht sogar völlig in Ihrem Belieben, den Garten weiter zu benutzen und nach meiner Abreise wieder ganz überzusiedeln.«

Nun aber trat plötzlich eine Krisis in dem Verhältnis des Monarchen zu der edlen Frau ein. Es hatten mehrere Schwadronen leichter, zumeist aus sächsischen Kriegsgefangenen zusammengesetzter Dragonerformationen, die auf den lausitzischen Gütern des Grafen Brühl im Quartier lagen, bei ihrem ersten Ausmarsch gemeutert und waren nach Böhmen desertiert. Die Gräfin wurde mit dieser Angelegenheit zweifellos fälschlich in Verbindung gebracht, auch Friedrich


UNIV. OF CALIFORNIA

Rudolf Hause: Rastende Amazonen

glaubte ihrer heimlichen Verbindung mit seinem Kammerdiener Glason auf die Spur gekommen zu sein, den er bei Nacht und Nebel ausheben und auf die Zitadelle von Spandau bringen ließ. Sobald Gräfin Brühl von diesen Vorgängen und der Absicht des Königs, sie nach Polen zu senden, Kenntnis erhalten, wandte sie sich in einem dringlichen Schreiben an ihn und versicherte ihn ihrer völligen Unschuld. Am 3. April 1757 erwidert Friedrich aus Lockwitz: »Frau Gräfin von Brühl! Da es mein aufrichtiger Wunsch ist, die Hochschätzung, die ich in vorigen Zeiten für Sie gehegt und die ich auch heute noch wirklich für Sie hege, beibehalten zu dürfen, so wünsche ich lebhaft, daß Sie ebenso unschuldig sein mögen, als Sie es versichern, und daß Sie nicht in die Verschwörungen verflochten seien, die man kürzlich entdeckt hat. Immerhin halte ich es nach Lage der Sache für das beste, daß Sie von nun an Ihren Aufenthalt in Polen nehmen, wohin Sie auch Ihre Enkelkinder mitnehmen können. Von der Königin und der königlichen Familie wollen Sie sich schriftlich verabschieden. Den erforderlichen Vorspann für Ihre Reise über Bautzen, Görlitz, Liegnitz, Breslau werde ich Ihnen stellen lassen. Der Sie übermorgen begleitende Offizier wird nur bis Liegnitz mitgehen, zwei Husaren sollen Sie eskortieren. Von Liegnitz aus können Sie Ihre Reiseroute wählen, wie Sie wollen. Glauben Sie übrigens, daß mir der Entschluß zu dieser Anordnung außerordentlich peinlich gewesen ist, er soll aber meine Achtung vor Ihnen nicht schmälern, von der Ihnen Beweise zu geben mir bei jeder Gelegenheit ein Vergnügen sein wird.«

Sei es, daß der Protest der Gräfin gegen diese Vergewaltigung zu sehr »con fuoco« ausgefallen war, sei es, daß der König neue Verdachtsmomente gefunden zu haben glaubte, genug, die Antwort lautete kurz und kalt: »Lockwitz, den 11. April 1757. Frau Gräfin v. Brühl! Ich habe den Brief erhalten, den Sie... an mich geschrieben haben. In Ansehung des sehr gegründeten Verdachts, den ich geschöpft, kann ich keine Nachsicht gegen Sie mehr haben, auch nicht erlauben, daß Sie länger in Dresden bleiben. Sie müssen sich also entschließen, die Reise nach Polen anzutreten, wohin Sie einige dazu kommandierte Offiziere den 14. d. M. begleiten sollen.«

Hierzu schreibt der König mit eigner Hand: »Der Verdacht gegen Sie, Madame, ist zu groß, als daß ich Ihre Gegenwart in Dresden länger dulden könnte. Glauben Sie nicht, daß ich mich ungestraft beleidigen lasse. Nichts wäre mir leichter als Rache, wenn sie in meinem Willen läge. Mögen Sie sich mit der Überzeugung begnügen, daß ich die Macht dazu habe. Stellen Sie und Ihr Gatte meine Geduld nicht auf eine zu harte Probe, sonst könnten die Folgen davon für Sie verhängnisvoll werden. Trotz alledem will ich Ihnen mitteilen, daß die Königin, die Franzosen und die Österreicher auf den Sturz Ihres Gatten hinarbeiten. Wenn Sie sich entschließen können, der Sache auf den Grund zu gehen, so werden Sie finden, daß sie auf Wahrheit beruht. Ich mache Ihnen diese Mitteilung nicht aus Rücksicht auf Ihren Gatten, dazu verachte ich ihn zu sehr und besitze Mittel genug, meine offenen und heimlichen Feinde zu vernichten, ohne dabei zu Nichtswürdigkeiten oder Grausamkeiten greifen zu müssen. Friedrich.«

Ton und Inhalt dieses Schreibens weichen so vollkommen von der Ritterlichkeit und dem Respekt ab, von denen die früheren Briefe getragen sind, daß die Annahme einer tiefen und begründeten Verstimmung des Monarchen nicht von der Hand zu weisen ist. Die Geschichtsforschung versagt hier vollkommen. Nach dem Brühlbiographen H. v. Krosigk befindet sich im Brühlschen Familienarchiv auf Schloß Seifersdorf eine Notiz des nachmaligen preußischen Hoftheaterintendanten Grafen Karl v. Brühl, der ein Enkel des allmächtigen Ministers war, welche geeignet ist, ein gewisses Licht in das Dunkel der merkwürdigen Angelegenheit zu werfen. Danach sei in der Tat ein Zerwürfnis zwischen der Königin von Polen, Maria Josepha, und dem Minister eingetreten, weil die Königin kurz vor dem Kriege eine Militärkonvention mit Österreich ins Auge gefaßt habe, nach der bei der alljährlichen Rekruteneinstellung ein gegenseitiger Austausch der sächsischen und österreichischen Kontingente stattfinden sollte, zum Zwecke, Sachsen rascher zu katholisieren. Diesem Plane habe sich der Minister mit aller Kraft widersetzt. Die Ministerin soll ihm nicht fremd gegenübergestanden haben. Rücksichtlich der streng katholischen Einstellung der Gräfin liegt derartiges durchaus auf dem Gebiet des Wahrscheinlichen, gleicherweise ist nach der Denkweise Friedrichs des Großen dessen Empörung durchaus verständlich, auch begreiflich, daß er in diesem Ausnahmefall das Verhalten seines unversöhnlichsten Gegners, des Ministers, billigte und sich aus diesem Grunde zur Warnung an dessen Gattin veranlaßt sah. —

Gräfin Brühl mußte tatsächlich am 14. April unter Eskorte einiger preußischer Offiziere nach Warschau abreisen. Erst nach des Großen Königs Niederlage bei Kollin kehrte sie nach Dresden zurück, die feste Überzeugung der ganzen Welt teilend, daß das Schicksal des »Markgrafen von Brandenburg« nunmehr endgültig besiegelt sei. Der glänzende Sieg Friedrichs bei Roßbach bereitete allen diesen Hoffnungen ein schnelles Ende. In Dresden wirkte er niederschmetternd. Die Königin starb nach kurzem Krankenlager buchstäblich an gebrochenem Herzen. »Ich kann gar

nicht aussprechen,« schreibt die Gräfin, »wie betrübt ich bin! Großer Gott, welcher Verlust und welches Unglück!«

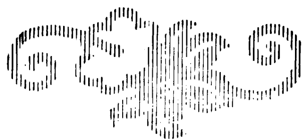
Wieder ergoß sich die Flut der preußischen Truppen über das unglückliche Sachsenland, und wieder wandte sich die Gräfin beschwerdeführend an den König. Anfang Februar 1758 hatte ein preußisches Kommando das Brühlsche Schloß Nitschwitz nach verborgenen Waffen durchsucht und sich dabei, wie die Gräfin irrtümlich annahm, Brand und Plünderung zuschulden kommen lassen. Die Erwiderung des Großen Königs ist nicht frei von wohlbegründeter Bitterkeit: »Breslau, den 28. Februar 1758. Madame! Ich habe das Schreiben empfangen, welches Sie den 15. d. M. in Ansehung des darin enthaltenen Vorfalls an mich erlassen haben, und ich gestehe, daß ich weiter nichts weiß, als daß einige Truppen, welche in die Gegend von Nitschwitz marschierten, in Erfahrung gebracht haben, wie in dem dasigen Hause Gewehre verborgen sein sollten. Sie haben sich darauf in dasselbe begeben, um Nachsuchung anzustellen und sich von dem Verhalten der Sache zu überzeugen. Bei dieser Gelegenheit hat es sich dann ereignet, daß die Landesbewohner die ganze Verwüstung verübt haben, ohne daß man ihnen hat Einhalt tun, noch sie davon abhalten können, ihre ganze Wut gegen denjenigen (den Grafen Brühl selbst) auszulassen, den sie für die Ursache ihres Unglücks und desjenigen von ganz Sachsen halten. Dies habe ich davon erfahren; indessen werde ich nicht anstehen, mich noch genauer zu erkundigen. Bei dieser Gelegenheit kann ich aber nicht umhin, Ihnen selbst zu überlegen zu geben: ob es wohl zu verwundern sein dürfte, wenn ich meinerseits allen Glimpf gegen Sachsen einstelle, da es weltkundig, was meine Untertanen von dem rohen Benehmen meiner Feinde überall, wo sie nur haben hinkommen können, erleiden müssen, und wie sie allerorten die größte Härte und Barbarei ausgeübt haben. Ich wünschte, die Grausamkeiten, die in Preußen begangen worden, aus meinem Gedächtnis tilgen zu können; die Wut mit Rauben, Plündern und Brennen ist aufs Höchste getrieben worden. Jedermann kennt die Drangsale, welche anderseits die Franzosen in dem Clevischen und in meinen übrigen von ihnen eroberten Provinzen über die Bevölkerung verhängen. Das grausame Verfahren, welches die Stadt Halberstadt hat erdulden müssen, ist noch in frischem Andenken. Unter diesen Umständen wird kein vernünftiger Mensch etwas dawider einzuwenden finden, wenn ich, gezwungen durch das rohe Betragen meiner Feinde, endlich die Grenzen der Mäßigung überschreite und überall, wo ich kann, Repressalien ausübe. Es ist notorisch, daß ich damit nicht den Anfang gemacht, und durch das immer fortdauernde Beispiel, welches mir meine Feinde geben, hört auch meinerseits alle Nachsicht gegen die Urheber von dergleichen Verfahren auf, und diejenigen haben es zu verantworten, welche alles dazu beigetragen haben, meine Feinde zu ihrer unerhörten, allen gesitteten Nationen unwürdigen Handlungsweise aufzuhetzen. Übrigens dürfen Sie, Madame, meiner Hochschätzung versichert sein, und hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen und gnädigen Schutz nehme. Friedrich.«

Und eigenhändig fügt der König hinzu: »Die Zeiten haben sich geändert, gnädige Frau, die Verbündeten des Königs von Polen haben in meinen Landen geplündert und gebrannt, ich habe Vergeltung üben müssen, um ihren grausamen Räubereien ein Ziel zu setzen. Daß die Strafe den Schuldigsten getroffen hat, darüber dürfen Sie sich nicht wundern. Friedrich.«

Der König hat fortan den Brühlschen Besitzungen gegenüber keinerlei Schonung mehr geübt. Das Stadtpalais wurde zum »Wachthaus« gemacht, die Schlösser Groschwitz und Pförten wurden eingeäschert. Doch hat die Gräfin dessenungeachtet die Größe des Feindes unparteiisch zu würdigen verstanden und die Berechtigung seiner Handlungsweise stillschweigend anerkannt. In keinem ihrer Briefe findet sich ein Vorwurf gegen ihn oder eine Verunglimpfung seiner Persönlichkeit. Ihr lauterer Charakter konnte wohl dem Landesfeinde Haß entgegenbringen, der Größe des Menschen jedoch die gebührende Hochachtung nicht versagen.

Gräfin Brühl starb nach kurzem Krankenlager am 11. Mai 1762. »Fügt euch in Gottes Willen,« schreibt der Minister seinem Sohne Aloys Friedrich nach Warschau, »... Eure Mutter und mit ihr das Liebste, was ich auf der Welt besitze, ist im Himmel; ein Engel, der an Gottes Thron für uns betet.«

Die Trauer um die edle Frau war, insbesondere bei Armen und Geringen, denen sie allezeit eine warmherzige Helferin und Wohltäterin gewesen, tief und aufrichtig: »Die Betteleute hatten zusammengelegt und ließen Messen für ihre Genesung lesen« schrieb der Vater kurz vor seinem Tode seinem Sohn Karl. »Das ist wohl das kostbarste und Gott angenehmste Opfer.«



Das Kind

Novelle von Clara Viebig

»Ob wir denn hier richtig sind?« fragte die Frau. Sie sah an den breitgefronteten, vielstöckigen Häusern empor, die gar nichts Außergewöhnliches an sich hatten; Häuser, wie sie in dem Viertel jeder Großstadt stehen, das zu den bevölkertsten und den wenigst schönen gehört. Viele Fenster, auch kleine Balkone, durch an Schnüren hochgezogene rotblühende Bohnen vergittert, oder von einer sonnenzerfressenen, regenverwaschenen Markise überspannt.

»Oh, hier möchte ich nicht wohnen! Welcher Lärm!«

Eine elektrische Bahn saust vorüber, dann eine aus entgegengesetzter Richtung. Es dröhnt, es schrammt, es rattert, es quietscht, es rollt, es klingelt, hält an, fährt weiter, rasselt, rumpelt, ächzt; Leitungsdrähte erzittern, ihr Netz spannt sich über die Straße hin. Die Luft ist schwer, von Menschendunst, von Verkehrsstaub, von Benzingestank tutender Autos überladen.

Die Frau fühlte eine gewisse Enttäuschung: wie war es hier alltäglich, ernüchternd! Nichts Außergewöhnliches zeigte sich hier und kein Schimmer von Romantik. Und doch war der Gang, den sie und ihr Mann hier unternahmen, ein ungewöhnlicher, durchaus nicht alltäglicher; er war ein Gang ins Ungewisse, der Gang in ein Abenteuer hinein, vor dem sie erbebte, und das sie doch ersehnte. Diese letzte Nacht hatte sie so ruhig geschlafen, und in den Tagen, in denen der anfangs noch unsichere Wunsch sich erst zum festen Entschluß durchsetzen mußte, war sie auch immer ruhig gewesen, nun aber war sie aufgeregt. Blaß werdend, mit der Schirmkrücke hastig auf die nächste Hausnummer deutend, stieß sie heraus: »Da ist es!«

Ihr Mann zog sein Notizbuch, er hatte sich alles genau aufgeschrieben: Zweiter Hof, linker Seitenflügel, parterre rechts.

Und schon schritten sie über den ersten Hof. Viele Fenster, viele Eingänge, auf ein paar Blumenbrettern wenige bleichgeschoßte Fuchsienstöckchen zwischen aufgehängten Wäschestücken und Scheuerlappen. Die Dame, die zu Hause einen großen Garten hatte und viele bunte Blumenbeete, fühlte ein leises Frösteln: arme Kinder, die hier aufwachsen mußten, ohne Kraft aufschießen wie jene Fuchsienstöckchen! Schweigend faßte sie nach dem Arm ihres Mannes; es war ihr, als müsse sie bei ihm die Stütze für ihren Entschluß suchen. Nun ihr dessen Ausführung so nahegerückt war, erschien er ihr auf einmal recht schwer und für die Zukunft bedeutungsvoll.

Der Mann nickte seiner Frau zu; er verstand ihre Aufregung, die einer Angst fast gleichkam, und teilte sie. Es war ein gewagter Schritt, den sie tun wollten. Zurück konnten sie freilich immer noch, sie waren in nichts gebunden. Aber kam das warm sich regende Gefühl, das sie alle beide hatten, als sie die Annonce, die versteckt, wie verschämt in einem Winkel der Zeitung stand, fanden und lasen, nicht schon einem inneren Gebundensein gleich? Und er kannte seine Helene, kannte sich selber, so würden sie nicht wieder von hier fortgehen, wie sie gekommen waren.

»Komm nur, komm!« ermunterte er und faßte stützend unter ihren Ellbogen. »Wenn dir die Kleine nicht gefällt, gehen wir eben wieder.«

»Sie wird mir schon gefallen — ach, ich hoffe es ja — sicher gefällt sie mir!« Und sehnsuchtsvolle Jahre tauchten vor der Frau auf, lange Jahre, in denen sie auf ein Kind gewartet hatte, mit aller Hingabe und mit aller Zuversicht; dann mit weniger Zuversicht, aber immer noch mit Geduld, mit Hoffnung, mit Heiterkeit gewartet. Nur zuletzt, ach, zuletzt nicht mehr! Jetzt war die erste Jugend darüber verlorengegangen, und die Jahre, in denen man wartet. Wenn man nicht einsam bleiben wollte, war es Zeit, sich nach einem Wesen umzusehen, das man sich erzog zur Freude und zum Trost in jenen Tagen, die das Alter nicht mehr sonnenreich macht, das ein Gefäß wurde, in das man hineingoß, was die eigne Seele an Liebesfülle und Liebesköstlichkeiten barg.

»Für kleines Mädchen, zwei Monate, hübsch, gesund, bittet eine Mutter edeldenkendes Ehepaar um Aufnahme an Kindesstatt.«

So hatte in der Zeitungsecke gestanden unter der Überschrift: Dringende Bitte. Und dann nur noch eine genaue Wohnungsangabe, kein Name. Was hatten sie da alles herausgelesen: Angst, Scham, Not, Verzweiflung. Es las sich so anders als die üb-

lichen Annoncen, in denen Kinder ausgeboten werden. Die Kinderlosen fühlten sich angeregt — sollen wir? Wollen wir?! Man könnte doch einmal die angegebene Adresse aufsuchen, sich das Kind ansehen.

Jetzt waren sie schon im zweiten Hof. Der war ebenso wie der erste, ein Großstadthof, licht- und freudlos.

»Hier wird es sein,« sagte der Mann, »linker Seitenflügel, parterre rechts,« und tastete im fahlen Düster nach dem Klingelknopf.

Helene stockte der Atem. Etwas fiel plötzlich über sie her, ein vorher noch gar nicht dagewesenes Verantwortlichkeitsgefühl. Es faßte ihr an die Kehle und an das Herz: was wollte sie tun? Besaß sie auch all die Liebe, so viele und so große Liebe, um das Kind einer andern Mutter wie ein eigengeborenes ans Herz zu nehmen? Ihr wurde ganz kalt.

Eine ältere Frau öffnete: »Sie wünschen?«

»Wir lasen eine Annonce im Tageblatt — wir sind hier wohl recht?« fragte Meiners. »Wir kommen wegen des kleinen Mädchens.«

Ein hellerer Schein flog über das Gesicht der Frau. »Ach so!« Waren das feine Herrschaften! Ein rascher Blick zeigte ihr: die sahen nett aus — und so wohlhabend! Höflich lud sie ein, näherzutreten. —

Helene beugte sich über den Waschkorb; das Kind lag darin in einem buntgewürfelten Kissen. Ärmlich, aber sehr sauber. Es war Helene eine gewisse Beruhigung, daß die Frau hier ein gutmütiges Gesicht hatte: die sah gar nicht aus wie eine der sonst so berüchtigten Ziehmütter. Die Mutter selber konnte es freilich nicht sein, dazu war sie zu alt.

Eine große Weichheit bemächtigte sich der kinderlosen Frau, als sie auf das Kind niedersah. Wie friedlich es schlummerte! So ahnungslos lag es da! Armes Kind, wenn wir dich nun nicht nehmen, dachte Helene. Aber sie würden es nehmen. Das stand plötzlich bei ihr fest. Das Gefühl der Kälte, das sie überrieselt hatte vorhin, war verschwunden; sie wurde warm.

Ach, es hatte schon viele blonde Härchen, den goldenen Flaum eines jungen Hühnchens! Und so rosige Bäckchen! Das heilige Kind auf Altarbildern im Schoß der Maria fiel ihr plötzlich ein. Oh, dieses Kind paßte nicht hierher in diese Stube, auf deren abgescheuerter Diele kein Teppich lag, und wo in der Röhre des Eisenofens Essen kochte, das mit seinem Geruch von Kartoffelsuppe und Zwiebeln die Luft durchbeizte.

»Wer ist die Mutter des Kindes?« fragte Meiners.

»Das darf ich nicht sagen,« antwortete die Frau.

»Wenn ich eventuell daran denken sollte, das Kind zu nehmen, muß ich aber Näheres wissen. Es ist mir unmöglich, wenn ich nichts über des Kindes Herkunft erfahre. Das müssen Sie doch einsehen, Frau — Frau —, wie heißen Sie doch?«

»Kubalke ist mein Name,« ergänzte die Frau. Sie sah ganz erschrocken drein. »Ich darf es nicht sagen. O lieber Herr, ich kann es wahrhaftig nicht sagen!« Sie fing plötzlich an, ängstlich zu werden: wenn diese Leute nun weggingen, das arme Wurm nicht nahmen?! Sie es noch hierbehalten mußte, und Fräulein Ilse ihr doch nichts, wenigstens so gut wie nichts bezahlen konnte?! Diese Angst preßte ihr mehr heraus, als sie sagen sollte und eigentlich sagen wollte. »Ach, gnädiger Herr, was die Mutter is, die hat eben Unglück gehabt. Und nu is er tot, im Krieg gefallen. Und sie hatte keine Traute, ihren Eltern was von ihrem Zustand zu sagen. Der alte Herr is ja auch so streng. Und was die Frau Rat is — na, die erst! Ich habe lange genug bei sie gewaschen. Sehn Se, und da is das Fräulein in ihrer Not heimlich bei mir angekommen. Und man is doch auch 'n Mensch. Und Kinder hab' ich auch gehabt — man weiß doch Bescheid. Nein konnt' ich nich sagen. Mein Mann hat freilich mächtig geschimpft: Laß die feinen Leute ihren Dreck doch alleine ausfressen! Aber nee, nee! Ich war ihr auch immer gut, von Kind an — 'n bildschönes Mächen! Hier hat se gelegen, hier vor mir auf die Knie, mich angefleht. Nu aber sind wir endlich auf 'nen Gedanken gekommen: wir annoncieren. Es gibt doch Herrschaften, die sich Kinder wünschen. Gnädiger Herr, Sie sind nich betrogen mit der Kleinen — so'n schönes, so'n gesundes Kind! Und denn aus was für 'ne Familie! Wenn ich Ihnen den Namen sagen dürfte, Sie kennten vielleicht den Herrn Papa von dem Fräulein. Aber ich darf ja nich, ich hab's fest versprochen — nee, nee, kein Sterbenswort, so wahr ich lebe!« Sie schüt-

telte den Kopf und preßte den Mund zusammen.

Die Frau hatte offensichtlich keine Ahnung, daß sie schon mehr gesagt hatte, als sie sagen durfte. Ein leises Lächeln spielte um des Hörers Mund: die möchte er nicht zur Hüterin eines Geheimnisses machen. Aber es war ja gut so, nun wußte er ungefähr das, was er wissen wollte. Freilich etwas andres, als was er zu hören erwartet hatte: nicht das Kind einer Dienstmagd war es, eines verführten Ladenmädchens, oder das Kind eines armen Weibes, das der Mann verlassen hatte. Das Kind einer Tochter aus guter Familie, einer jungen Dame aus Kreisen, die den seinen gleichkamen! Denn es war nicht anzunehmen, daß diese Frau Kubalke schwindelte, großtun wollte. Er sah sie scharf an: nein, nein, die hatte ein ganz ehrliches, biederes Gesicht, die dachte gar nicht an Lügen.

Er wandte sich nach seiner Frau um. Die stand noch immer an dem Waschkorb. »Nun?!« Er fragte nicht: gefällt dir das Kind, hast du Meinung dafür?, er sah an ihrem weichen Ausdruck, an dem schwimmenden Glanz ihrer Augen, was sie empfand. Sie kam ihm sehr schön vor mit diesem mütterlichen Lächeln, und wie sie jetzt das Kindchen aus dem Kissen nahm und es in ihrem Arm hielt. »Ich werde morgen einen Arzt herschicken, einen erfahrenen Kinderarzt; er soll das Kind genau untersuchen. Und wenn es sich so verhält, wie Sie sagen, Frau Kubalke, das Kind ganz gesund ist, werden wir es wohl nehmen. Nicht wahr, Helene?«

Die Überlegung hatte bei Helene Meiners längst aufgehört, sie nickte strahlend.

Aber auch die Kubalke strahlte: wie froh konnte Fräulein Ilse nun sein, nun war die auf einmal alle Sorge los. Aber dann kam ihre erste Angst wieder über sie: die Herrschaften würden doch jetzt nicht weggehen und dann etwa nicht wiederkommen? »Kann ich — kommen Sie — werden Sie auch bestimmt wiederkommen? Kann ich mich auch wirklich drauf verlassen?« Sie stotterte. Es war alles so rasch gegangen, sie konnte es noch nicht recht fassen. Aber den Triumph, mit dem sie nun ihrem Mann gegenübertreten konnte, der immer über den Pflegling brummte, fühlte sie schon ganz.

Der Herr zog die Brieftasche und legte seine Karte auf den Tisch. Die Kubalke las mit raschem Blick:

Dr. Ewald Meiners
Generaldirektor

Das arme Weib knickte fast in die Knie vor Respekt: so was Feines, so was Reiches! Da kam das arme kleine Ding, mit dem man gar nicht gewußt hatte, wohin, wahrhaftig noch dazu, mit 'nem silbernen Löffel zu essen und unter 'ner seidenen Decke zu schlafen. Aber schwer wurde es ihr nun doch, die Kleine fortzugeben. Dies letzte sagte sie laut und fuhr sich dabei über die Augen. »Aber ich bin ja zu arm, ich kann ihr ja nich behalten. Und sehn Sie, gnädige Frau, sehen Sie, es lacht! Es lacht Ihnen wahrhaftig schon an!«

Was die Kubalke sah, das glaubte auch Helene Meiners zu sehen. Sie sah ganz deutlich ein Lächeln um den Kindermund. Und die Augen hatte das kleine Wesen jetzt aufgemacht, große dumme und doch schon verwunderte Augen — es sah sie an, ach, es sah sie ja an! Und von einer Wallung des Glücks überrieselt, drückte Helene ihre Lippen auf den blonden Flaum des Köpfchens.

»Auf Wiedersehn!« sagte Meiners zur Kubalke und legte ihr ein paar Geldscheine auf den Tisch zwischen Kartoffelkorb und Milchtopf. »Das ist für Sie — besten Dank! Die Mutter verständigen Sie wohl. Der Arzt kann vielleicht heute schon kommen. Ich hoffe, sowie ich mit ihm gesprochen habe, gleich morgen früh alle nötigen Formalitäten erledigen zu können. Wir bleiben so lange hier im Esplanade-Hotel. Aber meine Frau wird sicher am liebsten das Kind schon morgen abend mit zu uns nach Hause nehmen.«

Wenn Ilse von Werner auf der Straße jungen Müttern begegnet war, die den Kinderwagen vor sich herschoben, mit stolzem Blick auf das Kleine hinter dem Gardinchen niederlächelten, hatte es wie plötzlicher Schreck ihr Herz durchzuckt. Denn dann mußte sie an das Kind denken, das sie geboren hatte.

Nun war sie die Angst, die monatelang, seitdem sie wußte, daß sie Mutter werden würde, auf ihr gelegen hatte, längst los; und auch die Sorge. Fern, ganz fern war jene Verzweiflung, die ihr fast den Verstand

geraubt hatte. Hatte sie sich nicht das Leben nehmen wollen damals? Aus der Baracke, in der sie pflegte, war sie abends hinausgeflohen auf das zerstampfte, granatendurchpflügte französische Feld, darauf das Feldlazarett errichtet war, hatte es durchirrt mit schweren, rastlosen Schritten. Oh, was war das Elend da drinnen im Holzbau gegen ihr eignes Elend?! Arme, Beine, all ihre Glieder hätte sie hingegeben, wäre sie nur das los, was sie ängstigte mit dem Picken eines jungen Vogels an der bergenden Schale. Und kein Mann war da, der sprach: Ich gehöre zu dir, ich sorge für dich! Kein Vater war mehr da für das Kind. Der Geliebte war gefallen. Kaum hatte er das Lazarett verlassen, in dem sie ihn gepflegt hatte, kaum war jene Stunde eines Abschieds vorbei, in der der Rausch des Augenblicks zum festen Versprechen für die Zukunft geworden schien, da hatte ihn eine zweite Kugel getroffen; und diesmal tödlich. Sie war allein zurückgeblieben. Die Pulsadern hatte sie sich öffnen wollen, ihr Leben hinströmen lassen; doch sie war jung, so jung, kaum zwanzig, die Energie, Schluß zu machen, fehlte noch. Und dann hatte sie sich aus dem Zug stürzen wollen, als sie wie ein gejagtes Tier der Heimat zuflüchtete, in der sie doch nicht den Mut hatte, das Elternhaus aufzusuchen. Bei der vertrauten Waschfrau, die schon ihre ersten Kinderhemdchen in der Bütte gehabt, bei der sie dann am Waschzuber mit ihren kleinen Kinderhänden die Puppenwäsche hatte waschen dürfen, die dann später die weißen Kleider der jungen Dame mit so besonderer Sorgfalt behandelt, hatte sie Hilfe gesucht. Und wirklich Unterschlupf gefunden; das arme Weib hatte sich ihrer Not angenommen.

Aber jetzt an die Kubalke zu denken, war Ilse von Werner peinlich. So ganz in der Hand dieser Frau zu sein war doch eigentlich schrecklich. Nicht daß sie der treuen Seele nicht dankbar gewesen wäre, aber alles in dieser Proletarierstube erinnerte sie zu peinvoll an die furchtbarste Zeit ihres Lebens. Als sie damals im überfüllten Urlauberzug von Brüssel nach Berlin fuhr, im Rattern der Räder die Lockung hörte: Spring heraus, spring heraus, wir zermalmen dich, es bleibt nichts übrig von dir, nichts von deiner Schande!, waren die Blicke der jungen Offiziere, die dreist genug an ihr hängenblieben, nicht so schwer zu ertragen gewesen wie die des Herrn Kubalke. Den Galanterien der Herren gegenüber hatte sie noch ein blasses Lächeln erheucheln können, dem Dienstmann Kubalke konnte sie nichts vortäuschen. Nun waren schon Jahre darüber vergangen. Kubalke war tot, sie hätte nicht Angst zu haben brauchen, ihn anzutreffen, aber sie ging doch nur ganz selten einmal hin.

Wenn jetzt die Tochter des Geheimen Ministerialrates, die sich so stolz-aufrecht hielt, daß, ging sie vorüber, man sich unwillkürlich nach ihr umwendete, durch eine junge Mutter mit einem Kinderwagen an eine Episode ihres Lebens gemahnt wurde, die sie gern vergessen hätte — vergessen *wollte* — kniff sie für Momente die Augen zu. Es war ihr, als verschöbe sich alles um sie her. Alles um sie wurde plötzlich unwirklich; wirklich war nur das, was gewesen war. In schwindelerregender Schnelligkeit flog sie zurück in den Krieg, in den Eisenbahnzug, der zur Front abging, zwischen all den Soldaten die jungen Damen mitführte, die es besorgten Müttern abgetrotzt hatten, draußen in den Lazaretten zu pflegen.

Oh, was für eine Zeit! Außergewöhnlich, seltsam. Eine Zeit, die das Leben, das bis dahin ruhig dahingeflossen, aus der Bahn drängte — nein, nicht nur drängte: stürzte. Umstürzte. Man war auf einmal nicht mehr junge Dame, behütetes Mädchen. Es war alles anders. Und jeder Kämpfer, und trug er auch Kommißstiefel, war ein edler Held, dem am Bahnhof die von langer Fahrt beschmutzte Hand zu drücken, Kaffee und Brot zu reichen, eine Ehre und Freude war, um die man sich riß. Man riß sich darum, Liebesgaben zu erbetteln und dann auszuteilen, riß sich darum, mit feinen Fingerchen grobe Wolle zu stricken, riß sich, ach, um noch vieles mehr. Eine höchst seltsame Zeit, eine Zeit, die alles verrückte — ja, eine verrückte Zeit. Man war in einen Taumel geraten, berauscht, verwandelt bis zur Selbstaufgabe. Aus dem Spiegel sah eine andre Ilse — glattgescheitelt, schlichtes Waschkleid, Binde des Roten Kreuzes. Ein ganz andres Gesicht; Augen, die keine mädchenhafte Scheu mehr kannten, die schon vieles gesehen hatten und noch vieles mehr sehen würden, die kühn allen Abenteuern entgegenblickten.

Daß sie damals alles hatte aufgeben kön-

nen, was Bequemlichkeit und Behagen hieß, daß sie Nächte durchwachen, Wunden verbinden, Blut und Verstümmelungen sehen, mit ihren verwöhnten Händen in allen Schmutz hatte fassen können, das begriff Ilse von Werner jetzt nicht mehr. Und begriff es noch weniger, daß sie sich einem hatte hingeben können, den der Sturmwind des Krieges unter ihre Hände geweht und bald wieder fortgeweht hatte auf Nimmerwiedersehen. Blond war er gewesen, jung, liebenswürdig und voll des heißen Begehrens, noch einen Becher Glück zu erhaschen, ihn auszutrinken mit durstigem Zug in der kurzen Atempause zwischen den Schlachten.

Sie hatte kein Bild von ihm; tagsüber konnte sie sich den blonden Offizier mit dem Knabengesicht auch kaum mehr vorstellen, aber nachts sah sie ihn. Und dann noch sehr deutlich. Nicht im Traum, nein, im vollen Wachen, wenn sie, jäh aufgefahren, steil aufgerichtet im Bette saß und beide Hände in die vollen Haare grub. Aber so nach und nach tauchte er auch nicht mehr auf im nächtlichen Dunkel. Hatte sie ihn ganz vergessen? Wenn man einen Mann vergessen *will*, vergessen *muß*, kann man vergessen. Man kann sogar noch mehr vergessen — ein Kind, das eigne Kind.

Ach, es war ja noch so klein gewesen, kannte sie noch nicht, hatte noch gar keine Seele, als sie es fortgab! Fortgeben mußte. Denn was sollte sie mit ihm? Nun war es sehr gut aufgehoben. Die Kubalke hatte nicht genug erzählen können, was diese Meiners für nette und feine Leute wären; keine ganz jungen Leute mehr, aber auch noch keine ältlichen, so recht in den Jahren, in denen man gern ein Kind hat. Der Herr Generaldirektor hätte sich gegen sie auch sehr nobel gezeigt, sagte die Kubalke. Reich waren die. Und die Dame war ganz gerührt gewesen, die schien gleich eine Liebe zu der Kleinen gefaßt zu haben.

Eine Liebe —?! Hat man denn schon Liebe für solch ein Wesen, das die Mutter noch gar nicht erkennt, das einen so plötzlich im eignen Dasein überfällt wie ein Schreck? Das etwas Fremdes ist, noch ganz Unbekanntes. Hattest du das Kind lieb? fragte sich Ilse von Werner. Sie beantwortete sich diese geheime Frage mit einem scheuen Nein. Entschuldigte sich dann vor sich selber: sie war eben zu verzweifelt, zu sehr voll qualvollster Sorge gewesen, zu unglücklich, um Mutterliebe zu empfinden. Und bittere Tränen hatten alles weggespült, was etwa von Süße der Empfindung leise in ihr aufgewacht war.

Sie war damals sehr elend geworden. »Überreizt, hochgradig nervös und blutarm,« konstatierte ein überlasteter, eiliger Arzt. Die besorgten Eltern schickten sie zu Verwandten aufs Land, da sollte sie sich erholen. Frau von Werner, eitel auf ihre schöne Tochter, jammerte: das kam alles von dieser Überspanntheit, im Lazarett pflegen zu wollen; erst hatte sich Ilse in der Zeit der Ausbildung überanstrengt und dann nachher bei den Strapazen draußen. Nun war die ganze Schönheit, die ganze Jugend auf einmal fort!

Aber Schönheit und Jugend waren wiedergekommen. Denn warum sollte sich Ilse noch so beunruhigen, daß sie, wie damals, gar nicht mehr schlief? Jetzt waren ihre Lider am Morgen nicht mehr rot, der Glanz ihrer dunklen Augen nicht mehr ausgelöscht. Jetzt konnte sie wieder essen und trinken, brauchte nicht mehr mit krampfartigem geheimem Übelbefinden zu kämpfen — das kleine Mädchen war gut versorgt.

»Die hat's große Los gezogen,« sagte die Kubalke, wenn die Mutter einmal von einer doch noch nicht gänzlich schweigenden Unruhe zu ihr herangetrieben wurde: wie es dem Kinde wohl gehen mochte? Oh, sehr gut. Es gedieh prächtig. Und machte solche Freude. Das hatte die liebe Dame geantwortet, als sie, die arme Kubalke, an die reiche Frau Meiners geschrieben und sich nach dem Kindchen erkundigt hatte. »Eine gute Frau, eine sehr wohltätige Frau!« pries die Kubalke.

Nun war die Kleine vier Jahre alt. »Wir nennen sie Helene, nach mir«, hatte Frau Meiners geschrieben.

Vier Jahre — vier Jahre, das ist lange genug, um ganz zu vergessen. Ilse von Werner war jetzt Braut. Der Bräutigam war in einer Stellung, die ihrem Vater, dem alten Beamten, der nun pensioniert war, sehr zusagte. Doktor Erich Kaufmann war im Kriege Hauptmann und Bataillonsführer gewesen, jetzt wieder Regierungsrat wie vordem, würde aber bald mehr sein. Ein nicht mehr ganz junger Mann, aber von gutem

Aussehen und angenehmen Umgangsformen und aus bester Familie. Ilse würde nicht reich sein, aber gut versorgt, ein Beamtengehalt ist immer etwas Sicheres. Und dann nachher die Pension. Das war für die Mutter sehr beruhigend. Es war für sie sogar ausschlaggebend gewesen, denn eigentlich hätte sie ihrer Ilse einen jüngeren Mann gewünscht, die war jetzt wieder so schön wie früher, neu aufgeblüht. Aber sie schien ja beglückt und zufrieden so, und im Grunde paßte sie auch ganz gut zu einem älteren Mann, denn ach — die Mutter kränkte sich oftmals darüber —, hatte Ilse nicht zuweilen, wenn sie still dasaß, einen Zug um den Mund, der sie älter machte als ihre fünfundzwanzig Jahre? Ach, das hatte der böse Krieg gemacht, all das, was sie draußen hatte mit ansehen müssen!

Ilse mochte es nicht, wenn vom Kriege gesprochen wurde; der Bräutigam aber erinnerte sich oft seiner Zeit im Felde. Wo es am schlimmsten gewesen war, war er nicht hingekommen, er war immer im Osten geblieben. Mit der guten Laune eines, der sich jetzt im sicheren Port weiß, erzählte er neben Ergreifendem gern Humorvolles aus seinen russischen Tagen. »Oh — es war bei uns nicht ganz so schlimm wie in Frankreich!«

»Längst nicht,« sagte die Braut und schloß, bleich werdend, die Augen. Ah, da war es wieder einmal, das, was das Wirkliche um sie unwirklich machte, und wirklich nur das, was gewesen war! Das Feld, das zerstampfte französische Feld! Die Baracke des Lazaretts! Das knabenhafte blonde Gesicht! Und das Kind, das Kind! Sie seufzte tief auf, und die gerade Haltung ihrer schlanken Gestalt ließ nach.

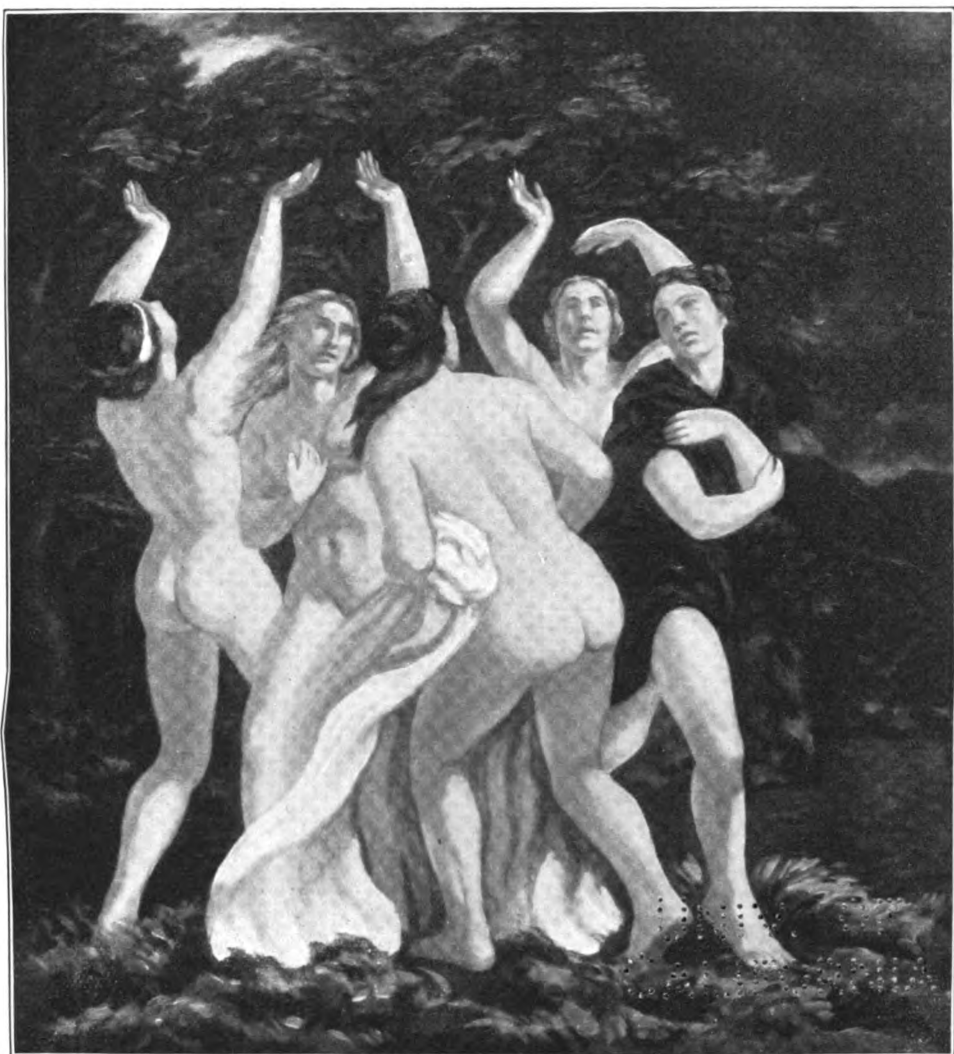
»Du bist blaß geworden, mein Herz,« sagte der liebende Mann, der keinen Blick von dem schönen Gesicht seiner Braut abwendete. »Nein, wir wollen nicht mehr vom Krieg sprechen, es greift dich an, du hast zu viel Schweres mitmachen müssen.« Er küßte ihre Hand. »Aber darum, weil dein gutes Herz so mitfühlt, gerade darum liebe ich dich ja so!« Er ließ zärtlich sein Auge auf ihr ruhen.

Sie fühlte seinen Blick und hielt beharrlich die Lider geschlossen. Sie hätte ihn jetzt nicht ansehen können — ach, die Erinnerungen! Sie beugte sich tiefer: ob er von ihnen etwas in ihren Augen entdecken könnte?! Aber dann gab sie sich einen Ruck und richtete sich gerade auf: warum an etwas denken, was längst vorbei war? Alles war gut jetzt. Sie würde glücklich werden, *wollte* glücklich werden. Kein Leidenschaftstaumel, kein Wahnsinn einer kurzen Stunde; *dieser* Mann war ihre Zukunft, und ihn liebte sie.

Aber sie hatten kein Kind. Es war auch ganz gut so; sie waren sich genug, sie vermißten nichts. Ilses ganze Zeit gehörte ihrem Manne. Sie holte ihn ab vom Amt, sie brachte ihn morgens ein großes Stück Wegs, es bedurfte seiner ganzen Überredung, um sie beizeiten zur Umkehr zu bewegen. Dann schwenkte er noch, sich oft und oft nach ihr umwendend, den Hut, und sie nickte und nickte lächelnd, bis der Strom der Passanten sie einander aus den Augen riß.

Der ältere Mann war stolz auf seine schöne junge Frau. Man sagte ihm viel Angenehmes über sie. Aber das brauchte ihm ja gar keiner zu sagen, wie schön und klug und liebenswürdig seine Ilse war; das wußte er selber am besten. Wie verstand sie es, sich in seine Eigenheiten zu schicken, sich seinen ihm liebgewordenen Gewohnheiten anzupassen! Alles bei ihnen war behaglich und wohlgeordnet. Ilse war nur für den Gatten da, der jetzt um zwanzig Jahre jünger schien, als er wirklich war. Wie im Triumph führte er sie in Gesellschaft, kleidete sie so elegant, daß es fast über seine Verhältnisse ging. Nie durfte sie sich allein etwas kaufen — sie würde zu billig wählen —, er ging mit und suchte das Schönste aus.

Das, was sich Ilse als Braut erhofft hatte, was sie werden wollte, sich fest vorgenommen hatte, zu sein: *glücklich*, das war sie nun. Es fehlte ihr nichts zum Glück. Sie konnte ganz gereizt darüber werden, daß die Mutter sie mit einer gewissen enttäuschten Ungeduld schon mehrmals gefragt hatte: »Noch immer nichts in Aussicht?« Wozu denn ein Kind? War es so nicht wunderschön? Und man hatte so viele Sorgen weniger. Sorgen — ach ja, Sorgen! Es schwebte plötzlich etwas durchs Zimmer und verschwebte wieder — ein Seufzer? Sie war allein, aber sie sah sich mit erschrockenen Augen um: wenn er das gehört hätte! Er würde nicht nachlassen zu fragen, warum sie



Rudolf Hause: Im Wetter-Einbruch

Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926

UNIV. OF
CALIFORNIA

seufzte. Und sie konnte es ihm doch nicht sagen. —

Sie hatte zuweilen Angst, sie könnte von dem, an das sie doch gar nicht mehr dachte, einmal träumen. Und dann im Traum laut davon sprechen. »Spreche ich aus dem Schlaf?« fragte sie ihn.

Er schüttelte verneinend den Kopf, aber dann kam ihm eine Erinnerung: »Doch. Neulich. Da sagtest du deutlich: Das Kind, das Kind! Ich war zuerst ganz erschrocken, mir war, als ob du auch weintest. Aber da merkte ich, daß du fest schliefst. Meine Ilse!« Er nahm sie fest in den Arm, und seine Stimme klang weich: »Nun sag' mir, von was hast du geträumt? Von einem Kind?« Er lächelte und versuchte ihr in die Augen zu sehen.

Da erschrak sie: er dachte also doch an ein Kind. Und er wünschte sich wohl gar eins?! — —

Aber Jahre vergingen, und sie hatten noch immer keins. Einmal war die Hoffnung dagewesen.

Mit einer Freude, die dem Jubel eines ganz jungen, sich unendlich wichtig fühlenden Ehemanns gleichkam, hatte der reife Mann diese Aussicht aufgenommen. »Siehe, ich verkündige euch große Freude« — das war wirklich eine Botschaft, die selig machte. Nun wußte er auf einmal, was ihm an seinem Glück doch immer noch gefehlt hatte. Die Kollegen, zum großen Teil in seinem Alter, hatten alle Kinder. Sein Freund Grunert hatte neulich, strahlend vor Glück, vom glänzenden Abiturium seines Sohnes erzählt, und ein andrer in seinem Dezernat, auch nur ein paar Jahre älter als er, hatte schon eine verheiratete Tochter. Es war nun einmal so, trotz der ausschließlichsten Liebe zur Frau wünscht sich der Mann doch Kinder — vielleicht gerade darum.

Doktor Kaufmann, inzwischen Oberregierungsrat geworden, wußte gar nicht, was er seiner Frau alles an zarter Schonung und rücksichtsvoller Liebe erweisen sollte. »Tust du auch nicht zuviel? Strengst du dich nicht an? Nein, du darfst mich nicht mehr begleiten — zu viele Wagen, zu viele Menschen — um Gottes willen, sei vorsichtig!«

In einer seltsamen Gereiztheit hörte sie seine besorgten Ermahnungen. Es machte sie nervös. Ungeduldig zuckte es in ihr auf: was sollte das? Das war alles gar nicht nötig. Wenn ein Kind geboren werden soll, wird es auch geboren. Wer hatte sich damals um sie bekümmert? Kein Mensch. Sie selber nicht einmal. Im Gegenteil, sie hatte alles getan, um ihren Zustand zu verbergen; sich äußerlich und innerlich dagegen gesträubt. Und doch war das kleine Mädchen geboren worden, so kräftig, so normal, daß die Kubalke sich nicht genug wundern konnte. All das lebte jetzt wieder in ihr auf. Und sie wehrte die Besorgnis ihres Mannes, seine dankbare Zärtlichkeit ab: »Ach bitte, laß mich!«

»Ilse ist etwas nervös,« sagte der Schwiegersohn zur Schwiegermutter, die sich beklagte, daß die Tochter, der sie jetzt gern etwas von ihren Pflichten abnehmen wollte, sich nichts abnehmen ließe. »Du darfst ihr das nicht übelnehmen. Sie ist unruhig, sie ängstigt sich vielleicht auch ein bißchen. Das soll beim ersten Kinde immer so sein. Paß' auf, beim zweiten wird das schon anders sein!« Und der Mann lachte; er war ganz knabenhaft übermütig in seiner frohen Erwartung.

Ilse war im Nebenzimmer, sie hörte ihn so sprechen und zuckte zusammen. Oh, wenn er wüßte! Es war ja nicht ihr erstes Kind, sie hatte schon eins geboren! Eins, zu dem sie sich nicht bekannte! Das sie von sich gestoßen hatte in eine fremde Welt! Lag es in ihrem Zustand, daß sie sich jetzt so viel mit diesem Gedanken herumquälte? Sie waren wieder da, die gleichen unruhevollen Nächte wie damals. Schlaflos lag sie, mit weit offenen und doch so müden Augen starrte sie in die Finsternis. Und kam ihr endlich ersehnter Schlaf, so fürchtete sie den doch: könnte sie nicht träumen, laut träumen? Sie hatte schon einmal aus dem Schlaf gesprochen. Wenn sie nun etwas sagen würde, was ewig ungesagt bleiben mußte? Ewig —?!

Manchmal, wenn die gute Hand ihres Mannes im Dunkel zu ihr hinüberlangte, beruhigend ihre zarten, jetzt so dünn gewordenen Finger hielt, stieg ein sehnsüchtiger Gedanke in ihr auf, ein ganz wahnsinniger Wunsch. Sie stieß diesen Wunsch von sich, aber er kam wieder. Immer wieder. Wenn sie nun ihren zerquälten Kopf an seine Schulter legen, in heimlichem Flüstern, was nur er hörte, er ganz allein, das gestehen würde, was sie ihm niemals hatte gestehen wollen?!

Seine Liebe war groß, sehr groß — aber ob sie dazu groß genug sein würde?

— — — — — — — — — — — — —

Zu Weihnachten wurde das Kind erwartet. Nie hatte Erich Kaufmann als Knabe sich so auf das Fest gefreut wie jetzt als Mann. Ilse hatte viele Beschwerden, sie litt. Aber sie schwieg darüber. Durfte sie jetzt denn klagen, hatte sie sich denn nicht auch versündigt gegen den eignen Körper damals?

Das Kind wurde geboren; das heißt, geboren konnte man nicht sagen, es mußte mit Gewalt ans Licht gezerrt werden. Es war tot. Die Mutter blieb am Leben, aber sie erholte sich nicht, sie litt und kränkelte weiter. Eine Operation rettete sie vor dem Tode. Aber ein Kind würden sie nun nicht mehr haben.

Der Mann war grausam enttäuscht. Zuerst, als die Angst um die geliebte Frau so groß gewesen, daß er nur an sie, einzig an sie dachte, um ihr Leben zitterte, war er sich dieser Enttäuschung nicht so bewußt gewesen, er hatte über der Mutter das Kind vergessen.

Sie aber vergaß keinen Augenblick. Je liebevoller und besorgter er war, je tapferer er sich und ihr über die verlorene Hoffnung wegzuhelfen suchte, desto mehr dachte sie daran. Mit jeder Stunde mehr, mit jedem Tag mehr, mit jedem Monat, mit jedem Jahr. Sie sprachen nicht mehr darüber, er vermied jede Erinnerung; aber sie wußte es ja doch, glaubte es so bestimmt zu wissen, daß er sich grämte. Und andre Gedanken kamen noch, mit denen sie sich zersorgte und zerquälte.

Sie sah sich in dem Spiegel: wo war ihre Schönheit? Ein müdes, blasses Gesicht sah sie an. Ach, wenn ihre Blüte nun verwelkt war, und sie ihm kein Kind zu bieten hatte, was bot sie ihm dann? Mit krankhaftem Argwohn umklammerte sie der Gedanke: du bist ihm nicht das mehr, was du ihm früher warst. Du kannst es ihm ja gar nicht mehr sein. Denn du bist nicht mehr schön, bist nicht mehr heiter, bist müde und mißgestimmt — ach, ach, und du hast kein Kind!

Mit einer Regung von Neid sah sie die Mütter auf der Straße ihre Kinder an der Hand führen. Oh, und das Ehepaar in der Gartenwohnung drüben im vierten Stock, wie waren die Leutchen vergnügt, wenn sie am Sonntag mit ihren Kindern zu einem Spaziergang auszogen! Er trug einen ganz verschabten Überzieher, sie immer dasselbe Kleid, aber vom Hof herauf tönte Lachen — jetzt gingen sie vorbei, eine glückliche kleine Familie! Die lauschende Frau senkte tief den Kopf. — — —

Der Regierungsrat, der früher nur mit seiner Frau ausgegangen war, ging jetzt zuweilen allein aus. Er war eine gesellige Natur, er brauchte den Umgang mit Menschen. Ilse verstand es, aber doch kränkte er sie dadurch. Warum ließ er sich nicht mehr bei ihr genügen? Darum, nur einzig darum! Wenn er dann spät in der Nacht nach Hause kam, hatte sie noch nicht geschlafen. Ihre Augen standen groß offen mit einem seltsam gejagten, verstörten Blick; eine grenzenlose Einsamkeit, die sie um sich spürte, hatte sie verängstigt. Oh, daß sie am Bett ihres kleinen Mädchens hätte sitzen können! Dann wären alle Gespenster entflohen.

Ihr Mann beugte sich über sie. »Du schläfst noch immer nicht?« Er sagte es liebevoll besorgt, und doch schwang eine leise Ungeduld in seinem Ton mit: wenn sie immer nicht schlief, ehe er wiederkam, konnte er ja nicht einmal einen Abend mehr in Ruhe fortgehen!

Mit einer krankhaften Feinhörigkeit vernahm sie den leisen Unterton von Gereiztheit. Seinen Gutenachtkuß von sich weisend, versteckte sie ihr Gesicht im Kissen, und heimliche Tränen begannen zu rinnen: ihr Mann, ihr geliebter Mann liebte sie nicht mehr! Das ganze Leben war hinfort für sie freudlos und öde.

»Ilse muß sehr leidend sein,« sagte der Mann traurig zur Mutter seiner Frau, »ich kenne sie gar nicht wieder.« Und bei sich dachte er noch: hat sie etwas gegen mich? Ich bin mir doch keiner Ursache bewußt. Oder sind es vielleicht noch immer die Folgen unsers Mißgeschicks? »Unsers Unglücks« wollte er sich selber nicht eingestehen, aber er dachte es doch.

Ilse wurde in ein Bad geschickt, ihr Mann brachte sie selber hin und holte sie auch wieder ab; sie war dann noch wochenlang in einem Sanatorium, aber der Blick ihrer traurigen Augen wurde nicht heller.

»Ach, unsre schönen glücklichen Jahre!« seufzte der Mann und widmete sich mit ver-

doppeltem Eifer seinem Beruf. Gott sei Dank, daß er den hatte! Die Frau aber hatte nichts, was sie ablenkte von dem Denken an das, was verloren war. Liebten sie sich denn nicht mehr? Gewiß. Er liebte sie sicherlich, doch mit einer andern Liebe, wie die vordem gewesen war. Mit der Liebe der Zusammengehörigkeit, mit einer Liebe, die nicht mehr Leidenschaft ist, aber voll ist eines zärtlichen Mitleids. Arme Ilse, das Schicksal war zu hart für sie gewesen — oh, wie wäre es jetzt alles so anders, wenn ihnen das Kind geblieben wäre!

— — — — — — — — — — — — —

Es war in einer Nacht, in der sie beide nicht schliefen, daß er sie weinen hörte. Leise, ganz leise, aber so bitterlich, daß es ihn erschütterte. Auch er war traurig. Heute waren es gerade drei Jahre her, daß ihnen ihre Hoffnung genommen wurde — ihr Glück. Ja, ihr ganzes Glück! Dachte sie auch daran und beweinte es? Leise fragte er: »Warum weinst du?« Es klang kaum hörbar und doch seltsam eindringlich in der Stille der Nacht: »Meine arme Ilse, sprich dich doch aus, sage mir alles! Ich verstehe alles!«

Da schrie sie auf wie in höchster Qual und doch wie erlöst. Mit einem Ruck sich im Bett herumwerfend, lag sie ihm an der Brust. Sie umkammerte seinen Hals: »Ich muß es dir sagen — ich will es dir sagen — endlich, endlich — ich sterbe sonst dran! Mein guter Mann, mein guter Mann — ich habe schon einmal ein Kind gehabt — ja, ja, ein Kind, ein kleines Mädchen — vor dreizehn Jahren — es ist wahr, es ist wahr! Ich hab' es gehaßt, ich hab' es verkauft, an fremde Leute, nicht um Geld, nein, nein, um das zu bleiben, für was ich galt!« Ihre Worte überstürzten sich, atemlos, zitternd, schluchzend umklammerte sie ihn. »Verzeih mir, verzeih mir, wir haben kein Kind — o mein armer Mann! Unser Kind durfte nicht leben, weil ich damals so feige war. Ich hätte es nicht verleugnen dürfen, nicht von mir stoßen zu den fremden Menschen — mein kleines Mädchen, mein armes kleines Mädchen, wie mag es ihm gehen? Ich muß jetzt immer dran denken. Es rächt sich an mir!« — — —

Sie sprachen die Nacht hindurch, die lange Nacht bis zum Morgen, der trüb und traurig durch ihre Fenster dämmerte. Der Mann, der sie kaum verstanden hatte im ersten Entsetzen, der sie dann, als er wirklich verstand, von sich stoßen wollte in der ersten Empörung — o, wie war er getäuscht worden, betrogen! —, hatte das doch nicht getan. Er hatte den Mut dazu nicht gefunden. Und nicht die Unbarmherzigkeit. Denn war es nicht unbarmherzig, dieses Weib von sich zu stoßen, dessen Glieder die seinen umrankten, dessen Arme seinen Hals umklammerten, das sich in ihn hineinschmiegte, wie einzig bei ihm Schutz findend, dessen Lippen, die seinen suchend, immerfort schluchzend stammelten: »Verzeih mir, mein Mann! O mein guter Mann!«

Ja, er wollte gut sein. So gut wenigstens, daß er all das beiseiteließ, was ihm vordem als Ehrbegriffe gegolten hatte, als die einzigen Möglichkeiten, unter denen er eine Ehe führen konnte und wollte. Als die Bedingungen, die er, seiner Erziehung und seinem Stande entsprechend, geglaubt hatte an das Mädchen stellen zu müssen, das er zu seiner Frau machte. War das alles plötzlich hinfällig geworden? Nein, nein! Sie hatte sich schon einmal hingegeben — er war der erste nicht —, sie hatte ihn hintergangen all die Jahre — mit diesem Geheimnis auf der Seele hatte sie bei ihm gelebt! ... Er stöhnte leise auf.

»Hundertmal hab' ich dir's sagen wollen,« schluchzte sie, »ich konnte mich noch nicht überwinden dazu. War zu eitel, zu eingebildet. Voll falscher Scham. Jetzt, ach, jetzt schäme ich mich nur, daß ich dazu zu feige war!« Sie hörte auf zu weinen, ein Zittern flog durch den Körper, den er eng an dem seinen fühlte. »Als ich vor drei Jahren so ganz nah dem Tode lag, als unser Kind nicht lebte, da wollte ich dir alles sagen — ich war zu schwach. Jetzt hat mich die Sehnsucht stark gemacht.« Ihre Arme lockerten sich plötzlich, jäh sich neben ihm aufrichtend, warf sie die Hände, wie verlangend, fast wild in die Höhe. Sie schrie laut: »Ich habe Sehnsucht! Solch große Sehnsucht!«

Er fragte nicht: nach was hast du Sehnsucht? Er fürchtete sich, es zu hören, er wußte es ja nur zu genau: sie sehnte sich nach dem Kind ihrer Jugend. Nach dem kleinen Mädchen, das sie verleugnet hatte, von sich getan, zwischen dem und sich sie das Band, das Mutter und Kind verbindet, völlig entzweigeschnitten zu haben wähnte.

Und dieses Band hielt doch fester, als sie je geglaubt hatte.

Er zog ihre Arme herab und nahm ihre eiskalten Hände in die seinen. Ein Mitleid quoll in ihm auf, das stärker war als jedes zärtliche Mitleid, das er in letzter Zeit so manches Mal mit ihr empfunden hatte, stärker als Zorn, Empörung, verletzter Stolz, gekränkte Eitelkeit, stärker als alle Vorurteile. Und dieses Mitleid entwaffnete ihn.

War er ein solcher Schwächling, daß er alles das, was er heute gehört hatte, alles das, was ihn so verletzte, daß es schier unverwindbar schien, einfach so überging?! Hätte er, als aufrechter Mann, diese Frau nicht von sich weisen müssen? Er biß die Zähne zusammen, ihm wurde heiß und kalt — war er so schwach?!

Du bist stark, sagte etwas in ihm. Stärker, als du selber es weißt. Wenn Mitleid so groß wird, ist es groß gleich der größten Liebe. Und die überwindet.

Durch einen blühenden Frühling eilte der D-Zug. Wie Bilder, kaum gesichtet, so auch schon entschwunden, flogen die wechselnden Landschaften vorüber. Die Frau drinnen im Abteil des Zuges sah nichts vom saftigen Grün der Wiesen und der wehenden jungen Saat, nicht die reichen Obsthaine in Weiß und Rosa, nicht das Gold der Sonne, das auf blauem Wasser spiegelte und Kirchtürme versteckter Dörfer gleich blanken Spitzen schimmern ließ. Sie sah nicht Häuser, nicht drängende Menschen auf Bahnsteigen, nicht die Ufer eines Flusses und ferne Höhen, sie sah nur der großen Stadt entgegen. Da mußte sie umsteigen in die Kleinbahn, und dann war sie bald, bald am Ziel!

Die Hände lässig im Schoß, ohne Acht, daß der Hut, den sie neben sich gelegt hatte, herabgeglitten war, und daß ihr reiches Haar im Zugwind des geöffneten Fensters verwehte, saß sie träumend. So war sie schon einmal gefahren — es war schon lange her —, so, geradeso, stumm in eine Ecke gedrückt, den Blick in ihren Schoß gesenkt, stumpf gegen alles um sie her. Heute wie damals das Herz voll Unruhe, voll Bangen: das Kind, das Kind! Aber damals hatte sie dem entfliehen wollen, hatte nur gedacht: wie rette ich mich vor ihm? Und heute? Ach, heute ging sie das Kind suchen, dachte nur: wie rette ich mich zu ihm?

Wie würde alles werden? Ob die Meiners ihr das Kind wiedergaben? Sie mußten! Es war doch ihr Kind, ihr kleines Mädchen — die andern waren nur Fremde!

Die Kubalke hatte gesagt, die Dame schiene das Kind sehr zu lieben. Die Kubalke stand noch immer in einiger Verbindung mit den Meiners. Sie hatte sich auch diesmal angeboten, die Mittelsperson zu machen — die alte Kubalke war wirklich rührend, sie hatte der gnädigen Frau keinen Vorwurf daraus gemacht, daß die sich so lange nicht um sie gekümmert hatte —, aber Ilse hatte das nicht gewollt. Sie selber, sie ganz allein mußte zu jener fremden Dame hingehen, die so lange Mutterstelle an ihrem Kinde vertreten hatte.

Der Oberregierungsrat hatte nur zögernd in diese Reise gewilligt. Er ließ seine Frau ungern allein fahren, sie war so sehr aufgeregt. Ob es nicht besser wäre, man versuchte brieflich die Sache einzuleiten? Wenn Ilse an jene Frau doch lieber erst einmal schreiben würde! Er, der sich schon in so vieles hatte finden müssen — ach, seine einsamen Stunden, die wußten es, was er durchgekämpft hatte —, er, der jetzt eingewilligt hatte, das Kind seiner Frau auch als das seine anzunehmen, er würde ja gern seiner Frau bei diesem schweren Brief helfen. Vieles, was schwer zu sagen ist, zu peinlich, um es laut auszusprechen, läßt sich schreiben. Aber Ilse hatte mit Bestimmtheit erklärt, mit einer Energie, die man lange nicht mehr an ihr gewohnt gewesen: »Ich werde mit Frau Meiners sprechen. Ich muß mit ihr sprechen, ich allein. Und sie darf vorher keine Ahnung haben. Plötzlich muß ich vor sie treten, sie gleichsam überfallen mit meiner Bitte. Ach was, Bitte?!« Sprunghaft, wie sie jetzt immer war, verbesserte sie rasch: »Mit meinem Anrecht.«

Es kostete viel Mühe, bis ihr Mann sie davon überzeugte oder es ihr wenigstens begreiflich machte, daß sie sich ja jedes Anrechtes begeben hatte. Nun, wenn sie auch wirklich keine Rechte mehr haben sollte, die Stimme des Blutes war da, und die würde so laut in dem Kinde sprechen, wie sie jetzt in ihr schrie. —

Warum war ihr nur heute doch so seltsam bange? Ilse hatte die Station der Vorortbahn verlassen, sie ging nun eine Strecke am

Fluß entlang und dann durch schöne Anlagen den Gartenterrassen der Villen zu. Oben das weiße Landhaus, das so weit glänzte, das sollte dem Generaldirektor Meiners gehören. Sie hatte sich erkundigt, man hatte ihr Bescheid gesagt, ein Kutscher bot sich an, sie zu fahren, aber sie wollte gehen, mußte gehen. Eine fieberhafte Unruhe war in ihr. Und doch kam sie nur langsam voran. Wenn die Meiners nun nicht anwesend waren, vielleicht gar verreist? Sie bekam einen großen Schreck. Aber die waren ja da, mußten da sein, sie war nicht umsonst hergekommen. Vielleicht war auch ihr kleines Mädchen allein zu Hause — oh, wenn sie es sehen könnte, zum erstenmal ohne Zeugen!

Sie beschleunigte ihre Schritte. Wie ihr Herz klopfte! Es schlug so hart in ihrer Brust, daß das fast weh tat. Kind, würde sie sprechen, o du mein geliebtes Kind, hier bin ich, deine Mutter! Und nun komm, du bleibst bei mir! Nein, so ging das doch nicht, sie mußte erst mit den Meiners sprechen! Die Worte ihres Mannes fielen ihr ein, heute früh im Augenblick des Abschieds noch gesprochen, als er bleich, mit versorgtem Gesicht vor ihrem Abteilfenster stand: »Laß dich zu nichts hinreißen, Ilse, ich bitte dich inständig. Vergiß nicht« — er hatte den Finger erhoben —, »du hast kein Anrecht mehr.« Ach, daß er so korrekt war! Gingen denn die Gefühle der Mutter nicht allen Anrechten vor? Und wenn Frau Meiners wirklich *die* Frau war, als die die Kubalke sie pries, würde sie das auch verstehen. Sie *konnte* nicht nein sagen. Was war ihr auch im Grunde ein Kind, das sie nicht selber empfangen hatte, in Schmerzen und Tränen selber geboren —?!

Was läuft denn die so? dachten Leute, die an Ilse vorübergingen. Sie sahen verwundert der eleganten Dame nach, die so eilig dahinstürmte, als gelte es ein Unglück abzuwehren.

Hier war der Eingang. Die Messingplatte neben dem Torgitter zeigte den Namen Meiners.

Drinnen waren viele Blumen; die lachten freundlich. Das Tor war nicht verschlossen, sie hätte eintreten können, aber die Füße waren ihr auf einmal seltsam schwer. Noch ein wenig warten, warten und Atem schöpfen! Ein junger Bursche harkte nicht weit vom Eingang den Kiesweg, sie hätte ihn anrufen können — aber nein, sie wollte nicht. Nur jetzt sich noch nicht anmelden lassen! Überhaupt nicht anmelden. Das beste war, sie stand hier noch eine Weile. Vielleicht, daß sie Glück hatte, daß Frau Meiners von ungefähr hier zum Tor kam. Oder daß das kleine Mädchen hier vorbeilief mit seiner Puppe.

Aber niemand kam. Der Bursche hatte sich auch entfernt. Ruhig standen die Blumen, kein Atemzug wehte, keine nahende Gestalt warf ihren Schatten auf den beglänzten Kiesweg.

Nun mußte sie wohl endlich doch hineingehen. Behutsam trat Ilse auf, sie erschrak, wenn unter ihren Sohlen der Kies knirschte. Sie kam unter hohe Bäume, eine weiße Bank im Schatten lud zum Sitzen ein, sie fühlte sich müde, aber es drängte sie weiter, weiter ...

Da war das Haus. Weiß und freundlich und friedlich lag es da, wie schlafend im heißen Sonnenschein. Niemand zeigte sich, die Jalousien waren herabgelassen. Ilse blickte auf ihre Uhr: gerade zwei. Jetzt ruhte wohl Frau Meiners, und das kleine Mädchen schlief auch. Jetzt war nicht die rechte Stunde, sie mußte etwas später wiederkommen.

Aufatmend schlich sie sich zurück. Es war auch besser so, jetzt war sie ja lange nicht ruhig genug. Sie hatte das Haus gesehen, in dem ihr Kind atmete! Die Beete, von denen seine kleinen Hände Blumen pflückten! Und hier war der Platz, auf dem es spielte! Eine Schaukel hing da, allerhand Turngeräte waren aufgestellt. Nicht weit davon schimmerte ein Tennisplatz durchs Gebüsch. Da spielten wohl die Meiners, und das kleine Mädchen stand und sah zu.

Überall hatte sie umhergespäht. Es war ihr sehr lieb, daß sie noch Zeit vor sich hatte. Es kam ihr auf einmal nicht so leicht vor, in dies fremde Haus einzudringen, etwas zu fordern, was ihr gehörte, und was ihr am Ende doch nicht mehr gehörte — sie konnten es ihr ja verweigern, ihr Mann hatte sie darauf vorbereitet. Mit heftigem Kopfschütteln hatte sie gestern noch jeden Zweifel von sich gewiesen — wie kam es nur, daß sie heute, hier, in letzter Stunde eine Unsicherheit fühlte?

Sie war froh, als sie in einem Garten-

restaurant, nicht allzu weit von der Besitzung der Meiners entfernt, sich hinsetzen konnte und ausruhen. Sie aß auch etwas, und sie ließ sich Wein geben; sie mußte sich Mut trinken.

Die Wirtin kam und hielt sich für verpflichtet, mit der einsamen Dame eine Unterhaltung anzufangen. Das heißt, s i e sprach, die andre nickte nur stumm. Erst als sie von den Meiners zu sprechen anfing, wurde die Fremde lebhafter: also die Meiners waren so gute Leute, so ganz vorzügliche Menschen? Ach, und sie hatten ein so reizendes Töchterchen?!

Ilse hätte jetzt gern mehr gehört, aber die Wirtin wurde abgerufen und ließ sich nicht wieder sehen.

— — — — — — — — — — — — — —

»Gnädige Frau, Sie tun mir leid — ich suche Sie auch zu verstehen — gewiß, ja, ich kann Sie in manchem verstehen — und Ihren Wunsch — oh, den begreife ich! Aber Helene hergeben?! Nein.«

Frau Meiners hatte, nachdem sie erst zögernd gesprochen hatte, gleichsam stockend, das letzte scheinbar ruhig gesagt und verbindlich, aber rasch und mit einer Bestimmtheit, die die andre erbitterte. —

Eine Stunde war schon vergangen, so lange hatten sie bereits gesprochen. Nun standen sich beide Frauen gegenüber. Ilse war aufgesprungen, sie hatte nicht Platz behalten können in dem Sessel, in den die Frau des Hauses sie höflich genötigt hatte. Ihr Kind, ihr eignes Kind sollte sie nicht das Recht haben zu fordern?! Totenbleich, mit zuckenden Lippen stand sie vor Frau Meiners.

Auch diese war sehr bleich. So unerwartet war ihr dies gekommen, so ungeahnt, nie hatte sie daran gedacht, daß die Mutter, die ihres Kindes sich aus eignem Willen entäußert hatte, auf einmal wieder auftreten könnte und Ansprüche stellen. Wie ein Unwetter war jene hereingebrochen über ihren Frieden. Oh, daß ihr Mann auch gerade jetzt abwesend sein mußte! Sie standen sich ganz allein gegenüber, zwei Frauen, zwei Mütter. Die eine von ihnen hatte das Kind geboren, die andre aber es aufgezogen. Hatte es behütet, als es klein und hilflos in ihren Armen lag, hatte sein Lallen verstanden, seinen Füßchen das Gehen beigebracht, seinen Lippen das Sprechen, hatte an seinem Bettchen gewacht, wenn es krank war, hatte seiner Seele von ihrer Seele das Beste gegeben — und sie, sie sollte nun nicht völlig unangefochten in seinem Besitz bleiben?!

»Wir haben Helenchen zudem adoptiert,« sagte Frau Meiners, sich beruhigend. »Sie haben sich ja Ihres Anrechtes damals begeben. Das wird Ihnen auch jeder Rechtsanwalt sagen. Aber auf diesen Standpunkt wollen wir uns ja gar nicht stellen.« Sie hatte plötzlich Mitleid mit dieser Frau, die ihr — es ließ sich wohl nicht leugnen — eine so große Sehnsucht nach dem Kinde zu haben schien. Aber sie hatte das Kind ja nicht gewollt. Oder war es doch nicht ganz eigner Wille gewesen? Was hätte sie, Helene Meiners, wohl im gleichen Falle getan? Der klare Blick der schon grau gewordenen Frau umflorte sich — wer durfte den Stein auf das Mädchen werfen, das nicht den Mut fand, seinen Fehltritt zu bekennen? Jetzt, als Frau, hatte sich jene besonnen, jetzt, da es vielleicht noch schwerer war, einem Gatten gegenüber zu bekennen, als einer Welt, die nach dem ersten Achselzucken und dem ersten Geschrei darüber hinweggeht und so bald vergißt.

Frau Meiners suchte Ilses Hand zu fassen. Aber diese wehrte ab. Nun sie sich so offenbart hatte vor der ihr Fremden, mehr, viel mehr gesagt hatte, als sie beabsichtigte, die ganze Vorgeschichte ihres Kindes und die Geschichte ihrer Ehe ausgebreitet hatte wie einen Teppich, über den jene schreiten konnte nach Belieben, und doch nichts, gar nichts dadurch erreicht hatte, fühlte sie sich unsagbar gedemütigt. Die Röte der Scham schlug ihr wie eine Lohe ins Gesicht, sie zitterte, sie stammelte — oh, daß sie doch niemals hergekommen wäre! Es war ihr, als sollte sie zu Boden stürzen. Eine Stütze suchend, griff sie hinter sich nach der Lehne des Stuhles. Da fühlte sie den Arm der andern weich um ihre Schultern.

»Setzen Sie sich noch einmal,« bat Frau Meiners. »Lassen Sie uns nicht so auseinandergehen. Wenn Sie wüßten, wie sehr ich an Helenchen hänge, und wie sie an mir hängt, würde ich Ihnen jetzt nicht so wenig großmütig erscheinen. Helene hat keine Ahnung, daß sie nicht mein eigengeborenes Kind ist, ich habe sie immer davor zu bewahren gewußt.«

»Das ist es ja, das ist es ja gerade!« Ilse

fuhr auf. Sie hatte die Hand vors Gesicht gehalten, nun ließ sie die sinken. Ihre Augen funkelten. »Sie haben es ihr verheimlicht! Aber, wenn sie es wüßte —?! Oh, wenn mein Kind das weiß!« Neue Hoffnung schien sie zu beleben. »Ich muß zu ihm sprechen. Ich muß ihm sagen: Ich bin deine Mutter! Oh, lassen Sie mich, lassen Sie mich!« Mit Leidenschaft bat sie, flehend faltete sie ihre Hände.

Über das längst nicht mehr junge, milde Gesicht der andern zuckte es wie ein Krampf. Sie zog die Brauen zusammen, in einem tiefen Nachdenken furchte sich ihre Stirn. So lange hatte sie Helene nichts davon wissen lassen, daß sie nicht ihr eignes Kind war — die brauchte das auch nie zu erfahren —, und nun sollte einer Fremden wegen, die sich jetzt erst auf ihre Mutterschaft besonnen hatte, das arme Kind in solch inneren Zwiespalt gestürzt werden? Denn wenn sie selber auch glaubte, sicher sein zu können, daß Helene nie, nie eine andre Mutter lieben würde, warum auf die junge Seele, die so sonnenhell sich ihres Daseins freute, einen Schatten werfen?

»Warum wollen Sie das Kind beunruhigen?« sagte sie jetzt sanft; sie fühlte, sie mußte gut zu der Erregten sprechen. »O, glauben Sie nicht, liebste Frau, daß es Eigensucht von mir ist. Es ist nicht Egoismus und Feigheit, wenn ich Sie inständig bitte, zu schweigen. Nicht den Frieden des Kindes zu stören. Es ist sehr klug, sehr weit voraus für sein Alter — Sie würden ihn stören. Helene ist zart, hat eine empfindliche Seele, fühlt alles so tief. Wir lieben ja beide dieses Kind — o gnädige Frau« — nun blies auch ihr eine Angst in den Nacken, ein Frösteln überlief sie, beide Hände Ilses erfassend und erregt drückend, flehte sie: »Lassen Sie, oh, lassen Sie dem harmlosen Kind seinen Frieden und seine Unschuld!« Sie schämte sich ihrer wachsenden Aufregung nicht; selbst in schwerer Krankheitszeit war ihr nicht so bange um dieses geliebte Kind gewesen.

Finster sah Ilse vor sich nieder, die Lippen fest aufeinandergepreßt. Sollte sie sich abweisen lassen? Ohne Sieg, ohne Kind, mit leeren Händen von hier gehen? Nein, nein! Ihre Hände machte sie frei, riß sie aus denen der andern, klammerte sie um die Stuhllehne, daß sie rot anschwollen. »Ich muß mein Kind sprechen! Ich will es sprechen! Wenn Sie mir das verweigern, werde ich doch Mittel und Wege finden.«

Sie hatte es hocherregt geschrien, so laut, daß sie jetzt selber darüber erschrak und es ihr plötzlich einfiel: was hätte ihr Mann dazu gesagt? Laß dich nicht hinreißen, Ilse, zu nichts hinreißen! Sie sah sein liebes, besorgtes Gesicht, seinen mahnend gehobenen Finger. Er hatte recht, sie mußte ruhig sein, ruhig bleiben, nur so konnte sie etwas erreichen. Die Stimme sinken lassend, flüsterte sie, von den Stößen ihres Herzens so erschüttert, daß es wie erstickter Jammer klang: »Lassen Sie mich mein kleines Mädchen wenigstens sehen! Ich bitte Sie!«

Und Helene Meiners hatte nicht den Mut, das zu versagen. Auch sie war erschüttert. Mit unsicherer Hand tastete sie nach dem Klingelknopf. Ihre Stimme schwankte, als sie dem hereinkommenden Mädchen auftrug, Fräulein Helene zu rufen.

Fräulein —?! Fräulein Helene —?! War das noch ihr Kind, ihr kleines Mädchen?! Mit groß geöffneten, wie in grenzenlosem Staunen weit aufgetanen Augen starrte Ilse. Ein kleines Mädchen, ein Mädchen, das mit Puppen spielte, das runde Kinderwangen hatte und runde Kinderärmchen, hatte sie erhofft — und da — da?! Sie stieß einen unterdrückten Schrei aus. Waren denn schon so viele Jahre darüber hingegangen, daß da nun ein großes Mädchen stand? Aufgeschossen wie eine Gerte. Ihr ein schmales, fast schon jungfräuliches Gesicht zuwendete, das mit Erröten zu fragen schien: was wollen Sie von mir?

Eine große Enttäuschung stürzte sich über Ilse. Ach, das war ja etwas andres, als was sie erwartet hatte, etwas ganz andres! War das wirklich, wirklich ihr kleines Mädchen?!

»Meine Tochter Helene,« sagte Frau Meiners.

Nein, doch meine Tochter, dachte Ilse. Und sich aufraffend und von einer liebgehabten Vorstellung sich gewaltsam losreißend, stürzte sie, sich und alles andre vergessend, auf das Mädchen zu, faßte es bei beiden Schultern, sah ihm suchend tief in die Augen und rief: »Ich bin deine Mutter!« Das errötete jungfräuliche Gesicht mit Küssen überschauernd, schluchzte sie: »Ich bin zu spät gekommen, aber ich —«

»Aber ich bitte Sie — Sie vergessen — aber gnädige Frau!« Frau Meiners suchte vergebens Einhalt zu tun. Vergebens wollten ihre Hände das Mädchen von Ilse wegziehen, es zur Tür hinausschieben; es gab kein Einhalten.

»Ja, ich bin deine Mutter! Du bist mein Kind! Jetzt will ich dich holen. Mein Kind, mein Kind! Nicht wahr, du fühlst es, daß du zu mir gehörst?!«

Das war gegen alle Verabredung, ein Vertrauensbruch. Und grausam. Mehr als grausam, das arme, unvorbereitete Kind so zu überfallen! Aber vielleicht hatte Helene nicht alles verstanden, wußte hoffentlich nicht recht, um was es sich handelte, war sich nicht klar, was diese Szene bedeuten sollte. Denn wie sollte man ihr schonend genug alles erklären, wie sie nachher beruhigen? Frau Meiners verlor die Fassung, ihre Nerven ließen nach, sie fing bitterlich an zu weinen.

Da machte sich Helene mit einem Ruck von den sie fest umfangenden fremden Armen frei. Ihr zartes Mädchengesicht, das auf seiner reinen Stirn doch schon den Stempel des Wissens trug, errötete tiefer. Die klugen Augen ernsthaft auf die richtend, die, so lange sie denken konnte, ihr die treueste Mutter gewesen war, sagte sie langsam und innig: »Mutter, weine doch nicht! Ich weiß es ja längst, daß du mich nicht geboren hast. Ihr habt mich nur angenommen, Vater und du. Aber ihr seid doch meine Eltern. Du bist doch meine Mutter, von dir hab' ich das Leben. Ich will keine andre Mutter, niemals — nur dich! Mein Muttchen, mein einzig geliebtes Muttchen!« Sie schmiegte sich fest in die Weinende hinein. »Mutter, nicht war, du gibst mich nicht weg?!«

Da ging die andre. Sie ging so rasch wie jemand, der flieht.

— — — — — — — — — — — —

Als Ilse den Weg zurücklief, den sie vor wenig Stunden voll Hoffnung gekommen war, voll Wunsch und voll Verlangen, weinte sie. Aber es waren nicht Tränen, die keinen Trost finden können. Es waren weit mehr die Tränen wehmütiger Rührung als die unverwindbarer Trauer. Jetzt sah sie es ja ganz klar: sie konnte das Kind nicht wiederhaben, sie mußte es da lassen, wo es liebte und glücklich war.

Es war ein Abschied; es war ihr, als hätte sie etwas begraben. Das Kind, das kleine Mädchen war nicht mehr. Das große Mädchen war nicht ihr Kind, zu dem schlug Erinnerung keine Brücke mehr und auch nicht ihr Gefühl.

Was ihr Herz an Liebe zu spenden hatte, das gehörte jetzt ihrem Manne, ihm allein. Und sie eilte, die ihm zu geben.

Mutter

In meiner Kindheit licht und sonnenschön,
Da noch kein Schatten meine Tage trübte,
Bat ich oft Gott, wenn stolz an Mutterhand
Ich durch die lieben Heimatfluren ging:
Laß mich so groß wie meine Mutter werden.

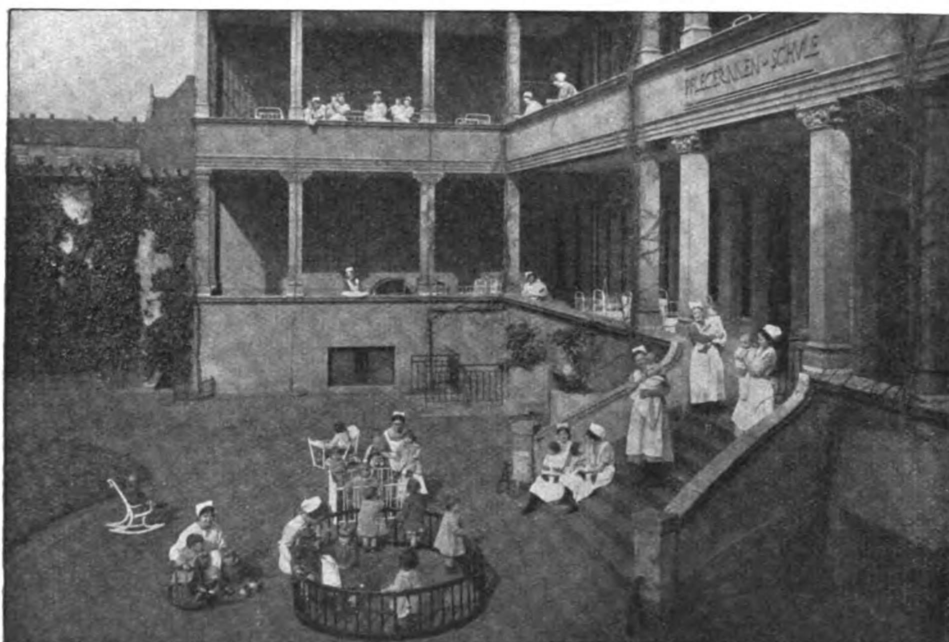
Und wenn ich spielte an des Brunnens Rand
Und Mutter heimlich aus dem Fenster schaute —
Ich sah es wohl —, dann suchte ich im Glanz
Des Wassers mein Gesicht und bat in reiner Kindlichkeit:
Gib mir die klaren Augen meiner Mutter.

Dann ward ich groß, und manches heiße Glück
Kam mir auf meinem Lebensweg entgegen.
Die Menschen sahn bisweilen zu mir auf.
Dann ging ein Beten heimlich durch mein Herz:
Gott, laß mich schlicht wie meine Mutter werden.

Doch auch das Leid ging nicht an mir vorbei,
Tief beugte mich die Qual zur Erde nieder,
Und mehr als einmal trug ich kaum die Last.
Dann floh ein Stöhnen auf zu Gott:
Laß mich so stark wie meine Mutter werden.

Um eines aber bat ich Tag um Tag
Und werd' ich für mein Leben immer bitten:
Ein Beten, das in allem Glück und Leid
Gleich brünstig aus der jungen Seele steigt:
Laß mich so gut wie meine Mutter werden.

Gerhard Ludwig Milau



Auguste-Viktoria-Krippe zu Düsseldorf

Sechzig Jahre Arbeit
im Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz

Von Gräfin Groeben

Vorsitzenden des Hauptvereins des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz

Am 11. November 1866 gründete eine weitschauende Landesfürstin, die damalige Königin Augusta, zunächst für Preußen den Vaterländischen Frauenverein und verwirklichte damit auch für die Frauen dieses Landes den großen Gedanken des Schweizers Henry Dunant, der mit dem Sinnbild des Roten Kreuzes das Zeichen schuf, unter dem Männer und Frauen aller Länder sich zusammenfanden, um in werktätiger Nächstenliebe die höchste Liebespflicht an ihren leidenden Mitmenschen zu erfüllen.

Als Leitsatz gab die hohe Begründerin dem Verein die Worte mit: »Gottes Segen vereint die Kräfte, die sich dem Vaterlande widmen; dies hat eine ernste Zeit bewiesen; deshalb auch bleibe vereint unsre bewährte Hilfskraft, die, alle Bekenntnisse und Stände umfassend, im Vaterländischen Frauenverein hilft, wo es zu helfen gibt. Unser Verein gilt im Kriege dem Volk unter den Waffen, im Frieden der Linderung der Not, wo und wie eine solche unerwartet hervortritt. Ich lege Ihnen als unentbehrliche Grundlage unsrer gemeinsamen Aufgabe die Organisation des Vereins ans Herz, damit unser gemeinsames Werk unerschütterlich unter allen Verhältnissen fortbestehe und in der Gegenwart wie in der Zukunft Gott zu Ehren und zum Besten des Vaterlandes diene.«

Damit wurde dem Vaterländischen Frauenverein neben der Kriegsaufgabe von Anfang an eine weitgehende Friedensaufgabe übertragen, welche die Mitglieder getreu der hohen Bestimmung der Vereinigung und eingedenk ihrer Pflicht gegen Gott und Vaterland unter Einsatz ihrer vollen Opferfreudigkeit und Tatkraft bis zum heutigen Tage zu erfüllen suchen.

Seitdem sind sechzig Jahre verstrichen, und aus dem kleinen, bei der Gründung allein vorhandenen Berliner Nähverein hat sich eine gewaltige Organisation entwickelt, die mit 2300 Zweigvereinen und 700 000 Mitgliedern einen großen Teil der deutschen Länder umfaßt. Nächstenliebe, Vaterlandstreue, Gottesfurcht sind noch heute ihre unerschütterliche Grundlage.

Der Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz dient dem ganzen Volke ohne Ansehen der Partei, des Standes und der Konfession, er will der Not in jeder Gestalt vorbeugen, si' lindern und bekämpfen.

Die Vereinsarbeit ist heute notwendiger denn je. Der Weltkrieg mit seinen furchtbaren Folgen hat das deutsche Volk zermürbt, seine sittliche Widerstandskraft geschwächt, seine Leistungsfähigkeit untergraben. Je höher die Not im Vaterlande stieg, desto mehr bedurfte es der Sammlung aller zur Mitarbeit an ihrer Lin-

derung bereiten Kräfte. In keinem Fall durfte bei diesem großen Liebeswerk eine Organisation ausgeschaltet werden, die im Zeichen des Roten Kreuzes, der werktätigen Nächstenliebe, bereit war, ohne Ansehen des Standes, der Partei und der Konfession, aber auf der festen Grundlage der Religion ihre Kraft überall da einzusetzen, wo die Not es gebot, und die so befähigt war, auch die unser Volk trennenden politischen und konfessionellen Gegensätze zu überbrücken.

Alle Vereinsmitglieder waren sich der zwingenden Notwendigkeit aufs Äußerste gesteigerter Arbeit voll bewußt. Nur so war es möglich, ohne dabei unsre Eigenart aufzugeben oder unsre satzungsmäßigen Aufgaben zu ändern.

In enger Fühlung arbeiten wir mit den Organen des Staates und der Gemeinden, mit den Wohlfahrts- und Jugendämtern; was von jenen in Angriff genommen wird, wollen wir in freier Liebestätigkeit ergänzen und dem Zartgefühl des Empfängers anpassen. Wir wollen nicht nur mit materiellen Mitteln helfen, sondern durch Anknüpfung persönlicher Beziehungen in karitativem Wirken die großen inneren Werte schaffen, die aus freiwilliger Hingabe und persönlichem Opfermut hervorgehen. So stellt der Verein eine Zusammenfassung wahrhaft leben-



Säuglingsheim in Nikolassee

daß unsre Vereinsarbeit trotz der überaus schmerzlichen Verringerung des räumlichen Vereinsgebietes und des damit entstandenen Verlustes wertvoller und vorzüglich arbeitender Organisationen im Westen und Osten wieder einen so erhebenden Aufschwung nehmen konnte.

Gerade jetzt setzen alle Glieder des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz mit klarem Blick und freudigem Herzen als eine einheitliche Volksgemeinschaft getreu ihren Zielen und Idealen mehr denn je ihre Kräfte ein, um in gemeinsamer Arbeit freiwillig und selbstlos dem Vaterland zu dienen.

Durch die Anerkennung, die der freien Wohlfahrtspflege in der neuen Gesetzgebung zuteil geworden ist, fühlen wir uns doppelt verpflichtet, in unsrer Arbeit nur das Allerbeste zu leisten, diger Kräfte dar durch den Zusammenschluß von deutschen Frauen und Mädchen, die mit Herz und Hand sich als echte, rechte Dienerinnen wahrer Karitas erweisen wollen.

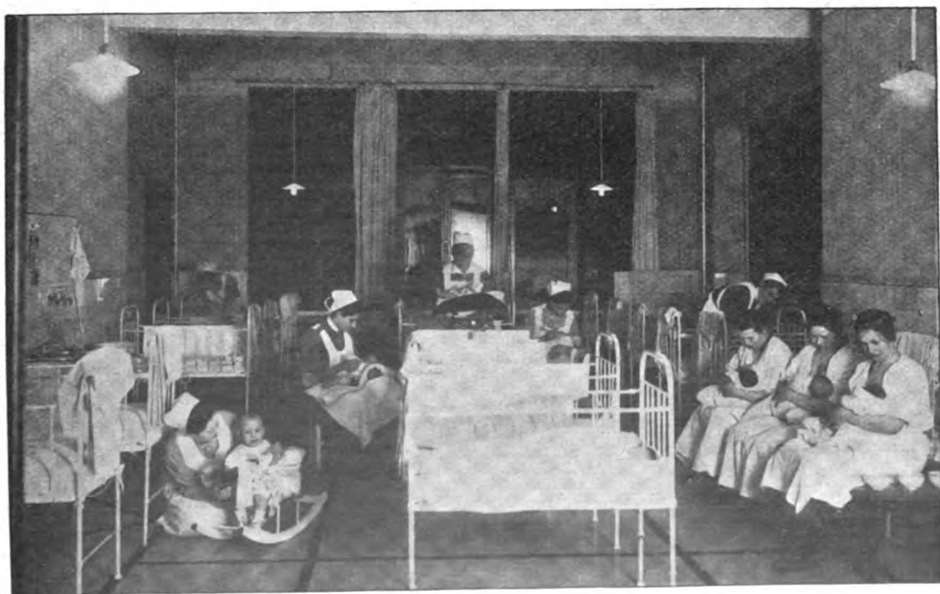
Dem Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz lag seit seiner Begründung die Pflichtaufgabe ob, seine Wohlfahrtstätigkeit in erster Linie in den Dienst des Staates und später des Reiches zu stellen. Seine ersten Satzungen weisen ihm die Unterstützung des Heeressanitätsdienstes zu, jetzt ist an dessen Stelle der weitere Begriff des amtlichen Sanitätsdienstes getreten. Die Arbeit in ihm ist die Vorbedingung für die Führung des Roten Kreuzes und damit für die gesamte Betätigung des Vereins als einer staatlichen Hilfsorganisation. Der Sanitätsdienst umfaßt insbesondere die Pflege der



Innenansicht aus der Auguste-Viktoria-Krippe in Düsseldorf

öffentlichen Gesundheit, die Krankenfürsorge und die Seuchenbekämpfung. Hierher gehören auch öffentliche Notstände, wie innere Unruhen, Feuer-, Wasser- und Erdbebenkatastrophen. Um ihrer Pflichtaufgabe zu genügen, sind die Vereine verpflichtet, Vortragskurse über Gesundheits- und Krankenpflege einzurichten und Hilfskräfte auszubilden, die ihnen neben einer Berufsschwester bei den eignen Vereinsaufgaben und Einrichtungen zur Verfügung stehen, sie aber auch bei Erfüllung der Pflicht unterstützen, welche die Vereine für den amtlichen Sanitätsdienst übernommen haben.

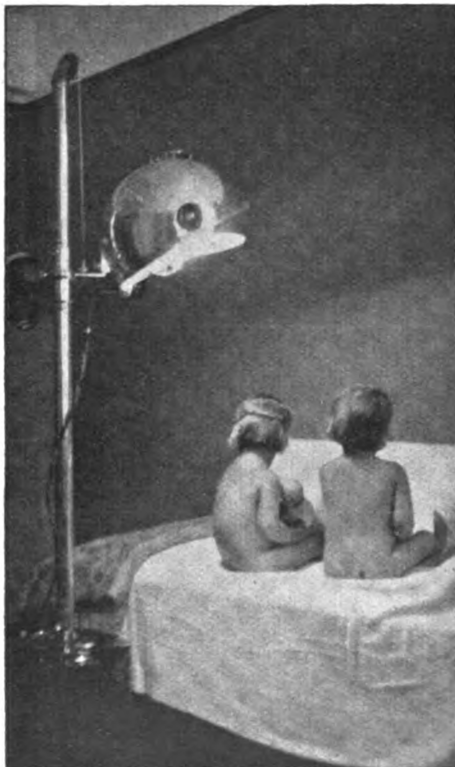
Wir haben theoretische und praktische Kurse



Bettsaal aus der Krippe in Meiningen

zur Ausbildung der Vereinssamariterinnen und Vereinshelferinnen geschaffen, die sich aus unsern Jugendgruppen besonders starken Zuspruchs erfreuen. Wir haben Helferinnen, die krankenpflegerisch, hauswirtschaftlich und sozial unter Aufsicht und in Anlehnung an unsre Berufsschwestern tätig sind. Die Fülle unsrer Arbeitsgebiete ist so reich und verschiedenartig, daß sich ein näheres Eingehen auf sie hier verbietet.

Als Frauenverein vom Roten Kreuz hat der Verein die Förderung der Krankenpflege immer als sein Hauptgebiet betrachtet. In erster Reihe



Kinder unter der Höhensonne (Köln-Mülheim)

verdienen die altbewährten und nicht genug zu rühmenden Gemeindekrankenpflegestationen Erwähnung, eine Einrichtung, die der Verein seit dem Jahre 1867 stets als ein Feld seiner wichtigsten Aufgaben betrachtet hat. Sie führt ihn in Stadt und Land am besten in das Herz des Volkes hinein und wirbt ihm überall Mitglieder und Freunde. Um eine Gemeindekrankenpflegestation bauen sich leicht und selbstverständlich andre Fürsorgeeinrichtungen auf, bei ihr lassen sich die Vereinsmitglieder unschwer zur Mitarbeit heranziehen. Über 2000 Gemeindekrankenpflegeschwestern arbeiten in unsern Zweigvereinen.

Wir pflegen Alte, Sieche und Arme, bekämpfen Seuchen und Volkskrankheiten und leisten bei allen außerordentlichen Notständen im Vaterlande weitgehende Hilfe.

Der Verein ist Träger von 186 eignen Anstalten in der geschlossenen Fürsorge, wie Krankenhäuser, Heilstätten für Erwachsene und Kinder, Krüppel- und Tuberkuloseheilanstalten, Erholungsheime für Erwachsene und Kinder, Säuglings- und Wöchnerinnenheime, Alters- und Siechenhäuser.

Mutter und Kind finden in der halboffenen und offenen Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge in 612 Krippen, Mütterberatungsstellen, Milch-, Suppenküchen und Hauspflege Schutz und Pflege. Über 400 verschiedene Vereinseinrichtungen dienen der Ausbildung der heranwachsenden Jugend für Haushalt und Beruf.

Die umfangreiche stille Liebesarbeit unsrer Mitglieder läßt sich nicht in bestimmte Zahlen fassen. Eine besondere Fürsorge widmen wir dem gegenwärtig so schwer bedrängten Mittelstand.

Unsre ganze Kraft gehört der Säuglingsfürsorge und der Herabminderung der Säuglingssterblichkeit. Wir betrachten es aber auch als ernste Pflicht, für Kleinkind und Schulkind in Kindergärten und Horten zu sorgen, eine Arbeit, die ebenso wie die Säuglingsfürsorge unsern Mitgliedern stets eine besondere Herzensfreude bereitet, auch immer die besondere Unterstützung unsrer hochseligen Protektorin gefunden hat.

Ganz von selbst ergibt sich bei der Fürsorge für den Säugling und das Kleinkind diejenige für Krüppel und Tuberkulosekranke. Hier vornehmlich kann die rechtzeitige Erkenntnis und Bekämpfung der Erkrankung vielfach schwerem Familienelend vorbeugen.

Drucksachen und Merkblätter, die zur Verteilung kommen, häufige Arbeitssitzungen der Verbände und des Hauptvorstandes mit den Zweigvereinen, anregende und belehrende Mitgliedervereinigungen jeder Art, häufige Besuche der Vorstände in ihrem Vereinsbezirk und planmäßige Mitgliederwerbung sind unentbehrliche Maßnahmen für die Ausführung und Unterstützung unsrer Vereinsarbeit.

Wer aber führt diese Arbeit aus?

Einmal die vielen in sozialen Berufen tätigen Kräfte, weiter unsre Vereinssamariterinnen und Vereinshelferinnen, endlich die gewaltige Zahl unsrer schaffenden und arbeitenden Mitglieder, die durch aufopfernde Tätigkeit, langjährige Erfahrung im Vereinsleben und sorgfältige Schulung in den Regeln der Sozialhygiene, der Volksgesundheit wertvolle Dienste leisten.

In erster Reihe stützen wir uns aber in unsrer Arbeit auf unsre Berufsschwestern vom Roten Kreuz, die in zahlreichen Schwesternschaften unter Führung einer Oberin in den Mutterhäusern zusammengefaßt sind. Unsre Berufsschwestern haben sich aus innerer Überzeugung



Jugendgruppe Rendsburg als Hilfe in der Mütterberatungsstelle

zu dem karitativen Gedanken und den Idealen des Roten Kreuzes bekannt, sie sind die einzigen Glieder der großen Organisation des Deutschen Roten Kreuzes, die mit vollem Einsatz ihrer Gesundheit, ihres Lebens dem Roten Kreuz ihre Arbeit beruflich widmen. Tiefes religiöses Empfinden, höchstes technisches Können, Selbstaufopferung, Aufgabe des eignen Ichs sind die Haupteigenschaften der Schwester vom Roten Kreuz. Diese aufopfernde, mit ganzer Hingabe der Persönlichkeit geleistete Arbeit innerhalb und im Dienste des Roten Kreuzes gibt den Schwestern vom Roten Kreuz einen besonderen Ehrenplatz in seiner großen Gemeinschaft.

Das Mutterhaus ist allein berechtigt und verpflichtet, Berufsschwestern auszubilden und Berufskrankenpflege in ihm auszuüben. Der Segen, der durch die Mutterhäuser vom Roten Kreuz den Einzelnen wie der Allgemeinheit erwächst, kann nie hoch genug anerkannt und gepriesen werden.

Die heranwachsende weibliche Jugend hat dem Vaterland in den Zeiten der größten Not die Treue gehalten. Sie hat sich dadurch ein bleibendes Anrecht auf Mitarbeit in unserm Vereinsleben erworben. Wir sammeln sie in Jugendgruppen und bereiten sie für die spätere Tätigkeit als Vereinsmitglieder vor. Sie hören bei



Kinder-Mittagstisch in einem Kindergarten

uns nicht nur Vorträge und Ansprachen, sondern werden auch durch praktische Betätigung und Unterweisung aus der sozialen Arbeit für ihre spätere Vereinstätigkeit, insbesondere in der Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, häuslichen Krankenpflege und Hauswirtschaft geschult. Ihre Zusammenkünfte dienen der Ausbildung, Belehrung und Unterhaltung.

Wir führen die Jugendlichen ein in das große Gebiet der Wohlfahrtspflege und in den Geist, der unsre Arbeit beseelt, nehmen aber auch ihr Empfinden mit in unsre Arbeit hinein, um ihnen überall da, wo der Mensch mit Herz, Hand und Verstand etwas Nutzbringendes zu leisten vermag, die Möglichkeit zu geben, sich über ihre persönliche Eignung für einen oder den andern Lebensberuf oder in freiwilliger Mitarbeit im Dienste der Allgemeinheit klar zu werden.

Alles das, was unsern Vereinen Zweck und Ziel bedeutet, suchen wir in der Jugend stärker zu erwecken, in der sicheren Hoffnung, aus ihren Reihen die besten Wortführer, die stärksten Werbekräfte zu gewinnen und dadurch die Zukunft unsrer Vereinigung zu sichern und zu stützen.

Wir sehen es als unsre ernste Pflicht an, die Jugend für ein frohes, körperlich lebensstarkes, sittlich tüchtiges, von Gottesfurcht und Heimattreue erfülltes Leben heranzubilden und ihren Blick vom eignen Ich auf das Ganze, auf den Dienst am Vaterlande hinzulenken.

Alle Mitglieder des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz hängen mit allen Fasern ihres Herzens an ihrer Organisation, die es wert ist, daß wir ihr unser Herz, unsre Kraft, unsre Gedanken, unser Leben widmen.

Unsre Arbeit ist unpolitisch und unparteiisch, aber vaterländisch und dem ganzen Volke gewidmet; wir arbeiten nicht für eine bestimmte Kirche, aber in Gemeinschaft mit allen Kirchen, auf der Grundlage festen Gottvertrauens.

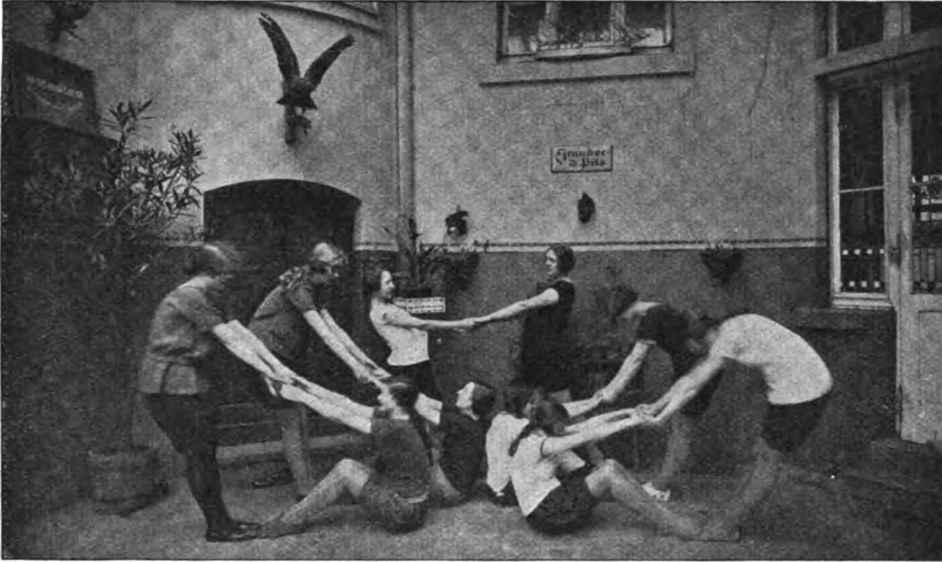
Das Gelingen unsrer Arbeit war in der Vergangenheit und ist in der Gegenwart und Zukunft dadurch bedingt, daß wir in den gewaltigen Stürmen, die unser geliebtes Vaterland erschüttern, unentwegt standhalten und unsern Idealen treu bleiben. Der Geist des Roten Kreuzes, der in unsern Vereinen und in seinen Mitgliedern lebt und wirkt, ist es, der unsre Erfolge in sechzig Jahren gezeitigt hat. Unser Liebeswerk steht auf dem Boden von drei unverrückbar festgehaltenen Grundsätzen:



Kindergruppe aus der Heimstätte in Berlin, Drontheimer Straße

1. Wir sind der Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz. Vom Boden des vaterländischen Bewußtseins auch nur einen Schritt abzugehen, hieße Verrat am Vaterland üben. Je schwerer es von außen bedrängt wird und im Inneren leidet, um so heißer werden wir es lieben. Diese Liebe, die nimmer aufhört, ist uns schlichte, unverrückbare Pflicht.

2. Diese Liebe ist Tat. Sie gilt dem Nächsten ohne Ansehen der Person. Mit ihr werben wir für das Vaterland, mit ihr suchen wir die alten ursprünglichen Gefühle deutscher Treue wiederzuerwecken auch bei denen, die in Gefahr sind, sie unter den Wirren und Nöten unsrer


Turnübungen der Jugendgruppe Gelsenkirchen

Tage vollends zu verlieren. Als deutschen Frauen, Müttern und Schwestern liegt uns nichts so sehr am Herzen, als das volle Ausmaß unsrer Liebe ohne Abzug allen deutschen Frauen, Männern und Kindern zu widmen.

3. So starke, standhafte Liebe, wie sie unser Vaterland und unser Volk jetzt von uns erwarten und erwarten müssen, erwächst allein aus dem Glauben. Wer heute wähnt, ohne die Kräfte der Ewigkeit auszukommen und aus dem bloß Menschlichen zu nehmen, was seine Seele braucht, wird bald die Hände sinken lassen. Glaube, Liebe und Vaterland, das sind die drei Quellen, aus denen uns die Arbeit und ihr Segen strömt.

Erfüllt von diesem Geist, von dieser Liebe, von diesem Glauben, hat der Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz sechzig Jahre hindurch geschaffen und gewirkt. Gottes Segen hat sichtbar auf seiner Arbeit geruht.


Altersheim in Cranz in Ostpreußen

Weiße Weihnachtskerzen

Eine Legende von Karl Theodor Senger

In einer Weihnacht nach dem großen Kriege,
Dem fürchterlichen Weltkrieg um den Rhein,
Umflatterten die hohe Himmelsstiege
In grauen Schwärmen Geister, groß und klein,
Die Seelen derer, die in tausend Schlachten
In Ost und West, in Wüsten und im Meer
Der Heimat ihres Lebens Opfer brachten,
Ein wogendes, gewaltig stilles Heer,
Begnadet wohl, entbunden von Beschwerde,
Gelöst von Körpernot und schmerzbefreit,
Doch noch voll Sehnsucht nach der alten Erde,
Die glitzernd drunten lag im Winterkleid.
Sie wollten Urlaub sich vom Herrn erflehen,
Der zu den Menschen kam in dieser Nacht,
Noch einmal Weib und Kind und Freund zu sehen,
Vereint um der geschmückten Bäume Pracht.
Doch eh' sie noch den Sprecher sich erkoren,
Erklang ein heller wundersamer Ton,
Erschloß ein Reigen sich von goldnen Toren,
Versanken zagend sie vor Gottes Thron,
Der fern und hoch im reinen Äther schwebte,
Umklungen von der Sphären Harmonie,
Und eine Stimme, die das All durchbebte,
Erscholl gewährend also nun um sie:
»Ihr lieben Seelen, die ihr staunend rastet,
Auf halbem Wege bang geworden seid,
Die ihr voll scheuer Sehnsucht rückwärts tastet
Nach Form und Bild und Gleichnis in der Zeit,
Vergönnt sei euch der Blick ins früh're Leben.
Solang ihr eure Allheit nicht erkennt,
Sei euch alljährlich diese Gunst gegeben,
Daß ihr in weißen Weihnachtskerzen brennt
Und leuchtend in den grünen Zweigen hanget,
Durch die des Glaubens süßer Schauer rinnt,
Daß ihr euch kundtut, segnet und empfanget,
Wo fromme Menschen guten Willens sind.
Ist euch das tiefe Wissen aufgegangen,
Daß ihr in allem, alles in euch sei,
Dann soll die Seligkeit euch ganz umfangen,
Dann gebt das Licht der Brudersehnsucht frei!« – –
Verflogen war die Schar aus Himmelsräumen,
Bevor der liebe Gott es selbst gedacht,
Und strahlt nun hier aus Millionen Bäumen
Der ew'gen Liebe Wunder in die Nacht.

BURT. CHEN



Die Lebensalter

Anton Rausch

Von Prof. Dr. Hermann Nasse

Uralte, von Kindheit an vertraute Krippen und irgendeine nächtliche Weihnachtsfeier in dem Kirchlein eines weltfernen deutschen Dorfes fallen einem ein, wenn man sich in die Betrachtung unsers Weihnachtsgemäldes von Anton Rausch vertieft (Abbild. S. 463). Alte fromme Weisen klingen an, wenn man dem lieblichen Engelchor lauscht, der dem jungen Mutterglück Mariens sein Hosianna singt. Irgendwo und nirgendwo ist hier jene Rose aufgeblüht, die zum Lichte wurde der ganzen Welt. Lediglich ein Lattenzaun, ein knorriger Baumstamm verkörpern die Erdenwelt und bedeuten uns, daß hier in dieser Feldeinsamkeit Bethlehems Stall zu denken ist. Ein richtiges holdes Weihnachtsmärchen spielt sich ab. Aber dem in frommer Verehrung anbetenden Josef ist dies Märchen volle Wirklichkeit. Mag der entlaubte Baum, mögen die schneebedeckten Firne im Hintergrund an die rauhe Jahreszeit erinnern: wo dies Kindlein zur Welt kommt, sprießen Blüten und Blumen.

Ein Künstler, der so zu dichten weiß, schenkt wahre, echte Volkskunst. Anton Rausch ist in der Tat selbst ein Kind des Volkes. Denn als Sohn eines schlichten Lackierers und Vergolders verbrachte er, 1882 geboren, seine ganze Kindheit in einem einsamen, ernsten Dorfe, in dem bayrischen Fladungen in der Rhön. Der Vater, der auch holzgeschnitzten Madonnenfiguren die farbige, schmückende Fassung zu verleihen wußte, erkannte früh des Sohnes Begabung. Sehr im Gegensatz zu sonstiger Väter Art hatte dieser Vater keinen andern Wunsch, als daß der Sohn den bitterernsten, schweren Beruf eines bildenden Künstlers ergreifen solle. Ja, er zwang schon frühzeitig den Knaben, sich unermüdlich in der Zeichenkunst, der Grundlage alles künstlerischen Schaffens, zu üben. Auch sorgte er für weitere zweckmäßige Ausbildung. Er schickte den Sohn auf die Kunstgewerbeschule in Nürnberg. 1912 bezog der angehende Künstler die Akademie der bildenden Künste in München. Hier lernte er bei Feuerstein, bei Wilhelm von Diez und Peter Halm. Bald kam zur Zeichnung die Farbe. Sie wurde unserm Rausch, der trotzdem niemals die Zeichnung vernachlässigt, das eigentliche Element. Seinen Bildern ist es gewissermaßen auf die Stirn geschrieben, daß hier die farbige Anschauung alles bedeutet, daß aber zugleich dies Farbenerlebnis mit dem zeichnerischen Gerüst untrennbar verwachsen ist.

Rausch wurde aus Neigung, aus zwingendem innerem Antrieb Madonnenmaler, religiöser Maler. Als er sein erstes Madonnenbild im



Leubacher Madonna

Jahre 1904 vollendet hatte, wurde ihm der Vater zu seinem größten Schmerz entrissen. Ihn und die Heimat hat er nie vergessen. Aus allen seinen Gemälden spricht in der Behandlung des Landschaftlichen eine zarte Sehnsucht nach seiner so einsamen und herben, ja oft so melancholischen Heimat, nach dem Vaterhaus, in dem er seine Jugend verlebte.

»Wir sehnen uns nach Hause und wissen nicht wohin.« Das ist romantische Stimmung. Sicherlich ist unser Künstler auch als Romantiker anzusprechen. Er teilt einige, aber nicht alle charakteristischen Züge mit den deutschen Frühromantikern und Nazarenern. Vor deren Gemälden, besonders vor den so lyrischen, bisweilen sogar überempfindsamen Zeichnungen und Lithographien eines Führich, eines Steinle ist man oft versucht, zu fragen, ob der Dichter etwa den Maler und Zeichner, oder ob umgekehrt der bildende Künstler den Dichter angeregt und ihm den Weg gewiesen habe. Unverkennbar macht sich in den Schöpfungen Rauschs in sehr nachdrücklicher Weise der besondere tiefe poetische Gehalt geltend.

Unwillkürlich kommen uns Liedstrophen auf die Lippen. Vermeint man nicht in dem Ge-



Wackersberger Madonna

mälde der »Verkündigung« (S. 464) einen Nachhall der Verse zu verspüren, mit denen Rainer Maria Rilke das süß-zarte Geheimnis der Menschwerdung Christi besingt? Aber Anton Rausch ist weniger mystisch. Auch ist der formale Ausdruck bei ihm ein meist schlichterer und völlig ungekünstelter. Rausch ist nie preziös und artistisch. Mit kundiger, sicherer Hand zeichnet er, in kühnem, aber niemals herausforderndem Freimut von aller Tradition abweichend, die doch eigentlich Pforte und Gemach der Jungfrau vorschreibt, eine sehr deutsche, sehr ländliche Landschaft mit einem heimischen Dorf und mit trauten Fachwerkhäusern im Hintergrund. Hier wird seiner Maria, einem schlichten Mädchen mit offenen Haaren und erstaunten, weit geöffneten Augen, die frohe Botschaft und Verheißung Gabriels zuteil. Aus Wolken, die zu hoher, flammender Glut entzündet scheinen, bricht ein überirdischer Glanz mit der Erscheinung der Taube: »Veni creator spiritus.«

In der so intim, so mütterlich erlebten »Heimsuchung« (S. 467) werden Maria und Elisabeth in der wirksamsten und unzertrennlichsten Weise zu einer innig geschlossenen Gruppe verwoben. Reisebeutel und Wander-



Verkündigung

stab erinnern an den Gang übers Gebirge. Nach beiden Seiten weit zurückweichende Wolken rahmen die Gruppe ein und heben zugleich die Silhouetten beider Frauen betont heraus. Elisabeth ist in erregtes Violett, Maria in warmes, beruhigend-beglückendes Rot gehüllt. Die Erregung der Erwartung zittert bei Elisabeth im greifbaren Erlebnis der Wirklichkeit noch nach.

Wenn wir von Rausch als von einem Romantiker sprachen, so müssen wir sofort eine weitere Einschränkung machen. Man erinnere



Heilige Nacht

sich einmal an Bilder führender Frühromantiker, wie Caspar David Friedrich und Carus. Es ist für sie alle höchst charakteristisch, daß sie als Schöpfer solcher frühromantischer Gemälde in allen formalen Mitteln der Bildanlage, der Durchführung und vor allen Dingen der Farbe von äußerster Zurückhaltung gewesen sind. Besonders diese koloristische Entsagung trifft für Rausch nicht zu. Er ist geradezu ein Meister der Farbe. Seine Bilder leben — wir durften es schon einmal feststellen — von der Schönheit der Farbe. Die Farben rauschen und glühen. Er bevorzugt für seine Palette ein tiefes, volles Blau, ein strahlendes, funkelndes Rot. Er liebt die Blumen. Er liebt wohl auch die Edelsteine. Denn er bettet seine Farben wie solche in den dunklen Ton des Hintergrundes. Oder er läßt sie gleich blutroten Rosen gegen den hellen Hintergrund brennen, wie einstmals Albrecht Altdorfer. Es bedeutet keine Verkleinerung des so ursprünglichen Talentes unsers Künstlers, wenn man sich vor manchen seiner Bilder in der Tat an den Meister der Donauschule erinnert fühlt. Er hat Altdorfers Kolorit verstanden, wie er überhaupt seine alten Meister verstanden hat. Wie Altdorfer weiß er aus Sonnenaufgang und Sonnenuntergang ein großes, elementares atmosphärisches Ereignis zu gestalten.



Tölzer Madonna

Jene niemals unfruchtbare Schulung an dem Besten unsrer großen alten Meister, die dann doch wieder zu völlig Persönlichem, ja zu völlig Neuem führt, macht sich überall auf das vorteilhafteste bemerkbar. Wer möchte nicht an jenes allerliebste Gewusel kleinster Engelputten denken, das Baldung Grien so reizvoll laut werden läßt, wenn Scharen von Engeln der Krönung Mariens, z. B. im »Freiburger« Altar, oder der Geburt des Herrn, z. B. im Frankfurter Weihnachtsbild, das Halleluja singen! Im Landschaftlichen, in der feinnervigen Wiedergabe der Struktur von Bäumen, Sträuchern und Gestein, im Aufbau der Berge ist es wiederum Lucas Cranach und bisweilen in den Gestalten seiner Madonnen Grünewald, an die man sich nur allzu gern erinnert fühlt. Von Nachahmung bleibt das weit entfernt. Stets ist aus dem wohlbegriffenen Vorbild, dessen kein moderner Künstler auch in unsrer leider so wenig historisch gerichteten Zeit sich zu schämen braucht, eine Umsetzung, eine frei die Anregung verarbeitende Umformung geworden. Neuschöpfung ist in all diesem künstlerischen Erfinden und Gestalten, mag auch die Form für diese Neuprägung eine altgewohnte sein. Man braucht die Form wirklich nicht gleich zu zertrümmern, wenn man neue Formgesetze zur Geltung bringen will. Nur eine schwache Künstlernatur, die sich der Grenzen ihrer Begabung bewußt ist, fürchtet die großen Vorbilder. Wer künstlerische Kraft besitzt, weiß sie zu meistern.

Wir lernten bisher von unserm Künstler Bilder aus dem Marienleben kennen. Am liebsten aber besingt Rausch die Madonna, die himmlische Mutter mit ihrem Sohn. Er wird nicht müde, immer wieder dies eine Thema anzuschlagen, das Thema von Mutterliebe, Mutterglück und Mutterleid, das der Mutter schlechthin. Zeiten, die das hohe Lied der Mutter, der Mütterlichkeit nicht mehr verstanden und von



Heimsuchung

ihren Dichtern und Künstlern nicht mehr forderten, waren noch immer Verfallzeiten. Natürlich ist damit nichts gegen die Bildniskunst oder die Landschaftsmalerei als solche gesagt. Aber Künstler, die auch die Mutter zu feiern wissen, sei es Maria, wie einst Raffael, sei es die Frau als Mutter, wie die holländischen Maler des 17. Jahrhunderts, sie stehen unserm Herzen auch wohl heute noch am nächsten.

Auch Rausch weiß uns mit seinen Madonnenbildern völlig zu bestricken. Wenn in seiner »Tölzer Madonna« (S. 466) die beherrschende Farbe ein flammendes, eindringliches Rot ist, so jubelt dieses Rot in seiner vollendeten Pracht gleich rauschenden Fanfaren auf und bedeutet so recht eigentlich das Glück der jungen Mutter. Aber die in Nuancen des kühleren Blau-Violett spielenden Nachbarfarben, die Neigung des Köpf-

chens der Maria, der wehmütige Ausdruck ihrer Augen setzen diesem Trank der Freude den bitteren Wermutstropfen zu. Das ist schon hier die Schmerzensreiche der Zukunft. Die Tölzer Berge begleiten als herbe Folie das figürliche Vordergrundmotiv. Natur und Mensch, Natur und Gott klingen in stimmungsvollen Harmonien ineinander und zueinander, bilden eine große stimmungsvolle Einheit. Die melodisch bewegten Linien des Gebirgskammes fließen dahin wie das verhaltene Murmeln eines Gebirgsbaches und raunen von kommenden Dingen. Die geschlossenen breiteren Hintergrundflächen lassen die Hauptperson plastisch hervortreten und steigern die runde, weiche Modellierung. Hier, wie in allen andern Bildern, sind Maria und das Jesuskind Menschen einfacher Herkunft, ernst, wortkarg, scheu und in sich verschlossen. Immer ist Maria von einer Reinheit und Unberührtheit, die ergreift, die uns stille werden läßt.



Sohn des Künstlers

Wenn Anton Rausch seine Madonnen nach bestimmten Ortschaften benennt, so erinnert uns dies nicht nur an die frommen Bräuche der Altvordern, sondern auch an stille, einsame Wallfahrtskapellen, denen man auf Wanderungen im Gebirge oder im Hochwald begegnet ist. Wackersberg liegt nahe bei Tölz. Tölz aber ist die Heimat der Flößer und Zimmerleute. Auf dem Gemälde »Wackersberger Madonna« (S. 463) geht Joseph auf freiem Wiesenplan an primitiver Hobelbank seinem handwerklichen Berufe nach. Kleine Engelputten treiben ein unschuldiges kindliches Spiel. Unbefangen sitzt Maria auf einer Rasenbank und herzt ihr Kind. Über alles aber ergießt sich aus dunklem Gewölk ein Himmelslicht. In andern Bildern, wie der »Leubacher Madonna« (S. 462), fließt der Strom der Erzählung in größerer Breite dahin. Denn mit reicher Phantasie weiß der Künstler die scheinbar längst erschöpften Themen mit immer wieder völlig neuen und immer fesselnden Einfällen auszuschmücken und abzuwandeln. So erweitert sich das Marienthema zu Episoden, die man bald als »Ruhe auf der Flucht«, bald als »Haus Nazareth« ansprechen darf. Eine gewisse Vorliebe für ernstere, symbolische Andeutungen ist unverkennbar. Man wird es deshalb kaum begreifen, daß bei dieser frommen Gesinnung und bei diesem immer tief religiösen Einschlag in manchen Kreisen Anstoß daran genommen wurde, daß das Jesuskind unbekleidet und Maria mit bloßen Füßen wiedergegeben ist. Dann müßten auch Raffael und manche der Nazarener Anstoß erregen!

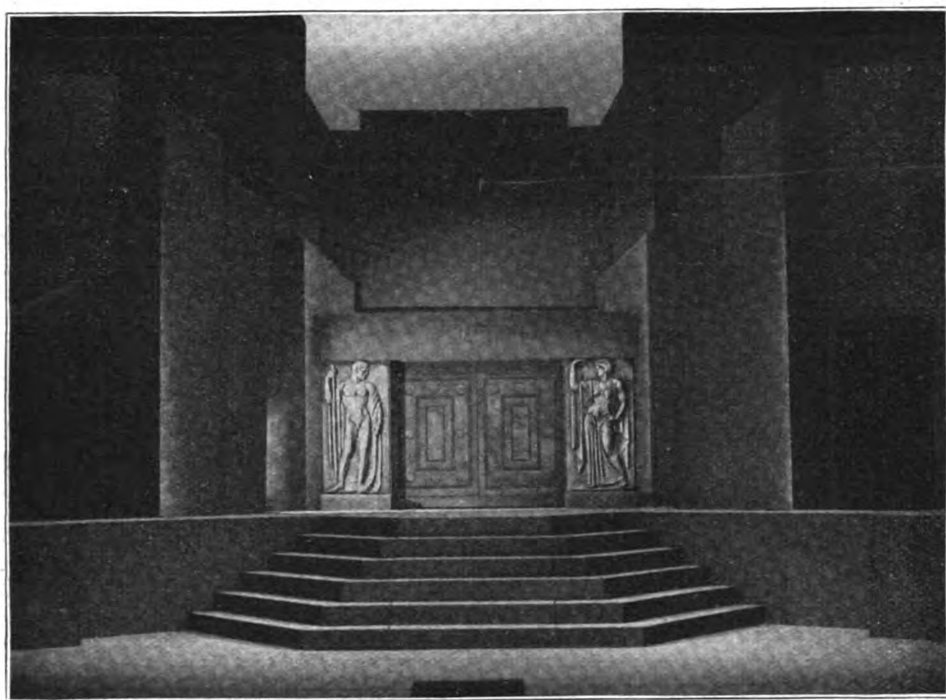
Wie frisch und unmittelbar Anton Rausch Bildnisse zu meistern und Gruppenbilder psychologisch auszudeuten weiß, dessen sind die hier abgebildeten nicht religiösen Gemälde Zeugen. Immer wieder setzt sich aber bei aller Freude am Figürlichen die unverkennbare Hinneigung zur Landschaft durch. Auch dies ist ein liebenswürdiger romantischer Zug. Wir wissen dem Künstler Dank dafür.

Das Licht

Die Welt liegt tief in Nacht und Traum.
Erwartungsfrohes Zittern geht
Durch den geschmückten Weihnachtsbaum,
Der dunkel schon im Zimmer steht.

Die Welt liegt schwer in Not und Bann:
Wo ist das Licht, das uns verblieb?
Ich zünde stumm vier Kerzen an.
Vier Worte sind: Ich ... hab' ... dich ... lieb.

Gerhard Ludwig Milau



Aufn. Heinr. Haas, Altona

Jubiläumsaufführung des Altonaer Stadttheaters (Intendant Fr. O. Fischer): »Die Orestie«, frei nach Äschylus von Johannes Tralow (Spielleitung: Richard Dornseiff; Bühnenbild: Heinz Daniel)

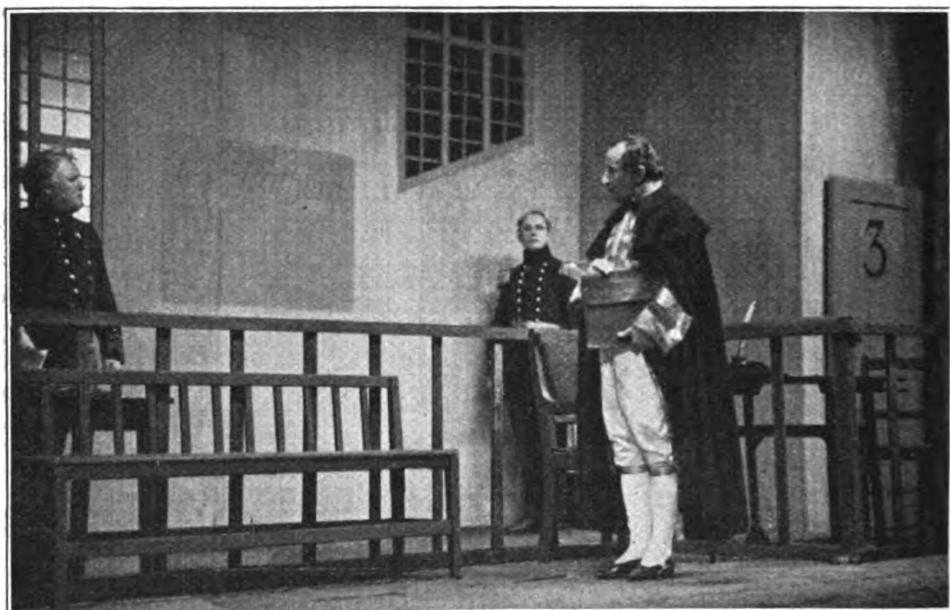
Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Fünfzig Jahre Altonaer Stadttheater — Max Reinhardts erstes Vierteljahrhundert — »Neidhardt Gneisenau« von Wolfgang Goetz im Deutschen Theater — »Die Soldaten« von Lenz im Schillertheater — Herbert Eulenberg: Die beste Polizei — Ralph Arth. Roberts und Arthur Landsberger: Einbruch — Wedekinds »Lulu« im Staatstheater — František Langer: Peripherie — Arnold Bennett: Das große Abenteuer — Tristan Bernard: Der gefällige Thierry — Das Theater »Habima« aus Moskau — Die neuen Revuen

Altona, Hamburgs auch in Kunstdingen ehrgeizige Schwester, feierte in den letzten Septembertagen dieses Jahres das fünfzigjährige Bestehen seines Stadttheaters. Feierte es, wie von glaubwürdigen Zeugen versichert wird, durch eine gediegene Aufführung der »Orestie« des Äschylus, die der Dramaturg Johannes Tralow frei bearbeitet und in edler, kraftvoller Sprachform nachgedichtet hat, feierte es durch die Herausgabe einer von Paul Th. Hoffmann besorgten Festschrift (Altona, H. W. Köbner) und, wie das jetzt zum volleren Widerhall solcher Feiern löblicher Brauch geworden ist, durch Einladung auswärtiger Tageszeitungen. Bis zu den Zeitschriften scheint der reklamehoffnungsvolle Blick der Veranstalter solcher Jubelfeste noch nicht gedrungen zu sein, wenn ihnen auch nachträglich eingefallen ist, daß es für den Nachruhm bei späteren Geschlechtern vielleicht ganz vorteilhaft sein könnte, wenn auch auf dem dauerhafteren Papier der Zeitschriften »in Wort und Bild« von dem »Markstein der Kultur«, der bei solchen Gelegenheiten als ein monumentum aere perennius gesetzt zu werden pflegt, »gebührend Notiz genommen werde«. Nun, meine Herren, wir tun Ihnen den Gefallen, stellen das Szenenbild aus der Festaufführung sogar als repräsentatives Kopf- und Giebelstück über unsre Dramatische Rundschau, fügen die Namen der führenden Bühnenleute zwecks Überlieferung an die Ewigkeit hinzu und verlangen nicht einmal Dank dafür. Wir tun es zum Andenken an die vielen ruhmvollen Namen, die mit der Bühnengeschichte des Altonaer Stadttheaters verbunden sind, zu Ehren der Ackermann, Seyler, Friedrich Ludwig Schröder, Matkowsky, Barnay, Friedmann, Pollini, Franziska Ellmenreich u. a., und wir knüpfen den Wunsch daran, daß es dem Altonaer Stadttheater auch im zweiten Halbjahrhundert seines Bestehens vergönnt sein möge, alle nur erdenklichen Lorbeeren zu pflücken.

Ein Jubelfest kommt selten allein. Nicht nur, daß gleichzeitig mit den Altonaern, sozusagen Tag



Aufn. Dr. Hans Böhm, Berlin

Szenenbild aus »Neidhardt von Gneisenau« von Wolfgang Goetz (Deutsches Theater: Werner Krauß als Gneisenau; Werner Schott als Major v. Clausewitz; Friedrich Kühne als Staatsrat Scharnweber)

an Tag und Wand an Wand, die Hamburger den Umbau ihres Stadttheaters feierten, bald darauf jährte sich auch zum fünfundzwanzigsten Male der Tag, an dem Max Reinhardt in der deutschen Reichshauptstadt den Fuß auf die erste Stufe der dramaturgischen Direktortreppe setzte, die ihn auf eine zuvor kaum schon erklommene Höhe des Theaterruhmes führte. Er hat klein und schier heimlich begonnen, mit nächtlichen Überbrettlaufführungen in einem armseligen Saaltheaterchen, das keinen Namen hatte und fand und sich deshalb mit humorvollem Selbstspott »Schall und Rauch« nannte, aber er ist, getragen von der Sehnsucht der Zeit nach farbigerem, blühenderem Leben, die ihn selbst beseelte, schnell emporgekommen: über das kleine Theater Unter den Linden und das Neue Theater am Schiffbauerdamm ins Deutsche Theater, das zuvor schon die Hochburg der dramatischen Kunst in Berlin war und sich unter ihm noch höher und steiler emporgipfelte; er hat die Kammerspiele für intime dramatische Kunst und das Große Schauspielhaus für Massenaufführungen und Massenzuschauer gebaut und hat ein Jahrzehnt lang als unbestrittener König der Berliner Theaterdirektoren geführt und geherrscht. In all seinen Häusern, auch im Großen Schauspielhaus, so entschieden es hier nach seinen szenischen Grundsätzen und Absichten von Anfang an bekämpft worden ist und so deutlich unsre düsteren Voraussagungen inzwischen durch den Sturz ins Kino und in die Revue bestätigt worden sind, in all seinen Häusern hat Reinhardt uns hohe, leuchtende Feste der Schauspielkunst erleben lassen, die wir bis an unser Lebensende nicht vergessen würden, auch wenn ihr Glanz und Ruhm nicht schon heute hundertfach in der deutschen Theatergeschichte verzeichnet stünde. Wir waren damals Dreißigjährige, als sein Gestirn aufstieg; denken wir heute an jene Jahre zurück, so dünkt uns, als hätten wir damals unsre zweite Jugend erlebt, mit all ihren Hoffnungen, Entzückungen, Schwärmereien und hochfliegenden Idealen. Natürlich fiel dann eines Morgens auch auf diese Blütenträume der Meltau der Enttäuschung. Das war, als wir uns bei all den zauberischen Herrlichkeiten, mit denen Augen und Ohren bei Reinhardt bewirtet wurden, gewisser Äußerlichkeiten seiner vielbewunderten Regiekunst bewußt wurden und den Riß erkannten, der zwischen seinen Ausstattungswundern und der Geistigkeit seines Spielplans klaffte. Und dann kam der Zerstreuungsdrang seines »Europäertums« über Reinhardt. Er ging auf Gastspielreisen, fuhr übers Meer nach England und Amerika, trieb Sezession in Wien, warf sich dem Film in die Arme und machte Salzburg zur Festspielstadt. Seitdem gehörte er uns, gehörte er sich selber nur halb. Wird er Spannkraft und Wandlungsfähigkeit genug haben, um wieder zu sich zurückzufinden, nicht als »der Alte« — das ist ein Begriff, der sich mit ihm und seinem Wesen nicht verträgt —, sondern als ein Erneuerter und stetig Verjüngter, nach dem Gesetz, nach dem er angetreten? Er würde auch heute wieder für seinen Fleiß, seinen ernsten Kunstwillen, sei-

nen erlesenen Geschmack, seine dichterische Nachfühlungsgabe, seine Persönlichkeitsmacht über Schauspieler und Publikum ein weites und lohnendes Wirkungsfeld finden, und wir würden nicht weniger andächtig, nicht weniger jugendlich bewunderungsfroh zu seinen Füßen sitzen.

Endlich, wohl zwei Jahre nach Erscheinen der Buchausgabe (Leipzig, Eugen Kuner) und nachdem das Württembergische Landestheater in Stuttgart sich schon im vorigen Winter die Ehre der Uraufführung vorweggenommen hatte, ist jetzt Wolfgang Goetz' Schauspiel »Neidhardt von Gneisenau« auch in seiner Geburtsstadt Berlin auf die Bühne gedrungen. Das Deutsche Theater hat es am Vorabend von Gneisenaus 167. Geburtstage und am 120. Jahrestage des napoleonischen Einzugs in Berlin zum erstenmal aufgeführt. Leider nicht unter der Spielleitung Max Reinhardts, der aus diesen 21 lose verknüpften, immer wieder Farbe und Beleuchtung wechselnden Bildern gewiß ein neues Fest seiner stimmungsgewaltigen Regiekunst gemacht hätte, aber mit Werner Krauß in der Titelrolle. Und das war eine Erfüllung und Erschöpfung dessen, was dem Dichter in seinem problematischen Helden vorgeschwebt hat, wie er selbst sie nicht besser gewünscht und erträumt haben kann. Denn Krauß, mehr ein denkender und überlegt zeichnender als ein elementar aus der Natur und dem Blut gestaltender Schauspieler, trifft Gneisenau da, wo Goetz die Keim-, aber auch die Gefahrzelle seines Charakters entdeckt hat: bei seinem nach innen brennenden Ehrgeiz, der, von dem Bewußtsein des Genies und dichterischen Lebensgefühls getragen, doppelt schmerzlich und verbitternd den Stachel der Zurücksetzung fühlt, wenn die Lorbeeren, die ihm gebühren, immer wieder auf eines andern Stirn fallen. Den großen einheitlichen dramatischen Atem, den die mosaikartig zusammengefügte Szenenfolge verschmäht, konnte auch er dem Stücke nicht einhauchen, aber er hat die Gestalt dieses Gneisenau im Gewoge der Auftritte und Figuren zu einem Leuchtturm und einer Feuersäule gemacht und dem Abend einen Theatererfolg errungen, wie er auf Berliner Bühnen seit langem nicht mehr zu verzeichnen war. (Über das Werk selbst habe ich ausführlich schon im Februarheft d. J. gesprochen.)

Als Max Reinhardt im Jahre 1916, also mitten im Kriege, die »Soldaten« von Reinhold Lenz, dem Jugendfreunde Goethes, dem Stürmer und Dränger, dem kecken Sozialkritiker des 18. Jahrhunderts, auf die Bühne brachte, war das ein kühnes Unternehmen, denn es werden da — nur scheinbar als Komödie, mehr als menschliche Leidens- und Drangsalierungsgeschichte — Dinge vorgetragen, die das damals auch in Fragen der Kunst und des Theaters allmächtige Oberkommando wohl als staatsgefährlich hätte betrachten können. Heute spielt man das Stück, das freilich mehr Novelle geblieben als Drama geworden ist, das aber dem Regisseur höchst reizvolle Aufgaben bietet, im Staatlichen Schillertheater und bemüht sich nicht im geringsten mehr, seine antimilitaristische Tendenz irgendwie zu verhüllen oder zu bemänteln, wie der Dichter, vor seinem eignen Mut erschreckend, es selbst hinterher getan hat. Ihren Glanz bekommt diese Aufführung nicht von einem der männlichen Darsteller, sondern von Lucie Mannheim, deren Mariele auch den leisesten Anhauch von gemeiner Sinnlichkeit vermeidet, um aus einem unverdorbenen, nur eben leicht vom Winde der Verführung geschüttelten Mädchengemüt mit aller Süßigkeit der Schwäche auch alle Bitterkeit des Schicksals aufblühen zu lassen.

Die Republik — und das ist eine ihrer erfreulichen Unterscheidungen vom Kaiserreich — legt Wert darauf, daß bei ihren amt-



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Lucie Mannheim in den »Soldaten« von Mich. Reinh. Lenz (Schillertheater)

lichen Vertretungen und Veranstaltungen auch Kunst und Wissenschaft die Honneurs machen, und die hohen Behörden eifern ihr darin nach. So wurde Herbert Eulenberg vom Ministerium des Inneren ersucht oder beauftragt, zu Ehren und zur Weihe der Berliner Polizeiausstellung ein Stück zu schreiben, das, wenn auch in humoristischer Weise, etwas für die Volkstümlichkeit der bestgehaßten staatlichen Institution tue. Eine schwierige und undankbare Aufgabe, das sei gern zugegeben. Aber ob sie nicht doch etwas würdiger und amüsanter zu lösen gewesen wäre, als es dem Verfasser des »Ritter Blaubart« selbst auf den Krücken der von Schiller für ein geplantes weitausgreifendes Polizeistück hinterlassenen Entwürfe gelungen ist? Der Brei, den er zu seinem im Staatstheater aufgeführten Lustspiel »Die beste Polizei« aus kriminalistischer Intrige und ein paar Löffeln gutmütig-zahmer Satire zusammengerührt hat, könnte allenfalls mit dem »Neffen als Onkel« oder Schillers häuslicher Burleske »Körners Vormittag« zusammen auf den Tisch gestellt werden, setzt aber die schon in ihren ersten Keimen grandiosen Skizzen des Fiesko- und Don-Carlos-Dichters in einer geradezu entwürdigenden Weise herab. Schiller wollte ein farben- und figurenreiches Sittengemälde schaffen, das tief in das Wesen des Staates hinabtauchen sollte und an »die Grundpfeiler einer jeden Gemeinschaft« zu rühren gedachte, Eulenberg begnügt sich mit einem Polterabendscherz, der zur Hochzeitsfeier eines x-beliebigen Polizeikommissartöchterchens gerade gut genug wäre.

Wenn das etwa, abgesehen von dem repräsentativen Zweck, als Gegengift gegen die jetzt auf unsern Bühnen grassierenden Diebs-, Einbrecher- und Fassadenklettererstücke gedacht war, so mögen sich die beglückwünschen. Daran werden sie nicht sterben, sich nicht einmal den Magen verderben. Selbst ein Stück, wie es Ralph Arth. Roberts, der Schauspieler, und Arthur Landsberger, der Sensationsromanzier von Berlin W, in ihrem »Einbruch« (Komödienhaus) aus den Heldentaten des Fassadenprinzen Max Plettke zusammengebraut haben, ist dagegen eine unterhaltende und witzige Angelegenheit. Das breite Publikum braucht nun mal etwas, wobei es um Kopf und Kragen geht; wenn ihm die Kriegs- und Heldenstücke verekelt sind, greift es zu kriminalistischen Surrogaten, die solche Vitamine vortäuschen.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Käthe Dorsch und Max Pallenberg in Arnold Bennetts »Großem Abenteuer« (Künstler-Theater)

Ob man nicht dereinst auch Frank Wedekinds »Lulu« zu diesen Kriminalien rechnen wird? Eine neue Aufführung im Staatlichen Schauspielhause, die die beiden Teile, »Erdgeist« und »Die Büchse der Pandora«, zu sieben Bildern zusammenzieht und damit auf einen Abend bringt, hat wieder einmal die Probe auf den sittengeschichtlichen und künstlerischen Dauerwert des Stückes gemacht. Dabei ergab sich, daß das Dämonische, Schicksalsträchtige oder gar Mystische, das man einmal in dieser männer-, knaben- und frauenverderbenden Dirnenlaufbahn sehen wollte, heute schon so gut wie verraucht ist, während sich der aus Mord und Totschlag, Mädchenhandel und Kuppelei, Sadismus und andern Perversitäten zusammengesetzte kriminalistische Apparat auch in der Verkürzung seine echt wedekindische schwerwuchtige Wohlgefälligkeit voll bewahren konnte. Auch hat das Animalische in den zwanzig Jahren, die seit der Geburt des Stückes verflossen sind, gründlich alles Geistige und Seelische verzehrt, das damals ein mystisch angehauchter Sexualismus der Zeit von sich aus dazutat. Geblieben, ja vielleicht gewachsen ist aus diesem Vorstellungskreise nur das Schicksal der »Freundin«, des armen Zwittergeschöpfes Gräfin Geschwitz, dem diesmal noch dazu Lucie Höflich die Wärme ihrer Stimme und den Klageruf ihrer Augen geben durfte. Aber es fragt



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Fr. Langers »Peripherie« im Deutschen Theater (Herm. Thimig und Franziska Kinz)

sich, ob nicht auch in diese Rührung wieder die allgemeine Vermännlichung der Frau, deren Zeugen wir sind, ihr Brausepülverchen mischt.

Aus der tschechischen Literatur — wer wollte deshalb zürnen? — bringt nur selten etwas Dramatisches zu uns. Geschieht es doch einmal, so läßt es freilich an Seltsamkeit der Erfindung oder des Milieus nichts zu wünschen übrig; ich erinnere an das Insekten- und das Großkonzerndrama »W. U. R.« der Brüder Czapeck. Bei František Langer, dem neuen Mann von der Moldau, dessen aus dreizehn Bildern mit Hilfe eines »Sprechers« lose zusammengeheftetem Drama »Peripherie« Max Reinhardt im Deutschen Theater die Ehre eigner Spielleitung hat zuteil werden lassen, beschränkt sich diese Originalität auf die trübgraue, süß-sentimentale Melancholie, mit der er seine aus den Außenbezirken der Prager Vorstädte genommenen Typen durchsetzt, eine slawische Mischung, die allerdings ihre erotischen Reize hat. Im übrigen hat bei diesem Stück, und zwar gerade für das Innerste und Entscheidendste an ihm, Dostojewski Pate gestanden. Franzi, der entlassene Sträfling, hat aus Eifersucht an einem Besucher seiner Geliebten Mord begangen. Die Untat bleibt unentdeckt, ja, mit dem Blute des Erschlagenen heftet sich das Glück, oder was der Mensch gedankenlos so nennt, an des Mörders Sohlen. Über ihn aber kommt die Pein des Bekenntnisdranges, der Bekenntniswut, und als die Polizei seiner Selbstbezichtigung nicht glauben will, folgt er dem Rate eines verkommenen alten Richters, der auch mit der Fuselflasche im Rockfutter nach der Göttin Gerechtigkeit sucht, und begeht einen zweiten Mord. Diesmal an seiner Geliebten, die dafür willig das Opfer spielt, und fast vor den Augen der Polizei, so daß ihm nun seine Erlösung wird. Auch hier macht sich das Milieuhafte, für das der Verfasser offenbar eine persönliche Erlebnisfreude mitbringt, und das Kriminalistische ungebührlich breit, zumal in der Darstellung Hermann Thimigs, der von dem Innenleben seines »Verbrechers aus verschmähtem Bekenntnis« allzuviel in die realistische Gebärde drängt. Aber das Seelische und damit das menschlich Ergreifende schlägt zu Schluß doch durch, und wir wollen diesen sich durch seine besessene Geständnissehnsucht selbst richtenden Bruder Raskolnikoffs um seiner tätigen, seiner gewalttätigen Reue wegen den Weg des Heiles zu den Entsühnten gehen lassen, denen das Mitleid des Dichters ein Asyl schuldet.

Auch England schickte uns einen neuen Mann herüber. Er heißt Arnold Bennett und bringt in seinem »Großen Abenteuer« einen neuen komischen Typus in einer neuen komischen Situation mit: den berühmten Maler, der, statt seines Kammerdieners totgesagt und

in der Westminsterabtei begraben, nun notgedrungen, aber im Grunde gar nicht unwillig in dessen kleinbürgerliches Dasein schlüpfen muß. Da es ihm von Verfassers Gnaden vergönnt ist, dies Abenteuer an der Seite eines molligen, gutherzigen und fürsorglichen Frauchens zu erleben, so entdeckt seine aus dem Junggesellentum und der Berühmtheit erlöste Seele bald allerlei Freuden und Behaglichkeiten in dieser Verwandlung und an sich selbst ebenso viele bisher verschüttete Gaben der Häuslichkeit und Ritterlichkeit. Dieses späte Mensch- und Ehemannwerden einer sonst vielleicht in fremder Verhimmelung und eigner Eitelkeit erstarrten Zelebrität ist das Besondere und Wohltuende an dem Stück; die Ironisierung der englischen Gesellschaft läuft nur so mit und bleibt weit hinter ihrem Meister Shaw, ja selbst hinter kleineren Geistern wie Jerome Jerome zurück. Max Pallenberg und Käthe Dorsch spielen im Deutschen Künstlertheater bei Roastbeef und Teemaschine eine entzückend verjüngte Auflage von Philemon und Baucis und bleiben sich auch gut, als der berühmte Maler wieder zu malen beginnt und damit der untrügbaren Spürnase eines Kunsthändlers sein glückseliges Inkognito verrät.



Zeichn. Hans Freese

Eine Figur aus Anski⸗kis »Dybuk« (Habima)

Die Franzosen, sonst nur zu freigebig mit ihren Besuchen auf Berliner Bühnen, beobachten seit Thoiry eine angenehm auffallende Zurückhaltung. Selbst Tristan Bernard, der sonst feuriger ins Zeug zu gehen pflegt, begnügt sich in seinem »Gefälligen Thierry« mit einer zur fast völligen Passivität gedämpften Liebesplauderei, die von der einen Figur des von erotischen Abenteuern schon gesättigten und ermüdeten, aber wider Willen bei seinen Parlamentärgängen immer wieder damit beglückten und dann doch — hol's der Teufel! — nicht widerstehen könnenden älteren Herrn lebt. Ein bißchen wenig an Handlung selbst für einen Kammerspielabend, aber von den Propellern eines elegant geschliffenen Dialogs doch zu einem hübschen Erfolg geführt.

Berlins Gastfreundschaft ist unbegrenzt und unermüdet. Sogar eine rassenpsychologische Spezialität wie das Theater »Habima« aus Moskau findet bei ihm wochenlang seine Stätte und sein Publikum. Es wird hebräisch gespielt, von jungen kunstbegeisterten Juden, die sich nach Stanislawskis Muster ihr kleines Theaterchen in der Hauptstadt der Sowjet-Republik aus eigner Kraft mit unsäglichen Mühen und Anstrengungen geschaffen haben, nun aber auch entschlossen sind, ihre Gaben und Kräfte vornehmlich oder allein dramatischen Werken ihrer Glaubensgenossen zu widmen. Ihr Gipfelerfolg ist Anskis »Dybuk«, so benannt nach dem altjüdischen Dämon, der zu Rachezwecken in eines andern Leib fährt. Er hat Figuren von so fabelhafter ostjüdischer Echtheit, daß, wie das Auge des Malers, auch der Völkerkundige seine Freude daran haben mag. Die Darbietungen zu kritisieren, verbietet mir die Unkenntnis der Sprache.

Wie mir die Revuen zu kritisieren das mangelnde Verständnis für zirzensische Künste und mondäne Modedinge verbietet. Aber das eine muß auch der dieser Kunstgattung Abholde anerkennen: Geschmack und Sauberkeit der theatralischen Technik haben sich in letzter Zeit außerordentlich verbessert, platte Schlüpfrigkeiten, wie sie hier früher ihr warmes Nest hatten, kommen kaum noch vor. Und dann ist da eine literarische Spielart aufgetaucht, die Beachtung verdient. Ich meine »Die fleißige Leserin« von Marcellus Schiffer, eine bunte Bilderfolge, die mit glänzender Satire die Magazinwut unsrer Gegenwart verspottet und im Zerrbilde zeigt, was die Leser und Leserinnen solcher literarischen Organe da alles in sich hineinschlucken müssen, vom Wildwestroman bis zum »Tag einer Filmdiva«.

Literarische Rundschau

Klassiker der Weltliteratur

Es gab Tage, wo in keinem Buchladen Deutschlands eine Faustausgabe zu haben war, weil sie in den Tornistern unsrer ausmarschierenden Soldaten steckten, und es gab Jahre, wo es eine Kunst war, deutsche Klassikerausgaben aufzutreiben, weil alle für ein Spottgeld ins Ausland verschleppt worden waren, auch die auf dem jämmerlichsten Papier gedruckten. Jetzt sind diese Lücken wieder ausgefüllt, und wer Bücher aus der klassischen Weltliteratur sucht, darf zwischen verschiedenen Ausgaben frei wählen, kann das Schlechte verwerfen und das Gute behalten. Hier ein paar Fingerzeige, wobei sich die Buntheit der Erscheinungen nicht vermeiden läßt.

Was ist uns heute noch Pindar, oder was würde uns fehlen im Bilde des Griechentums des 5. Jahrhunderts, wenn er nicht da wäre? Nun, antwortet Franz Dornseiff, der den alten Dichter für den Inselverlag in Leipzig neu übersetzt und erläutert hat, die archaische griechische Kunst wäre ohne Zunge. Er deutet uns die Tempel und die Plastiken von Delphi, Olympia, Aigina; er schrieb die Chöre für die Prozessionen und Kulttänze. In seinen Gesängen, dieser odischen Lyrik, die in Klopstock und Hölderlin Gattungsanalogien hat, hören wir die Stimme des unberührten griechischen Mittelalters am vernehmlichsten. Unter solchem Gesichtspunkt betrachtet, hat diese erste der modernen Sprachkunst gerecht werdende und allgemeinverständlich erläuterte Übertragung ihren Wert und ihre Bedeutung.

Gleichfalls im Inselverlag gibt es jetzt ein vielgenanntes, aber wenig beachtetes Werk des römischen Altertums, des Apulejus sogenannten Goldenen Esel, in deutscher Übersetzung von Albrecht Schaeffer (geb. 8 M.). Wenn dieser phantastisch satirische Sittenroman auch in manchen Teilen ein recht leichtfertiges Buch ist, so liest er sich doch noch heute unterhaltsamer als viele unsrer modernen Roman- und Novellenbücher. Im Gegensatz zu der Übersetzung von Rode, der einzigen, die wir bisher hatten, befleißigt sich Sch. einer möglichst getreuen Nachbildung der Form und Sprache, auch wo sie ans Groteske grenzt. Pedantische Vollständigkeit hat auch er nicht angestrebt; aber das Märchen von Amor und Psyche, durch das dies Buch weltberühmt geworden ist, wird man nicht vermissen.

Dantes Göttliche Komödie hat neuerdings August Vezin für den Verlag von Kösel & Pustet in München übersetzt und erläutert (geb. 28 M.). Er legt mehr Wert auf die musikalische Sprachwirkung seiner Verse als auf unbedingte Sinntreue; gibt dafür aber Erläuterungen, die aus der gesamten Dante-Literatur schöpfen und auch Eignes beibringen. Übertragungen aus der »Vita nuova« und den Gedichten im Anhang. Der Band (Ganzleinen) ist dem Preise entsprechend edel und geschmackvoll ausgestattet. Richard Zoozmanns sinngetreuere, aber doch durchaus formgerechte Verdeutschung derselben Dichtung ist gleichzeitig bei Herder in Freiburg in 10. Auflage erschienen (geb. 7,50 M.). Gelehrte Kenner der Dantischen Weltanschauung haben dieser Übertragung im Gegensatz zu andern bezeugt, daß sie auch die Ideenkraft und künstlerische Vorstellungswelt Dantes unverfälscht widerspiegele. — Derselbe Übersetzungskünstler hat als »Buch der Andacht und Freude« eine Sammlung von selbst geformten, aber der Gedankenwelt des Heiligen getreulich nachempfundenen Franziskus-Legenden herausgegeben. Im Anhang: Übersetzungen und Urtexte aus der lateinischen und altitalienischen Kirchendichtung (Karlsruhe, Badenia, geb. 4 M.).

Miltons »Verlorenes Paradies«, übersetzt von Adolf Böttger, kommt in einer Prachtausgabe des Verlages Josef Müller in München zu uns, und zwar mit den 50 für unsern heutigen Geschmack freilich stark pathetischen Bildern von Gustav Doré in Tiefdruck (geb. 12 M.). Eingeleitet und von allen dogmatisch theologischen Stellen befreit hat die Dichtung der neue Herausgeber Jos. Bernhart, ohne diesem Vorläufer des Klopstockischen Messias dadurch seinen religiös-theologischen Gehalt zu schmälern. Aber das Poetische tritt nun reiner und beherrschender hervor.

Wer einen Führer in und durch die Gedanken- und Gefühlswelt Dostojewskis sucht, befreunde sich mit dem Buche von D. Paul Fischer (Stuttgart, J. F. Steinkopf). Er findet hier keine der geläufigen literarischen, religiösen oder politischen Auseinandersetzungen, in denen der Verfasser selbst sein Licht auf einen möglichst hohen Leuchter steckt, sondern eine sachliche Darstellung der Dostojewskischen Grundgedanken, insbesondere seiner sittlichen, religiösen und kirchlichen Anschauungen. Die verschiedenen, sämtlich mit viel Fleiß und Geschick aus den Werken des Dichters und Denkers zusammengetragenen Abschnitte behandeln: Gott, Liebe, die Reiche des Guten und Bösen, Leben, Leiden, Christus und die Kirche, Sinn und Bedeutung der Großinquisitorlegende, Rußland, Europa, Menschheit u. a. Eine Einleitung zeichnet Dostojewskis Leben und Schaffen, ein Schlußwort umreißt seine Bedeutung für die Gegenwart.

Damit wäre wohl dem Ausland genuggetan und der Weg frei für das Heimische und Angestammte.

Aus unsrer altdeutschen Literatur überschüttet uns der Verlag von Eugen Diederichs in Jena in seinen Sammlungen »Deutsche Volkheit« und »Deutscher Sagenschatz« mit einem schier unerschöpflichen Reichtum. Aus der »D. V.« (jeder Band 2 M.) heben wir hervor die alten Landsknecht- und Bauernschwänke, die Marienlegenden, das Volksbuch von Barbarossa, die plattdeutschen Märchen, den Rübezahl, die Bauernweistümer, das Leben der heiligen Elisabeth und die alten Tierfabeln; aus dem Sagenschatz den neuen von Paul Quensel mustergültig mit volkstümlich dichterischer Nachschöpfungsgabe besorgten Band »Thüringer Sagen« (geb. 10 M.), der zudem aus 54 Textabbildungen und 20 großen Bildtafeln einen besonderen stammeskundlichen Reiz gewinnt. Bei Reclam finden wir das köstliche Volksbuch von den Lalenbürgern (Schildbürgerbuch) nach der ältesten Ausgabe von 1597, erneuert, eingeleitet und erläutert von Karl Pannier (geb. 1,20 M.), bei Niemeyer in Halle den Reinhart Fuchs, das älteste deutsche Tierepos, aus der Sprache des 12. Jahrhunderts in neuhochdeutsche Reimverse übertragen von Georg Baesecke (kart. 3 M.).

In den »zweisprachigen Tempel-Klassikern« des Inselverlages, die schon das Nibelungenlied brachten, hat nun auch Walther von der Vogelweide sein Leben in Gestalt eines vornehmen Leinenbandes bekommen: links der mittelhochdeutsche Original-Wortlaut seiner Gedichte, rechts die neuhochdeutsche genau Zeile für Zeile damit parallel laufende Übertragung von Walter Bulst, die gleich auch an den Rand die nötigen Worterklärungen setzt. Mit dieser sich eng an die Urform anlehnenden Neudeutschung werden sich — trotz Goethes Befürwortung — nicht alle befreunden, weil sie ihre Treue oft nur durch Härte erkauft, wobei neben dem Wohllaut auch die Zartheit der Empfindung zu kurz kommt, während sich freilich, zumal in den politischen Liedern, der männliche Ernst desto wuchtiger ausdrückt.

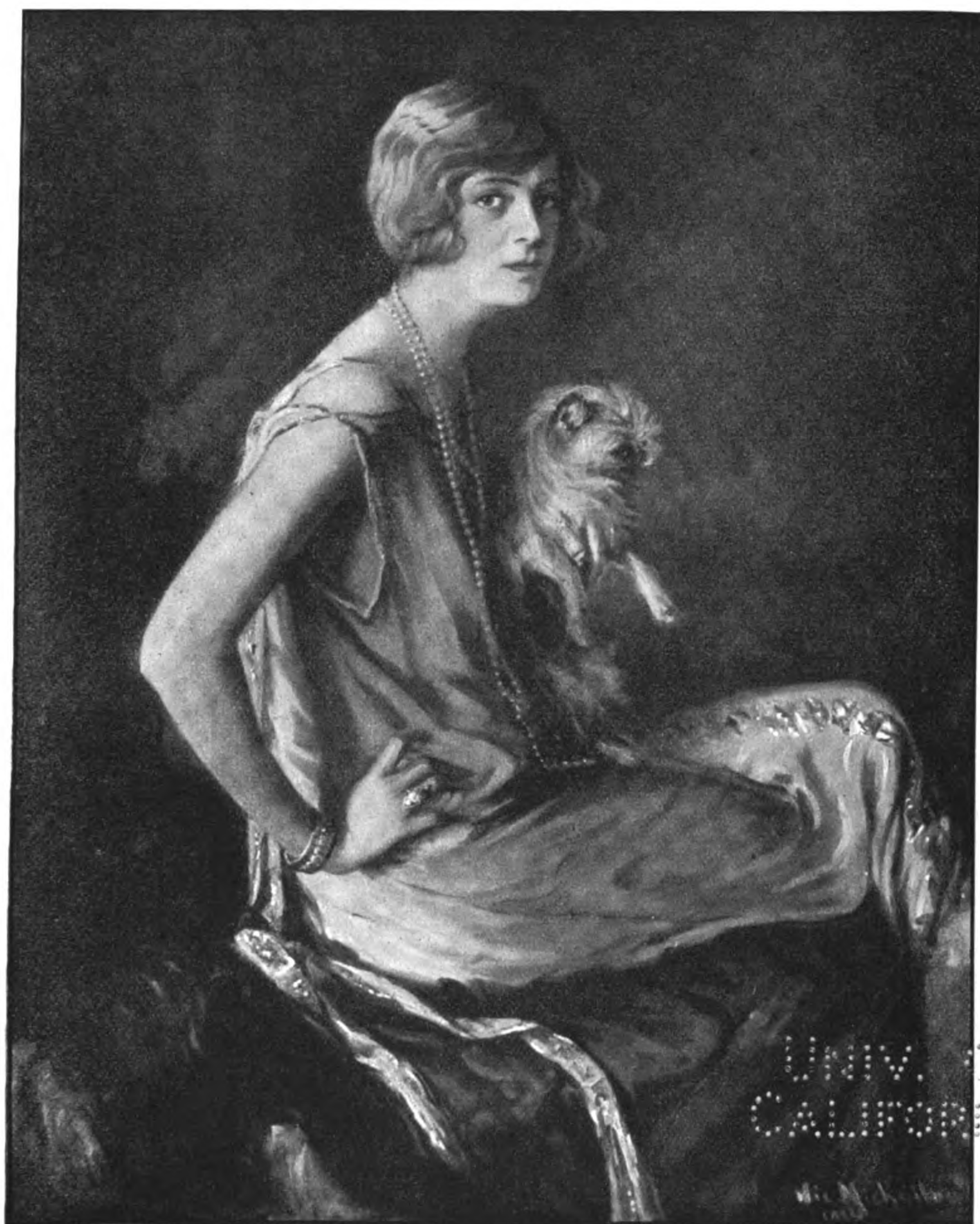
Derselbe Verlag bringt jetzt unter dem Titel »Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen« die vollständige Sammlung auf den Markt, für die die Herausgeber Joh. Bolte, Max Friedlaender u. a. den ersten Auftrag noch vom Kaiser, dann erneuert vom Verbande Deutscher Vereine für Volkskunde und von der Preußischen Volkslied-Kommission empfingen. Unserm alten Volks- und neueren volkstümlichen Kunstlied ist hier ein mit Bildern Richters, Schwinds, Rethels, Menzels, Slevogts, Kalckreuths, Ubbelohdes, Meids u. a. geschmücktes Schatzhaus erbaut, dem auf den Flügeln der zweistimmig mit Lautenbegleitung gesetzten Vertonungen eine goldene Fülle von Poesie entströmt. Deutsche Häuslichkeit und deutsche Wanderlust werden sich gleicherweise daran erbauen und erfrischen (geb. 6,80 M.).

Bei Langen in München erscheinen in neuer Gesamtausgabe Grimmelshausens Simplicianische Geschichten, eine der wichtigsten Fundgruben für die Volkskunde des 17. Jahrhunderts, insbesondere des Dreißigjährigen Krieges. Der dritte Band enthält die mit vielen zeitgenössischen Bildern geschmückten Kalendergeschichten, also den Ewigwährenden Kalender nebst Stücken aus dem jährlichen Wunder-Geschichts-Kalender. Gr. erzählt hier in Gesprächsform vom Feldbau, Wetter- und Gesundheitswesen, von Astrologie und Horoskopie, von wunderbaren anekdotischen Begebenheiten, und häuft so einen Schatz alter deutscher Volksweisheit auf, dessen kerniger Humor auch noch zu uns spricht.

Winckelmanns Kunstanschauungen sind heute überholt. Das berührt aber nicht ihre historische Bedeutung für unsre klassische Literaturepoche. Deshalb wird zumal allen philologisch Gebildeten die Auswahl aus Winckelmanns Werken willkommen sein, die Dr. Alex. Dorner in einem schmalen Leinenbändchen für den Verlag von Ad. Sponholtz in Hannover besorgt hat. Aufgenommen ist nur das, was über den zeitgenössischen Gelehrtendisput hinausragt und seine Spuren in unsern klassischen Werken hinterlassen hat.

Ein Vorläufer der epochemachenden Gefühlspoesie Goethes begegnet uns in dem sechs Jahre älteren Friedr. Heinr. Jacobi. Doch liegt seine Bedeutung mehr auf religiösem als dichterischem Gebiet. Ganz Herz, Gefühl und Seelenweichheit, hat er manches über Gott, Vernunft, Überzeugung, Moral, Grund und Grenzen der Philosophie, Geschichte und Politik geschrieben, was heute noch (oder wieder) lesbar und lehrhaft ist. Eine Auswahl seiner Schriften hat Leo Matthias in einem schmalen Bande herausgegeben und kritisch-historisch eingeleitet (Verlag »Die Schmiede« in Berlin).

Und dann Er selbst! Die neueste Goethe-Ausgabe verdanken wir dem Bibliographischen Institut in Leipzig. Es ist die Festausgabe des Verlages zu seinem kürzlich gefeierten hundertjährigen Bestehen, und sie macht diesem Anlaß Ehre. Im Verein mit andern namhaften Literarhistorikern von Robert Petsch, einem Erich-Schmidt-Schüler, herausgegeben, vereinigt sie in 18 stattlichen Grünleinenbänden (je 4,25 M.) alles, was von Goethes Dichten und Denken heute noch Leben ausstrahlt, und legt den Hauptwert auf die inneren Erlebnisquellen, den geistigen Gehalt, den Aufbau und die Formgebung der Werke. Durch reiche Mitteilungen aus den



Nic. Michailow: Miß Peggy Joyce Hopkin, Komtesse Mörner

UNIV. OF CALIFORNIA

ursprünglichen Fassungen, durch vollständigen Abdruck des Ur-Faust, der Faust-Paralipomena, der ersten Werther-Fassung, des Ur-Meister dient sie gleich gut dem Tieferschürfenden wie dem höheren Unterricht. Auch sonst hat sie allerlei Vorzüge und Besonderheiten: umfassende Literaturnachweise, eine Geschichte der Goethe-Forschung, biographische Tabellen, Textvergleichungen der verschiedenen Fassungsstufen wichtiger Werke, sorgfältige Personen- und Sachregister, Vertonungslisten der Gedichte, erläuternde Einleitungen und Anmerkungen, Bild-, Karten- und Faksimileschmuck. — Als Einzelausgaben dieser monumentalen Gesamtausgabe, die auf der Höhe der Goetheforschung steht, aber auch unserm Gegenwartsgefühl Genüge tut, bieten sich je in einem Bande: der Faust, eingeleitet und erläutert von Rob. Petsch, die Gedichte, betreut von Ewald A. Boucke, und der Westöstliche Diwan, herausgegeben von Rud. Richter.

In den Kreis der Romantik und der nachklassischen Dichtung führen uns die ausgewählten Lebensdokumente, die Herm. Hesse und Karl Isenberg für Hölderlin und für Novalis in schmalen Leinenbänden gesammelt haben (Berlin, S. Fischer; geb. je 3,50 M.), und eine neue, stark gekürzte Ausgabe des Schauspiels »Die Gleichen« (aus der Barbarossa-Zeit) von Achim von Arnim, bearbeitet von Gust. Grund, die ihm den Zugang zur lebendigen Bühne öffnen möchte (Berlin, Verlag des Bühnenvolksbundes). — Kleists Briefe, bei diesem unlyrischen Dichter als Quellen für die Kenntnis seines Wesens und als Ersatz für das uns verlorene Tagebuch besonders wichtig, legt Friedr. Michael in einem Auswahlbande des Inselverlages vor (geb. 4 M.). Bevorzugt ist hier alles, was die geistige Entwicklung des Dichters und die Entstehung seiner Werke erhellt.

Bezeichnend für die sich wandelnde Schätzung Heines ist die Auswahl, die Walther Eggert Windegg aus seinen Gedichten getroffen hat (mit 4 Bildnissen; Stuttgart, Strecker & Schröder): die Liebeslieder treten weit zurück hinter die Romanzen und Balladen, die episch-lyrischen Naturbilder und die Erlebnis- und Bekenntnisgedichte der letzten schwergeprüften Jahre.

Die Aufgabe, aus Carl Julius Webers sehr ungleichwertigen Schriften eine heute noch anziehende Auswahl zu geben, hat Hans Knudsen in einem 400 Seiten starken Ganzleinenbande der Tempel-Klassiker erfüllt (Berlin und Leipzig, Tempel-Verlag). Dieser Band bringt alle kennzeichnenden Seiten des geistreichen Schriftstellers zur Geltung: den über die Weltläufte lachenden Philosophen (Demokritos), den die Nationaleigentümlichkeiten scharf beobachtenden Wanderer durch Deutschland und andre Länder, den ebenso beherzten wie originellen Spötter über die nie aussterbende Dunkelmännerei und den allzeit witzigen, aber auch liebenswürdigen Glossator menschlicher Schwächen und Torheiten.

Joh. Peter Hebel, dessen hundertster Todestag in den Herbst dieses Jahres fiel, ehrt eine von dem Freiburger Universitätsprofessor Dr. Phil. Witkop besorgte einbändige Ausgabe seiner Gedichte, Geschichten und Briefe (Freiburg i. Br., Herder; geb. 5 M.). Wem die Mundart Schwierigkeiten macht, wird für das beigefügte alemannische Wörterbuch von Professor Sütterlin dankbar sein, wie Auge und Gemüt sich erfreuen an den eingestreuten Bildern von Ludw. Richter, die freilich an die erdhafte körper- und mythenbildende Gewalt Hebels nicht immer heranreichen.

Hebels Edelrost der Bewährung, der erhält statt zu verzehren, liegt auch über den Erzählungen zweier Schweizer, die innerlich verwandt, in ihrer Kunstart doch gründlich verschieden sind: Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller. Gotthelfs Bauerngeschichte »Uli der Pächter«, ein Meisterwerk bodenwüchsiger und doch nach oben weisender Realistik, erscheint in einer neuen gediegenen Einzelausgabe der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg, die helfen mag, dies Hohelied gottgesegneter Arbeit zum Volksbuche zu machen; Kellers phantastisch-humoristisches Märchen »Spiegel das Kätzchen« hat sich in einem reizenden Bändchen des Baustein-Verlages in Leipzig mit acht Radierungen von Otto Pleß herausgeputzt, die freilich mehr den grotesken Höllen- und Teufelsspuk als das Spaßhaft-Heitere an der Geschichte betonen, aber vielleicht gerade durch diese Eigenwilligkeit die Phantasie des Lesers anregen.

Neben diesen beiden Schweizern erfreut sich bei uns der Österreicher, genauer: der Deutschböhme Adalbert Stifter einer literarischen Pflege, die seit Jahrzehnten stetig wächst und auch im letzten Jahre wieder Gesamt- und Einzelausgaben seiner Werke gezeitigt hat. Die erste Stelle unter ihnen verdient die neue Auflage der siebenteiligen Ausgabe von Stifters Werken, die Dr. Gust. Wilhelm für Bongs Goldene Klassikerbibliothek besorgt und mit Lebensbild, Einleitungen und Anmerkungen versehen hat (5 Ganzleinenbände mit Brieffaksimile und 13 Beilagen in Gravüre und Kunstdruck, geb. 15 M.). Ihr fehlt nichts Wertvolles mehr, nachdem ihr nun auch der »Nachsommer«, Stifters umfangreichster, aber auch an inneren Aufbaukräften reichster Roman, einverleibt worden ist. — Wer sich mit einem einzelnen Bande Stifterscher Erzählungen begnügen will, findet die beste, von Felix Braun feinsinnig eingeleitete Auswahl im Inselverlage; wer seine Briefe lesen will, sich aber auf das für des Dichters Charakterbild und Lebenswerk Bestim-

mende beschränken möchte, greife zu dem schmalen Auswahlbändchen aus C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Ihrem Vater, dem Erzähler Hermann Kurz, hat Isolde Kurz ein Denkmal gesetzt in Gestalt eines epischen Auswahlbandes (Tübingen, Rainer Wunderlich; geb. 5,80 M.), der durch seinen merkwürdigen Titel »Innerhalb Etters« (innerhalb des Zauns) andeuten will, daß die hier vereinigten Erzählungen, darunter auch einzelne Kapitel aus »Schillers Heimatjahren« und dem »Sonnenwirt«, im alten Württemberg, insbesondere um die alte Reichsstadt Reutlingen herum ihre Heimat haben, so gut sich mit dieser schwäbischen »Heimseligkeit« auch die Weite und Freiheit der Weltanschauung verträgt.

In die Klassiker des deutschen Volkes hat mit dem Verlöschen des Hirzelschen Verlagsrechtes auch Gustav Freytag seinen Einzug gehalten, und schon türmt sich um seinen volkstümlichen, vornehmlich dem deutschen Bürgertum heiligen Namen eine Wagenburg von Gesamt- oder Teilausgaben. Die neueste ist die von Hans Martin Elster bei Hesse & Becker in Leipzig herausgegebene: 12 rote (leider etwas empfindliche) Ganzleinenbände, eingeleitet durch ein volksverständlich gehaltenes Lebensbild aus der Feder des Herausgebers, eröffnet mit den Erinnerungen, Gedichten, Vermischten Aufsätzen (aus Literatur, Kunst, Theater und Geschichte) und den »Journalisten«, dem einzigen Freytagschen Bühnenwerk, das sich bis heute leiblich behauptet hat. Der Löwenanteil der Ausgabe fällt den Romanen (Soll und Haben; Die verlorene Handschrift; Die Ahnen) und den Bildern aus der deutschen Vergangenheit zu, die hier ungekürzt geboten werden. — Manchem mag das für seine Bücherei und Lesemuße zu viel sein, und so sucht er nach einer Auswahl des Besten, Wesentlichsten und Lebendigsten. Das findet er in den drei gewichtigen, vornehm ausgestatteten Leinenbänden (20 M.), die der Schweizer Literarhistoriker Emil Ermatinger für den Verlag Westermann besorgt hat: ein Band »Soll und Haben«, ein Band »Ahnen« (Ingo und Ingraban; Das Nest der Zaunkönige), ein Band »Bilder aus der deutschen Vergangenheit«. Freytags Persönlichkeit, auf der sein eigentlicher und unvergänglicher Reiz beruht, offenbart sich zur Genüge auch schon in diesen drei Bänden.

Erzähler und Dichter von heute

Von den noch unter uns lebenden und schaffenden Erzählern ist Rudolf Stratz von der Cottaischen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart der Ehre einer großen, zweireihigen Gesamtausgabe seiner Romane und Novellen gewürdigt worden (jede Reihe in 6 Bänden, geb. in Ganzleinen, 38 M.), und die Beliebtheit dieses Erzählers scheint stark genug zu sein, solch Monument zu tragen. Bringt doch auch die zweite Reihe ein paar Romane, die durch ihre bloßen Titel die Erinnerung an große buchhändlerische Erfolge wachrufen, so der altpreußische Roman »Stark wie die Mark«, die Liebesromane »Der du von dem Himmel bist«, »Für dich« und »Du bist die Ruh'«. Ein Band auserlesener Novellen schließt die Reihe, die schwerlich schon die letzte ist.

An dichterischer Begabung und geistiger Kultur wird Stratz weit überragt von Ernst von Wolzogen, dessen »Erzählende Meisterwerke« nach und nach in Einzelausgaben bei Westermann erscheinen. Nach dem »Kraft-Mayr«, dem humoristischen, den Manen Liszts gewidmeten Musikantenroman, dem auf eignen Erlebnissen und Leiden beruhenden »Erzketzer«, den Erinnerungen »Wie ich mich ums Leben brachte« und den »Süddeutschen Geschichten« (darin »Das dritte Geschlecht«) ist jetzt ein Band »Norddeutsche Geschichten« erschienen (in Ganzleinen 6,50 M.), in denen Humor und Tragik durcheinanderspielen, seltsame Käuze und arme Schlucker sich mit hochstrebenden Idealisten und aufrechten Aristokraten begegnen. Hier darf auch der literarisch Anspruchsvolle auf eine Unterhaltung rechnen, die ihm etwas Bleibendes und Bereicherndes zu geben hat, und die Welt- und Menschenkenntnis des Verfassers, die aus all seinen Gestalten spricht, wird auch den bereichern, dem sonst für leichte Unterhaltungslektüre seine Zeit zu kostbar ist.

Die bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erscheinende Ausgabe von Friedrich Lienhards Gesammelten Werken liegt jetzt abgeschlossen vor: vier Bände (in Ganzleinen 40 M.) umfassen die Erzählenden Werke, darunter die Gipfelwerke »Oberlin«, »Der Spielmann« und »Westmark«; fünf Bände (50 M.) tragen das Wesentlichste aus Lyrik und Dramatik zusammen, darunter als »Lebensfrucht« die Gedichte, Till Eulenspiegel und Münchhausen, Gottfried von Straßburg, König Arthur, Wieland der Schmied und die Wartburg-Trilogie; sechs Bände (60 M.) halten Auslese unter den Gedanklichen Werken, aus den Neuen Idealen, den Wegen nach Weimar, dem Meister der Menschheit und dem Rosenkreuz-Buche. Dies »Hausbuch aus dem Herzen Deutschlands« (»Unter dem Rosenkreuz«; ebenda, geb. 5 M.), ein besinnliches, den Alltag vertiefendes und verklärendes Plauderbuch, dessen Titel sinnbildlich die Vereinigung von Würde und Anmut, Frömmigkeit und Frohsinn, Religion und Kunst andeutet, ist gleichzeitig einzeln erschienen.

Bei A. W. Zickfeldt in Osterwieck a. H. erscheint seit einiger Zeit eine Sammlung schmaler farbiger Leinenbände mit köstlichem Inhalt: Deutsche Dichter für Jugend und Volk,

herausgegeben von Dr. Friedr. Schnaß. Es sind Auswahlbändchen, wie sie auf dem Büchermarkt heute aus Sparsamkeitsgründen nicht entbehrt werden können. Da finden wir außer Gedichtbändchen von Eichendorff, Mörike, Storm u. a. auch solche, die noch lebenden Dichtern gewidmet sind: Richard von Schaukal, Rob. Boßhardt, Paul Wolf, Wilhelm von Scholz, der kürzlich seinen fünfzigsten, und Heinrich Vierordt, dem Badener Dichter, der seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hat. Jedem Bändchen ist ein biographischer Lebensabschnitt beigefügt, der in Entwicklung und Wesen des Lyrikers einführt und den Leser mit seinen einzelnen Werken in Verbindung setzt. Wenn es möglich ist, der deutschen Lyrik, die gegenwärtig viel reiner und erquicklicher um uns blüht als Drama und Roman, wieder den ihr gebührenden Ehrenplatz zurückzugewinnen, so auf diesem Wege.

Engelhorns Romanbibliothek, lange Zeit allzu einseitig der leichten, oft recht oberflächlichen Unterhaltungslektüre verschrieben, ist neuerdings erfolgreich bemüht, sich zu einer künstlerischen Höhe emporzubringen, ohne doch einer einseitigen, betont modernen Richtung Zugeständnisse zu machen. Schon äußerlich prägt sich diese Wandlung in einem gedämpfteren Rot der zu einem gefälligeren Format gekommenen Leinenbände aus; mehr noch in der Wahl der Verfasser. Herrschten früher die physiognomielosen Durchschnitts- und Allerweltsschriftsteller vor, so finden wir jetzt Namen von charaktervollem Gepräge wie Frank Thieß (Novellenband »Der Kampf mit dem Engel«), Johannes von Guenther (Roman aus der Zeit der Kirchenväter und Thebaiker: »Martinian sucht den Teufel«), Friede H. Kraze (Erzählung »Die steinernen Götter«), Otto Soyka (»Der entfesselte Mensch«), Hermann Wagner (humoristische Erzählung »Die Frau mit dem sehnsüchtigen Herzen«), Clara Viebig (Novellenband »Franzosenzeit«) und Jakob Schaffner (Erzählung »Die Schürze«). Wer für die Zusammenstellung einer guten Roman- und Novellenbücherei von bunter Mannigfaltigkeit, doch einheitlichem Format und Gewand Führung und Beratung braucht, darf sich hier in guten Händen fühlen.

Wie Engelhorn tut auch Reclam neuerdings viel für gute Auswahl und gediegene Ausstattung seiner Unterhaltungsbücher. So hat er für Geschenkzwecke eine Sechszahl von modernen Romanen in verschiedenfarbigen, aber gleichformatigen Ganzleinenbänden herausgebracht, die allen Anforderungen eines gewählten Buchgeschmacks entsprechen. Vertreten sind in dieser Reihe: Rudolf Huch mit einer neuen Fassung seines Romans »Hans der Träumer«, Georg Hirschfeld mit dem »Mann im Morgendämmer«, Hans v. Hülsen mit den Romanen »Nickel List« und »Der Kelch und die Brüder«, der Österreicher Emil Lucka mit dem Roman »Am Sternbrunnen« und der Holländer Louis Couperus mit seinem Alexanderroman »Iskander«.

Zwei zuerst in unsern Monatsheften erschienene Romanwerke, grundverschieden in ihrer Weltanschauung, aber beide erfüllt vom Lebensatem ihrer Zeit, bieten sich jetzt in schönen, gediegenen Ganzleinenbänden als Geschenkbücher dar: Paul Steinmüllers »Weg nach Heilisoe« bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, Julius Berstls »Fahrt ins Rosenrote« (6 M.) bei Westermann in Braunschweig.

Nordisches

An Zufluß aus dem Nordischen hat es uns nie gefehlt. Überreich an erzählenden und dramatischen Begabungen, mußten sich die skandinavischen Länder schon aus wirtschaftlichen Gründen für ihre Literaturwerke ein Absatzgebiet in Deutschland suchen. Aber wenn wir heute die aus dem Norden zu uns gedrungenen Werke unbefangen prüfen, so müssen wir feststellen, daß viel Verfallsüchtiges und Wurzelloses darunter ist, dessen Same aus der Fremde, hauptsächlich aus Frankreich, herübergeweht kam und dort oben nur auf Treibhausbeeten gezogen wurde. Diesem verfälschten und entarteten Bilde der nordischen Literatur möchte der Verlag von Georg Westermann in bewußter und zielsicherer Weise entgegenwirken, indem er im Gegensatz zu der bisherigen Übersetzungswahl die deutsche Übertragung und Verbreitung vornehmlich solcher Werke pflegt, die sich in Gehalt und Form als nordischbodenständige Erzeugnisse ausweisen und somit bei uns auf den Zusammenklang rasseverwandter germanischer Stimmungen und Empfindungen rechnen können. Als Übersetzerin dieser Büchereihe hat er, um allen Erscheinungen eine einheitlich gute deutsche Form zu sichern, Else von Hollander-Lossow gewonnen, die das Schwedische und das Dänisch-Norwegische gleich zuverlässig beherrscht und mit den zeitgenössischen nordischen Literaturen vertraut genug ist, um das diesem Programm Entsprechende auszuwählen.

Da ist zunächst der Schwede Ernst Didring. Bei uns schon vor Jahren als bühnenwirksamer, aber auch dichterisch beseelter Dramatiker bekannt geworden (»Hohes Spiel« und »Valuta«), entfaltet er doch erst als Erzähler seine volle Kraft und Ursprünglichkeit. Durch seine Romantrilogie »Erz« (»Hölle im Schnee«; »Der Krater«; »Spekulanten«) braust die Orgel der allmächtigen Naturgewalten, denen sich der Mensch mit seinem trotzigen Eroberungs- und Bezwingungsdrang entgegenwirft. Das Gebirge mit seinem

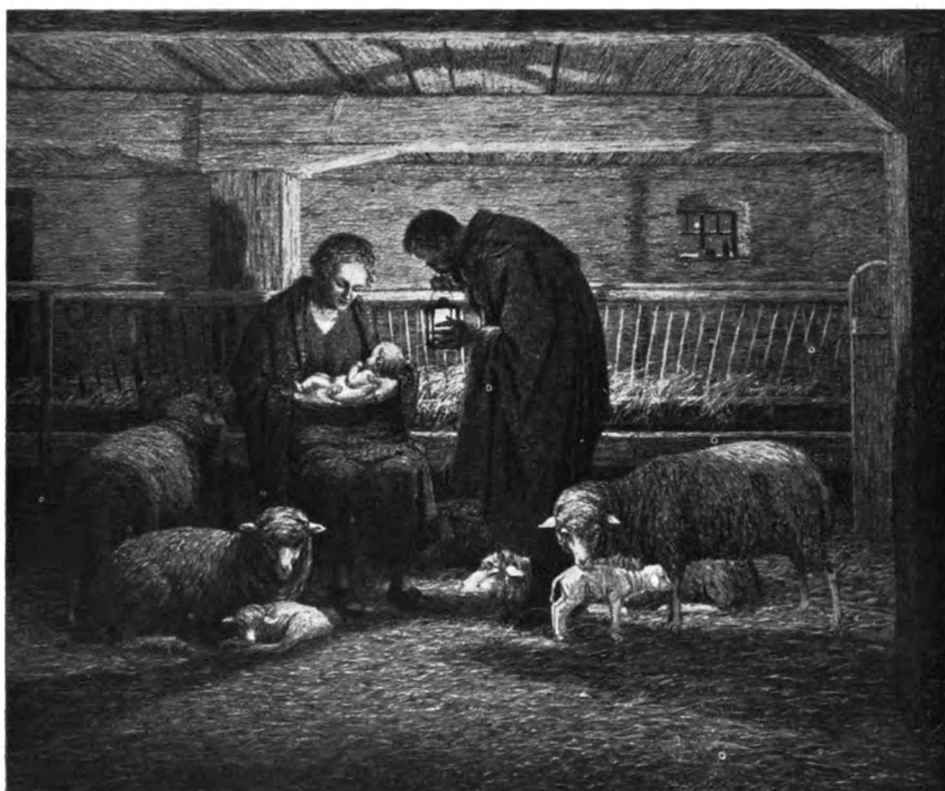
Eis und Schnee, Felsschroffen und Abgründen muß es sich gefallen lassen, daß der Mensch seine Schienenwege darüberspannt und seine Tunnel hindurchbohrt; das Erzlager in den Tiefen der Erde, so zäh und knirschend der Fels sich sträubt, muß seine Schätze herausgeben. Aber die Bezwungenen und Gefesselten rächen sich, indem sie den Frieden der Menschen zerstören und die Seelen der Sieger verdüstern: eine Tragik, die mit ihrem doppelten Heldentum, dem menschlichen und dem naturhaften, doppelt ergreift. Der Kampf setzt sich, ohne an Erbitterung und Gewalt viel einzubüßen, in dem Schlußroman »Spekulanten« fort. Denn Börse und Spekulation, die ihre Krallen in das neue Bergwerk schlagen, geben den Naturgewalten an Wut und Unerbittlichkeit kaum nach. Nur daß jetzt der Mensch den Menschen zu vernichten trachtet und mit der Bestie die Bestie aus ihm hervorstachelt. Doch einer ringt sich aus der furchtbaren Umklammerung des Geldes los, erhebt sich aus der Selbstsucht, die immer nur nach Papierfetzen getrachtet hatte, und in ihm steigt der Ton des echten Lebens empor, das Gefühl der Gemeinschaft mit seinem Land und Volk, worin er trotz allem seine Wurzeln hat. In der Wildnis des hohen Nordens wird er die große, schöne, stille Ruhe finden und ein arbeitender Bürger seines Landes werden, nachdem er seine romantischen Irrtümer mit dem Verlust seines Reichtums und seines Eheglücks bezahlt hat.

Mit diesem letzten Roman der »Erz«-Trilogie berührt sich »Die Weltspinne«, der Roman von der weltumspannenden Macht des internationalen Geldes, ein Buch von atemversetzender Spannung, das fast nach dem Filmband ruft, jedenfalls in der Virtuosität der Szenenführung und der Fädenverknüpfung kaum zu überbieten ist und auch als gesellschaftskritisches Zeitdokument seine Bedeutung behalten wird.

Dichterisch höher steht der Roman »Inseln des Sturms«, mit dem sich Didring wieder ganz an den Busen der Natur wirft. Der einsamen, fast noch unberührten Natur der schwedischen Schärenwelt, die in Graalöga ihren letzten bewohnten Außenposten nach dem Meere zu hat und in Anders Sjöberg, dem Fischer, den aus den buntesten, einander widersprechendsten Eigenschaften zusammengesetzten Kostgänger Gottes und der Erde. Das Buch ist voll von herrlichen Naturschilderungen, saftigen Volksbräuchen, -sitten und -belustigungen, unter denen die Hochzeit auf Graalöga und der Empfang Nordenskjölds auf der »Vega« (1880) Kabinettstücke darstellen, aber all diese Schilderungen sind der Kunst innerer Menschen- und Schicksalsgestaltung dienstbar gemacht, die, überall voller Blut, Leben und Humor, in den unter Winterstürmen und Dunkelheit ihren harten Kampf mit dem Meere kämpfenden Graalögern, ihrem Glück und Leid unerschöpfliche Gegenstände und Motive findet und hinter den Erscheinungen dieser Welt immer wieder das Ewige entdeckt.

Der Däne ist problematischer als der Schwede, damit aber auch enger und vielfältiger verbunden mit der menschlichen Gesellschaft und tiefgründiger in seinem persönlichen Innenleben. Das zeigt sich in Knud Andersens Roman »Das Meer«, so verwandt sein Schauplatz auch mit dem der »Inseln des Sturms« sein mag. Etwas vom Dänenprinzen Hamlet, dem Grübler und Zauderer, steckt in dem jungen Matrosen Regnar Graabyb, der trotz Heimweh und Liebessehnsucht vom Meer, vom schweren, unruhigen Meer nicht lassen kann und sich unter der tollbunten Bemannung seines Vollschiffes mit den verschiedensten Nationen herumschlägt, aber dort auch das Glück einer auf Tod und Leben verbindenden Manneskameradschaft findet, als er in sich die harten Kämpfe zwischen Jüngling und Mann durchmacht. Er hat einen starken, gesunden Drang nach seelischer und körperlicher Reinheit in sich; um so vernichtender trifft ihn die eine »Freudenstunde« des Sichvergessens, da er sich in der Fremde an eine unwürdige Augenblicksliebe verliert. Wie ein Flammenschwert steht hinfort dies Erlebnis zwischen ihm und seiner Heimatliebe, die sich ihm in seiner Mutter und der Jugendgeliebten verkörpert. Seine Tatkraft, die aus dem Meere ihr Mark gewinnt, wächst, seine Seele wird von Einsamkeit, Mißtrauen und Verzweiflung zerfressen. Daheim findet er die Mutter tot, und zu der Geliebten, die, wie Solvej auf Peer Gynt, geduldig und zuversichtlich auf ihn gewartet hat, kann er den Weg nicht mehr finden, darf er ihn nicht mehr suchen. So geht er wieder auf See, von der er den Stempel auf seiner Seele trägt, und versenkt sich und seinen Gram in ihre Fluten, denen seine erste und letzte Liebe gehört.

Lädt die Handlung dieses Romans breit und vielgestaltig aus, so hat »Das schlafende Haus« von dem in Island geborenen Kopenhagener Gudmundur Kamban, der sich schon durch den psychologischen Roman »Ragnar Finsson« einen Namen gemacht hat, seine Schönheit in der Schlichtheit und gesammelten Ruhe, mit der diese Geschichte einer sich über den zerstreuenden Äußerlichkeiten des eleganten Weltlebens zweimal das Glück der Ehe verscherzenden Frau erzählt wird. Sie sucht an ihren Kindern gutzumachen, was sie an ihren Männern gesündigt hat, und, von uneingestandener Reue getrieben, das leckе Boot ihres Lebens noch einmal mit dem Schiffe ihrer ersten Liebe zu verknüpfen. Vergebens. Der Tod ist schneller und entschlossener als sie ... Ein Buch voller Innerlichkeit und Lebenstiefe, ebenbürtig den besten und feinsten Erzählungen des unvergessenen Schweden Gustaf af Geijerstam. F. D.



Josef Madlener: In Bethlehems Stall

Von Kunst und Künstlern

Josef Madlener: In Bethlehems Stall und Die heilige Familie auf der Flucht — Dorothea Volbehr: Verkündigung — Otto Heichert: Spanische Dorfkirche — Wilhelm Claudius: Abendstunde — Rudolf Hause: Morgenritt, Im Wettereinbruch und Rastende Amazonen — Lovis Corinth: Bildnis des Herrn Glantz — Nicola Michailow: Miß Peggy Joyce Hopkin — Johannes Schiffner: Tänzerin — Neue Käthe-Kruse-Puppen

Durch dieses Heft zieht sich, wie Rauschgold und Engelshaar durch die Zweige des festlich geschmückten Tannenbaums, in Aufsätzen, Erzählungen, Gedichten und Bildschmuck ein leiser weihnachtlicher Schimmer. Ihn allzusehr zu betonen, würde gegen die Geschmacksgesetze der Stille und Zurückhaltung verstoßen, die gerade bei diesem innerlichsten aller unsrer Feste ein Recht haben, respektiert zu werden, und außerdem auf Pfade leiten, die, allzu oft begangen, die Gefahr der Eintönigkeit und des Hergebrachten in sich bergen. Deshalb herrscht auch diesmal in unsern Kunstblättern die Mannigfaltigkeit der Stoffe, Motive und Stimmungen, mit der allein wir den vielfältigen Ansprüchen unsrer weiten Leserschaft glauben genügen zu können: Bilder aus der heiligen Geschichte begegnen sich mit freien Kompositionen, Landschaften und Innenbilder mit Bildnissen, Plastiken und kunstgewerblichen Schöpfungen.

Zum ersten Male erscheinen hier ein paar Bilder aus der heiligen Geschichte von Josef Madlener. Und wenn wir uns in dieses friedvolle, gnadenselige Idyll im Stall von Bethlehem und in diese sorgenschwere und doch erhabene Flucht der heiligen Familie vertiefen, wenn aus den Gestalten, dem Rhythmus und der Linienführung dieser Bilder Erinnerungen an altdeutsche Meister in uns aufsteigen, so möchten wir uns wohl vorwurfsvoll fragen, warum wir uns und die Leser nicht schon früher mit diesem innigen und gefühlswarmen Künstler bekannt gemacht haben. Wer religiöse Stoffe in solcher Reinheit, Schlichtheit, Natürlichkeit und Sauberkeit, ohne jeden Schwulst und mystischen Überschwang, darzustellen vermag, sollte öfter in einer »Zeitschrift fürs deutsche Haus« zu sehen sein. Malt Madlener doch keineswegs nur religiöse Bilder. Vielmehr ist er ein andächtiger Schilderer des alltäglichen Lebens, ein Landschafter und insbesondere Tier- und Hirtenmaler seiner Allgäuer Heimaterde, die freilich nicht mehr im Gebirge, sondern in der Ebene, im Memminger Ried zu suchen ist. Diese Zurückgezogenheit seines Schaffens mag es einigermaßen entschuldigen, daß der Fünfundvierzigjährige jetzt erst hier erscheint. Wir werden ihn aber nicht mehr aus dem Auge ver-



Josef Madlener: Heilige Familie auf der Flucht

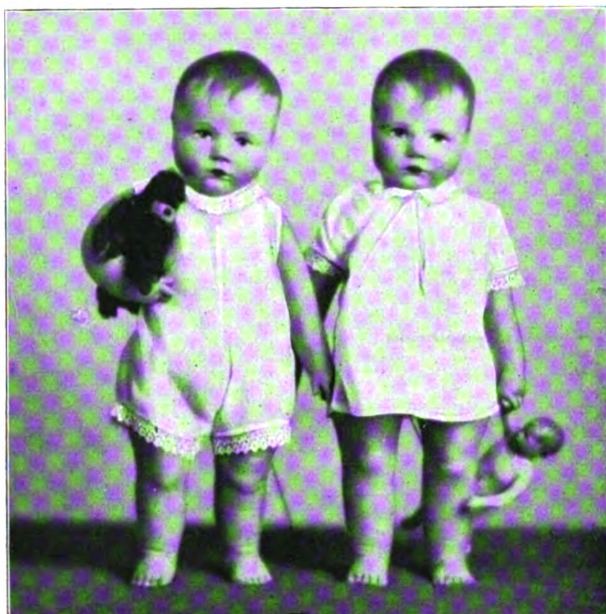
lieren und Gelegenheit zu finden wissen, öfters etwas aus seinem malerischen Schaffen zu zeigen, auch in farbiger Wiedergabe, denn, wie uns versichert wird, eint sich bei Madlener mit der Klarheit und Festigkeit seines Bildaufbaues eine koloristische Frische und Kraft, die der Exaktheit seiner Zeichnung durchaus gewachsen ist.

Das Gemälde »Verkündigung«, gewiß durchaus religiös empfunden, ohne sich mit der überlieferten Haltung der heiligen Szene völlig zu decken, ist die Schöpfung einer noch jungen Münchner Künstlerin, die vom modernen Expressionismus nicht die Übertreibungen und Verzerrungen, wohl aber die auf äußerste Einfachheit gebrachte Ausdruckskraft der Linien und Farben übernommen hat. Bilder aus dem Innenleben des Menschen sind die bevorzugten Themen Dorothea Volbehrs; was an Leid und Freude, Hingabe und Haß in tief empfindenden Seelen lebendig wird, sucht sie so schlicht, aber auch so gesammelt und vergeistigt wie möglich in Tempera oder Öl auf die Leinwand zu bringen, meist in großen Formaten, denn fast alle diese Bilder sind auf eine gewisse Fernwirkung und damit auch auf eine Gemeinschaftswirkung berechnet, so daß sie in Räumen, die gleichgestimmte Menschen zu innerlichem oder feierlichem Tun und Denken vereinigen, erst ihre volle Kraft und Weihe ausströmen.

Otto Heicherts »Spanische Dorfkirche« verdankt ihre Entstehung zunächst sicherlich einem Farbenerlebnis des Malerauges. Dazu aber wird sich bald das Interesse am Volkskundlichen, an Tracht, Haltung und Gesten dieser Kirchenbesucher gesellt haben, die viel unbefangener ihren Werktag und ihre menschliche Natürlichkeit mit ins Gotteshaus bringen, als uns das geläufig ist. Jedenfalls dürfen wir, was uns dabei bunt und bewegt erscheint, nicht als Zerstreuung deuten, und was uns Pose dünkt, gehört offenbar zum spanischen Volkscharakter, der unzertrennlich ist von einer gewissen Würde und Bewußtheit. Man braucht dieses von einer spanischen Reise des Berliner Malers heimgebrachte Gemälde nur mit spanischen Volks- und Sittenbildern zu vergleichen, wie sie dort in der bodenständigen Kunst noch immer vorherrschen, und man wird über die Echtheit der Komposition und Farbengebung nicht im Zweifel sein.

In den traulichen Dämmerschein des deutschen Hauses, zur »Abendstunde«, wo »die Lampe wieder friedlich brennt«, geleitet uns Wilhelm Claudius, der Dresdner, der hier von neuem beweist, daß er mit seinem Großonkel, dem Wandsbecker Boten, der uns das herzerwärmende Lied vom Abendfrieden gesungen hat, auch innerlich verwandt ist. Die Zeit, aus deren altväterisch-behaglicher Wohnstimmung dies Bild geschöpft ist, mag unwiederbringlich dahin sein, deshalb bleibt es doch ein lebensvolles Bild, und in dem, was es aus der Erinnerung heraufbeschwört, ruhen Werte, die irgendwie in uns fortwirken müssen, wollen wir uns nicht um ein gut Teil unsers Besten berauben lassen.

Ganz ins Mythologische, Romantische und Märchenhafte versponnen scheint Rudolf Hause, der Münchner Maler, dem die seltene


Neue Käthe-Kruse-Puppen

Auszeichnung zuteil wird, daß in demselben Heft gleich drei Werke von ihm wiedergegeben werden. Aber es wäre kurzsichtig, wollte man in diesen Bildern das innere Erlebnis verkennen, das ihnen zugrunde liegt. Der Maler ist sogar stolz darauf, diesem inneren Erlebnis jedesmal durch weitgehende Vereinfachung der Naturformen einen möglichst klaren und geschlossenen Ausdruck gegeben zu haben. Im »Morgenritt« wollte er die Größe und den Ernst bannen, mit dem die dunkle Tannengruppe sich vor der Ferne erhebt, dieser Ferne, die durchleuchtet wird von der siegreich mit den Morgennebeln kämpfenden Sonne. Die Reiter mit ihren Hunden sind als Miterlebende des weihevollen Augenblicks Träger der Stimmung; daß sie ins Religiös-Romantische, um nicht zu sagen Parzivalhafte versetzt sind, kommt der innerlichen Wirkung des Bildes nur zugute. Steht im »Morgenritt« Dunkel gegen Hell, so im »Wettereinbruch« Hell gegen Dunkel: die im letzten Sonnenstrahl hellgelb aufleuchtenden weiblichen Körper heben sich scharf ab gegen die vom heranbrausenden Gewittersturm bereits umdüsterte blaugraue Landschaft. Dieser Gegensatz erweckt den Eindruck heftiger Erregung der Frauengruppe und zugleich den der inneren, schicksalsvollen Verbindung zwischen der Natur und den Menschen. — Bei den »Rastenden Amazonen« kam es dem Maler darauf an, die ermüdeten, von der Abendsonne warm beschienenen Körper teils aus der dunklen Umgebung herauszulösen, teils weich gegen den Himmel zu setzen. Die im Vordergrunde vorherrschenden Töne des Fleisches und der Stoffe klingen im Himmel noch einmal an, und der warme Farbenklang und die gelöste Haltung der Figuren versinnbildlichen die schöne, harmonische Ruhe, die hier im Gegensatz zum »Wettereinbruch« herrscht. Während die »Rastenden Ama-


Neue Käthe-Kruse-Puppen



Neue Käthe-Kruse-Puppen

zonen« und der »Wettereinbruch« fast ganz aus der Phantasie gemalt sind, ist der »Morgenritt« in eine Landschaft vom Chiemsee eingefügt, die sich freilich eine ziemlich tiefgreifende Stilisierung hat gefallen lassen müssen. So stellt sich uns dieser Maler als ein der Natur zwar keineswegs entfremdeter, aber doch in allem Wesentlichen und Entscheidenden frei, nach eignen inneren Gesichten Schaffender dar.

Zum Lobe der Bildniskunst Lovis Corinths sagt Paul Fechter in der Einleitung zu seinem Aufsatz über George Mosson so schöne und treffende Worte, daß wir es uns ersparen dürfen, Corinths »Bildnis des Herrn Glantz mit Hund« noch genauer zu würdigen: das sprühende Leben, das aus diesem kraftvoll energischen und doch derb-gutmütigen Männerkopf spricht, wird sich niemandem verbergen, und die Meisterhand der Malerei spricht überzeugend genug auch aus unsrer schwarzweißen Wiedergabe.

Das aus einem ganz andern Pinsel geflossene Bildnis der Miß Peggy Joyce Hopkin, Komtesse Mörner aus Neuyork ist eine Frucht der großen Amerikareise, die der aus Bulgarien stammende, aber seit fünfzehn Jahren in Berlin ansässige Nikola Michailow bald nach dem Kriege unternommen und mit glänzenden Erfolgen beendet hat. Die hier Dargestellte ist eine der populärsten Frauen von ganz Amerika, aber zugleich auch als Typus der schlanken, rassig eleganten, mit allen Gaben des Luxus verwöhnten Nordamerikanerin, mit dem kapriziösen Ausdruck in dem feinen Gesicht und der selbstbewußten Sicherheit in der Haltung, für die dortige Frauenwelt eine der charakteristischsten Erscheinungen, die zu finden sind. In koloristischer Beziehung stellt das Bild eine Harmonie von changierendem Weißgrün (in der Toilette) und tiefem Blaugrün der Umgebung dar, wodurch das Bernsteinblond des Kopfes aufs pikanteste gehoben wird.

Die knabenhafte Schlankheit, diese »große Körpermode unsrer Zeit«, begegnet uns auch in den Bildwerken des Berliner Plastikers Johannes Schiffner. Feingliedrige Knaben und eben erst der Knospe entsprungene Mädchen, wie er eins mitten in der Bewegung in der »Tänzerin« festgehalten hat, gehören zu den bevorzugtesten Gegenständen seiner Kunst. Ob er, wie hier, Bronze oder, wie in einer seiner letzten Arbeiten, einer Knabenfigur, Holz wählt, immer weiß er den Verzweigungen und Bewegungen des menschlichen Körpers bis in die feinste Einzelheit zu folgen.

Aus Käthe Kruses weltberühmtem Puppenheim in Kösen sind auch in diesem Jahre wieder, rechtzeitig zu Weihnachten, ein paar neue Puppentypen hervorgegangen, diesmal, den Zeitverhältnissen angepaßt, besonders einfach und damit wohlfeil gehalten, aber deshalb um keines Haares Breite weniger lebenswahr und künstlerisch durchgeführt. Wir bilden ein paar dieser neuen Typen, die sich wie von selbst zu allerliebsten Gruppen zusammenfinden, hier ab und bitten, sie den Kindern des Hauses zu zeigen: auf den Wunschzetteln und unter den Weihnachtsbäumen werdet ihr sie wiederfinden. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für die Tschechoslowakei verantwortlich: Dr. Ernst Rychnovsky, Prag 11, Panska 12. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Walter Krieg in Berlin. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

UNIV. OF
CALIFORNIA



Arthur Kampf: Fußballspieler

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1926

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 845 Jan. 1927

Komm mit, Kamerad!

Roman von Rudolf Haas

I

Peter Koren winkte dem Kellner, beglich seine Zeche mit einer größeren Note und bedeutete dem vielmals Dienernden, daß er den Rest als Trinkgeld behalten solle.

So, dachte er, als er die abendlich stille Gasse entlangschritt, jetzt wären wir soweit! Das war der letzte Mohikaner, nur ein Fetzen Papier mit vielen Nullen, doch einem Einser davor. Was übrigbleibt, sind dagegen lauter Nullen ohne die tröstliche Eins! Nun, wir werden ja sehen, wie's weitergeht...

Er war fünfundzwanzig Jahre alt und guten Mutes. Aber er hatte bisher dank des elterlichen Erbteils sorgenfrei seinen Neigungen leben und sich dem mehr achtunggebietenden als aussichtreichen Studium der Kultur- und Kunstgeschichte überantworten können, ohne dringlich an einen Broterwerb denken zu müssen. Weltunkundig, wohl auch ein bißchen leichtsinnig und vor allem in Geschäftssachen vollständig unbewandert, hatte er die Verwaltung seines Vermögens getrost einer Bank überlassen und vor einiger Zeit die Mitteilung erhalten, daß dieses Unternehmen, wie so viele andre, im Wirbel der Zeit untergegangen und sein Geld beim Teufel war. Im Verlauf der nächsten Wochen hatten auch seine Ringe, Uhren, überflüssigen Kleider und Bücher diese Höllenfahrt antreten müssen, und jetzt besaß er so ziemlich gar nichts mehr, außer seinem behaglichen Zimmer, dessen Miete er für ein Vierteljahr vorausbezahlt hatte.

Es war Anfang März, von Süden kam ein weicher Wind und trug die laue Wärme des Vorfrühlings auf seinen Schwingen. Peter Koren nahm den Hut vom Kopf, empfand den sanften Hauch, der ihm das braune Haar von der Stirn hob gleich einer Liebkosung, wurde heiter und pfiff mit zitterndem Schnurrbart über gespitzten Lippen eine leichtfertige Bänkelweise vor sich hin.

Eigentlich war dieses neue Gefühl der Geldsorgen gar nicht so unangenehm; etwas Aufregendes umwitterte die Ungewißheit, was der nächste Tag bringen würde, etwas Freies, wundervoll Abenteuerliches: Frau Aventuires geheimnisvoll lockende Macht und Schönheit.

Aber dieser Reiz der Neuheit verflüchtigte sich nur allzu rasch; denn Peter Koren, obwohl zwischen fest zupackenden Handwerkern und auf sich selbst gestellten Kleinbürgern aufgewachsen, hatte diesen findigen und befahrenen Leuten wenig abgelernt, da er als einziger Sohn des Bezirkshauptmanns von der zarten Mutter und dem ehrgeizigen Vater für Höheres bestimmt war und trotz kräftig entwickelter Muskeln in ein träumerisches und schöngeistiges Wesen hineingeriet, das sich noch mehr verdichtete, als die Eltern starben und der hofrätliche Vormund ihn in einem vornehmen Schülerheim unterbrachte.

Solcherart hatte er vom Leben wohl die Genüsse eines feinen Mahls oder flüchtigen Flirts, die Freuden trefflicher Bücher und Kunstwerke kennengelernt, war im übrigen jedoch so unpraktisch als möglich. Und das war ein böser Mangel, denn in dem Entstehen und Verschwinden riesiger

Vermögen, in den Umwälzungen und Verschiebungen innerhalb aller Klassen, Stände und Berufe, in dem mörderischen Wettlauf Tausender um neuen Erwerb, neue Lebensmöglichkeiten, ja nur um ein karges Stück Brot, in diesem Wirbelsturm, der das Unterste zu oberst kehrte, war einer, der weder seine Fäuste noch seine Ellbogen gebrauchen konnte, der nie hart nach einem Ziel gestrebt, sondern immer nur behaglich seinen Neigungen gelebt hatte, von vornherein in der Hinterhand. Und dann: es gab Unzählige, die, gleich Peter Koren aus ihrer Bahn geworfen, um ihr Einkommen gebracht, nach irgendeiner Arbeit fahndeten, während das zerrüttete Wirtschaftsleben eher noch mehr Kräfte abzustoßen als neue aufzunehmen verlangte.

Und dem Onkel Hofrat, der, ein treuer Diener seines Herrn, mit dem letzten Kaiser zugleich vom Amt geschieden, waren die in Kriegsanleihen angelegten Werte ebenfalls sachte davongeschwommen, die Bekannten hatten ihre eignen Sorgen, Darlehen wurden nirgends gegeben — o, Peter Koren mußte nur zu bald und heftig verspüren, was es hieß, ein mittelloser geistiger Arbeiter und ganz auf sich selbst angewiesen zu sein.

Wo immer er anklopfte, und obgleich er sich statt mit der erhofften Würde eines Büchereiverwalters oder Privatsekretärs schließlich mit dem bescheidensten Schreiberposten begnügt hätte, konnte er bei der Überfülle von Bewerbern selbst einen solchen nicht finden und stand eines Morgens, nachdem er vorher auch noch das letzte entbehrliche Hemd verkauft hatte, einem herrlichen Nichts gegenüber, aller Hilfsmittel bar und nur mit einem Laib Brot in der Hand. Auch dieser war bei aller Sparsamkeit in zwei Tagen aufgezehrt, und nun aß Peter Koren fürs erste einmal vierundzwanzig Stunden lang nichts.

Dies ereignete sich etwa eine Woche nach der Hingabe seiner letzten Banknote, die er dem Kellner überlassen hatte, um sich zum Verdienen zu zwingen. Abgespannt und hoffnungslos ging er durch die Straßen der Großstadt, las vor den Geschäftsstellen der Zeitungen die ausgehängten Stellenangebote, gewohnheitsmäßig, ohne sich dabei etwas zu denken, spürte eine dumpfe Wut beim Betrachten der in den Auslagen zur Schau gestellten Luxuswaren, und wenn ihn ein vornehmer Kraftwagen im Vorbeisausen mit Kot bespritzte, dann glaubte er den Haß des Umstürzlers zu verstehen, der sich mit Höllenmaschinen und Bomben Luft machen muß. Aber davon wurde er nicht satt.

Noch eine Nacht verging, der Hunger wuchs, der leere Magen ließ sich mit Wasser nicht mehr beschwindeln, gewalttätig machte er seine unumschränkte Herrschaft geltend, zwang alle Sinne und Nerven unter seine Botmäßigkeit zu dem einzigen leidenschaftlichen Verlangen: Essen! Irgend etwas essen!

Wieder schlich Koren straßauf, straßab, hohläugig, fröstelnd, mit zitternden Muskeln. Wohlhäbige Leute kamen vorüber, in Pelze gehüllt, Edelsteine blitzten an fetten Händen, funkelten aus den Anhängern goldener Ketten. Sollte er einem dieser Menschen seine Not anvertrauen?

Eine halbe Stunde schwankte er, sah sich die Gesichter an. Eins erschien ihm zu hochmütig, andre wieder zu kühl, zu streng, zu verschlossen. Doch jetzt kam einer des Weges, der lächelte und blickte in den trüben Märztag, als wäre die Welt ein einziger Rosengarten. Schon tat Koren einen Schritt auf ihn zu — im letzten Augenblick entsank ihm der Mut.

Aber der Magen grollte immer ungestümer, befahl immer herrischer: Du mußt! — Also raffte Peter seine ganze arg geschwächte Willenskraft noch einmal zusammen. Der da wird dir sicher beistehen! — — Oder nein: jener schaut gutmütiger aus!

Endlich zog er vor einem feinen älteren Herrn den Hut, stotterte irgend etwas. Der Angeredete verstand kaum die Worte, wohl aber die demütigen Gebärden. Mit hochgezogenen Brauen musterte er den sonderbaren Bettler, seinen englischen Überrock, die guten Schuhe. »Herr, sind Sie betrunken? Haben Sie Ihr Geld verjeut? Ich soll Sie wohl arretieren lassen?« schnarrte er.

»Verzeihung ...« murmelte Koren und schlich vorüber, schamrot, mit scheuen Augen.

Indes: essen! Nur irgend etwas essen!

Im stumpfsinnigen Weiterschlendern war er, ohne es zu wollen oder zu wissen, zum Eingang des Praters gekommen. Dort hielten, unter dem steinernen Bogen der Eisenbahnbrücke, einige Händler nebeneinander heiße Würstel und Backwerk feil. Auf niedrigen Verkaufstischen lagen Berge von Weißbrot und Wecken. Der Gehsteig war schmal, viele Leute schoben sich im Strom und Gegenstrom vorüber. Und da überkam es Peter Koren mit unwiderstehlicher Gewalt. Er knöpfte den Winterrock auf, steckte die linke Hand in die Tasche, drängte sich ganz dicht an die Ecke eines der Tische, wobei er sie, ohne die Hand aus der Tasche zu ziehen, wie unabsichtlich mit dem Rockschoß überdeckte, so daß darunter die griffbereite Rechte unbemerkt einen Wecken sich aneignen konnte. Mit einem seltsam wonniglichen Schauer fühlte er die glatte Rinde zwischen seinen Fingern und wunderte sich, daß alles so leicht ging, daß er ganz ruhig blieb, und daß der Verkäufer, den er unausgesetzt beobachtete, ahnungslos fortfuhr, seinen Würstchenofen anzublasen. Und ohne den Schritt zu beschleunigen, ging er, seine Beute mit dem linken Arm fest gegen den Körper pressend, an dem Bestohlenen vorüber, und als hinter ihm ein kleiner Tumult entstand, dem ein erregter Wortwechsel folgte, blickte er nicht einmal zurück. Ich

hab' ein Brot! Ich hab' zu essen! dachte er mit einem jubelnden Gefühl der Befreiung, fühlte unbändige Lust, sofort hineinzubeißen, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Doch bezwang er sich, schritt unbefangen und langsam noch ein Stück geradeaus, an Schaubuden vorbei, um sodann bei schicklicher Gelegenheit in das parkartige stillere Gelände einzubiegen, wo er endlich, immerzu weitergehend, gierig zu essen anfing.

Solcherart ahnte er nicht, was sich mittlerweile am Ort seiner Tat abgespielt hatte und daß diese keineswegs unbemerkt geblieben war. Einer von den allzeit vigilanten und mißtrauischen Mitbürgern, die sich gern als Stützen der Gesellschaft und Helfer der Polizei aufwerfen, weil sie nichts andres zu tun haben, hatte den Diebstahl wahrgenommen und tat eben in gerechter sittlicher Entrüstung und mit der ganzen bedeutungsvollen Wichtigkeit, die das Bewußtsein einer sittlichen Handlung verleiht, den Mund auf zu dem Ruf: »Haltet den Dieb!«, während er gleichzeitig seinen stattlich gerundeten Leib in schnellere Bewegung brachte, um gleich einer Lokomotive hinter dem Verbrecher herzuschnauben.

Aber er brachte es nur zu den ersten drei Buchstaben: »Hal...« und den ersten drei rascheren Schritten. Denn mit einem Male trat ihm wie von ungefähr ein prachtvoll gewachsener junger Mensch in den Weg, ein blondhaariger Riese, der trotz der Märzkühle in kurzen Lederhosen mit nackten Knien einherwandelte, ohne Mantel, wohl aber mit einer grauen Wollweste unter dem blauen Wanderkittel; ein zurückgeschlagener weißer Schillerkragen ließ auch den sehnigen Hals frei, der ein wettergebräuntes nordisches Haupt, bartlos, mit sprühenden Blauaugen, stolz erhoben trug. Dieser unzweifelhafte Germanensproß also kam dem eifervollen Zeitgenossen so unerwartet und stürmisch schräg in die Quere, daß der Dickwanst durch den Anprall seines federnden Bauches an harte Beckenknochen ein Stück zurückgeworfen wurde und eine Weile vergeblich nach Luft rang.

Als er endlich wieder Atem hatte, wollte er seine Entrüstung in mächtigem Schwalle von sich geben, doch der Mähnenmensch ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern überschüttete ihn mit einem wahren Platzregen lustiger Entschuldigungen, wobei er mit weißen Zähnen lachte, gleichzeitig aber über die Köpfe der kleiner gewachsenen Zeitgenossen hinweg dem Peter Koren nachschaute und sich die Stelle merkte, wo dieser seitlings abschwenkte. Währenddem redete er ununterbrochen weiter: »Seien Sie mir nur nicht böse, Verehrtester, ich pflege sonst beim Ausweichen Strecke, Weite, Entfernung und Zwischenraum ziemlich sicher abzuschätzen, aber ich konnte doch nicht in Rechnung ziehen, daß Sie sich plötzlich in Trab setzen würden, und so ist eben das Malheur geschehen, und hoffentlich haben Sie sich keinen blauen Fleck gestoßen...«

»Kruzitürken,« versuchte der andre loszulegen, doch der Blonde fuhr ohne Pause fort: »Ganz richtig, Herr, es war trotzdem nicht hübsch von mir, und ich sage ja auch pater peccavi, bitte flehentlich um Vergebung und will es nun auch ganz gewiß nicht wiedertun! Wissen Sie, wenn man weit in der Welt herumkommt, erlebt man allerlei und...«

»Aber jetzt hören Sie doch schon einmal...« schrie zornrot der Bürgersmann.

»Gewiß, sehr gern, mein Herr!« erwiderte der Hüne mit einer Verneigung. »Nur noch einen Augenblick, bitte! Sehen Sie, da bin ich einmal irgendwo unten bei Sarajevo einem Bosniaken mit meinen Nagelschuhen auf seine Opanken getreten, na ja, der Tritt mag ausgegeben haben, denn das Leder hat einen Riß bekommen, und der schwarzhaarige Kerl, er war wohl eine Handbreit größer als ich, zieht in seiner Wut das Messer und will auf mich los. Zum Glück kann ich Serbisch, und außerdem hab' ich damals auch Geld gehabt, also hab' ich ihm den Vorschlag gemacht, er möge mir, statt ein Luftloch zu stechen, die luftschnappenden Opanken verkaufen, denn seine Füße waren nicht kleiner als die meinen, und ich konnte Hausschuhe ganz gut gebrauchen, und sie haben mir auch richtig gepaßt, und weil ich ihm blankes Silber zeigen konnte, war er einverstanden und hat das Messer eingesteckt und das Silber und ist bloßfüßig heimgewandert. Aber Ihnen kann ich doch nicht vorschlagen, daß Sie mir Ihre Unaussprechlichen verkaufen, denn erstens haben die kein Loch, und wenn sie zweitens auch als Kniehosen für mich vielleicht gerade die rechte Länge hätten, so stimmt's dagegen in der Weite absolut nicht, und ohne Hosen könnten Sie drittens nicht nach Hause gehen! Andre Länder, andre Sitten, nicht wahr, Herr?«

Das alles sprudelte er mit so gewinnender Liebenswürdigkeit hervor, daß schließlich gleich den vielen Neugierigen, die das Paar umdrängten, auch der Dicke lachen mußte. »Fix Laudon!« nickte er anerkennend. »Sie haben aber ein Mundwerk! Meine Alte hat kein besseres! Aber wissen Sie, Herr, daß uns bei dem Gequatsch unterdessen ein Dieb ausgekommen ist? Ich hätt' ihn sonst sicher erwischt!«

»Aber gehn S'!« versetzte der andre scheinbar überrascht. »Wer soll denn hier was stehlen? Da müßt' doch wer andrer auch was bemerkt haben!«

Doch der Beleibte war jetzt wieder ganz beleidigte Tugend und verletzte Moral. »Es hat aber einer gestohlen!« grollte er. »Mit meinen eignen Augen hab' ich's gesehen! Dahier, am hellichten Tag hat er ein Brot stibitzt! Ein Skandal, wie die Verwildrung heutzutag' über-

hand nimmt! Am hellichten Tag ein Brot! Wozu haben wir denn überhaupt noch eine Polizei?«

»Nun,« antwortete der Blonde gemütlich, »hat er's genommen, so soll es dem armen Teufel schmecken! Nur ein Hungriger maust Brot! Und, Herr, wenn so viele große Diebe, Glücksritter und Jobber ungehenkt herumlaufen, darf auch einmal ein kleiner straflos ausgehen! Es geschieht ohnehin nicht oft.«

»Sehr richtig! Bravo!« sprach anerkennend das Volk in der Runde. Der Dicke war nicht einverstanden. »Das Gesetz und die staatliche Ordnung ...« hob er an. Doch jetzt mengten sich die einmal angeregten Zuhörer in den Widerstreit der Meinungen. »Gehn S' baden mit Ihnern Gesetz!« rief einer. — »Wer so einen Backhendelfriedhof von Bauch hat, braucht freilich kein Brot zu ganefen!« lachte ein andrer, indes ein blatternarbiger Kerl mit flacher Mütze und rotem Halstuch sich also vernehmen ließ: »Eine schöne staatliche Ordnung, wo der eine in Zobelpelz daherstiegen und unsereiner in Lumpen erfrieren kann! Hätt' jeder so einen Pelz, wär' der Staat gleich in Ordnung! Aber der Herr braucht mir nur seine Wohnung zu sagen, ich komm' gleich Ordnung machen!«

Der tugendhafte Mitbürger zog es vor, sich schleunigst zu entfernen. Der Blonde aber nahm den Rucksack von den Schultern. »Ich brauche Mundvorrat,« sagte er zu dem bestohlenen Händler. »Geben Sie mir fünf Wecken hier hinein und rechnen Sie sechs — von wegen der staatlichen Ordnung! Und vier Knackwürste können Sie auch dazulegen!«

Derart löste sich alles aufs angenehmste. Wohlwollend schaute das Volk dem jungen Hünen nach. »Das ist ein Guter! Wenn viele so wären, wär' vieles anders,« sagte das Volk. Er hörte es nicht. Er schritt auf langen Beinen rüstig vorwärts und bog in die stillen Parkwege ein, um dort wie ein stöbernder Jagdhund herumzurevieren. Es währte auch nicht lange, da hatte er Peter Koren aufgespürt, der eben den letzten Bissen hinunterschluckte und nicht wenig erschrak, als der Fremde ihn ansprach: »Gott zum Gruß, Bruder Erdenpilger! Und hat's geschmeckt?«

Obwohl er nichts mehr im Munde hatte, mußte Koren noch einmal schlucken. Heiße Röte überflutete jäh sein Gesicht, hilflos fingerte er an den Knöpfen seines Rockes und wußte nichts zu erwidern. Der andre fuhr fort: »Ich heiße Doktor Erich Lorinser und war, oder richtiger bin noch immer Student der Seelen- und Gesellschaftslehre, nur daß ich jetzt nicht mehr die Hörsäle, sondern die Hochschule des Lebens selber besuche. Man lernt dort verdammt mehr als zu Füßen der berufenen und staatlich geeichten Verzapfer der Wissenschaft vom Wissen und Erkennen des Sinnlichen und Übersinnlichen! Logik, Psychologie, Ethik, Ästhetik, Soziologie usw. usw. — ich sage Ihnen, man pfeift rasch auf alle Lehrbegriffe und -meinungen, wenn einem auf Schritt und Tritt von der ungehobelten Wirklichkeit gewalttätig eingeprügelt wird, wie wenig Wert und Nutzen für den Daseinskampf alle die schöngefärbten Lügen, Widersprüche, Grundsätze und Grundwahrheiten haben! Hier draußen, im Weiteren und Freieren, bist du ganz auf dich allein gestellt! Sieh dich um und tu dich um, pack' zu und trachte, daß du obenauf bleibst: so ist das in der Hohen Schule des Lebens. Sie vertreibt alle Motten, lüftet aus und macht innerlich sauber. Auch dann, wenn man, was ja vorkommen kann, einmal notgedrungen eine verpönte Nahrungsanleihe machen müßte ...«

Peter Koren zuckte zusammen, errötete noch tiefer und stammelte: »Herr — ich — was wollen Sie von mir? Sind Sie von der Polizei, so verhaften Sie mich —, wenn nicht, möchte ich doch — lieber allein bleiben.«

Doktor Lorinser lachte: »Nein, ich bin kein Geheimer und will Sie nicht verhaften, sondern fürs erste einmal zu einem Imbiß einladen! Wir sind Zeitgenossen und so ziemlich im selben Alter — Grund genug, daß wir näher miteinander bekannt werden. Sehen Sie dort hinter den Ulmen die Bank? Das wäre ein guter Platz zum Plaudern, und die Märzsonne wärmt jetzt sogar ein wenig. Kommen Sie, Mensch und Freund! Ich glaube, wir haben einander manches zu sagen!«

Das klang so herzlich, daß Peter Koren, angeheimelt, ferneren Widerstand aufgab, seinen Namen nannte und, von dem offenen Wesen Lorinsers rasch gewonnen, in einem eigentümlichen Glücksgefühl dem Schicksal dankte, das ihm so unerwartet in ärgster Not einen allem Anschein nach erfahrenen und verständnisvollen Helfer sandte. Bald saßen sie im Silber der Mittagssonne, abseits der Hauptwege und durch die Stämme der rotblühenden Rüstern gedeckt, auf der grünen Gartenbank, und Koren sah sich mit einem Male einer Nahrungsfülle gegenüber, wie er sie seit Wochen nicht mehr kannte, und die ihm so freundschaftlich angeboten wurde, daß er auch als Satter nicht hätte nein sagen können.

»Greifen Sie zu, Kamerad! Machen Sie mir die Freude! Das ist keine Redensart, sondern aufrichtig gemeint. Ich bin auch manchmal tief in der Patsche gesessen und von honorigen Gesellen herausgezogen worden. Heute Handschuh, morgen Hand, heute ich, morgen du: das ist das Gesetz der Brüderlichkeit auf der Landstraße.«

Sie ließen sich die Würste und Wecken munden, wobei Peter Koren, froh, daß er jemandem sein Elend anvertrauen konnte, seinen Lebenslauf erzählte, der ja, von den letzten Monaten abgesehen, ziemlich geradlinig vor sich gegangen war.

»Immer besser!« sagte Lorinser. »So sind wir also nicht nur Zeit- und Alters-, sondern auch

Studiengenossen! Nun, Mensch, Sie haben mittlerweile am eignen Leib verspürt, daß man mit der Kathederweisheit heutzutage nichts aufzustecken vermag. Die Luft ist zu rauh für Treibhausgewächse, der Wind bläst zu scharf, das Alte stürzt, und wer nicht mit hinunterrutschen will, der muß sich an Verläßlicherem festhalten als an der blassen Pflanze Stubengelehrsamkeit. Wohlauf, Kamerad! Nicht in den männermordenden, sondern in den männerschaffenden Kampf! Was meinen Sie? Wollen Sie nicht vogelfrei, auf nichts gestellt, ein Stück mit mir durch dieses irdische Jammertal walzen?«

»Wie das?« fragte Peter Koren. Denn er konnte sich von den Leitsätzen seiner Kinderstube und der patriarchalischen Überzeugung, daß die Ausbildung eines jungen Mannes ihren von Großvaters Zeiten her geregelten Gang zu gehen habe, nicht so schnell frei machen.

Lorinser lachte: »Ganz einfach so, wie ich gesagt habe: Auf gut Glück in die Welt hinaus und hinter dem Leben her! Wissen Sie, mir liegt bereits seit der Lateinschule in den Knochen: Jugendbewegung, Wandervogel, Freischar der Kommenden! — Bevor ich mich irgendwo in einem bürgerlichen Beruf seßhaft mache, will ich Land und Leute kennengelernt haben, nicht nur das eigne deutsche Mutterreich von Nord nach Süd, von Ost nach West, sondern auch die andern Völker, ihre Anschauung, Denkweise, Gemüts- und Geistesart. Nur so kann ich mir ein unbefangenes, von keiner Parteifarbe verschminktes Urteil bilden, die gewissen Übertreibungen vom deutschen Edelvolk auf das rechte Maß zurückführen und sehen, daß auch andre Völker ihre guten Seiten haben. Man wird bescheidener und duldsam, erkennt Berührungspunkte, Möglichkeiten des Zusammenarbeitens, Vertragens, Freundwerdens, kurz, man kann selbständig auf Grund eigner Erfahrungen mitsprechen, ist nicht vom Urteil andrer abhängig...«

Mit immer größerem Staunen hörte Koren zu. Eine ganz andersartige Lebensauffassung wurde da vor ihm ausgebreitet. »Ja, aber,« sagte er zaghaft, »so mir nichts, dir nichts, ohne einen Kreuzer Geld —, das geht doch nicht...«

Die blauen Augen Lorinsers blickten ihn an, ein wenig überlegen, in tapferer Sorglosigkeit. »Alles geht! Eine Bleibe im Heu, sommers wohl auch im Freien, findet sich bald. Hier wieder schlafe ich in unserm Gildenneſt, solche gibt's in vielen Städten. Und was man sonst braucht, verdient man sich eben! Jetzt fangen die Feldarbeiten an, da sind ein Paar Fäuste, die ordentlich zupacken, überall willkommen. Ist's damit nichts, kann man Holz aufladen, Bretter schichten, Steine karren. Es gibt hundert Möglichkeiten. Im Winter wieder... Sehen Sie, ich kann Talglichte ziehen, Wachskerzen gießen, versteh' auch eine verdorbene Uhr wieder in Gang zu bringen. Damit hab' ich mir dermalen bei den Bauern so viel verdient, daß ich jetzt monatelang nicht zu arbeiten brauchte. Ich greif' aber trotzdem zu, wo es sich schickt oder mir gefällt. Ich versäume noch nichts und hab' Zeit. Mich selbst und mein Ziel verlier' ich nicht, das Vagieren ist mir nicht Selbstzweck, und das Stillsitzen im Brotberuf bis zum beschaulichen Ende wird noch lange genug währen.«

»Ich kann aber weder Kerzen gießen noch Uhren instand setzen,« sagte Peter Koren bedrückt. Doktor Lorinser wußte auch diese Bedenken zu verscheuchen. »Sie können es von mir lernen. Und dann: man kann auch Briefe aufsetzen, Eingaben verfassen, Schreiben und Rechnen lehren, oben bei den Bergbauern, wenn's der meterhohe Schnee den Kleinen unmöglich macht, die oft stundenweit entfernte Schule zu erreichen. — Und zum Schluß, mein lieber Philosoph und Habenichts: hier in der Großstadt müßten Sie in der unsauberen Gosse verhungern, draußen haben Sie hierfür wenigstens die reinliche Flur, das freie Feld, die schrankenlose Weite. — In Schönheit sterben: auch eine Lebensphilosophie, und nicht die schlechteste. Kommen Sie getrost mit mir, Kamerad!«

Dies entschied. »Sie haben recht,« sprach Peter Koren. »Und wenn Sie mir wenigstens in der ersten Zeit über das Ärgste weghelfen wollen, so muß ich dies als Gnade des Schicksals hinnehmen und dankbar sein. Ich kann es Ihnen eigentlich gar nicht zumuten, aber ich weiß mir wirklich keinen andern Rat...«

»Darüber ist nichts weiter zu reden,« unterbrach ihn Lorinser leichthin. »Es gibt Menschenpflichten, die einfach erfüllt werden müssen! — Aber so im Stadtkleid, mit langen Hosen und Glanzlederschuhen können Sie unmöglich in die Welt laufen! Die werden wir verkaufen und um den Erlös eine richtige Fahrtenkluft anschaffen. Wie steht's denn sonst mit Ihrer Ausrüstung? Rucksack? Windjacke? Wollkotze? Die Nächte sind manchmal ungemütlich kalt.«

»Ich habe mein eignes Bettzeug, eine Kamelhaardecke gehört auch dazu,« erwiderte Koren.

»Immer besser!« nickte Lorinser. »Die Kissen und Federn bekommt ebenfalls der Tröbler!«

»Außerdem,« fuhr Peter fort, der sich immer mehr für das Abenteuer erwärmte, »besitze ich noch einen Besuchsanzug mit Gehrock und Zylinder. Ich hoffte immer, daß mir doch einmal jemand schreiben würde, ich solle mich vorstellen...«

Begeistert schlug ihn Lorinser auf die Schulter. »Menschenkind, dann sind Sie ja ganz aus dem Wasser! Gehrock, womöglich auf Seide gearbeitet, und Zylinder! Dafür gibt's Geld wie Heu! Fort! Fort mit dem Plunder, dem bürgerlichen Feierkleid! — Handwerkszeug muß jetzt her! Handwerkszeug für das rauhe Werktagsleben:

klarer Kopf, willige Arme zu erdhafter Arbeit, derbe Wanderschuhe, harte Ellbogen und leichtes Gepäck! Weit offen steht die Tür: Mensch, gib mir die Hand und komm mit mir!«

Wenige Tage später schritten die beiden Altersgenossen, die sich so ungewöhnlich gefunden hatten, bereits weit von der Großstadt durch ein waldiges Bergtal, das von einem klaren Fluß erquidlich belebt und so eng war, daß zu beiden Seiten des mutwilligen Gewässers die Straße und der Schienenstrang einer Eisenbahn gerade noch Platz gefunden hatten und sich genau so eigensinnig winden mußten wie das Flüßchen selber. Gleich daneben stiegen die Lehnen ziemlich steil empor, an der Schattenseite von den immergrünen Rotten kräftiger Nadelbäume besiedelt, während sich auf den sonnigen Hängen Wiesen und Felder ausbreiteten, frisch gedüngt und stellenweise bereits von der Pflugschar aufgebrochen. Kurzstenglige Primeln lagen gleich gezackten Goldblechscheiben im ansprießenden Gras, behende Bachstelzen liefen nickend durch die Ackerzeilen. Im tiefblauen Himmel standen glänzendweiße Wolken. Mit leichtem Wehen gab ein frischer Frühlingswind diesem prächtigen Wanderwetter den Reisesegen.

Peter Koren war noch nicht so gebräunt wie sein Gefährte, aber auch sein Gesicht war von der Sonne tüchtig gerötet, und den Schreibtischmenschen hatte er vollständig ausgezogen. In Pumphosen aus geripptem Samt, grauem Lodenrock und starken Nagelschuhen bewegte er sich bereits mit dem weitausgreifenden, wiegenden Gang eines Mannes, der täglich große Strecken zurückzulegen gewohnt ist, gleichmäßig vorwärts, und auch der gewichtige Rucksack, der sich mit den Lederriemen wie ein plumper Affe an seinen Rücken klammerte, drückte nicht mehr gar zu arg.

Mit dem Gelde, das er für seine letzte Habe bekommen, hatte er sich nicht nur tadellos ausrüsten können, sondern es war ihm sogar noch ein kleiner Notpfennig geblieben, so daß er wieder zuversichtlich ins Leben schaute, zumal da er einen so weltläufigen, allen Lagen gewachsenen Meister zur Seite hatte. Da schritt er auf seinen langen Beinen, wie immer mit nackten Knien und ohne Hut, nebenher, die Sonne ließ sein straffes Haar wie dunkles Gold erglänzen, ausgeglichene, von innen heraus leuchtende Heiterkeit erhellte das kühne Gesicht, die Zupfgeige hatte er um den Hals hängen, ließ die Saiten klingen und sang:

»Und der Weg, der nimmt kein Ende,
Und die Abendsonne sinkt,
Und wir wandern immer weiter,
Und so lang die Saite klingt
Und der alte Nagelschuh
Ritscheratsch in aller Ruh'
Über Stein und Felsen springt ...«

Er schickte dem Liede ein paar Akkorde nach, deckte die Hand über die schwirrenden Saiten und ließ sich auf einen Brunnentrog nieder, der knapp neben der Straße von einer kräftigen Quelle gespeist wurde. Koren saß auf der andern Seite, und zwischen ihnen war, von den moosbewachsenen Holzwänden umschlossen, das immer bewegte gluckfende Wallen des klaren Bergwassers. Er neigte sich über das Brunnenrohr, trank und wischte die perlenden Tropfen von den tiefrot gewordenen Lippen. »Wasser ist das beste, sagt der alte Pindar bereits fünfhundert Jahre vor Christi Geburt, doch der war als Grieche ebenfalls ein gefährlicher Nichtdeutscher. Und dennoch kommt dieses kalte Naß aus der Brust der deutschen Erde, während die Gerste über Ägypten nach Europa gebracht wurde; der Wein stammt irgendwo vom Kaspischen Meer, und die Branntweindestillation sollen die Araber erfunden haben. Trotzdem geben diese Dinge den Germanen erst den Namen, den Geist und die Diplomaten. Sela! — Aber die Märzsonne ist herrlich warm, ich werde mich in den Fluß stürzen, selbstverständlich mit Badehosen, damit nicht ein altes Weib oder die öffentliche Sittlichkeit sich verletzt fühle. Es lebe die Republik mit Verbotstafeln und die Freiheit mit Beschränkung und Beschränktheit! — Du tust nicht mit, Peter? Nun, du bist eben noch kein richtiger Idiot!«

Unter solchen Reden hatte er rasch die Kleider abgelegt, stand in seines Wuchses Vollkraft bronzebraun, hoch und strahlend wie der lichte Gott der Landschaft, einen Augenblick mit nach oben geöffneten Händen, als könnte er nicht genug des niederrieselnden Sonnensegens empfangen — dann stürmte er, geschmeidigen Sprungs die Straße querend, in die kalte Flut, die sich mit Rauschen und Schäumen und wallenden Wellenkreisen über dem Körper schloß. Ein glatter Riesenfisch, jagte er ein paar Sekunden pfeilschnell flußabwärts — hell schimmerte der Leib durch die glasgrünen Wellen —, dann stieg er wieder ans Ufer und kam zurückgerannt, über und über mit schimmernden Wasserperlen behängt; mit eigenwilligem Ruck schüttelte er sie aus den blonden Haaren, daß ihn ein ganzer Heiligenschein von siebenfarbigen Edelsteinen umsprühte; lachend und die Arme reckend lief er auf und nieder, bis ihm die Sonne das Fell getrocknet hatte.

»Der hochwertige Diplomat«, sagte er, als er sich wieder ankleidete, »kennt uns Idioten und Abstinenzler doch nicht ganz, denn eiskalt war's in diesem Wasserfaß, aber Alkohol benötige ich trotzdem keinen. Und ein Fest war dieses Bad, ein Fest ist überhaupt jeder Tag in dieser freien Ungebundenheit des Wanderns durch das erwachende Frühlingsland, ein Fest für Haupt und Glieder, Herz und Geist und für den Kör-

per ohne Schnaps und Seele! — Du bist noch etwas zimperlich, lieber Freund, und magst das kalte Wasser nicht, doch das gibt sich mit der Zeit. Lufthart und unverwüstlich wie ein Weidenbaum sollst du werden!«

»Ich habe immer nur Stubenluft geatmet,« erwiderte Koren. »Das wirkt nach. Trotzdem bin ich in dieser einen Wanderwoche bereits ein andrer geworden, ich fühle mich frisch wie nie vorher. Eine unbändige Freude ist in mir! Herrgott, daß ich von dem allen früher nichts gewußt habe! Mit Leib und Seele überantworte ich mich jetzt eurer Bewegung! Wie ist's mit mit dem Beitritt?«

Lächelnd schüttelte Doktor Lorinser den Kopf. »Das geht nun nicht mehr, du bist zu alt dazu. Auch ich gehöre eigentlich nicht mehr zur Gruppe der Aktiven, der Schaffenden und Führenden, sondern werde mich bald in der Gemeinschaft älterer Wandervögel bescheiden müssen. Wir können höchstens noch raten, Winke geben, Fahrtengäste sein, aber das Wesentliche, ihre Nestabende, Wanderungen und alles andre richten sich die Jungen allein. Und das ist auch recht so, nur auf diese Weise werden sie selbständig. Wir haben seinerzeit unsern Jungen, unsern kleinen Schrappen, als Führer den Weg gezeigt, den sie nun selbst weiterschreiten, und wir wissen, daß aus ihnen tüchtige Kerle werden. Ich streif' jetzt nur auf eigne Faust umher, und 's ist meine meine letzte große Fahrt. Du kannst mit mir gehen, solange es dir zusagt, kannst dich dabei mit unsern Leitgedanken vertraut machen und wenigstens ‚wie ein Wandervogel' leben. Das ist auch wertvoll. Gegen den Sommer zu treff' ich dann mit meinem liebsten Freund Heimo Rainer zusammen und später mit einer ganzen Horde. Dann sollst du die Jungen erst richtig kennenlernen. Und jetzt wollen wir sehen, wo's ein Nachtlager und vielleicht auch Arbeit gibt.«

Immer dem Fluß entlang schritten sie der Nachmittagssonne entgegen, die, von schimmernden Wolken umschwebt, das blaue Meer des Himmels still durchglitt. Doktor Lorinser sprach: »Nichts als Ruhe scheint diese silberne Flammenkugel und ist doch zugleich nichts als immer bewegte ungeheure Kraft, die das Getriebe unsrer Wandelsterne wie eine riesige Faust zusammenhält. Sie wirkt ins Unermeßliche und im Geringsten, sie zwingt die Planeten, in sausendem Rasen um sie zu schwingen, und bringt das winzigste Samenkorn zum Keimen. Das ganze Planetensystem ist erfüllt von dieser allgegenwärtigen Kraft. Und das erscheint mir als das Höchste, das ein Mensch erreichen kann: die Ruhe der Kraft, das gelassene, stille Wirken, das ohne Radau und Reden für alle schafft und sie unmerklich lenkt nach seinem überlegenen Willen. Je schwerer der Pflug, desto tiefer die Furche, und auch er macht keinen Lärm dabei ...«

Dann war Schweigen. Vor ihnen, noch weit, hob sich ein grellroter Kirchturm fröhlich ins Blau, ernsthafte Gehöfte mit flach geneigten Dächern und hölzernen Umgängen ruhten einsam auf den sonnigen Lehnen, drängten sich bei der Kirche zum Dorf zusammen. Zwischen den braunschwarzen Balkenwänden schimmerte ein durchaus gemauerter Steinbau: das Pfarrgut oder Wirtshaus. In der Ferne krähte ein Hahn, drei, vier andre antworteten, abwechselnd oder zugleich; schon verhallend zogen die Töne herüber und störten den Frieden nicht.

Den Hang herunter, durch die von fahlen Krokusblumen überblühten Wiesen kamen zwei Frauen geschritten, festen Ganges, jung und kräftig, jede mit einer schwankenden Traglast Birkenruten auf dem Rücken. Übermütig sang Lorinser zu ihnen hinauf:

»Mein Herz hat ein' Zweig,
Der blüht frisch alleweil!
Brich ihn ab, g'hört er dein,
Aber treu mußt mir sein!«

Von oben klang ein Kichern, neugierige Augen, glatte Zähne glänzten aus gesund braunen Gesichtern, Grußworte flogen hinüber, herüber, dann stiegen die Mädchen über den niedrigen Zaun, der die Wiese von der Straße schied, und der Doktor sprach: »Ich mein', wir haben den gleichen Weg. So können wir miteinander gehn, es ist kurzweiliger!«

»Wohl, wohl!« erwiderte die Beherztere, der zwei helle graue Augen im eirunden Antlitz leuchteten.

»Nicht wahr,« sagte Lorinser, »ihr kennt die Wandervögel auch bereits?«

»Im vorigen Jahr waren ein Stücker zwölfe bei uns,« erwiderte sie. »Junge Leut' wie die Hirsch'! Gelt, Nannele?«

Die dunkeläugige Gefährtin nickte verschämt.

»Nun, denn los!« sagte der Doktor.

Die Mädchen in der Mitte, marschierten sie zu viert weiter. Peter Koren, dem das alles noch ungewohnt war, wußte mit der schüchternen Nanni an seiner Seite nicht viel anzufangen und war froh, daß der Freund, dem die Kathrein keine Ruhe ließ, wieder zu singen begann.

»Das war fein,« sagte die Kathrein, als er geendet hatte. »Singt noch eins!«

»Ja, glaubst denn du, ich bin ein Spielwerkel, das man einfach aufzieht und ablaufen läßt,« lachte er. »Einmal verschnaufen werd' ich doch dürfen!«

Die Pause wurde ihm gewährt, und er fuhr fort: »Jetzt sagt mir einmal, wird man bei euch im Dorf ein Nachtlager finden, im Heu oder so?«

»Wenn's weiter nichts ist,« versetzte die Kathrein, »in unserm Stadel hat's Heu genug, und ein paar Decken könnt ihr auch kriegen, und dem Vater wird's ganz recht sein, er mag die jungen Leut' leiden und hat ihre Lieder gern.«

Lorinser schnalzte mit den Fingern. »Also wieder einmal für eine Nacht versorgt, noch dazu mit Decken und neben so paßlichen Dirndeln! Ihr seid wohl gar Schwestern?«

»Das grad nicht, nur Nachbarskinder und Freundinnen. Aber mit dem ‚neben' ist's nichts, lieber Herr! Ist Gott sei Dank ein großer Hof und viel Mauerwerk zwischen dem Stadel und den paßlichen Dirndeln!« sprach die Kathrein mit mutwilligen Augen.

»Dann sag' auch ich: Gott sei Dank!« neckte Lorinser dawider. »Wenigstens hat man seine Nachtruhe sicher!«

Rasch kamen sie dem Dorfe näher. »Ach!« hob die Kathrein wieder an. »Bis zum Betläuten ist noch lang' Zeit, und was tun wir jetzt schon daheim? Müßten nur gleich wieder Futter schneiden oder sonst was anfassen! Gescheiter, wir rasten ein bissele ab!«

Neben der Straße lagen entrindete Baumstämme zu Stößen geschichtet und glänzten gelb und trocken im Schein der Nachmittagsonne, die, obwohl bereits den westlichen Höhen genähert, noch immer sänftiglich wärmte. Die Mädchen taten ihre Rutenbündel ab, alle vier setzten sich, wie Vögel auf dem Sprießel, nebeneinander auf einen Stamm, atmeten die würzig durchfrischte Luft und sahen den klar grünen Wellen zu, die vor ihnen, jenseits der Straße, mit Rauschen und Schäumen einander drängten und überwallten, als könnten sie nicht schnell genug die weite freie Ferne erreichen. Dann sollte wieder gesungen werden, und als daraufhin Lorinser das Heidenröslein anstimmte, fielen die Mädchen sicher ein, Koren sang die zweite Stimme, schön klang die schlichte Weise durch das friedsame Tal.

Allmählich kamen aus den Fluren und Wäldern die Leute von der Arbeit heim, vom Düngen, Pflügen, Holzfällen, Ausbessern der Zäune und Heuhütten. Kinderfüße trampelten, gewichtige Schuhe stampften, Leiterwagen rumpelten, eifrig trotteten die Pferde den nahen Ställen entgegen, schwermütig muhte ein Stier. Grüßend winkte sein Lenker mit dem Geißelstecken. Frauen blieben stehen, Buben sangen mit, bald hatte sich ein Trüpplein Zuhörer angesammelt, denn die Sangesfreude lag allen im Blut, und die stille Gewalt des Frühlings tat redlich das ihre, um dieses Blut besonders leicht und ungebärdig zu machen. Dem Doktor Erich Lorinser half alles Wehren nichts, er mußte noch was zum besten geben. Doch dann schob er mit einem scharfen Ruck die Zupfgeige nach rückwärts, stand auf und sagte: »Jetzt ist wirklich Schluß! Die Kehle ist mir trocken!«

»Da, Herr! Schlücken Sie lei einmal! Aber fest! Ist ein selbstgebrannter Enziangeist und gut für alles!« rief ein uralter Holzknecht und hielt ihm in seiner pechigen Riesenpratze eine Schnapsflasche entgegen; der blau angelaufene Riecher im haarigen Gesicht verriet, daß er diesem Geiste sehr befreundet war.

»Vergelt's Gott!« lachte Lorinser. »Wasser tut's auch!«

»Wasser?« erwiderte der Alte entsetzt. »Das saufen lei nur die Viecher! O du mein Gott, trink' ich halt selber eins auf den Schrecken!« Er tat es ausgiebig.

Sie gingen weiter. Das Dorf war bald erreicht. Ein wenig von der Straße abgerückt und von ihr durch einen Holzzaun geschieden, lag ein mittelgroßer Bauernhof mit gemauerten Wirtschaftsgebäuden, ein Nußbaum wuchs beim Tor, ein Brunnen plätscherte, ein kleiner schwarzer Köter kam unterm Lattenzaun durchgekrochen und sprang eifrig wedelnd an der Kathrein empor. »Hier bin ich daheim,« sagte sie, die Gattertür öffnend. »Tretet ein, und schön willkommen! Und gelt, Nannele, wirst mich nachher noch ein eichtl heimsuchen?«

Unter der Haustür stand der Bauer. Wie ein Waldmensch sah er aus, oder wie ein Heiliger, je nachdem. Was zuerst an ihm auffiel, war ein Wust brauner Haare, die längs der Wangen mit dem Vollbart in eins zusammenflossen; der Bart, grobdrähtig, von der Farbe schwärzlichgrauer Baumrinde, wallte fast bis zum Gürtel nieder, während er sich unter der Nase zu dicken Schnauzern buschte; so war von der Gesichtshaut wenig zu sehen, aber wo die vorschimmerte, war sie von eigenartiger mattweißer Blässe, die zart, doch keineswegs krankhaft wirkte. Unter dem Bollwerk der Stirn blickten kluge dunkle Augen ernst und prüfend den Fremden entgegen.

Lorinser und Koren grüßten. Er antwortete nicht sofort. Hager und knochig stand er in ruhiger Würde vor dem Eingang seines Hauses, selbstsicherer Herr auf eignem Boden, nicht unwirsch, aber auch nicht gewillt, jedem Nächstbesten ohne weiteres sein Heim zu öffnen.

»Vater,« sagte die Kathrein, »da wären zwei ...«

Er unterbrach sie mit einer sachten Handbewegung. »Trag deinen Buschen in die Kammer und schau', was im Stall noch deine Arbeit sein könnt'!«

Wortlos gehorchte das Mädchen.

Koren fühlte sich unbehaglich. »Gehn wir anderswohin,« raunte er dem Freunde zu. Dieser schien ihn nicht zu hören, sondern beobachtete den eigenwüchsigen Mann abwartend und seltsam gefesselt.

Endlich brach dieser das Schweigen. »Was soll's?«

»Nachtquartier, wenn's gern gewährt wird, andernfalls gar nichts,« erwiderte Lorinser.

Die vom Bart umflockte Hand am Kinn, blickte der Bauer die jungen Leute noch einmal for-



Hermann Graf: Pagengang

schend an. »Kuma!« sagte er dann, und das war ein uralter Gruß, der Willkommen, Kommt herein und Grüß Gott zugleich bedeutet.

Seinen Gästen voraus schritt er in die Stube; die hatte tiefe Fensternischen, war durchaus mit gelblichem Holz getäfelt, sauber und freundlich. Einen Laib Brot nahm der Bauer aus der Lade, legte ihn samt einem Messer auf den Tisch: »Kostet ein unsriges Brot, schneidet euch ab!« Und auch dies war seit Jahrhunderten Brauch und Siegel der Gastfreundschaft. Doktor Lorinser hatte das schon manchmal erfahren. »Beim Brot«, sprach er, »lass' ich mich nicht lang nötigen. Ich greif' zu und sag': Vergelt's Gott!«

Mit angenehmem Knirschen biß die Klinge durch die rösche Rinde.

Auch Koren langte zu, und nur in einem hielten sich die zwei Wanderer nicht an das Herkommen: sie schnitten sich nicht, wie es üblich war, lediglich eine schmale Scheibe ab, sondern hieben wacker ein, und der Hausvater, der mittlerweile den Mostkrug aus der Kammer geholt, hatte seine Freude daran. Nun er sich einmal entschieden hatte, die beiden zu beherbergen, war er umgänglich und, soweit es seine zurückhaltende Natur zuließ, von sorglicher Herzlichkeit. Er wollte die Gläser füllen, doch nur Peter Koren hatte gegen den Apfelwein nichts einzuwenden, während Doktor Lorinser, der unbedingte Temperenzler, ablehnte. Wieder ruhte der Blick der klaren Männeraugen forschend und diesmal auch mit kaum verhohlener Sympathie auf dem blondmähnigen Riesen. »Sie mögen keinen Alkohol? Ist recht!« Abermals verließ er das Zimmer.

»Ein merkwürdiger Mann!« meinte Koren.

»Merkwürdig?« erwiderte Lorinser. »Ein Prachtmensch ist das!«

»Er hat jedenfalls ein interessantes Gesicht...«

Erich wurde beinahe bös. »Gewöhn' dir die verwaschenen Schwammwörter ab, Peter! Sie sagen gar nichts! Und ich sage dir, wir haben ein Mordsglück gehabt, daß uns die Kathrein in den Wurf gekommen ist und hierhergeführt hat! Wirst bald genug draufkommen! Ist dir denn das da noch nicht aufgefallen?« Er deutete auf die gegenüberliegende Wand. Und jetzt erst bemerkte Koren, daß dort die Holzverkleidung bis zur Decke hinauf gefächert und mit Büchern bestellt war.

»Donnerwetter!« rief er überrascht.

Da kam der Hauswirt mit einer Kumme voll Milch wieder herein. »Gut für den Durst und gesund! Laßt euch nicht schaffen, es ist vergunnt!«

Er stellte das tönerne Gefäß ab, setzte sich auf die Wandbank beim Fenster an der Stirnseite des Tisches, löste den Tabakbeutel von der rückwärtigen Hosenschnalle, stopfte die Pfeife. »Bäuerin ist keine da, müßt mit mir vorliebnehmen, bin ein Witiber. — Aber als Studenten kommen mir die Herren ein bissel alt vor...«

Damit gab er das Zeichen, daß nun ein gemächliches Gespräch in Gang kommen könnte, und daß er wohl ein Recht hätte, zu wissen, wer und was seine Gäste wären.

Doch auch sie erfuhren bald, daß sie beim Hubert Pirker zu Gast waren, der insgeheim Bachbauer hieß, und in der Tat floß hart neben dem schönen Anwesen ein forellenreicher Bergbach vorüber, um jenseits der Straße sich dem Flüßchen zuzugesellen. Aber sie erfuhren allmählich noch mehr: daß die Pirker schon vierhundert Jahre auf dem Hofe saßen, daß sie als Unterhauptleute im Bauernbund, in den schweren Kämpfen gegen die Türken und Franzosen und auch im letzten Kriege jederzeit für die Freiheit der Heimat ihren Mann gestellt hatten, daß sie aber auch unter den ersten gewesen waren, die zu Maria Theresias Zeiten den Mais und die neuartigen Kartoffeln anbauten, und daß sie es stets mit dem Fortschritt und allem gehalten hatten, was dem Lande zu Nutz und Frommen gereichen konnte. So war dieses adlige Bauerngeschlecht aufs innigste mit dem Boden verwurzelt, und daher kam es wohl auch, daß das jetzige Oberhaupt nicht nur als Landtagsabgeordneter wirkte, sondern auch als einer der besten Kenner der Geschichte, der Sitten, Bräuche, Hofanlagen, Trachten, Lieder und Eigenarten seiner Heimat galt und in dreißigjähriger Forscher- und Sammlertätigkeit für die Erhaltung und Neubelebung so kostbaren Volksgutes ebenso eifrig wie uneigennützig bemüht war.

Es war daher kein Wunder, daß er, durch eine Frage nach seinen Bücherschätzen in Schwung gebracht, alsbald über dieses sein Lieblingsgebiet sich verbreitete, mit sparsamen Worten, denen er durch Vorzeigen seiner Schätze Farbe und Nachdruck zu geben wußte.

»Einer muß es tun,« sagte er wie zur Entschuldigung. »Nicht alle Bauern haben Zeit, und wenige haben Verständnis dafür. Es ist nur schad', daß mir die Frau so früh gestorben ist und ich mein Mädel, die Kathrein, hab' aus dem Gymnasium herausnehmen müssen, sonst könnt' sie mir heut' behilflich sein. Aber der alte Hof ist halt auch wichtig, und es muß auch so gehen. Das Verständnis läßt sich aufwecken, es braucht gar nicht viel dazu, denn die Heimat haben alle gern. Und zur Heimat gehört nicht nur der Boden von heute, sondern auch das langsam von alters her Gewordene, von den Vätern Überantwortete. Das verstehen sie schon, wenn man's ihnen auseinandersetzt, und in den letzten Jahren ist manches besser geworden. Schau'n Sie sich in der Stube um: da ist, wie auf meinem ganzen Besitz, nichts Unechtes, Falsches oder Unpassendes. Und so ist es mir immer eine rechte Freude, wenn der oder jener die

neue Kuckucksuhr oder die nachgemachten Nußholzschränke auf den Dachboden schafft und dafür die Stehuhr und den bemalten Bauernkasten einstellt. Freilich ist der ursprüngliche Hausrat größtenteils verschleudert und vertan, aber unsre Handwerkerfachschule knüpft jetzt endlich wieder an den alten Stil an. Es hat mir Mühe genug gekostet.«

Das war nun dem Doktor Lorinser aus der Seele gesprochen. »Deutsche Zucht geht vor in allem, singt schon der von der Vogelweide,« sagte er. Und gerade jetzt hätten wir es mehr denn je wieder nötig, uns auf das Schöne, Wertvolle und Vorbildliche unsrer Vergangenheit zu besinnen, auf das Einfache und Einfältige, Schlichte und Innige, Tiefe und Seelenvolle, das einstmals der Deutschen bestes Teil gewesen ist! — Statt dessen: Neger- und Nacktänze, bemalte Lippen und geschminkte Wangen, Nachäffung fremder Sitten oder Unsitten, Oberflächlichkeit und die Sucht nach Sensationen aller Art: in der Erotik, in der Kunst, beim Spiel und Sport, der uns die Boxerei gebracht hat und mit den Stierkämpfen liebäugelt. Deutsche Zucht? Deutsches Wesen? Deutsche Seele? Man ist doch, namentlich in den großen Städten, schon so weit, daß diese Begriffe als banausisch verlacht werden! Verzweifeln könnte man an der Zukunft, wenn es daneben nicht doch noch Menschen gäbe, die andres, Höheres anstreben. Wie Sie, Herr Abgeordneter, für Ihre Heimat das Echte, Ursprüngliche wiedergewinnen wollen, so tragen auch wir Jungen unsre Banner durch die deutschen Lande für Heimat, Volk und lauteres Menschentum!«

Und nun erwärmte er sich, flammte auf in einem schönen Feuer: »Dreierlei Pflichten haben wir von der alten Wandervogelgarde: gegen uns selbst, gegen unsre Gildenbrüder und gegen das Volk. Wir wollen selbst vollwertige Menschen werden, müssen alle Möglichkeiten in uns entwickeln, alle Kräfte ausbilden, nicht zu Waffen für den Daseinskampf, sondern zu Arbeitsgeräten für den Daseinsacker! Wir wollen unsre Gildenbrüder zu ganzen Kerlen machen, durch Werktat und Beispiel ihnen als Führer vorleben, das sind wir ihnen und dem Volke schuldig, das jetzt mehr denn je starke, aufrechte, dem Idealen ergebene und doch im praktischen Leben sicher fußende Männer braucht! Darum ist es auch kein Justamentstandpunkt, daß wir nicht rauchen und nicht trinken, sondern Pflichtgebot im Namen des Volkes, dem wir uns so gesund und leistungsfähig als möglich erhalten müssen. Und wenn wir dann erst einmal, Zehntausende, die jetzt schon zum selben Ziel streben, mitten im tätigen Leben stehen: Sauerteig werden wir sein, und wahrlich, Herr Abgeordneter, das Brot, das wir backen, wird aus gutem Korn und nicht weniger vollgewichtig als das Ihre sein!«

Mit ganz hellen Blicken betrachtete der reife Mann den jugendlichen Schwärmer. Und nun die dunklen Augen nicht mehr verschleiert waren, gaben sie preis, was in ihrer klaren Tiefe ruhte: Güte, Treue, unerschütterlich daseinsgläubigen Seelenadel. Ein feines Lächeln verglitt im Bartgewirr, mit dem, wie immer, sacht die Finger der breiten Linken spielten.

»Ich hab's mir wohl gedacht, daß dahinter,« — er deutete auf Lorinsers Stirn — »etwas Besonderes steckt. Und das Herz ist auch auf dem rechten Fleck. Also ist's mir eine Freude, daß Sie mich heimgesucht haben. Aber hier auf meinem Hof bin ich nicht der Herr Abgeordnete, hier bin ich der Hausvater, der Bachbauer oder, wenn Sie das nicht wollen, einfach der Hubert Pirker.«

Da geschah es, daß Peter Koren, der die Bücherei musterte, im Gedenken an den Notverkauf seiner eignen Bücher ganz unvermittelt aufseufzte und, seine Umwelt vergessend, vernehmlich vor sich hinsprach: »Ach ja, nicht Zucht — Besitz entscheidet alles in der Welt!« Worauf er, vom Klang der eignen Stimme betroffen, erschrocken die Lippen zusammenpreßte. Aber es war nun einmal gesagt und auch gehört worden.

Lorinser fuhr auf: »Das ist deine Antwort? Deine Ansicht? Dein Bekenntnis? — Neid, Peter? Negatives Mitgefühl? Charakterschäbigkeit? — Pfui der Daus! Was ist in dich gefahren?«

Verlegen murmelte der andre: »Ich hab' an meine Bibliothek denken müssen — mir war's nicht vergönnt, sie zu behalten...«

»Deswegen brauchst du nicht dich selbst zu verlieren!« grollte der Freund. »Was geht dich der Besitz andrer Leute an? Mensch, hast du nicht dich selbst, deinen Schädel, deine Arme, deine Kraft? — Wirke, tu dich um und erwirb dir selber aufs neue, was du früher nur von den Eltern geerbt hast oder was du gern besitzen willst!«

Koren lächelte müd: »Das klingt schön und sagt sich leicht. — Gib mir ein Wirkungsfeld! — Ein Pflug, der keinen Boden hat, in den er Furchen ziehen kann: so ist das wohl mit mir...«

In der Stube war es bereits dämmerig geworden. Ein zartblauer, silbrig durchleuchteter Lenzabendhimmel stand vor den kleinen Fenstern, ein letzter schräger Sonnenstrahl ließ das Grün der Topfpflanzen goldig erschimmern, reglos standen die kaum beblätterten Bäume draußen, und in ihnen wie in der braun aufgebrochenen Gartenerde war, gläubig und bräutlich, die tiefe Ruhe einer Sehnsucht, die sich dem Glück der Erfüllung nahe weiß.

Aufmerksam war Hubert Pirker dem Wechselstreit der Geister gefolgt. Jetzt legte er dem zürnenden Lorinser die Hand auf die Schulter.

»Das braust und siedet! O Jugend! Bis zur Ungerechtigkeit aufrichtig in ihrem Reinheitstraum! Bis zur Unduldsamkeit leidenschaftlich ihren Idealen ergeben! Schwung! Schneid! Feuer! Leben! Leben! — O recht, ganz recht! Wären nur viele so! — Aber, Sie blonder Berserker, war das nun wirklich Neid? Und nicht vielmehr Leid um das Verlorene, Schmerz, Verbitterung? — Ein Pflug ohne Feld, ja, ja ... Oder, so muß einem Bauern zumute sein, der seinen Acker nicht bestellen kann, weil ihm das Saatgut fehlt. Mit tausend Keimen könnte er das wartende Feld beschenken, er spürt, wie gierig seine Hand sich sehnt, in warme, glatte, goldene Körner zu greifen, aber sie faßt ins Leere: seine eigne Kraft muß brachliegen, ungenützt verdorren des Bodens Kräfte — es ist schon ein trauriges Los...«

»Traurig, wenn es einen reifen Mann trifft, ja!« erwiderte Lorinser, noch immer erregt. »Aber wir sind jung, und für mich ist diese Wanderzeit nichts andres als ein Sammeln von Rüstzeug und Saatgut. Da gilt kein Jammern und Seufzen nach Besitz, denn was wir so erfahren und erleben, wird von selbst zum unverlierbaren inneren Besitz — da gilt nur ein Durchhalten, Arbeiten und Einheimsen!«

Und immer gleich bedächtig antwortete der lebenskluge Hauswirt: »Auch das ist richtig, und dawider hab' ich kein Wort gesagt, sondern nur, daß ich das andre ebenfalls begreife. So gehen eben Meinungen hin und her, und schließlich klärt sich manches. Um Sie, Herr Doktor, ist mir nicht bang, Sie haben ein festes Ziel. Aber von Ihnen, Herr Koren — es ist gewiß nicht Zudringlichkeit — möcht' ich doch gern hören, wie Sie sich Ihre Zukunft vorstellen.«

Die Stirn in die Hand gestützt, saß Peter Koren mit düsterer Miene beim Tisch. Lorinser sah ihn scharf an. Posiert er nicht ein wenig? fuhr's ihm in seinem Unmut durch den Schädel, doch er sagte nichts und verwarf auch den Gedanken gleich wieder. Koren sprach: »Wenn ich das selbst wüßte, Herr Pirker. Ich bin aus dem Kurs gekommen und muß eine neue Richtung erst suchen. Hätte mich Erich nicht gehalten, ich wäre wohl gestrandet und untergegangen. Das ist noch nicht drei Wochen her, und so rasch kann ich mich eben nicht umstellen. — Dem Freunde danke ich viel...«

»Schon gut, schon gut,« brummte Lorinser abwehrend, doch der andre fuhr unbeirrt fort: »Eigenartige, schöne Leitsterne hat er mir gezeigt, denen nachzugehen Lebensaufgabe sein könnte. Aber alles ist mir, wie gesagt, noch zu neu und unklar. Ich war gewohnt, die Landstraße hinzuschlendern, und soll jetzt auf Bergpfaden klettern — ich weiß nicht, ob ich die Kraft und kalte Ruhe dazu aufbringen kann ...«

»Wille und Ausdauer genügen, die Sicherheit kommt von selber,« unterbrach ihn Lorinser. »Im übrigen ist das auch wieder so ein verschwommenes Gerede. Klipp und klar: Denkst du vielleicht ans Auskneifen?«

»Nein, nein!« verwahrte sich Koren. »Es ist nur: hier, in dieser festgefügten Fülle beginnt das Ungewisse, Schwankende, dieses Hinfristen von heut auf morgen, von der Hand in den Mund, dieses Treiben im Lebensmeer, ohne zu wissen, ob und wo man Land und Ankergrund finden wird, zu drücken und zu quälen...«

»Duck' dich! Kriech unter!« sagte Lorinser, und ein harter Ausdruck war in seinem bartlosen Frankengesicht. »Unter die Flügel der Gluckhenne! In Mutters Kittelfalten! Wahrlich, Peter, du wärst mir kein Felsen, eine neue Kirche darauf zu bauen!«

In den Augen des Hausvaters war noch immer der teilnahmvoll warme Schein. Mit der großen Hand strich er jetzt über die Tischplatte hin, als wollte er Rauheiten glätten. »Und doch,« sprach er, »hat auch Petrus in einer Stunde der Verzagtheit seinen Herrn verleugnet. — Ich glaube, ich kenn' mich jetzt bereits ein wenig aus. Reden wir einmal ohne Gunst und Haß darüber. Sie haben beide recht und unrecht, für solche Dinge gibt es kein Schema F und keinen einheitlichen Leisten, da entscheidet Anlage und Wesensart. Der eine kann nur bei sicherem Unterhalt sein Bestes leisten, den andern treibt gerade das Ungewisse zum Anspannen aller Kräfte, und beider Arbeit kann gleich wertvoll sein. Ob so oder so: Hauptsache bleibt doch nur das Schaffen selbst, das werktätige Schaffen im Verbundensein mit Volk und Heimat, einerlei, ob einer den Himmel erstürmen oder nur einen Schrank mit bescheidenen Bauernblumen bemalen will. — Aber wenn wir schon von der Arbeit sprechen: auf dem Bachbauernhof gäb's bis zur Ernte mancherlei zu tun, es ist Anbauzeit, und die Dienstleute sind heutzutage rar.«

Da redte sich Lorinser frei und hoch. »Herr Pirker, das ist ein Angebot, das uns die Nachfrage erspart. Jetzt kann ich's ja verraten: seit drei Tagen suchen wir, wo's was zu verdienen gibt; gefunden haben wir bisher nichts. Bauernarbeit ist mir vertraut; bis zur Ernte könnt' ich freilich nicht bleiben, höchstens bis zur Heumahd auf den Talwiesen.«

»Ist recht,« erwiderte der Bauer.

»Und ich«, sagte Peter Koren kleinlaut, »kann Ihnen wohl kaum viel nutz sein; als Bücherwurm versteh' ich von der Landwirtschaft so ziemlich gar nichts. Ich weiß nicht einmal, ob ich im Korn, ohne Ähre, noch Roggen von Weizen unterscheiden könnte ...«

Der Hauswirt lachte, leise und gutmütig. »Ach, darauf kommt's nicht an; Sie dürfen nur nicht zimperlich sein, dann gibt's Beschäftigung von früh bis abends. Auf dem Schüttboden ist

das Getreide umzuschaufeln, auf den Feldern ist der Mist auseinanderzurechen, ausgeackerte Steine sind abzutragen, ein paar Wege auszubessern, Holz ist zu klieben, der Gemüsegarten umzugraben, Strohseile für die Garben brauchen wir, das sind lauter Sachen, zu denen nicht viel Übung gehört, nur guter Wille und handfestes Zugreifen. Im vorigen Jahr hab' ich ebenfalls zwei Werkstudenten, richtige Neulinge, hier gehabt und bin nicht schlecht mit ihnen gefahren. Wenn Sie also nichts andres drückt, dann werfen Sie's ab. Ich zahl', was üblich und mir die Arbeit wert ist. Gilt's?«

Sie gaben den Handschlag.

Die Sonne war untergegangen, vom nahen Kirchturm läutete die Glocke den Abendsegen, Dunkel füllte die Stube. Leise ließ Lorinser die Saiten seiner Klampfe klingen, zur Begleitung der Stormschen Verse, die er mehr sprach als sang:

»Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort.
Weh, meine wunden Füße!
Das Vöglein singt so süße,
Ich wandre immerfort ...«

Die Töne verhallten. Es blieb ganz still. Auf den Zehen war die Kathrein herbeigeschlichen, lehnte am Türpfosten und hatte verträumte Augen. Die Hand im Bart, mit lauschend geneigtem Kopf, saß der Bachbauer. Das Abendglöcklein klang noch immer. Die Welt war eines selig wehen Friedens voll.

Im Hof trieb eine Magd das Vieh zum Brunnen. Ihre scheltende Stimme zerbrach den Bann. Behutsam, mit sachten Bewegungen erhob sich der Hausvater und drehte das elektrische Licht an.

»Herrgott, es ist wohl schön, ein deutscher Mensch zu sein!« sagte er. Ganz aus der Tiefe des Herzens kam das Wort. Einen starken, klingenden Akkord schickte Lorinser ihm nach.

Die Kathrein machte kein Hehl aus ihrer Freude über die Nachricht, daß die beiden für längere Zeit auf dem Hofe bleiben würden, denn sie versprach sich davon nicht nur eine Menge schöner Lieder, sondern überhaupt eine fröhliche Abwechslung im einförmigen Arbeitsleben.

Es währte nun nicht mehr lange, da kam der Großknecht Flor hereingeschlurft und setzte sich, die Hände zwischen den Schenkeln, mit hängendem Kopf und gebeugtem Rücken so recht zum gründlichen Ausrasten auf die Ofenbank, die eine Magd machte sich beim Tisch zu schaffen, die andre half der Kathrein in der Küche, der vierzehnjährige Zuchtbub saß bereits, den senkrecht aufgestellten Löffel vor sich in der Faust, fraßbegierig auf seinem Platz und starrte die Fremden aus weit aufgerissenen Augen an. Gesprochen wurde wenig.

»Ist recht!« hatte der alte Knecht gebrummt, als ihn der Bauer mit den neuen Arbeitsgenossen bekannt machte, und sie scheinbar kaum mit einem flüchtigen Blick gestreift; aber dieser hatte seinen scharfen Augen trotzdem genügt, ihre Gesichtszüge und alle Besonderheiten gründlich aufzunehmen.

Nach dem Essen — Milchsuppe hatte es gegeben und grundlegende Knödel mit Grubenkraut — verzog sich der vollgebamste Halterbub sogleich in den warmen Stall, wo er aus freier Wahl ein für allemal sein Nachtlager aufgeschlagen hatte; der Flor rückte mit der Pfeife im Mund wieder zum viereckigen Kachelofen ein, die Weibsleute kramten, nachdem sie in der Küche Ordnung gemacht hatten, irgendeine Flickarbeit hervor, der Hauswirt besprach die Arbeiten des nächsten Tages und maß auch den Neuen ihren Anteil zu.

»Der Flore wird euch schon beistehen,« schloß er, worauf der Florian nur einmal stärker an der Pfeife sog, um dann in einem dünnen Strahl auf den Fußboden zu spucken. Peter Koren war darob nicht sehr erbaut, aber Lorinser fand an der Urwüchsigkeit Gefallen und glaubte, daß es ihm wohl gelingen würde, mit dem Knoten in ein leibliches Verhältnis zu kommen.

Mit einem »Guten Abend!« trat das Nannele in die Stube, worauf unter dem Weibervolk ein Wispern, Raubern und Kichern anhob, das jedoch alsbald in der vereinigten Bitte um ein Lied ausklang. Lorinser, der dies ohnehin erwartet hatte, zierte sich nicht lange. Als er zu Schluß das urkräftige Schneiderlied anstimmte:

»Es wollt' ein Schneider wandern am Montag in der Früh',
Begegnet ihm der Teufel, hat weder Strümpf' noch Schuh'!

da mußte vor allem der alte Florian so viel lachen, daß ihm der zahnlückige Mund im weißstoppligen Gesicht fast bis zu den Ohren auseinanderging. Auch der Hausvater schmunzelte: »Nun wird's lustig werden im Bachbauernhof. Ist wohl recht, geht die Arbeit auch leichter von der Hand.«

Und dann kam mit einem Male dem Flor die Lust an, selber etwas zum besten zu geben.

»Ich bin halt dem Kuhtuttelmichl sein Bua,
Essen und trinken, dös tu' ich mir nie g'nua!
Mir tut's im Magen graben,
Heut möcht' ich Knödel haben!
Und wenn mein Vater zwölfe läuten tuat —
O, sell is guat!«

legte er mit zittriger Stimme los. Aber was darauf folgte, war so drastisch, daß die Mädchen aufjuchzend die Hände an die Ohren preßten und ihm zuriefen, er möge aufhören. Er ließ sich jedoch keineswegs stören, sondern be-

richtete, mit verklärtem Gesicht und listig-hellen Augen zur Decke himmelnd, unentwegt weiter, was der Sohn des Kuhtuttelmichl noch alles für gut hielt, und es waren höchst ergötzliche Dinge darunter. Trotzdem schalt die Kathrein: »Pfui, du Schweinbartel!«, und das Nannele sagte: »So ein schieger Lotter!«, und der Bauer lachte: »Flore, wenn du jünger wärst, müßt' ich die Weiberleut' vor dir einschließen!«

»Da hätt'st auch kein Glück, Bauer; eher kannst einen Sack voll Flöh' hüten als ein Dirndl!« erwiderte der Florian und schmauchte seelenruhig weiter.

Lorinser aber fand, daß diese Leistung heute nicht mehr überboten werden konnte, weshalb er die Klampfe weglegte, wogegen allein Peter Koren nichts einzuwenden hatte, da er, ein besserer Plauderer als Sänger, nun auch seinen Teil zur Unterhaltung beitragen konnte. Gut saß es sich in dem getäfelten Raum mit den alten Bauernmöbeln, den die Lampe freundlich erhellte und das Lachen der Mädchen lustig durchläutete. Mit frohen Augen blickte der Hausvater auf die jungen Leute, die neben ihm am festgefügten Lärchentisch mit Reden und Scherzen ihr ungezwungen munteres Wesen trieben. Der ernste Mann, der, tief im Heimatboden verankert, an seinem Volk mit zäher Liebe hing, holte sich immer wieder Trost und Zukunftglauben bei einer Jugend, die, allen Äffereien und oft bedenklichen seelischen Minderwertigkeiten einer neuen Zeit zum Trotz, Leib, Herz und Geist gesund, kraftvoll und unverkünstelt zu bewahren wußte. Aber auch die Gunst des Florian hatte sich Lorinser bereits erworben; der Alte sagte zwar nichts, betrachtete jedoch mit unverkennbarem Wohlwollen den schlanken blonden Menschen, der so treuherzig lachen und durch seinen schlichten Frohsinn die andern mitreißen konnte.

Um neun Uhr war Schlafenszeit. Den Freunden wurde im Oberstock eine Kammer zugewiesen, die außer den Betten nur die notwendigsten Einrichtungsstücke aufwies; aber sie war sauber getüncht und mußte am frühen Morgen schon ganz voll Sonne sein.

»Ich glaube, hier wird sich's leben lassen,« sagte Erich Lorinser, während er seine Siebensachen aus dem Rucksack in ein Schrankfach einordnete. »Was meinst du, Peter?«

»Ich kenn' mich noch immer nicht aus,« erwiderte dieser. »Ich sollte eigentlich froh sein, und hab' statt dessen ein ungutes Gefühl von Bangigkeit, ein Grauen vor der ungewohnten Arbeit, vor dem Verkehr mit den Knechten, von denen man Befehl und Tadel hinnehmen soll. Hat man dazu vier Jahre Philosophie studiert?«

»Ein Philosoph bist du trotzdem nicht geworden,« versetzte Erich mit gutmütigem Spott. »Weder bist du bedürfnislos wie Diogenes oder in deiner Seele unempfindlich gleich den Stoikern, noch hast du das ethische Ideal Spinozas übernommen, den freiwilligen Verzicht auf Genuß und Glück, das Sichfügen in die Bestimmung der Vorsehung, mag sie uns Angenehmes oder Widriges bringen: die lächelnde Resignation des wahrhaft Weisen. Wohl aber klammerst du dich an die überheblichen Ansichten vom gebildeten Herrn und rohen Knecht und hältst dich für Besseres als dieser. Mensch, an dir ist noch viel zu erziehen, auszuschneiden und zurechtzurichten, bis ein Kerl aus dir wird.«

Peter Koren schüttelte den Kopf. »Einen so alten Baum ziehst du nicht mehr am Spalier. Und es ist gewiß nicht Standesdünkel, was mich quält, sondern das Hirnrissige einer gesellschaftlichen Ordnung, die mich Kopfarbeiter zu Bauernwerk zwingt. Den guten Willen hab' ich trotzdem ...«

Lorinser lachte erleichtert auf. »Ist es nur das, so laß dir deswegen keine grauen Haare wachsen, Peter! Und schieb nicht der Gesellschaft in die Schuhe, was ausschließlich deine Angelegenheit ist! Auch heutzutage, und vielleicht erst recht, gilt das Selbst ist der Mann!, gilt die Freiheit des Schaffens und der Stolz des Unabhängigen, der sein Los nicht fremder Hilfe verdanken, sondern sich selbst zurechtzimmern will, weil er seinen Gott in sich trägt und der eignen Stärke vertraut. Hauptsache aber bleibt, was einer der Verläßlichsten unsrer älteren Garde einmal gesagt hat: das gelassene, feste, geduldige, vornehme Bejahen des naturgebotenen Schicksals, der frische Lebensstrom, der stets sich wandelnde, der Mut zum ewig wechselnden Stirb und werde! Aus den Quellen selbst wollen wir schöpfen, nicht das Wasser des Lebens erst durch unreine Menschenhände uns reichen lassen. Das ist ja unser heiligstes Jugendrecht, daß wir niemand glauben als nur den Lebenswächtern selbst. Unser Bannersymbol, die Schneegans, ist ein stolzer Vogel, solange sie fliegt. Wenn sie die Flügel sinken läßt und bieder auf der Erde watschelt: welch peinliches Symbol! Davor bewahre uns der Feuergeist unsers Jugendgewissens! — Georg Götsch hat das geschrieben. — Schlaf gut, lieber Peter!«

Ein Bergfrühling von unerhörter Pracht ließ alle seine Banner voll entfaltet wehen. Im strahlenden Himmelsrund hingen sie blau, weiß und golden über dem Grün der Wiesen und Wintersaaten, dem Erzbraun der Äcker, den mächtigen Heeren der Mischwälder, darin die Buchen trutzmutig ihre Wimpel wiegten und der Kuckuck unermüdlich rief. Und die Lerchen sangen immerzu, und Millionen farbiger Blumen ließen sich willig vom Lenzwind kosen; gleich rosig weißen Liebeslauben wölbten sich die blütenüberladenen Wipfel der Obstbäume darüber.

Ungestüm, tatenbegierig brauste der Fluß ins Land hinaus. Die kühle Kraft der Höhen und des Schnees pulste in seinen Adern, und sein Lied war stark und wild.

Das Schaffen wurde Freude, die langen Werktage wurden zu Festen in diesem ungeheuren Dom voll Glanz und Schönheit. Die Arbeit flog nur so von der Hand beim Spiel der warmen Sonnenlichter, beim sachten Ziehen der Luft, im Angesicht der schneeigen Gipfel, die über dem schweren Wälderdunkel ihre weiße Ruhe in den blauen Himmel hoben.

Gleichmäßige Furchen zog Lorinser mit dem alten Flor um die Wette, Koren führte die Pferde oder fuhr mit der Egge hinterher. Er war jetzt ebenso sonnverbrannt wie die andern, war auch nicht mehr kleinmütig oder bedrückt, sondern mit Schnellkraft und zupackender Entschlossenheit hinter jeder Arbeit her. Mit kühnem Forkenschwung mistete er den Ochsenstall, er bediente die Häckselmaschine, übte sich im Gebrauch der Sense, griff überall mit zu und hatte heitere Augen. Er konnte jetzt aber auch zu allen Liedern die zweite Stimme mitsingen, denn der Hausvater hatte nach Lorinsers Angaben ein paar Liedersammlungen aus der unfernen Landeshauptstadt mitgebracht, so daß auch die Mädchen sich mit den Texten vertraut machen konnten. Nachher dauerte es nicht mehr lange, da hatten sich unter des Doktors Leitung außer der Haustochter und der Nanni noch zwei Mädchen und zwei Burschen zu einem richtigen kleinen Singverein zusammengefunden, der fast täglich nach dem Aveläuten in freudiger Hingabe die schönen deutschen Weisen probte. Und weil der herrliche Mai viel linde Tage bescherte, sangen sie die eingeübten Lieder öfters auch im Grasgarten vor dem Hause.

Die Klampfe klang, die frischen Stimmen tönten weithin durch das abendstille Tal, von den Nachbarhuben fanden sich Zuhörer ein. Aber auch in den höhergelegenen Höfen lauschten die Leute den klar dahinschwebenden Melodien, und wenn eine verhallte, dann scholl mitunter von oben her ein Juchschrei oder Jodler als Gegengruß und Dank.

Der Bach brauste, das Flüßchen rauschte, ein erster Stern erblinkte im verblassenden Himmel, schwarz standen die Berge davor, auf lautlosen Fittichen kam die Nacht. Und es war Friede.

Das Witzwort eines Burschen flatterte auf, ein Mädchenlachen flog hinterdrein, Geplauder rieselte. Oder es rief wohl auch vom höchsten Hof herunter eine stählerne Männerstimme: »Noch eins!« Deutlich waren die Worte zu verstehen.

Wieder schwirrten die Saiten, jubelten die Stimmen. Und dann geschah es bisweilen, daß im Schutz der Dunkelheit vom Notenblatt weg die Kathrein mit ganz eigenartig glänzenden Augen zu Lorinser aufsah, der, vollkommen ins Spiel versunken, nicht darauf achtete. Aber Peter bemerkte es wohl, wenn sich die Schulter der Nanni sacht gegen seinen Arm lehnte. Es war ja Mai, und das Sehnen des Frühlings fieberte im jungen Blut.

Alles war schön, Arbeit und Erholung. Am schönsten aber waren die Sonntage, an denen sie, Herren ihrer Zeit, sich ganz dem Blütensturm des Tales überantworten und es nach allen Richtungen durchstreifen konnten, allein oder mit den Mädchen, doch bald schlossen sich auch andre an, und es war viel Übermut und Ausgelassenheit bei dem lustigen Schwarm.

Einmal hatte Erich den Einfall, einen einfachen Reihentanz zu versuchen. Er pfiff die Weise und zeigte die Bewegungen, die sie rasch erfaßten und einzuüben nicht müde wurden. Das gefiel nun dieser daseinsfreudigen und gliedergewandten Bergjugend als etwas Neues und doch den Urtiefen ihres Volksstammes Entkeimtes ungemein; dem Doktor Lorinser aber erwuchs daraus wieder ein andrer Wirkungskreis. Denn wie früher wegen der Lieder, so bestürmten sie ihn jetzt um Reihen. Auch dazu ließ er sich nicht lange nötigen, so daß sich alsbald an den Sonntagnachmittagen auf einem ebenen Rasenplan oder, wenn es regnete, auf einer Scheunentenne immer mehr junges Volk einfand, um bei den Klängen einiger Mundharmoniken die neue Kunst zu üben.

Es war ein farbenbuntes Treiben, dem nicht nur Hubert Pirker, sondern auch viele ältere Leute gern zuschauten, wenn die Jungkerle, hemdärmelig, in kniefreien Lederhosen, mit grünen Trägern und gestickten Gürteln, und die kurzberockten Mädchen, weiß bestrumpft und mit verschnürten Miedern, bald einzeln Paar um Paar, bald Hand in Hand zur Kette geeint, sich umeinander oder mitsammen drehten, wiegten, neigten, dann wieder lachend auseinanderwirbelten oder mit Händeklatschen und Gesang im Kreise schritten: »Hebt im Takt die Füße: so, so, so! Laßt den Wind uns grüßen, heiaho!«

Blanke Augen gab es, rote Backen und so viel herzerquickende Freudigkeit, daß manche Burschen bald nicht mehr daran dachten, wie früher im Wirtshaus neben der Kirche mit Trinken, Kegelschieben, Kartenspielen und Raufen die Zeit totzuschlagen, und ein sicheres Fähnlein fest zusammenstand, um das Gelernte zu pflegen und an andre weiterzugeben.

In wenigen Wochen, mit den einfachsten Mitteln vollbrachte das der unermüdliche Lorinser, und Hubert Pirker hatte seine Freude an dem Prachtgesellen, der, immer gleichmäßig heiter, kameradschaftlich und von seinen Idealen begeistert, auch die andern in Schwung zu bringen und zu befeuern verstand.

»Was Sie da tun, Doktor,« sagte er einmal, »ist gemeinnützige Arbeit und Volkserziehung im besten Sinn. Ganz fremd war mir ja der Gedanke der Jugendbewegung nicht, ich hätte es aber nie für möglich gehalten, daß er sich in solcher Weise auswirken, und namentlich, daß ein Einzelner mit so ungesuchter Selbstverständlichkeit derart Schönes zustande bringen könnte. Das alles ist berufen, unsre Geselligkeit, unsre Vergnügungen und überhaupt das ganze Zusammenleben von Grund aus umzugestalten und auf eine höhere sittliche Stufe zu heben. Frei von Alkohol, von Zoten und Roheiten, ist alles, was Sie unserm Nachwuchs beibringen, nicht nur unterhaltsam, heiter und reinlich, sondern, und das ist die Hauptsache, auch so urgesund, lauter und innerlich läuternd, daß es nicht ohne Einfluß auf Geist und Herz bleiben kann. Und dabei ist es noch obendrein im innersten Kern deutsch. Wissen Sie was, Erich, Sie müssen sich hier ganz dieser Aufgabe widmen. Ich nehm' mir noch einen Knecht auf und lass' Ihnen auch, wenn's nötig ist, den Peter zur Unterstützung, wenigstens an den Nachmittagen. Ist's recht?«

In unverwüstlicher Kraft, das Hemd vor der Brust offen, die Hände in den Taschen der Lederhose, stand Lorinser lachend vor dem Hauswirt. »Ich muß mich auch körperlich ausarbeiten,« sagte er. »Aber es tut wohl, daß ich endlich einmal bei jemand das richtige Verständnis gefunden habe. Wenn Sie mir mehr freie Zeit lassen wollen, kann ich nicht nein sagen, denn da sind ja auch noch die Kinder, die mir keine Ruhe geben. Den Peter brauch' ich nicht, der soll nur weiterschaffen und die Handgriffe lernen. Es wird ihm später zustatten kommen.«

Ja, es waren freilich noch die Kinder da, die dem Doktor Lorinser keine Ruhe ließen. Da hatte er einmal einen zehnjährigen Buben um seinen Namen gefragt. »Dietrich heiß' ich!« hatte das Männchen forsch geantwortet, doch als Erich dann weiterforschte, ob es denn auch wisse, wer Dietrich eigentlich gewesen, hatte es ihn mit offenem Mund verdutzt angeschaut und davonlaufen wollen. Doch er hielt's am Arm fest und zog's — es war gerade Jausenzeit — neben sich auf den grünen Anger ins weiche Gras. »Paß' auf, ich werd's dir erzählen!«

Wie die andern Kinder von Erzählen hörten, hatten sie es nicht mehr so eilig, aus der Schule nach Haus zu kommen, sondern scharten sich, Buben und Mägdlein, um den freundlichen Mann, der nun zu berichten anhob vom König Dietrich von Bern und von seinen Recken, von Witege und Hildebrand, von den Kämpfen mit Zwergen und Riesen und Drachen, vom starken Streitroß Falke und von den Schwertern Blutgang, Nagelring und Eckesachs.

Leicht faßlich, in einfachen Bildern und Wendungen erzählte er eine Stunde lang. Und während im Kirschbaum die Sonnenlichter mit den rosigen Blütenfräulein tanzten, und alle Finken freudig jubilierten, hielten sich die Kinder mit glänzenden Augen und heißen Backen wie verzaubert mucksmäuselstill, aber in ihren klopfenden Herzen widerhallte gewiß nicht weniger jubelhell die Sage vom größten deutschen Helden, dem Feuer aus dem Munde fuhr, wenn ihn der Kampfgeist packte, der im Zorn glühen konnte, daß ihm der Harnisch weich wurde und der, zu den Göttern entrückt, noch heute in Sturmesnächten auf schwarzem Pferde über die Wälder braust.

Doch auch die Großen wurden von den bunten Abenteuern so gefesselt, daß der alte Flor zum erstenmal in seinem Großknechtleben die Vesperpause überschritt. Als er's endlich gewahr wurde, rappelte er sich zwar mit einem Fluch hoch und trieb sein Volk an die Geräte, indes, gefallen hatte ihm die Geschichte sicherlich nicht wenig, da er hinterher seinem Liebling Erich Lorinser aufs Schulterblatt klopfte: »Ein rechter Saggra war er schon, der Herr Dietrich!«

Am nächsten Tag schwang der kleine Dieterle einen hölzernen Eckesachs und ritt auf einem Besenstiel als dem Hengst Falke, aber wie er trotz aller Anstrengung nicht Flammen, sondern nur einen Sprühregen schnauben konnte, so bewiesen ihm seine Gespane, daß es der Name allein nicht tue, und daß er keineswegs unbesieglich sei, weshalb es Schrammen, Beulen und blutige Nasen absetzte. Doch war solche vom erzieherischen Standpunkt kaum zu billigende Wirkung zum Glück nicht die einzige, welche die gewaltigste Überlieferung aus dem ostgotischen Sagenkreis in den Bergbuben hervorrief. Die Schlacht hatte am Vormittag stattgefunden, nachmittags aber stellten sich gleich nach Schulschluß alle Kinder von gestern mit noch andern wieder ein und bestürmten den Doktor, er möge ihnen noch so was Feines erzählen. Er willfahrte auch bereitwillig, doch da der Flor sich heute nicht einfangen ließ, sondern pünktlich zur Arbeit mahnte, konnte es nur eine kurze Geschichte werden, was die Kleinen arg enttäuschte. Um die traurigen Augen wieder hell zu machen, versprach ihnen Lorinser die Fortsetzung am Sonntag nach der Messe und hatte nun wirklich keine freie Stunde mehr für sich allein.

Das Anerbieten Pirkers war ihm daher willkommen. Vom frühen Morgen bis Mittag schaffte er zwar wie bisher in den Feldern, aber nach dem Essen stöberte er in der Bücherei herum, die manches über die Geschichte und Bodengestaltung der Landschaft enthielt, und um vier Uhr, wenn die Schule aus war, wanderte er, von einem ständig größer werdenden Kinderschwarm umringt, durch Flur und Wald, die Lehne hinan, auf einen der niedrigen schneefreien Vorberge, wo sich eine weite Schau über das

Tal bot und samtiges Grün zu guter Rast. Und hier — an Regentagen genügte freilich auch die Tenne — machte er die Enkel vertraut mit dem Tun und Treiben der Vorfahren. Von Ritterprunk und Bauernnot, von Kriegen und Siegen, Knechtschaft und Befreiung berichtete er, die deutschen Götter wachten auf, die Fiebel Volkers erklang, die Axt des Siedlers hallte im Urwald, Kreuzfahrer und Kaufleute zogen die Straße entlang, Städte türmten sich wehrhaft empor, Bauern rannten wider übermütige Zwingherren an.

Von der Eiszeit bis zur Gegenwart entwarf er ihnen allmählich ein groß hingezeichnetes Bild der Heimat, ihrer Entstehung und Entwicklung, ihres Tier- und Pflanzenlebens. Und da er selbst leidenschaftlich hingegeben und ehrfürchtig war, so wußte er in den empfänglichen Seelen auch Liebe und Ehrfurcht zu wecken. Aus prunklosen Worten formte sich ein hohes Lied von deutscher Tüchtigkeit und Treue, von Bauernfleiß, Bürgersitte und rechtem Mannestum.

Viel gab er solcherart den jungen Menschlein, die nicht genug zu hören bekommen konnten, indes die deutschen Tannen dazu rauschten und das Heimatland in einem festlichen Leuchten vor ihnen hingebreitet lag.

Und als zu Pfingsten zwei Sechzehnjährige aus der Landeshauptstadt, wo sie die Mittelschule besuchten, ins Dorf auf Ferien heimkehrten, da hatte Lorinser die beiden aufgeweckten Jungen alsbald so begeistert, daß sie, wieder in der Stadt, mit Feuereifer darangingen, eine Wandervogelgruppe zu gründen, was ihnen dank der kräftigen Mithilfe des Doktors rasch gelang.

Vor sechzig Tagen war er in das Tal gekommen. Er hatte im Verein mit dem alten Flor den Boden aufgeackert und goldene Körner in die Furchen gestreut, er hatte aber auch ganz allein die Herzen aufgepflügt und neue starke Keime in sie versenkt und so mit Faust und Hirn dem Gott in sich und seinem Volk gedient. Er tat sich nichts darauf zugute, dachte gar nicht daran, und keinen Augenblick fiel ihm ein, die Hände selbstzufrieden in den Schoß zu legen.

Er lachte sein mitreißendes Lachen, sang seine Lieder, tat Knechtsarbeit, wann und wo immer es notwendig war, und blieb in heiterer Ausgeglichenheit sich selbst und dem, worin er seine Sendung sah, allzeit getreu.

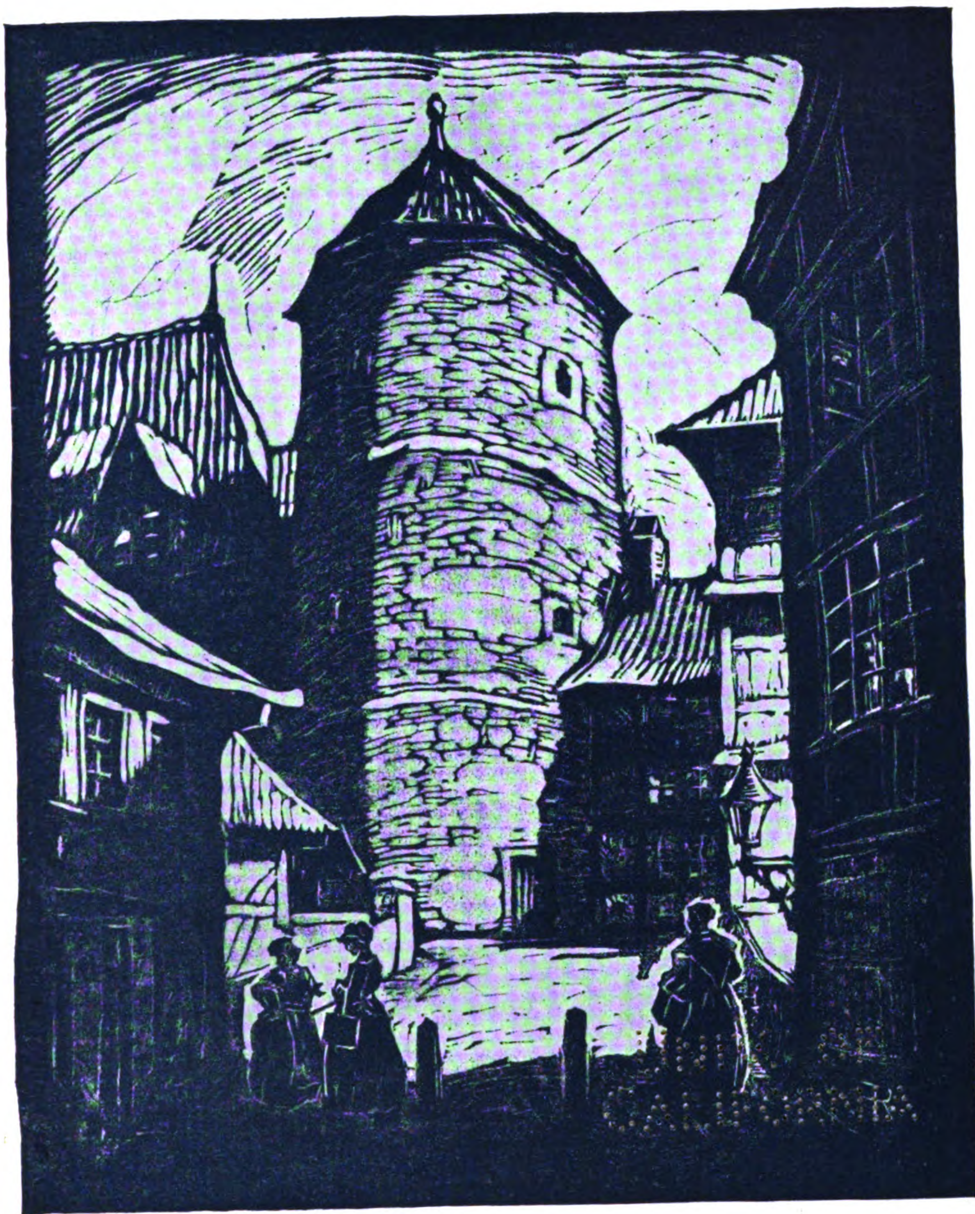
Peter Koren dagegen ging mürrisch und miesepetrig umher. Er war arg verstimmt, nicht nur, weil ihn Lorinser als Mithelfer abgelehnt, sondern weil er ihm das in seiner freimütigen Art noch obendrein ganz unverblümt mitgeteilt hatte. Er schmollte und grollte und war so unfroh, mißlaunig und sauertöpfisch, daß der Freund endlich die Geduld verlor und ihm gehörig den Kopf wusch.

»Mensch, was willst du eigentlich? Was verlangst du? Was bildest du dir ein? Ich brauche dich zu dem, was ich nebenher tue, wirklich nicht! Was also, bitte? Hätte ich den Hausvater zum Dank für seine Hochherzigkeit anlügen sollen? Willst du Essen und Lohn halb geschenkt nehmen und auf der faulen Haut liegen? Das wäre unter deiner und meiner und jeder Würde! Sei froh, daß du Arbeit hast und was dazulernen kannst! Laß also gefälligst das dumme Getue und hab' dich nicht, als wäre dir Gott weiß was für ein Unrecht widerfahren! Nicht darauf kommt es an, was, sondern wie man arbeitet: mit innerer Freudigkeit und dem Blick aufs Ganze! Denke nicht an deine Arbeit, denke in ihr, lebe in ihr, lebe in der Gegenwart, lebe deine Gegenwart, wie sie ist, stark, einheitlich, groß auch in kleinem Tun! Lern' lachend du selbst sein!«

Aber Koren blieb verdrießlich. Er konnte sich nicht zurechtfinden, das eintönige Scharwerken Tag um Tag ward ihm zur Pein, die Überlegenheit Lorinsers, die er, wenn auch unbeabsichtigt, überall spüren mußte, ließ ihm, wie er meinte, keinen Raum für die eigne Betätigung, so daß er sich überflüssig und an die Wand gedrückt vorkam. Er hätte freilich nicht sagen können, wie er sich selbständig anders betätigen wollte, und es war dies auch nur ein eitler Schein, mit dem er seine Undankbarkeit vor sich selbst bemäntelte. Er wollte einfach heraus! Heraus aus dieser Abhängigkeit von Freund, Bauer und Knecht, aus dem Hinkümmern im Primitiven und Vegetativen unter Leuten, mit denen ihn keinerlei geistiges Band verknüpfte, die in der Enge ihrer Gedankenwelt selbstsicher dahinlebten und ihn, den ausgelernten Jünger der Weltweisheit, nicht für voll nahmen, weil er nicht so geschickt wie sie mit Stallgabel und Sense umgehen konnte.

Nur unter den Mädchen fühlte er sich zufriedener. Was für ein treuherziges liebes Ding war doch die Nanni! Wohl war die Kathrein aufgeweckter und gewiß auch hübscher mit ihrem feinen Wuchs, der freien Stirn und den federnden Bewegungen. Aber die neigte sich — Koren besaß in solchen Dingen eine gute Witterung — dem Doktor Lorinser zu und war überdies in der kühlen Sicherheit ihrer Mädchenwürde zu ernst und unsentimental für ein leichtbeschwingtes Lenzspiel. Ganz anders die Nanni! So schüchtern sie im Anfang gewesen, so zutunlich und munter wurde sie jetzt. Die Verliebtheit schaute ihr geradezu aus den immer ein wenig staunenden Braunaugen heraus, und wenn Peter Koren beim Singen im abendlich dunklen Garten ihre Hand faßte, zog sie diese nicht zurück, wagte es sogar in nicht allzu langer Zeit, den Druck seiner Finger scheu zu erwidern.

Hier tauchte eine Oase aus der Sandwüste des Alltags, schimmerte die Möglichkeit, seine grauen Stunden farbig zu bekränzen und ...



Fritz Röhrs: Alt-Hannover

»Als ein verliebter Schäfer bukolische Lieder zu singen!« So unterbrach Peter ärgerlich seinen eignen Gedankengang. Doch dachte er deshalb keineswegs daran, dem Abenteuer zu entsagen, sondern benützte jede Gelegenheit, sich bei dem Mädchen in ein vortreffliches Licht zu stellen und sein Zutrauen zu gewinnen. Das heischte wahrhaftig keine sonderliche Mühe bei dem einfachen Landkind, das den hübschen Menschen mit dem welligen Haar und dem gepflegten Äußern schon deswegen nicht ungern sah, weil er immer artig und ritterlich blieb, nicht fluchte, derb wurde oder die Grenzen des Erlaubten überschritt. Es lag überhaupt etwas Anziehendes im Blick seiner feuchten Augen, in seinem ganzen Wesen, eine nicht näher zu bestimmende, liebenswürdige, beinahe weibische Weichheit, die bestrickte und namentlich die Frauen für ihn einnahm. Hätte doch auch Doktor Lorinser, befragt, nicht klipp und klar den Grund angeben können, warum er sich mit so weitgehender Uneigennützigkeit eines Fremden angenommen hatte. Koren freilich schien solche Uneigennützigkeit bereits vergessen zu haben oder als etwas ihm Gebührendes anzusehen; jedenfalls empfand er dermalen weniger Dankbarkeit als einen gewissen Unwillen gegen den Freund, der ihn nun auch bei der Nanni im Wege stand. Denn statt gemeinsam mit den andern zu singen und zu springen, wäre Peter lieber allein mit dem Mädchen durch die Fluren gewandelt. Aber warum sollte er das nicht tun? Lorinser hatte ihm keine Vorschriften zu machen!

Trotzdem zögerte er immer wieder, sie um ein Stelldichein zu bitten. Da kam ihm der Zufall zu Hilfe.

Er erhielt den Auftrag, den Almzaun am oberen Waldrand zu untersuchen und schadhafte Stellen auszubessern, damit das Vieh, wenn es im Juni aufgetrieben wurde, nicht ausbrechen und sich verlaufen könne. Die Arbeit, die er allein verrichten sollte, war ihm nicht unlieb, da sie ihn für mehrere Tage der beständigen demütigenden Aufsicht des Großknechtes entzog und ihm Gelegenheit bot, sich die Zeit nach eignem Gutdünken einzuteilen; denn da der Weg hinauf immerhin zwei Stunden erforderte, sollte er, mit einem Imbiß versehen, jeweils über Mittag oben bleiben und erst abends heimkommen.

Froh über die Aussicht auf einige ungebundenere Tage, erzählte er es am Sonntag nach der Predigt der Nanni, wobei er nicht verabsäumte hinzuzufügen, daß eine solche Arbeit zu zweien, wenn sich die beiden richtig verstehen, noch ungleich vergnüglicher sein müßte. Sie schaute ihn mit einem merkwürdig verschleierten Blick an, erwiderte jedoch nichts. Nachmittags aber überraschte sie ihn mit der Nachricht, daß auch sie zur unteren Alm gehe, um die Hütte dort in Ordnung zu bringen, denn die Halterbuben sollten mit dem Jungvieh, den Schafen und Ziegen bereits nächste Woche hinauf. Und damit er nicht etwa meine, daß sie sich seinetwegen entschlossen hätte, erklärte sie weiter, ihre Mutter wisse darum, und der sei es lieber, daß das Mädchen nicht allein oben schaffe, sondern jemand Bekannten in der Nähe wisse; und da sie bis zum Zaun den gleichen Weg hätten, könnten sie auch mitsammen gehen, aber es sei doch besser, wenn sie sich erst hinter dem letzten Gehöft träfen, denn: »Es gibt schlechte Leut', die alles gleich betratschen und einen ins Gerede bringen!«

Dem Peter hüpfte das Herz wie der Has' im Klee, als er die Botschaft vernahm. Seine Verdrossenheit war auf einmal weg, es fiel ihm nicht mehr ein, mit dem Knechtlos zu hadern, sondern er fand jetzt im Gegenteil, daß ihn der Freund doch recht gut beraten und in ein Leben hineingestellt hatte, dem sich trotz der Plage mancherlei Annehmlichkeiten abgewinnen ließen.

Andern Tags schritt er, den Rucksack auf dem Rücken, mit Beil und Handsäge frühzeitig den Hang hinan. Ein leuchtend grünes Meer, von den weißen Wogen der Obstbäume überschäumt, goldig überfunkelt, farbig durchblüht, breiteten sich die Wiesen im Morgenglanz, auf den Feldern war der Flachsanbau im Gange, Stare pfiffen, oben im Walde trommelte tief und voll ein verliebter Specht; klingend tönte unterweilen sein lautes »Glück glück glück« dazwischen.

Peter Koren nahm's als gutes Zeichen. Ei, jawohl! Glück verhieß der prangende Frühlingstag, Glück läuteten die Maiglöckchen im Buchengebüsch, Glück sang der Fink vom kugelrunden Nest, und Glück war es, jung, gesund und stark in dieser wundervollen Frische die Glieder zu regen und das pulsende Herz emporzutragen, einem freudigen Abenteuer entgegen.

Der Hochwald war bald erreicht. Auf dem breiten, in Kehren ansteigenden Almweg ging Peter Koren noch ein Stück vorwärts und wollte sich eben, von den Bäumen gedeckt, ausschnaufend zum Warten niederlassen, da rauschten unweit von ihm die Heidelbeerstauden, ein Rocksaum strich drüberhin, derbe Schuhe traten den mit falbroten Nadeln gepolsterten Boden: einen Tragkorb auf dem Rücken, kam die Nanni hinter den braunen Stämmen hervor und bot ihm mit »Grüß Gott!« die Hand.

Seite an Seite schritten sie nebeneinander her, schweigend und befangen. Aber rings um sie war eitel Licht und Luft, die dunklen Fichtenwipfel schwankten leis im Morgenwind, Sonnenstrahlen flitterten über den lichtgrünen Buchenblättern, jedwedes Getier, Eichhorn und Wiesel, Häher, Drossel und Dompfaff, Käfer, Hummeln, Fliegen, Schlupfwespen und Ameisen waren mit Springen, Flattern, Krabbeln, Surren und Sirren geschäftig am Werke, soviel als möglich von des Tages goldener Fülle für sich einzuheimsen. Ein einziges ungeheures »Freut euch des Lebens!«

erfüllte den Wald und machte ihn zu einem riesigen Säulendom der irdischen Daseinslust und Frühlingsseligkeit.

Es ging gar nicht anders: die beiden jungen Menschen mußten alsbald mit einstimmen in diesen gewaltigen Chor, die Herzen mußten mitschwingen in diesem blitzend beschwingten, heiß durchpulsten Reigen. Rasch war die Befangenheit verschwunden, sie schwatzten, neckten sich, blickten einander nah in die Augen, schritten Hand in Hand munter hinan. Und je höher sie kamen, je tiefer sie eintauchten in die leuchtend stille Waldeinsamkeit, desto sicherer, freier, übermütiger wurden sie.

Etwas Dunkles, Schweres polterte knapp vor ihnen durch die Zweige. Ein großer Hühnervogel strich, von den Nahenden aufgescheucht, unter heftigen Schwingenschlägen brausend davon. Nun lachte die Nanni: »Schau', schau', die Henne fliegt vom Nest!« Gleich darauf sang sie vor sich hin:

»Wenn der Auerhahn falzt
Auf dem lerchbaumen Ast,
Bua, da laß dir die Schneid nit nehm,
Wennst ein schön's Dirndl hast!«

Da hatte sie der Peter schon um den Hals. »Eia nein! Ei, jawohl hab' ich ein schön's Dirndl!« rief er und küßte sie.

Sie ließ es geschehen, ohne Wehren oder Ziererei, küßte ihn wieder und sagte, und auch jetzt war ein Staunen in ihren glänzenden Augen: »Du — was ist das nur, daß ich dich so gern haben muß?«

Er zog sie fester an sich. »Es wird eben so sein müssen,« antwortete er.

Nun grübelte sie ein wenig in sich hinein. »Ja, aber« — zögernd lösten sich die Worte von den Lippen —, »wie wird das nun werden mit uns zweien... Späterhin, mein' ich...«

»Schön wird's werden,« erwiderte er leichthin. »Es ist jetzt schon einmal so mit uns, Nannele, wir wollen uns wegen dem Später das Heut' nicht verderben...«

Forschend, als wollte sie sein innerstes Wesen ergründen, blickte sie ihn an. »Laß mich schau'n, laß mich schau'n, in die Äuglein die braun', in den Äuglein tief drin, seh' ich, was ich dir bin,« sagte sie leise, fuhr aufflammend fort: »Ich muß dir gut sein, da hilft kein Dawiderstemmen, und ich kann nichts dafür. Es ist mir schon so bestimmt...«

Sie ergriff seine Hände und schmiegte ihre Wange hinein, die war glühend heiß.

Eng verschlungen standen sie in dem riesigen Säulendom, und rund um sie war der lautlose Jubelsturm der Frühlingsseligkeit.

Oben beim Almgatter mußten sie sich trennen, die Anna stieg noch ein Stück höher zur Hütte hinauf, Peter Koren ging den Zaun ab. Er war in gehobener Stimmung, und während er Axt oder Säge handhabte, pfiff oder summte er vor sich hin, was ihm gerade einfiel, und darunter war die Geschichte vom alten Bengel Petrus, der mit dem schönsten Engel einen kleinen Bummel macht, und die Aufforderung, mit nach Varasdin zu kommen, solange noch die Rosen blühen.

Hätte Lorinser ihn gehört, er wäre fürchterlich grob geworden, und hätte er gar die Ursache dieser Hochgesänge gewußt, so wäre eine Freundschaft in die Brüche gegangen. Aber er ahnte nichts, er steckte unten im Tal Erdäpfel aus und dachte währenddem darüber nach, was er seinen kleinen Freunden heute erzählen solle.

Die Nanni fegte die Almhütte, rieb, putzte und machte alles sauber; bisweilen aber hielt sie inne, lauschte, die Hände vor der Brust, in sich hinein, in das Klingen und Jubilieren dort drinnen, und ein leises Jauchzen, nur wie ein Vogelgezwitscher, brach aus ihrer Kehle. Als die Mittagszeit herannahte, entfachte sie ein Holzfeuer auf dem offenen Herd, goß die mitgebrachte Milch in eine langgestielte Pfanne, bereitete mit besonderer Sorgfalt einen lockeren Mehlschmarren. Den aß sie später mit dem Peter aus der gleichen Schüssel, und er lobte ihre Kochkunst und trieb Possen und ließ sie auf den Knien reiten, daß sie aufjuchzen und die Arme um seinen Hals legen und ihn immer wieder einmal küssen mußte, den dunkeläugigen, schwärmerischen, lieben Kerl.

Drei wunderherrliche Tage verlebten sie so, beglänzt von Sonne und Freude. Und sie hüteten ihr Geheimnis gut. Namentlich vor den scharfen Augen Lorinsers nahmen sie sich in acht, denn Peter Koren hatte das Gefühl, daß Erich, wenn er von der Liebschaft mit dem vaterlosen, unbehüteten Mädchen Kenntnis erhielt, aufs Biegen oder Brechen dreinfahren würde.

Doktor Erich Lorinser hatte freilich augenblicklich andre Sorgen.

Wie hatte das nur geschehen können? Er war vormittags allein hinter dem Hause im Gemüsegarten tätig, während Pirker in der Stadt an einer Landtagssitzung teilnahm und das ganze Gesinde draußen in den Hanf- und Kartoffelfeldern arbeitete. Um zehn Uhr hatte ihm die Kathrein den Imbiß ins Gartenhaus gestellt und gleichzeitig seine Klampfe mitgebracht. »Erich,« sagte sie und stand mit seltsam unruhigen Augen vor ihm. »Ich hab' mir's schon lang gewünscht, und so gute Gelegenheit wie heute kommt nicht bald wieder, ich bitte dich: sing mir ein Lied, nur eins, aber eben ganz für mich allein...«

»Gern,« erwiderte er, wenn auch ein wenig verwundert. »Und was soll's denn sein, Kathrein?«

Sie nannte eins von Hermann Löns, und er sang:

»Du hast mein Herz gefangen
Mit deiner weißen Hand,
Du hast mein Herz bestricket
Mit einem roten Band.

Ich komm' zu dir gegangen,
Mein Herz gib wieder her;
Denn da, wo es geschlagen,
Ist alles taub und leer.

Was willst du mit zwei Herzen?
Drum gib zurück es mir,
Und willst du es behalten,
So gib mir deins dafür.«

Sie schaute ihn immerzu an; ihre Augen waren wie Kristalle, darin mit tausendfältigem Sprühen ein Sonnenstrahl sich brach. Er merkte es nicht. Sein Blick war, wie immer beim Singen, in die Ferne gerichtet — nicht ein einziges Mal sah er zu ihr hinüber.

Die Saiten zitterten noch, als das Mädchen ganz leise, gequält wiederholte: »Drum gib — zurück es mir...«, und aufschluchzte und die Hände vors Gesicht schlug und bitterlich weinend ins Haus rannte.

Starr stand Lorinser. Um's Himmels willen, was war denn das? Das konnte, das durfte nicht wahr sein! Das kühle, ernste, zurückhaltende Mädchen und ...

Er war sich keiner Schuld bewußt, hatte immer ehrlich und frei als ein Kamerad und Bruder mit ihr verkehrt. Und er wußte nicht, daß gerade diese Brüderlichkeit, diese Nichtbeachtung ihrer aufkeimenden Neigung die Kathrein verwirrt, ihren Stolz gekränkt, sie um ihre Unbefangenheit gebracht und in ihr das trübe Verlangen geweckt hatte, er müsse und müsse ihr mehr sein.

Er wußte es nicht. Aber er war auch nicht der Mensch, der einer Entscheidung auswich oder sich mit Halbheiten abfand. Hier mußte Klarheit werden und ganz reine Luft! Also folgte er ihr ins Haus.

Er fand sie in der Stube, über den Tisch hingesunken, die Arme auf der Platte und den Kopf darauf. Als er die Tür öffnete, zuckte sie hoch, blickte ihn aus verstörten Augen an. »Geh!« rief sie wild. »Geh fort!«

Er griff nach ihrer Hand. »Kathrein...«

Heftig riß sie sich los. »Es ist nichts! Gar nichts! Hörst du? Glaub' nur nicht etwa... Aber so geh doch endlich!«

Doch er trat näher, sprach mit weicher, ganz aus der Tiefe des Herzens kommender Stimme: »Freilich ist nichts, Kathrein. Nichts, was du verbergen oder dessentwegen du mir gram sein müßtest...«

Wieder unterbrach sie ihn: »Sag' nichts mehr! Laß mich allein!«

Aber immer gleich behutsam fuhr er fort: »Warum, Kathrein? Glaubst du, daß es besser ist, die Augen und die Lippen zu verschließen und es nur heimlich wie eine Wunde oder einen Makel herumzutragen und ja nicht daran zu rühren, weil es weh tun könnte? Du bist aber doch nicht furchtsam und nicht wehleidig, Kathrein. — Du quälst dich und willst es nicht Wort haben, aber ich weiß jetzt, daß es um meinetwillen ist. Warum sollen wir also nicht davon sprechen, uns aussprechen und — vielleicht frei werden...«

Sie schüttelte den Kopf. »Es nützt ja doch nichts...« sagte sie, nicht mehr schroff abweisend, eher mutlos.

Nun setzte er sich neben sie, nahm ihre harte, arbeitsfreudige Mädchenhand zwischen seine beiden. »Wer weiß, Kathrein. Wir wollen doch versuchen, dem Wirklichen und Gewordenen ohne Selbsttäuschung gerade ins Gesicht zu sehen. Schau'...«

Er schwieg eine Weile, nach Worten suchend.

Pelargonien und Fuchsien blühten vor den offenen Fenstern, weiß, purpurblau und scharlachrot. Eine Hummel stieß plump und täppisch lachrot. Im Zimmer war der Sonnenschein zu Gast. Erich Lorinser sprach: »Du lieber Mensch, was würde aus dir an meiner Seite? Was käme dir von mir, was wolltest du mit mir? Ich bin ein Wanderer, der rastlos suchen und immer nur suchen muß, ein Flackerfeuer, bald überheiß, bald in Asche verknisternd, bin Wind und Sturm und wirbelnde Luft, ohne Wurzelgrund und Stete. Die Mischung wäre nicht gut. Du ganz seßhaft, ganz geschaffen für ein Wirken in Haus und Hof und Frieden — ich ein Zugvogel und Landstreicher, pendelnd zwischen allen Himmeln und Höllen im Grenzenlosen. Könntest du den Bachbauernhof auf immer verlassen? — Wie nun also? Soll ich hier Bauer werden? Das hielte wieder ich auf die Dauer nicht aus. Willst du mir in die Großstadt folgen? Du würdest über kurz oder lang vor Heimweh vergehen. Wir können wohl nebeneinander hergehen in froher Kameradschaft einen Sommertag, eine Lenzfahrt lang, aber für länger, für immer würde einer dem andern zum Bleigewicht, zur drückenden Last. — Lassen wir es also, wie es bisher zwischen uns war, Kathrein: Sei mir Schwester und Freundin.«

Sie schaute ihn traurig an. »Du hast ja recht, Erich,« sagte sie, still in sich verhalten. »Immerwährend als Bauer könnte ich mir dich nicht vorstellen, und mich nicht als Stadtfrau. Und doch...« Sie schwieg mit einem wehen Lächeln.

»Nein! Kein ‚Und doch', sondern ein ‚Trotzdem!'« sagte er. »Trotzdem bleibt es so, wie es ist, schön. — Schau', ich könnte ja auch anders zu dir sprechen, könnte dir sagen, daß ich nicht mehr frei bin, und das ist auch richtig: zu Haus,

in Deutschböhmen, hab' ich mein Mädel, und sie ist ein rechter Wirbelwind. Oder ich könnte dir etwas vorreden vom Ausleben, vom Augenblicksglück, aber das wäre nicht nur Undank und Verrat am Gastfreund, sondern der ärgste Schimpf und die größte Beleidigung, die ich dir und mir zufügen könnte. Du bist nicht geschaffen zu flüchtigem Spiel. — Nun, Kathrein? Schwester Kathrein ...«

Sie regte sich nicht. Sie saß und ließ den Blick über die blühenden Topfpflanzen hinweg im tiefen Blau des Himmels vergleiten. Noch immer schattete Leid über ihr herb-süßes Gesicht, aber ihre Augen waren klar, sachter atmete die Brust, die wilde Erregung löste sich langsam und verebbte.

So verharrte sie lange, und es war still. Nur die alte Standuhr zählte unermüdlich die Sekunden in die lichterfüllte Stube, und vor dem Fenster schlug ein Fink einen einzigen kraftvoll energischen Wirbel, aber die ganze trunkene Inbrunst der lenzfrohen Kreatur klang darin.

Mit einer freien Bewegung hielt das Mädchen dem Doktor Erich Lorinser die Hand hin. »Ja, Erich! Ja! Es gibt Reineres und Höheres! Und jetzt, da du das feige Halbdunkel zerblasen hast, seh' ich's selber: kindische Begehrlichkeit! — — Du — und Bauer? Nein! nein!« Sie lachte ein wenig, wurde jedoch gleich wieder ernst. »Du hast von einem Zuhause gesprochen. Wie sonderbar mir das vorkommt! Du hast ein Zuhause! Erzähl' mir doch mehr davon! Ja? Bitte!«

Er faßte die dargereichte Hand mit einem herzlichen Druck. »Es war einst ein Zuhause,« sagte er. »Jetzt ist's nur noch — verlorene Heimat. Nicht, weil mir die Eltern bereits gestorben sind, sie waren bescheidene Bürgersleute und hatten einen Kramladen in einer Landstadt Deutschböhmens, oben im Egertal. Nicht deswegen also. Sondern weil dieses mein Zuhause, dieses urdeutsche Land, den Tschechen ausgeliefert worden ist. Du wirst ja manches darüber gehört haben. Siehst du, und einmal, da wollten wir, Junge und Alte, Männer und Frauen, uns zusammentun und für die Friedensdiktatoren in Saint-Germain eine Denkschrift beschließen, daß sie uns die Heimat frei belassen mögen. Mit Maschinengewehren haben die tschechischen Soldaten in unsre Versammlung hineingeschossen. Es war auf dem Marktplatz und am 4. März 1919. Fünfundzwanzig Menschen, deutsche Menschen, sind tot liegengeblieben, und meine einzige Schwester war darunter. Sie war siebzehn Jahre. Und nachher hätte ich sollen Soldat werden. Sollte achtzehn Monate unter jenen dienen, die meine Schwester ermordet haben. Das war mir unmöglich. Also hat mir der Vormund das Haus verkauft, und mit dem Geld hab' ich in Wien studiert. Aber heim darf ich nicht mehr, ich bin ja fahnenflüchtig. — Und in Wien hab' ich dann auch mein Mädel gefunden. Das heißt, gesehen hatte ich sie früher als kleines Schulkind schon oft, und ihre Eltern hab' ich gut gekannt, sie leben ja heute noch oben in meiner Heimat. Else heißt sie und ist jetzt zwanzig. Damals, wie wir uns gefunden haben, hat sie in Wien bei Verwandten gewohnt und ist in eine Musikakademie gegangen. Sie spielt die Geige ganz meisterlich und auch die Klampfe besser als ich. Und geht mit mir durch dick und dünn! Himmel, was sind wir an den Sonntagen mitsammen in den Bergen herumgestrolcht! Und jetzt haben wir uns schon länger als ein Jahr nicht gesehen, denn im vorigen Frühjahr, als ich den Doktor in der Tasche hatte, bin ich losgegangen auf meine letzte große Fahrt, durch den Balkan, bis nach Kleinasien. Es war ihr zum Heulen leid, daß sie nicht mitkonnte, doch Heulen gibt's nicht bei ihr. Aber verlobt sind wir und so zusammengeschweißt, daß uns nichts auseinanderreißen kann, soll nicht allen beiden das innerste Wesen in Fransen gehen.«

Mit immer größerer Teilnahme hatte die Kathrein zugehört. Nun strich sie sacht mit der Hand über die Stirn. »Ich danke dir!« sagte sie und sonst nichts. Ihre Augen waren frei und blank.

Sonne und Schweigen.

Versonnen saß das Mädchen. Dann schüttelte es, wie über sich selbst verwundert, den Kopf und sprach mit einem feinen Lächeln: »Jetzt ist alles gut. Aber du — hast so Furchtbares durchgemacht — und bist doch so hell geblieben und so unverbittert gut und treu ...«

»Ach,« antwortete er und mußte erst seine Gedanken heimrufen aus dem grünen Egertal, wo sein Mädel wohnte. »Welchen Zweck hätte es, sich selbst zu bemitleiden und mit einem Schicksal zu hadern, das unabänderlich ist? Daß so etwas nicht mehr geschehen kann, das ist unsre Arbeit für die Zukunft. — Und nun, Kathrein, möchte ich dir noch etwas sagen: Mein liebster Freund, der Heimo Rainer, geht nächste Woche auf große Fahrt. Ich wollte mich ihm erst in vierzehn Tagen anschließen, aber ich glaube, es wird besser sein, ich wandere ihm gleich jetzt entgegen.«

Sie schrak, kaum merklich, zusammen: etwas wie Enttäuschung überwölkte ihre Stirn. Doch tapfer sprach sie: »Ich weiß, wie du es meinst, du willst mir's leichter machen. Und vielleicht ist es besser so. — Aber du mußt wiederkommen.«

»Das ist doch selbstverständlich, Kathrein. Auf der Rückreise im Spätherbst, und dann jedesmal, sooft mich der Weg in der Nähe vorbeiführt.«

(Fortsetzung folgt.)



Leopold Schmutzler: Damenbildnis



Heuernte

Hermann Hartwich, ein Künder der stummen Kreatur

Erinnerungen an den Maler und Menschen von Franz Langheinrich

Inmitten der treibenden Brandung des Münchner Straßenlebens, nur wenige Schritte entfernt vom rauschenden Getöse der Räderwellen und den wilden Sirenenstimmen der Trambahnglocken und Autohupen, zwischen zwei Mietskasernen durch ein schmiedeeisernes Gittertor von der Straße abgeschieden, grünt ein stiller, tiefer Vorgarten. Hohe Kastanienbäume und feingliedrige Eschen breiten ihr Gezweig über altersmüden Rasen. An den Brandmauern der Mietshäuser, die den Garten einschließen, strebt wilder Wein eilends aus der grünen Dämmerung zur lichteren Höhe hinauf. Aber drunten, um das alte schöne Haus, das in des Gartens Tiefe hinter den schützenden Bäumen sich verbirgt, drängt sich treues Fliedergebüsch. In seinem Schatten träumt ein alter Steinbrunnen, aus dem die Amseln trinken. Und wenn sie gebadet haben, plustern sie sich auf den Sockeln zweier Bronzebüsten, unter denen die Namen Mali und Braith stehen, jener zwei Männer, die das Haus einst dem Münchner Künstler-Unterstützungsverein als Vermächtnis hinterließen.



Bildnis Hermann Hartwichs von Alois Erdtelt

Wir öffnen eine Tür, an der, über dem schlichten Namensschilde Hermann Hartwich, ein metallener Klopfer einst den Bewohner dieses Ateliers herbeirufen mußte — und aus verträumter Einsamkeit treten wir plötzlich in eine ungeahnte Welt voll Reichtum und Fülle, die in Bildern von herbmännlicher Kraft, in

Leinwanden voll süßester Innigkeit und heiterster Schönheit um uns ausgebreitet ist.

Sonnige Hochgebirgshalden, an denen Ziegen hingrasen, seligmüde Flur, aus der das Ochsengespann den letzten Segen einbringt, Märzenschnee, den der abendliche Wanderer mit seinem Hunde am rauschenden Moorwasser durchstapft, Familie Adebar hoch über den verträumten Giebeln des alten Frankennestes, und drunten unter schwerem Sonnenglast die ruhende Schafherde, die im Feldbuchenschatten Kühlung sucht vor des schweigenden Dulder, dem Freunde und Bruder des Menschen, dem Genossen seiner Fron und ach, so selten seiner Freuden, ist die liebende Sehnsucht eines edlen Menschen, das Tier aus seiner Stummheit zu erlösen, seine Blicke zu deuten, die Fragen aus einer andern Welt an uns richten, sein Dulderamt einzuordnen in das große Arbeitsjahr der Natur, in den scheinbar so weit gespannten und doch so schnell ablaufenden Bogen alles Geschehens, den Tierkreis und Planetenbahnen von Ewigkeit zu Ewigkeit überwölben.



Ruhende Schafe

Mittags Flammenglut, sehnsüchtige Fernen, in denen Gelände, Krähenflug und Himmelsluft in eins verschimmern, dämmerndes Hochtal und einsame Kapelle, an der die Hirtin das Ave spricht, umgeben von der Bergherde, als bete sie mit ihr, im ärmlichen Stalle die Ziegenmutter und ihr dummlich-kleines Böcklein, Kartoffelfuhren im herbstlichen Lande, vom Herbduft des brennenden Krautes überschwelt — so weit die Blicke reichen, in Wohllaut und Wahrheit entbreitete Natur, belebt von der stummen Kreatur, die mit dem Kameraden Mensch sich willig ins Joch der Arbeit beugt, die mit ihm schafft und scharwerkt, mit ihm träumt und ruht. Es ist das Bekenntnis der Liebe zum Tier, dem ernst

Der Mann, dessen Name die einfache Karte an der Tür kündet, ist zu jenen Ewigkeiten eingegangen. In diesem Raume, dessen Werkstattfenster in einen noch stilleren Hintergarten blickt und an den sich nur ein kleines Schlafgemach schließt, hat der deutschamerikanische Maler Hermann Hartwich im Vorfrühling des Jahres 1926, dreiundsiebzig Jahre alt, Pinsel und Palette aus der Hand gelegt, um von all der Schönheit und Sehnsucht, die sein Herz gefühlt, seine Augen geschaut, seine männlich schönen Künstlerhände gestaltet haben, in alle Ewigkeit weiterzuträumen.

Es ist jetzt übersichtlicher geworden in den Schätzen der verschwiegenen Werkstatt des Heimgegangenen, der sich am liebsten einspann in sein



Kartoffelernte

Schaffen, bis ihn die Abendrast zum Freundesschoppen rief. Sorgsame Treue hat das aufgetürmte Chaos geordnet, das dieser wunderbare Gestalter in einem Reichtum sondergleichen aufgehäuft und hinterlassen hat. Fast jeder Tag des Aufräumens brachte neue Überraschungen aus der Fülle der aufgestapelten Bildschöpfungen und Studien. Und dabei ist ein großer Teil von Hartwichs Arbeiten weit in alle Lande der Alten und Neuen Welt verstreut; in deutschen und überseeischen Sammlungen und Galerien nehmen seine Bilder Ehrenplätze ein.

Wie reich und weltumfassend bei aller innerlich gefesteten Stille war einst dieses Künstlerleben, das in der grünumfriedeten Einsamkeit des Münchner Malerheims seinen in das Schicksal ergebenen Ausgang fand!

Hermann Hartwich war als Nachkomme eines kunst- und handwerktreibenden deutschen Geschlechts in Neuyork geboren. Schon seine Großeltern, Thüringer Porzellanmaler und Musiker, fuhren einst übers große Wasser aus. Sein Vater, der den Eltern hinüberfolgte, ließ sich in Neuyork nieder. Er wurde dort ein wohlhabender Landschaftsmaler und heiratete Dorothea de Luce, den ernst-schönen Sproß eines altadeligen französischen Geschlechts, dessen Angehörige, als Hugenotten aus Frankreich vertrieben, sich gegen das Jahr 1685 in Kassel niederließen. Dort war ein Ahn der schönen Dorothea de Luce einst Oberstallmeister des Landgrafen von Hessen. In den Adern des Jungen aber pulste das deutsche Blut seiner männlichen Vorfahren: das vornehm Kämpferisch-Männliche eines edlen Charakters und die unsagbar rührende Liebe zur Kleinwelt und zur stummen Kreatur. Mit fast brüderlicher Zärtlichkeit hat sich dieser muskelstarke, sehnige, klaräugige Mann zum Tiere herabgeneigt. Wie konnte er es im Leben betreuen, wie emsig hat er seine stumme Seele gesucht!



Hirtin am Bache



Weidenfuhre

Seit er im Jahre 1878 als schlanker, ranker Fünfundzwanzigjähriger aus der strengen künstlerischen Zucht des Vaters nach München kam, hat Hartwich die Stammheimat nur noch zu großen Studienreisen verlassen, die er oftmals auch über den Ozean ausdehnte. Bei Wilhelm von Diez und Ludwig von Löfftz, dessen tiefer innerlicher Naturanschauung er am nächsten stand, hat er in München studiert. Dann ging er nach Paris, die modernen französischen Naturalisten kennenzulernen — aber Deutschland und insonderheit München blieb fortan seine Heimat. Hier hat er seine Hauptwerke geschaffen. Was seine Väter einst in die Neue Welt hinübertrugen, den kostbaren Schatz deutscher Kunst, Hartwich hat ihn, einen treu gehüteten Hort, in reinen Händen gehalten und auch dem Deutsch-Amerikanertum zu Ehren in deutschester stärkster Kunstausübung zu erhöhtem Werte emporgetrieben. Es wäre wohl an der Zeit, und es möchte auch den noch immer verhetzten Kreisen jenseits des Ozeans eine recht lehrreiche kulturgeschichtliche Unterweisung sein, einmal die Wechselbeziehungen aufzuzeigen, die zwischen der Kunst des europäischen Festlandes, besonders aber Deutschlands, und der Kunst Amerikas schon seit dem 18. Jahrhundert bestanden haben.



Am Brunnen

Waren es deutsche Vorkämpfer, die den Vereinigten Staaten in heißen Kämpfen unter Einsetzung von Blut und Leben das Haus gründen und aufbauen halfen, so waren es auch bald, als das aus drei Menschenrassen zusammengeschweißte amerikanische Volk noch an den groben Blockhauswänden seines staatlichen

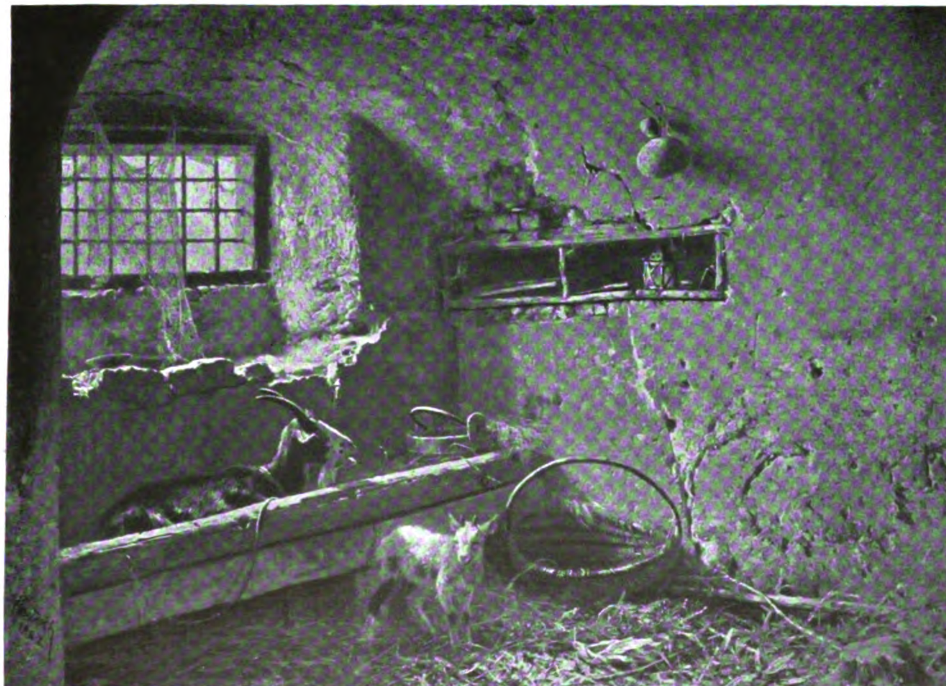
Heims zimmerte, Pioniere deutscher Kunst, die ihm die Aussaat seines Kulturgutes bestellen halfen.

Wir erinnern nur an einen Emanuel Leutze, der als zehnjähriger Bub aus Württemberg nach Philadelphia hinüberging und sich dort zu einem bedeutenden Bildnismaler entwickelte. »Ein Indianer, der in die untergehende Sonne blickt«, das war dann der erste große Kompositionsentwurf des jungen Bildnismalers, den das Kindheitsschicksal aus seiner sagenumsponnenen schwäbischen Heimat übers Meer an die Ufer des Delaware geführt hatte. Ein untergehender Volksstamm im letzten Abendrot — hier weht schon der Geist jener Düsseldorfer Schule, zu der es den jungen Schwäbisch-Amerikaner mit der Kraft des angestammten Blutes herüberzog. Dort in Düsseldorf entwickelte er sich unter Lessings Leitung wunderbar rasch zum Geschichtsmaler großen Stils, der die historischen Gestalten seiner neuen Heimat jenseits des Meeres mit deutschem Blut und Leben erfüllte: Columbus, Washington, Szenen aus den Normannenbesetzungen und den amerikanischen Freiheitskriegen, sie alle malte er mit dem volltiefen Ton der Lehren eines Schadow und Lessing und der Gedankenschwere der Düsseldorfer Schule, so, wie er später die großen Kompositionslehren eines Wilhelm von Kaulbach aus der Münchner Schule, von den Ufern der grünen Isar nach Amerika hinüberpflanzte.



Storchennest

Der Einfluß, den Leutze dann selber in Amerika ausübte, war groß und umfassend. Sowohl sein eignes Schaffen wie sein Vorbild und seine Lehrtätigkeit trugen diesen Einfluß in weiteste Kreise des amerikanischen Volkes und seiner



Im Ziegenstall



Auf der Berghalde

Künstlerschaft. Schon die Gruppe junger amerikanischer Maler, die er mit nach Deutschland gezogen hatte und von denen die meisten gleich ihm nach Amerika zurückkehrten, den Schulsack und die Herzen voll deutscher Kultur und Kunst, bildete eine stetig wirkende Jüngerschar für den ungeheuren Wert dieser deutschen Kunstbefruchtung. So sind im Laufe des Jahrhunderts bis in die jüngsten Zeiten herein immer wieder ganze amerikanische Studienkreise herübergekommen an unsre deutschen Kunstschulen, haben ihre Segnungen genossen und sie in ihre überseeische Heimat zurückgebracht. Viele auch sind in Europa geblieben und haben im alten Mutterlande den Ruhm deutsch-amerikanischer Künstlerschaft an ihre Werke geheftet, haben die Brücken aufrechterhalten, deren Bogen: deutsche und amerikanische Kunst und Kultur, selbst über die Schlachtfelder des kulturvernichtenden Weltkrieges noch heute die Wellen des Ozeans in leuchtender Schönheit überschwingen.

Einer dieser Künstler ist Hermann Hartwich gewesen. Und man kann wohl von einem Siegeszuge sprechen, den die Bilder dieses Malers, seit er in der Mitte der achtziger Jahre zum ersten Male in München ausstellte, im In- und Auslande gehalten haben. Bald kamen die Auszeichnungen, von der ehrenden Erwähnung 1892 im Pariser Salon bis zu den kleinen und großen silbernen und goldenen Medaillen in München, Berlin, Paris, Madrid, London.

1902 auf der Großen Berliner Kunstausstellung schrieb Rudolf Herzog über das Bild »Im Herbst«, das dem jungen Künstler die kleine Medaille einbrachte: »Von Hartwich fällt mir ein Bild auf, das eine ganze Anzahl aufwiegt: es strömt Acker- und Getreideduft aus; famos im ganzen und in den Einzelheiten, das Weib, das Ochsengespann, das Korn, die Luft. Der Silberton, in welchem das ganze Bild gestimmt und durchgeführt ist, läßt seinen Maler als Koloristen ebenso bedeutend erscheinen, wie er ein Meister der Form ist.«

Und als wenige Jahre darauf Hartwich in der Münchner Internationalen Ausstellung die große goldene Medaille verliehen wurde, urteilte die Kritik über sein Bild »Im Sommer«: das sei ein Bild, »das Zügel nahekommt. Auch Hartwich bevorzugt jene prickelnde Technik, die dennoch nicht als Selbstzweck erscheint, sondern mehr der Empfindung sich unterordnet und so dem tiefgefühlten Eindruck des Naturgemüts sich



Im Baumschatten

nähert. Eminent ist diese im mächtigen Baumschatten ruhende Schafherde beobachtet. Es funkelt und leuchtet von zitternden Reflexen auf dem Grasboden, im Fell der Tiere, und die Luft blitzt förmlich auf in Helligkeit und Klarheit.«

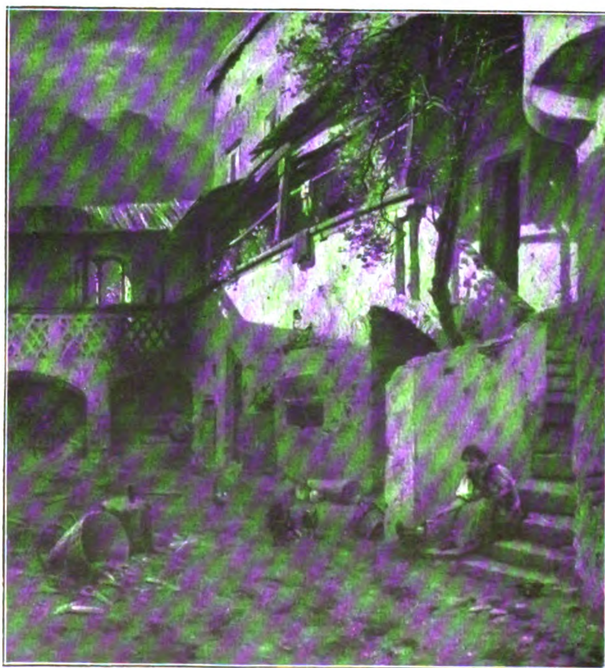
Dieser Künstler, dem es schon als fünfzehnjährigem Neuyorker Kunstschüler eine Hauptlust war, den Kopf Bismarcks mit einem Wurf aus dem Gedächtnis hinzuzeichnen, hat die Gestaltungen und Formen seiner Umwelt mit einer unerhörten Kraft und Klarheit erfaßt. Ein Feind jeglicher Weichlichkeit, ein mannhafter Charakter sonder Furcht und Tadel, ein Athlet, in dessen Brust ein Kinderherz schlug, so im Leben, war Hartwich auch in seiner Kunst. Die Hinneigung zum Tiere, zum hilflosen Wesen, kennzeichnet tief das Gemütsleben dieses Mannes. Und die Tiere fühlten diese Liebe, sie hingen ihm an als ihrem treuen, edlen Freunde, so wie er alle ihre Freuden und Leiden, ihre Bedürfnisse und Eigenschaften kannte. An Goethe, den er wie alles Große liebte, konnte er es nicht begreifen, daß er Hunde nicht gemocht hat. Hartwich mußte immer von Tieren umgeben sein. Und wo er



Heimkehr

seine Lieblinge in einer charakteristischen Stellung erspähte, war sein Malgerät schnell zur Hand, sie festzuhalten. Welch köstliche kleine »Tierstilleben« gibt es unter den Studien dieses großen Meisters der Tierschilderung! In seinem einstigen Atelier in der Briennerstraße zu München hatte er einmal zu gleicher Zeit zwei Dackel, einen Kakadu, einen Affen, einen Raben und zwei Eulen. Er bestritt es, daß Eulen bei Tageslicht nicht sehen könnten. »Ich sah einmal,« erzählte er, »wie eine meiner Eulen am hellen Tage immer über sich schaute und etwas betrachtete. Ich konnte erst nichts finden, was sie interessierte; schließlich, bei scharfem Nachsuchen fand ich, daß sie eine kleine Fliege mit ihren Blicken verfolgte.«

Als er am Gardasee malte, hatte sich ein Sperling angewöhnt, sich sein Frühstück aus Hartwichs Hand zu picken. Da vertauschte der Künstler eines Morgens seine weiße Mütze mit dem schwarzen Schlapphut eines Kollegen, um den kleinen grauen Frühstücksgast auf die Probe zu stellen. Der flog wohl auf die weiße Mütze zu, bemerkte aber sofort seinen Irrtum und war gleich bei Hartwich, trotz des Schlapphutes. Und wie herzlich konnte



Hof in Tirol



Der Angler

der Künstler lachen, als er mit einem seiner Dackel zu einem Schlosser in die Werkstatt kam, wo ein zahmer Hase war! Hartwich wollte seinen Hund entfernen, damit er dem Hasen nichts tun könne. »Lassen Sie ihn ruhig herinnen,« sagte der alte Meister, »das besorgt mein Hans schon selber.« Und richtig, der Hase trommelte den Dackel nicht schlecht hinaus, so wie Hartwichs Kakadu einst furchtlos auf eine große Dogge zumarschierte und sie in die Flucht schlug. Er mußte natürlich auch ein Pärchen blue births, die schönfarbigen amerikanischen Spatzen, haben; er pflegte verletzte Mauerschwalben, die er verwundet und hilflos im Garten fand, und war traurig, als sie alle Nahrung verweigerten und eingingen. An seinem Atelierfenster hatte sich in den Mauerritzen eine Eidechsenfamilie angesiedelt, mit der er bald befreundet war und die sich zu seiner



Im Regen



Vom Münchner Oktoberfest

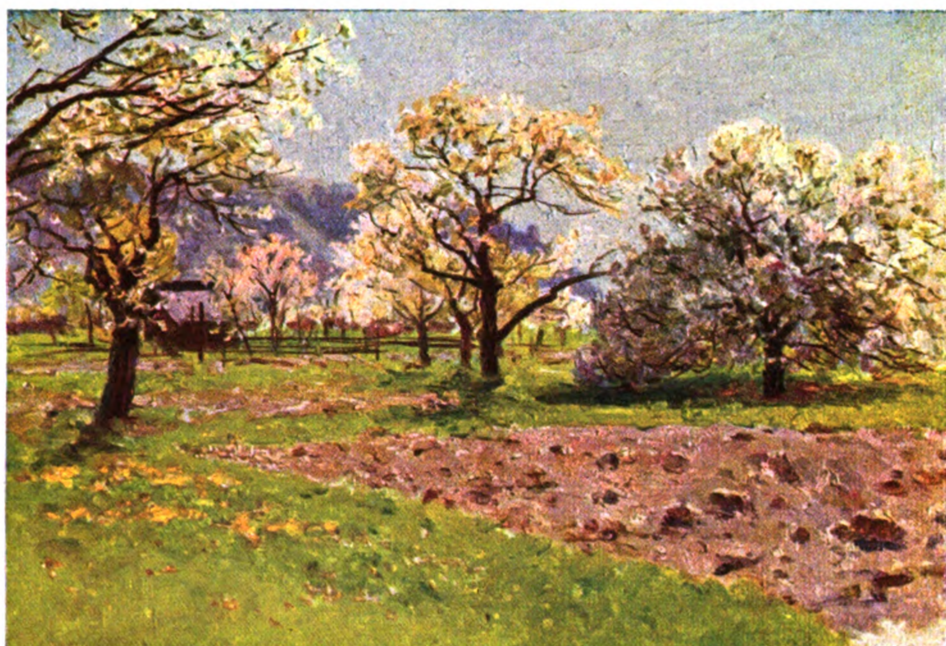
Freude unter seinen Augen oft fröhlich sonnte. Als er aufs Land ging, gab er den Maurern, die das Haus ausbesserten, eigens ein hohes Trinkgeld, sie möchten die Mauerritze, in der die Eidechsen wohnten, nicht verputzen. Bei seiner Heimkehr fand er den Unterschlupf der schönen Tierchen doch vermauert, und er hat die herzlosen Rohlinge nicht mehr angesehen. Immer wieder konnte er von Tieren erzählen, sei es aus seinen Wanderungen im fernen Westen, sei es aus deutschen Gefilden. Bei seinen Studien in Tirol hingen zwei Gänse so an ihm, daß sie ihm nachliefen und an seinem Rocke



Coco

zupften, wenn er sie einmal vergessen hatte. Einst vermißte er das eine Tier und mußte auf seine Frage zu seinem Entsetzen erfahren, daß man ihm seine Freundin in den letzten Tagen als Braten vorgesetzt habe. Ich hätte sehen mögen, wie er die Tiroler Bäuerin, die ihm wunder was Gutes hatte tun wollen, bei dieser gemütvollen Eröffnung wortlos angeblickt hat.

Und wie Hartwich sich dem Tiere in inniger Naturnähe verbunden fühlte, so war diesem kraftvollen Manne eine unerschöpfliche Liebe zum Mitmenschen in tiefstem Herzen eingeboren und treu bis in seine letzten



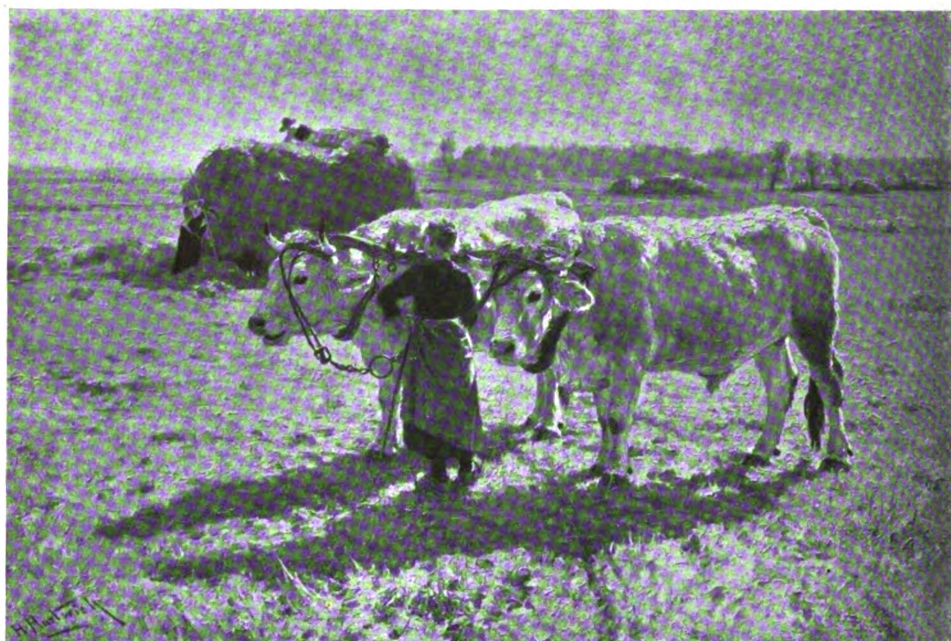
Baumblüte

Lebenstage. Eine junge Radfahrerin hatte ihn an einer Straßenkreuzung angefahren. Er hatte sich beim Fall verletzt, ein Unfall, der vielleicht mit zu seinem raschen Tode beigetragen hat. Als ein Schutzmann den Namen der Erschrockenen wegen etwaigen Schadenersatzes feststellen wollte, sagte der alte Edelmann, sich das Blut von der Stirn wischend: »Ich bitte Sie, das nicht zu tun. Wie könnte ich die Dame dafür haftbar machen, daß ich schwerhörig bin!«

Hartwichs Verhältnis zur Frau ist mir immer wie seelenverwandt zu Meister Gottfried Keller erschienen. Unter den Bildnissen, die er gemalt hat, überwiegen wohl die von Männern, die seiner starken Veranlagung naturgemäß gut lagen. Man sehe nur das Bildnis seines Vaters an: wie prachtvoll ist dieses Greisenhaupt gestaltet und diese Hand, die die Zigarre hält! Noch in den letzten Jahren hat der Künstler mit fast jugendlich erscheinender Gestaltungsfähigkeit eine Anzahl männlicher Bildnisse geschaffen, so das wundervoll durchmodellierte Porträt seines Schwagers Ludwig Seggel, der, selber schon hochbetagt, über den Tod hinaus sein treuester Freund war; so das Bildnis des bekannten Münchner Gastwirts und Athleten Andreas Maier, voll markiger Kraft und Frische. Aber es gibt unter Hartwichs Bildnissen auch solche schöner Frauen, die wie mit verhaltener Glut und Leidenschaft gemalt sind, Augen, die verlangend blikken, volle Lippen, schön modellierte Wangen, ein Fleischton, der wie die Kirschblüte leuchtet. Vielleicht, daß, wie bei Gottfried Keller, das Herz des Künstlers an einer einst unerfüllten Leidenschaft sein Leben lang gezehrt hat. Aus seinen jungen



Blühender Mohn



Das letzte Fuder

Zeiten finden sich im Nachlaß Aufnahmen, da Hartwich an der Seite einer schönen Frau in Paris durch den Bois du Boulogne fährt oder hinter ihrem Sessel im Salon steht — ein wundersüßes Frauenprofil neigt sich in andrer Aufnahme über eins seiner Bilder — Erinnerungen, Träume, die verronnen sind, wie nun das Leben des Künstlers selber sich ins Dunkel hinabgeneigt hat. Nicht aber sein Werk und sein Geist.

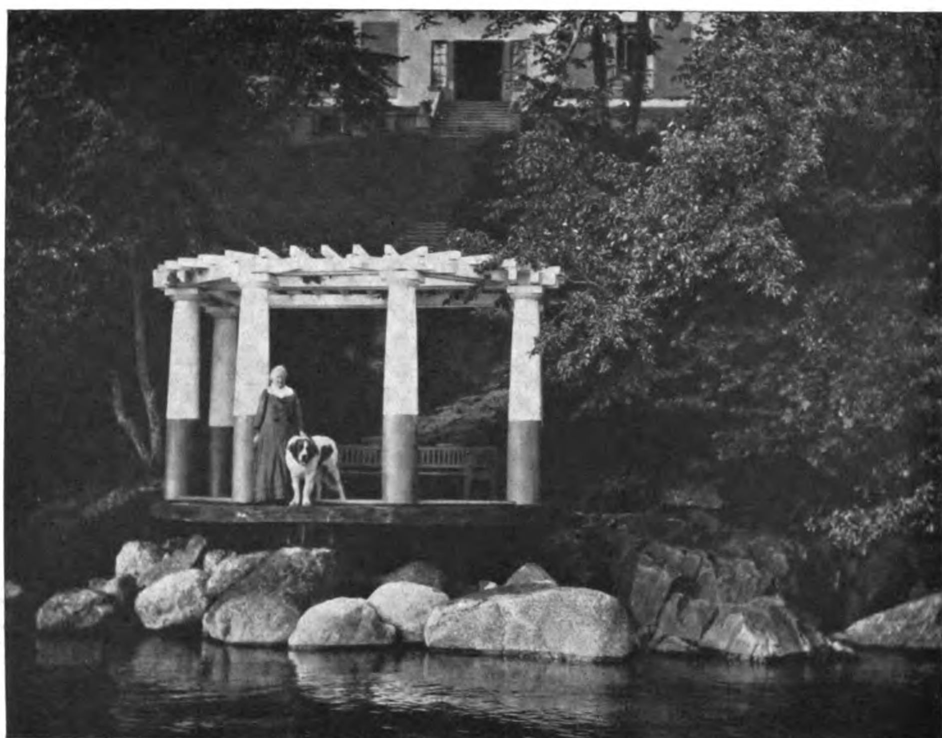
Wohin auch die Erinnerungen in das Leben Hermann Hartwichs schweifen, überall zeigen sie neben dem reichen Schaffenswerke einen reichen Geist, der gottbegnadet das Pfund, das sein Schöpfer ihm verlieh, vermehrte ...

Eine Amsel singt vorm Fenster im letzten Abendlicht.



Der Vater des Künstlers

Ich konnte nicht an deinem Grabe stehen, Hermann Hartwich. Aus dem Liede des Vogels aber klingen mir die Abschiedsworte, die ein Schaffensgenosse dir dankbar in die Ewigkeit nachrief: »Die Münchner Künstlergenossenschaft trauert heute an der Bahre eines Mannes, den sie mit Stolz zu ihren Mitgliedern zählte ... Ihm war sein Schaffen Selbstzweck, er suchte nicht anderwärts Befriedigung, ein Haschen nach Erfolg war seinem schlichten, ehrlichen Wesen fremd. Aber wenn so manche gemachte Größe des Tages längst vergessen ist, wird Hermann Hartwich noch in der fernsten Zukunft genannt werden als ein würdiger Vertreter jener großen Zeit, die Münchens Ruf als Kunststadt in der Welt besiegelte.«



Ellen Key mit ihrem Hunde »Wild« am Ufer des Wettern; im Hintergrunde das Erdgeschoß ihres Hauses »Strand« bei Alvastra
Nach einer Aufnahme von Reiners industri aktiebolag in Mjölby

Mein Besuch bei Ellen Key

Von Hans Gerhard Gräf (Weimar)

»Wenn man über Frauen schreibt, muß man seine Feder in den Regenbogen eintauchen und den Schuppenstaub der Schmetterlingsflügel auf das ausstreuen, was man schreibt.« Diderot, ihn, der dies ebenso schöne wie wahre Wort geschrieben hat, preist Ellen Key (in dem Buche »Seelen und Werke«) als einen »herrlichen Vollblutmenschen«, als ein Genie »mit der grenzenlosen Generosität des Adelsmenschen, mit der grenzenlosen Güte des Herzensmenschen«, als ein Genie, »das die Menschen glücklicher machte, solange es lebte«, und das gewaltig genug war, »auch die Nachwelt durch seine Werke reicher zu machen«. Unbewußt hat in diesen Worten über den großen Franzosen die große Schwedin sich selbst gezeichnet.

Weil ich zu den Tausenden zähle, die Ellen Key glücklicher machte, solange sie lebte, deshalb ist es mir Pflicht und Trost zugleich, für sie zu zeugen, indem ich einfach erzähle, wie es gewesen ist, als ich sie in »Strand« besuchen durfte.

Am 25. Juni 1920, nachmittags 2 Uhr, betrat ich zum ersten Male in meinem Leben schwedischen Boden, und zwar in Lübeck, indem ich mich einschiffte zur Seefahrt über Kalmar nach Stockholm auf dem schmucken schwedischen Passagierdampfer »Ångermanland«. Die verwitwete Frau Generalin Hedda Munck af Fulkila, geb. Hierta, ehemalige Palastdame der Gemahlin des Königs Oskar 2. von Schweden, eine Deutschland-Weimar-Goethe-Enthusiastin, mit der ich seit dem Jahre 1917 in lebhaftem Briefwechsel stand, hatte mir ermöglicht, mich sechs Wochen lang in Schweden zu erholen und mannigfache berufliche Zwecke zu verfolgen. Mit tiefem Dank gedenke ich auch hier der edlen Frau.

In Stockholm angekommen, nahm ich Quartier im gastlichen Hause des ausgezeichneten Gelehrten und Schriftstellers Dr. Ruben Gustafson Berg in Stocksund und machte alsbald die persönliche Bekanntschaft einer im benachbarten Djursholm lebenden Enkelin von Goethes »Ur-Freund« Karl Ludwig von Knebel, einer Deutschen also, die aber, als die Witwe des schwedischen Astronomen Gyldén, deutsches und schwedisches Wesen in sich zu lebendiger, fruchtbarer Einheit verschmolzen hat. Frau Therese Gyldén, geborene von Knebel, innigst befreundet seit langen Jahren mit Ellen Key, ist



Ellen Key
nach einer im Mai 1924 von Frau J. Lilienberg in Göteborg gemachten photographischen Aufnahme (im Besitz von Frau Key-Rasmussen)

es, der ich die Bekanntschaft verdanke mit der »ungekrönten Königin«, wie Selma Lagerlöf in ihrem Nachruf Ellen Key nennt.

Schon im März 1920 hatte Frau Professor Gyldén mir geschrieben: »Als die bedeutendste Persönlichkeit unter den lebenden Goethe-Kennern Schwedens ist Ellen Key zu betrachten, die Vielgeschmähte, deren Bekanntschaft ich Ihnen aber sehr empfehlen würde, wenn Ihre Zeit Ihnen einen Abstecher nach ihrem Landsitz, entzückend gelegen, nahe dem Kloster der heiligen Birgitta bei Alvastra, gestatten würde.« Ich erwiderte: Meine angeborene Zurückhaltung und die tiefe Ehrfurcht vor dieser europäischen Berühmtheit mache es mir unmöglich, sie aufzusuchen.

Darauf schrieb mir Frau Gyldén: »Vor Ellen Key, einer so unmittelbaren, natürlichen Persönlichkeit, ist Scheu ganz ausgeschlossen. Reicht Ihre Zeit zu diesem kleinen Umweg, dann würde ich mich vergewissern, ob sie auch zu Hause ist. Es wäre doch lohnend. Nur zehn bis fünfzehn Minuten von ihrem Hause liegt ein Touristenhotel, im Fall Sie nicht bei ihr wohnen könnten.« Und vier Wochen später, nachdem ich Frau Gyldén mitgeteilt hatte, es sei meine Absicht, den Göta-Kanal in seiner ganzen Länge und allen seinen Teilen kennenzulernen, erwiderte sie: »Auf diesem Wege kommen Sie Ellen Key sehr nahe, die am Wettern, nicht weit von Wadstena wohnt. Ihr Heim, erbaut mit Hilfe einer Nationalsammlung zum 60. Geburtstag, liegt am Fuße des Ombergs, ungefähr in der Mitte der Längenstrecke des Sees Wettern.« Und am Schluß dieses Schreibens fügt sie hinzu: »Ich vergaß zu erwähnen, daß Ellen Key nicht nur vollkommen Deutsch versteht, sondern, unbekümmert um etwaige Fehler, auch Deutsch spricht und mehrfach Vorträge in unsrer Sprache gehalten hat, auch in Jena.«

Was in aller Welt blieb mir nun andres übrig, als nachzugeben und dem wohlwollenden Rate der trefflichen Frau zu folgen? War sie mir doch unaussprechlich wert als ein in den hohen Norden verpflanztes, ob auch schon achtundsiebzigjähriges, doch noch kraftvoll und jugendlich grünendes Reis aus dem Wundergarten Goethischer Freundschaft. Also fort mit der Zurückhaltung, weg mit der Scheu vor Berühmtheiten weiblichen oder männlichen Geschlechts! So schrieb ich denn an Therese Gyldén kurzerhand und beinah schon keck: Gut! ich werde versuchen, die Sibylle von »Strand« zu besuchen.

Eine Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Am 5. Juni, drei Wochen vor dem zur Abreise bestimmten Tag, erhielt ich folgende Botschaft von Frau Gyldén: »Heute kam eine Karte von Ellen Key, die ich Ihnen teilweise wörtlich übersetze: »Gewiß will ich Hans Gerhard Gräf sehen, und er soll bei mir wohnen die Tage, die er hier ist. Dieses Fest, auf »Strand« über Goethe sprechen zu können, will ich nicht einbüßen. Bitte ihn, sich mit mir einige Tage vorher zu verständigen. Ich bin dann zu Hause (gegen den 24. Juli) und glücklich, diesem Gruß m e i n e s geliebten Weimar-Deutschlands entgegenzusehen. Ich habe über die jetzige Weltlage geraft, aber du wirst sehen, daß der Siegerfrieden zerbricht!« — Solche gastliche Güte, so viel schwungvolle, jugendliche Begeisterung für Goethe, sie entwaffneten meine Widerstandskraft, sie wappneten mich mit Mut. D i e s e Frau, sagte ich mir, hat Herz und Kopf auf dem rechten Fleck.

Stockholm, Riddarholmshamnen, Freitag, den 23. Juli 1920, morgens 10 Uhr. Überstanden der Abschied von den alten lieben und lieben neugewonnenen Freunden. Der kleine schmucke Göta-Kanal-Dampfer »Pallas« hat die Taue gelöst — langsam gleiten wir hinaus auf der glatten Fläche des Mälaren.

Ellen Keys Werk »Die Wenigen und die Vielen« hatte ich aus meiner Bücherei mitgenommen. Ich las, was sie im Schlußabschnitt über »Bildung« schreibt. Der alte Eindruck, den alle ihre Bücher bis dahin auf mich gemacht hatten, wiederholte sich in verstärktem Maße:

zwar nicht durchaus Neues verkündet sie, aber die Art, wie sie ihn predigt, den neuen »Lebensglauben«, den Glauben an das »Dritte Reich«, die Glut ihrer Begeisterung, der Schwung ihrer Rede, die Kraft und Schönheit ihrer Sprache, die Fülle und Schlagkraft ihrer Bilder — all das ist neu, unvergleichlich, einmalig. Und ich las weiter, was sie da über Goethe, »den Stifter der Religion der Bildung«, sagt: »Der Kundige kennt alle bedeutenden Namen der Weltliteratur; aber nur der Gebildete hat Shakespeare und Dante, Sophokles und Goethe zu Umgangsfreunden in seinem Dachstübchen gehabt und ist in der Gesellschaft dieser großen Geister erstarkt; nur er hat gesehen, wie die Wände dieser Kammer sich weiteten und ihm den Ausblick auf Roms ewige Hügel eröffneten oder auf Hellas schön geformte Berge und tanzendes blaues Meer.«

Da glitt mein Auge vom Buch hinweg und hinaus. Wir hatten von Orelösund den Kurs auf Arkö genommen, in der Ferne nur sah man die Küste, ringsum nur den Spiegel der Ostsee; fast ohne Wellen lag sie, spiegelnd in ihrem Schoß die Röte des Abendhimmels. Die Fahrtgenossen waren verstummt im Anschauen. Fast war es eine Salas-i-Gomez-Stimmung, nein, eine Stimmung, wie ich sie vor einem Menschenalter gehabt im Mittelländischen Meer auf der Fahrt von Athen nach Sizilien. Stimmungschwer und selig, wahrhaft odysseisch. Und in der Tat: diese schwedischen Gewässer zur Mittsommerzeit, sie können sich messen an Zauber mit dem des Griechenmeeres.

Nach dreistündigem tiefstem Schlaf in der Kabine, früh halb drei Uhr war ich wieder auf Deck, das Morgenrot zu begrüßen. Stundenlang, ja den größten Teil des Tages hindurch staunte ich nun über das geruhige Passieren unzähliger Schleusen, bergauf und bergab, und freute mich, als wir abends sechs Uhr im Hafen der alten traulichen Stadt Wadstena am nördlichen Ostufer des Wettern vor Anker gingen. Von hier sollte eine Nebenbahn mich nach Alvastra bringen, wo Ellen Key mich erwartete.

Von der Station Borghamn an zieht die Bahn am Ostrande des langgestreckten Ombergs hin, zur Linken den ehemals berühmten großen Vogelsee Tåkern, den gewiß alle Leser der »Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen« von Selma Lagerlöf in lebhafter Erinnerung haben. Langsam fuhr der Zug auf der kleinen Station Alvastra ein. Und sofort erkannte ich die noch nie gesehene berühmte Frau, obgleich sie, in eifrigem Gespräch mit dem Stationsvorsteher begriffen, dem Zuge den Rücken zuwandte. Schon bei der Einfahrt hatte ich ihr von fern an Friedrich den Großen erinnerndes Profil erfaßt. Untersetzt, stämmig, die Füße in sandalenartigen Schuhen, angetan mit einem Überwurf aus braunem Lodenstoff, der mich lebhaft an härenes Mönchsgewand erinnerte, barhäuptig, so stand sie da, ließ etliche Strähnen des schlichten, stark angegrauten Haares im Winde flattern und gestikulierte lebhaft vor dem Bahnbeamten, offenbar um seine Hilfe für meinen Empfang anzurufen. Aber da stand ich auch schon neben ihr.

»Ah, lieber Professor Gräf, herzlich willkommen! Wo ist Ihr Gepäck?«

»Hier, dieser kleine Handkoffer ist alles ... freilich ein bißchen schwer.«

Sofort eilte sie auf einen Bahnbedienten zu, der im Hintergrunde stand, und kam alsbald spornstreichs zurück, in der Hand einen kräftigen Knüppel. Den schob sie resolut durch die Handhabe des Köfferchens und sagte lachend: »So, lieber Professor, das ist ganz einfach. Ein halbes Stündchen Weg ist es. Ich fasse auf dieser Seite an, Sie auf der andern. Wenn Sie wollen, gehen wir gleich los.«



Ellen Key (links) und ihre Freundin Frau Lisa Hultin-Petterson (rechts) in Ödeshög, im Begriff, eine Wanderung anzutreten; in der Mitte Malin Blomsterberg, die ein Stück Weges mitging

Nach einer phot. Aufnahme im Besitz von Frau Key-Rasmussen

Und wir »gingen los«. Ich brauchte, obgleich ein gut Stück größer als Ellen Key, meine Schritte kaum zu verkürzen, denn sie schritt mächtig aus. Der uns verbindende Knüppel war der Last gewachsen, und das Gepäckstück in der Mitte schwankte im Gleichmaß unsrer Schritte nur ganz wenig.

Schön war der Weg durch den sinkenden Abend. Nach Süden und Osten schweifte der Blick über fruchtbare Gefilde; Kühe standen angepflockt in Reihen, friedlich die Nacht erwartend. Hügelan steigend sahen wir zur Linken eine Ellen Keys Wohnsitz benachbarte uralte Kulturstätte liegen, Reste eines Pfahldorfes und eine vorgeschichtliche Begräbnisstätte, wo zurzeit Ausgrabungen stattfanden unter fachmännischer Leitung des Professors Karl Fürst in Lund. Dieser hatte im nahen Touristenhotel seine Unterkunft, war aber heute beim Abendessen Gast in »Strand«, und ich vernahm mit Anteil, daß die alte Freundschaft zwischen Fürsts und Ellen Keys Vätern in den Kindern lebendig fortblühte.

Völlig zwanglos und heiter war dies erste gesellige Beisammensein an dem nach Väterweise von zwei Kerzen beleuchteten schlichten Abendbrottisch. Herzerquickend zu erleben, wie Ellen Key, die 71jährige, jugendlich und freudevoll den willkommenen Gast aus der Goethe-Stadt Weimar bewirtete, wie ihr dann und wann unwillkürlich ein herzliches, echt schwedisches »Du« entschlüpfte, statt unsers steifen »Sie«, wie sie mir lächelnd den Teller randhoch füllte mit köstlich duftenden Walderdbeeren (smultron), die sie in vorsorgender Güte zwei Tage lang ungepflückt gelassen hatte, um den Gast zu ehren.

Nichts natürlicher, als daß unser munteres Gespräch erst bei meinem bisherigen Aufenthalt in Schweden verweilte, dann aber auf Deutschlands augenblickliche Lage kam, auf Weimar und meine Goethe-Arbeiten, insbesondere auf meinen Versuch, die Bedeutung Schwedens für Goethes Leben und Schriften zu schildern.

Wie verwundert, glücklich und schnell schlief ich ein an diesem Abend in meinem nach Westen gelegenen kleinen Gastzimmer zu »Strand«, unter dem Rauschen hoher Bäume, unter dem Rauschen der Wellen des Wettern.

Am andern Morgen, in der Frühe des 25. Juli (eines Sonntags), tobten die sturmgepeitschten Wogen des Wettern an die Granitklippen von »Strand«. Lange schaute ich vom kleinen Balkon hinab durch die Stämme der Bäume. Dann, behost und behemdet, stehe ich gerade vorm Spiegel, da klopft es leise. Ich denke: das Stubenmädchen bringt eine Nachricht oder meine Stiefel, rufe »Herein!« und öffne die Tür. Wer steht da? Meine verehrte Wirtin all in ihrer Munterkeit, meine derben, schweren Schnürstiefel in der hocherhobenen Rechten: »Lieber Professor, sind Sie schon auf? Hier die Stiefel!« Ich nehme ihr schleunigst diese Last ab, Ellen Key tritt vollends herein ins Zimmer, faßt mich mit beiden Händen beim Kopf und sagt: »Mein liebes Kind, ich bin so glücklich, Sie hier zu haben!« Im ersten Augenblick bin ich ganz überwältigt von dieser temperamentvollen Sonntagmorgen-Begrüßung, fasse mich aber blitzschnell und erwidere: »Und ich bin glücklich, Ihr Kind zu sein! Ich bin so unglücklich, meine liebe Mutter nicht gekannt zu haben, denn sie starb elf Tage nach meiner Geburt — nun begrüßen S i e mich als Ihr Kind? Oh! —« »Sie Ärmster,« sagt sie. »Doch — haben Sie gut geschlafen? Hier, sehen Sie: dieser praktische Waschtisch ist meine Erfindung. Sie können gleich frühstücken.« Und fort ist sie.

Das Wetter hatte sich inzwischen aufgeklärt. Beim heiteren Frühstück lernte ich Ellen Keys Dienerin, Köchin, Haustochter und Freundin kennen: Fräulein Malin Blomsterberg. Der erste Eindruck: wie sie da vor mir stand, eine schlanke, wenn auch nicht mehr ganz jugendliche Gestalt, in schlichtem, höchst sauberem Hauskleid, ihre Herrin um mehr als Hauptes länge überragend, die Arme an beiden Seiten des Körpers gelassen herabhängend, den Kopf ein klein wenig nach vorn und zur Seite geneigt, aus großen Augen ganz bescheiden, halb schüchtern, halb neugierig-vertrauensvoll den Fremdling aus Deutschland anblickend — der erste Eindruck war: das ist ein grundguter Mensch, wohl gar die menschgewordene Demut selbst? Spuren seelischer Leiden schienen zu schatten um Stirn und Mund. In gutem Deutsch, leise, aber deutlich und klar sprach sie ein paar freundliche Worte zu mir und verschwand, sich demütig verneigend, zu ihren häuslichen Geschäften.

Hatte ich gestern abend, nach schöner schwedischer Sitte, gleich meinen Namen in das Gastbuch des Hauses eintragen müssen, so bat meine Wirtin mich jetzt, auch in ihr Stammbuch ein Wort zu schreiben, und ließ mich für kurze Zeit allein. Neugierig eine Weile darin blätternd, las ich mit tiefer Rührung auch zwei teure Namen, deren Träger schon abgeschieden: Mein innigstverehrter Lieblingsmaler Carl Larsson, in dessen sonnigem Heim zu Sundborn bei Falun ich wenige Wochen vorher unvergeßliche Stunden genossen hatte, und — Sonja Kowalewska! So manches von dieser wunderbaren Frau hatte mir jüngst ihre und Ellen Keys vertraute Freundin Therese Gyldén erzählt, als ich in Djursholm oft bei ihr war. Therese Gyldén ist es ja auch gewesen, die, zusammen mit Ellen Key, die schwerkranke Sonja in ihren letzten Tagen gepflegt und nach ihrem Tode mit Mutterliebe sich des Töchterchens, der kleinen Sonja, angenommen hat. Doch ich durfte nicht bei solchen Betrachtungen verweilen. Der Heimat gedenkend, die unter den Nachwirkungen eines entsetzlichen Krieges litt, Weimars gedenkend, der Goethe-



Konrad v. Miller: Stilleben

Stadt, schrieb ich kurz entschlossen als deutsches Bekenntnis zum Frieden, zum starken Gottvertrauen Goethes Verse aus dem Westöstlichen Diwan hin: Gottes ist der Orient! Gottes ist der Okzident! Nord- und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände.

Ellen Key trat ein, las, was ich geschrieben, und freute sich offenbar an diesem klaren Bekenntnis zu einer »nord-südlichen« Vereinigung, besiegelt mit heiligen Worten des west-östlichen Dichters. Dann nahm sie mich bei der Hand, führte mich zur Nordwand des Zimmers und zeigte auf ein kleines Bild, das eingerahmt da hing: Gustav Fröding, einer der größten Lyriker Schwedens, schon schwer krank, auf dem Bett sitzend — ein tief ergreifender Anblick. Zum erstenmal sah ich hier auch ein Bildnis Romain Rollands, ohne Zweifel des für uns Deutsche wertvollsten der lebenden französischen Dichter — eine durch und durch sympathische Erscheinung. Dann folgte ein Bildnis Richard Berghs, des großen schwedischen Porträtmalers. Um besser zu sehen, beugte ich mich vor über den Diwan, der unter den Bildern an der Wand stand, und sah nun mit Verwunderung da eine Fülle der verschiedenartigsten Kissen neben- und übereinander liegen. Ich blickte meine Wirtin lächelnd an.

»Ja, lieber Professor,« rief sie munter aus, »zählen Sie nur, es sind achtzehn! Auch das gehört zur Lebenskunst, deren wir Schweden uns befleißigen. Wenn die Glieder des Leibes bequem ruhen und schön zugleich, dann kann die Seele leichter schönen Gedanken nachhängen und guten.«

»Sehr wahr,« bemerkte ich. »Und dieses schlichte Kissen hier?«

»Soll ich Ihnen sagen, wer auf ihm seine herrliche Seele aushauchte, auf diesem Kissen, das Sie in der Hand halten?«

Ich sah sie fragend an.

»Sonja Kowalewska!«

Da durchzuckte mich's doch ein wenig heiß. Soeben war mir in Ellen Keys Stammbuch Sonjas Name und Handschrift unerwartet vor Augen gekommen, und nun dies Kissen!

Sanft glitt ich mit der Hand darüber hin: hier also, auf diesem rechteckigen Stückchen Tuch lag am 10. Februar 1891 das fieberwirre, todgeweihte Haupt, dessen Gehirn so erstaunlich organisiert war, daß Weierstraß in Berlin es in die höchsten Sphären der reinen Mathematik einführen konnte, daß die bedeutendsten Mathematiker, Astronomen und Physiker unter Sonjas Zeitgenossen staunten über dies weibliche Genie, das in Stockholm als Lehrerin der Mathematik auftrat, somit die erste Frau, »die seit den Zeiten der Renaissance eine akademische Professur bekleidet hat«. Behutsam legte ich das Kissen wieder an seinen Ort und wandte mich nach Ellen Key um. Sie war nicht mehr im Zimmer.

Ich trat ans Fenster und sah, daß der Garten an der Südseite des Hauses sich terrassenförmig hinabsenkt zum Seeufer. Wie lockte es mich jetzt dahin! Über eine mäßig breite Freitreppe zunächst, dann auf schmaleren Steinstufen gelangt man hinunter an den Wettern. In mächtiger Brandung von einem steifen Südwest herangetrieben, stürzten die Wellen sich auf die Granitblöcke, zurückprallend spritzten sie mannshoch auf im hellsten Sonnenschein, zerstiebend zu Schwärmen leuchtender Wasserperlen, dann mit Gegurgel zurückflutend zwischen dem Gestein. Ein herrliches Schauspiel: es war mir, als säh' ich das gewaltige Wasserausstoßen und Wassereinziehen eines riesenhaften, in heiterster Laune befindlichen Ungeheuers, das lachend spielen wollte mit den Bewohnern von »Strand«.

Hier, hart am Ufer und die nächsten Felsblöcke überdachend, ist ein mit sechs Säulen gezierter Lust- und Ruhesitz errichtet, pergolaartig, laubumrankt. Jetzt war es unmöglich, ihn zu benutzen, es sei denn, daß man gern hätte völlig durchnäßt werden wollen. Bei ruhiger See — wie köstlich muß es hier sich baden und schwimmen, Fische fangen oder angeln lassen! Wie lieblich muß es hier sich sitzen in traulichem Gespräch oder einsam träumen, wenn der volle Mond von Süden her seine flimmernde Silberbahn auf die friedliche wellenatmende Fläche legt.

Bald winkte Ellen Key mich herbei, mir die Räume des oberen Stockwerks zu zeigen. Als wir die Treppe hinanstiegen, sagte ich stehenbleibend leise: »Welch eine wundervolle Örtlichkeit haben Sie gewählt zur Errichtung Ihres Heims!«

»Ja, lieber Professor, gewiß die schönste in ganz Schweden! Hier ist Ur-Schweden, hier an diesem lichten, friedlichen, wilden, herrlichen Binnenmeer, hier am Fuße des Ombergs. — Kommen Sie ganz herauf! Sehen Sie dies Wandbett, meine Erfindung: unbenutzt, wie jetzt, wird es hinaufgeschlagen an die schräge Dachwand; so steht es nicht im Wege, nimmt keinen Platz weg — herabgelassen dient es manchem jugendlichen Gast zum nicht unbequemen Lager.«

Ich mußte abermals den praktischen Sinn meiner Wirtin bewundern.

»Hier« — und Ellen Key öffnete die Tür zu einer Art von Loggia, die nach Süden, in der Mitte der Hausfront eingebaut ist —, »hier das Luft- und Sonnenbad!« Eine geräumige Bank, durch Kissen leicht zum bequemen Ruhelager umzuwandeln, stand an der Rückwand; an der niedrigen Brüstung, im vollen Sonnenschein, blickte ich, zur Rechten und zur Linken die Wipfel der Bäume, gerade hinab auf die endlos sich breitende Fläche des Sees. Mitten im Raum, auf einer Holzsäule stand eine Bronzekopie jener herrlichen, in Pompeji ausgegrabenen Statuette: Narkissos, wie er, das schöne Haupt zur Seite

geneigt, die Linke in die Seite gestemmt, den Zeigefinger der Rechten erhoben, lauscht. Sollte dies Sonnen- und Luftbad bildnerischen Schmuck erhalten, was hätte man Passenderes, Edleres finden können?

Ellen Key zog den Zögernden gewaltsam fort. »Kommen Sie, kommen Sie, Professor, jetzt sollen Sie mein Arbeitzimmer sehen!« — Malin Blomsterberg tauchte fast lautlos auf und schloß sich uns an.

Als Ellen Key die Tür öffnete zum Heiligtum ihrer Werkstatt — sie tat es nicht schnell, sondern ganz gelassen —, da erklang ein elfenzartes Geläut, wie ich es bis dahin noch niemals vernommen — ich konnte mir's gar nicht erklären, stand wie festgebannt und sah die Damen erstaunt an. Ellen Key lächelte mit viel Anmut, Malin Blomsterberg sogar wagte zu lächeln — aber dieses Lächeln war wie das Lächeln der Demut, zart wie ein Hauch, kaum sichtbar, vielleicht das Zarteste, was ich von Seelenregung jemals beobachten durfte im Antlitz eines Mädchens. Und wie einfach war die Erklärung dieser himmlischen Musik, die mir Unwissenden aus den Sphären herabzurinnen schien! »Lieber Professor, erwachen Sie doch!« rief Ellen Key munter. »Gucken Sie einfach auf die Rückseite der Tür — Sie haben doch Naturwissenschaft studiert!« In der Tat, auch dieses Wunder sollte sich höchst einfach erklären. Eine sogenannte »Türzither« war es, an der Innenseite der Tür angebracht: bei jeder Bewegung des Türflügels, auch der leisesten, schlagen kleine Metallkugeln, die an Fäden aufgehängt sind, gegen wohlabgestimmte Metallsaiten — das ist alles. Jetzt lachten wir herzhaft, nur Malin Blomsterberg nicht, aber ihr zartes Lächeln wurde zu dem eines Kindes, das süß erschrocken sich freut. »Nein, so was! Wahrhaftig!« rief ich aus. »Komme ich nach Deutschland zurück und jemals zu Gelde, solch eine Türzither muß auch an meine Tür!«

»Tun Sie das,« entgegnete Ellen Key, »es wird Ihnen Segen bringen — Ihre Seele wird allmählich auch so zarte Töne von sich geben. Fast glaube ich, sie tut es schon jetzt. — Kennen Sie dieses Bild?«

»Wie sollte ich nicht!« erwiderte ich hocherfreut. »Meines lieben Freundes Fidus' ‚Lichtgebet' haben Sie hier, und noch dazu als beherrschendes Mittelbild Ihrer Gedankenburg? Wie das mich überrascht und freut! Das muß ich Fidus erzählen!«

»Ja, grüßen Sie ihn von mir — in den Bildern seiner Frühzeit ist auch dies zarte Tönen, wie Sie es soeben an der Türzither vernahmen. Übrigens wissen Sie wohl, das Modell, das er zu diesem neuzeitlichen Ganymed benutzte, starb durch Fasten — Georg Bauernfeind hieß der Knabe.«

Dann wandte Ellen Key sich um und sagte, auf ein Bildnis an der Ostwand des Zimmers deutend: »Sehen Sie, Professor Goethe-Forscher, das ist meine Goethe-Wand!« Ich blickte auf: es hing da in der Tat ein Goethe-Bildnis, und Ellen Keys Goethe-Bibliothek befand sich auch da, aber — seltsam genug — eine deutliche Erinnerung dessen, was ich da sah, ist mir nicht geblieben.

Dagegen ist mir aufs lebendigste gegenwärtig, was ich nun hörte. »Das, lieber Professor,« sagte Ellen Key, »ist mein Kinderstühlchen, und hier so mancherlei Erinnerungen aus meiner Kindheit. An diesem Kinderstühlchen habe ich gekniet« — sie kniete stracks nieder —, »so, die Hände an den Ohren, und habe als kleines, zehnjähriges Mädchen verschlungen, mehr als einmal, raten Sie, was!« — »Märchenbücher?« — »Auch die, aber nein, raten Sie weiter!« — »Robinson? Tegnérs Frithjofs-Saga?« — »Auch die — aber weiterraten!« — »Ich kann nicht mehr!« — »Oh, wie genau erinnere ich mich meines Entzückens: Goethes Hermann und Dorothea, diese wahrhaft göttliche Dichtung!« — Ich schwieg, tiefbeglückt, nickte ihr nur zu und betrachtete das kleine wohlerhaltene vierbeinige Heiligtum mit Ehrfurcht.

Der Sonnenschein war inzwischen verschwunden, ein heftiger Platzregen ging nieder, und die Wipfel der Bäume rauschten im Sturm. »Und jetzt,« sagte ich zu Ellen Key (indem ich meine Reiselektüre hervorzog, jenen Essayband »Die Wenigen und die Vielen«), »jetzt eine Bitte: haben Sie die Güte, setzen Sie sich hierher, gerade hierher an Ihren Arbeitstisch, und schreiben mir, bitte, in dies Buch ein paar Zeilen der Erinnerung.« Sie nickte und sah einige Augenblicke durchs Fenster in die Ferne. Blickte sie über den Wettern, die Wälder und die Ostsee hinüber nach Deutschland und seinem Elend? Ich besah mir indes den stillen Raum, aus dem so viel gute und klare Gedanken in die europäische Welt hinausgeflogen waren, und dann ließ ich die Türzither ein wenig erklingen. — Ellen Key stand auf. »Hier, Herr Professor,« sagte sie freundlich und reichte mir mein Buch zurück, »lesen Sie's in Ihrem Zimmer und kommen Sie bald herunter. Wir müssen zu Mittag essen.« — Eine ganze Seite des vor dem Titelblatt befindlichen leeren Blattes hatte sie vollgeschrieben mit ihren klaren, dünnen Antiquaschriftzügen, die lebhaft nach rechts, also vorwärts streben. Ich las: »Sage mir, wie du zu Goethe stehst, und ich werde dir sagen, wer du bist. (H. Grimm.) 25. 7. 1920.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Goethes Wort für Goethes Volk; für den

Hüter in Goethes Archiv, von der Goethe als Seelenführer anbetenden Ellen Key, welche glücklich ist, ein Goetheforscher — und besonders ein Goethejünger — in ihr Heim zu haben! Strand Alvastra (Jupiter Pluvius Tag!).«

Während der Mahlzeit sprachen wir zumeist von Weimar. Ich mußte viel erzählen von meiner Frau, von unsern beiden Töchtern, insbesondere von der heftigen Wirkung des Weltkrieges und der Nachkriegszeit auf junge, weiche Seelen. Wir sprachen von den unerhörten Schwierigkeiten, die der junge bildende Künstler in Deutschland zurzeit zu überwinden hatte. Die Durchseuchung aller Gemüter mit Politik und andern kunstfeindlichen Dingen, die tiefe religiöse Sehnsucht der Zeit, das Streben nach sittlicher Wiedergeburt und nach körperlicher Stählung, die schrecklichen Anzeichen schnellen Verfalls aller Kultur — all dies wurde gestreift. Besonders fesselten mich Ellen Keys Bemerkungen über eine schwedische Bildhauerin und Allgemeines über die bewundernswerte Tatkraft, mit der immer häufiger Frauen und Mädchen in allen Ländern ihr Dasein in eigne Hand nehmen, sich behaupten und durchsetzen, auch wenn es sein muß, gegen den Willen der Eltern, kurz, »allen Gewalten zum Trutz«.

»Sehen Sie, der Regen hat aufgehört, schon blickt die Sonne wieder ein wenig hervor. Ich habe jetzt häusliche Geschäfte. Vielleicht macht es Ihnen Freude, sich die nächste Umgegend, nach dem Omberg zu, etwas anzusehen.« — »Das war schon im stillen mein Wunsch.« — »Schön, auf Wiedersehen!« Ellen Key verließ das Zimmer, ich war allein und benutzte die Gelegenheit, mir schnell erst noch einige von den schönen Blattpflanzen und Blumen genauer zu besehen, die in den aneinanderstoßenden Zimmern des Erdgeschosses standen. Sie hatten schon gestern abend meine Aufmerksamkeit erregt. Gerade betrachtete ich eine Passiflora, da hörte ich die Tür gehen, ich drehte mich um, Malin war eingetreten in häuslichen Geschäften. »Sehen Sie nur, Fräulein Blomsterberg,« sagte ich, auf das Gewächs zeigend, »wie phantastisch diese sogenannten Marterwerkzeuge in der Blüte der Passionsblume!« Ohne näher zu kommen, erwiderte sie: »Dieses Exemplar, Herr Professor, hat Ellen Key aus Samen gezogen.« — »Und hier«, fuhr ich fort, »ein wundervolles Geranium in üppigster Blüte. Noch nie habe ich diese Art gesehen, zart bläulich, und eine so kleine Blumenkrone! Ei, und hier sogar ein kleiner Akanthus. Denken Sie mal, vor mehr als drei Jahrzehnten sah ich diese prachtvolle Pflanze wild wachsen im Tal des Alpheios bei Olympia. Wie kommt diese Schönheit der heißen und warmen Länder hierher unter den achtundfünfzigsten Grad nördlicher Breite? Freilich, vor wenig Tagen erst bewunderte ich im Warmhaus des Bergianska Trädgården bei Stockholm: Papyrus, Lotos und eine Victoria regia in schönster Blüte. Ihr großer Linnaeus wäre in Entzücken geraten bei dem Anblick.« — »Diesen Akanthus, Herr Professor,« sagte Malin erklärend, »hat eine liebe Freundin von Ellen Key, Frau Professor Therese Gyldén in Djursholm, ihr aus Italien mitgebracht. Soviel ich weiß, ist die gütige Dame öfters dort in den Wintermonaten.« Verlegen fügte sie hinzu: »Bitte, entschuldigen Sie mich, ich habe häusliche Pflichten.« — »Und ich außerhäusliche,« sagte ich, »ich muß ein wenig nach dem Omberg zu gehen und ans Ufer des Wettern.« — »Wenn ich bitten darf, Herr Professor, seien Sie vorsichtig, das Ufer ist steil und steinig dort, und es hat vor kurzem geregnet, die Felsen werden schlüpfrig sein.« — »Mycken tack, Frökén Blomsterberg!« rief ich der Verschwindenden nach.

Es zeigte sich sehr bald, daß Malin recht hatte. Sehr weit drang ich nicht vor westlich und nordwestlich vom Hause »Strand«. Erst unter Eichen, Fichten und Buchen hin, dann durch das noch feuchte Gebüsch: schöne Wacholdersträucher standen überall umher, Himbeeren, Walderdbeeren wucherten üppig, und nun tat hinter felsigem Ufersturz die Fläche des Wettern sich auf. Tiefste Sonntagsstille ringsum, nur unterbrochen oder vielmehr vertieft durch das leise Geräusch der von den Zweigen fallenden Tropfen und ein wenig Wellengeplätscher.

Ja, dachte ich, hier ist ganz der rechte Wohnsitz für einen Menschen wie Ellen Key. In dieser Stille, in solcher Einsamkeit allein kann die Seele ungestört wachsen; da genießt sie das, was Ellen Key einmal mit glücklichem Ausdruck »das Sakrament der Einsamkeit« nennt. Tief, mit dem inbrünstigen Gefühl des Kindes wurzelt ihr Wesen im Heimatboden des Vater-, des Mutterlandes. Wie eine der Omberg-Fichten. Aber die mächtigen Äste breiten sich aus weithin nach allen Seiten. Ihre kühne Seele hat sich über ganz Europa verbreitet, ja über alle Kultur der Erde. Aus allem saugt sie immer neue Kraft, tausendfältig. Und ihr Kindesgefühl, ihr Familien- und Stammesgefühl hat sich, organisch wachsend, erweitert zum Erd-Gefühl, zum Welt- und All-Gefühl. Mit der gleichen liebenden Innigkeit, mit der sie überall, wo sie Not sieht und Hilflosigkeit, zumal bei den Kindern, helfen will und Hilfe schafft, mit der gleichen innigen Liebe pflegt sie die Pflanzen in ihrem Hause »Strand« und was um das Haus her wächst. An Kämpfen, an Feinden mag es ihr gewiß nicht gefehlt haben ihr Leben lang. Wie sollte auch ein solches Temperament, eine so stürmende Kraft nicht Feinde haben? Sie gehört ja zu den »Wenigen«, und die »Vielen« sind der »Wenigen« naturgewollte Feinde. Möglicherweise hat ihre heiße Leidenschaft sie auch einmal fortgerissen

auf Irrwege — heute wird sie die segnen, denn die Irrwege sind unsre besten Lehrmeister. Ihr Ziel aber war sicherlich immer das Wesentliche: die Güte, die Liebe, das Schöne, das Menschliche. — Ja, und nun will ich umkehren nach »Strand«, um noch möglichst die flüchtigen Stunden auszunutzen, die mir gegönnt sind in der persönlichen Nähe dieser seltenen Frau.

Ich fand Ellen Key in einem der kleinsten Zimmer des Erdgeschosses, dem Mittelraum des Hauses, von dem aus man, die Tür ins Freie öffnend, unmittelbar hinaus auf die Terrasse und auf die Freitreppe gelangt. An der westlichen und an der östlichen Wand dieses kleinen Heiligtums sind Landkarten aufgehängt vom Omberg, offenbar als dem sagenumwobenen Ur-Mittelpunkt gleichsam des ganzen Svea-Reiches, und vom Staate Schweden. Ist dies schon sinnvoll genug ausgedacht, so zeugen die vier Sprüche, die Ellen Key ausgewählt hat als Schmuck der vier Wände, für Herz und Geist der Sibylle von »Strand«. An der ersten Wand steht:

Der lifvets haf oß gett en strand,

an der gegenüberliegenden dritten Wand:

Vår forntids land, vår framtids land,

zu deutsch (in der Übertragung von Johannes Öhquist):

Im Meer des Lebens unser Strand,
Der Väter und der Zukunft Land.

Diese herrlichen siegsicheren Verse finden sich in dem zur finnischen Nationalhymne gewordenen ersten, »Unser Land« (Vårt land) betitelten Liede in »Fähnrich Stahls Erzählungen«, dem bekanntesten Werke des schwedisch-finnischen Dichters Johann Ludwig Runeberg. Dieses Lied bedeutet für Finnland das, was uns »Deutschland, Deutschland über alles« ist.

An der zweiten Wand liest der Besucher ein Wort aus des schwedischen Schriftstellers Thomas Thorild Tagebuch: Denna dagen ett lif (»Dieser Tag ein Leben«). Thorild, Zeitgenosse und Geistesverwandter Herders, spricht hier eine Mahnung aus, die Goethe nicht müde geworden ist, in seinen Werken und Briefen, in immer neuen Wendungen zu wiederholen, von Mephistos klugem Rat im »Faust«-Fragment von 1808 an: »Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen«, bis zu jenem Reim-Zwiegespräch Fausts mit Helena: »Die Gegenwart allein — ist unser Glück!« Und so wählte die tapfere Jasagerin Ellen Key für die vierte Wand jenes Mahnwort aus »Wilhelm Meisters Lehrjahren«, mit dem Goethe dem mönchischen »memento mori« kräftig protestierend entgegentritt: Memento vivere (Gedenke zu leben!).

Hereintretend freute Ellen Key sich meiner Freude über diese schwedisch-deutsche Spruchweisheit und lud zum Abendimbiß ein. Dieser wurde, dem Gast zu Ehren, mit vortrefflichem »Käsekuchen« beschlossen, einem Spezialgericht, ich weiß nicht, ob schwedischer Küche im allgemeinen oder Ellen Keyscher im besonderen. Auf dieser gediegenen materiellen Grundlage konnte ich nach der Mahlzeit mutig meine Vorlesung beginnen über das reiche Thema »Goethe und Schweden«. Sie fand Beifall wie allenthalben, wo ich sie hatte halten dürfen. —

Montag, den 26. Juli, früh sieben Uhr führte Ellen Key mich unter strahlend reinem Himmel zu einem alten Königsgrabe ganz in der Nähe von »Strand«. Frischester Südwest spielte, als loser Gesell, mit dem Rock der rüstig voranschreitenden Greisin und gab mir ungesucht Gelegenheit, mich an ihren urwüchsigen Stiefelschäften zu erfreuen. Auf dem Kopfe trug sie ein weißes Häubchen, das der Sausewind immer wieder herunterwehte; die grauweißen Haarsträhnen flatterten lustig nach vorn. Das Ganze ein Bild kernhaft nordischer Kraft.

Die Abschiedsstunde schlug. Ellen Key schob den bekannten Knüppel durch die Handhabe des Reisekoffers. Malin Blomsterberg stand in der Pforte und winkte bescheiden zum Abschied. Und nun, während die Last zwischen uns im Gleichtakt der Schritte nur wenig schwankte, erzählte Ellen Key mir die rührende Geschichte, wie die seltsame Köchin zu ihr kam. Ellen Keys Wunsch, daß nach ihrem Heimgang Malin als Hüterin des Hauses in »Strand« wohnen möge, hat sich nicht erfüllt. Aber ihr eigner Geist und der Malins waltet fort in Segen dort, wo die Bäume rauschen um das weiße Haus, und die Wellen des Wettern rauschen um die Granitblöcke zu seinen Füßen.

In Goethe sich begegnen — dieses ist Sontag — mit echter Gottesdienst.

Handschrift Ellen Keys (aus einem Brief an den Verfasser vom 6. September 1920)

Valencianisches Lied

Von Karl Juchardt

Breit und staubig liegt die Straße San Eudaldo in der Morgensonne da. Die Fensterladen der niedrigen Häuser sind geschlossen. Heiße blaue Luft flimmert über den flachen Dächern und über der dunkelgrünen Huerta am Ende der Straße.

Die große Glocke vom Miguelete im Innern der Stadt hat mit schweren Schlägen die siebente Stunde angezeigt, ein paar dünne Vorstadtglocken folgen bimmelnd nach. Tio Pepe tritt aus dem Dunkel der Werkstatt und lauscht in die Bläue hinaus. Der hagere, schmalschädelige Mann mit dem spärlichen Haar und den ungewöhnlich klugen Augen scheint auf etwas zu warten. Jetzt tönt durch die Morgenstille das Rasseln eines Straßenbahnwagens. Da ist er befriedigt und geht gemächlich an die Arbeit.

»Junge, mach' den Leim heiß,« ruft er seinem Lehrling zu. Der rafft ein Häufchen Hobelspäne zusammen und zündet auf dem Fußsteig vor der Werkstatt ein Feuer an und setzt den Leimtopf darauf.

Die elektrische Bahn hat ihre Endstation kurz vor der Straße San Eudaldo. Mit dem ersten Wagen sind nur ein paar Männer gekommen. Einer von ihnen, ein Fünfziger in der Tracht der städtischen Straßenbahner, bleibt vor der offenen Werkstatt stehen und nickt dem Tio Pepe mürrisch zu.

»Der verwünschte Nachtdienst!«

Tio Pepe lacht: »Armer Kerl! Und dazu nicht wissen, wie die Tochter an den Mann bringen.«

»Spotte nicht, Tio Pepe! Je schöner die Tochter, desto größer die Sorgen des Vaters.« Dann tritt der Straßenbahner näher an den »Onkel« Pepe heran und fragt vertraulich: »Hast du ihr zugeredet?« und weist ein paarmal ungeduldig mit dem Daumen auf das Nachbarhaus, in welchem sich das große Lebensmittelgeschäft des Manuel Pascual befindet.

»Wie kann ich ihr zureden, Vater Roca? Einen Rat soll nur der geben, der etwas von der Sache versteht. Ich verstehe mich nur aufs Ledigbleiben.« Das sagt Tio Pepe mit viel Würde, während die Fältchen um seine Augen schalkhaft spielen. Aber der Vater Roca wendet sich mit einer unwilligen Handbewegung zum Gehen und murrt vor sich hin: »Heißt das richtig für sein Patenkind sorgen?«

Tio Pepe ist inzwischen mit dem Fugen seiner Bretter fertig geworden, er nimmt den Leim zu Hilfe, und nach ein paar langsamen, geschickten Griffen ist das Kästchen fertig. Dann tritt er wieder vor die Tür, immer vorsichtig bedacht, daß er in dem schmalen Schattenstreifen vor seinem Hause bleibt. Er sieht noch, wie der Straßenbahner drüben auf der Sonnenseite, kaum hundert Meter entfernt, in seinem bescheidenen Häuschen verschwindet. Tio Pepe hat es nicht eilig mit der Arbeit. Er blickt in die Bläue hinein, als sähe er etwas Neues, Unbekanntes, und doch schimmert der Himmel seit Monaten so blau und silbrig wie heute, und täglich lauscht Tio Pepe in die Bläue hinaus und hört sich nicht satt an dem heimlichen Schwirren der heißen Luft.

Nach einer Weile kommt aus dem Hause der Rocas ein schlankes Mädchen mit Eimer und Leiter. Sie winkt mit anmutiger Gebärde zu Tio Pepe hinüber und fängt an, Laden und Fensterrahmen abzuwaschen. Da erscheint in der benachbarten Haustür ein junger Mensch. Mit zwei listigen Schritten ist er hinter dem schwarzhaarigen Mädchen und umfaßt mit einem kecken Griff ihre feste Brust. Aber das Mädchen dreht sich blitzschnell um und schlägt ihm — schwapp — den nassen Lappen an den Kopf. Der Bursche fährt sich mit dem Jackenärmel über das Gesicht, rückt die Mütze verwegen aufs Ohr, ruft dem Mädchen lachend etwas zu und setzt seinen Weg fort. Tio Pepe aber macht sich schmunzelnd wieder an die Arbeit.

Nicht für lange! Denn der junge Mensch tritt zu ihm herein und blickt mit seinen dunklen Augen den Alten herausfordernd an: »Holla, Tio Pepe, nichts Neues?«

Der wiegt den Kopf hin und her: »Nicht viel! Nur, daß Pedro Vidal heute vergessen hat, sich das Gesicht zu H a u s e zu waschen ...«

Pedro lacht kurz auf: »Abwarten, Tio Pepe! Sollst schon sehen, heute abend wird Pilar zahm.« Und plötzlich trällert er eine Melodie, knackt mit den Fingern wie mit Kastagnetten, und nach ein paar wiegenden Tanzschritten geht er leichtfüßig auf die Straßenbahn zu.

»Fiesta Mayor!« entfährt es im Hintergrund der Werkstatt dem Lehrling mit einem sehnsüchtigen Seufzer.

Auf der Straße wird es jetzt trotz der zunehmenden Hitze lebendig. Knarrende zweirädrige Karren bringen Massen von Gemüse aus der Huerta in die Stadt, und Esel schleppen auf beiden Seiten ihres Rückens Tragkörbe, die bis zum Rand mit Früchten angefüllt sind. Aus den Häusern kommen Frauen und waschen Fenster und Türen ab. Und nun kommen auch Männer und fangen an, Draht und Bindfäden von Balkon zu Balkon über die Straße hinwegzuspannen und mit buntem Papiertand und Lampions zu behängen, denn die Straße San Eudaldo will in der kommenden Nacht ihr »großes Fest« feiern.

Den Tio Pepe sieht man diesen Vormittag noch häufiger als sonst vor seiner Werkstatt stehen und in den heißen Himmel blinzeln, aber

es wird ihm wenig Zeit zu Träumereien gegönnt, und immer wieder müssen halbnackte braune Kinder den Tio Pepe aufgeregt auf etwas Neues aufmerksam machen, und immer wieder muß er Erwachsenen durch zustimmendes Nicken bestätigen, daß es heute sehr heiß sei.

Je höher die Sonne steigt, desto gemessener werden Tio Pepes Bewegungen, und nur seine klugen Augen behalten ihre ungemeine Lebendigkeit. Auf der Straße wird es allmählich wieder ruhig. In den bestimmten Abständen hallt immer noch das Rasseln der elektrischen Bahn herüber, aber es klingt, als ob auch sie müde und erschlafft wäre.

Das schlanke Mädchen, das jetzt das Häuschen der Rocas verläßt, scheint von der Hitze nichts zu spüren. Zwar überquert sie sogleich die Straße, um auf der Schattenseite weiterzugehen, aber das tut sie wohl nur, weil sie von der Sonne geblendet wird, denn ihr leichter Gang und die unglaublich zarte, hellbraune Haut ihres Gesichts verraten keine Spur von Ermüdung, und auch den Fächer benutzt sie wohl nur aus unbewußter Freude an gefälligen Bewegungen.

Tio Pepe sieht sie kommen. Die hundert vergnügten Fältchen um seine Augen verdoppeln sich, doch als das Mädchen vor ihm steht und sich mit ihrem großen geflochtenen Bastkorb anmutig in den Hüften wiegt, nimmt er eine besorgte Miene an: »Du hast letzte Nacht schlecht geschlafen, Pilar!«

»Nein, Tio Pepe ...« antwortet das Mädchen mit leichtem Erstaunen.

»Doch, doch, ich sehe dir's an, du hast schlecht geträumt, Pilar, du bist seit gestern häßlicher geworden.«

Und Pilar mit leisem Lachen: »Doch du Tio Pepe,« und auf einmal legt sie ein entzückendes Schmeicheln in ihre Stimme: »Doch du mußt in der letzten Nacht köstlich geschlafen haben.« Und während sie dem Alten über das spärliche Haar streicht und die Fältchen um Tio Pepes Augen vor Vergnügen zu tanzen scheinen, fährt sie fort: »Dein Haar ist dicht und lockig geworden, deine Nase gerade und edel, und deine Augen haben ein Feuer wie ...«

Jetzt platzt der Lehrling in ein Gelächter aus. »Schweig, du kleiner Lümmel!« befiehlt Pilar mit Strenge und wirft ihren geflochtenen Korb nach dem Kopf des Jungen, der aber fängt ihn geschickt auf.

»Ah, natürlich: die Senjorita Pilar! Darum das beglückte Lachen!« ertönt es vor der Werkstatt.

»Und warum lachen Sie nicht auch, Senjor Pascual?« ruft das Mädchen keck dem würdigen Manne zu, der jetzt händereibend nähertritt.

»Senjor Pascual lacht nie. Er schmunzelt bloß. Er spart sogar am Lachen,« sagt Tio Pepe bedächtig.

Und Pilar übermütig: »Sehr gut, Tio Pepe ...«

»Nein, Senjorita, das war nicht gut,« verteidigt sich Pascual, »denn wenn ich auch spare an Geld und an Lachen, für wen spare ich? Für eine schöne Frau. Haben Sie nie gehört, Pilar, daß Witwer die besten Ehemänner abgeben?«

»Von wem sollte ich das gehört haben, Senjor Pascual? Sie sind doch der einzige Witwer, den ich kenne.«

»Sie werden es noch oft von mir hören, Pilar!«

»Warum nicht, Senjor Pascual? Das Anhören tut nicht weh.« Und mit einem reizenden Lächeln klappt sie den Fächer zusammen und will gehen, aber in der Tür stößt sie mit einem Zigeunerweib zusammen, das, schmutzig und zerlumpt und mit einem Kind auf dem Arm, sich an Pilar herandrängt: »Fünf kleine Pfennige, Senjorita, und ich sage Ihnen die schönste Zukunft, fünf kleine Pfennige ...«

»Scher' dich weg!« herrscht Pascual die Zigeunerin an.

»Das sind dumme Kindereien!« warnt Tio Pepe, aber Pilar lacht und streckt dem Weibe ihre kleine braune Hand hin.

Die Zigeunerin läßt die Hand bald wieder fahren. »Ich finde nichts,« sagt sie unfreundlich.

»Unsinn, ich habe keine Angst. Sage, was du siehst!« ruft Pilar und sucht ein Geldstück.

Das Weib schüttelt den Kopf: »Behalte dein Geld. Aber hüte du dich vor der Liebe!«

»Ein weiser Rat!« spottet Pilar hinter der Zigeunerin her. »Ihnen gefällt er wohl, Senjor Pascual?«

Pascual zuckt unzufrieden die Achseln. Tio Pepe aber meint bedenklich: »Vielleicht solltest du dir den Spruch merken, Pilar.«

»Ach, ich muß es aufschreiben, so viel habe ich heute vormittag gelernt. Wie war's doch gleich: Hüte dich, einen Witwer zum Ehemann zu nehmen?«

»Senjorita!« entrüstet sich Pascual, aber Pilar läuft mit hellem Lachen hinaus, während Pascual entzückt hinter ihr her seufzt: »Das schönste Mädchen in Valencia! Sie müssen ihr zureden, Tio Pepe. Sie ist gefährlich schön.«

Aber Tio Pepe antwortet nicht. Er ist an die Tür getreten und lauscht in die heiße blaue Luft hinaus.

Gegen Mitternacht. Die Straße San Eudaldo bebt im Taumel der Fiesta Mayor.

»Pilar soll allein tanzen! Pilar soll singen!« Und Pilar macht im dichten Kreis der jungen Leute ein paar übermütige Drehungen in der Art einer Berufstänzerin — trotz der Übertreibung doch noch entzückend anmutig. »Weiter, weiter!« Aber Pilar lacht: »Unsinn!« Und legt ihren Arm auf Pedro Vidals Schulter und zieht ihn in den Kreis zum Tanzen.

Pascual hat für Musik gesorgt. Er hat ein elektrisches Klavier gemietet und vor seinem Laden aufgestellt. Unermüdlich schleudert es seine scharfen lauten Töne heraus und hat alles tanzlustige Volk vor Pascuals Haus gelockt. Pascual weiß, was er tut. Sein Laden bleibt die ganze Nacht offen. Süßigkeiten und Wein werden unablässig gekauft. Er selbst ist bald im Laden, bald auf der Straße, bedankt sich scherzend bei seinen Kunden, spendet den Späßen Tio Pepes übermäßigen Beifall und hat häufig genug verbindliche Worte für das Ehepaar Roca übrig, das er auf die Sitzplätze vor seinem Hause genötigt hat. Auch die Tanzenden vergißt er nicht und überschüttet sie mit Riesentüten voll Konfetti. »Damit der Boden zum Tanzen glatter wird, Senjores!« Und er bemerkt auch sehr genau, daß Pilar leidenschaftlich und ausschließlich mit Pedro Vidal tanzt.

»Ihre Mutter wartet mit einem Törtchen und einem Gläschen Wein auf Sie, Pilar,« ruft er ihr in einer kurzen Musikpause zu.

Aber Pedro Vidal bricht in höhnischem Übermut aus: »Keine Zeit, Senjor Pascual! Die Tochter für uns, die Mutter für Sie! So ist es richtig!« Und unter dem zustimmenden Gelächter der jungen Leute will er, da die Musik von neuem einsetzt, Pilar zum Tanzen an sich reißen.

Aber die stößt ihn zurück, und da bezwingt sich Pascual, dessen Gesicht einen Augenblick böse gezuckt hat, und sagt mit leichtem Lachen: »Pedro, Pedro, hohe Zeit, daß du zu den Soldaten kommst!«

»Ja, e r hat's nötig, daß i ch zu den Soldaten komme,« flüstert Pedro seinen lachenden Kameraden zu, während Pascual nach dem Laden zurückgeht.

Pilar sitzt eine Weile neben ihrer dicken, phlegmatischen Mutter, fächelt sich mit unwilliger Heftigkeit Luft zu und hört mit einer Falte zwischen den Brauen stumm die Vorwürfe an, daß sie zu oft mit Pedro Vidal tanze.

»Lassen Sie ihr das Vergnügen,« sagt der hinzutretende Pascual und reibt sich die Hände. »Jugend will sich austoben, und es ist nur e i n mal im Jahre Fiesta Mayor.«

Da tritt Pedro Vidal mit ein paar jungen Männern herausfordernd vor die Sitzenden hin. »Willst du jetzt mit mir tanzen, Pilar?«

»Nein!«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht w i l l!«

»Weil d u nicht willst, oder weil jemand a n d e r s nicht will?«

Pilar zuckt geringschätzig mit der Achsel.

»Willst du jetzt mit mir tanzen, Pilar?«

Pilar schlägt spielend den Fächer auf und zu, sieht Pedro lächelnd an und antwortet nicht.

»So wirst du sehen!« Und auf einen Wink Pedros umstellen die jungen Leute in engem Kreis Pilars Stuhl.

Pascual ist unwillig und aufgeregt, er weiß sich nicht zu helfen und ruft Tio Pepe zu: »Ihr dürft solche Unsitten bei unsrer Fiesta nicht dulden.«

Aber Pilar ist aufgesprungen und fragt die Burschen mit spöttischer Demut: »Erlaubt ihr mir, zuvor noch etwas zu sagen?«

»Soviel du willst,« antworten die jungen Männer im Chor.

»Also hört! Mir hat eine Zigeunerin heute morgen prophezeit, daß ich jung sterben würde, wenn ich zuviel tanzte.«

»Unsinn!« entfährt es Pedro erschrocken, aber mit leichtsinnigem Lachen rufen die andern durcheinander: »Unsinn!« — »Wer glaubt einer Zigeunerin!« — »Jedes zweite Wort einer Zigeunerin ist Lüge.« — »Du hast ihr gewiß nicht genug Geld gegeben.«

»Sie wollte von mir kein Geld nehmen,« sagt da plötzlich Pilar ganz ernst.

Die Burschen schweigen betroffen, aber Pedro ist beleidigt: »Kommt! Laßt die Spielverderberin!« und wendet sich wütend zum Gehen.

»Don Pedro der Grausame!« spottet Pilar mit hellem Lachen und schlüpft hinter Tio Pepes Stuhl und legt ihren Arm um seine Schulter. Pedro ist stehengeblieben, als Pilar mit schmeichelnder Stimme fortfährt: »Pedro, grausamer Pedro, süßer Pedro, wirst du mich vor Kummer sterben lassen, oder wirst du in zehn Minuten wiederkommen? Inzwischen will ich mich mit Tio Pepe trösten.«

»Nimm dich in acht,« grollt Pedro lachend. »Wenn das ein andrer als Tio Pepe wäre!« Und er macht die wütende Geste des Messerstechens, und »Hui!« johlen die andern.

Mißlaunig murrt Pascual hinter den jungen Leuten her: »Übermut tut selten gut!«

Und die dicke Mutter Roca nickt teilnehmend: »Sie haben recht, es muß etwas geschehen.«

Pilar lehnt sich ruhig an Tio Pepes Schulter. Beide schweigen eine Weile. Dann beugt sie sich herab und fragt leise: »Gibst du mir einen Rat, Tio Pepe?«

Er streichelt ihr sacht den braunen Arm: »Was soll ich alter Kerl dir raten, mein Täubchen? Du bist klüger als ich. Freilich, gut wär's doch wohl, wenn du warten könntest ...«

Später schaut Tio Pepe beim Tanzen zu. Er sieht, daß Pedro leidenschaftlich auf Pilar einredet, und daß sie sein Drängen scherzend abwehrt.

Tio Pepe geht still auf seinen Platz zurück und bleibt schweigsam vor der Werkstatt sitzen, während das Fest weiterbraust. Schwüle Unruhe wallt durch die Straße. Pedro Vidal gefällt sich in einer überhitzten Lustigkeit und tanzt nicht mehr mit Pilar. Es scheint, als ob die Papier-

laternen im Dunste zu schwelen begönnen. Wein, Staub, Geschrei, Musik und Lachen verdichten sich zu einer schweren Wolke, und das Dach von buntem Flitter über den Köpfen der Menschen bannt alle erdennahen Leidenschaften in den engen Raum des Festes und bringt sie zum Sieden. Tio Pepe aber spürt durch das Flitterdach hindurch den dunklen Himmel und die ernsten glänzenden Sterne und sitzt schweigsam.

Pedro Vidal ist seit einigen Wochen Soldat in Madrid. Ohne Abschied von Pilar zu nehmen und zornig ist er gegangen. »Es war besser so,« meint Tio Pepe, wenn er mit Pilar spricht. Und jeden Vormittag kommt sie an seiner Werkstatt vorbei und bleibt bei ihm stehen, und er bewundert, immer von neuem entzückt, ihr edles Gesicht, dessen zarte braune Haut wie aus Sonnenglut und Fruchtsüße gebildet ist, und er schaut ihr in die dunklen Augen, die heiß wie valencianischer Sommer glänzen. »Es war besser so,« meint Tio Pepe zärtlich, »fünfzehn Monate ist keine Ewigkeit. Es wird ihm nichts schaden, wenn er ein wenig warten lernt.«

»Und wenn er es nicht lernt?« fragt Pilar zögernd.

»Er muß! Was bleibt ihm übrig?« lacht Tio Pepe.

Aber Pedro Vidal lernt das Warten nicht. Bald nach Weihnachten weiß es die ganze Straße San Eubaldo, daß Pedro Vidal nicht mehr in Madrid und daß er fahnenflüchtig ist. Die Polizei stellt Nachforschungen bei Pedros Eltern an. Sogar die Rocas müssen ein Verhör über sich ergehen lassen. Gute Freunde haben gemunkelt, nur Pilar Roca sei schuld, daß ein so braver Kerl wie Pedro auf Abwege gerate.

Tio Pepe ist in übler Stimmung. Die kalte Zeit der Winterregen bedrückt ihn und macht ihm das Leben zur Last. »Vielleicht habe ich dir doch einen falschen Rat gegeben,« sagt er in zweifelndem Mißmut zu Pilar. Aber die antwortet mit zornigem Glanz in den Augen: »Nein, nein, jetzt zeigt sich's ja gerade, wie recht du hattest.«

Merkwürdig. Pedro Vidal hat die Sympathie aller übrigen Straßenbewohner, und Pilar, die sonst so geliebte und gepriesene, muß eine leise Feindseligkeit spüren. Der alte Roca findet das fast in der Ordnung. Warum hat sie nicht längst den Senjor Pascual geheiratet? Oh, es ist ein Kreuz, eine schöne Tochter zu haben, lieber drei häßliche! Und dazu übt jetzt der Senjor Pascual eine merkliche Zurückhaltung. Er ist klug, er weiß, was er tut, wenn er sich kostbarer macht.

Aber die schönen Tage kommen. Tio Pepe steht wieder vor seiner Werkstatt und träumt in die blaue Unendlichkeit hinein, und seine Augenfältchen beginnen wieder ihr vergnügtes Spiel, wenn er von weitem aus dem Hause der Rocas ein schlankes Mädchen mit dem Einholekorb in der Hand heraustreten sieht. Er hat doch wohl keinen schlechten Rat gegeben, denn Pilars Augen haben ihren heißen Glanz nicht verloren, und ihr Gang zeigt die gleiche stolze Anmut wie früher.

Von Pedro Vidal hört man nichts, und in der Straße San Eubaldo scheint man ihn zu vergessen. Aber kurz vor dem Osterfest ist auf einmal Pedro Vidal in aller Munde. Am lichten Tage ist auf einer Hauptstraße Valencias ein Raubüberfall auf zwei Kassenboten verübt worden. Die Banditen sind plötzlich aus einem Kraftwagen herausgesprungen und haben durch wildes Pistolenschießen alle Passanten in die Flucht gejagt. Als Führer des Wagens, der in rasender Fahrt den Raub und die Täter in Sicherheit gebracht hat, ist einwandfrei der fahnenflüchtige Soldat Pedro Vidal erkannt worden. Ein zweiter und ein dritter Überfall folgen. Die »Pistoleros« im Kraftwagen werden mit jedem Male kecker. Die Polizei erweist sich als ohnmächtig. In der Straße San Eubaldo werden wiederum Nachforschungen vorgenommen, zur heimlichen Freude der meisten Anwohner vergeblich, und der Unwille richtet sich wieder gegen Pilar.

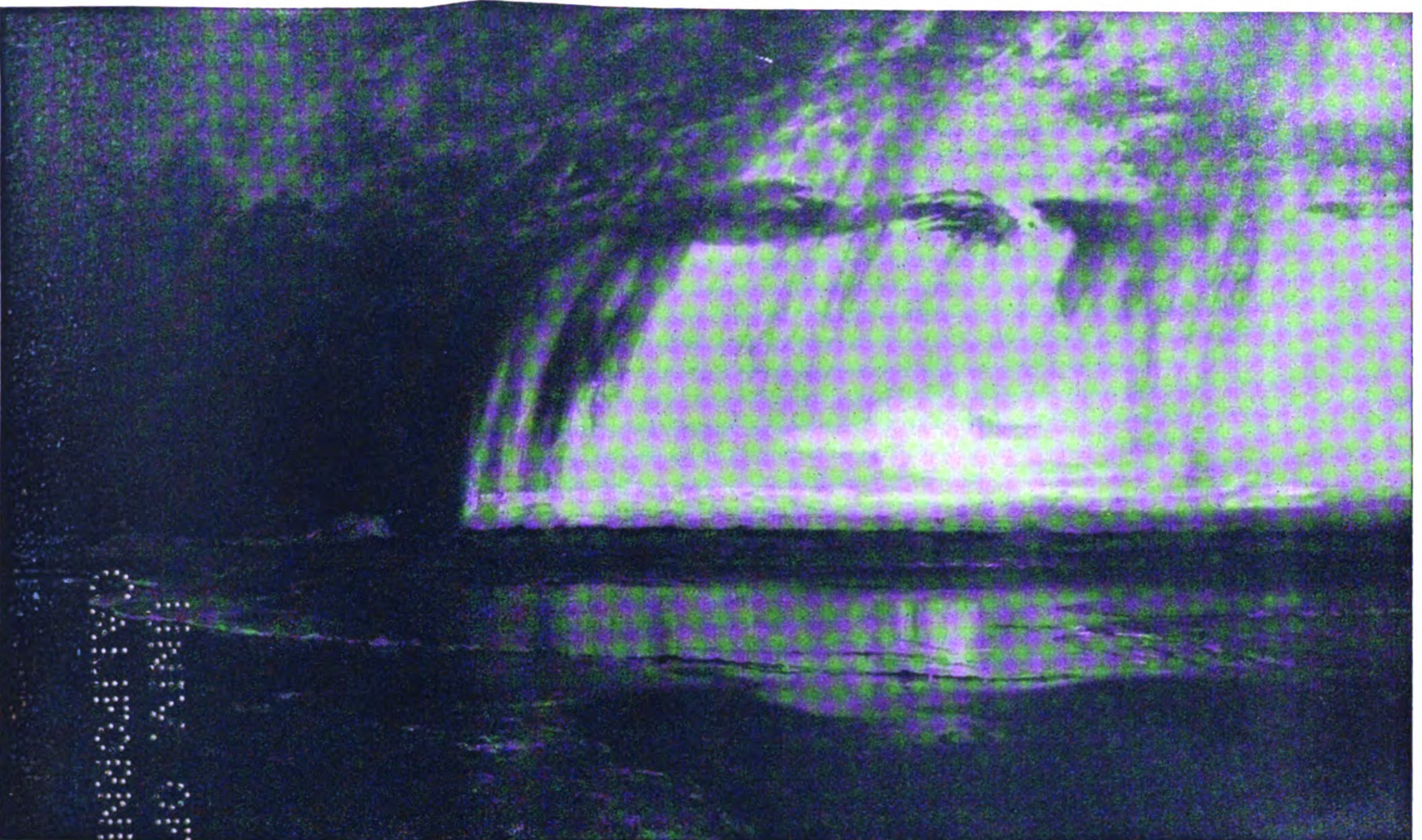
Der alte Roca ist wütend. Pilar hat in ihrem Elternhause keine guten Tage, und Senjor Pascual ist klug und versteht es, seine Sache würdig und geschickt zu führen, und jetzt ist auch Tio Pepe zum mindesten nicht mehr dagegen. So geschieht es, daß Pilar bald nach Pfingsten Senjora Pascual wird, und damit ist sie für die Straße San Eubaldo eine mächtige Frau, die nur freundliche Gesichter zu sehen kriegt. Um so mehr munkelt man freilich hinter ihrem Rücken allerlei, was nur für Pedro Vidal schmeichelhaft ist.

Von den Pistoleros hört man eine Zeitlang nichts. Aber im Sommer taucht eine Bande, und man nimmt an, die gleiche wie in Valencia, in Sevilla auf, und kurz danach auch in Madrid.

Mitte August. Eine heiße Nacht wie im Vorjahre. Wieder braust die Fiesta Mayor durch die Straße San Eubaldo. Wieder hat Senjor Pascual dafür gesorgt, daß sich vor seinem Laden der Festjubel unwiderstehlich ballt.

Pilar ist nicht unter den Tanzenden. Sie sitzt neben Tio Pepe. Beide sprechen wenig miteinander, doch mit allen andern scherzt Pilar wie früher, und nur Tio Pepe merkt, daß sie sich dazu zwingen muß. Die Glut ist aus ihren großen, dunklen Augen gewichen, sie blicken verschleiert, aber Pilars Schönheit ist dadurch noch berückender geworden.

Geschäftig und zuvorkommend tummelt sich Senjor Pascual. Immer wieder erscheint er bei seiner schönen jungen Frau und bemüht sich fast


UNIV. OF CALIFORNIA

Alfred Bachmann: Hagelböen an der Nordsee

unterwürfig um sie, die ihn mit freundlichem Gleichmut behandelt.

Schwüle Unruhe wallt durch die Straße. Unaufhörlich öffnet und schließt Pilar den Fächer. Ihre Blicke suchen, und doch können sie nicht die Augen finden, die irgendwoher aus dem Dunkel so begehrlich nach ihr tasten. »Seine Augen!« flüstert sie, und Tio Pepe nickt langsam und traurig.

Das Fest tost und braust. Die bunten Papierlaternen schwelen im Dunste. Alle erdennahen Leidenschaften sind unter das bunte Flitterdach gebannt. Wer ahnt, wie Pilars Blut siebet? Aber was kümmert es jetzt noch die andern, daß nie wieder Pedro Vidal in der Straße San Eudaldo Fiesta Mayor mitfeiern wird?

Da — ein einziger, vielstimmiger Schrei. Aus dem Dunkel der Hauptstraße jagt ein Kraftwagen heraus und hält im Ruck vor dem Kreis der Tanzenden. Wildes Pistolenschießen. Ein Kommando. Maskierte Männer springen vom Wagen.

»Die Pistoleros!« kreischt die entsetzte Menge.

Pedro Vidal, der einzige, der keine Maske trägt, steht vor Pilar. Pascual will sich auf ihn stürzen, aber einer der Pistoleros hält ihn mit dem Revolver zurück. Da fragt Pedro leise, bittend, fast liebreich: »Willst du mit mir kommen, Pilar? Nicht fürchten! Ich zwinge dich nicht!«

»Pedro!« Der unbändige Aufschrei Pilars zuckt allen Zuschauern ins Blut. Sie stehen erstarrt. Ist es ein Traum? Pilar hat sich in Pedros Arme gestürzt. Er reißt sie empor. Springt mit ihr in den Kraftwagen. Ein Kommando. Pistolenschüsse. Die kreischende Menge weicht zurück, und während der Wagen wendet, jagen die Pistoleros Schuß auf Schuß über die Köpfe hinweg.

Dann ein Ruck. Das Schießen hört auf. Der Wagen ist im Dunkel verschwunden.

Breit und staubig liegt die Straße San Eudaldo in der Morgensonne da. Heiße blaue Luft flimmert über den flachen Dächern und über der dunkelgrünen Huerta am Ende der Straße. Tio Pepe will allein sein. Er gibt seinem Lehrling einen Auftrag und schickt ihn weg. Dann geht er an die Arbeit. Aber es ist ihm nicht möglich, an der Hobelbank zu stehen. Die Beine wollen ihn nicht tragen, er muß sich setzen. Und er setzt sich, wie er gewohnt ist, auf den niedrigen Schemel an der offenen Werkstattür, und seine Blicke gleiten, wie sie gewohnt sind, schräg über die breite staubige Straße hinüber. Und er blickt und blickt, und die Augen schmerzen ihn. Aber kein schlankes Mädchen tritt aus jener Haustür.

Endlich erhebt sich der Alte und geht mit Schritten wie im Traum in die Werkstatt zurück. Er muß arbeiten. Und er greift nach seinem Schnitzmesser und nimmt eine leichte Arbeit vor, aber eine Minute später sitzt er schon wieder in trostloser Mattigkeit auf seinem Schemel und hält den Bilderrahmen und das Messer müßig in der Hand.

Bald werden die Nachbarn kommen. Dann muß er mit ihnen über Pilar sprechen. Und die Polizei wird Nachforschungen anstellen. Vergeblich. Aber eines Tags werden sie den Räuber und Mörder Pedro Vidal doch fangen. Oder er wird ein andres schlimmes Ende finden. Und dann wird alle Welt von dem Frauenzimmer reden, das sich mit den Banditen herumgetrieben hat...

Die heiße Luft flimmert gleichmäßig und unbarmherzig. Staubig und leer liegt die Straße San Eudaldo.

Nie wieder wird Tio Pepe ein schlankes Mädchen mit anmutig wiegendem Gang auf die Werkstatt zuschreiten sehen. Nie wieder werden ihn aus einem Gesicht von wunderbarer zarter Haut die dunkel leuchtenden Augen anlächeln.



Winternacht

Ich wandle gern in diesen hellen Nächten,
Die wie ein weißer, wundervoller Traum.
Die Flocken fallen nieder und verflechten
Die Zweige märchenhaft von Baum zu Baum.

Und weiß im Schnee erglänzen fern die weiten
Kornäcker, drein die Wintersaat gesät,
Die Wälder, die im Dunkel sich erbreiten
Dem Licht des Mondes, der herniederspäht,

Als müßte alles er zum Leben mahnen,
Was sich in weiser Wintersruh verhüllt.
Und das ist köstlich: Werdendes zu ahnen
Und warten können, bis die Zeit erfüllt,

Und warten können, bis die vollen, echten
Glücksfrüchte reifen an des Lebens Baum. —
Ich wandle gern in diesen hellen Nächten
Durch ihren weißen, wundervollen Traum.

Wulf Bley

Kaiser Alexander I.

Eine Geschichtsstudie von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

Es war eine Epoche der lebendigsten Bewegung, in der es dem Zaren Alexander I. vergönnt und bestimmt war, an hervorragender Stelle zu wirken: von den Stürmen, die die Französische Revolution entfesselt hatte, mitergriffen, ist Rußland unter Alexanders Regierung, im Bunde und im Kampf mit Frankreich, mehr als je aus seiner geistigen Abgeschlossenheit herausgerissen worden; erheblich vergrößert im Westen, ist es dem einen Ziele Peters und Katharinas, auf der Ostsee und in Mitteleuropa das entscheidende Wort zu sprechen, einen großen Schritt nähergekommen. Zugleich aber hat es durch die engere Berührung mit Westeuropa die Krankheitskeime eingesogen, deren Entfaltung ein Jahrhundert später den Riesenbau des autokratischen Cäsaropapismus in Trümmer gelegt hat. Alexander hat dieses Schicksal nicht hervorgerufen, aber viel zu seiner Entwicklung beigetragen.

Seine Jugend stand unter unfreundlichen Sternen. Seine Großmutter Katharina hatte Großes mit ihm vor; voll Geringschätzung gegen ihren Sohn Paul, den sie für regierungsunfähig erklärte, ging sie mit dem Gedanken um, ihn von der Regierung auszuschließen und den Enkel zum Nachfolger zu ernennen. Als Kind entzog sie ihn deshalb seinen Eltern und übernahm seine Erziehung. Damit der Knabe in dem Geiste der Aufklärung, wie ihn die Zarin selbst vertrat, erzogen werde, bestimmte sie den Waadtländer Laharpe zu seinem Lehrer, den der Zufall als Reisebegleiter eines russischen Magnaten an ihren Hof geführt hatte. Laharpe, weder ein tiefer Geist noch ein großer Gelehrter, stellte sich die Aufgabe, in dem künftigen Selbstherrscher die Überzeugung zu erwecken, daß nach moderner Auffassung alle Menschen gleich geboren seien, und jeder Bürger das Recht habe, das Willkürregiment eines Einzelnen abzulehnen, wenn er auch zugestand, daß gewisse absolute Monarchen, die immer nur für ihre Völker gelebt, sich große Verdienste um die Menschheit erworben hätten. Äußere Einflüsse, wie die frühe Vermählung des Großfürsten — mit fünfzehn Jahren —, machten dem regelmäßigen Unterricht bald ein Ende, so daß Alexander weder eine systematische Bildung empfangen, noch zu ernsthafter eigner Arbeit angeregt werden konnte. Bald geriet auch Katharinas theoretischer Liberalismus mit ihrer Politik bei dem Umsichgreifen der Revolution in Konflikt; Laharpe wurde entfernt, und Alexander blieb den höfischen Eindrücken allein überlassen.

Jetzt machte sich der Gegensatz von Gatschina, dem Aufenthaltsorte Pauls, und Zarskoje Selo, dem Hofe Katharinas, aufs verderblichste geltend. Wenn in Zarskoje Selo Üppigkeit und Leichtfertigkeit herrschten, so beanspruchte Paul, der in allem das Gegenteil von seiner Mutter zu sein bestrebt war, das öffentliche wie das private Leben nach dem Maßstab der Sittlichkeit einzurichten, natürlich ohne bei seinem bizarren und ungebildeten Geist einer tieferen ethischen Auffassung fähig zu sein. Heute mußte Alexander den Spott Katharinas und ihrer Höflinge über Paul und seine Narrheit, sein geistloses Exerzieren und Paradieren, morgen Pauls rigorose Urteile über die Unsittlichkeit des Hofes der Zarin über sich ergehen lassen. Sein gesunder Verstand erkannte bald, daß Pauls Treiben in der Tat öde und nichtig war, aber bald empfand er auch, wie sehr Katharinas Politik den Grundsätzen widersprach, die ihm Laharpe eingepflanzt hatte und die sie selbst gern im Munde führte. Je mehr seine Urteilskraft zunahm, desto mehr fühlte er sich im Gegensatz zu Vater und Großmutter. Freilich durfte er seine innerste Meinung nie laut werden lassen, weder zu Lebzeiten Katharinas noch gar unter der Regierung Pauls, der den Abstand zwischen sich und seinem Sohne herausfühlte und ihn deshalb mit dem Argwohn des Despoten verfolgte. Alexanders Rettung war seine Fähigkeit, sich zu verstellen, hatte ihn doch Laharpe schon gelehrt, daß ein Monarch seine innersten Gedanken verbergen müsse. Die Unwahrhaftigkeit, die sich so in ihm entwickelte, paarte sich bald mit Mißtrauen gegen jedermann, da er sich von Horchern und Zuträgern an beiden Höfen umgeben wußte und die Hohlheit und Selbstsucht der meisten Hofleute bald durchschaute. Natürlich lebte in ihm, dem Jünger der Humanität, der Wunsch, dereinst eine bessere Regierung als sein Vorgänger zu führen, und allerlei Pläne, seine Untertanen aufzuklären und zu beglücken, beschäftigten seinen Geist; aber das Verhängnis war, daß Kritik und Phantasie bei ihm stärker als die Willenskraft waren, daß er also nicht der Mann war, die ungeheuren Hindernisse, die sich in Rußland einer liberalen Regierung nach seinem Herzen entgegenstellten, zu beseitigen. Weder von Katharina noch von Paul in die Staatsgeschäfte eingeführt, und ohne tiefere Kenntnisse der russischen Zustände, gab er sich allerlei Reformplänen hin, die, mehr französisch als russisch gedacht, von vornherein den Stempel der Unfruchtbarkeit tragen mußten. Der Petersburger Gesellschaft blieb seine Weltfremdheit nicht unbekannt: ein junger Löwe, der von einem Adler erzogen worden sei, spottete man, als er zur Regierung kam (1801).

Die ersten Reformversuche des vierundzwanzigjährigen Herrschers waren geeignet, dies Urteil zu bestätigen. Umgeben von jungen Männern, die in ähnlichen unrussischen Gedanken lebten wie

er, und ihm weder an Erfahrung noch an Kenntnis des russischen Landes überlegen waren, hat Alexander allerlei Pläne entwerfen und Maßregeln beginnen lassen, die aber bald auf halbem Wege stockten. Viele Verordnungen über Milderungen des Strafrechts, Einschränkung der geheimen Polizei und Zensur sind zwar erlassen worden, manche Versuche zur Umformung der Verwaltung, der Erleichterung der Leibeigenschaft, zur Hebung und Modernisierung des Unterrichts, ja zur Ersetzung der Selbstherrschaft durch eine Verfassung sind gemacht worden, aber mochte der Kaiser auch später geeignetere Werkzeuge finden, seine Kraft reichte doch nicht aus, den natürlichen Widerstand gegen die Neuerungen im Beamtentum und die Gleichgültigkeit in der Bevölkerung zu überwinden, so daß nichts Ernstliches geschaffen, wohl aber tiefe Unzufriedenheit erweckt wurde. Außer den erwähnten persönlichen und sachlichen Ursachen haben besonders die auswärtigen Angelegenheiten und die Kriege den Zaren verhindert, sich tiefer in die inneren Fragen zu versenken. Auf diesem Gebiete ist seine Arbeit in der Tat von weltgeschichtlicher Bedeutung gewesen, und daß niemand anders als Napoleon in Krieg und Frieden sein Gegenspieler gewesen ist, verleiht seinem Wirken einen besonderen Reiz.

In den ersten Beziehungen zu Napoleon liefen Alexanders persönliche Anschauungen mit dem politischen Nutzen Rußlands zusammen. Er war begeistert vom Ersten Konsul, der nach beispiellosen Siegen der Welt den Frieden wiedergab (1801) und durch seine bürgerlichen Reformen Frankreich beruhigte; er war geneigt, in ihm einen selbstlosen, republikanischen Helden antiken Musters zu erblicken. Und in der wichtigsten internationalen Aufgabe, der Neuordnung Deutschlands, verfolgten sie gleiche Ziele. Beide wollten verhüten, daß eine der deutschen Großmächte den ausschlaggebenden Einfluß erhielt, vielmehr wollten sie die Mittelstaaten verstärken, um mit ihrer Hilfe stets ein Wort in den deutschen Dingen mitsprechen zu können. Für Deutschland bedeutete diese Politik, die Fortsetzung von Gedanken, die schon im 18. Jahrhundert in der russischen Politik gelebt hatten, die Errichtung einer Fremdherrschaft; die gleichzeitige innige Freundschaft des Zaren mit dem preußischen Königshause stand ihr nicht entgegen, da er die preußische Großmachtstellung in ihrer bisherigen Ausdehnung nicht zu schmälern gewillt war.

Allerdings war Alexanders Vorliebe für Frankreich nur von kurzer Dauer. Die persönliche Schwärmerei für den Heros trat zurück, als dieser sich das Konsulat auf Lebenszeit übertragen ließ (1802) und dadurch in Alexander den Verdacht erweckte, nicht aus lauterem Patriotismus, sondern aus persönlichem Ehrgeiz zu handeln. Als Napoleon gar die französische Herrschaft über Italien festhielt und Andeutungen über eine baldige unvermeidliche Teilung der Pforte fallen ließ, war seine Stellung entschieden: er sah jetzt in Napoleon einen unruhigen Politiker, der in Rußlands wichtigstes Interessengebiet eingriff und wegen seiner unersättlichen Machtgier kein Vertrauen verdiene. Aber vortrefflich verstand er mit der früher gelernten Kunst seine Wandlung zu verbergen; als Napoleon mit England wieder in Krieg geriet (Frühling 1803), glaubte er im Zaren noch einen wohlwollenden Vermittler zu finden, mußte aber zu seiner Enttäuschung erfahren, daß Alexander die englische Sache begünstigte. Mit Notwendigkeit ergab sich hieraus der Bruch auch zwischen Frankreich und Rußland, da Napoleon nach dem östlichen Mittelmeer wie nach der Ostsee vorzudringen strebte, also sich dem russischen Machtbereich immer mehr näherte. Äußerlich zwar nahm Alexander die Erschießung des Herzogs von Enghien zum Anlaß, die Beziehungen abzubrechen (1804), aber das war nur ein willkommener Vorwand, um sich der öffentlichen Meinung Europas als Verfechter des gekränkten Völkerrechts und Völkergewissens hinzustellen. Tatsächlich leiteten ihn jene politischen Gründe; längst vor der Erschießung Enghiens ging er mit Kriegsplänen um. Jetzt beschäftigte die Neugestaltung Europas durch Überwältigung des revolutionären Frankreich seine Phantasie; und aufs beste glaubte er die hohen Prinzipien der öffentlichen Gerechtigkeit und des Gesamtwohls Europas, die ihm Laharpe eingepflanzt hatte, mit dem russischen Vorteil verbinden zu können: Frankreich sollte große Abtretungen an Holland und deutsche Staaten vollziehen und seine ungerechte Herrschaft über die kleinen Nachbarländer verlieren; die Türkei sollte als barbarische und unchristliche Macht verschwinden und unter Rußland und Österreich aufgeteilt werden, an den Polen sollte das Unrecht der Teilungen wieder gutgemacht — aber das neue Reich des Weißen Adlers sollte in Personalunion mit Rußland verbunden werden. Preußen und Österreich gedachte der Weltreformer mit deutschen Ländern für ihre polnischen Provinzen zu entschädigen und Deutschland so einzurichten, daß die deutschen Staaten außer den Großmächten einen Bund als Zwischenmacht zwischen Preußen, Österreich, Frankreich und Rußland bildeten. Die Zerrissenheit Deutschlands war damit besiegelt. Bei diesem Zustande Europas, sagte Alexander, werde Rußland den überwiegenden Einfluß haben, denn Frankreich und England würden sich um seine Freundschaft streiten.

Wie sehr die erhabenen Grundsätze, um die angeblich der Kampf ging, hinter Rußlands Nutzen zurücktraten, zeigt Alexanders Politik nach seinen Niederlagen an der Seite Österreichs und Preußens (1805—1807). Sobald der

Sieger von Austerlitz und Friedland ihm Friede und Freundschaft bot, ging er darauf ein; hatte er bisher im Bunde mit England Frankreich als Feind der europäischen Freiheit bekämpfen wollen, so wurde jetzt Albion der Feind des öffentlichen Wohls. Sein Wille war nicht stark genug, seiner mutlos gewordenen Umgebung die Fortsetzung des Krieges aufzuzwingen und durch seine Standhaftigkeit den Franzosen neue Feinde zu erwecken. Der Kampf hätte ohne unmittelbare Gefahr weitergeführt werden können, da Napoleon nicht imstande war, die russische Grenze trotz seines Sieges in Ostpreußen zu überschreiten, aber der Schwankende ließ sich gern durch die Vorteile des französischen Bündnisses gewinnen. Oft ist die Tilsiter Zusammenkunft der beiden Kaiser (Juli 1807) geschildert worden, wie beide ihre Fähigkeiten, zu bezaubern und zu überreden, spielen ließen, wie beide persönlich voneinander angezogen wurden und ihre Rechnung bei dem neuen Bündnis zu finden hofften. Selbstverständlich war der Sieger der Führende in den Tilsiter Tagen. Alexander war geschmeidig genug, das Verhältnis anzuerkennen, aber auch geschickt genug, den Schein des Besiegten zu vermeiden und äußerlich als ebenbürtig neben Napoleon zu erscheinen. Ohne Zweifel empfing er einen starken Eindruck von der großen Persönlichkeit seines Partners, aber sein angeborenes und anerzogenes Mißtrauen bewahrte ihn vor der völligen Hingabe an den Überlegenen. Nie hat er den russischen Vorteil aus dem Auge verloren und stets allen französischen Freundschaftsbeteuerungen eine gesunde Kritik entgegengesetzt. Wohl mußte er dem Sieger die Neuordnung Deutschlands nach Preußens Besiegung überlassen, auf die Angliederung Polens verzichten, ja die Stiftung eines von Frankreich abhängigen Polenstaates dulden, aber er vermochte doch den letzten Zielen der russischen Politik, Beherrschung des Orients und der Ostsee, zu dienen: er erhielt Napoleons Einwilligung zur Eroberung Finnlands, und auf der Balkanhalbinsel wurde ihm die Erwerbung der Moldau und Walachei, ja Konstantinopels in Aussicht gestellt. Und noch nach einer andern Seite bewies Alexander, daß er sich von den Verhältnissen nicht nur schieben ließ, sondern sie zu bestimmen wußte. Er hat in diesem Augenblick der russischen Politik einen durchaus persönlichen Charakter gegeben. Seine Umgebung, Familie, Minister, Generale und Magnaten wollten zwar Frieden mit Frankreich, aber nicht den Krieg mit England, weil der Bruch mit dem Inselreich, das weitaus der beste Lieferant der unentbehrlichen Industrie- und Kolonialwaren und Abnehmer der russischen Rohstoffe an Holz und Getreide war, große wirtschaftliche Schäden mit sich brachte. Alexander erkannte dagegen, daß Friede mit Frankreich ohne Krieg mit England unmöglich sei, und zog die praktische Folgerung, obgleich die Opposition des Hofes, wie das Ende seines Vaters gelehrt hatte, Verderben bringen konnte. Jetzt erst, wo er fast alles von Bedeutung in seinem Lande gegen sich hatte, ist er wahrer Selbstherrscher geworden.

Hatte er in Tilsit seine geistige Selbständigkeit gewahrt, so vermochte er sogar ein Jahr später Napoleon einen Vorteil abzugewinnen. Durch den Aufstand in Spanien gefesselt und von Österreich im Rücken bedroht, rief der Verbündete seine Hilfe an: durch eine gemeinsame drohende Note der Tilsiter Bundesgenossen sollte Österreich zur Abrüstung und Friedensbewahrung gezwungen werden. So hohen Wert legte Napoleon auf die Erfüllung seines Wunsches, daß er eine neue Zusammenkunft veranlaßte (Erfurt, Oktober 1808), um seinen persönlichen Einfluß zur Geltung zu bringen. Aber vergeblich war aller Glanz, den der Imperator entfaltete, um seinem Gast zu imponieren, vergeblich waren alle Überredungskünste des großen Zauberers. Alexander versagte sich. Sein natürliches Mißtrauen in die Zuverlässigkeit des großen Eroberers hatte durch die seit Tilsit vollzogene Entthronung der spanischen Bourbonen neue Nahrung empfangen, und er traute jetzt Napoleon die Absicht zu, allen alten Dynastien, zunächst der habsburgischen, dasselbe Schicksal zu bereiten. Um das zu verhüten, wünschte er die Entwaffnung Österreichs nicht, denn, meinte er, ein entwaffnetes Österreich werde Napoleon nach Niederschlagung des spanischen Aufstandes überfallen und zertrümmern, ein starkes dagegen nicht leichtherzig anzugreifen wagen. Um zu verhindern, daß die Donaumonarchie durch einen eignen Angriff selbst ihr Schicksal heraufbeschwöre, war er bereit, offen zu erklären, in diesem Falle seine Bundespflicht erfüllen zu wollen. Hierdurch hoffte er Österreich zu einer friedlichen Politik zu bestimmen, den augenblicklichen Zustand und ein ungefähres Gleichgewicht zwischen Rußland und Frankreich, mit einem schwächeren Österreich und Preußen als Zwischenmächten, die im Bedarfsfalle russische Verbündete werden konnten, zu erhalten. Für Rußland selbst wollte er in der Zeit, da Napoleon, durch Spanien beschäftigt, den orientalischen Dingen entrückt war, die lange umkämpften Donauprovinzen erobern: hielten erst seine Adler in Bukarest und Jassy die Wache, dann mochte es an der Zeit sein, den westlichen Dingen eine stärkere Teilnahme zuzuwenden, das Bündnis mit Frankreich zu lösen und auf den früheren Gedanken der Einschränkung Frankreichs zurückzukommen. So schlug er Napoleons Begehren ab, verlangte aber die Einwilligung zu seiner orientalischen Vergrößerung. Er wußte, daß Napoleon sie ungern gab, weil er eine Veränderung im Orient nicht wünschte, solange er nicht selbst dabei entschei-

dend mitwirken konnte, aber Alexander erkannte den Vorteil der augenblicklichen Lage und war zäh genug, seine Stellung zu verteidigen. Wiederum bewährte sich seine Geschicklichkeit, seine wahre Gesinnung zu verheimlichen; er verhehlte sorgsam das Mißtrauen, das ihn belebte, und versetzte Napoleon in den Glauben, daß allein Mangel an Einsicht oder Entschlossenheit seine Schritte lenke.

Alexanders Kraft reichte aus, sich seinen Weg selbständig zu wählen, aber nicht, den Lauf der Dinge zu meistern. Schon sein Wunsch, den europäischen Frieden zu erhalten, ging nicht in Erfüllung, da Österreich trotz seiner Warnung das Schwert zog und seine unvermeidliche Niederlage mit schweren Opfern bezahlen mußte. Der Zar fühlte sich hierdurch mitbetroffen, da die französische Macht abermals näher an seine Grenzen heranrückte und sich so seine Aussichten für einen etwaigen Kampf verschlechterten. Und der Krieg wurde bald unvermeidlich, weil Alexander in steigendem Mißtrauen gegen Napoleons Absichten im Kampfe gegen England nachließ und die Einfuhr seiner Waren, die er nach den Tilsiter Abmachungen streng fernhalten sollte, unter gewissem Vorbehalt gestattete. Mit halben oder lauen Bundesgenossen war aber dem Imperator in seinem wirtschaftlichen Todeskampf gegen die unfaßbare Inselmacht nicht gedient: kaum drei Jahre nach den Erfurter Gesprächen mußte Alexander mit dem nahe bevorstehenden französischen Angriff auf seine Grenzen rechnen.

Der Selbstherrscher begegnete dieser Gefahr, wie es ihm seine Natur vorschrieb. Es war kein Zweifel, daß es sich jetzt nicht nur um das Schicksal Rußlands, sondern um das Europas handelte: gelang es dem bisher Unbesiegten, auch Rußland niederzuwerfen, so herrschte sein Wille von den Säulen des Herkules bis zum Ural; auch England hätte ihm schwerlich länger widerstehen können. Ein Held von großem Ausmaß auf dem russischen Thron hätte gerade aus dieser Perspektive die beste Hilfe für den Kampf schöpfen können: er hätte die Völker aufgerufen, ihm um ihres eignen Heiles willen beizustehen; in schneller und kühner Offensive über Rußlands Grenzen hinaus hätte er sogleich Preußen an seine Fahne gefesselt, um auch Österreich mit fortzureißen und die im deutschen Volke schon lange glimmende Neigung, das französische Joch zu brechen, in hellen Flammen auflodern zu lassen. Es war der Plan, den die großen preußischen Patrioten Scharnhorst und Gneisenau dem Zaren empfahlen, und auch König Friedrich Wilhelm war bereit, bei energischer russischer Angriffsstrategie noch einmal sein Geschick mit dem russischen zu verbinden. Aber hierzu war Alexander nicht imstande. Er scheute ebenso das militärische Wagnis des großen Angriffs wie die Abneigung seiner Russen, außerhalb ihres Landes zu fechten. An der Reichsgrenze wollte er den Feind erwarten, überließ ihm also die wertvollen Streitmittel Preußens und Österreichs, die sonst ihm zugefallen wären. Nach dem höchsten Ziele wagte er also nicht zu greifen: es konnte geschehen, daß er den Angriff wohl abschlug, Napoleon aber in seiner mitteleuropäischen Stellung ungebrochen blieb und einen neuen Zug vorbereitete. Indessen, war er nicht kühn genug, das Schicksal herauszufordern, so war er doch Manns genug, das Gebotene zu ergreifen. Wohl vermochte sein großer Widersacher die schlecht geführten russischen Heere zu schlagen und Moskau zu erobern, aber nicht die russische Streitmacht zu vernichten und das Errungene durch dauernde Besetzung des Riesenreiches zu behaupten. Kaum in Moskau angelangt, mußte der Gewaltige bereits an den Rückzug denken, da seine von Strapazen und Kämpfen zusammengeschmolzenen Mannschaften sich unmöglich in dem feindlichen Lande gegen die Angriffe der russischen Truppen und der Bevölkerung den Winter über halten, geschweige denn verpflegen konnten. Napoleon hatte darauf gerechnet, daß Alexander unter der Wucht des Verlustes der alten Hauptstadt zusammenbrechen und um Frieden bitten werde, vollends als sie in Flammen aufging; aber noch mehr als in Erfurt hatte er seinen Gegner unterschätzt. Alexander wurde zwar tief erschüttert durch das Elend, das sein Volk ertragen mußte, aber er durchschaute die militärische Schwäche des Feindes und wies jeden Gedanken an Frieden von sich.

Der Entschluß war das persönliche Verdienst des Herrschers. Fast seine ganze Umgebung war kleinmütig geworden; seine Mutter, sein Bruder Konstantin und die Petersburger Gesellschaft schrien nach Frieden mit Frankreich. Alexander setzte sich über diese Einflüsse hinweg, und im berechtigten Vertrauen auf die Stimmung der Nation, die anders als die neue Hauptstadt urteilte, gestärkt durch den Zuspruch des Freiherrn vom Stein, proklamierte er den Kampf bis zum äußersten. Aber zu noch Höherem war er berufen. Denn nach der Flucht Napoleons und der Zerstörung der Großen Armee mußte er des moralischen Beistandes, den ihm der nationale Kampfeseifer gewährt hatte, entbehren: die Russen waren mit der Befreiung der Heimat befriedigt und sahen in der Fortsetzung des Krieges auf fremdem Boden einen Kampf für fremde Zwecke. Alexander, jetzt nur von Stein unterstützt, hielt trotzdem jenen Entschluß fest und zwang seinem Volke die Weiterführung des Krieges auf. Man weiß, wie sich seine Festigkeit belohnte; erst Preußen, dann Österreich fielen ihm zu, und schließlich erweiterte sich der Kampf zu einem Kriege aller europäischen Völker gegen

die französische Gewaltherrschaft. Alexander stand auf der Höhe seiner Aufgabe. Er war der einzige unter den Monarchen der Koalition, der die Überzeugung hatte, daß, solange Napoleon an der Regierung bleibe, weder ein dauernder Friede noch eine Sicherheit für Rußland zu erlangen sei. Er sah es daher als seine Pflicht an, die Politik der Koalition in die unversöhnliche Richtung zu treiben. Nicht politische Reflexion allein, auch die Leidenschaft wies ihn auf dies Ziel: er haßte jetzt Napoleon, den Verderber Moskaus, persönlich und wollte durch Eroberung von Paris Rache für die Heerfahrt nach Moskau nehmen, sowie durch die Beseitigung des Tyrannen den geknechteten Völkern Genugtuung verschaffen. Mehr und mehr lebte er sich in den Gedanken Steins ein, daß der Kampf gegen Napoleon der Kampf des guten gegen das böse Prinzip sei; er fühlte sich als Werkzeug Gottes berufen, den Vertreter des Bösen unschädlich zu machen. Ideen aus seiner Jugendzeit über Freiheit und Menschenwürde verknüpften sich mit einem religiösen Schwung, der unter dem Antrieb der ungeheuren Erlebnisse in ihm lebendig geworden war. Der höchste persönliche Triumph blieb ihm freilich versagt. Er durfte es nicht wagen, wonach er sich im innersten Herzen sehnte, den Oberbefehl zu übernehmen, um den großen Kriegsmeister auf seinem eignen Felde zu überwinden und seinen Namen unauflöslich mit dem Untergange des Gehaßten zu verknüpfen; auch in politischen Augenblicksfragen hat er nicht selten seinem natürlichen Widerpart Metternich nachgeben müssen, aber in allen großen Dingen ist er immer der Führer der Verbündeten geblieben, denn schließlich wurde sein Programm mit dem Sturze Napoleons doch durchgeführt.

Allerdings rein waren diese idealen Vorstellungen jetzt so wenig wie früher in ihm entwickelt. Die Idee der Gerechtigkeit wie der Freiheit hätte eine solche Einrichtung Europas erfordert, daß die zerrissenen Völker Deutschlands und Italiens einen nationalen Staat wie die übrigen erhielten, womit zugleich einer neuen französischen Gewaltherrschaft am besten vorgebeugt worden wäre. Aber das Prinzip der russischen Macht zog ihn zu einem Kompromiß mit den Idealen: er wollte den Einfluß auf Mitteleuropa, den ihm ein zerrissenes Deutschland gewährte, nicht preisgeben und lehnte deshalb den deutschen Einheitsgedanken ab. Nie sollte Gesamt-Deutschland eine selbständige Politik treiben und das Gefühl gewinnen, einen neuen französischen Angriff allein, ohne russische Hilfe, bestehen zu können: daher mußte Frankreich allen Anstrengungen der deutschen Patrioten zum Trotz auch seine Offensivstellung im Elsaß und im deutschen Lothringen behaupten. Da der Zar so die Idee der nationalen und europäischen Freiheit nicht in voller Tiefe erfaßt hatte, vermochte er auch den Geist, der das preußische Heer beseelte, auf die Dauer nicht zu begreifen. Ursprünglich hatte er richtig erkannt, daß die kriegerische Begeisterung, der man den Sieg verdankte, aus der Tiefe der nationalen Empfindungen herausgequollen war, aber sobald sie folgerichtig zu der patriotischen Forderung des deutschen Nationalstaates führte, wurde sie ihm verdächtig.

Diese Abwendung von den ideellen Mächten, die er selbst zu Beginn des Krieges mit entzündet hatte, fiel zusammen mit einer andern Wandlung. Die großen Erschütterungen seit 1812 erzeugten, wie angedeutet, in ihm die Sehnsucht nach religiöser Vertiefung, und da wurde es sein Verhängnis, daß er ohne tiefere philosophische Schulung nicht fähig war, sich zu einer freien, persönlichen Frömmigkeit durchzuringen. Er wurde vielmehr das Opfer eines romantischen Mystizismus, der ihn antrieb, die Grundsätze des Christentums, wie er sie jetzt verstand, auf die Politik zu übertragen; wie er früher die Welt nach den Lehren der Aufklärung hatte beglücken wollen, so wollte er sie jetzt auf den Weg zur wahren christlichen Sittlichkeit führen. Dieser Schwärmerei verdankt die »Heilige Allianz« ihre Entstehung. Auf sein Betreiben erklärten weitaus die meisten Staatsoberhäupter Europas, sich als Brüder betrachten und ihre Untertanen im Geiste der christlichen Religion leiten zu wollen: Friede nach außen und innen schien bei diesen Grundsätzen am besten gewährleistet zu sein. Eine herbe Enttäuschung stand ihm bevor. Die neue Ära der Glückseligkeit erstand nicht, und kaum ein Mitglied der Allianz sah in jenen Sätzen mehr als politische Romantik.

Eine noch härtere Enttäuschung wartete seiner in Rußland, wo es die Wunden des Krieges zu heilen galt. Noch mehr als vor dem Kriege mußte er den Gegensatz zwischen Wollen und Können empfinden, wurde doch seine Arbeit noch erschwert dadurch, daß viele der Offiziere und Mannschaften in Deutschland und Frankreich mit westlichen, dem russischen Wesen fremden, zum Teil revolutionären Vorstellungen nach Hause zurückgekehrt waren. Im Kampf mit der Opposition, der bald solche fremde, bald einseitig russische nationalistische Gedanken zugrunde lagen, ist Alexander früh gealtert. Gefoltert durch die Furcht vor Revolution im eignen Heere, verbittert durch zahlreiche Mißerfolge und die Vorstellung, daß sein Volk sein Streben mit Undank lohne, hat er in den letzten Lebensjahren an Thronentsagung gedacht und ist nur durch einen plötzlichen Tod an der Ausführung des Vorsatzes gehindert worden. Ein trüber Lebensabend nach einem vielverheißenden Morgen und glänzenden Mittag.

Der Spiegel

Skizze von Lotte Tiedemann

Er stand am Fenster und schaute mit grimmigem Blick und zusammengebissenen Zähnen in die Pracht der untergehenden Sonne hinein. Ihre Glut spiegelte sich auf seinem Gesicht, aber er sah nichts von aller Schönheit der Natur. Er wandte sich ab, zog die Vorhänge vor und ging in heftiger Erregung im Zimmer auf und ab.

Seine Frau, seine junge, schöne Frau... entstellt, für immer entstellt, wie der Arzt sagte, und sie waren beide noch so jung, ihr erstes Kind zählte kaum drei Jahre. Ihr schönes edles Gesicht, das er so liebte — er stieß einen tiefen Seufzer aus — durch ein Autounglück, einen bloßen Zufall! Und nun lag sie in Schmerzen, hatte unzählige Schnitte im Gesicht, die bei bester Heilung alles, aber auch alles von ihrer Schönheit vernichten würden, so hatte ihm der Arzt gesagt, und er, er hatte nichts zu tun als hier herumzulaufen, zu wüten, zu hadern mit seinem Schicksal, anstatt die tiefste Dankbarkeit für die Rettung ihres Lebens zu empfinden.

Doch — im ersten Augenblick, als man sie ihm ins Haus brachte, hatte er nur an ihr Leben gedacht und in heißer Angst den ärztlichen Bescheid erwartet, aber nun war das andre stärker in ihm. War er denn so oberflächlich? Was galt ihr Gesicht, wenn sie lebte, gesund wurde, die Seele war es doch, die er liebte, nein, nicht nur die Seele, er liebte sie mit allem, was ihr eigen war, am tiefsten vielleicht ihr Gesicht, das für ihn der klarste Spiegel ihres innersten Lebens gewesen war.

Und er raste ins Nebenzimmer, wo sein kleiner Junge im Gitterbettchen schlief, nahm das Kind auf den Arm, suchte in seinem Gesicht die Züge der Mutter, drückte es an sich und kämpfte und rang mit seinen Gedanken, überschüttete sich mit Selbstvorwürfen, tröstete das Kind, das sein unsanfter Griff erweckt hatte und das schreiend nach Schlaf verlangte, trug es wieder in sein Bettchen, warf sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch und wußte nicht ein noch aus die ganze Nacht.

Inzwischen lag sie unter heftigen Schmerzen, das Antlitz verbunden, in einem abgelegenen, weißen Zimmer, das sonst nur für Gäste war, lag fiebernd bei verdunkelter Lampe. Eine Schwester saß an ihrem Bett und wachte mit stillem, unbeweglichem Gesicht. Die Kranke versuchte vergebens, irgend etwas aus diesen Zügen zu lesen, die eintönig und müde schienen. Trotz Fieber und Schmerzen faltete sie die Hände, und ein Gefühl innerster Glückseligkeit wallte heiß aus ihrem Herzen empor und trieb ihr das Blut in die Wangen, die unter den brennenden Verbänden noch mehr brannten. Sie durfte ja leben, ach, leben, sie würde gesund, hatten die Ärzte gesagt, bestimmt gesund. Ihr eines Auge, das der Verband freigelassen hatte, hing groß und leuchtend an der kleinen verdunkelten Lampe, und sie träumte, halb wachend, halb schlafend, von ihrem Mann, ihrem Kind, ihrer Jugend und der Schwester, die steinern und unbeweglich an ihrem Lager saß, bis alles sich mehr und mehr verwob und ein tiefer, genesungbringender Schlaf sie umfing. —

Als sie erwachte, saß ihr Mann an ihrem Bett, hielt ihre Hand in der seinen und blickte sie an, ängstlich und voll hingebender Liebe. Er sah übernächtig und unsagbar traurig aus.

»Was ist dir?« fragte sie forschend und schaute ihn an mit ihrem einen Auge, erstaunt und erschreckt. »Bin ich doch kränker als wir dachten?«

»Nein, nein,« begütigte er sie und küßte ihr die Hände und nahm diese Hände und schaute sie an, lange und prüfend, und sagte endlich: »Was du für schöne, seelenvolle Hände hast!« und dann: »Ich liebe diese Hände.«

Sie begriff ihn nicht. Er hatte noch nie etwas über ihre Hände gesagt. Sie war aber noch zu schwach, um weiter zu denken, verlangte nur nach ihrem Kind, gab sich aber gleich zufrieden, als man ihr sagte, sie sei noch zu müde, und schlief wieder ein.

Erst nach einigen Tagen, als man sie frisch verband, verlangte sie plötzlich nach einem Spiegel: »Vielleicht,« sagte sie, »bin ich ziemlich entstellt!«

Sie warf es leicht hin. Ihr Mann, der immer gerufen sein wollte, wenn man ihr den Verband abnahm, um sich langsam an ihren Anblick zu gewöhnen, antwortete ihr im gleichen Ton: »Ja warte, ich hole ihn dir!« und wandte sich ab, denn ein schmerzliches Zucken lief um seinen Mund.

Sie sah es nicht, merkte auch nicht, daß er ihr den Spiegel nicht brachte, sie war zu sehr durch den hantierenden Arzt, die helfende Schwester abgelenkt.

Später saß ihr Mann wieder auf ihrem Bett, griff unbewußt nach ihren Händen und hing mit den Augen an ihren Händen mehr denn an ihrem Gesicht.

Sie fühlte plötzlich, daß er sie nicht ansah und erschrak: »Liebster,« fragte sie hastig, »bin ich sehr entstellt, sag' mir, bin ich sehr entstellt?« Und so sehr er sie auch beruhigte und ihre Frage verneinte, von diesem Augenblick an hatte sie keine Ruhe mehr. Mit ihren wachsenden Kräften wuchs diese Angst um ihr Gesicht, nicht nur um ihret-, auch um seinetwillen, und sie quälte sich und sah sich in Gedanken häßlich und zerstört für ein ganzes Leben.

Ihr Mann sprach mit dem Arzt: »Bitte,

geben Sie meiner Frau noch keinen Spiegel, noch nicht,« bat er dringend und vergaß über der Angst vor dem Schrecken, den sie beim Anblick ihrer selbst empfinden würde, sein eignes Entsetzen, das er mehr und mehr zu überwinden begann.

Sie aber verlangte immer dringender nach einem Spiegel und wurde mißtrauisch, weil ihr niemand einen gab. »Morgen,« vertröstete er sie, »morgen bringe ich dir einen, ganz bestimmt!«, und er lächelte wehmütig.

Ihr Gesicht war jetzt kaum noch verbunden, über und über mit Narben bedeckt, verzogen und vernichtet alles, was schön an ihr war. Auch der Blick ihrer Augen verlor durch ein herunterhängendes Lid seinen Ausdruck.

Sie ahnte, wie sie aussah, und begann leise zu weinen.

Er neigte sich über sie: »Komm,« sagte er, um sie aufzuheitern, »ich bringe dir das Kind!«

Sie hatte es bisher noch nicht gesehen, sollte auch eigentlich noch einige Tage warten, um ihre zerrütteten Nerven aufzufrischen, aber er wollte sie trösten um jeden Preis und lief, holte den Jungen und legte ihn vor sie hin auf die Decke. Der Kleine, schon erschreckt durch die Hast seiner Bewegungen, sah zu ihr auf, sah das fremde, entstellte Gesicht und schrie, schrie sinnlos vor Entsetzen: »Das ist nicht meine Mutter, das ist . . .«

Der Mann begriff sofort, riß das Kind in die Höhe und trug es eilends wieder hinaus.

Aber auch sie hatte sofort begriffen. So sah sie also aus, daß das Kind sich entsetzte, ihr eignes Kind, und ihre Seele erstarrte in eisigem Schrecken.

Er kam zurück, besorgt, ängstlich. Als er sie aber stumm und ergeben wie immer liegen sah — ihr Gesicht hatte ja jede Ausdrucksmöglichkeit verloren —, glaubte er, sie habe den Zusammenhang nicht erfaßt, und sagte mit erzwungener Heiterkeit: »Er wird so unbändig, der Junge, du fehlst ihm eben!« Dann blickte er sie zärtlich an.

Ihr Herz zog sich zusammen. Sie sagte aber nichts und bat ihn, hinauszugehen, sie wolle schlafen.

Als er sie mit einem forschenden Blick verlassen hatte, stand sie auf und wankte mühsam bis zu dem schweren Tisch in der Mitte, in dessen Schublade sie eine kleine silberne Dose wußte, in der man sich spiegeln konnte, denn alle Spiegel im Zimmer hatte ihr Mann entfernen lassen, als sie noch in der Narkose lag.

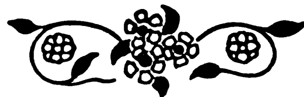
Zwischen alten Handschuhen und einem Bündel Briefe lag die kleine Dose. Sie zitterte an allen Gliedern. Sollte sie hineinschauen? Aber einmal m u ß t e es sein, und sie hielt sich hastig den kleinen blanken Deckel vor Augen. Da fiel es über sie wie ein großer, schwarzer Schatten. Das war sie? . . . So sah sie aus? Und sie schleuderte die Dose heftig zu Boden und wankte in ihr Bett zurück.

Wäre ich doch gestorben, schrie es in ihr. Mein Mann, mein armer Mann, wie wird er ertragen, mich so zu sehen. Er kann mich nicht mehr lieben! Aber dann schalt sie sich eine eitle Törin, die an Äußerlichkeiten hing, es kam doch im Grunde auf die Seele an, und sie rang und litt die ganze Nacht und kämpfte denselben Kampf, den er gekämpft hatte.

Wie im Nebel sah sie die Schwester hin und her gehen. Sie hatte dasselbe gelassene Gesicht wie am ersten Tage, als sie spätabends hereinkam, nur daß sie in der Nacht zu Bett lag und neben ihr schlief, anstatt wachend bei ihr aufzusitzen. Gegen Morgen erst wurde sie ruhiger, beinahe still, und eine ganz tiefe, noch kaum sich entfaltende Seligkeit keimte in ihrem Herzen, als sie plötzlich bedachte, daß ihr Mann sie ja alle die Tage schon so gesehen hatte, schon lange wußte, wie sie aussah, und ihr trotzdem seine Zärtlichkeit gebracht hatte.

Am nächsten Tage wunderte sich ihr Mann, daß sie gar nicht mehr nach dem Spiegel fragte, und sagte endlich: »Ich habe auch einen Spiegel für dich — warte!« Damit ging er hinaus und legte einen in Seidenpapier geschlagenen Spiegel vor sie hin. Er staunte über die Ruhe ihrer Hände, mit der sie das Papier auseinanderschlug; als sie aber den Spiegel in Händen hielt, lief ein Zittern durch ihre Gestalt, und ihre Tränen tropften auf den Spiegel, in den sie schaute. Denn ihr Mann hatte ihr einen antiken Spiegel in goldgeschnitztem Rahmen gebracht, dessen Glas im Lauf der Zeit erblindet war und der nichts wiedergab als den schwachen Umriß ihres Kopfes und den flimmernden Schein, den die Sonne um ihr blondes Haar wob.

Da sank sie in die Kissen zurück und tastete nach seinen Händen. Und sie gestanden einander ihren Kampf, und wie sie beide mit dem Schicksal gehadert und nun stille geworden waren im Gefühl ihrer starken Liebe zueinander. Die Sonne lag über ihnen, und der alte Spiegel hatte nie eine feierlichere Stunde zwischen zwei Menschen erlebt als diese. Das matte Gold seines Rahmens leuchtete, und sein blindes Glas gab die Sonne wieder wie den blassen, schwimmenden Mond einer Frühlingsnacht.





Der Ebenholzschnitzer Denorisami

Indienschau

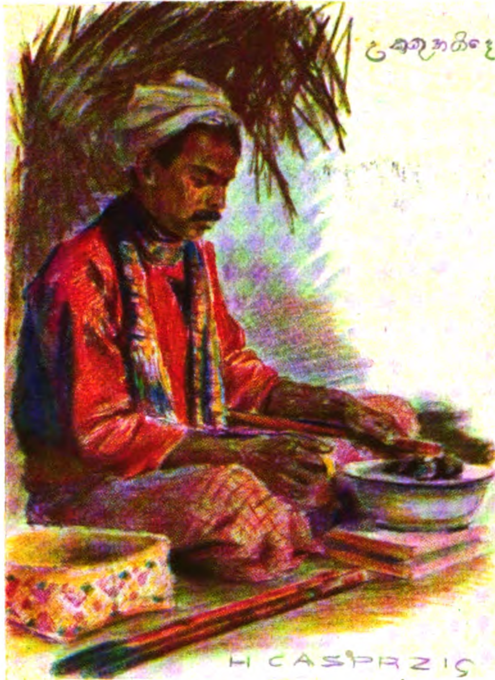
Von Arthur Rehbein

Mit sechs farbigen Zeichnungen von Hedwig Casprzig

Kommt nicht der Berg zu Mohammed, kommt Mohammed zum Berge — nach Indien zu reisen, ist nur wenigen Beglückten möglich, dafür bringt aber John Hagenbeck, ein Sproß der weltbekannten Hamburger Tierhändlerfamilie, mit seinem Sohne George ein Stück Indien nach Deutschland.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Indienschau dem Berliner Zoologischen Garten anzugliedern. Denn in den Freunden dieser volkstümlich-wissenschaftlichen Dauerausstellung fand sie einen starken Stamm von Besuchern, die, mit geweckten Sinnen und zu selbstbelehrendem Sehen erzogen, die Darbietungen entgegennahmen. So war denn auch der Erfolg trotz des ungünstigen Wetters erfreulich groß, und man kann wohl sagen, daß Hagenbecks indisches Dorf einige Monde hindurch die Stelle der Weltstadt war, wo der Strom des Verkehrs dauernd am ergiebigsten flutete. Wünschen möchte man, daß dieselbe Anziehungskraft das Planetarium zeigen werde, das während der Schau am Rande des Dorfes zur Vollendung gediehen ist.

Indisches Dorf — in diese Bezeichnung läßt sich das Wesen der Veranstaltung am besten zusammenfassen. Ein Dorf, in dem gerade eine Gauklertruppe ihre Bühne aufgeschlagen hat, wie ja auch bei uns fahrende Komödianten und Zirkusleute von Ort zu Ort ziehen. Wir sehen also zu gleicher Zeit das uralte, ehrliche Handwerken und das sonstige häusliche Leben der Seßhaften wie auch die nicht weniger alten Kunststücke der zigeunernden Schaukünstler. Nicht das allein also macht den Wert der Schau für



Lackmalerei

uns aus, daß wir ein fremdes Volk in seinen Sitten und Gebräuchen kennenlernen können, sondern ebensosehr die Gelegenheit, Arbeiten, die bei uns seit Jahrhunderten mechanisiert sind, noch in der ganzen Ursprünglichkeit der grauen Vorzeit ausgeführt zu sehen.

Da gebraucht beispielsweise der Ebenholzschnitzer noch das gleiche Werkzeug — ein einfaches Schnitzmesser nämlich —, wie es schon sein Fachgenosse zu der Zeit handhabte, als die Phönizier handeltreibend die Westküste Indiens aufsuchten. Er fertigt damit in der Hauptsache Elefanten in verschiedenen Größen. Der bildhübsche Denorisami, den der Buntstift hier festgehalten hat, ist Singhalese, das heißt ein Einwohner der Insel Ceylon, die einst mit dem vorderindischen Festlande zusammenhing und selbst heute noch durch die Adamsbrücke mit ihm eine wenn auch spärliche und lückenhafte Verbindung hat.

Auch die Lackmalerei ist uralt und hat ihre Arbeitsweise in unabsehbaren Geschlechterreihen nicht verändert. Heute noch sitzt der Meister mit untergeschlagenen Beinen vor einer Schüssel mit erhitzten Holzkohlen, dreht über diesen den Bambusstab und bringt mit erstaunlicher Geschicklichkeit die Verzierungen darauf an. Es ist altererbtes und tagaus, tagein mit nirwanaverwandter Ruhe geübtes Können, das wir hier am Werke sehen.

Die Singhalesin Kalu spinnt heute noch just so, wie es Buddhas Zeitgenossinnen in Indien und auf Ceylon getan haben: auf ihrer linken Schulter hat sie den Wocken mit dem Hanfstrang; die linke Hand zieht die Fasern vom Rocken und ordnet sie, während die rechte die Spindel dreht, so daß auch der Faden sich windet. Also nicht einmal das Spinnrad gebraucht sie, das bei uns schon Museumsstück geworden ist. Man versetze sich in Gedanken einen Augenblick lang in eine Großspinnerei unsrer Tage mit ihren sausenden, surrenden Maschinen, um den gewaltigen Abstand des industriellen Heute von dem in Indien treu bewahrten handwerklichen Einst zu ermessen. Der Mann der schönen Kalu webt von ihrem Gespinst die wundervollen indischen Matten, auf denen sich das Motiv der »schwarzen Göttin«, der Cobra, immer wiederholt.

Wie mit dem Holzschnitzen, der Lackmalerei, dem Spinnen und Weben ist's auch mit den übrigen Arbeiten bestellt: der Töpferei, der Drechslerei, dem Bastflechten, Spitzenklöppeln, Silber- und Goldsticken, der Messing- und Silberschmiedekunst. Bei dem bekannten Reichtum Ceylons an Edelsteinen und Halbedelsteinen spielt der Edelsteinschleifer eine besondere Rolle.

Für die Kinder war die Indienschau ein hortus deliciarum, wie es ja schon von jeher



Ein Gayarati



Die Hanfspinnerin

der Zoologische Garten gewesen ist. Fesselte es schon ihre ganze Aufmerksamkeit, wenn beispielsweise der Töpfer aus seinem Tonklumpen auf der Drehscheibe wie spielend eine Vase aufwachsen ließ, oder wenn der Drechsler aus einem rohen Holzblock ein Gefäß schuf und in das werdende Stück auch die mit Ölstiften aufgetragenen Farben hineindrechselte, so waren sie erst recht ganz Auge bei den mannigfachen Darbietungen der Gayaratis, und ihr höchstes Entzücken war's, sich in einer Rickscha umherfahren zu lassen oder gar zu einem halben Dutzend oder mehr auf dem breiten Rücken eines Elefanten zu reiten.

Die Gayaratis sind, wie schon angedeutet, sozusagen Indiens Zigeuner. Sie gehören der niedrigsten Kaste an und zeigen in ihrer Gesichtsbildung mongolischen Einschlag: breite Backen-



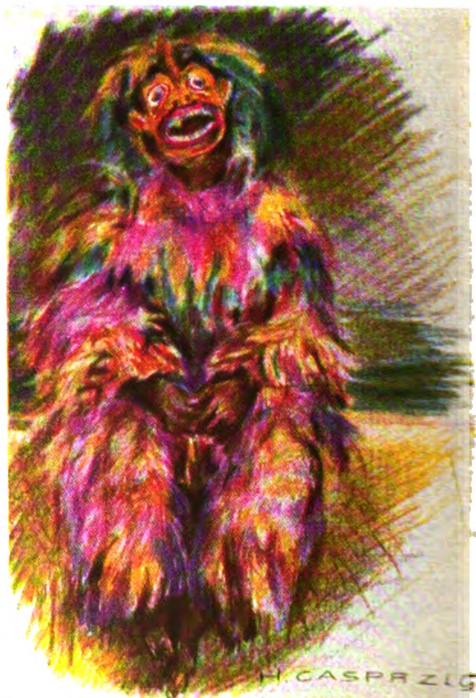
Silbertänzer

knochen und etwas geschlitzte Augen. Auch ihre Künste sind, wie die Geschicklichkeit der Handwerker, uraltes Erbgut. An langen Bambusstangen klettern sie affenartig hinauf (ungefähr so, wie wir eine Leiter besteigen) und machen oben allerhand verwegene Turnübungen, wobei sie meist die Stange zu starkem Schwanken bringen. Ein beliebter Trick ist, sich aus der Schwebe hinabstürzen zu lassen, aber, wenn schon der Zuschauer angstvoll aufschreit, mit der Ferse hängenzubleiben. Feuerfresser, Schlangenbeschwörer, Schwertschlucker, Reifenspringer zeigen ihre Kniffe und Schlager. Die Sänger und Tänzerinnen nicht zu vergessen, die in unsern Bildern durch einen Silbertänzer und einen Löwentänzer vertreten sind. Jener hat an seinem Kopfputz ganz wundervolle Silberschmiedearbeit, am Gürtel Edelsteine und Halbedelsteine, am Brustschmuck weiße und bunte Perlen, an den Füßen Silberschellen; statt des sonst üblichen einfachen Sarongs trägt er einen mit reich gefälteter weißer Baumwolle verzierten roten gerafften Tanzrock. Der Löwentänzer ist in ein »Fell« von gefärbtem Seegras gehüllt und hat vor dem Gesicht eine aus Holz geschnitzte, wild aussehende Maske.

Es wäre noch viel zu erzählen, beispielsweise von den Teufelstänzern, den Nautschmädchen, dem kautschukgelenkigen Jogi, den erstaunlichen Leistungen der dressierten Elefanten, den Zebugespannen usw.; der Rest des verfügbaren Raumes gehört aber einer kurzen Würdigung der Künstlerin, die uns ein paar bezeichnende Typen der farbigen Welt Indiens konterfeit hat.

Hedwig Casprzig hat es sonst hauptsächlich mit der Tierwelt zu tun; sie ist zurzeit wohl die bedeutendste Malerin der in der Gefangenschaft lebenden fremdländischen Fauna. Als Hofmalerin sozusagen des Königs Nobel hat sie im Reiche des Geheimrats Heck eine Fülle verblüffend lebenswahrer Bilder geschaffen, denen allen außer meisterhafter zeichnerischer und malerischer Technik das eine gemeinsam ist, daß sie mit der Formenschönheit und Farbigkeit ihrer Modelle auch die — wenn's erlaubt ist, sozusagen — Seele der Kreatur wiedergeben. Ihre Löwen und Tiger haben einen Ausdruck in den Augen, daß wir manchmal geradezu erschüttert sind. Kein Geringerer als Professor Heck selbst hat gesagt, daß er noch durch keinen andern Künstler die Psyche des Raubtieres so erfaßt gesehen hätte wie durch Hedwig Casprzig.

Daß die zur Berlinerin gewordene Ostpreußin aber auch dem Menschen künstlerisch voll gerecht wird, dafür legen die hier wiedergegebenen Zeichnungen von der Indienschau Zeugnis ab.



Löwen-Tanzmaske

Die Wintermode

Von Julie Elias

Wie jedes echte Kunstwerk in dem Augenblick, da es sich uns vorstellt, Sorgen und Leid vergessen läßt, uns an sich reißt und bindet, so muß auch die Schöpfung des Schneiders, sofern sie harmonisch ist, in uns weiterwirken; sie muß beleben, Freude wecken, Schwingen geben. Auf dieser Wirkung beruht im wesentlichen der Sieg der weiblichen Schönheit. Deshalb auch lieben wir das ewig wechselnde Panorama der Mode; deshalb entzückt uns die graziöse, nach der Mode geschmackvoll gekleidete Frau. Unser Auge, von ästhetischem Wohlgefallen gesättigt, versenkt sich in die Einzelheiten; wir geben acht, daß nichts uns entgehe: kein Effekt der Linie, kein »Schnitt des Ganges«, keine »Kunst der Falte«, keine Schwingung des Farbentons — wir möchten die geschlossene Anmut und Eleganz in uns festhalten.

Der Künstler, der mit Pinsel, Zeichenstift, Meißel schafft, kann seinen Traum von Schönheit verlängern, kann ihn zu Ende träumen — der Schneider darf es nicht. Je stärker der Künstler in ihm ist, desto weniger darf er es. Denn das unterscheidet die Wirksamkeit für die Mode von jeder andern Kunst: die Mode arbeitet für die Vergänglichkeit, die Kunst will ewige Werte schaffen. Der Schneider muß mit höchster Anspannung stets darauf bedacht sein, neue Gefäße der Anmutsoffenbarung für die Frau zu formen: was soll man nachahmen, um original zu sein? Die Kinder seiner Inspiration verlassen, kaum flügge, sein Atelier, um jüngeren Schöpfungen Platz zu machen; er muß den andern Menschen voraneilen, will er nicht hinter ihnen zurückbleiben. Er muß seinen Werken untreu werden, will er seinem Werke treu bleiben. »Verweile doch, du bist so schön«, dürfen nur die andern, darf nicht er seinen Modellen zurufen. Das Alte darf nur insoweit Interesse für ihn haben, als er ein Neues daraus schöpfen kann. Und zwar kann es immer nur das sehr Alte sein, denn es ist nicht die Mode von vor siebzig Jahren, die lächerlich wirkt — es ist die Mode von vor sieben Jahren.

Die Mode unsrer Tage, der Kontraste müde, sucht ihre Wirkung wieder in Harmonie, sie liebt kräftigere Pastellfarben, sie liebt das Bildmäßige. Die gerade Linie wird belebt und erweitert durch zierliche Boleroeffekte, breite Säume, Plisseefalten, Volants, bauschige Ärmel, Biesen, die Muster bilden, Stickereien, Schleifen, die vorn oder seitlich herabhängen, Gürtel, Stoffteile, die von der Schulter bis zum Rocksaum wehen und zuweilen eine kleine Schleppe ersetzen; durch schräge Stoffdrapierungen, Tuniken, die sich vorn öffnen, durch Fransen aus Federn, Seide oder Perlen in allen Längen. Im Fransenkleid, bei dem man keinen Stoff, bei dem man nur Fransen sieht, ist der Superlativ dieses Ornaments erreicht, das der Leidenschaft für das »flou« sein Leben dankt: die Umrisse sind verwischt, die Eintönigkeit der Konturen ist aufgehoben. Der Spitze, diesem schönsten weiblichen Schmuck, ist wieder ein Ehrenplatz auf unsern Kleidern eingeräumt worden: die Samtmode schmeichelt der Spitze — wie ließe sich denn auch ein schwarzes oder rotes Samtkleid vorteilhafter herrichten als mit Spitzenkragen, Spitzenjabots, Spitzenwesten? Auch der lange Ärmel erhält seinen Anteil, oft hat er einen Spitzenbausch, einen Spitzenbehang am Handgelenk. Die deutsche Spitze hat das ausländische Erzeugnis an Feinheit der Technik und Kunst der Zeichnung überflügelt; aber unsre Spitzenschulen haben nicht nur die wichtigen alten Vorlagen kopiert, es sind auch neue geschaffen worden, die den Vergleich mit dem antiken Muster nicht zu scheuen



Aufn. A. Binder, Berlin

Schwarzes Tüllkleid mit reichhaltiger silberner Paillettengarnierung. Passender Tüllumhang mit großer schwarzsilberner Rüsche (Modell de Bayer)


Aufn. Becker & Maaß, Berlin
Buntes Brokatkleid (Modell H. Gerson)

brauchen. Das Neueste sind Spitzen in gelblicher, bläulicher, rosa Tönung, mit Metallfäden durchzogen.

So sehr die Mode alles Flatternde, Wippende, Schwebende, Bewegliche bevorzugt — eine Stelle des Körpers gibt es, die Hüfte, über die der Stoff fest gespannt sein muß; oben soll er blusig sein und unten lose fallen, damit die Hüften desto schmaler erscheinen. Etlichen Kleidertypen steht es gut, wenn der Stoff in der Taillengegend sich ein wenig bauscht; bei den Mänteln sieht man neben dem weiten, kimonoartigen Schnitt, der für den Abend bestimmt ist, sehr viel elegante Tagesmäntel, die glatt und gerade geschnitten sind, was immer graziös und jugendlich aussieht, und jugendlich ist eine der Haupteigenschaften, die von der Mode verlangt werden. Wir haben also verschiedene Silhouetten zur Auswahl: einmal oben anliegend und nach unten weiter ausfallend, ein andermal oben weit und nach unten eng.

Mäntel und Jacken sind beinahe alle pelzverbrämt; sie haben hochgestellte Kragen, breite Manschetten; oft schlingt sich ein Pelzstreifen vorn am Mantel herab und begrenzt ihn unten. Die Bearbeitung von Kaninchen, Lamm, Hase usw. ist zu einer solchen Kunstfertigkeit gediehen, daß auch Felle von so »niederer« Herkunft beinah aristokratisch wirken können. Das arme Kaninchen wurde schon vor fünfzig Jahren allein von den Franzosen in mehr denn sechs Millionen Exemplaren zum Zweck der Pelzverwertung abgeschlachtet. Vom Fuchs bis zum Hermelin machte es alle Umwandlungen herrschender Pelzarten durch. Das Kaninchenfell wurde in der Handwerkssprache scherzhaft »Proteus« genannt. Diesen Winter nun gibt es abschattiertes Lammfell, das sich den Tonschwingungen des verarbeiteten Stoffes fabelhaft anpaßt. Auf braunen und roten Nuancen wirkt das Fell besonders reizvoll. Das Fell der Murmeltiere wird an Stelle von Nerz verwendet, schön gezeichnete Felle gleichen täuschend echtem Nerz; Kanin wird gleichfalls als Nerz eingefärbt. Maulwurf läßt sich ausgezeichnet färben, Gazelle wird sozusagen auf Leopard frisiert, d. h. mit dunklen Punkten getigert und dient als Besatz der Mäntel: gazelle léopardisée. Füchse, die nie ganz aus der Mode kommen, werden zärtlich um den Hals geschlungen — am Pelze hängt, nach Pelzen drängt doch alles. Wenn es zu keinem Zobel-, Nerz-, Persianer-, Breitschwanz- oder Fehmantel reicht, so reicht es vielleicht zu Seal oder Maulwurf oder zu einem jener unbestimmbaren Felle, bei denen man nicht nach Nam' und Art forscht. Wie ehedem werden nun wieder pelzgefütterte Wollmäntel getragen: hier eignen sich flache Pelze wie Fehwamme, Ka-


Aufn. Becker & Maaß, Berlin
Silbergraues Crêpe-Georgette-Kleid mit Fransen (Marbach)

ninchen, Gazelle, Ratte und Antilope. Gut verarbeitet, dürfen sie nicht auftragen.

Die Frau verzichtet heute lieber auf ein Schmuckstück als auf einen Pelzmantel. Juwelen lenken die Aufmerksamkeit doch immer nur auf einen bestimmten Teil der weiblichen Erscheinung — den Hals, den Arm, die Hand, das Ohr —, und die Trägerin ist niemals ganz sicher vor der Versuchung des Renommierens, der Prahlerei. Ein Pelzmantel dagegen bietet als Schmuck etwas viel Umfassenderes. Er schafft einen Rahmen, der trotz der Kostbarkeit des Objekts doch diskret wirkt, der die Frau mit einem eigenartigen animalischen Reiz umkleidet, ihr Auftreten, ihr Aussehen hebt und steigert. Der Pelz verwandelt mehr als jedes andre Material die Frau, die sich so gern verwandeln läßt; er erfüllt einen ihrer geheimen Wünsche: nicht ganz dieselbe zu bleiben und nicht ganz eine andre zu werden. Die weibliche Toilette ist nicht nur Dekoration, sie ist auch Symbol geworden für den sozialen Rang und den Wohlstand der Person, die sie trägt. Vor einiger Zeit schrieb ein moderner, den Frauen sehr zugetaner Autor: »Alle andern Besitztümer — der Luxus der Behausung, der Bedienung, des Vehikels — gleichen sich mehr und mehr, sind also demokratisiert; die Frau aber fühlt sich von dieser Gleichheit, die von den Männern als selbstverständlich hingenommen wird, aufs äußerste verletzt, denn die Frau haßt die Gleichheit, haßt das, was alle haben; sie liebt das Besondere, und wo könnte dieses Besondere besser zum Ausdruck gelangen als in ihrem Anzug? Zu diesem Zweck hat die Frau die kleinen und teuren Sachen erfunden — es können aber auch große sein. Die Frau sehnt sich nach all dem, was erlesen und kostbar ist, weil es das schwerer Erreichbare ist ...«



Aufn. A. Binder, Berlin

Nachmittagskleid aus grauer Seide mit roten Knöpfen und Biesen garniert (Modell de Bayer)



Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Perlkleid mit Federn (Modell H. Gerson)

Ihr Fanatismus in Dingen der Toilette ist ihre eigne Romantik. Je nach den Zeiten wechselte der Ausdruck des Luxus: großes Haus — Dienerschaft — Landgüter — Schlösser — Pferde — Gastereien und Spiel. Heut ist unbestreitbar die distinguierte, geschmackvolle und reiche Toilette seiner Dame die beste Reklame für den Mann von Bedeutung und Stellung. In diesem gesellschaftlichen Komödienspiel also hat der Pelz seinen merkwürdigen Platz.

Ich sagte, die Frau verzichtet lieber auf ein Schmuckstück — man könnte auch sagen, die Frau verzichtet lieber auf ein echtes Schmuckstück, doch sie braucht deshalb nicht auf Schmuck zu verzichten. Sie trägt modernen, das heißt: imitierten Schmuck. Die Mode ist ein Spiegelbild der Zeit. Die wirtschaftlichen Mittel sind beschränkt, aber der Wunsch nach Edelsteinen ist seit dem Kriege eher noch gewachsen. Was tut also


Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Straßenkleid aus glattem Kasack, gemustertem Rock und Jacke mit Fuchsbesatz (Marbach)

die Mode am Scheidewege? Sie befiehlt die unechten Perlen, Saphire, Rubine, Smaragden, Brillanten. Sie befiehlt die langen »Sautoirs« (Ketten) dazu. Sie befiehlt die Riesenperle, die eine aristokratische Perle gar nicht vortäuschen will. Die Perle ist einfach Dekoration des Kleides; das glatte farbige Kleid und die Perlenkette führen eine ausgezeichnete Ehe.

Mir bleibt noch, die Farben und Stoffe zu glossieren, die die Mode dieses Winters ausgewählt hat. Für die Straße haben sich alle grauen und alle braunen Töne bis hinauf zu Rotbraun durchgesetzt. In Velours de laine fallen sie besonders weich und hübsch aus. Das Kleid darunter — in eins geschnitten oder Rock und Kasack — pflegt aus Stoff von gleichem Ton zu sein. Allen farbenfrohen Nuancen zum Trotz, die es jetzt gibt, behauptet sich Schwarz sowohl für den Nachmittag wie für den Abend: es paart sich am liebsten mit Weiß, doch auch mit Rot, Blau, Rosa, Gelb oder Grün. Ein sattes Königsblau, das Mode geworden ist, verträgt sich ebenfalls gut mit Schwarz. Samt, so zart und fein, daß er sich wie eine Haut dem Körper anschmiegt, ist wohl das beliebteste Material; Crêpe Georgette und Crêpe de Chine als leichtere Stoffe und Crêpe Satin, dessen eine Seite leuchtend, dessen andre Seite stumpf ist, stellen mit Chiffon und Taft, der sich für Stilkleider am besten eignet, die eleganteren Gewebe des Winters dar. Die Abendtoiletten, flimmernd und imposant, sind mit Perlen und Straß bestickt, mit Pailetten übersät:

Bald zieht das Kleid sie an, auf dem das Mondlicht glänzt,
Und bald das Kleid, das Sonne überflutet ...

Auch hier Samt und Crêpes, einfarbige und broschierte Lamés; Moiré, der wieder in Aufnahme gebracht werden sollte, hat noch zu sehr mit der Nebenbuhlerschaft des Samtes zu kämpfen. Seit neuerdings der Rücken entdeckt wurde, ist das Dekolleté vorn kleiner geworden; es darf rund oder spitz sein; jede Form ist gestattet. Das Abendkleid verlangt eine Hülle. Oft genügen ein paar Meter Tüll. Dann ist die Federboa, malerisch zum Kleid abgestimmt, wieder in Mode gekommen. Oder jene großen Tücher in spanischem Geschmack, die die Trägerin mit einer graziösen und zugleich temperamentvollen Gebärde sich um die Schultern wirft. Die eigentliche Hülle aber ist das Cape, das gleich im Zusammenhang mit der Toilette ausgesucht wird. Diese Samt-, Brokat- oder Seidencapes haben einen kleinen Pelzstehkragen. Die größte Kostbarkeit ist und bleibt ein Pelzumhang aus Hermelin, der zu jeder Toilette paßt. Irgendwo


Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Samtmantel mit Goldbrokat (Modell H. Gerson)

liegt eine schöne Blume gebettet, wie hingehaucht; sie schmiegt sich ebenso gefällig an zarten Crêpe wie an starken Pelz an, oder sie blüht am Halse, an der Schulter der Trägerin. Abends sieht man phantastische Blumen aus Chiffon, im übrigen scheinen künstliche Nelken, Rosen, Orchideen an Farbenpracht und Üppigkeit die Kinder der Natur überbieten zu wollen.

Die Harmonie der Kleidung drückt sich auch in der Wahl des Hutes, der Handtasche aus. Beim Laufkostüm muß beides farbig zusammenklingen. Der große Hut sollte in dieser Saison kommen, aber er läßt noch auf sich warten. Inzwischen begnügt man sich mit dem kleinen Hut aus Filz, aus Samt. Ihn ziert ein Ornament, ein Schmuckstück, ein Band oder eine Schleife. Mit aller Vorsicht versucht man, Reiher oder Federn aufzustecken, eine flache Rose am Hutrand anzubringen. Der breitkrempige Hut ist für den Pelzmantel des hohen Kragens wegen etwas störend; er kann aber zum Teekleid sehr malerisch wirken.



Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Bisam-Pelzmantel (Modell H. Gerson)

In den Fragen der Kleidung ist nichts unbedingt schön. Die Trägerin macht es erst dazu. Wenn jede Frau der herrschenden Mode nur das entnehmen würde, was für sie paßt, was sie kleidet, so könnte und würde von einer Anfeindung der Mode niemals die Rede sein. Die Mode schmähen heißt also: sie nicht verstehen. Aber die Frauen sind in dieser Kunst ein gutes Stück vorwärtsgekommen. Und recht hatte der alte Rodin, der französische Bildhauer, als er schrieb: »Die Kunst wird es immer geben; denn selbst wenn die Künstler sie verließen, würden die Frauen durch die Art, wie sie ein Kleidungsstück auf eine unvergleichliche Höhe des Geschmacks zu bringen wissen, immer noch Kunst machen!«

Die Tasse

Auf meiner Kommode, steif und stolz
Und wohlgefügt aus Zirbelholz,
Steht eine alte Tasse.

Die hielt einst täglich zur Dämmerstund'
Eine schmale Hand an den roten Mund
Im traulichen Gelasse.

Das ist nun freilich längst vorbei,
Längst schrie der Mund seinen letzten Schrei,
Längst zuckte die Hand im Tode.

Aber dort auf dem Bild im Rokokostil,
Da lächelt der Mund noch, doch nicht zuviel;
So war es damals Mode.

Ich bin in das Bild noch heute verliebt,
Weil es solche Schönheit nicht zweimal gibt
Und solche Jugend.

Aber, Gott, ihr wißt ja, die Sanskulotten,
Die hatten ganz sonderbare Marotten
Und wenig Tugend.

So fuhren die Scheusale denn aufs Schafott
Meine Urgroßmutter mit hü! und hott!
Und den ganzen französischen Adel.

Und wenn auch die Arme geweint dabei,
Weil sie sterben mußt' in des Lebens Mai,
Sie verdient keinen Tadel.

Denn ein so roter Frauenmund
Ist aller Leiden und Freuden kund,
Kann weinen, lachen und küssen.

Und weil ihr Mund an der Tasse einst lag
Und daran nippte Tag für Tag,
Drum möcht' ich die Tasse nicht missen.

Erther Swerr

Großvater

Von Max Bittrich

Erdige Hände.
Ungebärdige Brände
Tiefer Augen im Zorn.

Aber ährenreich wie das Korn
Mit leuchtender blauer Blüte,
Großvater, war deine Güte.

Wenn ich als Junge vor Tau und Tag
Auf deiner ächzenden Holzfuhre lag,
Im Hohlweg unendlicher Kiefernheide,
Wie erschüttert schwiegen wir beide!
Wie wußte sich jeder von uns im Bunde
Mit dem Begleiter und mit dem Himmel
Und dem ein bißchen gichtischen Schimmel!

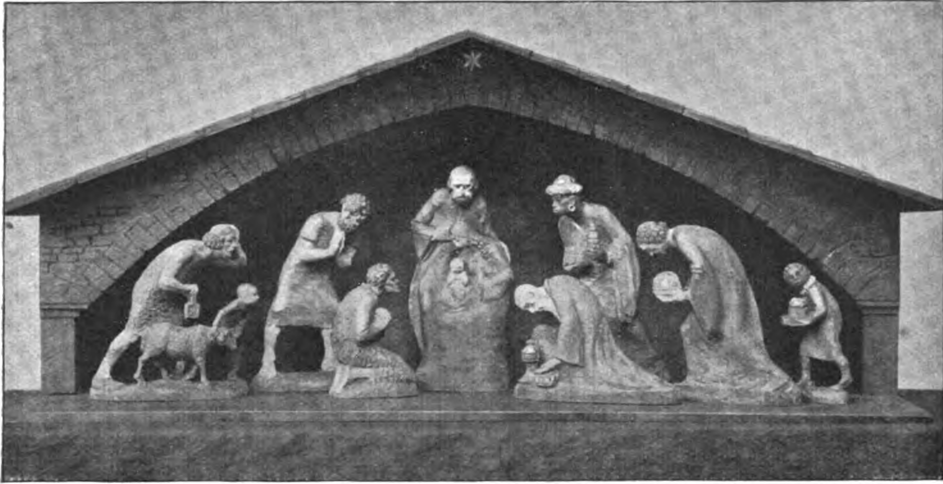
Nun bist du schon lange in hohen milden
Schönen Gefilden.

Aber weißt du noch – ganz gewiß, das weißt du,
Unsre Rettung noch heute preist du –:
Wie dein Gefährt einst in Wettern stand
Weltverlassen? – Wolkenbruch. Sand.
Kiefern. Blitze. Brennender Torf.
Erstickender Qualm. Bis zum sinkenden Tag
Wasserfluten und Schlag auf Schlag.
Und der Schimmel, erschreckt, stieg in dem fahlen
Lichte empor gespenstisch-weiß.

Gelassen trug der besonnene Greis
Den Knaben unter den klobigen Wagen:
„Hier, in der Ladung wohlgeborgen,
Jungchen, hocken wir bis zum Morgen,
Mögen die Wolken bersten und poltern:
Keine Wettermacht soll uns beide noch foltern!"

Am Stachelbart lehnte ich müd' und nickte
Träumend. Jähe beim Donner erblickte
Ich bestürzt ein vergrämtes Gesicht:
„Großvater, weicht das Wetter nicht?" –
„Wir sind aus der Not; doch mein Schimmel findet
Keine Ruhe. Beinahe erblindet
War er vor Monden. Die grellen Gluten
Peinigen maßlos meinen guten
Klugen Helfer. Dazu der Regen!
Erhitzt muß der Müde im ewigen kalten
Guß auf zermatschter Straße halten.
Wie dich, so nähm' ich ihn gern am Kragen,
Wollte ihn zwischen die Räder tragen,
Damit er mit uns unterm Holze schliefe,
Bis ich ihn morgen zur Deichsel riefe.
Wir zwei täten enger zusammenrücken;
Das würde den Graukopf hoch beglücken.
Doch" – Großvater hob die zerschundenen erdigen
Hände zum Himmel, jetzt ungebärdigen –
„Doch hält er mir heut noch nachsichtig aus,
So wird ihm zeitlebens sein Lohn zu Haus:
Bei jedem Gläschen,
Das wir fürderhin Sonntags trinken,
Soll ihm sein Mäßchen
Feiertagshafer in Ehren winken.
Viel lieber wäre mir freilich, er läge
Als Dritter im Bunde in trocknen Decken,
Dürfte sich zwischen uns mollig strecken." – – –

Nun fällt auf dein borstenstarrend Gesicht,
Großvater, längst ein ewiges Licht.
Du schlenderst im immerblühenden Garten
Weit über irdischen drückenden harten
Lasten. Du schmunzelst stillvergnügt;
Alles hat sich noch trefflich gefügt.
Und hebst du das himmlische Feiertagsgläschen,
Gleich hörst du Gekicher: „Großvater, das Mäßchen
Hafer? Wo bleibt das hohe Vermächtnis?"
Da lebt nur noch einer in deinem Gedächtnis.
Petrus öffnet lächelnd die Tür.
Gewieher. Gemächlich trappelt herfür
Ein hinkender Alter mit zottiger Mähne –
Und sein verbrieftes Mäßchen spenden
Läßt sich dein Freund von erdigen Händen.



Weihnachtskrippe. Entworfen und ausgeführt in der figürlichen Klasse

Die schlesische Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn

Von Dr. Wilhelm Meridies

Seit Jahrhunderten wird in den deutschen Alpenländern und an den Küsten der Ost- und Nordsee in den Schiffer- und Fischerdörfern die Holzschnitzerei als eine volkstümliche Kunst gepflegt. In den Monaten unfreiwilliger Muße, an den langen Winterabenden, wenn die Stürme vom Meere hereinwüten oder die Hütte des Bauern in Tirol tief im Schnee gebettet liegt, wird das Messer hervorgeholt und geschnitzt. Da entstehen Krippenfiguren aus Zirbelholz zum Christfest, die dann im Moos zwischen den Doppelfenstern das Jahr über stehenbleiben, um alljährlich um einige schöne Stücke vermehrt zu werden, entstehen Spielsachen für die Kleinen, aber auch so nützliche Gegenstände wie Zigarrenspitzen, Stockgriffe, Wäschetruhen und selbst manches Möbelstück. Seit die Städter zu ihrer Erholung an die See und in die Berge reisen, wirft solche Schnitzarbeit gelegentlich auch einen Nebenverdienst ab. Namentlich in den Küstenstädten blühte aus dieser Heimarbeit die Kunstschnitzerei von Möbeln auf, und noch heute findet man in mancher nordischen Kunstsammlung ganze wertvolle Zimmereinrichtungen aus dieser Blütezeit der Heimschnitzerei.



Heimatlos. Figürliche Klasse

Die zu Ende des 19. Jahrhunderts immer stärker sich auswirkende Mechanisierung des Lebens, der so




Braut und Bräutigam. Figürliche Klasse

gut wie die ganze Heimindustrie (Handweberei, Heim-Spielzeugindustrie usf.) zum Opfer gefallen ist, bedrohte natürlich auch die bodenständige und landschaftlich originale Heimschnitzerei, die freilich nie eigentlich eine Industrie im Ausmaß der Handweberei gewesen war. In den Küstengegenden ist die Heimschnitzerei bis auf Reste heute auch so gut wie ausgestorben. In den Gebirgsgegenden, in Bayern und Tirol, auch im Riesengebirge, hat sie sich erhalten, ja, durch Errichtung von Fachschulen mit Unterstützung von Staat und Gemeinden ist, allen modernen Fabrikationsmethoden auch des Kunstgewerbes zum Trotz, offensichtlich eine Veredlung der volkstümlichen Holzschnitzkunst erreicht worden.

In Schlesien gibt es im Riesen- und Isergebirge eine alte Holzschnitztradition. Dort ist ein Holzschnitzer von Rang namens Siegmund Kahl in dem Gebirgsdorf Steinseiffen schon aus den Jahren 1732—96 bekannt, der kunstvolle Vögel und andres Getier aus Holz verfertigte und auch Aufträge der Höfe von Berlin und Petersburg ausführte. So schnitzte er im Auftrag des Staatsministers von Heinitz ein 3 Meter langes und 74 Zentimeter breites Relief des schlesischen Riesengebirges, das, im Saal der Berliner Künste ausgestellt, 1807 von den Franzosen nach Paris verschleppt, aber 1815 wieder nach Berlin zurückgebracht wurde. Kahl hinterließ in seinem Sohn und andern Dorfbewohnern bereits eine Art Schule, genannt »Die Vogelmacher«.

Erst im Jahre 1902 kam es in Schlesien nach mehr als zwanzigjährigen vergeblichen Bemühungen der schlesischen Gemeinden durch eine private Stiftung und durch einen Zuschuß der Regierung zur Errichtung einer Holzschnitzschule




Gratulanten aus dem Riesengebirge. Figürliche Klasse



Kunigunde und ihr Liebhaber. Aus der figürlichen Klasse

zeugt von dem hohen Können des Leiters der Holzschnitzschule, Prof. dell'Antonio, zu dessen weiterer Kennzeichnung auch noch die eigentlich nicht mehr hierhergehörige Stehr-Medaille (zu dessen 60. Geburtstag) wiedergegeben sei.

Leider zeigte es sich bald nach der Gründung der Schule, daß diese als örtliche Hausindustrieschule, die den heimischen Holzschnitzern eine bessere Ausbildung bieten und neuen Nachwuchs aus diesem Kreise heranbilden sollte, nicht lange würde bestehen können, da die billige Einfuhr von Massenerzeugnissen aus der Schweiz und Thüringen jeden Wettbewerb unmöglich machte. Auch die Hebung des Fremdenverkehrs in den Vorkriegsjahren trieb die Einheimischen zumeist diesem Er-

in Bad Warmbrunn. Unter ihrem Leiter, Professor dell'Antonio, ist diese Schule in dem fast vollendeten Vierteljahrhundert ihres Bestehens zu einem Kunstinstitut ersten Ranges geworden.

Die hier veröffentlichten Wiedergaben ihrer letzten Arbeiten stellen nur eine bescheidene Auswahl dar, werden aber auch in dieser Beschränkung für die schöpferischen Kräfte in der schlesischen Holzschnitzkunst das beste Zeugnis ablegen.

In der figürlichen Klasse vermögen sich diese Kräfte am augenfälligsten zu betätigen. Figuren wie »Junge Braut« und »Bräutigam«, die beiden »Gratulanten« aus dem Riesengebirge sind völlig bodenständige schlesische Typen und in ihrer stilisierten Realistik und Komik gleichsam Lustspielfiguren zu einem Stück des jungen Gerhart Hauptmann; Tapermichel und Jau (in Hauptmanns »Schluck und Jau«) sind aus demselben Holz geschnitzt. Die Gruppe »Kunigunde und der Liebhaber« verwertet zwar auch ein schlesisches Motiv (die Sage von dem stolzen Ritterfräulein auf der Burg Kynast), aber die Art der Gestaltung mutet schon durchaus modern an, besonders die expressionistische Figur des Liebhabers. Reiner Expressionismus Barlachscher Richtung spricht aus der Gruppe »Heimatlos«. Die Eichenholzbüste des schlesischen Dichters Hermann Stehr

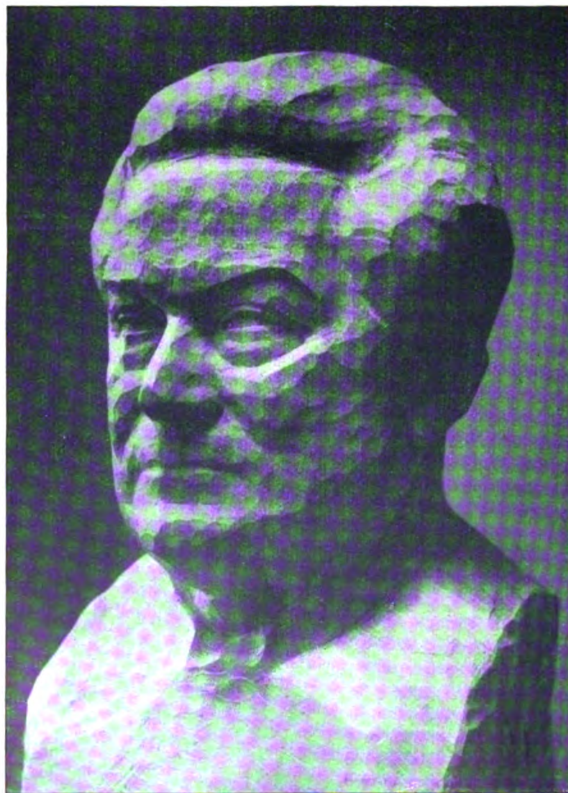


Straßenverkäufer. Figürliche Klasse



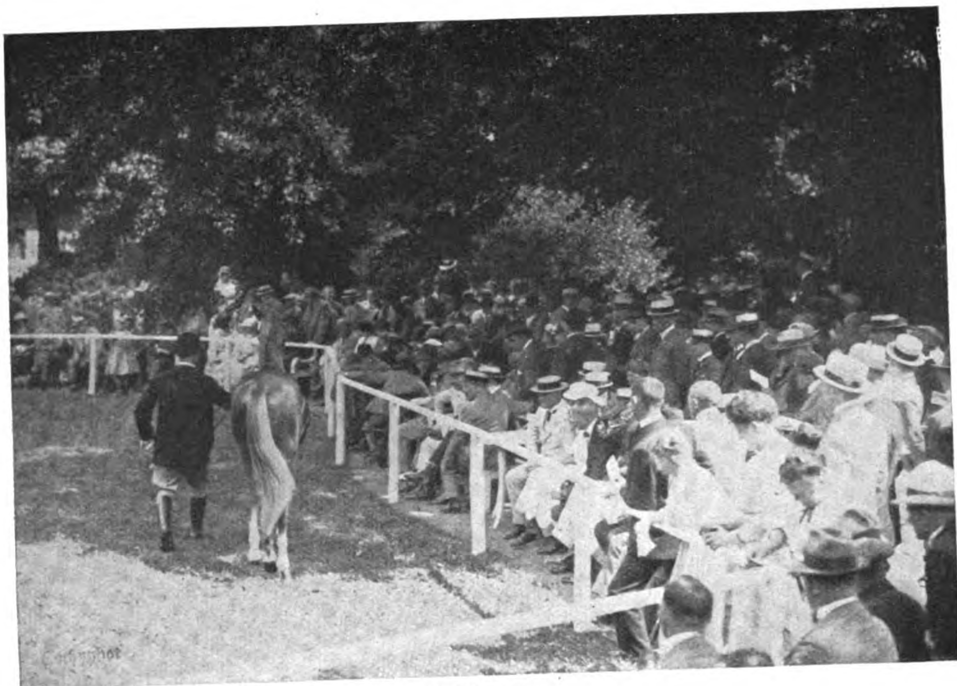
Vorder- und Rückseite der Hermann-Stehr-Medaille von Prof. dell'Antonio, Warmbrunn in Schlesien

werbszweig in die Arme. Daher wurde die Schule durch Anstellung künstlerisch durchgebildeter Fachleute des Kunsthandwerks auf eine breitere Grundlage gestellt und ist heute eine allgemeine Kunsthandwerkerschule, deren Schüler aus ganz Preußen zusammenkommen, um entweder Holzbildhauerei oder Kunsttischlerei zu erlernen. Um die Schüler über der zeichnerischen und theoretischen Arbeit nie die Verbindung mit dem handwerklichen, werktätigen Leben verlieren zu lassen, werden dauernd größere Privataufträge übernommen. So wurden u. a. ausgeführt die Innenausstattung der Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Kirche in Liegnitz, des Rathauszimmers in Posen, ein Wandaltar für den Kardinal Bertram und viele Prunkmöbel für die Schlösser des schlesischen Adels und andre Privathäuser.



Hermann Stehr. Büste in Eichenholz geschnitzt von Prof. dell'Antonio

Der Unterricht an der Schule gliedert sich in vier Abteilungen: zwei Abteilungen für ornamentale Holzbildhauerei, eine Abteilung für figürliche Holzbildhauerei und eine für Tischlerei. Ein vierjähriger Besuch der Schule berechtigt zur Ablegung der Meisterprüfung im Bildhauer- oder Kunsttischlerhandwerk. In hochherziger Weise haben sich die Gemeinde und der Graf Schaffgotsch, dem das Bad gehört, der Gestaltung des Instituts angenommen.



Auktionsring

Eine Zuchtstätte edler Pferde / Von Leopold Graf von Waldersee

Kurz vor der Einfahrt zum Bahnhof Harzburg ragt vor dem Hintergrunde der Berge ein hoher, mit Efeu und wildem Wein bezogener Turm eines alten Schloßbaues über die Kronen weit ausladender Linden hinaus und deutet dem Harzreisenden an, daß hier ein Stück Braunschweiger Geschichte versteckt liegt. Dieses Schloß mit zugehörigen Wohn- und Stallgebäuden, mit Park und Wiesengelände ist eine herzogliche Domäne, die das dem Freiherrn W. von Lyncker gehörige Vollblutgestüt Harzburg beherbergt.

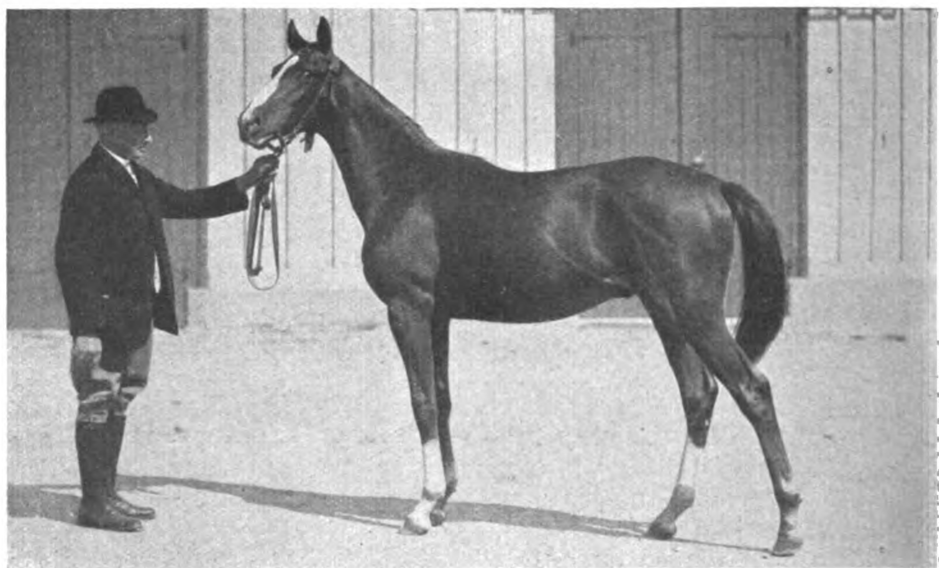
Den Reiz der lieblichen Landschaft erhöhen breit ausgelegte Eichen, Buchen und Fichten, die in einzelnen Prachtexemplaren den Pferden Schutz gegen Regen und Sonne spenden. Diese ausgedehnten, von kräftiger Luft umwehten Koppeln sind ein wirkliches Paradies der Pferde. Hier in dem welligen Gelände lernen die jungen Vollblüter schon frühzeitig ihre Beine gebrauchen.



Schloß in Bündheim, Wohnung des Gestütleiters

Schon im 16. Jahrhundert bestand hier ein Gestüt für frei aufwachsende Pferde, die man kurzerhand »Wilde« nannte. Das Jahr 1808 brachte die Auflösung des Gestüts durch die Franzosen, aber schon 1813 wurde es durch Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig neu mit Zuchtmaterial aus aller Herren Ländern besetzt.

In Harzburg standen als Vaterpferde, deren Namen in der Geschichte der Vollblutzucht und des Rennsportes unvergänglich sind, unter



»Nobelnorm« von »Czardas-Noblesse«

andern: der Fuchshengst Severnake, geb. 1863, hier seit 1872, Hymenäus, Kisber (1873—95), Realist, Nickel, Cavely, Gouverneur (1888 bis 1917). Dankbar hat man diesen hervorragenden Zuchtpferden Denksteine mit ihren Namen und Jahreszahlen im Schatten des herrlichen Parks errichtet. Der jetzige Bestand an Vollblut setzt sich aus zwei Hengsten, 32 Mutterstuten, 23 Fohlen und 20 Jährlingen zusammen.

In Czardas, der 1910 im Gestüt Schlenderhan des Freiherrn von Oppenheim geboren wurde, besitzt Freiherr von Lyncker einen ausgezeichneten Deckhengst, der 1913 das Österreichische Derby, das Henckelrennen und den großen Preis von Hamburg gewann. Seine sieben Siege in großen Rennen brachten dem Besitzer 143 000 Mark und 100 000 österreichische Kronen. Der blühend aussehende Fuchs, dessen Nachkommen Rennen auf Rennen gewinnen, weil sie harte und widerstandsfähige Produkte



Mutterstute »Arachne« mit Fohlen »Andacht« von »Fervor«

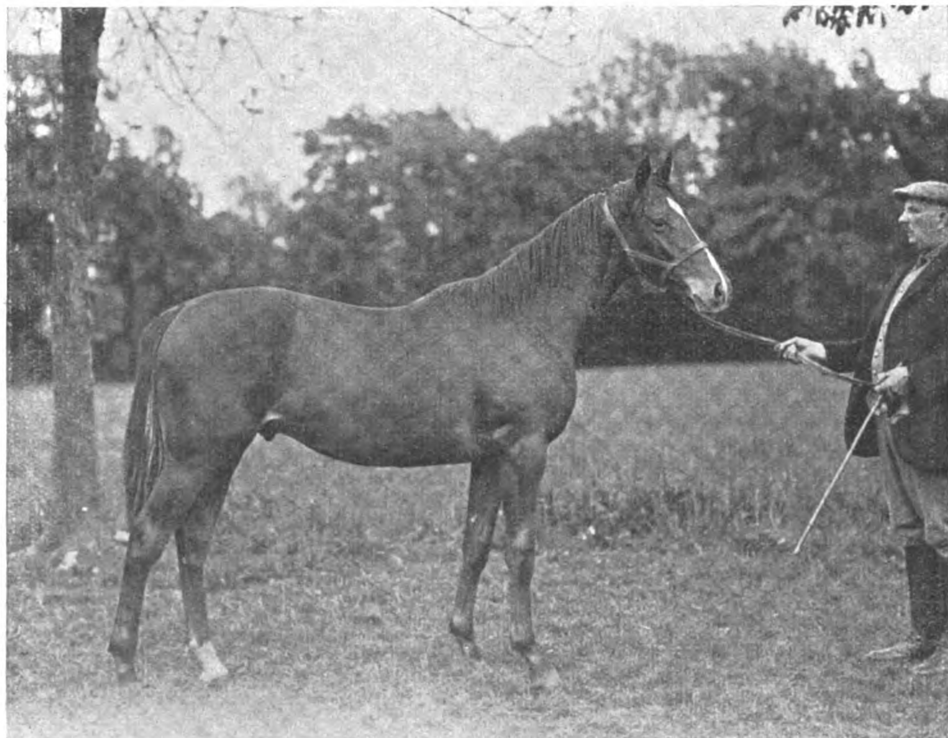
sind, wird weiter Fohlen liefern, die von den Rennstallbesitzern gern übernommen werden. Ulster-King, in England 1907 gezogen, gewann vier Rennen im Wert von 4488 Pfund Sterling. Darunter die Prinzeß of Wales-Stakes. Seine Nachkommen haben sich im Auslande 420 000 Mark zusammengaloppieren können.

Wenn sich Leute, die vom Rennbetrieb keine Vorstellung haben, über Preise von 20 000 bis 30 000 Mark für einen Jährling wundern — 1925 ging der Jährlingshengst Herodot vom Dark Ronald aus der Halt sogar für 65 000 Mark in amerikanische Hände über — und meinen: »Wie kann man nur in heutigen Zeiten so viel Geld für ein Reitpferd ausgeben!«, so muß man ihnen erwidern, daß diese Tiere keine Reitpferde, sondern Rennpferde sind, die ihren Besitzern nach sorgfältiger Pflege und sachgemäßem Training schon im nächsten Jahr 100 000 Mark und mehr einbringen können und die Stammväter oder -mütter für die Hochhaltung unsrer heimischen Pferdezucht werden sollen. Besonders erfreulich ist es, wenn Harzburger Pferde durch ihren Verkauf in das Ausland, wie es jetzt mehrfach geschehen ist, recht erhebliche Summen nach Deutschland hereinbringen.

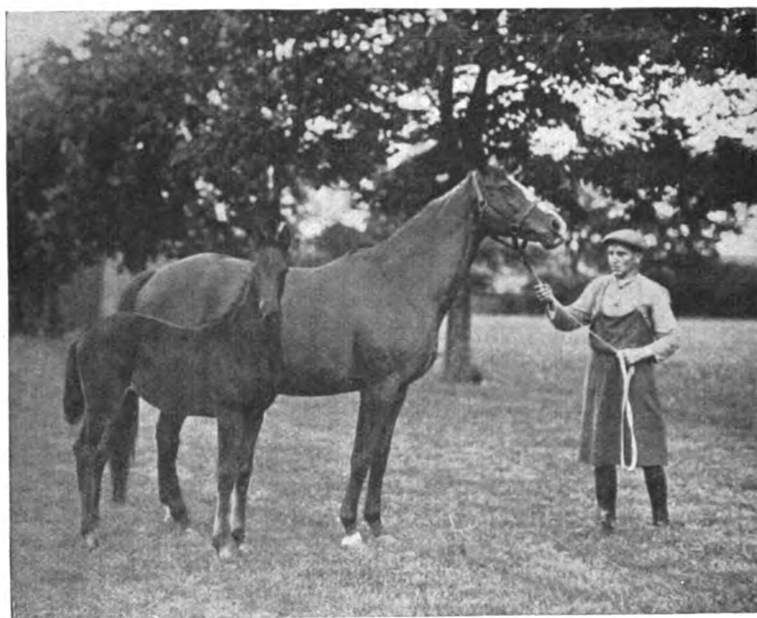
Freiherr von Lyncker hat sich als Ziel gesetzt, nachdem nun die schlechten Nachkriegszeiten überwunden sind, ein großes, starkes, edles Pferd zu züchten, das so kräftig ernährt worden ist, daß es schon mit zwei Jahren als fast ausgewachsen gelten darf. Zu diesem Zeitpunkt kommt das zukünftige Rennpferd in die Hände des Trainers. Die systematische Arbeit zur Ausbildung höchster Rennleistungen beginnt.

Mangelhaft ernährte Pferde, die erst im dritten oder vierten Lebensjahr ausgewachsen sind, haben bei den starken Anforderungen des Trainings noch zu wenig widerstandsfähige Knochen, Sehnen und innere Organe. Sie brechen zusammen oder erzielen wenigstens keine Höchstleistungen. Das für den Ankauf aufgewendete Geld ist dann weggeworfen, denn die früheren Abnehmer, die jungen Reiteroffiziere, die sich für billiges Geld hier für den Dienst und kleine Rennen nützliche Pferde erwerben konnten, sind nicht mehr vorhanden.

In der Auswahl seiner Mutterstuten hat Harzburg großes Verständnis gezeigt. Man bemerkt die Graditzerin »Arachne«, die Österreicherin »Marine«, deren Tochter »Mariazell« vom Dark Ronald, augenblicklich im Besitz des in Paris beheimateten Rennstallbesitzers Straßburger in Chantilly bei Paris, sich im Training befindet und deren andres Produkt in »Marburg« schon einen klassischen Sieger stellte.



»Der Harz« von »Czardas-Hussa«



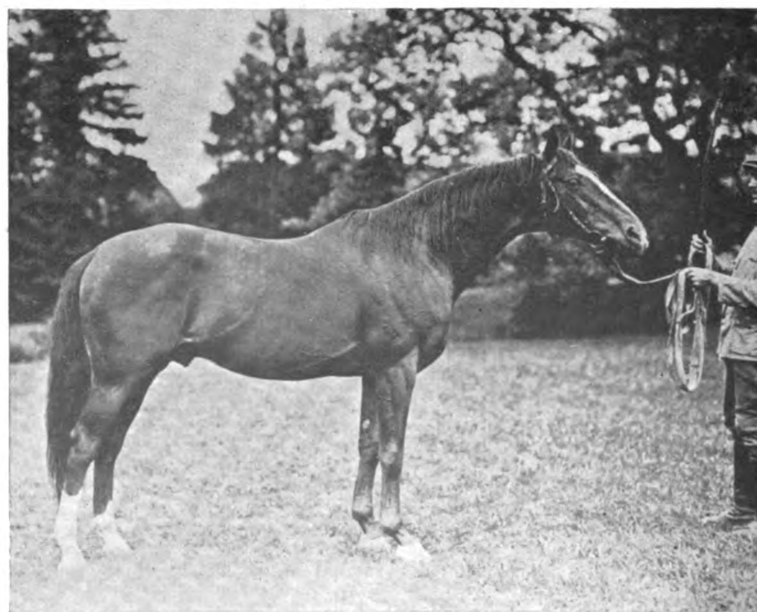
Mutterstute »Longwy« mit Fohlen »Los Angeles« von »Dark Ronald«

der Besitzer seine Zucht, sondern er hat auch fremde Hengste von Belang und Klasse herangezogen und auch in England das denkbar beste Material angekauft, so daß jeder Rennstallbesitzer hier die Möglichkeit hat, für die Rennbahn erstklassiges Material zu erwerben; denn das Blut und die Leistungen der Eltern und Geschwister sind zunächst für jeden Züchter und Rennstallbesitzer das wichtigste. Die Vorführung dieses Pferdematerials bietet ein Bild von unbeschreiblichem Reiz, nicht nur für den Züchter und Sportsmann, sondern auch für jeden Naturfreund. In der Sonne glänzen die schlanken, sehnigen Körper, und federnd schweben die scheinbar zarten Beine über den duftigen Rasen.

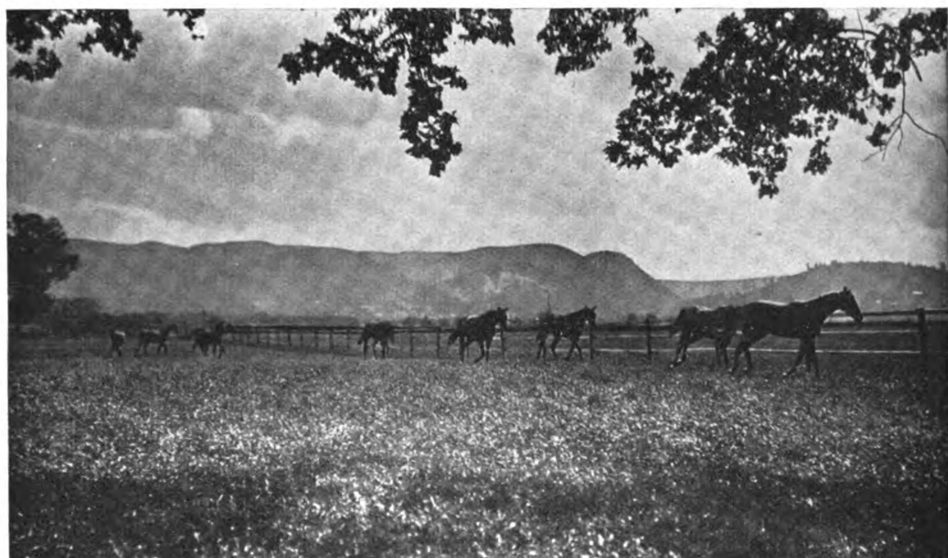
Ferner die St.-Maclon-Tochter »Longwy«, die Nuage-Tochter »Hussa«, die Art-Patrik-Tochter »Halt«, deren Jährling im vorigen Jahr für 67 000 Mark nach Amerika ging, und andre mehr. Diese Stuten sind durchaus geeignet, für das Aufblühen und die Erhaltung der Harzburger Zucht wertvolle Dienste zu leisten.

Doch nicht nur auf eigne Deckhengste stützt

In dankbarer Freude denke ich an einen Sommertag vorigen Jahres, als Freiherr von Lyncker einer Anzahl von Pferdefreunden seine Lieblinge vorführen ließ. An der Hand zuerst die Zuchthengste, dann die Mutterstuten mit ihren reizenden Fohlen, darauf die Jährlinge. Später sahen wir diese, getrennt in eine Hengst- und Stutenherde, in den Koppeln, wo sie, von den Gestütsbeamten gejagt, ihr Galoppiervermögen zeigten. Bergauf und bergab ging es nun in rasendem Lauf über die weiten Grasflächen.



»Czardas« von »Caius« aus der »Darubia«

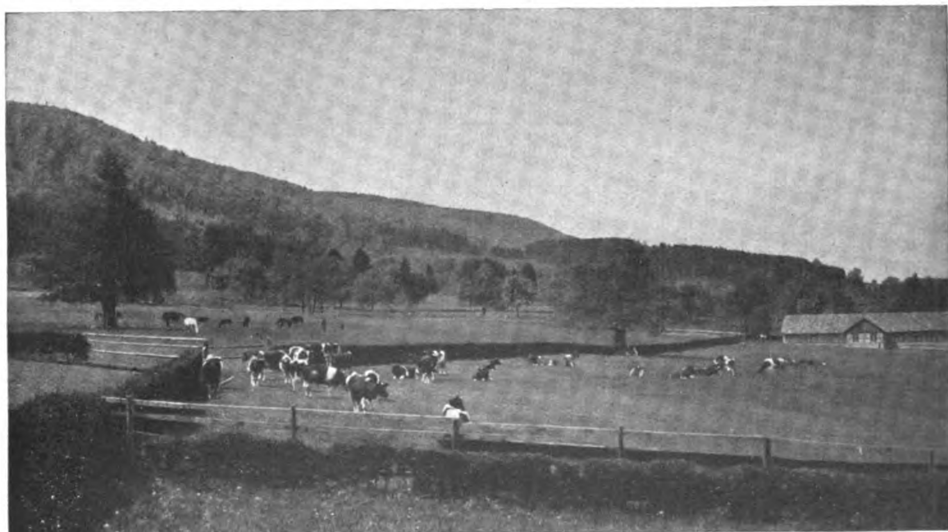


Aufnahme auf der Koppel. Im Hintergrund Bad Harzburg

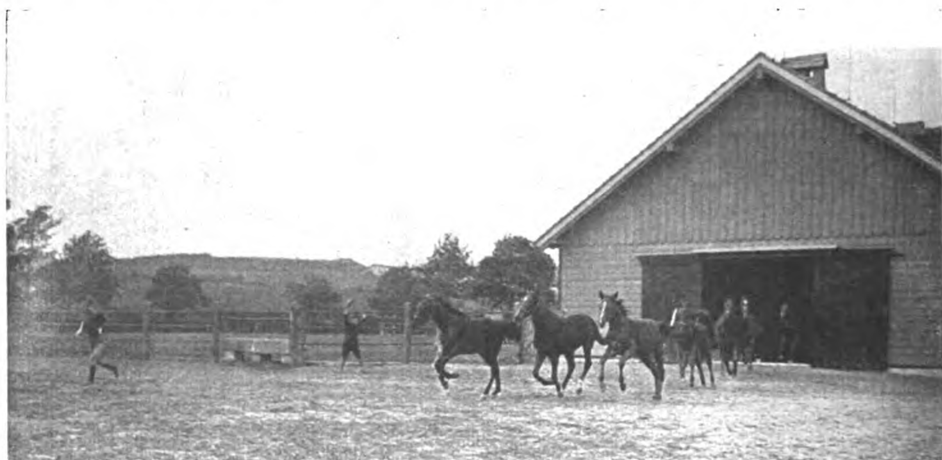
Hierbei konnte der Kenner schon erkennen, was ein Häkchen werden will. Der Ehrgeiz, an die Spitze des Rudels zu gelangen, trat schon hier deutlich hervor. Gleich darauf grasten alle wieder ruhig im saftigen Kleegrase und ließen sich selbst von Fremden liebkosen.

Den Glanzpunkt des Jahres, der meist mit den Harzburger Rennen zusammengelegt wird, bietet der Tag der Jährlingsauktion. Er ist zugleich die Probe auf alle angewendeten Mühen und Kosten. Hierzu erscheinen im Gestüt die Rennstallbesitzer, Rennreiter, Züchter und Jockeis des In- und Auslandes, um sich junges Material für ihre Ställe zu erwerben. Doch nicht diese allein sind dann hier Gäste, sondern auch alte Reiteroffiziere, Landwirte und Pferdefreunde, deren Mittel ihnen nicht den Ankauf solch wertvollen Materials erlauben, pflegen sich dort ein Stelldichein zu geben.

Hat ein Jährling die Aufmerksamkeit dieses sachverständigen Publikums gefunden, dann folgt Schlag auf Schlag, Gebot auf Gebot, und die Spannung wächst von Augenblick zu Augenblick. Wessen Geldbeutel mag es wohl am längsten aushalten? Bleibt der Jährling im Lande oder zieht er in die Ferne, gar über das große Wasser?



Koppeln des Vollblutgestüts mit Pferden und Rindern

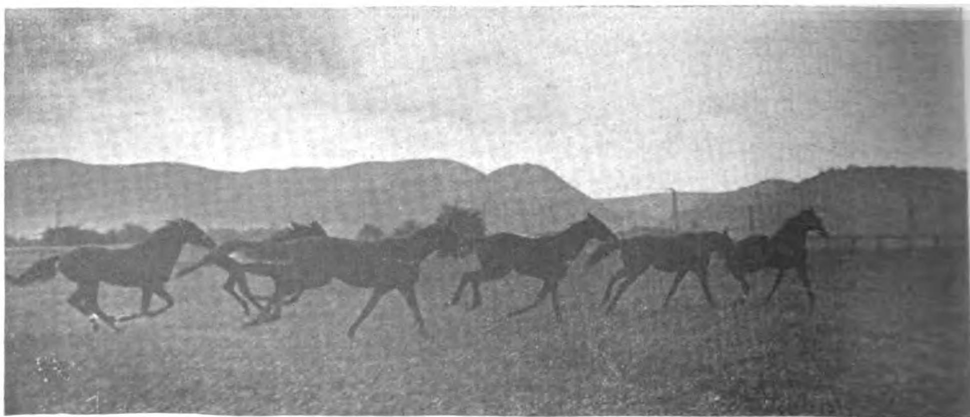


Vollblutjährlinge verlassen Paddock 4

Nach der Auktion reisen die jungen Pferde ihrer neuen Bestimmung, dem Training, entgegen. Die Tage der sorglosen Jugendzeit sind nun vorüber. Sechs Monate führte sie die säugende Mutter, dann tollten sie sich ein Jahr mit ihren Altersgenossen in kräftiger Bergluft auf blumigen Weiden; nun kommt die anstrengende Zeit, in welcher Knochen, Muskeln, Herz und Lunge zu Erzielung von Höchstleistungen systematisch ausgebildet werden.

Das Höchstmaß der Leistungsfähigkeit seiner ihm anvertrauten Pferde will der Trainer am Tage der klassischen Zuchtrennen erreicht haben. Doch wechselnd fallen auch in des Pferdes Leben des Schicksals Lose. Der langersehnte Tag des Derby ist gekommen. (Paul, Hardenberg, Trollhätta, Tuck sind Derbysieger aus Harzburg.) Mit D-Zug-Geschwindigkeit jagt das Rudel der besten ihres Jahrganges unter leichten Jockeis in den Farben ihrer Ställe an den von Tausenden gespannt zuschauender Menschen überfüllten Tribünen des großen Rennplatzes vorüber. Dem strahlenden Sonnenschein ist ein kurzer Gewitterregen voraufgegangen und hat das Geläuf an den Kurven schlüpfrig gemacht. Plötzlich ein Aufschrei des Publikums, und man sieht ein Knäuel sich am Boden wälzender Menschen- und Pferdeleiber! Schnell entwirrt sich der Haufen, doch ein Pferd vermag sich nur vorn noch zu erheben. Das Rückgrat ist gebrochen, und eine Gnadenkugel muß es von seinen Schmerzen erlösen. Sein Name ist ausgelöscht.

Inzwischen eilt das geringer gewordene und sich auseinanderziehende Feld mit immer mehr sich steigernder Geschwindigkeit dem Ziele zu. Das Publikum spendet begeisterten Beifall, als der Favorit, der die vaterländischen Farben trägt, als Erster den Richterpfosten passiert. Der Sieger hat seinem Züchter und Besitzer Ehre gemacht und geht nach weiteren Erfolgen zur Fortpflanzung seiner Leistungsfähigkeit in ein Gestüt des In- oder Auslandes.



Galoppierende Vollblüter. Im Hintergrund der Burgberg bei Bad Harzburg



Augustin Kolb: St. Georg

Der Soldat und die kleine Madonna

Von Friede H. Kraze

Es war einmal ein Soldat und eine kleine Madonna.

Der Soldat war ein rechter Riese mit einem strohernen Haarbusch unter dem Helm und hellblauen Augen von einer eigentümlichen Leere. Er war in der Armee des Oxenstiern aus Schweden nach Deutschland gekommen. König Gustaf Adolf, den sie auch den leo arcticus nannten, hatte schon vor einem Jahrzehnt auf dem Plan von Lützen das Leben gelassen, und die Manneszucht, die der König mit fester Hand in seinem Heere aufrechterhalten, hatte sich bedenklich gelockert in der Not der Zeit. Ob sie Klöster ausraubten und brannten, Schlösser, Bauernhöfe, Kaufhäuser oder Kirchen, galt der schwedischen Soldateska ebenso gleich wie der kaiserlichen. Jeder raubte und stahl, was er fand, und es war ein Wunder, daß überhaupt noch etwas in Deutschland zu finden war.

Die kleine Madonna, von der die Rede ist, wohnte schon seit ein paar hundert Jahren in einer alten rotbraunen Backsteinkirche mit hohen vierfeldrigen Maßwerkfenstern, kunstvollen Portalen, und die Türme reich behelmt.

Aber sie stand nicht auf dem Hochaltar, noch auf einem der Seitenaltäre der mehreren Kapellen. Dort waren zwischen Gold und Silber, von großen Künstlern geschnitten oder gemalt, die heiligen Apostel und Märtyrer zu Hause. Die kleine Madonna stand in einer Nische hinter einem Pfeiler. Sie hatte ein ganz rundes Gesicht mit einer kleinen stumpfen Nase, die Augen weit auseinandergestellt, die Haare hinter die Ohren gestrichen und das Mündchen leicht geöffnet. Sie sah aus wie ein Kind, das staunt, und das nicht weiß, ob es lieber weinen oder lachen möchte. Im Arm hielt sie steif wie ein Püppchen das Jesuskind.

Die kleine Madonna wußte auch wirklich nicht, ob ihr der Sinn nach Lachen stand oder nach Weinen. Wenn sie das Kindlein ansah, das so süß und unschuldig nach ihrer kleinen Brust griff, ja, da war ihr Herz so voller Glückseligkeit, daß sie am liebsten gesprungen wäre. Aber dann mußte sie immer gleich an die Worte des Engels denken: Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen.

Dann bückte sie sich schnell ein wenig zur Seite, damit sie durch das Gewirr von Säulen wie durch das Stämmegewirr in einem großen Walde zum Hochaltar blicken konnte. Dort stand, über viele goldene Engel und Heilige und Leuchter und Zierate erhöht, ein schweres dunkles Kreuz. An diesem Kreuz hing ein blasser Leib, blutüberströmt, mit durchbohrten Händen und Füßen. Das Haupt unter der Dornenkrone war im Leiden heruntergefallen auf die Brust, und manchmal hörte die kleine Madonna in der Stille der Kirche oder aber auch über das Brausen der Orgel und die Stimmen der Priester hinweg ganz laut einen Klageruf: Mein Gott, mein Gott, hast du mich verlassen!

Dann wußte die kleine Madonna gleich wieder, daß dieser Schmerzensmann gleichermaßen ihr Sohn war, derselbe Sohn wie das süße Kindlein, das nach ihrer Brust griff. Und daß sie nicht hineilen konnte, um die Nägel mit ihren kleinen Fingern herauszubohren und das arme Dulderhaupt in die Hände zu nehmen, das konnte die kleine Madonna niemals verstehen, und über dieses unbegreiflich Entsetzliche mußte sie immer wieder staunen.

Aber mit der Zeit, und je länger sie darüber sann, kam ihr die Erkenntnis: dieses Leiden, dort vollbracht von ihrem lieben Sohn, war viel zu hoch und zu tief, als daß sie, seine arme, kleine, unwissende Mutter, es ihm abnehmen könnte. Sie mußte sich darein schicken, nur immer ganz still und geduldig nahe zu sein mit ihrer barmherzigen, unendlichen und demütigen Liebe.

Ein junger Künstler, zeitig gestorben, hatte die kleine Madonna geschnitten und hatte sie dem Kloster St. Johannis Evangelist geschenkt, von dem er manche Guttat erhalten. Und da in der Kirche die schattige Pfeilernische noch leer stand, war die kleine Madonna von den Mönchen dorthin gebracht worden. Da stand sie nun, liebte und staunte und erbarmte sich schon seit vielen Jahren.

Als die Kriegsfurie anfing, Kirchen und Klöstern gar übel mitzuspielen, war auch St. Johannis Evangelist seinem Schicksal nicht entgangen. Man hatte die silbernen Leuchter geraubt, das Altargerät und das gestickte Altartuch. Die Fenster mit den glühenden Heiligen hatten Sprünge, in den meterdicken Mauern steckten Kugeln, und

manche der herrlichen Bilder und Bildsäulen waren zerschlagen und geschändet. Ja, ihre Rosse hatten die Soldaten in kalten Nächten in die Kirche gestellt.

Der Schmerzensmann über dem Hochaltar hatte auf alles mit seinem trauervollen, milden Lächeln herniedergeschaut. Den Rossen wollte er in den bitteren Wintern so gern Schutz gewähren, nur daß die Menschen aus Verachtung dieses Hauses die unvernünftige Kreatur hereinbrachten, gab in sein Lächeln die Trauer.

Ihm selber etwas anzuhaben hatte bis jetzt noch niemand gewagt. Zu still, zu arm, zu ergreifend hing er dort über der Pracht seiner Kirche. Und auch der kleinen Madonna hatte noch niemand wehe getan. Das geschah aber nicht, weil man sie als die Mutter des Heilands ehrte, sondern weil in ihrer dunklen Nische noch niemand sie erblickt hatte in ihrer schmucklosen, süßen, staunenden Einfalt.

Nun war die Zeit gekommen, daß Länder und Menschen den Krieg, der hoch ins dritte Jahrzehnt ging, kaum noch ertragen konnten. Aber immer neue Heerscharen wälzten sich durch das zertretene und ausgesogene deutsche Land, und auch über die Stadt mit der Backsteinkirche St. Johannis Evangelist kam ein Regiment Karlsbergischer Reiter.

Sie brauchten die Stadt nicht blutig zu belagern, denn die Mauern und Türme waren längst zerschossen, die Männer vielfach bei Belagerungen gefallen, und der Hunger wütete.

Die Soldateska hauste, wie sie gewohnt war, und da sie nirgends mehr Beute fand, weder mit Zwicken, Rädeln, Schmauchen oder Schwedentrunk sich etwas herauspressen ließ, und die Frauen ihre Treue und die Mägdlein ihr Kränzel klagend und ächzend opfern gemußt, so drang zuletzt ein Haufe in die Kirche, zu sehen, was etwa dort noch zu holen wäre. Aber es verlohnte sich nicht mehr.

Unter den Soldaten, die mißmutig aus der Kirche strichen, war auch der Soldat mit dem strohernen Haarschopf und der eigentümlichen Leere der Augen.

Als der Soldat an der kleinen Madonna vorbeikam, streichelte ihr gerade ein Sonnenstrahl das ängstlich staunende Gesichtlein. Der Soldat folgte dem Sonnenstrahl, erkannte die papistische Maria, und zornig und hungrig, wie er war, schlug er seine Klinge so heftig gegen ihre Knie, daß sie ins Wanken geriet, stürzte und ihm gerade vor die Füße rollte. Der Soldat wollte sie eigentlich mit dem Fuß beiseitestoßen. Er wußte nicht, was ihn hieß, aber statt dessen mußte er sich bücken und genauer hinsehen.

Er schaute eine ganze Weile, und plötzlich trat in die Leere seiner Augen, die der Zorn wohl erhitzt, aber nicht erfüllt hatte, ein Lächeln. Er bückte sich tiefer, hob die kleine Madonna, die um keinen Preis ihr Kindlein losgelassen hätte, in die Höhe. Als sie ihn ansah, ängstlich bittend, er wolle sie wieder in ihre Nische stellen, strich er ihr statt dessen mit zwei Fingern zart und ungeschickt in einem über ihr Gesichtlein, schlug sie in seinen Mantel und folgte den andern Soldaten.

Die Soldaten fragten, was er gefunden habe, und er solle teilen. Er schlug dem nächsten, der zubringlich wurde, mit der flachen Hand ins Genick. Der stürzte hin und tat keinen Muck. Die andern rührten sich nicht weiter.

Die kleine Madonna im Mantel des Soldaten weinte bitterlich, als sie merkte, daß er zu Pferd stieg. Was sollte denn ihr lieber großer Sohn in der Kirche anfangen, wenn sie ihn verließ? Solange er noch ein Büblein war und nach ihrer Brust griff — ja — so lange konnte sie ihn wohl auf dem Arm mit sich nehmen. Aber wenn dann erst das ganze bittere Leben anfing; wenn er allen sein Herz und seine Seele entgegentrug und alle, auch die ihm die Nächsten waren, verstanden ihn nicht oder ließen ihn im Stich, bis er zuletzt blutend am Kreuzbalken hing — ach! — wie die Rosse trabten, schluchzte und weinte die kleine Madonna: Mein Sohn! mein lieber armer Sohn! Und fühlte siebenfach das Schwert in ihrer Seele.

Aber all ihr Schluchzen und Weinen nutzte nichts. Der Trupp Soldaten zog immer weiter, und mit ihnen auch der, der im Mantelsack die kleine Madonna auf dem Rücken trug.

Gegen Abend wurde haltgemacht. Die Soldaten hatten eigentlich in einem reichen Kirchdorf übernachten wollen, das ihnen von früher bekannt war, aber das Dorf war ausgebrannt, und nur die leeren, rauchgeschwärzten Mauern ragten in den Himmel. Und da es ein milder Juniabend war, wie

die Güte Gottes auch in dieser Zeit des Grauens solche Abende immer noch der Erde bescherte, so beschloß man, am Rande eines kümmerlichen Feldchens zu kampieren, das den Soldaten wohlgetan dünkte für ihre Rosse.

So wurde abgesattelt und die Lanze zum Abkochen eingebohrt. Ein paar dürftige, gestohlene Gänse hingen manchem am Sattelknopf. Bald stoben die Federn, die Kessel dampften, und zwischen rohen Soldatenwitzen wurde gelöffelt und geschlürft, wenngleich man auf der Hut blieb, denn ein aufgegriffenes Bäuerlein, das sie verkehrt über das Feuer gehängt, hatte schnell genug bekannt, daß Moncadische Völker die Heerstraße letztlich entlang gezogen.

Der Soldat hatte seinen Mantelsack mit der kleinen Madonna vorsichtig ins Korn gelegt und sich selber davor. Als der Haufe abgegessen hatte, stand ein sanftes Rot über der Welt, und es dauerte nicht lange, daß nach dem heißen Tage über Reden, Planen, Fluchen und ein paar rauhen Liedern erst dem einen und dann dem andern die Augen zufielen.

Als die bärtigen Gesichter dalagen, in den Arm gedrückt oder auf dem Schenkel des Nachbars, schien mit einemmal eine Hand über sie hinzustreichen. Die nahm Blut und Grauen und Sünde sanft dahin und führte die wüsten Gesellen ganz nahe zu Gott, daß er ihren Seelen im Traum wieder einmal sagte, woher sie kamen und wohin sie sollten.

Da seufzte wohl manch einer im Schlaf und lallte einen Namen, das war der Name einer Frau oder eines Kindes. Am öftesten aber war es der süße Muttername, den Erinnerung oder Sehnsucht auf die Lippen tat.

Der Soldat mit der kleinen Madonna im Mantelsack nannte niemals einen Namen im Schlaf. Seine Mutter hatte er nicht gekannt. Nachdem sie ihn in die Welt gegeben, war sie schnell daraus fortgegangen. So war er herumgestoßen worden, und weil niemals eine Mutter ihn am Kinn gefaßt hatte und ihm durch die Augen bis ins Herz gesehen, so war die große Leere in seine Augen gekommen.

Jetzt, als die andern alle schliefen, beugte sich der Soldat heimlich zum Mantelsack, hüllte die kleine Madonna aus und fegte mit den Händen einen Platz sauber zwischen den Ähren, daß sie wie in ihrer Nische stand. Ja, er pflückte sogar eine Kornblume oder zwei, die er mit ausgestrecktem Arm erreichen konnte, und steckte sie zu Füßen der kleinen Madonna in das Erdreich.

Dann lag er vor ihr, Arme aufgestützt, Kopf in der Hand, und sah sie an, ihr kleines rundes Gesicht mit den weit auseinandergestellten Augen, die Haare hinter die Ohren gestrichen, das stumpfe Näschen und den Mund, der lachte, weinte oder staunte.

Der kleinen Madonna war bitterlich nach Weinen zumute; weil ihr ganzes Herz nach dem armen, alleingelassenen Gekreuzigten verlangte. Aber wie sie jetzt in das bärtige und narbige Soldatengesicht sah, so dicht vor dem ihren, mit den Augen, in deren Leere irgend etwas sich heraufmühte, mußte sie doch liebreich lächeln, und sie dachte ernstlich daran, ob sie nicht diesem armen, großen Jungen ganz einfach einmal mit der Hand über die Stirn streichen sollte.

Aber wie sie das doch noch überlegte, seufzte der Soldat sehr tief, der Kopf fiel ihm zur Seite, und er schlief. Denn er war mit den andern schon zeitig unterwegs gewesen, und der Tag war heiß.

Als die kleine Madonna ihn nun schlafen sah, den Kopf dicht an ihren Knien, die er mit der Klinge so hart geschlagen hatte, daß eine breite, flache Narbe geblieben, seufzte auch die kleine Madonna. Sie bückte sich und legte einen Augenblick die kleine hölzerne Hand, die nicht das Kindlein trug, sondern die Kleidfalten zusammenraffte, dem Soldaten auf die Stirn.

Der Soldat lächelte im Schlaf, legte sich ruhig auf den Rücken und faltete die Hände über dem Koller auf der Brust. So hatte er in seinem ganzen Leben noch niemals geschlafen.

Die kleine Madonna aber raffte wieder die Kleidfalten zusammen, und so schnell sie nur konnte — es ging doch nicht anders —, lief sie und lief auf ihren kleinen Füßen die Kornbreiten entlang. Sie kannte sich nicht aus, aber sie war auf dem ganz richtigen Weg, und da es nun schon dunkel war, lief ihr dünner, zarter Heiligenschein immer hurtig vor ihr her, daß sie sich nicht fürchtete oder sich verirrte. Und als sie die ganze Nacht so gelaufen war, erreichte sie endlich beim ersten Hahnenkraht die Stadt und die Kirche, in der sie wohnte.

Es sah entsetzlich in der Kirche aus von den Soldaten her, mit zerbrochenen Scheiben und beschmutzten Betstühlen. Aber die kleine Madonna hatte das schon ein paarmal erlebt. So hielt sie sich nicht weiter damit auf, versuchte ein bißchen zu schweben, wobei ihr zwei Engelsbübchen mit abgeschundenen Näschen aus der Nachbarschaft herzlich halfen, bis sie wieder in ihrer Nische stand und durch den Säulenwald ihren lieben, armen Sohn am Kreuz erblickte. Und wie sie so, inbrünstiger Liebe und Erbarmens voll, zu ihm hinschaute, ging ein sanfter Schein wie ein Gruß über das Dulderhaupt. Da nun überdies ein alter schneeweißer Priester mit zwei Ministrantenbüblein gerade das Confiteor anhob, wäre die kleine Madonna ganz glückselig gewesen, hätte nicht immer wieder einmal das arme, große Jungengesicht von dem Soldaten vor ihr gestanden. —

Dem Soldaten war die Flucht der kleinen Madonna nicht etwa unbemerkt vorübergegangen. Gerade als ihr dünner Heiligenschein um die Biegung der Kornbreite verschwand, wachte er auf, entweder, weil es nun mit einem Male wieder ganz dunkel um ihn her war, oder von dem Pferdegetrappel, das auch schon die kleine Madonna gehört hatte.

Aber wie er eben aufsprang, der Fliehenden hinterdrein, weil es in seinem Herzen mit einemmal so schmerzhaft brannte, daß seine leeren blauen Augen ganz schwarz davon aussahen — gerade da waren die Feinde auch schon heran. Es waren Moncadische Völker, die den Karlsbergischen das Kornfeld nicht gönnten, auch wohl Proviant bei ihnen vermuteten oder Beute aus der Stadt. Ein Scharmützel entspann sich, der Soldat holte wacker aus mit seiner Klinge, bekam aber zuletzt von rückwärts einen so harten Hieb in die Kniekehlen, daß er vornüberstürzte, empfand dabei etwas wie Freude, daß ihn nun selber betraf, was er zuvor der kleinen Madonna angetan, schimpfte sich dieserhalb noch einen gemeinen Hundsfott, und darauf vergingen ihm die Sinne.

Als er nach einer langen Weile wieder lebendig wurde, war das Getöse vorbei. Die Moncadischen Völker hatten zuletzt doch das Feld räumen müssen, weil ein Regiment Banner den Karlsbergischen zu Hilfe gekommen. Jetzt ging ein Feldscher ab und zu, wußte nicht viel zum Heil, schmierte etwas oder sägte ein Glied ab da und dort, ehe denn der Brand hinzutrat.

Der Soldat war zuletzt froh, daß die kleine Madonna diesem allen entkommen war. Seine Knie wurden verbunden, und mit etlichen andern wurde er in ein Dorf geschafft, wo trotz aller Verwilderung hier und da noch immer einer war, der um Gottes Lohn eines Elenden Wunden wahrnahm.

Der Soldat war nun freilich in die Hände eines Bauern geraten, der nicht viel Federlesens machte. Aber nach und nach, bei magerer Kost, von der die Fieber niedergehalten wurden, heilten die Kniekehlen wieder zusammen, wenngleich der Soldat lahm blieb und nur an zwei Stöcken mühselig fortkonnte, denn die Sehnen waren ihm durchgehauen.

So bat der Soldat, sie möchten ihn um Gottes willen behalten, bis der Frühling käme, denn wie es jetzt stand, hätte er müssen auf der Landstraße erfrieren.

Er verstand es, wie die Leute bei ihm daheim, aus Span feine Kästlein zusammenzubiegen und selbige schön bunt auszuzieren mit Lauge aus gekochten Zwiebelschalen, roten Beten, Safran und wenn etwa aus früheren guten Zeiten sich noch ein paar Körnlein Blau finden sollten.

Da ließ ihn der Bauer in der Ofenhölle hocken und sein geringes Brot mit Basteln abverdienen. Auch einen Stuhl brachten sie ihm hier und dann, dessen Sitz er schön neu mit Ried beflocht.

Die Bäuerin, hart, dürr und derb, wie der lange, unselige Krieg die Frauen auf dem Gewissen hatte, sparte zwar nicht mit Zank und Sticheln über den unnützen Esser. Aber der Soldat entgegnete niemals. Auch war die frühere Leere seiner Augen von einem Blick so tiefer Trauer ausgefüllt, daß auch die Bäuerin zuzeiten ihr Herz spürte. Die Kinder, deren es eine rechte Mandel gab, und für die keins Zeit hatte, so daß sie rauften, schlugen und oft genug in Fetzen gingen, sahen nur scheu und von weitem auf den Soldaten. Sie hätten ihm gern mancherlei abgelernt oder gewollt, daß er ihnen ein Stücklein erzählte, aber sie getrauten sich nicht vor seinem Blick. Nur die Älteste, ein feines Mädchen von sechzehn, ließ sich nicht irren, brachte dem Soldaten heimlich ihre Scheibe vom frischen, dampfenden Brot, wenngleich mit Kleie und Rinde verbacken.

hob ihm auf, wenn etwas niederfiel, lag der weisen Frau im Dorfe an um eine Heilsalbe und kauerte manchmal, Hände um die Knie geschlungen, auf einem Schemel neben dem Soldaten, staunend, halb lachend und halb weinend über seine geschickte Hand und über die stumme Trauer seiner Augen.

So ging Martini vorbei und Allerheiligen. Der Frost meinte es arg, und der Bauer fing an, um das geringe Saatgut zu barmen, das er der Erde vertraut hatte. Aber am Vorabend auf St. Barbara wurde die Luft schwer, als hinge sie voll grauer, dicker Säcke. Kein Flickchen Himmelsblau war zu sehen, und es kam eine große Stille über das Land.

Auch dem Soldaten war das Herz so schwer, daß er nicht wußte, wohin damit. An St. Barbara war es gewesen, vor etlichen Jahren — nie mehr hatte er daran gedacht, und jetzt legte es sich über ihn und nahm ihm beinah den Atem —, sie hatten Winterlager bezogen im Bayerland und hatten gehaust wie die Teufel, dort, wo sie alle Papisten waren. An einem Abend hatten sie sich, ein Trüpplein, aus dem Lager gemacht, die ferneren Dörfer durchzumarodieren, und im Schnee der Landschaft hatte ein Mägdlein gestanden, gedrängt an den Stamm eines Apfelbaumes, der irgendwie der Axt entgangen. Ihr Gesicht war ebenso blaß wie der Schnee, ein winziges Apfelzweiglein hob sie vor den Soldaten in die Höh' wie zum Bannen. »St. = Barbara = Zweig,« flüsterte sie flehend, »heut gebrochen, erweckt ihm die Heilige Blüten zur Christnacht. Die Mutter liegt siech seit Johanni. So arg tut's verlangen nach Frühling und Blühen!«

Die Soldaten hatten nicht die schmerzhafte Unschuld gesehen oder die Bangnis, die allein der siechen Mutter galt und dem geringen Zweiglein. Ihnen gloste bereits die Gier in den Augen. Sie hörten allein: St. Barbara! Und daß die Heilige dem dürren Reis die Blüten erwecke. »Papistische Vettel!« schrie einer und packte das zitternde Kind, und dann — nun — es war immer dasselbe.

Der Soldat seufzte schwer. Er wußte einen Augenblick nicht, sah er das Gesicht des zitternden Mägdleins oder das der kleinen Madonna? Oder war es auch ein drittes Gesicht? Verklärt in Demut und Liebe, dem er kaum einen Blick gegönnt? Der Soldat wußte keinen Rat zwischen den drei Gesichtern. Aber er konnte die ganze Nacht kein Auge zutun, und als sie ihn am späten Morgen im Stalle suchten, wo er hinter den zwei Kühen eine Streu hatte, da war die Streu leer.

Der Bauer fluchte. Die Bäuerin schrie und kerbte eine Falte in die Stirn. Das älteste Mägdlein stellte weinend die Morgensuppe beiseite, die sie so lange warm gehalten, dann lief sie mit den Geschwistern, suchte in Hecken, Gärten und Wald. Zuletzt fehlte der Soldat allen.

Der Soldat auf seinen zwei Stöcken kam nur langsam voran. Aber da nicht lange ein weicher Schnee fiel, half es ihm, daß er nicht glitt. Er hatte nichts mitgenommen, weder seinen Mantel noch eine Brotrinde. Nur ehe er sich auf den Weg machte, hatte er einen wärmenden Zug getan aus dem Euter seiner guten Freundin, der Bläß. Aber nur einen ganz kurzen, denn er wußte, viele hatten sich zu teilen in die wärmende Labe.

Nun wanderte er und wanderte. Wenn ihn der Hunger zu arg in den Eingeweiden zwackte, und er durch ein Dorf kam, das nicht völlig verbrannt war, so klopfte er an eine der Hütten, sagte, so sie nur ein wenig Holz hätten, wollte er ihnen wohl einen heiligen Christ machen, und immer fand sich etwas, was er schnitt, klebte oder anmalte, und die Armen waren froh und teilten gern ihr dürftiges Mahl mit ihm.

Aber dem gingen die Tage hin, und als Christfest vor der Tür stand, sah auch der Soldat die zerstörte Stadtmauer mit den vielfach zerschossenen Türmen, und dort war die Kirche, in der die kleine Madonna wohnte.

Der Soldat ging so schnell wie er nur vorankonnte mit seinen Krücken. Er wußte doch gar nicht, ob er die kleine Madonna dort wiedersehen würde, aber er konnte es sich gar nicht anders vorstellen, und als er in die Straße zur Kirche hin einbog, fingen die Glocken an, und das Christfest wurde eingeläutet.

Wie der Soldat der Kirche zustrebte, zwischen viel Volks, alle abgerissen, elend, verhungert und doch mit einem lichten Schein über den Gesichtern, dachte er gar nicht daran, daß er zu einer papistischen Kirche auf dem Wege war. Ihm war so sehnsüchtig fromm und das Herz so voll Liebe, daß er gar nicht nachdenken konnte, sondern immer nur versuchte, schnell voranzukommen mit

seinen Stöcken. Und da der Schnee von den vielen Füßen an manchen Stellen sehr zertreten war und die runden Kopfsteine glatt, so faßten ihn ein paar Frauen sorglich unter die Arme. Er dankte ihnen aus Herzensgrund, denn ohne sie hätte er den Platz am Pfeiler, nach dem sein ganzes Verlangen stand, nicht beizeiten erreichen können. Aber nun stand er dort zwischen den vielen, atmete tief, schaute auf — und wirklich stand die kleine Madonna in der Nische.

Im ersten Augenblick, als der Soldat sie ansah, dachte er, sie wäre es gar nicht, ein so seliger Schein war über dem Gesicht mit den breitgestellten Augen und den Haaren, ganz glatt hinter die Ohren gestrichen. Aber dann erkannte er sie doch. Der selige Schein, mit dem die Madonna auf ihr Kindlein im Arm niederblickte, ging stracks in sein eignes Herz. Und da hub es schon an: Puer natus in Bethlehem eia — Unde gaudet Jerusalem eia —

Der Soldat verstand die Worte nicht, hatte sie niemals gehört. Aber er wußte ganz genau, was sie bedeuteten, er brauchte nur die kleine Madonna anzusehen, die ihr Kindlein im Arme wiegte. Und wie er ihr zusah, rollten ihm vor lauter Schauen und sanfter Glückseligkeit zwei große Tränen in den Zwickelbart. Er hatte aber von den Tränen gar nichts gemerkt, nur wie durch einen Schleier sah er die dünnen Kerzen auf dem Hochaltar. Erst nach und nach wurde ihm auch das geneigte Leidensantlitz am Kreuz deutlich, und sieh doch: es lächelte gar mild.

Wie der Soldat noch staunte: warum denn, worüber lächelte er denn in all seiner Marter, der Heiland? — da erblickte er's auch schon mit seinen scharfen Soldatenaugen: eine ganze Stadt war aufgebaut zu Jesu Füßen, mit Kuppeln und Zinnen und Mauern. Das war die Stadt Jerusalem, die lag wie auf einer fernen Höhe. Aber ganz nah und im Vordergrund stand ein Stall, strohgedeckt, mit Ochs und Eselein, Maria und Joseph und dem Kinde in der Krippe. Auch die Hirten waren gekommen, knieten und beteten an, und alle ihre lockigen Schäflein waren hinterdreingelaufen. Die großen weisen Könige aus dem Morgenland waren da, der gnitterschwarze dazwischen, und der Stern stand leuchtend und wies den Weg.

Nein, wieviel Figuren noch überall im Moose knieten oder aus den Palmen herzueilten, die alle anbeten wollten und selig gesegnet sein! Der Soldat erkannte alle: Bauer und Bäuerinnen, Fischhändler, Scherenschleifer, Landsknechte und Hauptleute, Priester und Mönche, Könige, Bettler, kleine Knäblein, schöne Jungfrauen, Krüppel und Einäugige. Alle erkannte der Soldat, merkte auch bald mit seinen scharfen Reiteraugen, wo etwa es mangelte: hier ein Arm, dort ein Beinlein oder ein Schwänzchen, ein Korb, eine Sense, ein paar Kronzacken oder ein Heiligenkranz. Ja, da wäre einer wie er mit Messer und Farbtopf wohl zu gebrauchen! Und wie es ihm ordentlich in den Fingern juckte, spürte er doch ganz nah den heimlichen Segen, der wie eine goldene Wolke über dem allen schwebte, daß er zuletzt gar keine Schäden mehr sah, sondern ebenso klare und fromme Augen bekam wie die Buben und Mägdlein, die dicht vor der Krippe standen. Zuletzt, die Hände über seinen Krückstöcken gefaltet, sah er nur immer das Kindlein an in der Krippe, wie es seiner sich zu ihm bückenden Mutter die Ärmchen entgegenbreitete, und merkte gar nicht, daß viele Tritte an ihm vorübergingen zu den Ausgängen hin, und die Orgel nach einem mächtigen Aufrauschen ganz sanft versiegte wie ein silbernes Wässerlein. Nun kam der Mesner, löschte schnell die dünnen Kerzen aus, denn sie mußten über das Fest noch reichen, und mit einem Male war der Soldat ganz allein in der dunklen Kirche.

Allerdings ganz dunkel war sie nicht. Erstens blickte der milde Mond durch eins der hohen Bogenfenster und färbte die Heiligenmäntel blaßblau und rosenrot, aber vor allem war gerade über dem Soldaten ein feiner, heller Kreis, der kam von dem dünnen Heiligenschein der kleinen Madonna. »Da bist du ja,« sagte sie auch gleich, als alles still war, mit ihrem hohen, feinen Stimmchen, das wie lauter silberne Glöckchen läutete. »Ach Gott, wie ich mich freue! — Nein, wie ich mich freue!«

»Du freust dich?« fragte der Soldat zweifelnd. »Aber ich habe dir doch einmal sehr weh getan mit meinem Schwert!«

»Ach,« sagte die kleine Madonna, »das ist doch längst wieder geheilt.«

»Aber ich hab' dich doch auch weggeschleppt,« beharrte der Soldat.

»Ja,« sagte die kleine Madonna, »sei nur nicht böse, wenn ich es zugebe, es war wirk-

lich ein arger Schrecken damals. Ich wäre ja auch sehr gern bei dir geblieben, nur —« ihr kleines Gesicht wandte sich zu dem Kreuz über dem Hochaltar — »oh—« sagte sie, »Oh!«

Der Soldat folgte ihrem Blick, und ihm schien, er sah einen zarten Schimmer über dem Altar aufglühen an mehreren Stellen. Aber schon waren die Augen der kleinen Madonna wieder bei dem Soldaten, und ein so barmherziges, süßes Mutterlächeln ging um ihren runden kleinen Mund, daß der Soldat dachte: jetzt, gleich jetzt möchte ich ihr alles sagen, alles von Anfang an. — Aber er drückte nur seinen harten Bauernschädel ganz leise gegen ihre feinen Knie — »das ist mir schon heimgekommen,« murmelte er, »daß ich dir so weh getan habe,« und er zeigte auf seine zwei Stöcke.

»Oh,« sagte die kleine Madonna ganz erschrocken, als sie alles gehört hatte, »wie mich das aber betrübt!« Und wollte sich gleich auf eine ganz gute Salbe besinnen, die man damals in Galiläa für so etwas gebraucht hatte. »Aber nein!« rief sie plötzlich und sah dem Soldaten ganz lange und tief in die Augen, »das sollte ja alles so sein,« rief sie. »Und jetzt brauch' ich mich auch nicht mehr zu sorgen um dich!«

Da erzählte sie von jenem Abend am Feldrain, als er wie ein armer, großer Junge aussah, und jetzt hätte er doch ein ganz neues Gesicht bekommen! Darüber lachte sie vor Freude wieder wie lauter hohe silberne Glöckchen, und der helle Kreis von dem Heiligenschein lief immer hin und her dabei.

Die kleine Madonna mochte freilich lachen, wenn sie den Soldaten ansah. Sein Gesicht war wirklich ganz neu, nämlich wie blank geputzt. Auch seine Augen sahen nicht mehr leer aus, wahrscheinlich spiegelte sich der runde Heiligenschein in ihnen.

»Sag' doch,« — die kleine Madonna hatte nur schnell wieder einmal zum Hochalter hinübergeschaut, wo der zarte Schimmer an den verschiedenen Stellen jetzt ganz rosenrot schimmerte — »sag' doch — warum hattest du denn einen so bösen Ärger auf mich, daß du mich beinah totgeschlagen hättest?« Und sie zog schnell die Lider über die Augen, weil sie sich ihrer Neugier schämte.

Der Soldat wurde rot und senkte das Gesicht. »Ach,« sagte er verlegen, »es tut mir recht leid — aber — weil es doch eigentlich Abgötterei ist, dich als Himmelskönigin anzubeten.«

Die kleine Madonna wurde ganz weiß im Gesicht vor Schrecken. »Aber nein,« sagte sie zuletzt, »wer tut denn so etwas? Und Himmelskönigin?« Ihre Stimme zitterte.

»Ja,« sagte sie nach einer Weile und versuchte wieder ganz tapfer zu sein, »siehst du, so sind nun die Menschen: man meint alles nur Liebe und Liebe, und sie machen daraus Ehre und Streit. Und zuletzt schlagen sie sich deswegen beinah tot. — Ach, sie dauern mich, die armen Kalmäuser!« Die kleine Madonna seufzte recht und drückte ihr Kindlein an die Brust. »Einen Sohn, der aller Welt Heiland wurde — und über den sollte eine Mutter sich erhöhen?« Sie errötete in der unsäglichen Demut ihres Magdtums vor Gott, und sie verneigte sich gegen den Hochaltar, wo die sanften Rosenscheine immer tieferen Glanz annahmen.

»Überhaupt eine Mutter,« sagte sie dann schnell. »Hast wohl die deinige nicht mehr?« Ihre Stimme war sehr sanft.

»Hab' sie nie gekannt,« sagte der Soldat, und etwas saß ihm dabei dick im Halse.

Die kleine Madonna streckte das Händchen aus den Kleidfalten. Jetzt ging es nicht mehr anders: sie mußte dem Soldaten ganz leise, leise über das struppige Haar streichen. »Armer Bub!« sagte sie. »Armer Bub!« Und der Soldat fühlte etwas wie eine warme Perle schnell seine Stirn herunterlaufen.

»Ich will dein Mütterlein sein,« sagte die kleine Madonna, während der Soldat so still hielt unter der streichelnden Hand, daß er kaum atmete. »Eine Mutter, die so viel Schmerzen hat um ein Kind — ach, die versteht wohl, wenn ein andres in Not ist. Komm —« sagte sie sanft, und in all ihrer süßen und zarten Kleinheit erschien sie dem Soldaten mit einemmal so hoch und so groß, daß er niederkniete und seinen Kopf gegen ihren milden Mutterschoß lehnte. — Er schluchzte.

»Sag' alles,« bat die kleine Madonna. Aber ihre Stimme schien tief, tief aus dem Herzen der Erde zu kommen, wo die Mütter wohnen.

Da bekannte der Soldat alle seine Sünden, bis er zu dem Mägdlein kam mit den St. Barbarazweigen. »Soll ich?« Seine Stimme zitterte. »Es wird dir zu schwer sein und zu dunkel.«

»Einer Mutter?« sagte die kleine Madonna — und auch ihre Augen waren weltentief geworden —, »nichts ist zu schwer und zu dunkel, wenn eine Mutter dem Kinde darf tragen helfen.«

Da bekannte der Soldat auch dieses letzte, und da er mit einem bitterlichen Seufzer endete, wußte er plötzlich nicht, welches Gesicht vor ihm stand: ob das des gemarterten Mägdleins, oder jener Ältesten vom Bauern, die ihm in Demut gedient hatte und für die er keinen guten Blick gehabt. Da lächelte er sanft und zärtlich, und seine Augen winkten in die Ferne hin. Er dachte: Eigentlich müßte ich auch dieses noch der kleinen Madonna bekennen. Aber dann unterließ er es doch.

Es war doch so süß, an einer Mutter Schoß zu knien und alles ihr hinzugeben, in Worten oder Schweigen, und Vergebung und eine neue Unschuld von ihr zu empfangen. Und da er eine Weile so gekniet hatte, hob er plötzlich den Kopf wie in jäher glücklicher Erkenntnis: »Wer den Sohn ehrt, sollte er die Mutter nicht ehren?«

Die kleine Madonna antwortete dem Soldaten nicht. Mit der kleinen Hand wendete sie ganz zart sein Gesicht, daß er zum Hochaltar hinübersah, wo am Kreuz jetzt alle Wundmale des Herrn wie lauter Rubine glühten.

»Immer noch müssen sie bluten in ihm und in mir, der Mutter,« sagte die kleine Madonna, und ihr Gesicht erschien entrückt und verklärt, »alle die vielen hundert Jahre nun bluten sie schon. Nur in der Christnacht leuchten sie so.«

»Mein Sohn!« sagte sie, »ach, mein lieber Sohn!«

Ihre Stimme bebte von Liebe, während ihre Hand über das sture Haar des Soldaten glitt. Aber der Soldat wußte nicht: meinte sie den Herrn Christ am Kreuz, oder meinte sie ihn?

Hochzeit des Lebens

Es brauste laut das Fest des Lebens
Bei Mahl und Lied. Dein Platz war leer,
Dein Platz zur Seite mir. Vergebens
Erhofft' ich dich. Du kamst nicht mehr.

Und neue traten ein. Und Lieder
Begrüßten sie, die Zimbel schlug.
Und ängstlich forscht' ich immer wieder,
Ob keins dein liebes Antlitz trug.

Das Leben lockte, hob die Füße
Zum Tanz. Verstoßen sah ich zu.
Wir tranken nicht das fremde, süße
Tanzmüdesein. Noch säumtest du.

Und trunkner rief das Fest des Lebens
Zum Flötenlied. Dein Platz war leer,
Dein Platz zur Seite mir. Vergebens
Erhofft' ich dich. Du kamst nicht mehr.

Tief brannten, trüb, der Fackeln Brände,
Die lauten Tische wurden leer.
Ich horchte müd' mich bis zum Ende,
Du kämest doch noch heimlich her,

Du würdest doch, wenn auch die Flöten
Erstorben schon, verstummt das Rund,
Noch hinter meine Schulter treten
Und lachend küssen meinen Mund —

Bis mich, den letzten aller Gäste,
Aus Schmerz und Schlummer schrecken ließ
Ein Schritt und weggehn mich vom Feste
Der dunkle Schließer schweigend hieß.

In seinem Zug kamst du geschritten,
Die Hand an blassen Lippen sacht,
Wie leise, leise mich zu bitten —
Und weinend trat ich in die Nacht.

Josef Marschal



Karl Ziegler: Kapellmeister Dr. Stiedry

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1926

UNIV. OF
CALIFORNIA

Girlkultur

Von der Amerikanisierung Europas

Von Dr. Paul Landau

Im Tanz spiegelt sich wohl am deutlichsten das Tempo der Epochen, und so wird man auch im Foxtrott, dem Modetanz, der sich jetzt die ganze Welt unterworfen hat, den Pulsschlag unsrer Tage fühlen. Sein Takt hat etwas Frisches, unbekümmert Vorwärtsdrängendes, etwas naiv Unkompliziertes; es ist ein schneller, scharf akzentuierter, stoßhafter Rhythmus, bei dem Spannung und Lösung in einem höchst einfachen Gleichmaß wechseln. Für den, der den »Stimmen der Völker« zu lauschen weiß, ist es das Tempo Amerikas, das hier vibriert, ist es der Ruf der Neuen Welt, der Ausdruck jener typisch amerikanischen Geisteshaltung, die der Stuttgarter Professor der Psychotechnik Fritz Giese in einem schnell berühmt gewordenen Buch als »Girlkultur« bezeichnet hat.

Um das Neuartige dieses Rhythmus zu verstehen, braucht man nur einen raschen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Das 17. Jahrhundert liebte die Sarabande, wie sie noch in der Musik Bachs fortlebt, diesen schweren, ja schwerfälligen Tanz mit seiner gravitätischen Gehaltenheit und ausladenden Breite, mit den langsam gewichtigen Schritten, die man sich nur unter den mächtigen Bogen und Kuppeln einer barocken Architektur und in den rauschenden Schwingungen des Reifrockes vorstellen kann. Das 18. Jahrhundert tanzte Menuett, diesen Tanz der zierlichen, zögernden, kleinen Schritte, der graziösen Eleganz und der sich anmutig hingebenden Koketterie des Rokoko. Der Walzer, den man heute wieder als Symbol der alten Tanzkultur heraufbeschwört, brachte mit der französischen Revolution eine erste Revolution in den Ballsaal. Schon dadurch, daß man nicht mehr nebeneinander schritt, sondern daß sich die Paare wie beim Volkstanz umfaßten, wurde eine viel engere Beziehung geschaffen, und mit dem schnellen Drehen kam eine Unruhe und Leidenschaftlichkeit in den Tanz, der um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert konservative Gemüter ebenso beunruhigte wie in unsern Tagen die Wildheit des Jazz. Diese Tempobeschleunigung wurde in der Polka, dem Tanz der Romantik, noch gesteigert und entartete im Cancan des zweiten französischen Kaiserreichs zum Bacchanal. Aber alle diese Tänze sind von dem modernen Tanz in ihrem Wesen verschieden durch die melodische Gliederung ihrer Schritte und Touren. Mag der Rhythmus auch noch so kräftig die Melodie durchpulsen, so ist doch die schwebende, gleitende Bewegung, die dem Melos der Musik folgt, das Sichwiegen und Drehen stets beseelt von einem bestimmten Klangcharakter. Der moderne Tanz dagegen läßt das Drehen nur so nebenbei zu; er ist ein taktmäßiges Schreiten, bei dem die Melodie keine Rolle spielt, sondern nur das Metron; der gleichmäßige Taktschlag, der feste Rhythmus ist das Bestimmende. Diese gleichförmige Wiederholung einer einfachen Bewegung führt den Tanz von heute auf den primitiven Tanz zurück. Der Tanz der Naturvölker, als eine urtümliche Ausdrucksbewegung entstanden, wie der Schrei, war zunächst ein einfacher Naturrhythmus, dessen Takt durch das monotone Klatschen der Hände, durch Klappern, Rasseln, Trommelschlagen akzentuiert wurde. Keine Musik, sondern nur ein rhythmisierter Lärm bildete die Begleitung. Wie in unsrer Tanzmusik diese primitive Musik so überaus deutlich anklingt und das melodische Element immer mehr auflöst, so ist auch in unsern Tänzen das motorische Element der frühesten Tanzformen nicht zu verkennen.

Die Sehnsucht nach dem Primitiven ist ein Merkmal unsrer Kultur. Hat doch die bildende Kunst im Expressionismus bewußt auf die Kunst der Naturvölker zurückgegriffen. Aber es kann natürlich keiner ästhetischen Moderichtung gelingen, den großen Massen jene Urgefühle einzuflößen, aus denen primitive Kunst und primitiver Tanz entstanden sind. Wir sind nun einmal keine Neger und keine Papuas, sondern Menschen eines hochgezüchteten und technisch vervollkommneten Zeitalters, und nur die Karikatur kann in unsern Tänzen eine reine Nachahmung der Naturvölker sehen wollen. Im Foxtrott lebt noch etwas ganz andres, das erst dem modernen Menschen diesen Rhythmus als ihm gemäß erscheinen läßt. Das ist der Takt des technischen Zeitalters, der Rhythmus der Maschinenkultur, der aus dem Getöse der Fabriken, aus dem Lärm der Großstadtstraße monoton und mächtig in unsre Ballsäle brandet; es ist, so merkwürdig es klingen mag, der Rhythmus der Arbeit, der auch den Rhythmus unsers Vergnügens mitbedingt. Der Mensch von heute ist vor allem Arbeiter, und der leidenschaftlichste Arbeiter ist der Amerikaner, dem Business über alles geht. Der Rhythmus der Arbeit bestimmt den Herzschlag unsers Lebens. Im taktmäßigen Hinundhergehen der Pleuelstange an der Maschine, im Öffnen und Schließen eines Ventils sind Rhythmisierungen gegeben, die auf unsre Bewegungsformen Einfluß gewinnen. Wenn man in einem modernen Tanzsaal das gleichmäßige Schleifen der Schritte, das Vorwärts- und Rückwärtsziehen der Paare beobachtet, dann kann man sich eines Vergleichs mit der Maschine nicht erwehren. An die Stelle einer individuellen Entfaltung der Persönlichkeit, wie sie jeder Kunsttanz verlangt und wie sie früher auch im Gesellschaftstanz zur Geltung kam, tritt eine

Gleichförmigkeit des Taktes, die alle unter die Herrschaft desselben Zeitmaßes, desselben Rhythmus zwingt. Die Typisierung der Arbeitsbewegung rationalisiert aber nicht nur, sondern beschleunigt auch, um die Leistung zu steigern. Dieses Schnellerwerden der Bewegung ist es, was wir auch im Takt des Tanzes verspüren. Man kann rein zahlenmäßig nachweisen, wieviel schneller das Tempo geworden ist, wenn man die Musik eines Menuetts mit der eines Foxtrotts vergleicht. Die stürmische Beschleunigung der Tanzrhythmik ist aber natürlich ein Ausdruck der starken Beschleunigung unsers Lebenstempos, die wir alle fühlen, ohne uns ihrer immer bewußt zu werden. In Amerika, wo selbst der Postbote und die Waschfrau ihr Auto haben und es selbst lenken, also aufs innigste mit ihm verbunden sind, ist dies selbstverständliche Gefühl für Schnelligkeit noch viel mehr in Fleisch und Blut übergegangen als bei uns. Dort entfaltet sich das Tempo des modernen Großstadtlebens in einer Weise, die selbst das Berliner Verkehrsgewirr kleinstädtisch erscheinen läßt. Die rasende Jagd der Autos und Bahnen, der Fahrstühle, die vierzig Stockwerke hinauf- und hinuntersausen, das Getöse und Gelärm des modernen Lebens vereinigt sich nun mit der Sehnsucht des Menschen nach Einfachheit und elementarem Ausdruck unsrer Empfindungen. Der Rhythmus unsrer Maschinenkultur trifft mit dem Naturrhythmus zusammen und läßt so den modernen Tanz entstehen.

Die Erfinder der Jazzmusik und der modernen Tänze waren Nigger, von denen die Amerikaner diese »Kulturerrungenschaften« übernahmen. Niggermusik, Niggertanz, Niggerkomik sind heute große Mode. Nun dürfen wir aber im amerikanischen Neger keinen Naturmenschen sehen. Die Zeiten von Onkel Toms Hütte sind vorbei; vorbei ist auch die sentimentale Lyrik des Negerliedes und die groteske Gemütlichkeit des Negertanzes, wie sie sich vor einem Vierteljahrhundert im Cakewalk ausprägte. Der moderne Neger ist befreit; er ist amerikanisiert; trotz der leidenschaftlichen Abwehr der Weißen hat er sich sein Bürgerrecht erobert; er trägt nicht nur tadellose Wäsche, sondern erhält auch auf schwarzen Hochschulen seine Bildung, und dabei lebt in ihm doch noch der ungebrochene Naturtrieb seiner Rasse. Ihm ist eine starke Musikalität angeboren, ein Sinn für grotesken Humor, eine geschmeidige Gelenkigkeit, die ihn auch zum tüchtigen Sportsmann macht. Durch diese Begabung ist das Negerelement nicht ohne Einfluß auf die amerikanische Kultur geblieben, und besonders seit dem Kriege, in dem der Nigger neben dem Weißen seine Haut zu Markte trug, zeichnet sich dieses farbige Element in der amerikanischen Kultur deutlicher ab. Der Amerikaner hat selbst in seinem Volkscharakter primitive Züge, wie sie bei allen jungen Völkern hervortreten; er fühlt sich der greisenhaften Alten Welt überlegen; er hat noch etwas Kindliches, ja Kindisches; naiv und unbekümmert lebt er sein Leben, ohne von des Gedankens Blässe angekränkelt zu sein, und so hat er das Negerelement als etwas Verwandtes in seine Kultur aufgenommen.

Wenn man für diesen Amerikanismus, der nun auch auf Europa einzuwirken beginnt, das Schlagwort »Girlkultur« geprägt hat, so lassen sich damit selbstverständlich nicht die überaus komplizierten Verhältnisse des amerikanischen Geisteslebens erschöpfend charakterisieren. Gerade die wertvollsten Elemente des Amerikanertums, sein Idealismus, seine schöpferische Wirkung in Wirtschaft und Technik, bleiben unberücksichtigt. Das Girl bietet nur ein Beispiel für die Art, wie die äußeren Formen unsers Lebens vom Amerikanismus beeinflußt werden. Etwa ums Jahr 1890 ist das Girl zuerst am Horizont der Alten Welt aufgetaucht. Damals war es das Gibsongirl, so genannt nach dem erfolgreichen Zeichner dieser Figur; es war die Dollarprinzessin, die die neuesten Pariser Toiletten trug und kein höheres Ideal kannte, als die Geschenke der europäischen Kultur anzunehmen und auf einem hochfeudalen Tudorschloß als Gattin eines englischen Lords einzuziehen. Blickten doch damals die Vereinigten Staaten überhaupt noch bewundernd nach Europa. Das Girl von heute, das in Hunderttausenden von Exemplaren einen »Trip« nach der Alten Welt unternimmt, ist von ganz anderm Schlage. Das ist eine sehr selbständige und selbstsichere Persönlichkeit, die genau weiß, was sie will, und sich nicht mehr die Gesetze des guten Tons und des eleganten Lebens vorschreiben läßt, sondern sie mit dem allmächtigen Dollar selbst diktiert. In den Pariser Modeateliers, in der vornehmen Gesellschaft, überall da, wo die Mode gemacht wird, ist die Amerikanerin heute tonangebend, und ihr Schönheitsideal, ihr Geschmack, ihre Weltanschauung wirken, ohne daß wir uns darüber genauere Rechenschaft ablegen, auf unsre Lebensform ein. Wir tanzen jetzt nicht mehr in den Formen, die aus unsrer alten Tanzkultur hervorgehen, sondern was dem Nigger und dem Amerikaner konform ist, und die hübschen Apostel dieses neuen Tanz- und Lebensevangeliums sind die Girls, die die Revuen und Varietés beherrschen.

Was ist es nun, das beim Auftreten der Tiller-Girls oder Hoffman-Girls das Publikum so fasziniert, daß diese Nummern ein großer europäischer Erfolg wurden? Es ist die außerordentliche Exaktheit und Regelmäßigkeit der Leistung. Alles klappt wie auf einem Kasernenhof. Sechzehn, vierundzwanzig, zweiunddreißig Beine heben sich wie ein Bein, ebenso viele Arme strecken sich vor und zurück. Alles Individuelle ist in diesen Gruppen ausgelöscht; die

Girls erscheinen als ein einziges Kollektivwesen. Das ist der größte Gegensatz zu der Kunst der genialen Tänzerinnen, die früher die Welt entzückten. Von der Sallé und Camargo des Rokoko bis zu der Pawlowa und Karsawina unsrer Tage war es stets die einzigartige Persönlichkeit, die schöne Seele, die ihren Zauber ausstrahlte. Der Tanzakt der Girls ist seelenlos, ist eine vortrefflich geschulte Maschinerie, wie sie letzten Endes auch unsern Gesellschaftstänzen zugrunde liegt. Nicht umsonst war der alte Tiller, der zuerst die Ausbildung der Girls unternahm, früher Sergeant der englischen Armee. Aber es ist nicht mehr der militärische Parademarsch, in dem sie auftreten, sondern der moderne Arbeitsrhythmus, der Takt des Maschinenzeitalters. Die Ausbildung der Girls erfolgt denn auch fabrikmäßig wie ein Massenartikel, ganz so wie in Amerika alle Dinge »genormt« werden und man überall dieselben Fensterrahmen und Türklinken hat, dieselben Salznäpfe und Spucknäpfe. Die gleiche Typisierung wie im Tanz herrscht auch in der äußeren Erscheinung, in der das besondere amerikanische Schönheitsideal sich darstellt. Nicht die beseelte Schönheit der bedeutenden Frau, nicht die kapriziösen Reize origineller Persönlichkeit stehen in Amerika hoch im Kurs, sondern Schönheit ist hier gleichbedeutend mit Jugendlichkeit, Frische, Naivität, Fröhlichkeit. Die Girls haben glatte Gesichter; sie zeigen alle dasselbe stereotype Lachen, wie es jungen Menschen gut steht und bei dem man noch mit einer Reihe perlweißer Zähne renommiert. Es ist das zufriedene, optimistische, frische Lachen, das man so oft auf amerikanischen Gesichtern findet. Der Gesichtsausdruck ist ganz unpersönlich, von banaler Niedlichkeit. So unbedeutend aber jede einzelne von ihnen ist, in ihrer Gesamtheit fühlen sich die Girls als die Vertreterinnen des Amerikanertums. Dabei sind sie zugleich sehr praktisch und geschäftstüchtig und fassen ihre Arbeit nicht als Kunst, sondern als Beruf auf. Durch diese sichere, nüchterne Art wetteifert das Girl mit dem amerikanischen Geschäftsmanne. Es gibt sich männlich, und diese Haltung wird noch verstärkt durch die Sportausbildung. Auch darin ist das Tanzgirl für die Amerikanerin überhaupt typisch. Der früher vorherrschende feminine Typus wird immer mehr durch einen neuen Frauentyp verdrängt, der auch in Europa Fuß gefaßt hat. Die Tendenz der Vermännlichung, die sich bei der heutigen Frauenwelt zeigt, ist gewiß nicht allein durch das amerikanische Vorbild bedingt. Die Entwicklung der Frau geht ja überall zur Selbständigkeit und zur Befreiung von den häuslichen Pflichten, die so lange ihr Wesen beherrschten. Aber gerade die äußeren Zeichen dieser Vermännlichung, wie sie in der Mode hervortreten, sind wesentlich von Amerika aus bestimmt. Denn nirgends ist die Uniformierung der Tracht so fortgeschritten wie in Amerika. Doch auch sonst bietet die Frauenkleidung jetzt überall ungefähr das gleiche Bild.

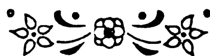
In dem Bilde des Tanzgirl tritt uns so eine sinnfällige Verkörperung gewisser Züge des Amerikanismus entgegen. Mit den Girls ist nach dem Kriege auch noch vieles andre herübergekommen. Dieser amerikanische Einfluß auf unsre ganze Lebenshaltung wird nirgends bestritten und ist nicht zu bestreiten. Er konnte erst sieghaft auftreten, als sich die amerikanische Kultur zu einer Einheit zusammenschloß, wie dies hauptsächlich durch die Kriegsereignisse geschah. Der hundertprozentige Amerikaner, lange nur ein ersehnter Schemen, lebt heute nicht mehr bloß in der Einbildungskraft, er beherrscht die Alte Welt nicht nur durch sein Geld, sondern in gewisser Beziehung auch durch seine Weltanschauung, deren unbekümmerter Beherztheit das alt und müde gewordene Europa erliegt. Wir haben die viel tieferen und reicheren geistigen Werte, die große Überlieferung in Wissenschaft und Kunst. Der Amerikaner vermag diesen Kulturgütern bisher nur wenig gegenüberzustellen; aber er zerstört vielfach mit seinem ganz andersartigen Lebensgefühl die bei uns lebendige Wirkung der geistigen Mächte; er reißt uns durch seine höher entwickelten Wirtschaftsformen in das Hetztempo der Maschinen, der Automobile und des Jazz; er drängt uns, die Persönlichkeit aufzugeben, weil sie sich als »unpraktisch« und »zeitraubend« erweist, und zwingt uns eine gleichmachende Normalisierung in Produktion, Verkehr und Lebensform auf, die zeitsparend und praktisch ist.

Für diesen allenthalben zu verspürenden Einfluß Amerikas ist ein noch wichtigeres Beispiel als das Girl der Film. Da arbeitet nicht nur der Dollar unter uns, dem wir ja seine Herkunft im deutschen Wirtschaftsleben nicht sofort ansehen, sondern auch der amerikanische Geist, ein Geist voll starker Energie und optimistischer Unbekümmertheit, der freilich zugleich sehr primitiv und banal ist, wirkt auf uns ein. Trotz oder vielleicht auch wegen der Geschmacklosigkeiten und Brutalitäten des amerikanischen Films ist sein suggestiver Einfluß auf die Massen außerordentlich groß; die Millionen, die allabendlich vor der Leinwand sitzen und amerikanische Filme ansehen, nehmen damit unbewußt etwas vom amerikanischen Wesen in sich auf. Die Jagd nach dem Dollar, die Bewunderung des körperlich Starken, die ganz oberflächliche Wertung der Lebensgüter, sie prägen sich dadurch auch unserm Volksempfinden immer mehr auf; das glatte, niedliche und sentimentale Gesicht der amerikanischen Filmdiva wird zum Schönheitsideal, ebenso ihr burschikoses Wesen. Nicht ohne tieferen Grund ist das Kino die erste, wenn auch auf niedriger Stufe stehende Kunstform, in der die Amerikaner die Führung gewonnen haben. Das Kino hat

in den Vereinigten Staaten eine alles beherrschende Stellung, ist für die weitesten Kreise das Hauptvergnügungsmittel. Der Film entspricht eben dem amerikanischen Wesen in besonders hohem Grade. In ihm zeigt sich das dem Amerikaner gemäße rasche Abrollen der Vorgänge, das nach Belieben immer schneller gesteigert werden kann. Hier empfindet der Yankee dasselbe atemlose Tempo, das ihm in seiner Lebensform zur zweiten Natur geworden ist, und das er auch auf uns übertragen will. Daher jene Freude am wirren Durcheinander, am Sichüberstürzen der Ereignisse, am Tohuwabohu, bei dem alles durcheinanderpurzelt, zerbricht und zerschlagen wird. Daher die Hetzjagd der Automobile, Eisenbahnzüge und Flugzeuge, die sich in immer wilderem Tempo überbieten. Im Film fühlt der Amerikaner den Pulsschlag seines Lebens, und er schwärmt für jenen grotesken Humor, der plötzlich Unerwartetes bringt und ihn zur raschen Umschaltung seiner Reaktionen veranlaßt. Dieser Groteskhumor, der besonders in den genialen Leistungen Chaplins seine künstlerische Gestalt gefunden hat, ist ebenfalls eine typisch amerikanische Form, die in der Literatur durch Mark Twain klassisch wird. Man kann die Vorliebe für jäh abspringende Effekte, für tolles Aufeinanderpfropfen des Nichtzusammengehörigen, das für gewisse amerikanische Literaturwerke bezeichnend ist, auch schon in unserm Schrifttum verfolgen, wie in unsrer Musik sich allerlei Witze der Jazzmusik breitzumachen beginnen (Lokomotivpfiff, Autohupe oder dgl.).

Man bezeichnet gewöhnlich die amerikanische Kultur als ausgesprochen materialistisch. Nun ist aber der Materialismus gewiß keine der Neuen Welt eigentümliche Erscheinung. Im amerikanischen Wesen finden sich auch deutliche idealistische Züge, wie sie in den starken religiösen Neigungen, in hochentwickelten Moralbegriffen, in einem lebhaften Bildungsstreben, in großen gemeinnützigen Stiftungen zum Ausdruck kommen. Aber Nordamerika hat sich bisher keine eigne geistige Kultur geschaffen, weder in der Philosophie noch in der Dichtung noch in der bildenden Kunst. Denker wie Emerson und William James sind Geister zweiten Ranges, deren Weltanschauung im wesentlichen abgeleitet ist. In der amerikanischen Literatur ist an wirklich Neuem nur die Riesengestalt Walt Whitmans zu nennen. In seinen Hymnen lebt ein Idealbild des Amerikaners, dessen Verwirklichung freilich noch sehr in der Ferne liegt, wenn sie überhaupt je gelingen sollte. Immerhin ist die Weiträumigkeit der Anschauung und die innige Beziehung zur Natur, die aus seiner Dichtung strahlen, von Einfluß gewesen, aber seine Wirkung war auf die junge europäische Dichtung nachhaltiger als auf die amerikanische. Ebensowenig ist in Amerika ein eigner Baustil entstanden. Damit, daß jetzt europäische Landhäuser in amerikanischem Stil und ein paar Geschäftshäuser als Wolkenkratzer gebaut werden, erschöpft sich der Einfluß amerikanischer Architektur. Viel bedeutender ist die Einwirkung im Wirtschaftsleben, und zwar in all seinen Verzweigungen und Ausstrahlungen. Der Wirtschaftsgeist der Amerikaner ist es in erster Linie, der unser Leben durchdringt. Auf eine kurze Formel gebracht: der Geist des Zweckmäßigen, der Gleichmacherei, der von den Produkten auf die Produzenten übergeht.

Wir Deutsche dagegen haben in dem Reichtum unsrer verschiedenen Entwicklungen innerhalb der Gesamtkultur immer einen besonderen Wert gesehen. Der Deutsche ist von Natur Eigenbrötler, und dieses Fürsichsein der einzelnen Menschen und Stämme, das sich in unsrer politischen Geschichte bitter gerächt, hat dafür in unserm kulturellen Leben eine einzigartige Fülle und Blüte der Erscheinungen gezeitigt. Da müßte es für uns besonders schmerzlich sein, wenn nun der monotone Takt der neuen Maschinenzeit die unendliche Mannigfaltigkeit der eignen Töne überdröhnen, wenn man aus den eigenwilligen Persönlichkeiten gleichförmige Durchschnittsmenschen machen wollte. Der Sieg des Amerikanismus würde gerade in unsrer deutschen Kultur eine große Verarmung bedeuten, aber wir dürfen uns damit trösten, daß in unserm Wesen Abwehrkräfte vorhanden sind, die dieser Erscheinung entgegentreten. Es sind ja hauptsächlich die Formen des großstädtischen Wirtschafts- und Gesellschaftslebens, in denen sich die Herrschaft dieser sogenannten »Girlkultur« aufzeigen läßt. In seiner Gesamtheit wird das deutsche Volk, wenn es nur den festen Zusammenhang mit der alten Überlieferung nicht verliert, unter allen Völkern am wenigsten davon geschädigt werden, denn es ist fest verwurzelt in der bodenständigen Gesittung und Lebensform seiner Stämme und Länder, in den geistigen Werten, die unsre mehr als tausendjährige Kultur, Kunst und Wissenschaft geschaffen hat. Das Wurzellose, Unorganische, Äußerlich-Seelenlose blickt uns mit fremden, abstoßenden Zügen aus dem Amerikanismus entgegen; es kann letzten Endes keine Macht haben über deutsche Art. Wohl gibt es manches, was wir von den Amerikanern ruhig annehmen mögen: die strenge Einfügung in den Gleichtakt der Allgemeinheit, den praktischen Lebenssinn, den frischen Optimismus, der im tätigen Wirken den Sinn des Daseins erblickt. Aber nie darf der deutsche Mensch dabei vergessen, daß er den deutschen Geist gegen den amerikanischen zu verteidigen hat.



Hinter dem Ladentisch

Von Minni Vrieslander

Die Jugend von heute ist um ein gut Teil sicherer im Erkennen als die von früher. Sie wird schon in den Lebenskampf hineingeboren, so daß die Frage »Was willst du werden?« sehr früh mit aller Bestimmtheit an sie herantritt, an das Mädchen ebenso wie an den Knaben. Da heißt es strenge Selbstprüfung. Das Rekordfieber, das in unsern Großstädten alle Berufstätigen ergreift und vorwärtstreibt, bemächtigt sich auch schon der Jüngsten. Niemals war die Schnelligkeit des Erfassens und des Umsetzens in die Tat größer als in unserm Jahrhundert, wo der Konkurrenzneid die Taube zum Adler macht und jeden Friedlichen aus seinen Träumen weckt. Es ist keine Zeit zu verlieren; so muß auch der Beruf, der ergriffen wird, gleich der richtige sein. Das häufige Wechseln ist Ausdruck der inneren Unschlüssigkeit, und der Typ des Dreiviertel-Genies, dem trotz aller Begabung zur Vollendung immer das letzte kleine Viertel an Schulung, Ausdauer, Zucht und Pflichttreue fehlt, wird wirtschaftlich immer der Schwache sein.

Hat man sich für einen neuen Beruf entschieden, soll man ihn von und nach allen Seiten betrachten. Sich nicht bestechen lassen von kleinen Nebensächlichkeiten, sondern Licht und Schatten gegeneinander abwägen, auf den wahren Wert zurückführen und in Beziehung bringen zum eignen Wesen.

Lust und Liebe sind die Vorbedingungen für die innere Befriedigung und den äußeren Erfolg in jedem Beruf. Die Freude ist die dauerhafteste Grundlage zu allem bejahenden, zielkräftigen Schaffen. Falsche Berufswahl legt den Keim zur Unzufriedenheit in die menschliche Seele, wodurch sich ein völliger Lebensüberdruß entwickeln kann. Daher prüfe dich immer wieder vor dem ersten, entscheidenden Schritt! Nützlich ist die Einrichtung der Berufsberatung in den Groß- und Mittelstädten, die durch praktische, auf Erfahrung beruhende Hinweise den jungen Menschen helfend zur Seite stehen. Das gleiche Ziel verfolgt die Eignungs-Prüfstelle. Hier wird die Allgemeinbildung geprüft und Proben werden gefordert von gesundem Menschenverstand und rascher Auffassungsgabe. Das schnelle Rechnen, die Einprägung von Zahlen und Gedankenreihen sind Prüfungsmerkmale. Der Amerikaner ist längst der Meinung, daß der Wert eines Menschen in seiner Leistung liege, daß er mit dieser unzertrennlich verbunden sei und durch sie sich aufwärts entwickle. Er sieht den Weg zum Erfolg in der richtigen Verbindung der reinen Praxis mit der wissenschaftlichen Erkenntnis von Ursache und Wirkung im eignen und fremden Handeln. Deshalb handelt er nicht nur privatwirtschaftlich erfolgreich, sondern auch im allgemein volkswirtschaftlichen Sinne. Jeder Verkäufer ist Vertreter seines Volkes und muß sich dessen bewußt sein.

Alle großen amerikanischen Verkaufsunternehmungen haben ihre eigne Verkaufsschule. Die Abteilungen werden von besonders geeigneten und dazu vorgebildeten Damen, den sogenannten »Training directors«, geleitet. Das Lehrprogramm umfaßt folgende Fächer: Warenkunde, Umsatzsteigerung, Psychologie des Verkaufs, Kundenbehandlung, Volkswirtschaftslehre, Weltwirtschaftslehre, Sprachen. Durch praktische Verkaufsübungen werden alle Fragen der Verkaufskunst erörtert. Sämtliche Teilnehmer werden nicht nur in ihrem Sonderfach, in dem sie tätig sein wollen, unterrichtet, sondern über alle Warengebiete. Die in der Pelzabteilung Beschäftigten werden in gleicher Weise unterrichtet über die Technik der Webstoffe wie über Haushaltungsgegenstände usw.

Nach diesem Grundsatz ist man auch in Deutschland schon lange am Werke, Verkäuferinnen systematisch auszubilden. Das Warenhaus von Hermann Tietz gründete vor zwanzig Jahren unter der Leitung Fr. Sauers, der dieser Schule noch heute vorsteht, seine eigne Verkaufsschule. Der Unterricht umfaßt alle Wissensgebiete. In sechs Halbjahrskursen werden Berufskunde und Gemeinschaftskunde, Rechnen, Buchführung, Warenkunde, Schreiben und Hauswirtschaft gelehrt. »Die lernenden jungen Mädchen sollen mit der Stellung der Frau im Wirtschaftsleben, in Familie, Gemeinde und Staat bekannt und vertraut gemacht werden. Da der ureigenste Beruf der Frau die Ehe ist und mehr als 75 Prozent aller Verkäuferinnen diesen erwählt, sobald sich ihnen Gelegenheit dazu bietet, so soll die Verkäuferinnenschule ihnen auch zu einer geordneten Wirtschaftsführung in der Ehe hilfreiche Hand bieten.« So sagt der Leiter Sauer in der Einführung zu seinem Lehrprogramm.

Die Mädchen, die mit dreizehn bis vierzehn Jahren eintreten, dürfen im fünfzehnten Lebensjahr bereits im Verkauf tätig sein. Ich wohnte einer Unterrichtsstunde mit anschließender praktischer Übung bei. Es wurde der Verkauf eines Herbstmantels gezeigt. Die Rolle des Kunden und die der Verkäuferin wurden unter den Mädchen verteilt, und die Arten der Kunden: schnell entschlossene Käufer, feilschende Käufer, Querulanten, Sehkundschaft (Stichwort »Marine«) wurden in lebendigen Beispielen vor Augen geführt. Die daran nicht beteiligten jungen Mädchen dürfen kritisch das Vorgeführte beurteilen. Der Gesamteindruck war für mich, daß hier die ideale Verkäuferin herangezogen wird.

Hat man sich nun für die Tätigkeit hinter dem Ladentisch entschieden, der für das weibliche

Geschlecht ebenso, ja fast noch stärker in Frage kommt infolge der Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit der Frau, so setze man den Ehrgeiz darein, auf diesem Gebiet etwas Tüchtiges zu leisten. Es ist durchaus kein untergeordneter Beruf, wie man früher glaubte. Dem Wesen der Frau kommt er wie kein andrer entgegen, so daß sie, wenn sie wirklich Initiative hat, hier fast schöpferisch wirken kann.

Richtig zu verkaufen ist eine Kunst, die gelernt sein will, soweit sie sich auf die äußere Gelenkigkeit, die Manieren, die Routine bezieht, zu der aber das innere Rüstzeug schon mitgebracht werden muß, sonst bleibt sie Stückwerk. Allmählich gelangt man dazu, die Tätigkeit des Verkäufers richtig einzuschätzen.

Der Verkäufer braucht vor allem einen gesunden, widerstandsfähigen Körper, weil er den ganzen Tag auf den Beinen sein muß. Körperliche Müdigkeit geht über auf die seelische Verfassung und äußert sich in Erschlaffung, Niedergedrücktheit und Mißmutigkeit, deren Grund man fälschlich auf schlechte Erziehung und mangelndes Geschäftsinteresse zurückführt. Auf die Pflege seines Äußeren muß der Verkäufer bedacht sein. Der Franzose sagt »soigniert«, ein Wort, das von »soin« (Mühe) abgeleitet wird. Er soll also Mühe und Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung verwenden, womit aber nicht ein modisches Herausputzen, sondern übersichtliche Reinlichkeit gemeint ist. Er steht vor dem kaufenden Publikum als Diener im besten Sinne des Wortes. In jedem Betrieb ist auch der kleinste Mitarbeiter ein wichtiges Glied im Ganzen. Davon muß er durchdrungen sein, denn der Stolz auf dieses Zugehörigkeitsgefühl beflügelt seine Arbeitslust. Hält er sich für entbehrlich und seine Kraft für leicht ersetzbar, so erzeugt er in sich eine stumpfe, laue Gleichgültigkeit, die mit der Zeit lähmend wirkt und alle kostbaren Energien tötet.

Die F r a u erfreut sich einer besonderen Eignung zum Berufe der Verkäuferin, eben wegen ihrer rein weiblichen Eigenschaften, wie sie immer die geborene Schauspielerin ist; nur fehlen ihr oft die Ausdrucksmöglichkeiten zu diesem Berufe. Die gleichen Voraussetzungen, die sie zur Komödiantin befähigen, können auch aus ihr eine hervorragende Verkäuferin machen. Wie sie auf die Wünsche des Publikums eingeht, wie sie die Ware in lebendiges Gut umsetzt, das entscheidet ihren Erfolg. Sie ist eigentlich auch immer »auf der Szene«. Darum muß sie fähig sein zu beobachten und in flüssiger Sprache das Erkannte und Gesehene wiederzugeben. Von allem, was sie sagt, muß sie selbst überzeugt sein. Nur dann kann sie den Kunden überzeugen und in ihren Ideenkreis festbannen. Richtig begriffen, ist ihre Rolle eine führende. In dem Wirtschaftsprozeß von der Gütererzeugung bis zum Übergang der Güter an den Verbraucher stellt der Einzelhandel das letzte Glied dar. Für den Käufer ist die Frage ausschlaggebend: Wie erziele ich bei kleinstem Einsatz den größten Nutzen?, und jeder Kauf bedeutet für ihn, wenn er auch dadurch in den Besitz des ersehnten Gutes gelangt ist, einen augenblicklichen Verlust, das heißt eine Trennung vom Gelde, und gerade diesen Augenblicksschmerz kann eine Verkäuferin liebevoll überwinden helfen, so daß der Käufer sich mit Wohlgefallen daran erinnert. Z. B. kann sie einer Frau — und wie oft geschieht das! — suggerieren, daß der Augenblick des Kaufens ein überaus günstiger war und sich sobald keine gleich günstige Gelegenheit bieten wird.

Eine geschulte Verkäuferin vermag die schwierigste Kundschaft zu befriedigen, durch ihre Nachgiebigkeit und ihre Gewandtheit im Überreden, in ehrlicher Form, ohne Aufdringlichkeit. Daß eine Frau eine staunenswerte Zähigkeit besitzt in dem Streben, ihr Ziel zu erreichen, eine viel größere Hartnäckigkeit als der Mann, ist bekannt. Weiß sie diese Fähigkeiten noch mit Anmut zu umkleiden, so hat sie gewonnenes Spiel. Das A und O der Verkaufskunst, worauf sich alles andre erst aufbaut, ist doch die Kundenbedienung. Nur konkurrenzlose Betriebe, wie Straßenbahn, Post und Eisenbahn, können sich die Freiheit der Unhöflichkeit leisten, ein Geschäftshaus darf das nicht, sonst würde es seine Kundschaft bestimmt verlieren. Schon der Empfang, die Begrüßung des Eintretenden muß gewinnend sein. Dem weiblichen Wesen ist dieses geläufiger als dem männlichen, das sich viel später entwickelt und nicht die Leichtigkeit hat zur schnellen Aneignung der Lebensformen.

Die liebenswürdige Verkäuferin wird sich mit der Frage »Womit kann ich dienen, meine Dame?« zur Kundschaft hinbemühen. Hat die Kundin ihren Wunsch ausgesprochen, so folgt das einsichtsvolle, verständige Vorlegen der Ware. Ein schnippisches »Bitte!«, das man so häufig hinter dem Ladentisch hört, wenn die Käuferin sich nicht gleich zum Kauf entschließt, sondern noch das eine oder andre fragt, wirkt verstimmend und vereitelt oft die besten Absichten des Kunden. Die Verkäuferin muß es verstehen, Sympathie zu erwecken. Man will sich ihrer kundigen Beratung anvertrauen und glaubt in diesem Augenblick an sie wie der Kranke an den Arzt. Eine feine seelische Verbindung zwischen Verkäufer und dem Kunden erzeugt die beste Kaufstimmung und hält sie wach. Mit geschultem Menschenblick muß die Art des Kaufenden erkannt werden, daraus erst bildet sich das Verständnis, auf jede Besonderheit einzugehen. Es kostet Denkarbeit, Geduld, Nerven, Zeit. Aber nur so kann man das Handwerk zur Kunst gestalten. Nur der Erfolg bringt uns die Zufrieden-

heit mit uns selbst, die feste Grundlage des Glücks.

Sicherheit ist das Ergebnis dauernder Übung. So erzählte mir eine Verkäuferin, sie unterscheide unter den kaufenden Frauen vier Arten: erstens die, die genau wissen, was sie wollen, scharf prüfen und ohne Fragen und Umstände wählen. Sie wehren jeden Einwand, jedes Zuhilfekommen ab mit einem: »Ich weiß Bescheid!« Das sind die Frauen, deren Zeit kurz bemessen ist, die nicht aus Langerweile kaufen, sondern nur dann, wenn sie wirklich etwas brauchen: die werktätigen Frauen. Die andern wählen lange, unentschlossen, unsicher, übersteigern sich in ihren Wünschen, die niemals in Verbindung stehen zu dem verfügbaren Geld; an der mangelnden Entschlußkraft spürt man die Angst vor dem Gatten, der seinen Geldbeutel für gewisse Dinge nur ungern öffnet. Die dritte Kategorie kauft schnell, verstohlen, wie im Rausch; man fühlt, wie sie dem Gatten die Ausgabe geschickt verschleiert. Die Wirkung ihres Äußeren, erhöht durch das Gekaufte, soll alle Bedenken hinwegzaubern. Die vierte Art Frauen imponiert durch sicheres Auftreten, die Atmosphäre der Wohlhabenheit um sie ist sofort erkennbar. Sie prüfen sehr kritisch, aber man sieht, daß sie über die gesuchten Gegenstände wohl informiert sind. Sie kaufen schnell und ohne Umstände.

Die Verkäuferin soll sich jedem Kunden voll und ganz widmen. Sie darf nicht zerstreut und teilnahmlos umherblicken und ihren eignen Gedanken nachhängen, nicht den Kunden warten lassen, wie das so oft geschieht, oder sich mit der Kollegin unterhalten. Solch ein Betragen verstimmt, da eine Geringschätzung zum Ausdruck kommt, die sich im Gefühl des Kunden noch verstärkt, wenn er nur eine Kleinigkeit kaufen will. Ohne Rücksicht darauf, was der Kunde kaufen will, muß jede im Verkauf tätige Person davon durchdrungen sein, daß das oberste Geschäftsprinzip heißt: »Der Kunde ist König!« Das bedeutet: Zufriedenstellung des Käufers vom Augenblick seines Eintritts in das Geschäft bis zum Weggehen. Das nur versetzt den Kunden in die richtige Kaufstimmung. Gerade die »Seh-Leute« oder Suchenden sind mit ausgesuchter Freundlichkeit zu empfangen. Wie man sagt: Der Appetit kommt beim Essen, so möchte man hier zum Vergleich anführen, daß ein durch Schaufenster und sonstige Reklame erzeugtes »Hungergefühl« durch irgendeinen, selbst noch so unbedeutenden Kauf gestillt werden sollte, damit in dem Kunden die innere Befriedigung eines günstigen Einkaufs ausgelöst wird. Beabsichtigt war der kleine Kauf von ein Paar Schnürsenkeln, erzielt wurde der große Kauf von ein Paar Schuhen — das ist der Erfolg einer geschickten Verkäuferin.

Takt ist das sichere Gefühl des Maßhaltens, Abwägen der Grenze, wie weit man gehen darf, eine Eigenschaft, die im Charakter begründet liegt. Takt kommt aus der Seele, man kann ihn nicht anerziehen, wohl aber durch Erziehung bestärken und formen. Manieren hingegen sind lernbar, sie werden oft mit Takt verwechselt, bleiben aber immer an der Oberfläche und sind leicht durch jeweilige Lebensumstände zu verwischen. Die großen Diplomaten verfügen über Takt. Er bestimmt ihren Erfolg. So muß auch die wahre Verkaufskünstlerin etwas von einem Diplomaten in sich fühlen.

Leichter als die Dame ist im allgemeinen der Herr zu bedienen. Er kauft schnell, sachlich, meist in Eile, und legt auf flotte Abfertigung den Hauptwert. Kauft er Damensachen, so wird er meistens die Verkäuferin zu Rate ziehen und ist dann dankbar für praktische, verständige Hinweise, die den guten Geschmack der Verkäuferin zeigen.

Im großen und ganzen ist heute immer noch die Verkäuferin zu wenig sachlich eingestellt. Sie schaltet unbewußt aus ihrem Weibsein heraus persönliche Momente ein, die einem Kaufabschluß nicht förderlich sind. Die neidvollen Blicke der Frauen untereinander, denen man überall begegnet, und die daraus entstehenden Stimmungen und Verstimmungen übertragen sich leider auch noch auf das Geschäftsleben. Mit der zunehmenden wirtschaftlichen Freiheit der Frau werden auch die kleinlichen Gefühle mehr und mehr schwinden und einem Kameradschaftsempfinden Platz machen. Es ist ein wirtschaftliches Naturgesetz, daß der, der sich ein hohes Ziel gesetzt hat, es nur erreichen kann in zähem Kampf gegen die Schwierigkeiten und Widrigkeiten des Lebens. Man muß arbeiten, die Augen offen halten, den Geist trainieren und nach dem Worte Friedrichs des Großen immer auf dem Posten sein.

Leitet man den impulsiven Ehrgeiz der Frau, der im Instinkt wurzelt, in die richtigen Bahnen, so ist gerade sie zu den größten Leistungen fähig; denn sie kann ihre Kräfte aufs höchste anspannen im Hinblick auf ein Ziel. Dies richtig zu erkennen und mit gutem Einfluß zu Hilfe zu kommen, ist Aufgabe des Chefs.

Auch die Verkäuferin muß wissen, daß es für sie ein »Höher hinauf« gibt, und die Wege kennen, die dahin führen. Die Tüchtigen werden es zu den verantwortungsvollen Stellungen einer Abteilungsleiterin, Einkäuferin oder zu irgendeiner Selbständigkeit bringen. Die Grundbedingung hierfür ist: Warenkenntnis.

Nur auf der Grundlage positiven Wissens auf seinem Tätigkeitsgebiet kann der Verkäufer sich emporarbeiten, sonst bleibt er ein Verkaufsautomat. So muß man z. B. in Galanterie- und Bijouteriewaren, die heute im Vordergrund der Mode stehen, die hohlen von den vollen

Perlen unterscheiden können, um der Kundin die daraus entstehenden Preisunterschiede klarzumachen, die ihr als Laie entgehen. Die Verkäuferin muß erkennen können, ob ein Silberkorb antik handgearbeitet oder eine moderne Nachahmung ist, sie muß über die Stilarten, wie Renaissance, Louis Quinze, Empire, Biedermeier usw. unterrichtet sein, moderne Silbertaschen in leichtmaschiger Arbeit von den einzeln gelöteten, doppelt geflochtenen unterscheiden und den Wert der Fassungen abschätzen können. Bei Lederartikeln wird sie darauf hinweisen, daß Saffianleder wegen seiner Weichheit und Dehnbarkeit praktisch ist, sich wenig abnutzt und leicht zu reinigen ist, daß Seehund- und Rindleder infolge ihrer Festigkeit noch dauerhafter, hingegen Wildleder und Glanzleder sehr vornehm, aber keinen Strapazen gewachsen sind, Schildkrötenleder den Vorzug größter Haltbarkeit hat, aber nicht dem Regen ausgesetzt werden darf, da sich sonst Blasen bilden, die nicht zu beseitigen sind.

Warenkunde in Trikotagen verlangt eine Kenntnis des Produkts, der Baumwollpflanze. Hauptsorten sind die amerikanische und die ägyptische Baumwolle. Beide werden in den verschiedensten Stärken, als ein-, zwei-, drei- und vierfädige Waren auf den Markt gebracht; die minderwertigere amerikanische als »Louisiana«, die langstapelige ägyptische, in den Hauptqualitäten Ashmouni und Sakellaridis, als »Echt ägyptisch Mako«. Die Haltbarkeit und Strapazierfähigkeit dieses Produkts, namentlich in der Wäsche, ist ungleich höher. Bei den echt ägyptischen Makogarnen wiederum unterscheidet man kardierte und peignierte Qualitäten, von denen diese die hochwertigsten sind. Legt die Verkäuferin wollgemischte Trikotagen, sogenannte Vigogne oder Streichgarnware vor, muß sie über den Wollgehalt Aufschluß geben können; es gibt 10-, 20-, 30-, 40-, 50- und mehr prozentige wollgemischte Qualitäten bis zur »reinen Wolle«. Bei Strümpfen wird eine richtige Verkäuferin darüber Bescheid wissen müssen, ob es sich um einen Seidenflorstrumpf, der »im Stück« gefärbt ist, oder um eine »gärnige« Ware handelt, was ein mercerisierter Baumwollstrumpf und was ein Hartdrahtstrumpf ist. In gleicher Weise wird sie über die Ausdrücke »vierfach englische Sohle«, »Kunstseide«, »Bemberg-Seide« und »Seide plattiert« unterrichtet sein müssen. Bei Pelzen heißt es, aus der Fülle der interessanten Arten die dauerhaften herauszugreifen, auf die erfolgreich verarbeiteten, kunstvoll zusammengesetzten praktischen Strapaziermäntel aus Naturbisam, Sandmurmel und Fohlen hinzuweisen. Die mühsame Verarbeitung des Sealkanin wird die Kundin nur selten richtig einschätzen. Die Kostbarkeit des Persianer richtet sich nach der Größe der Locken: die kleinsten sind die teuersten. Gazellen- und Antilopenmäntel sind beliebt wegen ihrer Kleidsamkeit, die Haare stehen aber nicht dicht auf dem Leder, es sind also keine Strapazier-, sondern Modepelze, die selten eine Saison überdauern.

Nur durch die verständnisvolle Zusammenarbeit von Arbeitgeber und Arbeitnehmer wird Ersprießliches geleistet werden: sie verbürgt die Existenzsicherheit der Beteiligten, bedeutet nicht nur den sozialen Aufstieg für eine ganze Berufsgruppe, sondern auch den Ausgleich der Beziehungen zwischen den Menschen. Wer sich der Tätigkeit hinter dem Ladentisch mit wahrer Freude und Begeisterung hingibt, die Menschen liebt und an sie glaubt, mit weitem Blick seine Bedeutung im großen Gesamtbild erkennt, wird ganz in seine Aufgabe hineinwachsen. Das Durchdrungensein vom Wert des Berufes gibt den restlosen Einklang mit dem eignen Ich.

Waisenmädchen

Du bist nicht wie ein andres Kind beim Spiel,
Dein Mund lacht wenig, und dein Herz weint viel.
Und bist doch unter Kindern nur ein Kind.
Wenn du mit zärtlichen Gebärden, die fremden Müttern abgesehen sind,
Dein Püppchen wiegend leise singst,
Es sacht hinüber in den Schlummer bringst
Und glaubst, es schläft in deinen Armen,
Durchströmt dein Herz ein liebendes Erbarmen.
In deine Augen tritt ein tiefer, ferner Wunderschein,
Und deine Lippen flüstern: „Du! Ich will dir Mutter sein.“

Charlotte Jacobs



Franz Marten: Kinderbildnis

Aus der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf 1926



Phyllo-Kakteen in Blüte

Kakteen

Von Dr. Ehler W. Grashoff

Er könnte so recht eine Blume für verschrobene Sonderlinge sein — so wie sie Spitzweg in manchen seiner entzückenden Bildchen malte —, der Kaktus, dieses seltsame Gebilde, dieser Sonderling der Pflanzenwelt. Jahrelang steht er da, unbeachtet, ungepflegt, nicht so recht dazugehörig zu dem reichen Schmuck des Blumenbretts am Fenster, und plötzlich erschließt dieser stachelige Igel, dies unbeachtete Etwas, Blüten von einer ganz eigenartigen Schönheit, die mit ihrem farbigen Seidenglanz alles andre in den Schatten stellen. Dabei ist dieser Igelkaktus nur ein kleines Ding in der großen Familie der Kakteen, die mit Stolz eine der Königinnen der Pflanzenwelt, die Königin der Nacht, dies einzigartige Wunder, den Cereus grandiflorus, zu den ihren zählt.

Freilich sind unsre klimatischen Verhältnisse nicht derart, daß sie den Kakteen die ungeheure Entwicklungsmöglichkeit ihrer tropischen Heimat gestatten. Wohl gibt es eine ganze Anzahl Opuntien, die sich dem nördlicheren Klima anpaßten, denn schließlich sind sie auch in ihrer eigentlichen Heimat, in Amerika, nicht auf die tropischen Gegenden beschränkt, sondern dehnen sich im Norden hinauf bis nach Britisch-Nordamerika und im Süden fast bis an die Antarktis. Aber das sind nur einzelne Arten dieser großen Familie, vor allem die fast unverwüstlichen Opuntien, von denen manche auch bei uns als Freilandopuntien ein gutes Gedeihen finden. Das Dorado der Kakteen ist das tropische und subtropische Amerika. Dort ist auch ihre Heimat, und wo wir sie heute in der weiten Welt treffen, in Spanien, an der Riviera, auf den Felsen zwischen San Remo und Bordighera, wo die dunk-



Blühende Kakteen

Echinocactus ornatus (in der Mitte); Mamillaria Scherii (darunter im Vordergrund); Opuntia Scherii (mit den großen Blättern); Echinocactus bicolor (der rote schlanke rechts); Cotiledon undulata, Cotiledon Weinbergii (Hintergrund rechts); Opuntia puberula, Agaven (Hintergrund links)

len roten Blüten den größten Teil des Jahres leuchten, im Kapland, wo manche Opuntien als Futterpflanze der Scharlachlaus, die als Cochenille das farbenprächtige Karminrot zum Färben der Seide liefert, sogar in den Bereich der Industrie gezogen wurden, überall, wo wir heute außerhalb Amerikas Kakteen antreffen, sind sie eingeführt, sind Fremdlinge, die freilich oft heimisch wurden, aber ebensooft verwilderten.

Von dem ungeheuren Reichtum an Formen, von der seltsam bizarren Wirkung dieser Pflanzen, die oft ans Groteske grenzt, auch von der Pracht, die ihre Blüten zu entfalten vermögen, kann sich der, der sie nicht in ihrer Heimat, etwa auf der großen mexikanischen Hochebene sah, kaum einen Begriff machen. Denn schließlich geben die kultivierten Zimmerkakteen ebenso wenig ein Bild wie selbst beachtenswerte und gepflegte Sammlungen unsrer großen botanischen Gärten mit ihren Riesentreibhäusern. Ganze Kakteenwälder, jahrhundertealter Bestand, ziehen sich an Hängen entlang, die größten Exemplare in weit über Mannshöhe bei einem Umfang von mehr als einem Meter. Viele dieser Kakteenriesen, grau vor Alter, fast ohne Stacheln mehr, sind nur oben noch bewehrt; der Kopf prangt in tiefem sattem Grün, gekrönt von einem Kranz heller gelber Blüten. Dann wieder sieht man Riesenpflanzen, die aus einem Haufen zusammengewachsener Kakteen der allerseltsamsten Gebilde zu bestehen scheinen, sich in unaufhörlichen neuen reizvollen Formen übertreffen und überwuchern



Kakteen-Stilleben

Von links nach rechts: obere Reihe: Echinocactus Haselbergii, Echinocactus myriostigma (Bischofsmütze), Echinocactus microspermus; Mamillaria rhodanta (mit dem rosafarbigen Blütenkranz), Echinocactus scopa, Echinocactus myriostigma (Bischofsmütze); zweite (mittlere) Reihe: Echinocactus multiflorus, Cephalocereus senilis (Greisenhaupt), Echinocactus ornatus (der große in der Mitte), Echinocactus Leninghausii, Echinocactus Fiebrigii; untere Reihe: Echinopsis Eyrisii, Cereus Silvestrii (mit den roten Blüten)

und ein Zimmer, das gar nicht sehr klein zu sein braucht, ausfüllen. Dann wieder andre, die auf kurzem gedrungenem Schaft zahlreiche emporstrebende, sich vervielfältigende Arme tragen und den Eindruck ungeheurer, riesiger Kandelaber machen. Sie wirken so gar nicht als Bäume im europäischen Sinne, wie sie da in der unwirtlichen, oft undurchdringlichen Wildnis stehen, die oft dicht bis an das Kulturland herangeht, und man wundert sich, wie diese Massen, die so jede hölzerne feste Struktur vermissen lassen, sich aufrecht halten können, Stürmen widerstehen und überdauern mit ihrer Höhe, die oft fünfzehn Meter überragt. Die glühende Sonne des Tages entkleidet sie freilich aller Geheimnisse, die sie haben könnten, aber im Mondlicht wirken sie gespenstisch wie Wesen einer andern Welt.

Und neben diesen Riesen aus gleichem Geschlecht die Zwerge dieser artenreichen Familie. Dinger, so klein, daß ihre Köpfe wie Pilze wirken, daß sie sich oft zusammentun müssen, um als niedriger Stachelrasen das Land zu überspannen. Auch bei den kleinsten der Gattung jener verblüffende Formenreichtum uns schon bekannter aus vielerlei Spielarten europäischer Kakteenzüchter, die im kleinen Format ihre großen Brüder oft zu wiederholen scheinen.

Es ist etwas Wunderbares um die Kakteen. Nicht allein diese ungeheure Vielseitigkeit der Form, diese zahlreichen Varianten, die wir bei

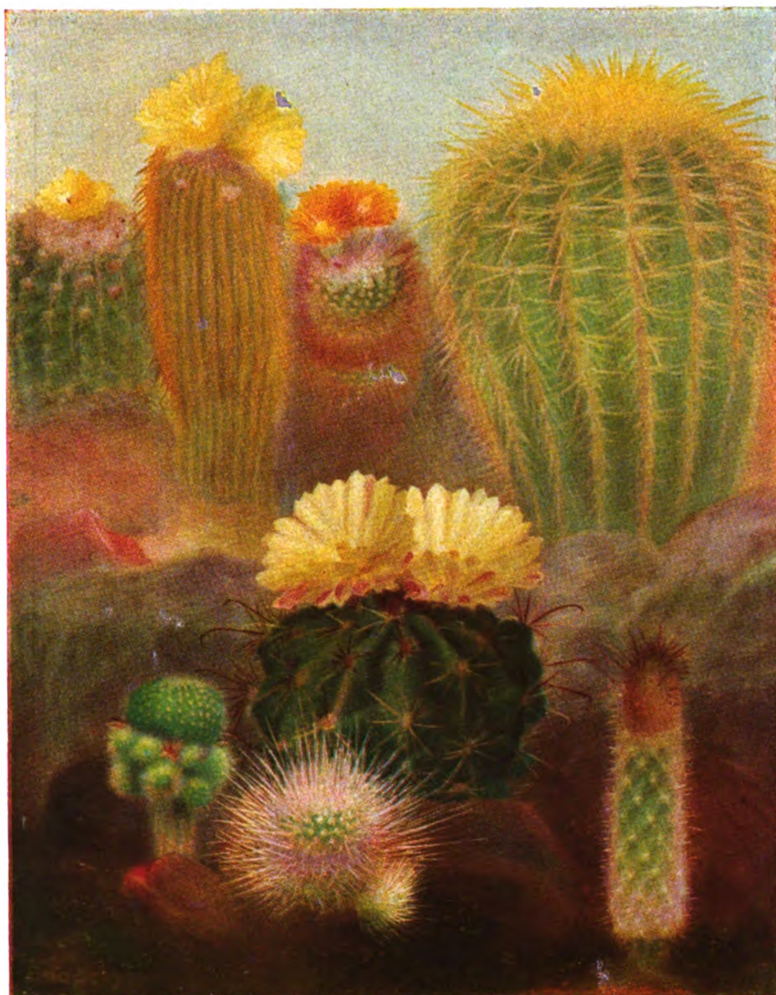


Cereen

keiner andern Gattung des Pflanzenreichs derart augenscheinlich finden — nein, darüber hinaus noch die Blütenpracht, die wiederum etwas Einzigartiges hat, und alles dies, dieser Reichtum an Form und Farbe, der jede menschliche Phantasie übertrifft, gedeiht — und das ist das Wunderbarste an dem Ganzen — auf einem Boden, von dem man kaum annehmen sollte, daß auch nur Steine auf ihm wachsen, so schlecht ist er. Die Bedürfnislosigkeit der Kakteen ist sprichwörtlich geworden. Das mag schon mancher glückliche Besitzer eines Zimmerkaktus bemerkt haben, der ihn, vernachlässigt, vergessen, ungepflegt nach Monaten wiederfand und da sah: dies stachelige Etwas lebte immer noch und gedieh lustig fort und pfiff gewissermaßen auf alle Sorgfalt und setzte eines Tags zum Staunen des Besitzers — der übrigens vielleicht doch gerade kein Blumenfreund war — sogar noch Blüten an, formvollendete, seidenweiche, duftende Blüten.

Die Heimat der Kakteen sind die steinigen, sandigen Wüsten Mittel- und Südamerikas, der mexikanischen Hochebene, des berüchtigten Gran Chako, alles Gegenden, in denen der Regen so selten ist, daß man ihn fast vergißt. Da zwang der Kampf ums Dasein die Kakteen zu einer Anpassung an das Klima, die alles ausschied, was wir sonst an Pflanzen gewohnt sind. Vielleicht sind auch sie einmal in vorgeschichtlicher Zeit Pflanzen gewesen, Bäume mit Blättern, Kronen und Ästen. Heute ist nichts mehr davon vorhanden. Die Not zwang, die Verdunstungsmöglichkeit auf das äußerste einzuschränken, mit dem kostbaren Naß zu sparen, und so entstanden diese seltsamen Gebilde mit den Stachelpanzern, die die Ausdünstung verhindern und noch obendrein Schutz gegen andre Lebewesen übernehmen können. Die Blätter verschwanden gänzlich, und deren Funktion, die Verdauung, übernahm der Stamm selber mit der dicken fleischigen grünen Außenhaut.

Die Seltsamkeit der kleineren Kakteenarten, ihr

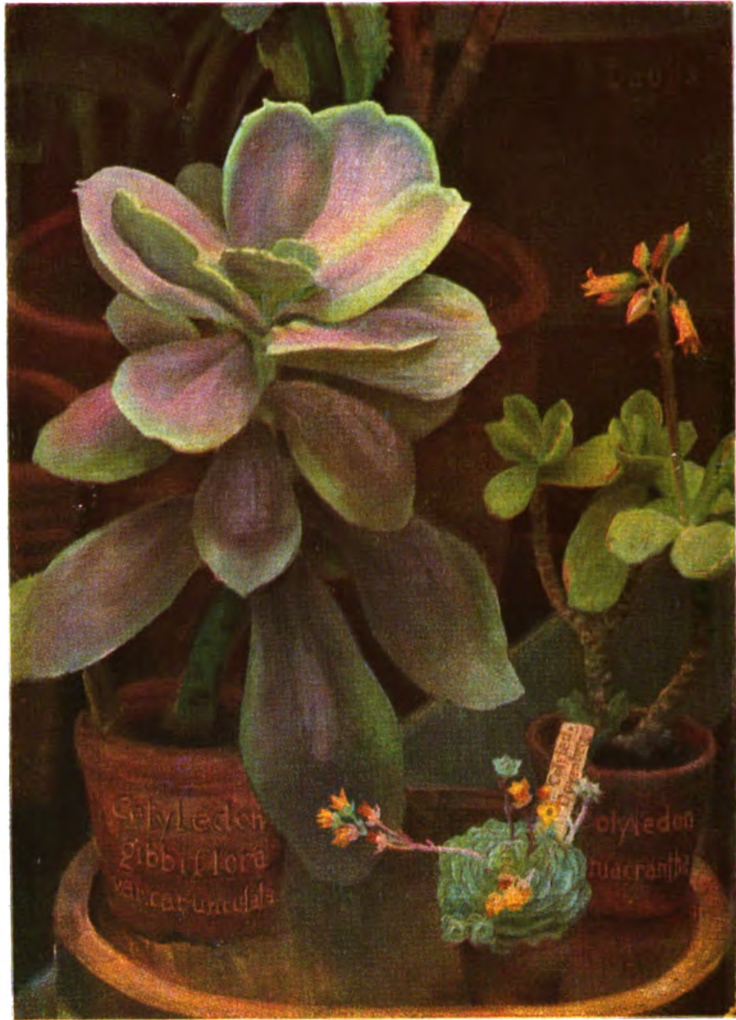


Blühende Kakteen

Echinocactus longihamatus (in der Mitte); Echinocactus minusculus (unten links, der grüne); Mamillaria bicolor (unten Mitte, mit weißen Stacheln); Mamillaria bombycina (unten rechts, der schlanke); im Hintergrunde von links nach rechts: Echinocactus Sellowii (oben links); Echinocactus Leninghausii, Echinocactus microspermus, Echinocactus Grusonii (der große, dicke)

Formenreiz und ihre eigenartigen Blüten haben diese Pflanze zu einem beliebten Zimmerschmuck unsrer kälteren Zone gemacht. In größerem Maße wurde sie freilich erst im 19. Jahrhundert nach Europa eingeführt, doch begegnen wir ihr wenigstens in der Literatur schon weit früher, zuerst in spanischen Schilderungen der Neuen Welt, einige Jahrzehnte nach ihrer Entdeckung. Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdez, der Verfasser einer »Historia natural de las Indas«, berichtet in diesem Buch von einigen Kakteenarten, die ihm besonders interessant und wichtig erschienen, insonderheit von solchen Kakteen, deren Früchte von den Eingeborenen gegessen wurden, wie die Pita-Frucht oder die Tuna (Kaktusfeige). Die Kaktusfeige wurde früh nach dem Mittelmeer gebracht, wo sie sich außerordentlich verbreitete und heute für gewisse Gegenden geradezu ein Charakteristikum wurde. Besonders interessant erschien Oviedo dann noch der »Baum, der die Knochenbrüche heilt«, eine Opuntia, deren zerriebenes Fleisch mit Stoff um das gebrochene Glied gebunden wurde und dort wohl etwa wie ein Gipsverband wirkte.

Das erste Exemplar eines Kaktus, das nach Europa kam — überlieferten Quellen zufolge —, war ein Melokaktus, eine heute sehr bekannte Art, die englische Matrosen einem Londoner Apotheker und Sammler seltener Pflanzen mitbrachten. Das Buch Oviedos brachte die Ein-



Cotyledonen

führung der Kakteen in die europäische Wissenschaft, die sich in der Folge, wirklich ernsthaft erst nach Linné, mit diesem interessanten Thema zu beschäftigen begann. Um die Wende des 17. Jahrhunderts finden wir auch die ersten guten Abbildungen dieser seltsamen Pflanzengattung, so eine »Königin der Nacht« in Volkamers Nürnbergischen Hesperiden.

Ein wirkliches Interesse für die Kakteen begann aber erst, als über die Wissenschaft hinaus sich Liebhaber fanden, die sich dieser Sonderlinge annahmen, sie sammelten, züchteten und kultivierten. Dies blieb der Romantik vorbehalten. Nicht der frühen Romantik, deren Ideal noch die namenlose »Blaue Blume« war. Erst in der späteren Zeit, im Biedermeier; aber dort finden wir sie auch gleich in der Kunst, in ernsthaftester und zartester Würdigung. In seinem wundervollen »Nachsommer« hat Stifter, selber ein großer Kakteenfreund, dieser Pflanze symbolische Bedeutung gegeben: sie ist die Begleiterin des Helden und öffnet gerade in dem Augenblick ihre wundervolle große weiße, zauberhafte Blüte, als dem Helden durch Vereinigung mit der Geliebten sich das Leben zukunftsfreudig erschließt.

Ein wenig freilich ist auch in der Kunst der Kaktus die Liebe der Sonderlinge geworden. Aber es ist da vielleicht eine merkwürdige Assimilation vorhanden, und diese hat niemand treffender und deutlicher verkörpert als Spitzweg in seinen Bildern. Ein etwas weltfremder, leicht gespenstischer Hauch, verquickt mit Liebenswürdigkeit, ein klein wenig Gemütlichkeit und Ironie lebt in diesen kleinen Gemälden. Eine Assoziation von Mensch und Natur gelang hier durch Verbindung manch seltsamer Gestalten der Gat-



Steinkaktus-Stilleben

Echinocactus longihamatus (in der Mitte); vier Stück Mesembrianthemum Bolusii (mit den schmalen gelben Blütenblättern); Mamillaria Schiedeana (Mitte unten); Mamillaria elongata (unten rechts); obere Reihe, von links nach rechts: Cereus lanatus, Cereus Strausii, Cereus Houlletii (mit den weißen Locken), Opuntia cylindrica (grüne Blätter), Opuntia microdasys (gelbe Blätter)

tung Mensch mit ebenso seltsamen Gestalten der Pflanzenwelt.

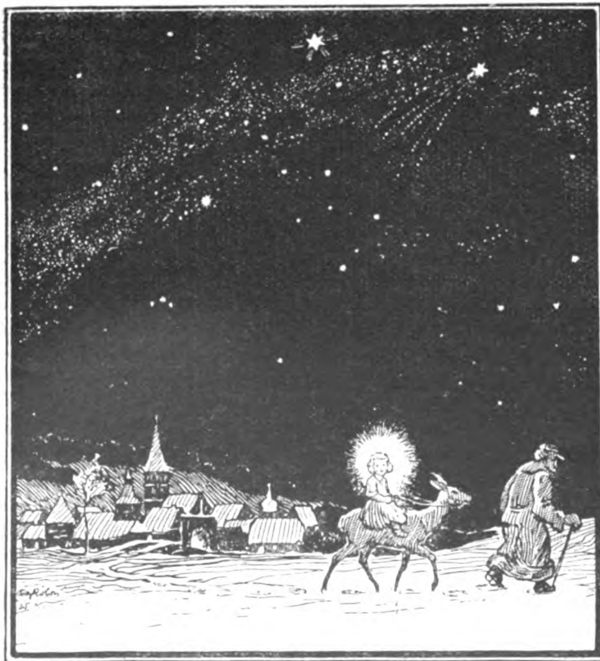
Irgendwie ahnen wir das Mysterium des Lebens in diesen seltsamen Gewächsen, deren besondere Lebensbedingungen allein ihre Sonderheiten nicht erklären, und noch weniger, warum es diesen stacheligen Gewächsen gegeben wurde, so wundervolle Blüten hervorzuzaubern. Freilich spricht die Natur nicht zu jedem, und noch weniger als andre Blumen tun es die Kakteen.

Die trefflichen Wiedergaben nach Bildern des Malers D a u g s zeigen in geschickter Zusammenfassung eine große Anzahl der bei uns heimisch gewordenen Kakteenarten. Liebevolles Versenken in die Natur und in die eigenartigen Schönheiten dieser Sonderlinge der Pflanzenwelt sind ein Charakteristikum des Künstlers, der mit heute seltener Einfachheit und Schlichtheit eine Reihe von Gemälden schuf, deren Wert gerade in ihrer hohen Objektivität liegt. Die Vielgestalt der Formen, die feine Zartheit, die Duftigkeit der Farben ist nicht leicht zu erfassen. Die kräftigen Töne der blühenden Phyllo-Kakteen, der zarte Hauch, der manche Cereen umwebt — alle Feinheiten und Gegensätzlichkeiten dieser vielseitigen Pflanzengattung sind dem Künstler außerordentlich gut gelungen und vermitteln im Verein mit der geschickten Zusammenstellung eine ganz ausgezeichnete Anschauung dieser Wunderpflanzen. Der liebenswürdige Künstler hat sich mit seinen Bildern den Dank aller Kakteenfreunde und derer, die es nach seinen Gemälden vielleicht werden, vollauf verdient.

Die Zahl der Kakteenfreunde ist seit Stifter

und seelischer Not gemacht. So hat auch Kolb ihn gesehen und in seiner an den großen Meistern des Holzschnittes geschulten, aber doch eigenkräftigen, das Helldunkel geheimnisvoll beseelenden Technik dargestellt: hoch aufgereckt in jugendlich-mannhafter Kraft, das bezwungene Ungeheuer zu seinen Füßen, von oben überflutet mit dem Licht der göttlichen Gnade. Mag jeder sich den letzten Sinn oder die tiefste Mahnung dieses Blattes nach eignem Gefühl und Wunsch deuten, in christlicher Frömmigkeit oder in vaterländischer Hoffnung: so wie Gott dem Heiligen die Kraft verlieh, den Drachen zu überwinden, so gebe er auch uns den Mut und die Zuversicht, der Feinde — gleichviel, welches »Reiches« — Herr zu werden!

Über die Person des Künstlers unterrichtet am besten der kurze Lebenslauf, den er selbst für den von Dr. Jos. Aug. Beringer herausgegebenen Band »Augustin Kolb / Holzschnitte religiösen und vaterländischen Inhalts« (Verlag und Offsetdruck von B. Kühlen, M.-Gladbach) niedergeschrieben hat. »Geboren«, heißt es da, »bin ich bei Würzburg in einem stillentlegenen Bauerndorfe, Güntersleben, im Juli 1869, wo ich eine in einfachsten Verhältnissen recht glückliche Jugend verleben durfte. Als kleiner Bub malte ich den Schullehrer, die Bauern, das Dorf, für zwei Dorfschreiner die Särge und schrieb auf die Totenkreuze die Namen; das waren meine ersten Einnahmen, die allemal sogleich in Farben, Bleistifte, Zeichenpapier umgesetzt wurden. Gab es ein Volksfest, so war es selbstverständlich, daß ich die künstlerische Ausstattung übernehmen mußte, denn ich hatte das Vertrauen des ganzen Dorfes. Das war die Sonnenseite meiner Kindheit. Das bestimmte Gefühl, daß ich Maler werden müsse, nichts andres, stand fest. Aber es kam anders. Mein Vater starb. Nun hieß es Brot verdienen, ich mußte zum Handwerk greifen. Endlich reichten meine Ersparnisse bei Verzicht auf jede Lebensansprüche, meine Kunststudien in München zu beginnen. Meiner Neigung lag die religiöse Kunst. Nach der Studienzeit begann meine künstlerische Tätigkeit in Kirchen. Einige Aufträge führten mich nach Baden; dem schönen Schwarzwalde, an dessen Fuße ich wohne, blieb ich treu. Der Wald und sein Getier sind meine Freunde, ihm und meiner Familie danke ich meine Erholungsstunden.«



Fritz Röhrs: Christkinds Ritt durch die Weihnacht

Die moderne Bildniskunst schickt uns drei markante Beispiele, grundverschieden in Auffassung und künstlerischen Ausdrucksmitteln, verwandt oder doch einander ähnlich in dem unverkennbaren Bestreben, durch die äußere Erscheinung des Dargestellten in sein Wesen zu bringen.

In Karl Zieglers »Kapellmeister Dr. Stiedry« begegnet uns ein Musterstück des geistigen Bildnisses. Schon die Komposition, die Teilung und Gliederung des Bildraumes, spricht von Ruhe, Sammlung und Ausgeglichenheit. Mehr noch die Haltung: dies nach innen Zurückgezogene, in sich Abgeschlossene des Menschen, das sich doch gut verträgt mit dem gepflegten Äußeren und einer an Repräsentation vor der Öffentlichkeit gewöhnten edlen und harmonischen Geste. Den Blick des Auges — sonst der beredteste Spiegel der Seele — müssen wir an diesem Profilbildnis entbehren. Um so deutlicher sprechen die in ihrer Linienführung stark betonten Gesichtszüge: Stirn, Nase, Mund und Kinn. Auch hier das Zusammengeraffte und Beherrschte eines, der berufen ist, andern seinen Willen aufzuprägen, jedoch nicht mit Mitteln der Gewalt, sondern denen künstlerischer Gesetze und Überzeugungen. So wird dies geistige Porträt zum geistigen Charakter- und Seelenbildnis.

Im Profil ist der Porträtierte »für sich«, im Enface »für mich« da, heißt es, zwar mit gelinder Übertreibung, aber im Grunde sicherlich zutreffend in Waetzoldts »Kunst des Porträts«. Für Leo-

pold Schmutzlers aus der vorletzten Münchner Glaspalast-Ausstellung stammendes »Damenbildnis« gilt diese Beobachtung jedenfalls in ihrer äußersten Pointierung. Ohne Zuschauer, ohne den Spiegel des Publikums wäre dies Bildnis undenkbar. Für den Betrachter ist es empfunden, gesehen, gemalt; die Dargestellte selbst, und wäre sie der ausgemachteste weibliche Narziß, würde sich mit dieser Widerspiegelung ihres Ichs schwerlich lange zu vergnügen wissen. Es ist der — über Wien nach München gekommene — weltmännische Gesellschaftsmaler, der hier ein bestechendes Bravour- und Virtuosenstück seiner Malkunst geliefert hat. Wieviel ihm das Modell schon »vorgearbeitet« hat, wollen wir nicht untersuchen. Genug, daß der Maler dem Willen dieser Dame zur Schönheit nichts schuldig geblieben ist, weder in der Zeichnung noch in der Farbe. Ja, die Farbe mit ihren raffinierten Abtönungen spielt hier die Hauptrolle. Fast könnte man sich versucht fühlen, bei diesem Bildnis die Frage der Ähnlichkeit und damit des »Charakters« ganz außer acht zu lassen und es nach dem Vorgange Whistlers, dessen malerisches Hauptbestreben auf »eine gewisse Farbenharmonie« ausging, nicht nach seiner inhaltlichen, sondern seiner koloristischen Eigenart als eine »Harmonie in Blau und Silber« zu bezeichnen.

Das Kinderbildnis von dem Düsseldorfer Franz Marten mag dem gerade bei Kinderdarstellungen an eine gewisse Lieblichkeit und Süßlichkeit gewöhnten Blick zunächst reichlich nüchtern erscheinen. Dann aber werden wir bald empfinden, daß diese geflissentliche Betonung des Körperlichen und Gliederhaften, in der Georg Schrimpf vorangegangen ist, dem Eindruck des Kindlichen, noch mehr Animalischen als Geistigen aufs glücklichste entgegenkommt. Ich weiß nicht, ob dieser Maler auf die Theorie der »neuen Sachlichkeit« schwört — die Behandlung der Bauklötze und Spielsachen läßt es fast vermuten —, hier hätte solche Auffassung auch unabhängig von aller Theorie ihre natürliche Berechtigung: das Naive, Naturnahe und Naturgebundene, dessen sich so ein Spielkind, fast noch mehr Ding als Mensch, erfreut, es kommt in dieser vereinfachten Flächenmalerei reiner und überzeugender heraus, als wenn der Maler mit spitzem Pinsel in die feinsten Einzelheiten und Schattierungen ginge.

Das Blumenstilleben Konrad v. Millers hat in der Komposition und Farbengebung etwas Altmeisterliches, jedenfalls etwas von der modernen, kecken und schmissigen



Emil Ernst Heinsdorff: Kinderparadies

Blumenmalerei bewußt Abrückendes. Das erklärt sich aus der Herkunft und dem Studiengang des Künstlers. Als Sohn des Bildhauers und Erzgießers Ferdinand v. Miller ist dieser Maler in die soliden Überlieferungen der alten Münchner Kunst gleichsam hineingeboren worden. In Dresden bei den Professoren Pohle und Bantzer, in Düsseldorf bei Peter Janssen und insbesondere bei Eduard von Gebhardt, der sein teuerster und wertvollster Lehrer wurde, hat er sie wohl gelockert und abgewandelt, nicht aber verleugnet, und vertieft wurden sie erst recht in Italien, wo Miller in der Florentiner Galerie fast ein Jahr lang nur alte Meister kopierte. Nach sechsjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückgekehrt, pflegt er neben dem Stilleben hauptsächlich das Porträtfach, wofür ihm aus der Münchner Gesellschaft viele ehrenvolle Aufträge zuteil geworden sind.

Hermann Grafs »Pagengang«, ein dem oberen Stockwerk eines kleinen Schlosses aus dem 18. Jahrhundert, vielleicht des Wittumpalais, abgewonnenes Interieur, kommt aus Weimar, und wer mit dessen Kunstleben, wie es sich in den letzten fünf Jahrzehnten abgespielt hat, vertraut ist, mag Thedysche Farben und Motive, also auch hier den Fluß der Tradition erkennen. An künstlerischem Wert büßt das Gemälde dadurch nichts ein. Seine koloristische Tönung, zumal das Weißgrau des Fensters in dem samtenen Graubraun der Wand, das schwarzgemaserte Grün des Teppichs in dem



Dorothea Volbehr: Abschied

übungen vom Kitzel der angelsächsischen Sensationen haben verleiten lassen. Arthur Kampfs »Fußballspieler« muten wie ein absichtlicher und wohlüberlegter Protest gegen diese Geschmackverirrungen an, und deshalb ist es uns eine besondere Freude, sie nach dem in der letzten Großen Berliner Kunstausstellung hervorgetretenen Original farbig wiedergeben zu dürfen. Ist es das reinliche, leis bläulich angehauchte Weiß der Eis- und Schneedecke, von dem sich das Gelb, Blau, Rot und Schwarz der Sportkleider so klar und energisch abhebt, ist es die bei aller raschen Bewegtheit gezähmte und beherrschte Haltung der beiden Kämpfergruppen, was dem Bilde die Anmut und Schönheit des Spiels gibt? Ja, des Spiels — denn nicht zuletzt in dem Eindruck des Spielenden, dessen Maß und Meister der holde Schein bleibt, liegt der feine, vornehme Reiz dieses Sportbildes.

leise übersonnten Grauschwarz des Fußbodens sowie das Dunkelblau des über die Treppenbrüstung gebreiteten Mantels oder Rockes zu dem von unten heraufquellenden Licht, dieses Farbenspiel ist schön in und für sich selbst, auch ohne die novellistische Handlung, die die Phantasie des Betrachters sich zu der Situation — den die ersten Gäste erwartenden Pagen wird eben ihr Essen gebracht — hinzuerfinden mag. Daneben wird das Auge sich erfreuen an der geschmeidigen Schlankheit der Knabenglieder, in denen sich wohl etwas Mädchenhaftes entdecken läßt, auch wenn man nicht weiß, daß des Künstlers jüngste Tochter für diese beiden Gestalten Modell gestanden hat. — Ein in jüngster Zeit entstandenes Selbstbildnis des Künstlers zeigen wir hier im Text, da Hermann Graf den Lesern der Monatshefte ja nun schon seit vielen Jahren eine vertraute Erscheinung ist.

Der Sport mit all seinen mannigfaltigen Übungen ist dem Künstler, Maler wie Bildhauer, längst zu einer höchst ergiebigen Quelle fesselnder Motive geworden. Leider hat auch er dabei die Abwege ins Plumpe und Rohe nicht immer vermeiden können, auf die sich unsre Leibes-

Ein reines Landschaftsbild, besser noch: ein rein atmosphärisch gemaltes Wasser-, Luft- und Lichtbild gibt uns Alfred Bachmann, der, 1863 in Dirschau bei Danzig geboren und auf der Königsberger Akademie unter Professor Max Schmidt ausgebildet, seit einem Menschenalter in München tätig ist. Seine »Hagelböen an der Nordsee« reihen sich würdig den berühmten Seestücken, Dünen- und Moorlandschaften an, für die er die Motive auf ausgedehnten Studienreisen nach den nordischen Küsten und Inseln gewonnen hat. Mit Vorliebe behandelt er den flachen Meeresstrand mit heranrollenden, sanft verlaufenden oder steil aufschäumenden Wellen, und immer ist es die intime Beobachtung der Luft- und Lichterscheinungen, wovon diese Gemälde ihre letzte Schönheit und Wirkung empfangen. Häufig kehrt dabei das vielfach variierte Thema des Sonnenuntergangs auf hoher See wieder; daß Bachmann aber auch die dramatisch-heroischen Erscheinungen des Sturmes und der düsteren Wolkenballungen meistert, beweist unser Nordseebild.

Mit dem Stadtbild aus »Alt-Hannover« von Fritz Röhrs kehren wir zum Holzschnitt zurück, von dem wir diesmal bei der Musterung unsrer Kunstblätter ausgegangen sind. Das ist so im Fluge erhascht, sagt uns der Zeichner: Liebe auf den ersten Blick, Eroberung im Sturm des

ersten Anlaufs. Man schlendert durch die Großstadt, fühlt sich schon halb ermüdet durch ihre überall gleichen Läden, Schaufenster und Straßentypen — da gerät man in alte, vom modernen Verkehr gemiedene Gassen und Winkel, und plötzlich fängt das Herz an zu schlagen: eine Heimat-, eine Jugenderinnerung taucht auf, die tief drinnen lange geschlummert hat, und läßt dich nicht los, bis du sie mit eiligen Strichen in dein Skizzenbuch gebannt hast. So ist dies Bild empfangen und dann zu Hause in Holz geschnitten worden; in Holz, weil Röhrs, selbst ein Niederdeutscher (1896 in Hildesheim geboren), nun mal meint, mit dem Holzschnitt lasse sich am besten und getreuesten der Charakter der niederdeutschen Landschaft und ihrer Bewohner erfassen: herb, derb, deftig und kräftig. Daß darunter keineswegs das Zarte, Innige und Märchenhaft-Phantastische zu leiden braucht, mag die Zeichnung »Christkinds Ritt durch die Weihnacht« bezeugen, die über ein liebliches Erdenidyll den Glorienbogen himmlischer Sterne wölbt.

Auf daß dies zarte Bildchen sich nicht vereinsamt fühle, geben wir ihm in dem »Kinderparadies« von Emil Ernst Heinsdorff ein Geschwisterchen; noch immer hat sich die glückliche Märchenlegende vom Paradies, so verschieden die Künstler- und Dichterphantasie sie auch abwandeln mag, gut mit der frohen Botschaft des Weihnachtssternes vertragen.

Dorothea Volbehrs »Abschied« hätte eigentlich schon im vorhergehenden Heft zusammen mit der »Verkündigung« derselben Künstlerin erscheinen müssen. Aber wir meinen, daß er auch für sich selber künstlerische Ausdruckskraft genug hat, um sich zu behaupten und für die vergeistigte Auffassung zu zeugen, die den religiös-menschlichen Gemälden dieser jungen Münchner Malerin innewohnt. Mit realistischen Maßstäben darf man an diese Schöpfungen nicht herantreten, muß vielmehr den seelischen Hauch des von innen heraufblühenden Gefühls nachempfinden, der Gesicht, Auge, Hand und Gestalt erfüllt.

Die deutsche Reichspostverwaltung hat sich nun endlich durch das Beispiel ihrer schwedischen und schweizerischen Kolleginnen bewegen lassen, auch ihrerseits ein — vorläufig nur ein — Luxus- oder, wie sie es nennt, Glückwunschtelegramm dem Verkehr zu übergeben. Zwar ist es, als Doppelblatt mit ornamentaler Innen- und Außenseite ausgeführt, in den Holzschnittzeichnungen von Erich Feyerabend ein gut Teil herber und auch wohl weniger festlich als die Proben der schwedischen Blätter, die wir im Septemberheft veröffentlicht haben, entbehrt leider auch der bunten, lustigen Farben, die der Sache eigentlich erst den entscheidenden Reiz geben, aber wir wollen uns des Entschlusses freuen und hoffen, daß der Erfolg bald zur Ausgabe mannigfaltigerer Formblätter ermuntern wird. Uniformierte Eintönigkeit wäre der Tod eines Unternehmens, das sich an den vielfach abgestuften Geschmack des Publikums wendet. F. D.



Deutsches Glückwunschtelegramm (Außenseite)



Szenenbild von Raffaelo Busoni für Paul Hindemiths »Cardillac« (Grete Nikisch und L. Eybisch)

Zwei neue Opern

Paul Hindemiths »Cardillac« und Giacomo Puccinis »Turandot«

Besprochen von Dr. Felix Zimmermann und Dr. Wilhelm Kleefeld

Es ist eins der fruchtbarsten Motive, die von der Dichtung jemals aufgegriffen worden sind, das Motiv von dem Goldschmied Cardillac, den sein Dämon zwang, diejenigen zu töten, die sich durch Kauf in den Besitz seiner schönsten Schmuckarbeiten gesetzt hatten. Wahrheit oder Dichtung: die Seele eines solchen Menschen muß besessen sein, nicht vom Goldhunger wie die des Geizigen oder des Goldgräbers, nein, vom Werke der eignen Hände, von der Blutgewalt künstlerischer Vaterschaft, von einer Eifersucht der Besitzgier, die wir heute pathologisch nennen würden. Die Gestalt Cardillacs umwittert ein Dunst von Grauen, eine Art der Romantik, die in der französischen Dichtung und Malerei erst im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts künstlerische Ausgestaltung gefunden hat, eine von der deutschen Romantik von Grund aus verschiedene Lust am Schaurigen, Aufregenden, Gewaltsamen. Daß die Franzosen E. Th. A. Hoffmann lieben, der auch den Cardillac künstlerisch gestaltet hat, beruht auf seelischer Verwandtschaft in diesem Punkte. Denn Hoffmann ist auch in seiner Novelle unsentimental, voll von schauriger Lust an dem Künstler als Mörder, schwelgerisch in dem dunklen Farbengewoge einer Zeit der Gewalt, der Herrschsucht, der Leidenschaft.

Und nun hat Paul Hindemith, den man den Führer der »Neuen Musik« in Deutschland nennen darf, diesen Stoff ergriffen und sich von Ferd. Lion einen dreiaktigen Operntext für seine Musik schreiben lassen, der grob und deutlich die gewalttätigen Seiten des Motivs heraushebt. Cardillac ermordet vor unsern Augen den Liebhaber in den Armen der Geliebten, auf deren Wunsch dieser, seinen Todesmut zu beweisen, den kostbarsten Schmuck von Cardillac gekauft hat. Ja, Cardillac will den Bräutigam der eignen Tochter töten, weil er den Goldschmuck an sich genommen hat. Der möchte ihn retten, muß ihn aber der Wut des Volkes preisgeben, als Cardillac offen seine Verbrechen bekennt. Sterbend küßt der Unglückselige inbrünstig die goldene Kette.

Hindemith (der auch Tänze für die Mechanische Orgel komponiert hat) hat

eine Opernmusik geschrieben, die ohne Sentimentalität, ohne jede »Romantik« im deutschen Sinne, aber ganz im Sinne französischer Grauenromantik die Handlung untermalt. Es ist eine dramatische und eine malerische Musik. Sie begleitet in ununterbrochenem konzertantem Flusse die Bühnenvorgänge, auf und ab wogend in wilden Fugati, in mächtigen Bogen über die Einzelbewegungen hinwegschwellend, zu gewaltigen Kraftentladungen fähig, voll von Schreien und Ausbrüchen zu dramatischster Wucht im zweiten Akt gesteigert. Brutal klingt diese Musik, beizend sind ihre Klangmischungen, bitter ihr Geschmack. Aber sie malt auch farbig, nicht mit dem Glitzerklang der impressionistischen Tonpalette Straußens, sondern in breiten Strichen, schwirrende Goldfarbe, rotes Blut auf schwarzes Dunkel dräuender Baßfiguren hingesetzt. Malerisch also »expressionistisch«, wenn es schon ein Schlagwort sein soll. Diese Musik hat den Charakter des Motivs und der Handlung, für die sie der tonliche Ausdruck ist. Das heißt: sie hat Stil, den einmaligen Stil ihrer selbst. Man kann dieser monumentalen, kalttönigen, einheitlichen Musik allerlei vorwerfen: Berechnung, musikalische Mathematik, Empfindungslosigkeit, neutönerische Atonalität — aber man kann ihr nicht Temperament, Dramatik, Ausdruckskraft und klanglichen Eigenwillen absprechen. Nur wer von der Bindung an die Überlieferung nicht loskommt und mit stetigem bewußtem oder unbewußtem Vergleichen die kühne Neuheit dieser Musik mißkennt, mag sie ablehnen. Ihre großartige Unsentimentalität macht eben keine Zugeständnisse an das Verlangen nach sinnlicher Süße und deutschromantischer Innigkeit. Ihr linear-polyphoner Aufbau, ihre kontrapunktische Bauart, die die Errungenschaften und Anregungen Schönbergs und Strawinskys für die Oper verwertet, läßt sich auf psychologische Deutungen nicht ein. Aber sie baut massige fugierte Chorsätze für das erregte Volk von Paris, raffiniertes Flötenduett für ein Liebespaar, tänzelnde Pantomime, oratorienhaftes Finale in strengem Stil auf und mutet den Singstimmen und dem Orchester unerhörte Diskrepanzen zu.



Aufn. Ursula Richter, Dresden

Robert Burg als Cardillac

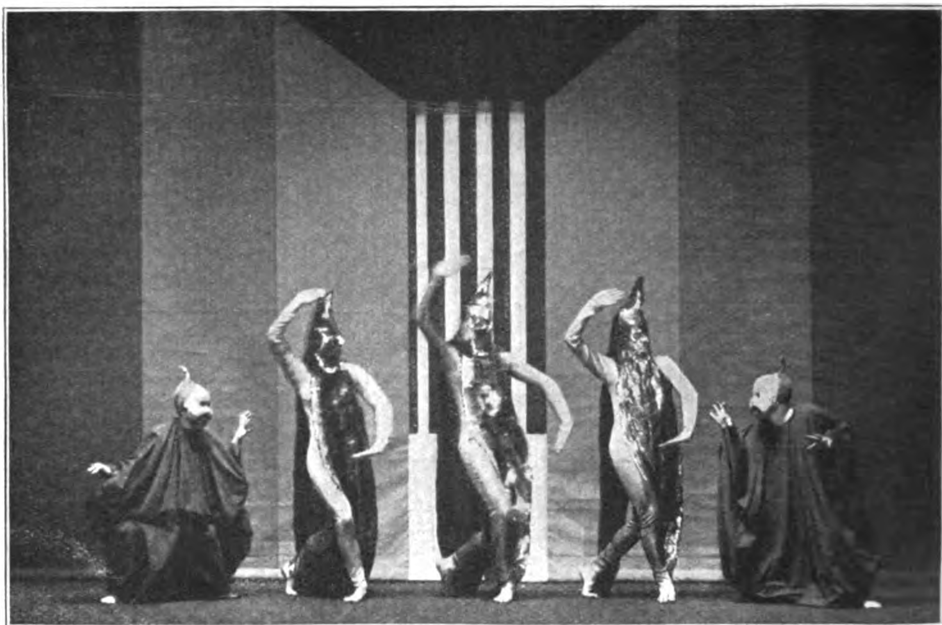
Unter Fritz Busch bewältigten die musikalische Kapelle und die ersten Sänger der Dresdner Staatsoper, als Cardillac Robert Burg, dämonisch in Gestalt, Charakteristik und Gesang, das schwierige, für die Entwicklung der modernen Oper wichtige Werk.

Dr. Felix Zimmermann.

Turandot als Oper! Das kühle, wie ein geistiges Schachspiel anmutende Drama als Oper. Noch dazu von Puccini geschaffen, dem in musikalischer Lebensfülle strahlenden Vollblutmusiker. Das Dreigestirn seiner Erfolgwerke, »Bohème«, »Tosca«, »Butterfly«, hatte der Welt die Augen geblendet. Nach dieser Richtung traute er sich nicht weiter. Er tastete nach neuer Bahn. »Das Mädchen aus dem goldenen Westen« war ein Mißgriff; auch die drei Einakter (darunter der annehmbare »Gianni Schichi«) konnten nicht durchgreifen. Es mußte also ein Neues gefunden werden.

Zwei Librettisten (Adami und Simoni) hatten aus dem alten chinesischen Stoff ein Buch geschaffen, das den Ausblick in ferne, der Musik erst halb erschlossene Welten öffnete. Mit Eifer griff der Sechzigjährige danach, mit Eifer rang er dem rastlosen Leben seiner Künstlerpflichten die Schaffenszeit ab. Doch noch vor der Vollendung der Arbeit schloß ihm der unerbittliche Tod die Augen. Sein treuer Anhänger, F. Alfano, hat den Schluß dieser dreiaktigen lyrischen Oper pietätvoll gefügt und ergänzt.

Ist nun diese neue Richtung »Neuland« geworden? Jedenfalls nicht in dem heute üblichen Kampfsinne. Und das haben wir nicht zu beklagen. Ein Puccini hat sich nicht mehr als Feld-



Aufn. W. Herrmann, Dortmund

Tänze für die Mechanische Orgel (Tanzgruppe der Vereinigten Bühnen Barmen-Elberfeld)

herr auszuweisen. Er ist es. Aber wie in seinen Hauptwerken ist er auch hier wieder ein selbstherrlicher Pfadbahner. Nicht als ob er die revolutionäre Fahne aufpflanzte oder mit Getöse altehrwürdige Denkmale einrisse. O nein! Seine Unentwegtheit schreitet ruhig und unbedenklich geradeaus. Sie kennt nur ein Gesetz: sich durch kein Gesetz binden und einschränken zu lassen. Nicht die aus Nachdenken und Vergleichen gezogene Wissenschaft, einzig der klare, aber immer treffsichere Instinkt entscheidet auch hier sein Wollen und Lassen. Also nicht die negierende Tyrannei der Moderne; sein Drang kennt keinen Kampf gegen andre, vielleicht kaum einen Kampf mit sich selbst. Denn seine verschwenderisch ausgerüstete Natur will nur ihrem Ziele zusteuern, ihre Bestimmung lösen. Er ist auch in »Turandot« kein Himmelstürmer, der Gewalt proklamiert. Sein Ruhm bestätigt sich hier ganz besonders gerade in der Beherrschtheit und Mäßigung, die er den erotischen Figuren, den erotischen Vorgängen angedeihen läßt. Und doch glüht es oft in brennenden Farben auf, bricht heiße Lava durch die erstorbene Asche östlicher Seelengebundenheit und Geistesstumpfheit durch.

Es ist kein Ewigkeitswerk, das hier erstand. Aber der Schönheiten sind viele. Die Geschlossenheit, die Puccinis in den Zwischenwerken etwas zerrissener Stil hier wiedergefunden hat, der blind-treffend hingesetzte Bau der Szenen wie der ganzen Akte, die Sprache der Chöre, des Orchesters, die frisch wie in der Jugend blüht und die überall nicht nur den richtigen, sondern auch den natürlichsten, den einfachsten Ausdruck findet — alles das zeugt von der alten und doch neuen Meisterschaft. So ist es Puccini gelungen, das ferne Drama, das uns im Innersten nicht berührt, bis zu einem gewissen Grade zu vermenschlichen, unserm Empfinden näherzubringen.

In der Aufführung der Städtischen Oper zu Berlin erhob sich die Leistung Mafalda Salvatinis zu bemerkenswertem Eindruck. Karl Martin Oehmann, schon immer staunend beachtet, entfaltete als Kalaf seine verschwenderischen Gaben an strahlendem Tenorglanz und Schwung der Darstellung. Ihm trat eine in Süße schwelgende Liu (Lotte Schöne) zur Seite. Auch die Nebenrollen waren bis ins kleinste gefeilt und durchgearbeitet, dank der Leistung des Spielleiters, des Intendanten Heinz Tietjen. Er hat es verstanden, diesen Schemen der Einzelnen wie des Chores glaubhaftes Leben einzuhauchen, ihren Äußerungen und Entladungen natürlichen Fluß zu geben. Von Pasetti wurde er mit farbenprächtigen Bildern ausgezeichnet unterstützt. Über dem ganzen aber herrschte, mit der Treffsicherheit des Meisters, der Stabwalter, Generalmusikdirektor Bruno Walter. Es war ein wirklich großer Abend der Berliner Städtischen Oper. Wilhelm Kleefeld.



Rauhreifmorgen im Gebirge

Neue Nadelmalerei

Von Edda Wiese

Mit vier farbigen Abbildungen nach Arbeiten der Verfasserin

Einige Jahre vor dem Weltkriege, als die Kultur der modernen Wohnungen besondere Raumkünstler erforderte, bildete der Schmuck der Wände ein Kapitel liebevoller Bearbeitung. Außer den üblichen Gemälden waren es Teppiche, die geschmackvolle Wandbekleidungen hergaben; Teppiche nicht der üblichen Art, sondern solche, deren Muster aus aufgenähten Stoffsilhouetten bestanden, zumeist landschaftlichen Motiven entnommen.

Diese Wandbehänge, deren vollendetste Herstellung wohl bei den Japanern zu suchen ist, hatten aber den Nachteil, daß sie lose Falten schlugen und dadurch den Eindruck der Stickerei beeinträchtigten. Diese Mängel erkennend, spannte ich schon damals meine gestickten Landschaftsbilder in feste Rahmen und gab ihnen eine schützende Verglasung. Die Stickereien erhielten infolgedessen einen mehr bildmäßigen Charakter, aus der Stoffsilhouette entwickelte sich das plastische Bild.

Zu den anfangs in harten Farben abgesetzten Tuchstücken gesellten sich Stoffteile von vermittelnden Zwischentönen, die aber, immer noch in Plakatmanier, scharf abgegrenzt nebeneinanderstanden. Es war eine Übergangszeit, in der ich vermeinte, die umgrenzende Bestickung der Stoffe nicht entbehren zu können. Allmählich jedoch wurden die sichtbaren Stiche, die zur Befestigung der Stoffe dienten, derart gestaltet, daß sie einen Darstellungszweck im Bilde erfüllten. So zeigen beispielsweise meine älteren Bilder noch eine gestickte Lichtkante der Wolken, bis ich ein Verfahren fand, diese Stoffteile durch feine, unsichtbare Stiche mit dem Grundstoff zu verbinden, ohne dabei Klebstoffe zu verwenden. Waren es zuerst leichte Seidenstoffe, die ich zur Wiedergabe des Himmels benutzte, so ging ich mit der Zeit zu immer leichteren Stoffen über. Der Himmel erscheint häufig von zarten Schleiern überhaucht — gut, so nahm ich eine oder mehrere Lagen Gaze übereinander und erreichte damit eine überraschende Naturechtheit. Ja, ich überzog sogar teilweise die fernen Berge und Hintergründe mit Chiffon und gewann dadurch Farbstimmungen von zartester Weichheit und Feinheit. Mit diesem Verfahren ist es mir heute möglich, Wirkungen zu erzielen, die in ihrer Bildhaftigkeit die Herstellung mit der Nadel vergessen lassen.

Nunmehr schlug ich in der Wahl der Motive den Weg ein, der mir für die Technik der gegebene schien. Wenn z. B. die Wiedergabe von Wasserflächen glänzenden Atlas oder diejenige



Regenbogen

von Wiesen weichen Samt als das richtigste Material erfordern, um wieviel mehr liegt die Darstellung des **Lichtes** und der **Reflexe** dem schimmernden, flimmernden Seidenfaden!

Kein Motiv, das uns die Natur schenkt, lockt derart zu künstlerischem Festhalten wie der silbrige Glanz des **Mondlichtes**. Von Dichtern mannigfach besungen, von Malern in unendlichen Spielarten dargestellt, übt der milde Schimmer des Mondes immer wieder seine zauberische Wirkung aus. Auch mich beschäftigte dieses Darstellungsproblem lange Zeit, bis mir ein Vollmondabend im überschwemmten Gebiet bei Frankfurt a. d. Oder den Weg wies, den ich suchte. Da schimmerte und flimmerte die silberne Mondbrücke auf der breiten Oberfläche. Vereinzelt ragten kleine Inseln und Schilfgruppen aus den Fluten, deren Umrisse sich in feinen, hellen Konturen scharf gegen den dämmerigen Hintergrund abzeichneten. Das war das gegebene Motiv für den glänzenden Atlas und den schimmernden Seidenfaden. So entstand das Bild »**Vollmondabend im überschwemmten Gebiet**«. Aber es gab dabei eine interessante Aufgabe zu lösen, das war der wolkenlose Abendhimmel, dessen scheinbar gleichmäßige Färbung doch unmerklich von gelblichgrünen zu dunkleren Tönen überging. Hier konnte nur Chiffon in Frage kommen. Als Unterlage für diesen diente ein kräftig blauer Seidenstoff. Während ich nun den Chiffon an der oberen Seite fadengerade und glatt spannte und dadurch den Unterstoff klar durchscheinen ließ, zog ich ihn an den unteren Teilen scharf nach einer Seite hinüber. Durch diese Behandlung stellten sich unten die Fäden schräg und auch dichter als oben, dadurch wirkte der Stoff hier heller. Der Effekt des am Horizont lichteren Himmels war erreicht. Hart, fast plastisch stand die runde Scheibe des Mondes in ihrem kalten Lichte. Der Seidenfaden stickte Lunas Silberglanz.

Auch der **Regenbogen** war von jeher ein beliebtes Motiv für den Maler. Bilden doch die Übergänge der Farbenskala im Regenbogen einen interessanten malerischen Gegensatz zu einer von Gewitterwolken grau verhangenen Landschaft.

Aber der Maler kann die reinen Grundtöne dieses sphärischen Prismas nicht einfach nebeneinandersetzen, sondern er muß, um die Leuchtkraft des Regenbogens wiederzugeben, Glanzlichter aufsetzen, zu denen meist ein reines Weiß verwendet wird. Anders die Wiedergabe durch den Seidenfaden. Hier ist der Glanz bereits vorhanden. Dieser gestickte Regenbogen leuchtet, je nach der Stellung des Beschauers zum Bilde, an verschiedenen Stellen — genau wie in der Natur. Ja, der Glanz der Stickerei war sogar so stark, daß ein Abdecken nötig wurde. So erzielte ich denn das opalartige Leuchten der farbenfrohen Himmelserscheinung dadurch, daß ich mehrere Lagen Gaze über den fertig gestickten Regenbogen zog. Durch diese Gazeschichten erhielt gleichzeitig die im Hintergrund liegende Landschaft — es ist das Elbtal bei Meißen — den für Regenstimmungen charakteristischen Nebelschleier, der um so undurchsichtiger wird, je weiter die Landschaft zurückliegt.

Als Gegensatz hierzu: die in frischem Maiwuchs prangenden Kiefern. Wuchtig und schwebend hängen die tiefgrünen Zweige, deren gelbgrüne Spitzen in den Strahlen der untergehenden Sonne leuchten. Am Himmel jagen sonnen-



Und Gott sprach: Es werde Licht!

beschienene Reste der Gewitterwölkchen. Bei diesen habe ich die Chiffons auf ganz besondere Weise bearbeitet: teils reibend, teils knüllend, um das Federige der Wolkengebilde wiederzugeben.

Wenn die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne am Himmel leuchten, wenn sich luftige Zirruswölkchen am mattblauen Morgenhimmel kräuseln, dann färbt sie ein fein opalisierender, rötlicher Glanz, dessen warmer Schimmer sich auch über die schneebedeckten Gipfel der Berge



Vollmondabend im überschwemmten Gebiet

breitet. Doch während sich dort oben in lichten Höhen bereits der junge Tag ankündigt, verharren die winterlichen, von Schnee und Rauhreif eingehüllten Täler noch in ihren harten, kalten, blauen Schatten.

Diese Stimmung soll das Bild »Rauhreifmorgen im Gebirge« einfangen. Das reine, weiche Weiß der Schneefelder stellte ich durch die glatte, weiße Samtfläche dar, die, teilweise unterlegt oder durch Druck bearbeitet, die sanften Erhöhungen des Tales wiedergibt. Chiffon bildet die duftige Unterlage für die im Rauhreif aufblitzenden Spitzen der Zweige an Bäumen und Sträuchern. Verschiedenartige Tuche ergaben die Bergmassive, deren scharfe Konturen sich silhouettenartig von dem Morgenhimmel abheben. Um dessen zarten Opalton wiederzugeben, beobachtete ich bei der Verwendung des rosa Chiffons ein neues Verfahren, indem ich ihn teils zog, teils kräuselte, wodurch jene charakteristischen Morgenwölkchen entstanden, die im ersten Sonnenschimmer erglühen.

Das interessanteste, aber auch schwierigste Motiv für den Künstler ist die Darstellung des Sonnenballes in seinem vollen Glanze.

Aus tiefster Finsternis taucht zum erstenmal die Sonne empor. In reiner, blendender Leuchtkraft durchdringen die blitzenden Strahlen die düsteren Wolkendecken, deren Ränder mit gleißendem Gold ummalend. Strahlenbündel durchschießen das Weltall, sie bringen Licht, sie bringen Farbe in die Finsternis.

Dieses Entwicklungsstadium unsrer göttlichen Lichtquelle darzustellen, lockt um so stärker, als der flimmernde, leuchtende Seidenfaden wohl das idealste Material zur Wiedergabe der Lichtstrahlen ist. So entstand das Bild »Und Gott sprach: Es werde Licht«.

So einfach die Durchführung der in strenger Stilisierung gehaltenen, von tiefstem Schwarz zum zartesten Grau übergehenden Wolkendecke, so schwierig ist das Erfassen des Sonnenballes. Denn mit der glatten Auflage eines Silbergewebes oder eines weißen Seidenstoffes war die Naturechtheit des blendenden Lichtkörpers nicht zu erreichen. So hieß es denn zum weißen Seidenfaden greifen. Diesen in Tausenden von Stichen, scheinbar wahllos, doch systematisch kreuz und quer stickend, gewann ich nicht nur den Ausdruck des brodelnden Chaos, sondern erreichte auch, daß der glänzende Mittelpunkt, man mochte ihn betrachten von welcher Seite man wollte, immer in voller Stärke leuchtete und stets auch sein reines Weiß behielt.

Die Strahlen der Sonne unterlegte ich mit Chiffons, die ich, dem Farbenspiel des Prismas folgend, von lichtem Gelb zu einem satten Blau übereinander abschattierte. Damit war zugleich die Tönung des Morgenhimmels erreicht in dem Augenblick, da die Sonne am Horizont auftaucht

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Das Theater künstlicher Menschen — Maxim Gorkis »Nachtasyl« und Leonid Andrejews »Gedanke« in neuer Aufführung — Der Kavalier von Sing-Sing und Die Frau in Ketten — Hetärengespräche



Spielgruppe aus dem »Teatro dei Piccoli«

Wie sehr sich die Gestirnung am Theaterhimmel in den letzten Jahren verschoben hat, lehrt zur Genüge die eine Tatsache, daß Gerhart Hauptmanns jüngstes Werk, das Schauspiel »Dorothea Angermann« (Buchausgabe bei S. Fischer in Berlin), außer in Wien an demselben Abend an fünfzehn reichsdeutschen Bühnen, nur nicht in Berlin, der deutschen Reichshauptstadt, zum erstenmal aufgeführt wurde, während früher Berlin für neue Hauptmannstücke lange Zeit das unbestrittene und alleinige Privileg hatte. Wir möchten das kritische Urteil über das Drama bis zur Berliner Aufführung verschieben, die Reinhardt uns in seiner Wiener Inszenierung versprochen hat, sobald der anhaltende Erfolg des »Gneisenau« von Wolfgang Goetz einigermaßen die Bahn dafür freigibt, glauben aber schon heute sagen zu dürfen, daß es ein trauriges Zeichen für das Theaterleben der deutschen Reichshauptstadt ist, wenn nun das altgewohnte vorweihnachtliche Theaterereignis von den Menschen des wirklichen Lebens, zu denen Hauptmann mit seinem neuen Stück zurückgekehrt ist, sich in das »Theater künstlicher Menschen« flüchten mußte, das uns Dr. Vittorio Podrecca im Theater des Westens vorgeführt hat.

Nicht daß uns dies Gastspiel des »Teatro dei Piccoli« unwillkommen wäre! Sie sind vielmehr allerliebst, diese im volkstümlichen Schauspiel Italiens seit alters verwurzelten Marionetten, diese mit großer plastischer Kunst geschnitzten Menschlein, die sich sogar zu Opern aufgeschwungen haben, obgleich auch die Prominenten unter ihnen nicht größer als einen Meter sind. Auch hat es sich ihr intelligenter Direktor Mühe und Geld genug kosten lassen, seine Puppen so menschenähnlich und kunstbeflissen wie möglich zu machen. »Primitiv« und »naiv« ist an ihnen kaum noch etwas; an unsre Kasperletheater oder unsre Puppenbühnen Papa Schmidts und Meister Paul Branns in München dürfen wir kaum noch denken. Signor Podrecca hat Bildhauer, Maler, Kunstgewerbler, Techniker, Dichter, Tonsetzer und Sänger zu sich berufen, um die Kunst der Marionetten auf den Gipfel theatralischer Illusion zu heben. Er spielt musikalische Stücke phantastischen oder komischen Inhalts aus aller Herren Ländern, sein Spielplan reicht von den alten komischen Opern des ausgehenden Mittelalters bis zu den modernsten Stücken der Atonalität, und er hat mit glänzendem Erfolg Gastspiele fast in allen europäischen Hauptstädten, ja »sogar« in Amerika gegeben. Es heißt, sein Ensemble umfasse 500 »Personen« — welche Bühne auch jenseits des großen Teiches könnte sich da-

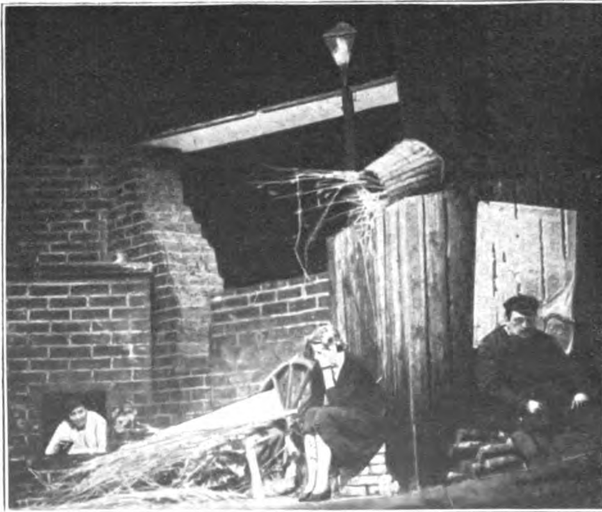


Eine Figur aus dem »Teatro dei Piccoli«

mit messen! Dabei sind die eigentlichen Spieler, die Draht- oder Fadenzieher, die die Puppen bewegen und lenken, sie mit Stimme, Lachen und Weinen begaben, gar noch nicht gerechnet. Diese »Marionettisten« sind doch aber die Seele des Ganzen, und es werden rührende Geschichtchen erzählt, wie sie die homunculi pflegen und hätscheln, als wären es ihre eignen Kinder.

Wir sahen eine dreiaktige Märchenoper von Gian Bistolfi: »Die schlafende Prinzessin«, deren Handlung unserm »Dornröschen« entspricht, so daß man ohne Mühe folgen konnte. Ottorino Respighi hat dazu eine geistreiche Vertonung geschrieben, in deren Naturschilderungen auch Kenner der italienischen Musik originelle Feinheiten entdeckten, soviel das sie ausführende Orchester für deutsche Ansprüche auch an Gepflegtheit zu wünschen übrigließ. Desto virtuoser waren die Leistungen des lyrischen Tenors (Giacomo Mancini) und der Koloratursängerin (Lia Podrecca) und geradezu bewundernswert die ungehemmte Beweglichkeit, die nirgends, weder im Tragischen noch im Komischen, versagende körperliche Ausdrucksfähigkeit der Marionetten. Dennoch läßt sich nicht verhehlen, daß das Spiel solcher »künstlichen Menschen« in längeren zusammenhängenden Vorführungen ermüdet, selbst wenn die szenischen Einrichtungen — ihrer mehr als hundert soll das Teatro dei Piccoli besitzen — und die Kostüme so viel Hübsches zeigen wie in der »Schlafenden Prinzessin«. Nun ist aber dieser pfiffige Herr Direktor so klug, sich nicht auf »hohe Kunst« zu versteifen. Neben der Oper pflegt er das Varieté. Und da gab es vorher und nachher ein paar Nummern — etwa die »Drei Diebe im Käfig« oder die »Kammermusik« mit der Figur eines verrückten Klaviervirtuosen, der Hände und Finger fabelhaft genau mit der Musik in Übereinstimmung hält, aber »Persönlichkeit« genug bewahrt, um über jede Fermate seiner Gesangspartnerin in schäumende Wut zu geraten —, die waren von einer zwerchfellerschütternden Komik, was doch am Ende wieder beweist, daß nicht in der naturalistischen Nachahmung des Lebens, sondern im Phantastischen und Grotesken, in der Karikatur der eigentliche Ausdrucks- und Darstellungswert dieser holzgeschnitzten Erdenwürmchen liegt.

Um über die Leere der dramatischen Neuerscheinungen hinwegzutäuschen, holte das Volkstheater am Bülowplatz Gorkis »Nachtasyl« wieder hervor. Da wird es wenigstens, dachte und hoffte man, lebendige Menschen zu sehen geben. Sind uns doch noch die glänzenden Aufführungen Reinhardts und des Moskauer Künstlertheaters unter Stanislawski in Erinnerung mit all diesen russischen Barfüßlertypen, die »durch tiefes Verderben ein menschliches Herz« sehen lassen. Aber was wurde unter Erwin Piscators Spielleitung aus diesem Pandämonion menschlicher Laster, Verkommenheiten, Schwächen und Liebenswürdigkeiten? Ein revolutionäres Pronunziamento, ein Sowjetaufruf zum Weltaufstand, ein künstlich aufgeblähter Vulkanausbruch aus der »Tiefe« der menschlichen Gesellschaft. Ein kleines, enges, naturalistisches Stück, ein Ausschnitt aus dem russischen Elendsmilieu sollte wieder mal in einen Großstil, eine Monumentalität hinaufgetrieben werden, die das »Tempo der Zeit«, die »Technik der Zeit«, das »ungeheure Weltgeschehen der Zeit«, oder wie die bombastischen Phrasen sonst lauten, zum »adäquaten Ausdruck« bringen. Aber es fehlt nicht an Bewunderern auch dieser grotesken Übersteigerung. Der Schauspieler Heinrich George, der Darsteller des Satin, ein Virtuose fauchender Aufgeregtheit, preist es als eine ganz aus seinem Blut herausgeschöpfte herrliche Idee Piscators (desselben, der die Räuber-Aufführung des Staatlichen Schauspielhauses auf dem Gewissen hat), daß er die Untergründe in diesem Stück lebendig gemacht habe, d. h. daß er »das Nachtasyl der ganzen Welt«, das Transzendente spielen lasse. Ob wir den Tag noch erleben werden, da auch unsern »schöpferischen« Spielleitern einmal bei ihrer Gottähnlichkeit bange wird?



Aufn. Dr. Hans Böhm, Berlin

Szenenbild aus Gorkis »Nachtasyl« (Volkstheater am Bülowplatz in Berlin)



Aufn. Dr. Hans Böhm, Berlin

Szenenbild der Berliner »Tribüne« aus Andrejews »Gedanken« (Paul Wegener als Dr. Kerschenzew)

Was ehrliche, tief ergriffene menschliche Schauspielkunst an einem unehrlichen, jedenfalls stark auf den äußeren Effekt zugespitzten Drama wirken kann, bewies die Wiederaufnahme eines andern vielgespielten russischen Stückes, des »Gedankens« von Leonid Andrejew, in der Tribüne. Hier gab Paul Wegener, wie vor drei Jahren und seitdem auf manchem auswärtigen Gastspiel, den Doktor Kerschenzew, der mit dem Wahnsinn so lange psycho-experimentell spielt, bis er wirklich wahnsinnig wird und, aus einem freien Beherrscher des höchsten menschlichen Gutes, des Gedankens, zu dessen Spielball und Opfer erniedrigt, als Mörder seines Freundes in die Nacht versinkt. Es kann nicht anders sein, als daß dies stark von französischer Mache angekränkelte Virtuosenstück endlich auch den Darsteller mit in seine Künstlichkeiten reißt. Bis es aber dahin kommt, läßt Wegener alle Tiefen und Untiefen, alle Schluchten und Schroffen des Menschlichen sehen, um uns mit Schauern zu erfüllen, wie sie sonst nur dem Werk eines Dichters entströmen.

Im Trianontheater eine Diebs- und Detektivkomödie aus dem Amerikanischen: »Der Kavalier von Sing-Sing« von Alfr. Murray. Sauerstoffgebläse mit Edelmut und Sentimentalität; der Geldschrankknacker in Frack und weißer Hemdbrust! Warum er sich noch die Mühe macht, mit seinen so lange verheimlichten Einbrecherkünsten das in den Safe eingeschlossene Kindchen vor dem Erstickungstode zu retten, bleibt unklar; das Bankier- und Ministertöchterchen wäre dem Kavalier aus dem Neuyorker Staatsgefängnis auch ohnedies ans Herz gesunken, sind diese Helden doch nun mal heutzutage die Erben der unwiderstehlichen Tenöre von Anno dazumal.

Im Theater am Kurfürstendamm ein neuer Franzose. Dieser Jacques Deval bringt zwar für die drei Akte seines Lustspiels »Die Frau in Ketten« nichts weiter mit als den keineswegs mehr jungfräulichen Gedanken, daß der zur Schutzwehr vor dem verabschiedeten, aber immer noch gefährlichen Liebhaber Bestellte der beste Anwärter für dessen Nachfolge ist, aber er verhindert wenigstens nicht, daß Käthe Dorsch alle Register ihrer lieben Natur und herzhaften Munterkeit ziehen kann.

Schließlich wäre da noch — im Kleinen Theater — eine neue Revue. Nennt sich »Hetärengespräche«, tänzelt und hüpft mit Chansons und Aktualitäten den weiten Weg von Lucian bis 1926 und ist von demselben Marcellus Schiffer, dessen »Fleißige Leserin« fast auf eine Veredlung dieser Kunstgattung hoffen ließ. Ich möchte zu kritisieren anfangen, aber da fällt mir zur rechten Zeit ein warnendes Wort unsrer Modeschriftstellerin Julie Elias ein: »An der Mode mäkeln, heißt ihr nicht gewachsen sein«, und ich hebe die Tafel auf. F. D.

Literarische Rundschau

Aus den Reichen der bildenden Kunst

Nach längerer Pause, die hinlänglich durch unsre politischen und wirtschaftlichen Zustände erklärt wird, ist uns wieder eine neue Geschichte der deutschen Kunst beschert worden, eine Gesamtgeschichte der deutschen Baukunst, Plastik und Malerei von ihren Anfängen (in der Karolingischen Zeit) bis auf die Gegenwart. Auf einen Band von 500 Seiten mit über 650 Abbildungen beschränkt (München und Berlin, R. Oldenbourg; in Ganzleinen geb. 18,50 M.), können die Verfasser, der Heidelberger Gymnasialdirektor a. D. Dr. Herm. Luckenbach und der Architekt Dipl.-Ing. Ortwin Luckenbach, nicht viel mehr geben als eine gedrängte, sachlich-nüchterne Übersicht. Aber so weit es geht, verstehen sie aus solcher Not eine Tugend zu machen. Sie heben das Wesentliche und Entscheidende heraus, lassen mit Erklärungen und Erläuterungen die Bilder sprechen, halten sich vornehmlich an das Was, also an den Inhalt der Darstellung und erzielen so eine Volkstümlichkeit, die gerade jetzt, wo sich so viele Kreise mit lückenhafter Vorbildung erst an diese Dinge heranarbeiten müssen, dankbare Aufnahme finden wird. Daß hier statt aufgehäuften toten Wissens durch Kunstbetrachtung Kunstverständnis vermittelt wird, ist das Wertvollste am Buche.

Politische und gesellschaftliche Umwälzungen, wie wir eine erleben, sind oft der entscheidende Anstoß für historische Darstellungen der vorausgegangenen Epoche, die nun erst ihr geschichtliches Gesicht bekommen. Aus dieser Erfahrung hat Karl Scheffler, ein Kunstschriftsteller eignen Wachstums und eigner Charakterprägung, den Mut geschöpft, an eine umfassende Darstellung der Europäischen Kunst im neunzehnten Jahrhundert zu gehen (Berlin, Bruno Cassirer). Der uns vorliegende erste Band (470 Seiten mit 242 Abbildungen; geb. in Ganzleinen 35 M.) bringt die Geschichte der europäischen Malerei vom Klassizismus bis zum Impressionismus. Die Grundzüge der Schefflerschen Auffassung treten schon hier deutlich hervor; sie erkennt die moderne Kunst als ein lebendiges Ganzes, dessen Organismus dem Gestaltwandel des modernen Lebens unterworfen ist, und als eine Schöpfung des modernen Bürgertums, das damit — in dem Augenblick, wo ihm der Todesstoß versetzt sein soll — seine historische Glorifizierung erfährt; sie bringt dank dieser Kristallisationsidee Ordnung in ein Chaos, das bisher unentwirrbar schien, und wölbt über die lebens- und entwicklungsgeschichtliche Darstellung dessen, was war und wurde, die Kuppel der Wertungen, die es abschließt und zusammenfaßt. So ein Werk konnte nicht von heut auf morgen entstehen. Es ist die Frucht einer mehr als dreißigjährigen Beschäftigung mit der modernen Kunst, ist die geschichtliche Ausprägung eines Erlebnisses mit all seinen Kämpfen und Wandlungen. Geistreich und fesselnd geschrieben, verliert es sich nirgends in öde Schulweisheiten und Fachsimpeleien, auch nicht in die Niederungen, wo nur Namen und Daten wuchern, sondern hält sich an die schöpferischen Persönlichkeiten und Begabungen, die allein die Geschichte der Kunst tragen und fördern. Die Auswahl der Abbildungen, überall auf das Kennzeichnende eingestellt, zieht gern auch weniger bekannte Werke heran, wie der Verfasser sie, unabhängig von literarischen Vorgängern, auf seinen ausgedehnten Reisen als Erlebniszeugnisse und Belegstücke seiner Auffassung gesammelt hat.

Eine Einführung in das Wesen und die Werke der Romantischen Malerei Deutschlands, also der Schinkel, Ph. Otto Runge, Casp. Dav. Friedrich, der Nazarener, der Cornelius, Rethel, Schwind, Richter u. a., gibt Lothar Brieger in einem 275 Seiten starken Bande der Berliner Deutschen Buchgemeinschaft. Mit mannigfaltigen zeichnerischen Wiedergaben im Text und einem reichhaltigen Bilderanhang ausgestattet, wendet sie sich nicht an den kunstwissenschaftlich vorgebildeten, wohl aber an den kunstfreundlichen Leser, den sie in ein lebendiges Verhältnis zum Thema setzen will. Auch ihr ist die Kunst eng verbunden mit dem Boden der sozialen Entwicklungen und Schichtungen, in dem diese sät und erntet; auch sie nimmt den Weg zum Kunstwerk über die Persönlichkeit; auch sie sieht in der Kunstgeschichte in erster Linie eine Geschichte der Schaffenden, erst in zweiter eine der Formen.

An der Spitze aller deutschen Bücher über die Welt der italienischen Renaissance steht noch immer in einsamer Größe Jacob Burckhardts Monumentalwerk »Die Kultur der Renaissance in Italien«. An diesem nach Inhalt und Form klassischen Werke, das uns Deutschen unantastbar hätte sein müssen, ist in früheren Ausgaben durch fremde Zusätze und vermeintliche Besserungen arg gesündigt worden. Was konnten die einer solchen Persönlichkeitsschöpfung frommen? Jetzt ist bei Adolf Kröner in Leipzig die 15. Auflage als ein wortgetreuer Neudruck der Urausgabe von 1860 erschienen, gekleidet in ein festliches goldgepreßtes Rotleinengewand und geschmückt mit einem Geschmeide von Abbildungen, darunter auch Gravüren und Lithographien (geb. 26 M.). In die-

ser zugleich würdigen und innerlich neubelebten Gestalt wird das Werk (das keineswegs bloß Kunst-, sondern allgemeine Kulturgeschichte ist) sich auch bei der jungen Generation einen Ehrenplatz erobern.

Eigne Wege, schon in der Grundauffassung, geht Robert Saitschick in seinem vielgelesenen Buche »Menschen und Kunst der italienischen Renaissance«, von dem der C. H. Becksche Verlag in München kürzlich die 2., durchgesehene Auflage herausgebracht hat (in Ganzleinen geb. 20 M.). Befaßt sich Burckhardt in seinem Werke vornehmlich oder ausschließlich mit den konkreten Zuständen der Kultur, während ihn die Charaktere und die inneren Erfahrungen nur wenig reizen, so benutzt Saitschick die Übersicht über die Kulturzustände nur als Einfassung für die Schilderung der Menschen, um die Charaktere unbefangen aus ihrem angeborenen Kern zu verstehen und darzustellen. Gediegenheit und Ernst der Forschung verbinden sich hier mit einer unbestechlichen, jeder geistreichen Effekthascherei abholden Wahrhaftigkeit und Schlichtheit.

Unsre neuerwachte Italiensehnsucht, die Mussolinis drohende Gesten nur auf eine kurze Weile haben einschüchtern können, hat das Buch »Rom« von Julius R. Haarhaus auf den Plan gerufen (Leipzig, E. A. Seemann; geb. 18 M.): kein streng wissenschaftliches Werk wie Burckhardts Cicerone, aber auch kein in die Joppe zu steckender Baedeker, sondern mit seinen 600 dicht illustrierten Seiten ein Mittelding zwischen beiden, ein Führer für alle Romfahrer, ein Repetitor für alle Romkenner und Romliebhaber. Aus Geschichte, Kunst, Leben und Landschaft weiß der, wie bekannt, auch dichterisch begabte Verfasser das Lebendige zu ziehen, das, was durch die Jahrtausende hindurch zu uns spricht und Anspruch auf Unvergänglichkeit hat. Man fürchte keine Abirrungen auf spezialistische Seitenpfade; die Wege, die dieser Wanderer durch die Ewige Stadt und ihre Umgebung geht, sind die des Gebildeten, freilich nicht die des Globetrotters, der nur »dagewesen« sein will. Ein wenig Ernst und Entschlossenheit zur Vertiefung muß man schon mitbringen.

Die Fresken der Sixtinischen Kapelle und Raffaels Fresken in den Stanzen und den Loggien des Vatikans beschreibt und erklärt Ludw. Frh. von Pastor, der Geschichtschreiber der Päpste, in einem mit fünf Tafeln geschmückten Bande des Herderschen Verlages in Freiburg (in Leinen geb. 4 M.), oder vielmehr: hier ist mit geschickter Hand alles das zusammengestellt, was Pastor in seinem monumentalen Geschichtswerk an verschiedenen Stellen zerstreut über die genannten Werke gesagt hat. Auch in diesem Buche empfängt der Romfahrer ein höchst praktisches Vademekum.

In großen Zügen zeichnet Leopold Zahn das Leben und die künstlerische Bedeutung Raffaels von Urbino, und das Folioformat, das die Allgemeine Verlagsanstalt in München diesem Buche innerhalb ihrer »Großen Meister« gönnt, ermöglicht eine Wiedergabe der in Lichtdruck eingefügten 20 Zeichnungen, wie wir sie sonst nur in Mappenwerken zu finden gewohnt sind (geb. 8 M.). — Derselbe Verlag hat G. F. Hartlaubs aufsehenerregende Monographie »Giorgiones Geheimnis« herausgebracht (mit 9 Abbildungen im Text und 44 auf Tafeln; geb. 5 M.). Der Verfasser nennt diese Arbeit einen kunstgeschichtlichen Beitrag zur Mystik der Renaissance und gibt Auskunft über all die geheimen Gesellschaften, durch die im Italien des 15. und 16. Jahrhunderts die Künstlerschaft gestützt und gebunden war. Er vertritt die Ansicht, daß Giorgione, der Meister des »Konzerts«, des »Sturms« und der »Venus«, selbst einer solchen Körperschaft, einer Vorläuferin der heutigen Freimaurerlogen, angehört, und daß er aus deren Stoffkreis entscheidende Anregungen empfangen habe. Drum geht er den sinnbildlichen Attributen nach, die sich in den Werken Giorgiones finden, und kommt auf diesem Wege zu ganz neuen Auffassungen und Wertungen. Für Leser, die zum erstenmal an Giorgione herantreten, ist das Buch nicht geschaffen; die, schon mit Vorkenntnissen ausgerüstet, tiefer in ihn eindringen wollen, werden den geistvoll durchgeführten Gedankengängen vielerlei Anregung danken, zumal da der Künstler auch diesem kühnen Interpreten nicht etwa zum »Geheimniskrämer« wird, sondern Sinnenmensch und Maler bleibt.

In die »Meister der Graphik« des Verlages von Klinkhardt & Biermann in Leipzig ist jetzt auch Lucas van Leyden, der holländische Maler, Kupferstecher und Holzschnittzeichner des 16. Jahrhunderts, eingezogen (Bd. 13; mit 104 Abbildungen auf 82 Tafeln). Der ihm das Geleite gibt und die Honneurs macht, ist kein Geringerer als Prof. Dr. Max J. Friedländer, der Direktor des Berliner Kupferstichkabinetts, dessen Urteil, daß in dem Leydener Meister des Grabstichels eigentlich ein großer verhinderter Maler stecke, der »zu diesem Instrument als Kind griff wie Achill zum Schwert«, wohl schon vor diesem Buche bekannt war. Dieser Band wird den Sammlern und Kunstfreunden um so willkommener sein, als für Lucas bei der außerordentlichen Seltenheit guter Originaldrucke selbst große öffentliche Kupferstichkabinette versagen. Dabei bietet gerade er mit der langen Reihe gesicherter, datierter und datierbarer Kupferstiche ein deutliches, schier mustergültiges Bild der Formentwicklung. Dies alles hat Herausgeber und Verlag bewogen, bei

der Wiedergabe der Blätter so sorgsam wie möglich zu verfahren. Man soll von Reproduktionen nie sagen, daß sie »vollgültiger Ersatz« für Originale seien, das ist weder zu beanspruchen noch zu wünschen; hier aber gibt es Blätter, denen nur das Papier ein wenig zu gilben braucht, um sie wie Originale erscheinen zu lassen. Jedenfalls hat der nicht allzu verwöhnte Laie an ihnen den Genuß von Originalen.

Stiche machen Appetit auf Handzeichnungen; einmal ins Haus eines Künstlers geladen, möchten wir uns gern auch mit ihm zu Tisch setzen. Auch dafür gibt es Rat, wenn man's nicht allzu materiell nimmt. Der Manz-Verlag in Wien und Leipzig bringt billige Hefte mit glücklich ausgewählten und gut geätzten Handzeichnungen großer Meister auf den Markt, Rubens, Terborch und Holbein d. J. mit je acht, Dürer mit 24 Kupfertiefdrucken. Heinrich Leporini, Kustos der Wiener »Albertina«, gibt jedesmal eine leichtverständliche Einleitung dazu.

Malerei der Goethezeit, wie sich ein neuer Band der verdienstvollen »Marburger Kunstbücher für jedermann« nennt (Leipzig, Teubner; geh. 4 M.), ist zwar ein künstlicher Begriff, da die Werke von Tischbein, Hackert, Ferd. und Wilh. Kobell, Casp. Dav. Friedrich, Koch, Geßner, Füger, Carstens, Seekatz, Raph. Mengs, Oeser, Chodowiecki, Graf, Runge usw. alles andre als eine einheitliche Entwicklung und Epoche darstellen, aber wer sich Klarheit schaffen will über das, was an Malerei neben Goethe blühte, gewinnt aus diesen 60 großen Abbildungen und der historisch-kritischen Einleitung von K. Schauer einen guten Überblick.

Ludwig Richter und Goethe begegnen sich in einer kunsthistorischen Studie Dr. Fritz Breuckers, die ihren Buchschmuck aus 53 Abbildungen (meistens) Richterscher Goethe-Illustrationen gewinnt (Leipzig, B. G. Teubner; 3 M.). Der Verfasser ist kritisch genug, nicht etwa eine Parallele zwischen den beiden zu ziehen; er weiß, daß Richters trauliche Enge nur den idyllisch-behaglichen Seiten der Goethischen Unendlichkeit gewachsen ist. Aber er bringt viel Hübsches und Anregendes für das Thema zutage, wobei die Vergleiche mit andern Goethe-Illustratoren besonders erhellend wirken. Unleidlich ist nur die auch sonst um sich greifende Unart, die in den Text gestreuten Bilder nicht zu bezeichnen, sondern den Leser ihre Unterschriften im Anhang suchen zu lassen, als handle es sich um Rätsel und ihre Lösungen. Eine Spielerei, ebenso töricht wie die neuerliche Schulmeistermarotte, Gedichte in die Lesebücher ohne Dichternamen zu setzen, und keineswegs der Volkstümlichkeit zuträglich, wie man sich wohl einbilden mag.

Nur selten ist es dem Forscher heute vergönnt, in unsrer nach allen Richtungen durchspürten Kunstgeschichte eine künstlerische Persönlichkeit von Charakter und Wert zu entdecken, die in ihrem Leben, Wesen und Schaffen noch nicht genügend erhellt wäre. Um so erfreuter begrüßen wir die Veröffentlichung über den Maler Franz Horny, die Ernst Ludwig Schellenberg aus ihm anvertrauten Briefen und Lebenszeugnissen dieses frühvollendeten Deutsch-Römers (gest. 1824) aufgebaut hat (Berlin-Lichterfelde, Verlag für Kultur und Menschenkunde; mit 6 Bildnissen und 17 Zeichnungen von Horny in Lichtdruck). Horny, 1798 in Weimar geboren, also fünf Jahre älter als Richter, hat in Italien, zumal in Olevano, dem deutschen Malerparadies der zwanziger Jahre, eine ähnliche künstlerische Jugendentwicklung gehabt wie dieser, und auch darin gleicht er dem Dresdner, daß er über den landschaftlichen und künstlerischen Anregungen der Fremde die thüringische Heimat und die deutsche Redlichkeit, Beschaulichkeit und Gegenständlichkeit nicht verleugnete. »Höchst originell, eine großartige, strenge, ja herbe Auffassung und Behandlung liebend«: so charakterisiert Richter seine Kunst, und Erinnerungen seiner Freunde bestätigen uns, daß Horny eine stille, gütige und liebenswerte Persönlichkeit war, voll frommen Eifers und doch munteren Witzes. Rechtes Leben gewinnt diese Erscheinung freilich erst aus den Briefen, die Schellenberg aus Weimarer Privatbesitz der Öffentlichkeit übergibt. Wir empfangen hier aus den Jahren 1816 bis 1823 eine liebenswürdige Ergänzung zu Richters Lebenserinnerungen, die ihrer würdig ist und herzlich willkommen sein soll.

Nichts Intimeres an Kunstgenuß kann die Kunstgeschichte geben, als wenn sie uns in die Werkstatt des noch tastenden, erst werdenden Künstlers blicken läßt. Solche Freuden und Überraschungen bereitet uns der Band, in dem Dr. Hildegard Heyne, Assistentin des Leipziger Museums und Freundin des Klingerschen Hauses, aus Max Klingers Nachlaß Gedanken und Bilder aus der Werkstatt des werdenden Meisters ans Licht bringt und sachverständig erläutert (Leipzig, Koehler & Amelang; geb. 10 M.). Tagebuchblätter und Zeichnungen aus Klingers Jugend- und Entwicklungszeit sind hier zu einem einheitlichen Ganzen verflochten; aus Wort und Bild quillt das Leben noch heute so heiß und ursprünglich, wie es der junge Künstler mit dem flammenden Schopf und Bart einst gelebt hat. Über hundert (in weichem Offsetdruck wiedergegebene) Bilder, darunter über neunzig unveröffentlichte Zeichnungen, meist unmittelbar dem Erleben des Augenblicks entsprungen, begleiten die Entwicklung seines geistigen und künstlerischen Wesens.

Bei einem reifen, abgeklärten und lebens-

weisen Meister der Kunst kehren wir dank Hermine Maier-Heusers Büchlein »Vertraute Stunden mit Hans Thoma« ein (Zürich und Leipzig, Rotapfelverlag; mit 16 zum Teil noch unbekannten Bildern Thomas; geb. 5,20 M.). Hier erzählt eine feinsinnige Frau, die Hans Thoma und seiner ihn betreuenden Schwester Agathe in Freundschaft nahegestanden hat, von den stillen Alterstagen, da sie am Lehnstuhl des Meisters sitzen und Worten lauschen durfte, die ihre Gedanken um mancherlei Dinge spannen, irdische und ewige. Noch unter seinen Augen hat sie alles getreulich aufgeschrieben und für ihr früh geplantes Büchlein sogar ein Titelblatt von ihm gezeichnet bekommen. So hören wir plaudern von Thomas Künstler- und Menschentum, seiner Heimat und Familie, seiner Schwester, der immer Dienenden, von der Feier seines letzten Geburtstages, seinem Verhältnis zu den Kindern und endlich von seinem Tode. Zu dem vielen, was schon über Thoma gesagt worden, gesellt sich hier der Ton fraulicher Innigkeit und demütiger Nachempfindung, die nirgends das Ihre sucht, sondern den Widerglanz des alten Mannes, dem die Verfasserin Freundin sein durfte, getreu und unverfälscht weitergibt an uns, die wir ihn nur aus der Ferne lieben konnten.

Wir entfernen uns nicht allzu weit von Thomas Welt, wenn wir alsdann Leo Weismantels Buch über Rudolf Schiestl zur Hand nehmen (Berlin, Verlag des Bühnenvolksbundes; geb. 7,50 M.). Mag der Text das schlichte und innige Werk dieses kerndeutschen Malers und Zeichners mehr katholisierend umhüllen als durchhellen, die Bilder, die in so reicher, bunter Fülle ihr Licht ausstrahlen, vertreiben den Nebel der Worte bald und stempeln dies Buch zu einem Hort wahrhaft volkstümlicher Kunst.

Die Kunst des Bauens, so nahe sie uns allen in den Bedürfnissen des täglichen Lebens rückt, ist und bleibt wohl die, die sich dem Laien mit kennzeichnenden Schönheiten am schwersten erschließt. Aber in letzter Zeit sind diesen offenen und verborgenen Schönheiten Dolmetscher erstanden, die den Weg auch zu den Herzen der Laien gefunden haben. An erster Stelle, wenigstens für die noch besonders spröden Baudenkmäler Norddeutschlands, muß hier Prof. Hans Much genannt werden. Seine Sammlung »Hansische Welt« (Braunschweig, Westermann) läßt es sich auch im neuesten Band angelegen sein, für ein bisher vernachlässigtes Gebiet der norddeutschen Baukunst Verständnis und Liebe zu erwecken, und zwar sind es die Norddeutschen Feldsteinkirchen, die hier (mit Hilfe von fast hundert Abbildungen) von dem Hamburger Dr. Heinrich Ehl in ihren Formen, aber auch in ihren geistesgeschichtlichen Zusammenhängen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Voraussetzungen gewürdigt werden (Bd. 6, in Ganzleinen geb. 10 M.). Während der deutschen Kolonisation des Ostens hauptsächlich vom 12. bis 14. Jahrhundert entstanden, offenbaren uns diese Feldsteinkirchen in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg und den preußischen Ostprovinzen die ungeheure Kulturkraft, die in der großen Zeit der Germanisierung und Christianisierung ihren friedlichen Eroberungszug von Westen nach Osten nahm.

In zweiter, erweiterter und mit 158 vorzüglichen Abbildungen ausgestatteter Auflage sind bei Appelhans & Ko. in Braunschweig »Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig«, bearbeitet von Paul Jon. Meier und Karl Steinacker, erschienen (geh. 7 M.), nachdem die vor zwanzig Jahren ausgegebene erste Auflage längst vergriffen war. Das Werk, hauptsächlich für Gelehrte, Architekten und Kunstfreunde bestimmt, befleißigt sich zwar auch jetzt noch einer gedrängten Kürze, umfaßt aber alle bodenständigen Bau- und Kunstdenkmäler und vermittelt sie selbst in den kleinen Abbildungen in einer Klarheit und Anschaulichkeit, die uns auch an Einzelheiten selten etwas Wesentliches schuldig bleibt.

Ein Land in Europa gibt es, noch dazu ein uns stammverwandtes, wo Baufragen Fragen der Allgemeinheit sind, die den lebhaftesten öffentlichen Anteil erregen. Das ist Holland. Kein Wunder, daß auch die holländischen Baukünstler sich den beiden Hauptprinzipien holländischen Bauens, der strengen Sachlichkeit und der genußvollen Lebensfreude, stark verantwortlich fühlen und ihr Schaffen in engster Verbindung mit dem Volke zu halten suchen. Vielleicht hängt das auch damit zusammen, daß die neuere holländische Baukunst sich auf eine so hohe Stufe geschwungen hat, ohne je ihren heimatlichen Boden zu verlassen. Wer sich über die Neuere holländische Baukunst und ihre Schöpfer näher unterrichten will, findet Belehrung und Anschauung genug in dem mit 32 Abbildungen illustrierten Büchlein von Emil Eman. Strasser, das im Führer-Verlag in M.-Gladbach erschienen ist (geb. 4 M.).

Eine praktische Anleitung zum Bauen und Sicheinrichten wird dem baulustigen Laien in einem volkstümlich gehaltenen neuen Buche von Prof. Dr. Paul Schultze-Naumburg zuteil. »Das bürgerliche Haus« nennt sich dieses mit 140 Abbildungen ausgestattete Buch (Frankfurt a. M., H. Bechhold; karton. 5 M.), und schon dieser Titel sagt, daß es hauptsächlich für mittlere und bescheidenere Verhältnisse gedacht ist. Natürlich läßt sich von einem bauschöpferischen Manne wie Sch.-N. keine völlige Neutralität erwarten, aber mit uns werden viele

andre dankbar dafür sein, daß hier nicht den kalten, berechnet eckigen Formen des sogenannten Bauhausstiles das Wort geredet, sondern auf eine reizvolle Gemütlichkeit und behagliche Wohnlichkeit, wenn auch mit allen technischen Fortschritten der Neuzeit, hingelenkt wird. Neben den Darlegungen über Planung und Form des Hauses bietet sich hier auch eine gedrängte Übersicht über die Baustoffe und die Inneneinrichtung.

Damit stehen wir an der Schwelle des Kunstgewerbes. In der Sammlung Göschen (Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Ko.) erscheint in einer Reihe von illustrierten Einzelbändchen die Geschichte des Kunstgewerbes von Prof. Dr. Georg Lehnert (Bd. 3: Das Kunstgewerbe der gotischen Zeit), die als erste Orientierung warm empfohlen werden kann, so winzig auch die Abbildungen sind und so wenig man bei dieser gedrängten Kürze (112 Seiten in Kleinoktav mit 32 Bildertäflein) über Einzelheiten erwarten darf. Besonders anerkennenswert, daß das Kunstgewerbe immer auf dem Hintergrunde der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnisse dargestellt wird.

Auf dem Grenzrain zwischen Kunstgewerbe, Kunstgeschichte und Sittengeschichte bewegt sich die Mode, die ihren Einfluß nicht bloß auf die Hüte und Röcke ausübt, sondern auch auf das, was daruntersteckt. Das hat von Anfang an, seit seinem ersten vor zwanzig Jahren erschienenen Modebüchlein, auch ihr Geschichtschreiber Max von Boehn gewußt, und so waren schon seine Schilderungen aus dem 19., 18., 17. und 16. Jahrhundert — denn er nahm, von einer wachsenden Teilnahme der Leserschaft getragen, seinen Weg rückwärts — zugleich Beiträge zur Kultur-, Gesellschafts- und Sittengeschichte. Jetzt beschließt und krönt er die Arbeit eines Vierteljahrhunderts mit einem Bändchen »Die Mode im Mittelalter«, genau bezeichnet: Menschen und Moden im Mittelalter vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance (München, F. Bruckmann; geb. 8 M.), und hier hält sein konsequent verfolgtes Verfahren, die Entwicklung der Mode an den gleichzeitigen Kunstdenkmälern darzustellen, für Wort und Bild besonders reiche Ernte. 227 Abbildungen und 24 farbige Tafeln, mit ebenso viel Feinheit ausgewählt wie gedruckt, begleiten den Text. Wer nach einem anmutigen und eleganten Geschenkbuch für Damen sucht, kann vor diesen acht Bänden, deren jeder einzeln zu haben ist, nicht in Verlegenheit geraten. F. D.

See und Weltverkehr

»Die See ist die Hochstraße des Erdballs. Die See ist der Paradeplatz der Nationen. Die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde und die Wiege ihrer Freiheit.« Diese Worte Friedrich Lists leiten ein Prachtwerk ein, das uns 53 Gemälde deutscher Maler von der Nord- und Ostsee und ihren Küsten in großen originalgetreuen Farbendrucken zeigt und mit diesen Darstellungen fast alle Schönheiten und Stimmungen des deutschen Meeres zu ergreifen weiß: seine Größe und seine Lieblichkeit, seine friedliche Verträumtheit und seine schaurige Wildheit. Von Andreas Achenbach und Hans von Bartels bis auf Schnars-Alquist, Hans Hartig und Wilhelm Tiedjen sind in diesem von Felix Graf von Luckner marinehistorisch, Dettmar Heinr. Sametzki wirtschaftsgeschichtlich und Maxim. Karl Rohe kunstkritisch eingeleiteten Großquartband »Die See« (Verlag von Hoursch & Bechstedt in Köln; geb. 26 M.) fast alle unsre namhaften See- und Marinemaler mit Proben ihrer Kunst vertreten, und die Wiedergabe der Gemälde wie die sonstige Ausstattung des goldgepreßten Blauleinenbandes gibt ihm das Gepräge eines gediegenen und geschmackvollen Prachtwerkes.

Georg Westermann in Braunschweig, Hamburg und Berlin bringt die 17. Auflage von Westermanns Weltatlas heraus, bearbeitet unter Mithilfe sachkundiger Geographen, Historiker und Wirtschaftsgelehrten von Adolf Liebers, ausgeführt in der Geographischen Anstalt von Georg Westermann in Braunschweig. Hier werden auf 137 Haupt- und 118 Nebenkarten mit danebenstehenden textlichen und statistischen Erläuterungen alle Teile, alle Gebiete der Welt dargestellt, nicht im schulmäßig zerlegenden Verfahren, sondern als lebendige Glieder eines großen weltwirtschaftlich verbundenen Gesamtorganismus. Weltgeschichte, Weltgeographie, Weltwirtschaft: sie vereinigen sich hier, um einen neuen Typus des vor unsrer neuen Zeit stumpf gewordenen Begriffes »Atlas« zu schaffen, eine friedliche Waffe für die Hand des Kaufmanns, des Unternehmers, des Kulturpioniers, einen stets bereiten, nie versagenden Berater und Wegweiser für unsre wieder mutig und tapfer emporstrebende Weltgeltung.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Walter Krieg in Berlin.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

die ihren Einfluß nicht bloß auf
Röcke ausübt, sondern auch auf
unterſteckt. Das hat von Anfang
n erſten vor zwanzig Jahren er-
odebüchlein, auch ihr Geſchicht-
r von Boehn gewußt, und ſo
eine Schilderungen aus dem 19.
6. Jahrhundert — denn er nahm
ſenden Teilnahme der Leſerſchaft
n Weg rückwärts — zugleich Bei-
tur-, Geſellſchafts- und Sitten-
t beſchließt und krönt er die Ar-
teljahrhunderts mit einem Bänd-
ode im Mittelalter«, genau
nſchen und Moden im Mittelalter
der alten Welt bis zur Renaiſ-
, F. Bruckmann; geb. 8 M.), und
konſequent verfolgtes Verfahren,
der Mode an den gleichzeitigen
n darzuſtellen, für Wort und
reiche Ernte. 227 Abbildungen
Tafeln, mit ebenſo viel Feinheit
gedruckt, begleiten den Text.
n anmutigen und eleganten Ge-
Damen ſucht, kann vor dieſen acht
jeder einzeln zu haben iſt, nicht
geraten. F. D.

das Gepräge eines gediegenen
llen Prachtwerkes.
rmann in Braunſchweig, Ham-
n bringt die 17. Auflage von
s Weltatlas heraus, be-
ithilfe ſachkundiger Geographen
Wirtſchaftsgelehrten von Adolf
geführt in der Geographiſchen
g Weſtermann in Braunſchweig
f 137 Haupt- und 118 Neben-
enſtehenden textlichen und ſta-
rungen alle Teile, alle Gebiete
tellt, nicht im ſchulmäßig ge-
en, ſondern als lebendige Glie-
weltwirtſchaftlich verbundenen
s. Weltgeſchichte, Weltgeo-
tſchaft: ſie vereinigen ſich hier.
Typus des vor unſrer neuen
rbenen Begriffes »Atlas« zu
liche Waffe für die Hand des
Unternehmers, des Kultur-
ets bereiten, nie verſagenden
weiſer für unſre wieder mutig
ſtrebende Weltgeltung.

u. — In Öſterreich für Herausgabe
g und Zeitungsbureau Hermann
wortlich: Walter Krieg in Berlin.
boten. — Alle Rechte vorbehalten.
Berlin W 10, Dörnbergſtraße 5.
Poſtgeld dafür beiliegt.



Hermann G. Kricheldorf: Fruchtstück

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 846 Febr. 1927

Komm mit, Kamerad!

Roman von Rudolf Haas

II

Fünf Tage später traf Doktor Lorinser mit seinem liebsten Freunde in Mallnitz zusammen. Hubert Pirker hatte ihn ungern ziehen lassen, auch die jungen Leute und gar erst die Kinder waren aufrichtig betrübt und hatten sich, widerstrebend genug, erst dreingefunden, als er versprach, sie im Herbst ganz bestimmt wieder aufzusuchen. Und nur Peter Koren empfand diese Lösung als gar nicht so unangenehm.

»Erich,« sagte er, »du wirst wohl nichts dagegen haben, wenn ich lieber hierbleiben möchte. Hier habe ich mich halbwegs hineingefunden und einige Sicherheit gewonnen, hier kann ich auch die ganzen Erntearbeiten mitmachen, und anderswo müßte ich mich erst eingewöhnen, davor graut mir. Und außerdem hat Herr Pirker einmal erwähnt, daß möglicherweise in den Ferien eine Hofmeisterstelle frei wird, auf einem Landgut in der Umgebung. Das möchte ich doch abwarten. Wird nichts draus, so kann ich mit dir weiterwandern, wenn du im Herbst zurückkommst.«

Doktor Erich Lorinser hatte nichts dagegen.

Mußte denn jedesmal der Regen niederrieseln und der Sturm die Wipfel peitschen, wenn er mit Heimo Rainer zusammentraf? Dunkelgraue Wolken hüllten die Berge ein. Nebelfetzen hingen in den zottigen Wäldern, darin der Wind mit plumpen Pranken wühlte, kalt war es, unfreundlich und naß allenthalben. Gleich würde es anfangen zu schneien in dem fast zwölfhundert Meter hoch gelegenen Alpental, das die vergletscherten Bergriesen der Tauern gegen Norden mit Zyklopenmauern von der Welt abriegelten. Trotzdem erst früher Nachmittag war, herrschte ein düsteres Halbdunkel, einsam lag der Bahnsteig, nur selten zeigte sich ein Angestellter, der fröstelnd und verdrossen hinter irgendeiner Dienstverrichtung herlief. Lorinser stand und wartete.

Weiß umdampft fuhr der Schnellzug von Salzburg aus dem langen Tunnel und in den Bahnhof ein. Flink und schussig, wie das so seine Art war, sprang Heimo Rainer, der Rechtsgelehrter werden wollte und für Paragraphen und Gesetze wenig Verständnis aufbringen konnte, aus dem Wagen, ganz der alte, mit dem schwarzen Haarschopf und der geraden Stirn, hinter der soviel Glut und Flammen lohten. Er war etwas jünger als Lorinser, mittelgroß, feingliedrig und unglaublich zäh. Die blaue Fahrtenbluse kleidete ihn gut. Überlebensgroß wölbte sich der unförmliche Segeltuchrucksack auf seinem Rücken.

»Grüß' dich Gott, Mensch!« und »Heil dir, mein herzlicher Gesell!« und ein griffiger Händedruck: nach dieser herb männlichen Begrüßung schritten die Freunde durch die enge Vorhalle des kleinen Bahnhofs zum Ausgang. Unter der Tür blieben sie stehen und blickten in den Regen hinaus.

»Was tun wir bei dem Sauwetter?« fragte Lorinser.

»Bist du unter die Spießer gegangen?« erwiderte Heimo Rainer. »Sauwetter sagst du? Ist das die unbedingte Verbundenheit mit der

Natur, die Ursprünglichkeit des Erlebens, das unmittelbare Trinken aus den Quellen des Seins? Geht das nur bei Sonnenschein und Blaublümelein, und nicht auch bei Sturm und Rieselregen? Wasser macht sauber. Komm, komm, Freund, laß brausen und abwaschen! Vierzehn Stunden bin ich im Zug gesessen —, jetzt renn' ich, bis die unsichtbare Sonne sinkt! Nach so vielen Segnungen der Zivilisation habe ich das dringende Bedürfnis, wieder Mensch zu werden!«

»No schön!« brummte Lorinser. »Urtriebe wollen befriedigt sein. Gehen wir also los! — Das kann wieder einmal nett werden!«

Sie hingen sich die Lodenmäntel um und traten auf die Straße hinaus. Die war vollständig lebensleer.

Hui! sagte der Tauernwind, von den wolkenverhängten Höhen niedersauchend, und fuhr ihnen mit der Tatze ungefüg in die hutlosen Schöpfe.

Plitsch! machte der Regen auf ihren harten Schädeln, platsch! spritzte das Pfützenwasser unter ihren Nagelschuhen.

»Ein Unbekannter nur, von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht, schritt dieser Bahre nach, der Menschheit Genius war's!« zitierte Heimo Rainer mit einer halbkreisförmigen Gebärde des wagrecht gestreckten Armes, als ihn der Sturm am Wettermantel zerrte, und fuhr sogleich mit erschütterndem Brustton fort: »Jetzt kommt Goethe dran:

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegen singen,
Wie die Lerche,
Du da droben!«

Sag', Erich, sollen wir nicht eins singen? Etwa den Gesang der Geister über den Wassern? Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind! — Nimm das Saitenspiel aus der schützenden Hülle!«

»Mensch, hör' schon auf!« lachte Lorinser, sich mit dem flatternden Mantel herumraufend und gleichzeitig vergeblich bemüht, den Fransenvorhang der langen Haare von den Augen wegzubringen. »Du bist wirklich immer noch das gleiche verrückte Huhn! Wenn du schon Goethe beschwören willst, so sag' wenigstens: Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg! Und das dürfte in der augenblicklichen Lage für uns zwei ausgewachsene Eselsblendlinge am zutreffendsten sein!«

»O, da weiß ich dir schon noch Trefflicheres!« rief Heimo, den Sturm im Genick. »Zum Beispiel: Wo fass' ich dich, unendliche Natur? Euch Brüste wo? — Das war noch Goethe. Aber jetzt kommt Heimo Rainer! Pass' auf: Schau' um dich! Spürst du, fühlst du, erkennst du jetzt die heiligen Quellen? Des Lebens Überfluß und -fülle? Wie das quillt und schwillt, rinnt und rieselt, klatscht und platscht! Trinke! Trink dich satt! — Pascholl! Zieh Leine! Basta! Punktum! Schluß mit Jubel, Plautz und Schall! — Stürm' empor die Himmelsleiter, häng' — dich an den Sternen auf!«

Eine unbändige und uferlose, wilde, freudige Daseinskraft klang in den Worten, schwang im ganzen Wesen des wetterharten Gesellen, der, unbekümmert um Nässe und Kälte, den Fußweg entlang stampfte, nicht nur in dem Bestreben, die von vielstündiger Bahnfahrt steifen Glieder wieder geschmeidig zu machen, sondern weil er auch, daheim auf der Universität in Böhmen, luft- und berghungrig geworden, sich so rasch und gründlich als möglich sättigen und austoben wollte.

Sie schritten jetzt an vielen winzigen, steingrauen Bauernmühlen vorüber durch eine Schlucht. Der vom Regen angeschwollene schmutzigbraune Gebirgsbach durchdröhnte sie mit lautem Gebrause, um dann mächtigen Schwalles über eine Felswand hinabzudonnern. Brüllen und Tosen erfüllte den Graben, der Wind orgelte dazu und peitschte die Regentropfen von den Wipfeln, vom stürzenden Wildbach herüber flogen weiße Gischtfetzen und die Nebelschwaden des zersprühenden Wasserstaubes.

»Gern möchte ich wissen, Heimo, was du eigentlich versäumst, weil du es gar so eilig hast? Hätten wir nicht im Dorf bis morgen warten können?« fragte Lorinser.

»Mich selbst versäume ich durch zweckloses Warten,« antwortete der Gefährte. »Und tausend Möglichkeiten des Erlebens und das Leben selbst. Und die prachtvolle Eindringlichkeit, mit der uns hier der Kreislauf und die Wirkungen des Wassers vor Augen geführt werden — ist die nicht für sich allein schon unbezahlbar? Wasser findet sich im flüssigen und starren Zustand allgemein verbreitet in der Natur, gasförmig in der Atmosphäre, chemisch gebunden auch in vielen Mineralien und schließlich als Hauptbestandteil im Pflanzen- und Tierkörper ...«

»Und wie es scheint, heute besonders reichlich in deinem Gehirn,« unterbrach ihn der Freund.

»Hier draußen ist mehr,« erwiderte Heimo gelassen. »Sogar dieser angeblich wasserdichte Mantel kann solcher Fülle nicht standhalten. Aber warum soll deswegen die Bluse naß werden? Warte!«

»Du versäumst dich selbst durch zweckloses Warten!« gab ihm Lorinser den Ausspruch von früher zurück.

»Nein, mein Lieber, denn dies ist kein tatenloses Abwarten eines naturgewollten Zustandes, sondern die Verbesserung eines solchen.«

entgegnete milde der Freund. Er hatte sich in eine der Hausmühlen zurückgezogen, die von ihrem Besitzer dem Verfall überlassen war. Das einfache Getriebe befand sich zwar noch darin, aber eine Tür fehlte, und das morsche Dach hielt den Regen nur notdürftig ab.

Rainer hing den tropfenden Wetterkragen an einen Sparren, zog Bluse und Hemd aus und steckte beides in den Rucksack. »Das eigne Fell ist die beste Regenhaut,« sprach er.

»Manchmal hast du doch einen vernünftigen Einfall,« sagte Lorinser und folgte dem Beispiel. Ein Krieger aus braunem Erz stand er ragend neben dem kleineren Freund, dessen Haut noch den mattweißen Ton der Stubenfarbe trug, aber die prachtvoll spielenden Muskeln der Oberarme und Schulterblätter waren von gediegener Kernigkeit.

Die Rucksäcke durch die Mäntel geschützt, marschierten sie mit nacktem Oberkörper frischweg weiter. Der abgehärtete Erich machte sich im Grunde genommen aus den Wetterunbilden auch nichts, er hatte nur den Freund etwas aufreizen wollen, um sich wieder einmal nach langer Zeit an den wunderlichen Bocksprüngen dieses eigenartigen Geistes zu ergötzen. Heimo Rainer aber behielt seine wild glühende Freudigkeit bei. In einem triebhaften Urgefühl überantwortete er sich der fesselfrei entfalteten Natur, wie ein Rausch überkam es ihn, mit offenem Mund trank er gierig die lang entbehrte starke, kühle Bergluft in seine Lungen. Er sang in zusammenhanglosen Lauten mit Ha! und Ho! und Rulla, rulla, rullala! dem brüllenden Wasser, dem keuchenden Wind entgegen, und als der Bach noch einmal über eine Felsstufe stürzte, wobei oben durch einen Block ein dünner Strahl vom Hauptschwall abgetrennt wurde, da warf der Kraftgeselle Mantel und Schnerfer weg und hielt den Kopf unter das starke Sturzbad, daß auf seinem Nacken der Strahl prasselnd nach allen Seiten zerspritzte. Pudelnaß sprang er zurück, schüttelte sich und lachte und lachte.

»Wer doch ganz eins werden könnte mit diesen Grundstoffen und Urkräften! In mich hineinessen möchte ich sie, wie Hausbrot, und ihre Stärke in allen Gliedern spüren!«

Nun war es an Erich, mit heiterer Gelassenheit zu erklären: »Vorläufig nimmst du sie flüssig auf, sozusagen als Muttermilch. Möge sie dir aus dem kindlichen Entwicklungszustand heraushelfen!«

»Da ist das Bächlein gekommen und hat's Büblein mitgenommen. Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt und hat gesagt: So gefällt's mir jetzt! Meinst du es so? — Nun, lieber Erich, das Büblein zappelt noch, und ich bin froh, daß es zappelt! Nein, nein, Kumpan, du wirst mich nicht von meinem Ast herunterheben oder von meinem Steckenpferd! Und den Ernst will ich erst auf Neujahr lernen! Lies das bei Rückert nach und laß mich nicht tiefsinnig werden:

Und nur die Sternenschrift im Dunkeln kannst du lesen:
Du warest, eh' du warst, und bleibst, wann du gewesen —,

vornehmlich, wenn du dich — du weißt ja ...«

»Jawohl,« lachte Lorinser. »Häng' dich an den Sternen auf! Frei nach Nietzsche und dein Lieblingswunsch für alle möglichen Zeitgenossen!«

»Aber nicht für die unmöglichen, die Mucker und Heuchler, Kaffer, Seifensieder und Plattköpfe! Die haben an oder bei den Sternen nichts zu suchen,« erwiderte Heimo Rainer, und dann sangen sie alle beide im Weitermarschieren:

»Trommler, laß dein Kalbfell klingen,
Und, Trompeter, blas' darein,
Daß sie aus den Betten springen,
Mordio, Michel, mordio! schrei'n.
Tuut und trumm, tuut und trumm,
Zipfelmützen ringsherum!«

Sie waren bereits fünfhundert Meter abwärts gestiegen und erreichten am Ausgang des Grabens mit der Talsohle zugleich die Landstraße, die durchs Mölltal führte. Diese entlang wanderten sie flußauf. Es war jetzt, da sie die Wolken über sich gelassen hatten, nicht mehr so kalt, die Welt war lichter, und der Regen schien schwächer zu werden. Die Häupter der Berge freilich staken noch tief in schwärzlichen Nebelballen. Auf der breiten Straße konnten sie nun bequem nebeneinander gehen und fanden so Gelegenheit, sich ihre Erlebnisse während des letzten Jahres zu erzählen, wobei Lorinser viel von seiner Balkanfahrt berichten mußte und Heimo in seiner eigenwüchsigen Art, vom Hundertsten ins Tausendste geratend, für die richtige Würze sorgte, so daß sie gar nicht mehr auf das Wetter achteten und in ihren triefenden Hüllen durch die Nässe stapften, als wandelten sie im schönsten Sonnenschein.

Es war schon dämmerig, als sie daran dachten, sich um ein Nachtquartier zu kümmern. Im ersten Gehöft, wo sie's versuchten, hatten sie wenig Glück. Ein bejahrtes Frauenzimmer belebte allein die Stube und rief, als sie die beiden Wanderer unter der Tür erblickte: »Mariandjosef, schaut, daß ihr weiterkommt! Ihr macht mir ja alles dreckig. Und halbert nackend sind sie auch, die Lackel!«

Daraufhin verließen sie, ohne sich auf Verhandlungen einzulassen, die ungastliche Stätte. Im nächsten Hof erging es ihnen nicht besser, doch im dritten wurden sie wohl aufgenommen. Dort wirtschaftete eine rundliche Bäuerin, weißblond und noch jung, im Vorhaus mit den Milchkannen herum. Auch sie rief: »Mariandjosef!«,

aber nicht bös, sondern mitleidig und schlug die Hände zusammen. »Ja, wie schaut ihr denn aus? Durch und durch naß, daß man euch auswinden könnt'! Hurtig, hurtig! Kommt in die Kuchel zum Herd, daß ihr ein bissel trocken werdet!«

Mit diesen Worten öffnete sie die Tür zur Küche, wo auf einem Steinwürfel ein offenes Holzfeuer brannte. Obwohl der Feuerhut darüber, aus Stroh geflochten und dick mit Lehm verkleidet, zum Ableiten des Rauches dienen sollte, war der schwarz verrußte niedrige Raum mit beizendem Qualm angefüllt. »Na, so naß! Aber so patschnaß!« sagte die Bäuerin immer wieder, während sie den jungen Leuten behilflich war, die tropfenden Mäntel oben über die Herdstange zu hängen. »Und einen Fetzen zum Abtrocknen werd' ich auch gleich bringen!«

»Um des Herd's gesellige Flamme!« sagte Heimo, setzte sich ganz nah ans Feuer und zog nun auch die Nagelschuhe aus. »Aber warum weinst du, Erich? Rührt dich das gute Herz der wackern Hausfrau, oder jammert dich deines Fleisches, das hier am lebendigen Leib geselcht werden soll?«

Lorinser hatte tatsächlich Tränen an den geröteten Lidern, denn der Rauch biß kräftig in die Augen. Und er sprach: »Über dich, Heimo, weine ich und über meine Dummheit, dir gefolgt zu sein! — O vergelt's Gott tausendmal. Bäuerin! Das ist aber schon mehr, als man von der christlichen Nächstenliebe verlangen kann!« fuhr er fort, als die muntere Frau daranging, ihm mit einem herbeigeholten Handtuch den Rücken trockenzureiben.

»Und halbert nackend sind sie auch, die Lackel!« lachte Heimo in Erinnerung an die erlittene Abweisung.

Allmählich kamen sie wieder in leibliche Verfassung, zumal da das Feuer, durch einige Scheiter genährt, eine tüchtige Hitze abgab, freilich aber auch vermehrten Rauch, der in blauen Schwaden zu der geöffneten Flurtür hinauszog. Unter dieser Tür hatte sich ein Völkchen Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren aufgestellt, drei Mädchen mit strohhellen Rattenschwänzchen und zwei Buben mit Blasengelbacken; sie stießen einander, tuschelten und blickten voller Neugier auf die beiden Freunde vor dem rotglühenden Feuer. Die Lampe brannte noch nicht, der unruhige Flammenschein huschte lautlos über die verräucherten Wände, in den Ecken stand die Dunkelheit schwarz und geheimnisvoll.

»Habt ihr kein Hauszwergl hier bei euch?« fragte Heimo.

Die kleineren sperrten Schnäbel und Augen noch weiter auf, die größeren schüttelten die Köpfe. »Zwergl gibt's keine!« erklärte der Dreisteste.

»Oho, du Siebengescheit, woher weißt du denn das?« antwortete der Student. »Schau' hin! Siehst es nicht? Dort hinten, mit dem spitzen Hütl!« Er zeigte in eine finstere Nische, in der sich etwas Undeutliches regte.

»Das ist ja unser Gockelhahn! Und die Hennen sind auch dabei, in der Steige drin, tun schlafen!« antwortete der Bub.

»So?« meinte Rainer. »Na, dann hab' ich mich eben geirrt! Aber kannst mir sagen, du, — wie heißt du denn?«

»Hartl heiß' ich!«

»Also, Hartl, kannst mir sagen, was das ist: Eine schwarze Henne auf einem roten Nest?«

»Das weiß ich nicht!« sprach der Hartl und schob sich zutraulich näher; die Geschwister hinter ihm drein, die zwei Jüngsten verzagt an den Händen sich haltend.

»Mußt ein bissel nachdenken, Hartl! Mach' die Augen auf! Erblickst es ja eh' in der Küche dahier!«

»Wohl, wohl, eine schwarze Henne ist schon dahier, aber ein rotes Nest hat sie nicht, kei ein Sprießel!« So der Junge.

Heimo wies auf den Herd. »Siehst wirklich nicht gut, Hartele! Guck', das Feuer ist wohl ein rotes Nest, und der Kessel darauf ist die schwarze Henn'.«

»Ui, lustig!« rief der Bub. »Sag' noch was!«

»Also paß' auf! Vorn wie ein Riffelkamm, hinten wie eine Sichel, in der Mitte wie ein Eimerfaß: was ist das?«

Der Hartl beutelte den Kopf, aber seine ältere Schwester klatschte in die Hände. »Hau! Das ist der Hahn!«

»Bist ein gescheites Dirndl!« lobte Rainer. »Wie heißt denn du?«

»Miezel heiß' ich!« verkündete sie stolz.

Lorinser zog die Kleinste an sein Knie. »Und du bist bist wohl das Lieberle?«

Das Maidlein hielt den Kopf gesenkt und den Finger im Mund, tat sehr schämig und sprach kein Wort.

»Es ist unsre Jüngste, die Resi,« sprach die Bäuerin, »und sonst ein recht mundsames Dirndl. Und ihr seid zwei recht kommode Herren, aber tut euch mit den Kindern nicht zu viel abgeben, sonst sind sie gleich wie die Narren!«

»Frag' noch was!« sprach der Hartl zum Heimo.

So war also die Freundschaft angebahnt und wurde weiterhin sehr befestigt, namentlich als sich die Gäste in ihrem Kochkessel einen Milchreis bereiteten, den sie mit Kakao und Zucker versetzten; und da ihnen die Hausfrau auch ein Stück Butter zum Schmalzen überließ, wurde es ein Gericht, von dem die Kinder zu kosten nicht aufhören wollten, trotzdem die Mutter fortwährend ermahnte, nicht unbescheiden zu sein und den kommoden Herren nicht alles wegzuessen. Doch als sie selbst einen Löffel versucht hatte, war sie von solcher Kochkunst ganz begei-

stert und ließ schließlich die Sprößlinge gewähren, indes sie die Freunde mit Hauswürsten bewirtete.

Dies geschah bereits in der großen Stube, wo auch der Bauer mit dem Gesinde beim Abendessen saß und von den Gästen wissen wollte, wie es noch werden würde auf der Welt und ob nicht bald bessere Zeiten kämen. Denn er saß abseits der Bahn in einsamer Abgeschiedenheit und war froh, wenn er, was selten genug geschah, mit andern als seinesgleichen sprechen konnte. Aber obwohl die beiden weit gereist waren, vermochten sie auf seine Frage keine zuverlässige Antwort zu geben, da eine solche im Schoße der Zukunft noch ganz andern Leuten und allen Staatsmännern verborgen war. Doch kam immerhin über mancherlei Möglichkeiten, wie es recht anzupacken wäre, und über die Politik ein anregendes Gespräch zustande, in dessen Verlauf es sich herausstellte, daß der Bauer im Kriege mancherlei erlebt und zwei Jahre als Gefangener irgendwo hinter Florenz verbracht hatte: es sei ja auch ein Land, aber staubig und heiß, und die richtigen Wiesen fehlten und die Almen und die Berge, und nur den Wein lasse er gelten; den habe er reichlich bekommen, denn er habe bei einem Gutsbesitzer als Knecht gearbeitet, und es sei ihm nicht schlecht gegangen; dennoch habe er sich vor Heimweh kaum zu helfen gewußt und wolle die Zeit kein zweites Mal erleben. »Eher noch den Schützengraben und den Sturmangriff!« fügte er in altererbter Rauflust hinzu.

»Und doch wird's gut sein,« meinte Lorinser, »wenn Ihre Buben, der Hartl und der Lois, recht weit in der Welt herumkommen. Man sieht Neues und Gutes, das man hinterher zu Hause verwerten kann.«

»Das mag sein,« erwiderte der Bauer, »aber daheim ist daheim!«

Als der Hartl seinen Namen hörte, schob er sich wieder an Heimo heran. »Sag' noch was!«

»Hartl, gib Ruh', sonst marschierst gleich ins Bett!« tadelte die Mutter.

»Aber nein,« sagte Heimo Rainer. »Der Hartl ist mein Freund, und ich erzähl' ihm gern noch was!« Die Kinder drängten heran, und er begann: »Also, wie ich noch ein kleiner Junge war, bin ich einmal auf Bauers Kirschbaum gekrochen; und wie der Bauer gesehen hat, daß ich auf seinem Apfelbaum sitze ...«

»Auf seinem Kirschbaum!« unterbrach das aufmerksame Miezele.

Heimo tat, als hörte er nicht. »Auf seinem Apfelbaum sitze, da hat er mich von der Fichte runtergejagt ...«

»Aber vom Kirschbaum doch!« jammerte das Miezele ganz verzweifelt.

Heimo kümmerte sich nicht darum. »Und von der Fichte bin ich schnell in Nachbars Stoppelfeld gesprungen, und in dem Stoppelfeld sind große Erbsenschoten gestanden, und die Zwetschken darin haben gut geschmeckt, und ich hab' mir alle Taschen mit den guten Nüssen vollgestopft, und da ist der Haushahn in Holzpantoffeln gekommen übers Dach gekraxelt, und da war ich armes kleines Mädel ganz verhext und verbaxelt!«

»Jetzt will der kleine Junge gar noch ein Mädel gewesen sein! Das ist ja alles Lüge!« rief das Miezel, indes der Hartl sachverständig feststellte: »Mit den Holzpantoffeln hat der Hahn gar nicht kraxeln können!« Aber am nächsten Tag erzählten sie das Lügenmärchen doch ihren Schulkameraden.

Unten am Tisch saß eine Magd, bejahrt und mürrisch, mit einem nicht unbedeutenden Kropf; die schüttelte mit einem himmelnden Blick zum Heilandkreuz in der Ecke den Kopf und sagte in strafendem Ton: »Kindern soll man keine solche Dummheiten erzählen, weil sie sich sonst das Lügen leicht selber angewöhnen, was eine Sünde ist vor unserm Herrgott, der uns davor gnädig bewahren möge, jetzt und in der Stunde unsers Absterbens. Amen!«

Heimo legte den Kopf ein wenig schräg und sah die Frömmlerin spitzbübisch von der Seite an: »Vergelt's Gott für die Belehrung, und zum Dank weiß ich auch ein schönes Sprüchlein für die christliche Seele:

Meine Muhme hat einen Garten,
Hüben und drüben wieder einen Garten.
In dem Garten steht ein Baum,
Hüben und drüben wieder ein Baum.
Auf dem Baum, da ist ein Ast,
Hüben und drüben wieder ein Ast.
Auf dem Ast, da ist ein Nest,
Hüben und drüben wieder ein Nest.
In dem Neste sitzt ein Vogel,
Hüben und drüben wieder ein Vogel.
Unterm Vogel liegt ein Ei,
Hüben und drüben wieder ein Ei.
In dem Ei, da steckt ein Brief.
Hüben und drüben wieder ein Brief.
In dem Brief da steht geschrieben:
Schöne Mädchen muß man lieben!«

Die Hand am Herzen, verbeugte er sich vor dem ungefügen Frauenzimmer mit solch augenverdreherischer Ergebenheit, daß alle hellauf lachten und die Gefoppte mit wüsten Scheltworten zur Tür hinausfuhr.

»Geschieht ihr schon recht, der alten Raffel!« sagte die Hausmutter. »Die ist sich ja selber zuwider und kann nichts als maulen und granten den ganzen Tag. Aber die Almwirtschaft und die Kaserei versteht sie, und eine solche findet sich heut nicht leicht!«

Die Kinder aber sangen späterhin noch oft das Liedl nach einer selbstgefundenen Weise der Alten vor, wenn sie besonders bissig war, und

dann lief sie wohl mit geschwungenem Melkeimer hinter ihnen her, daß ihr der Kropf wackelte. Auf der Alm aber schlug sie von Stund' an jedem jungen Menschen, der nur annähernd wie ein Wandervogel aussah, mochte er noch so höflich auftreten, schimpfend die Tür vor der Nase zu, und die meisten wußten sich solche Grobheit nicht zu erklären.

»Sag' noch was!« bat der unersättliche Hartl.

Heimo aber fand, daß Abwechslung nicht schaden könnte, und zog aus der Tasche eine Mundharmonika, die er trefflich zu blasen verstand. Da begannen mit den Augen der Kinder um die Wette auch die der Dienstleute zu leuchten, denn für Sang und Klang hatten die meisten ein empfängliches Herz. Und so wurde wieder einmal gespielt und gesungen, Lied um Lied, mit oder ohne Wortlaut: der altbewährte Dank der Wandervögel für jene Gastgeber, die es gerne hörten. Und es fand sich nur äußerst selten ein Böser, der nichts davon wissen wollte.

Nachher suchten die Freunde, vollkommen getrocknet, die Scheuer auf, gruben sich dort tief ins Heu und schliefen warm und fest bis zum Morgengrauen. Milchsuppe und Sterz erhielten sie zum Frühstück, und die Bäuerin bedauerte nicht weniger als ihre Sprößlinge, daß die lustigen Kumpane schon weiterzogen. Von einer Bezahlung wollte die gute Frau nichts wissen. »Nein, nein! Wegen dem bissel Milch! Und die Kinder haben euch mehr weggegessen.« Aber als Heimo einen Schilling hervorzog: »Wenigstens für die Kinder in die Sparbüchse!«, antwortete sie lächelnd: »Da kann ich wohl nicht mehr nein sagen!« Mit gegenseitigem »Vergelt's Gott!« nahmen sie herzlichen Abschied voneinander.

Sie waren kaum ein Stück die Straße lang gegangen, da kam ihnen der Hartl nachgerannt: »Sag' noch was!«

»Je, mein Freund!« sprach Rainer, während er mit der Hand über den kurzgeschorenen Bubenschädel strich. »Ja, Hartele, was soll ich dir denn noch erzählen? Ich weiß fast schon nichts mehr! Höchstens noch eins, aber mit dem laufst gleich heim, weil du die Miezele damit schön foppen kannst. Hör' zu: Was ist das: es kommt grün und gehen kann's doch nicht?«

»Das Gras!« riet der Hartl.

»Nein, das Laub!« antwortete Heimo. »Und jetzt geh nach Haus und frag' die Miezele, und wenn sie meint: Das Gras, sagst du: Nein, das Laub! und meint sie: Das Laub, sagst du: Nein, das Gras! und so kann sie's nie richtig erraten! Verstehst?«

»Hau, fein!« grinste der Junge und trabte begeistert zurück, um sein neues Licht leuchten zu lassen.

Es regnete nicht mehr. Die Weißen Frauen hatten ihre Schleiergewänder zum Trocknen über die Bergwälder gebreitet; am Himmel, hoch oben, schimmerte durch zartes Gewölk bisweilen ein lichtes Blau, die Erde war sauber, grün und frisch.

»Wohin willst du eigentlich?« fragte Erich den Freund.

»Nach Lienz hinüber, dann durchs Isel- und Deffereggental über Hopfgarten nach St. Jakob. Übermorgen nachts muß ich an der neu-italienischen Grenze sein,« antwortete Heimo Rainer.

»Was?« rief Lorinser verblüfft. »Nach Südtirol soll's gehen? Und du hast mir vorher nichts davon geschrieben, daß ich mir ein Paßvisum verschaffe? Ohne das kann ich doch nicht hinüber.«

»Habe ich gesagt, daß ich hinüberwill? Meine Worte waren: Ich muß an der Grenze sein. Und du wirst mit mir dort sein, so etwa zweitausendfünfhundert Meter hoch. Es gibt Schnee zu stapfen, lieber Erich.«

Der blickte noch immer verständnislos. »Und der Zweck der Übung? Was tu' ich an der Grenze, wenn ich nicht hinüberkann? Jede deiner Schrullen möchte ich denn doch nicht mitmachen, Mensch!«

»,Denn doch' ist eine neue vorbildliche Wendung für Richter, Gesetzgeber und Pfahlbürger, ich werde sie mir merken,« versetzte Rainer mit sachlichem Ernst. »Du aber wirst doch mit mir gehen und wirst noch obendrein Lasten schleppen müssen, daß dir der Buckel weh tut!«

Lorinser hatte schon ungeduldig auffahren wollen, aber bei den letzten Worten spitzte er die Ohren. »Lasten schleppen? Du willst wohl gar schmuggeln?«

Sanft nickte der Freund Bestätigung. »Endlich ist dir der Seifensieder aufgegangen! Wir werden schmuggeln, mein Lieber! Deutsche Schulbücher und Fibeln! Sie liegen in Lienz vorbereitet.« Und nun legte er die Maske ab. »Ich hab's mit zwei Südtirolern ausgemacht, die auch einmal bei unserm Bund waren und jetzt nicht mehr sein dürfen, denn der Faszismus möchte jede Spur deutschen Wesens zerstampfen und zertrümmern. In den Schulen Südtirols duldet er kein deutsches Wort mehr. Und nun stell' dir das Furchtbare vor: die Kinder dürfen die Sprache, in der sie reden und denken, nicht lesen und schreiben lernen. Der Aufbau, die Lautlehre, die Satzfolge und Schreibart ihrer Muttersprache soll ihnen unbekannt bleiben. Deutsche Privatschulen, die Herstellung oder die Einfuhr deutscher Lehrbücher sind verboten. Die Eltern und entlassenen, weil volkstreuen Lehrer, die trotzdem heimlich und verbotenerweise in Kellern, versteckten Wald- und Almhütten die Kinder wenigstens notdürftig im Lesen und Schreiben unterrichten wollen, haben keine Hilfsmittel hierzu. Also werden wir jeder einen Pack Fibeln, Lese- und Regelbücher hinüber-

schaffen. Andre Gildenschaften haben für heuer das gleiche vor. Es ist ohnehin das allerwenigste, was wir tun können. — Herrgott im Himmel, da suchen wir ehrlich und glühend die deutsche Seele in uns, ringen um eine Lebensgemeinschaft, arbeiten an der Bereitschaft der deutschen Jugend, endlich einmal wirklich Volk zu sein —, und müssen wehrlos zuschauen, wie im Norden und Süden, im Osten und Westen, überall an den Grenzen unsers Vaterlandes Millionen Brüder in Ketten nicht einmal deutsch reden dürfen! Es ist ein fluchbeladenes Erbe, das die deutschen Jungen da übernehmen müssen, und es ist entsetzlich schwer, in ungebrochener innerer Kraft an ein neues reines Leben, an den Aufbau des Staates, an die Erweckung des Volkes von innen heraus zu glauben, wenn nicht nur rundumher die Siegerstaaten in der früheren Weise heimlichen Hasses und Mißtrauens weiterschalten, sondern auch Unzählige des eignen Volkes an ihren liebgewordenen, längst überholten Begriffen von Partei, Klasse, Vergeltung und dem ganzen Drum und Dran festhalten, als hätten sie nicht erst vor ein paar Jahren die gewaltigste Umwälzung miterlebt, die seit der Eiszeit über Europa hereingebrochen ist!«

In seiner Erregung war er stehengeblieben und hatte ziemlich laut gesprochen.

»Aber doch nicht alle!« sagte da jemand hinter ihm.

Überrascht drehten sie sich um. Ohne daß sie's im Eifer des Gespräches bemerkt hatten, war ihnen ein untersetzter Mann nachgekommen, schon angegraut, mit gesund rotem Gesicht und verständigen Augen. »Ich hab' Sie nicht belauschen wollen,« fuhr er fort, »aber ich hab' wohl oder übel zuhören müssen in dieser stillen Morgenfrühe und dank dem starken jugendlichen Feuer in Ihrer Brust.«

»Der starken Lunge meinen Sie wohl?« entgegnete Heimo. Lorinser betrachtete den Fremden verstohlen. Wer er wohl sein mochte? Keineswegs ein Bauer, trotz der derben Lodenjoppe und der dicken Wadenstrümpfe aus rauhem Ziegenhaar, wahrscheinlich auch kein Forstmann, aber jedenfalls ein offener Kopf.

Es war, als ob der andre seine Gedanken erraten hätte. »Sie schätzen mich ab?« sagte er. »Nun, wir haben ein Stück den gleichen Weg und können, wenn es Ihnen recht ist, zusammen gehen. Ich heiße Näthebusch und bin Ingenieur. Jetzt soll ich hier nach Erzen schürfen. Sie sind sicher vorhanden, aber finden muß man sie, wie die Stecknadel im Heuschober.«

Selbdritt gingen sie weiter. Der Morgenwind wühlte in den Wolken, löste und riß sie entzwei, silbrig schimmerte es auf.

»Sehen Sie,« sagte Näthebusch und zeigte mit dem Wandersteden die rechtsseitige Lehne hinauf. »Dort oben, über dem Walde, fängt mein Bezirk an. Früher hat man dort Gold gegraben, und Spuren sind auch noch vorhanden, doch die beweisen nichts. Ich wäre froh, wenn ich Kupfer aufschließen könnte. Zwei Jahre bin ich nun hier, und mein fünfzehnjähriger Sohn ist in der Stadt Mittelschüler und schwärmt für die Jugendbewegung. Nun ja, schön! Und Sie, Herr Rainer, sehen also unsre Zukunft sozusagen in trübem Licht, weil der Spießbürger trotz allen Umwälzungen im alten Trott geht...«

Ohne eigentlich zu fragen, machte er eine Pause und schien auf Antwort zu warten.

»Nicht ganz so, Herr Ingenieur,« versetzte Heimo, und ein leidenschaftlicher Unterton kam wieder in seine Stimme. »Das Licht selbst, oh, das wäre schon hell genug, um das ganze Leben zu überleuchten. Aber die Dünste der Niederungen, des abgetanen Alten, das langsam verwest und dennoch nicht begraben werden darf, die verfinstern es, so daß nur, wer hoch oben steht, das neue Licht erblicken kann...«

»Ist es denn auch ein neues Licht?« fragte Näthebusch.

Und Heimo darauf: »Es i s t eins, Herr Ingenieur! Die unten sehen es nur nicht! Und weil sie es nicht sehen, wissen sie auch nichts davon und glauben, es genügt, nun die Katastrophe vorüber ist, dort wieder anzufangen, wo man aufgehört hat, als das Verderben hereinbrach. Wenn ein Wildwasser meterhoch die Felder vermurt, wird es keinem Bauern einfallen, in dieser Steinwüste zu pflügen oder zu säen. Sie aber, die Apostel des Ewig-Gestrigen, tun also und vergeuden Kraft und Samen, Stärke und Vorräte. Erst muß doch der Schutt weg vom Ackerland! Und was für einen Schutt vier Kriegs- und acht Nachkriegsjahre aufgehäuft haben — auch in den Seelen, Herr, in den Seelen vor allem, dafür gibt's ja täglich Beispiele genug. — Eine neue Jugend? — Ei jawohl wächst die heran! Nicht auf den Fußballplätzen, nicht in den verschiedenen Wehr-, Schutz- und Trutzbünden der alten Parteien, auch nicht in den Neu- und Reformschulen, die nach ein paar vielleicht ganz ausgezeichneten Unterrichtsstunden die Kinder wieder allen Einflüssen der Straße und leider auch der Parteien überlassen! Nicht dort, sondern in unsern Gauen und Gildenschaften. Uns ist das Wandern nicht Sport oder Flanieren und keineswegs Selbstzweck. Höher steht uns die freiwillige Unterwerfung unter die selbstgewählten Führer, die Abhärtung, die spartanische Einfachheit, die Kameradschaft und die Treue! Wir wollen um unsers Volkes willen gesunde, reine, sittliche Menschen sein und bleiben! Wir wollen um unsers Volkes willen erst den Schutt vom Ackerfeld des Vaterlandes und von den Seelen herunterräumen, ehe wir mit dem Bau des neuen Hauses beginnen. Und weil uns das von den vielen, die nicht verstehen wollen oder kön-

nen, so schwer gemacht, weil der Schutt durch das altgewohnt weiterrumpelnde Trottfuhrwerk immer fester gestampft wird, so daß wir doppelte und zehnfache Arbeit leisten und immer wieder von vorn anfangen müssen: das ist es, warum ich vorhin so wild gewesen bin!«

Er war auch jetzt wild. Die feinen Nüstern bebten, die Augen sprühten Flammen, dazwischen stand eine dunkle Furche und zerteilte steilauf die Stirn. Lorinser hatte wieder einmal seine helle Freude an dem Freund. Räthebusch war nachdenklich geworden. »Ich sehe Neues und Gutes,« meinte er. »Indes, warum sind Ihnen die Älteren, die in ihren Gleisen Festgelegten so hinderlich? Wir wollen schließlich alle nichts andres als eine bessere Zukunft.«

»Wir wollen mehr,« erwiderte Heimo Rainer. »Wir wollen ein Volk! — Aber weil wir jung sind, nehmen uns die Alten, die mit den gepriesenen Erfahrungen, nicht ernst, ja, sie nehmen sich nicht einmal die Mühe, zu ergründen, was wir eigentlich anstreben. Aber mit Verdächtigungen sind sie gleich zur Hand. Was hat man uns nicht schon alles angedichtet! Bis zur Knabenliebe und solchem Schmutz! Eins ist ja richtig: es haben sich angefaulte Leute an uns heranzudrängen versucht. Sie wurden ausgeschieden, sobald sie erkannt wurden, so wie der gesunde Organismus Krankheitsstoffe ausscheidet: sofort und gründlich! Ferner haben sich gewisse wilde Jugendvereinigungen nach unserm Vorbild, aber nicht mit unsern, glauben Sie mir, ganz reinen Zielen zusammengefunden, und weil die Öffentlichkeit zu bequem ist, sich mit unserm Wesen vertraut zu machen, wurden wir mit jenen, die nur unsre Äußerlichkeiten nachahmten, in einen Topf geworfen und bekamen in unsre Schuhe geschoben, was jene an Unarten, Ausschreitungen und Unsittlichkeiten verübten. Unsre Bewegung, obwohl sie dreißig Jahre besteht — dreißig Jahre, Herr Ingenieur, ist übrigens noch keineswegs abgeschlossen, vieles ist noch im Werden und Gären, und die Ansichten prallen oft hart aufeinander. Aber es sind meist nur Meinungsverschiedenheiten über die Mittel und Wege nach dem gleichen Ziel. Man stritt, ob man rauchen und trinken solle oder nicht, ob man mit den Mädchen wandern solle oder nicht, und so entstanden Spaltungen. Wir halten es in beiden Fällen mit dem Nicht. Die Mädchen haben ihre eignen Gruppen, und nur an den großen Gautagungen treffen wir mit ihnen zusammen. — Wollen Sie noch mehr hören?«

Nun war bereits Sonne über ihnen. Weiße Wolken zogen schnell und lautlos durch aufschimmerndes Blau. Mit gesenktem Kopf schritt der Ingenieur zwischen den beiden Freunden. »Sonderbar!« sprach er nach einer Weile. »So etwas wächst seit Jahrzehnten im Volk, und man weiß nichts davon. Es ist schier unbegreiflich ...«

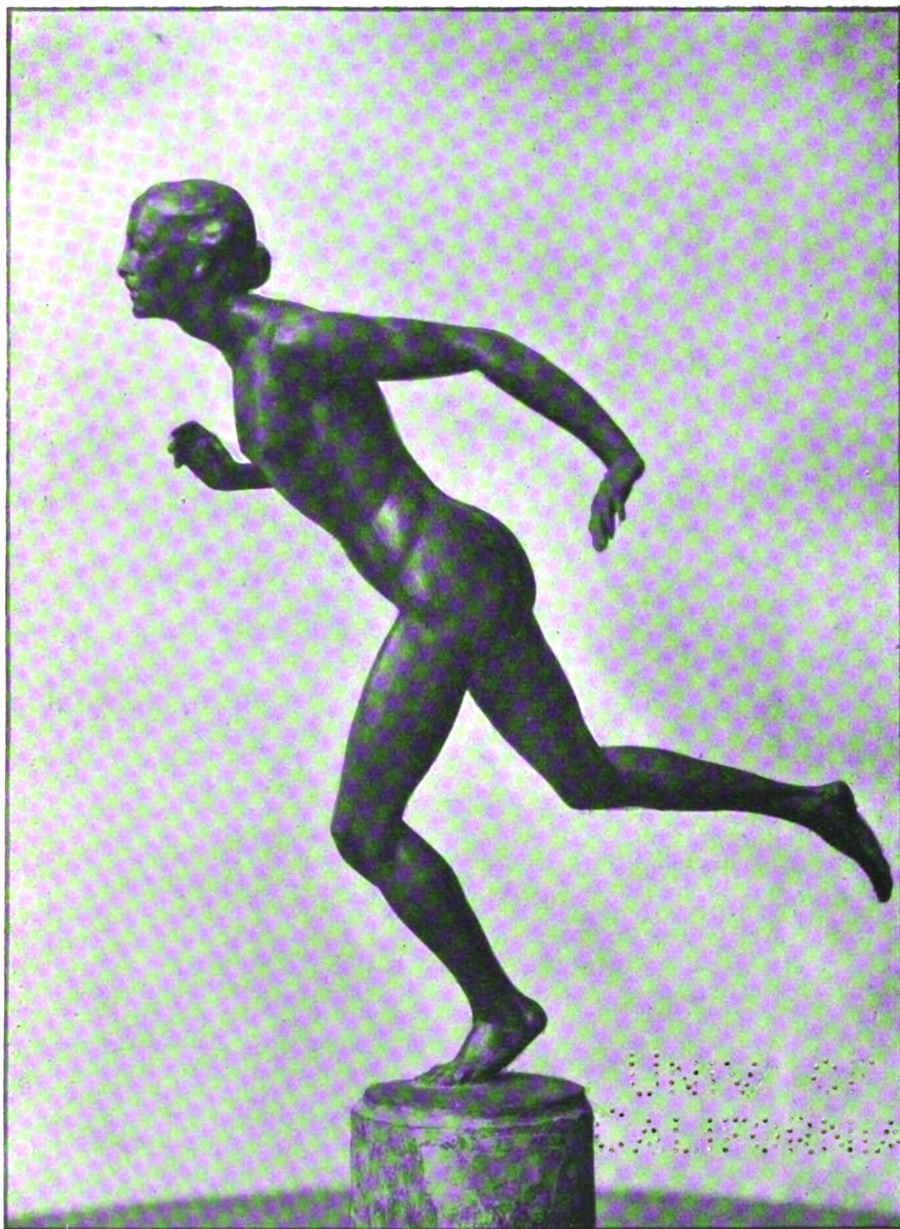
»Und doch nur folgerichtig begründet in der Schwerfälligkeit und dem Mißtrauen, das sich von jeher Neuem entgegenstemmt,« unterbrach Heimo Rainer. »Viele unsrer alten Führer haben ihr leidenschaftliches Hingegebensein an Volk und Heimat im Kriege mit dem Tode bezeugt, die alten deutschen Lieder haben wir, statt der Gassenhauer, zu neuem Leben erweckt, Reinheit der Sitten, Einfalt der Lebensführung steht auf unsern Fahnen, trotzdem sieht man mit Achselzucken und Hochmut über uns weg. Jugendbewegung! Was? Unfertige grüne Jungen wollen auch etwas reden? Jeder Oberlehrer mußte uns solche Anmaßung verübeln. Wandern, die Welt durchstreifen, Geist und Körper stählen: o ja, aber nur unter der Leitung Erwachsener! Und so haben sie die Schäflein zusammengetrieben, und da sind dann bessere Schulausflüge daraus geworden oder Soldatenspielereien unter der Führung stellenloser Militärs, oder endlich Massenauftriebe des jungen Parteinachwuchses auf die mit fetten Schlagwörtern und Phrasen bewachsene Weide! Auch diese Erscheinungen haben mit unserm Bund nichts gemein. Lassen Sie Ihrem Jungen getrost seinen Willen, Herr Ingenieur Räthebusch!«

»Er soll ihn haben!« sagte der Vater.

Sie sprachen noch zwei Stunden allerlei über die Sache, und Räthebusch gewann solch Gefallen an den zwei Weggesellen, daß er sie unbedingt zum Mittagessen einladen wollte, um sie mit seiner Gattin bekannt zu machen. Und obwohl sie herauswitterten, daß ihm bei dieser Instanz eine nachdrückliche Unterstützung willkommen wäre, mußten sie doch ablehnen, denn Heimo Rainer konnte seine südtiroler Freunde an der Grenze nicht warten lassen.

In St. Jakob, wo sie an einem Sonntag eintrafen, fragte Heimo Rainer nach dem Holzfäller Stephan Kröll. Das war ein klobiger Mann mit einem rotbraunen Ratzenbart unter der kräftigen Hakennase, weitum bekannt ob seiner Verwegenheit und seiner anhänglichen Liebe zum Tiroler Land, dessen willkürliche Zerreißung ihm um so weniger gefallen konnte, als jenseits der Grenze, im Antholzer Tal, Brüder und Anverwandte von ihm als nunmehr italienische Untertanen leben mußten. An ihn hatten den Heimo Rainer seine südtiroler Bekannten gewiesen, und der war auch ohne Zögern bereit, die Freunde mit ihren Bücherpacken zum vereinbarten Treffpunkt zu führen, obwohl er zu diesem Zweck die Nacht opfern und am nächsten Tage wieder seiner schweren Arbeit nachgehen mußte.

Vorher saßen sie mit ihm in der einzigen Stube seiner armseligen Keusche beisammen. »Eigens deswegen kommt ihr von so weit gar bis zu uns herein?« sagte er. »Das ist wohl



Paul Leibküchler: Läuferin

brav von euch! Und im Sommer werden noch andre kommen? Wohl, wohl, auch das ist recht, und es ist auch besser, daß ihr als Fremde das unternehmt, denn wenn's die Hiesigen tun, kriegen die welschen Spitzel bald Wind und könnten die ganze Geschichte verpatzen. — Aber es ist schad', daß ihr keinen Schnaps mögt! Wollt ihr nicht wenigstens kosten?«

Sie wollten nicht, und also nahm er selbst einen Schluck für drei, bevor er weitersprach: »No, wenn nicht, eine Geißmilch hätt' ich auch, wenn euch die lieber ist.«

Trotzdem sie versicherten, daß dies überflüssig sei, ließ er sich nicht abhalten, sondern begab sich in die Vorratskammer, von wo er mit einer Schüssel zurückkehrte. »Müßt vorliebnehmen,« sagte er, während er nach zwei Löffeln kramte. »In einer Junggesellenwirtschaft kann nicht alles sein, wie man's gern haben möcht'!« Und während Heimo in seiner forschen Art frischweg zulangte, bemerkte Lorinser, innerlich erheitert, gleich den Grund der sonderbaren Entschuldigung. Die Milch war wohl frisch, dick und schaumig, aber auf der Oberfläche schwammen allerlei Partikelchen, die ihre Herkunft vom Stallmist nicht verleugnen konnten, und der Schüsselrand trug die krustigen Spuren des früheren Inhalts. Doch auch Lorinser war nicht heikel und ließ sich die Labe schmecken, wobei er versuchte, den braunen Schifflein mit dem Löffel möglichst auszuweichen. »Ha, wohl!« philosophierte der Kröll Stephan weiter. »Alles zusammen kann ein Mensch nicht haben. Entweder hast ein Weib und eine Sauberkeit, aber keine Ruh', oder du hast einschichtigerweis' deine Ruh' und dafür ein bissel mehr Dreck! Mir ist das zweite lieber!«

»Man weiß nie, wovon man fett wird!« lachte Rainer, der nun auch den Überfluß bemerkt hatte.

»No, gar arg fett sind Sie just nicht, aber wenn man nur sonst da ist beim Dasein!« erwiderte der Stephan. Das forsche Zugreifen hatte ihm gefallen. Er ging merklich aus sich heraus und erzählte allerhand Schmugglerstücklein, die er, nicht des Gewinnes halber, sondern hauptsächlich des Spaßes wegen vollbracht hatte. »Und einmal, da hab' ich wieder für die Verwandtschaft einen unsrigen Tabak hinübergetragen, denn das wallische Stinkkraut ist so teuer wie schlecht. Und in selbiger Nacht bin ich justament beim Posten vorüber. Hab' mir wohl das Gesicht mit Ruß eingerieben, daß sie mich nicht erkennen, aber raufen hätt' ich gern wollen mit den Teufeln, weil mir wieder einmal der Zorn aufgestiegen ist, daß sie uns das halbe Landl weggenommen haben, und daß sie auf den deutschen Leuten herumtrampeln dürfen, obwohl sie im Krieg nichts wie Schläg' bekommen haben. — Ja, und wie ich mich zum Grenzerhaus herzuschleich' — es ist auch eine Schutzhütte, die sie dem Alpenverein gestohlen haben —, und ich hab' den Schlagring an der Faust, und mit vieren, fünfen wär' ich leicht fertig geworden, ja, da sitzt der Posten vor der Tür und schläft. Mit einem schlafenden Menschen kannst aber nicht raufen! Also hab' ich drei Sportzigaretten neben ihn hingelegt, damit er merkt, daß jemand dagewesen ist, und bin schön stad hinüber. Und es ist mir heut noch nicht leid um die Liebesgabe — weil ich ja dafür auch sein Gewehr mitgenommen hab'!«

Behaglich strich er mit der hornharten Hand den Schnauz. »Also zum Plankfeld wollt ihr?« sprach er weiter. »Ist recht! Auf der Spitz' ist nicht einmal im Hochsommer ein Italiener zu finden, weil sie ihnen zu beschwerlich ist, und jetzt, wo noch Schnee liegt, schon gar keiner, höchstens beim Törl. Aber ihr seid doch wohl Bergsteiger?«

Sie bejahten, und nun stand er auf. »Alsdann gehen wir! Es ist fünf Uhr, bis zur Dämmerung kommen wir schön langsam auf die Blindisalm, und nachher, wenn's finster ist, steigen wir weiter.«

Es war, mit Vorbedacht ausgewählt, eine lichtlose Neumondnacht, als sie mit ihren Bücherpacken — auch der Kröll hatte sich einen aufgeschnallt — dem Felsgipfel des Plankfeldes zustrebten, über den die Grenze hinzog.

Noch immer lagerten dicke Wolken auf den Höhen, feuchter Nebel geisterte, kühl war es und so finster, daß man kaum auf Armlänge sehen konnte. Doch Stephan Kröll hatte sich mit den andern durch ein Seil verbunden, weniger um einen Unfall zu verhindern, als um die Gesellschaft zusammenzuhalten, und schritt mit unbedingter Sicherheit in das schwarze, schwere Dunkel hinein, immerzu aufwärts, über steile Lehnen, zwischen Schutt und Steintrümmer und endlich durch wäßrigen Schnee, mit gleichmäßigen, weit ausgreifenden Schritten tiefe Spuren stampfend, in denen die Freunde nachfolgten, so gut es ging. Es ging nicht immer gut. Schon auf den Geröllhalden stolperten sie über Blöcke, stießen sich die Schienbeine an scharfen Kanten, gerieten in Löcher und Furchen. Und der Schnee pappte an den Sohlen, ballte sich in massigen Klumpen am Schuh, so daß sie bisweilen stehenbleiben und die kiloschweren Lasten abklopfen mußten. Dann wieder brachen sie bis zur Brust ein, arbeiteten sich nur mühsam heraus, aber sie lachten leise dazu und freuten sich des Abenteuers. Und der Nebel legte immerzu seine nassen Schleier um sie, und der Schnee leuchtete fahl unter dem stampfenden Fuß, unsichtbare Schneewasser gurgelten geheimnisvoll, und sonst war es vollkommen still, eine Stille, geradezu körperlich fühlbar und nur unterbrochen vom dumpfen Knirschen der Tritte, vom Keuchen der

Lungen, den Bewegungen der Glieder und ab und zu von einem gedämpften Ruf des Führers, wenn er eine Anordnung traf, auf ein Hindernis aufmerksam machte, mit »Rechts!« oder »Links!« die Richtung angab. Seltsam fremd, wie von weither, drang die Stimme des Unsichtbaren an ihr Ohr.

Drei Stunden ging das so fort, aufwärts, immer aufwärts, aus wesenlosem Schattenreich einem abgrundtiefen schwarzen Nichts entgegen.

»Dem Aufstieg unsers Volkes vergleichbar,« sagte Heimo Rainer, als sie oben in der Scharte standen und sich den Schweiß von den Stirnen wischten. »Aus finsteren Niederungen in eine finstere Zukunft. Man sieht kein Ziel, aber höher geht es doch. Und den eisenharten Willen, die Treue und — die deutsche Schulmeisterei tragen wir mit hinauf.«

»Morgen wird ein schöner Tag sein, der Oberwind ist gut,« sagte Stephan Kröll, und obwohl er lediglich das Wetter meinte, paßten auch diese Worte zu Heimos Gleichnis.

Über breite schneefreie Schrofen schritten sie zum Gipfel.

Herrisch fauchte sie der Wind an, es war empfindlich kalt. Sie suchten hinter einem Felspfeiler Schutz, und der Kröll-Stephan meinte, während er sich niedersetzte: »Jetzt einmal einen Schnaps und dann eine Pfeife —, o, sell ischt guat!«

Da mußte Lorinser in Erinnerung an das Lied des alten Flor herzlich lachen. Doch bevor er noch dem verwunderten Heimo eine Erklärung geben konnte, erklang das leise Knistern vorsichtiger Schritte und dann ein halblautes Raunen: »Heimo! Heimo Rainer! Bist du's?«

Es war genau zur festgesetzten Stunde.

»Ja!« antwortete der hellhörige Kröll. Und nun tauchten zwei schattenhafte Gestalten aus der Finsternis. »Grüß' dich Gott, herzlieber Heimo!« — »Grüß' dich Gott, du treuer Mensch!« Stürmisch umarmten die beiden Südtiroler den Freund. Vor sechs Jahren hatten sie mit ihm an der Wiener Universität das Rechtsstudium begonnen, mit dem sie nun als Italiener nichts anfangen konnten, so daß sich der eine zum Kaufmann, der andre zum Landwirt auf dem elterlichen Besitz gewandelt hatte.

»Ach, du, und jene Zeiten!« — »Ja! Und die Freiheit! Die freie, schöne Wanderzeit!« — »Jetzt sind wir mundtot gemacht! Kein deutsches Lied dürfen wir mehr singen!« — »Und wenn wir fluchen oder aufschreien wollen, müssen wir uns erst nach allen Seiten umsehen, ob nicht ein Spion in der Nähe ist!« — »Und du, Heimo? Wie geht es dir? Was macht die Gildenschaft? Was machen die Weggesellen? Herrgott, auch das haben sie uns verboten!« — »Vogelfrei und rechtlos sind wir!« — »Und doch nicht ganz verlassen! Pünktlich bist du gekommen! Und die andern, gelt, die denken wohl auch noch manchmal an uns?« So ging es in rauhem Flüstern hin und her.

»Ich bin nicht allein,« sagte Heimo, der in seiner Ergriffenheit nichts andres über die Lippen brachte. Sein leichter Ton dämpfte auch die Erregung der andern.

»Ja, der Steffl! Der Steffl vergißt uns halt nicht! Wann wirst uns denn wieder einmal heimsuchen?«

»Sell kann bald geschehen,« meinte Stephan Kröll und paffte gleichmütig weiter.

»Erich Lorinser ist mitgekommen,« sagte Heimo. Nun war dieser Name als der eines der besten Führer auch den Südtirolern gut bekannt.

»Was?« rief der eine. »Lorinser? — Mensch, ja, ums Himmels willen, man sieht rein gar nichts! Aber wenigstens die Hand muß ich ihm drücken!« — Doch der andre sagte: »Und ich muß wissen, wie er ausschaut!« ließ eine elektrische Taschenlampe aufglühen und leuchtete dem Doktor ins Gesicht.

»Laß die Dummheiten!« brummte Kröll. »Der Nebel ist fort und der Schein blinkt weit! Kannst doch niemals wissen, ob nicht der Teufel so einen Grenzer um den Weg schickt!«

»Ach was!« lachte der Südtiroler. »Könnt' höchstens ein österreichischer sein, und die tun uns nichts!« Dabei leuchtete er fortwährend den Doktor Lorinser an, und beide drückten ihm die Hand und wiederholten mehrere Male: »Na, die Freude! Aber wie uns das freut!«

Plötzlich klang, noch von weither, durch die Stille der Nacht der Ruf: »Chi va là? Alto! alto!«

Augenblicklich erlosch die Laterne. Wie blind standen sie in dem jähen Übergang vom Licht zur Finsternis. Stephan Kröll war aufgesprungen. »Na also! Was hab' ich gesagt!« knurrte er verdrießlich. Doch wenn sie sein Gesicht hätten sehen können, sie wären überrascht gewesen von der Veränderung, die in den sonst so gleichmütigen Zügen vor sich gegangen war. Alles war geballte Entschlossenheit, Wagemut und wild flackernde Freude. »Still!« — Er lauschte gespannt.

Noch einmal erscholl von Westen her der Werdaruf, aber nicht näher.

»Sie kommen vom Gsieser Törl herüber, wenn sie sich überhaupt herwagen!« brummte der Stephan. »Na, dann schaut nur jetzt, daß ihr schleunigst abfahrt! Haltet euch mehr gegen das Hochkreuz zu!« Das lag nach Südosten, also in der entgegengesetzten Richtung. Die Südtiroler hatten währenddem ohne sonderliche Eile die Päcke auf den Rücken geschnallt.

»Wir wissen's schon! Uns kriegt so leicht keiner!« sagten sie und waren alsbald lautlos in der Dunkelheit verschwunden. Sie hatten übrigens nicht weit unterm Gipfel, in der höchst-

gelegenen Schafhalterhütte, die derzeit noch unbenutzt war, ein Loch im Boden vorbereitet, wo sie die Bücher verstecken wollten, um sie nach und nach ins Tal zu schaffen. Die Zollwächter hingegen, aus fernen italienischen Gebieten hierher verschlagen und mit dem Aufbau, ja sogar mit dem richtigen Verlauf der ausgedehnten Hochgebirgsgrenzzüge unvertraut, waren gegenüber den einheimischen Bergburschen, die jeden Riß, Schluff und Gemsenwechsel kannten, so gut wie machtlos.

Stephan Kröll wandte sich an seine Begleiter. Seine Stimme rann nur als ein tonloses Raunen durch die Stille; dabei horchte er immerzu gegen Westen hinüber. »Und ihr,« brummte er, nach Norden deutend, »geht jetzt wieder den gleichen Weg zur Scharte zurück, den wir heraufgekommen sind. Dort könnt ihr auf mich warten oder allein weiter hinuntersteigen, wie ihr wollt. Gefahr ist keine, denn mit einem Schritt seid ihr bereits im Österreichischen.«

»Und Sie?« fragte Lorinser verwundert.

»Ich,« erwiderte er in schöner Gelassenheit, »muß doch den neugierigen Wallischen auf ihre Fragerei Antwort geben. Da sieht man wieder, wie dumm sie sind: statt sich leise anzupirschen — es hätt' ihnen freilich auch nichts genützt —, schrei'n sie von weither in die Nacht hinein und wollen wissen, wer da ist. Hau, sie sollen's erfahren! — Jetzt stehn sie übrigens irgendwo auf dem Kamm und trau'n sich nicht weiter. Aber ich werd' ihnen schon Beine machen.«

»Da geh' ich mit! Nehmen Sie mich mit!« flüsterte Heimo Rainer ungestüm.

»Nein, Herr,« erwiderte der Holzfäller. »Sie kennen das Gebirg' nicht und könnten mir nur alles verpatzen. Und überhaupt ist das durchaus meine Privatsache. Gehn Sie also ruhig zum Schartl oder noch ein Stück weiter hinab und warten Sie dort auf mich. Eine Stund' dauert's nicht, bis ich zurück bin. Wenn ich komm', meld' ich mich so an!« Er pfiff durch die Zähne, sanft, aber unverkennbar. »Also jetzt geh' ich. Und ihr geht zum Schartl. Daß ihr mir nicht etwa nachkommt oder einen andern Unsinn macht! Sonst könnt' leicht doch was gefehlt gehn!«

Sie fügten sich, ungern genug, denn die Lust an Abenteuern rumorte ihnen gewaltig im Blut. Unterhalb der Scharte lagerten sie sich, lauschend und aufgeregt.

Es war vollkommen still. Lange. Wie träg die Zeit hinkroch! Wie nervenaufpeitschend die Finsternis wirkte und die fühllose Ruhe, indes die Herzen wie Hämmer klopften. Was würde geschehen? Was ging vor in diesem kalten, lichtlosen, lauernden Schweigen?

Da! Ein Schrei! Ein Fluch! Ein Rumpeln! Steine polterten irgendwo ins Bodenlose. Und wieder war es still.

Heimo hatte sich jach aufgerichtet. »Herrgott! Das halt' ich nicht aus! Ich ...« Er wollte die Lehne wieder hinaufeilen. Doch Lorinser, obwohl selbst kaum weniger aufgeregt, hielt ihn am Handgelenk zurück. »Du bleibst!« Und Heimo bezwang sich.

Abermals ein Schrei — ein Durcheinander von Worten, ein Sturzfall italienischer Flüche: »Sacramento! porco tedesco!« — Wieder prasselten Steine, rieselte Schutt. Und ein Lachen klang hinterher, und dann stieg ein Juchzer wie ein Springquell auf, und alle unsichtbaren Berge im Rund gaben Antwort. Und es währte nicht mehr lang, da tönte, ohne daß sie einen Tritt oder sonst ein Geräusch vernommen hätten, ganz nah vor ihnen das sanfte, zischende Pfeifen.

Sacht meldete sich bereits die Morgendämmerung. Und nun konnten sie, als er bei ihnen stand, sein Gesicht erkennen. Das war über und über mit Ruß bestrichen, aber es strahlte trotz der Schwärze in einer unbändigen Freude, und die Augen und alle Zähne blitzten herrlich weiß daraus hervor. Doch gemächlich wie immer meinte er: »Jetzt gehn wir heim! Aber zuvor muß ich die Schuh' anziehen.« Er hatte sie für seinen Jagdgang abgelegt und im Rucksack verstaut; seine hufharten Sohlen durchdrang so leicht kein Stein.

Sie bestürmten ihn mit Fragen, wollten wissen, was eigentlich vorgegangen war. Doch er ließ ihre Neugier beträchtlich lange auf der Streckbank liegen, und erst als sie hinter der Blindisalm den breiten Triebweg unter den Füßen hatten, fand er sich bereit, einiges zu erzählen.

»Nichts ist vorgegangen, ihr Herren, kein Mord, kein Totschlag, nicht einmal ein Grenzzwischenfall! Denn die Zöllner werden sich hüten, etwas zu erzählen, sonst werden sie ausgelacht und gestraft noch obendrein. Und außerdem wissen die blinden Teufel nicht einmal, ob's ein Österreicher gewesen ist oder einer von drüben aus Neu-Italien. Es ist ja keine Notwendigkeit gewesen, aber ich hab's tun müssen, damit sie wissen, daß unsereiner auch noch da ist beim Dasein, und wenn nichts andres möglich ist, will man wenigstens unterweilen seinen Jux mit ihnen haben!«

Nun, der Jux des Stephan Kröll hatte darin bestanden, daß er sich fürs erste einmal auf den Strümpfen ganz nahe an die Grenzwächter herangeschlichen hatte; da hatte er, hinter einem Block versteckt, mit Befriedigung festgestellt, daß er es, wie's bei den Streifgängen üblich, lediglich mit zwei Mann zu tun bekommen würde, die übrigens nur zögernd weitergingen, und namentlich der zweite wollte nicht recht anbeißen und war mindestens zwanzig Schritt hinter dem Kollegen zurückgeblieben. Also ließ der Stephan diesen passieren, und als dann der zweite folgte, fühlte der sich plötzlich von einer

sehr eindrucksvollen Faust am Kragen gepackt, während ihm eine andre Faust das Gewehr entriß und über die Nordlehne ins Österreichische hinabschleuderte, indes der Eigentümer gegen Süden ins Italienische hinuntermußte: »Damit er's nicht so schnell findet! Er wird wohl fünfzig Meter gerutscht sein, weil ich ihn gut in Schwung gebracht hab', aber gebrochen hat er sich sicher nichts, höchstens tüchtig zerschunden, denn der Hang ist durch und durch lauter Geröll, da kann's einen Absturz nicht geben. Und der Kamerad, der voraus war und in der Finsternis nicht hat ausnehmen können, was eigentlich vor sich geht, und Angst hat er auch gekriegt, wie's hintennach wieder ganz ruhig war — also der Kamerad hat erst gerufen und wissen wollen, was seinem Spezi widerfahren ist, aber dem hat's scheinbar die Red' verschlagen gehabt. Nun war's lustig, wie der oben sich nicht recht vorwärts und rückwärts getraut hat, und ich hätt' ihn gern noch eine Weile zappeln lassen, aber dann wär' am End' der andre doch heraufgekommen, und so hab' ich ihm halt den ersten in gleicher Weis' entgegengeschickt, damit sie einander Mut machen können, und das Gewehr wiederum auf die österreichische Seite. Das wär' alles, und jetzt werden die beiden wohl eine Grenzverletzung begehen und stundenlang nach ihren Büchsen herumsuchen, denn wenn sie ohne Waffen heimkommen, werden sie eingesperrt. Und die zwei mit ihren Büchern haben sich derweil auch gemütlich aus dem Staub machen können, und so hätten wir also eine Zeitlang wieder was zu lachen in der schweren Zeit!«

Während er erzählte, schienen in dem verwetterten Gesicht — er hatte es bereits beim Almbrunnen gewaschen — alle die scharfen Falten und kleinen Fältchen lustig mitzulachen.

»So!« sagte er noch, als sie im Tal vor seiner Keusche anlangten. »Jetzt wär' alles gut verrichtet, und ich muß schauen, daß ich zu meiner Arbeit komm'!«

Jeden Dank lehnte er kurz ab. »Es war brav von euch, und meine Unterhaltung hab' ich extra gehabt! B'hüt' Gott! Und wenn ihr wieder was hinüberschaffen wollt — der Stephan Kröll ist immer dabei!«

Nicht gern schieden sie von dem rauhen, goldtreuen Menschen, voll Bewunderung für seine phrasenlose Heimatliebe, seinen spaßfrohen Mut und seine gelassene Kühnheit, gleichzeitig aber auch mit dem festen Glauben, daß ein Stamm, der solche Männer hervorbrachte, den fremden Eroberern noch manche harte Nuß zum Knacken geben und seine geradlinige, bodenständige deutsche Eigenart sich niemals werde rauben lassen.

Mittsommer kam, die Zeit der Sonnenwende. Die Freunde hatten sich nach manchen Kreuz- und Querfahrten im Landheim einquartiert, das der Jungen-Ortsgruppe eines nahen Städtchens gehörte. Dieses Landheim war eine Fischerhütte, an einem See gelegen, die von den Jungen erworben und instand gesetzt worden war. Alles hatten sie sich selbst verfertigt, die Schindeln und Fensterladen, den Tisch, die Sitzgelegenheiten und Pritschenlager; mit den Geldern, die durch Musikaufführungen, Sammlungen und Spenden hereinkamen, konnten sie einen eisernen Kochherd anschaffen und schließlich auch ein Boot, das sie mit einem Mast versehen, mit blauer Ölfarbe angestrichen und Herma getauft hatten. Vom Frühjahr bis zum Spätherbst ließ es sich fein darin segeln und rudern, im Sommer konnte man über die Bootswand mit einem Satz mitten in das laue blaue Wasser springen, Wälder und Berge ringsum lockten zum Schweifen und Klettern; im Winter aber, wenn der See zugefroren war, bot die weite glatte Fläche eine prächtige Schlittschuhlaufbahn, so daß sich die Jungen kein vollkommeneres Heim wünschen konnten und es auch fleißig benutzten, an den Sonntagen vorübergehend, aber zu Weihnachten, Ostern und in den großen Ferien oft wochenlang.

Jetzt war noch Schule, und so hatten Lorinser und Rainer wochentags die Hütte für sich allein, der nahe Seebauer versorgte sie mit Milch und Erdäpfeln, sie schwammen, segelten, faulenzten oder stiegen, das Heim als Stützpunkt, auf die näheren und ferneren Gipfel und erwarteten die Mittsommernacht, die vom Samstag zum Sonntag mit Höhenfeuern gegrüßt werden sollte. Die Jungen in der Stadt aber konnten diesmal, da zwei so bekannte Führer an ihrer Feier teilnehmen sollten, das Ende der Woche kaum erwarten, und richtig kamen auch bereits Samstag früh die drei Ungeduldigsten, die es gar nicht mehr ausgehalten und sich daher vom Unterricht losgebeten hatten, mit gewichtigen Rucksäcken angerückt. Sie waren schon Freitag abends ausmarschiert und absichtlich auf Umwegen gewandert, hatten auch ein paar Stunden in einem Heuschober geschlafen, um nicht mitten in der Nacht einzutreffen und den Freunden den Schlaf zu stören.

Starke Bursche zwischen sechzehn und achtzehn waren es, gelenk wie die Gemsen und bis zur Unempfindlichkeit abgehärtet gegen alle Wetterlaunen. Der Gauführer war darunter, ein stämmiger Kerl, breitschultrig, mit einem Nacken wie ein Gebälkträger und unverkennbar mit gediegener Muskelkraft gesegnet; er war Eberhard getauft, und also nannten sie ihn Eber.

In ihrer Begrüßung der zwei älteren Kameraden war Achtung, Vertrauen und jugendlich ungeglättete Eckigkeit, doch aus ihren Augen funkelte unverhohlene Freude. Rasch war die erste Fremdheit beseitigt, ein herzliches Ver-

hältnis hergestellt. Und da wurde es bald so, daß die Jungen dem gewaltigen Erich Lorinser die größere Bewunderung, dem Heimo Rainer jedoch ihre ganze Liebe schenkten. Es lag aber auch etwas zwingend Mitreißendes in der Art, mit welcher der dunkelhaarige Gesell sich den Jüngeren entriegeln konnte, im Blick seiner feurigen Augen, denen nichts verborgen zu bleiben schien und die auch selbst nichts verbergen konnten von der Begeisterung, Schwärmerei und frohen Wärme eines lauteren Herzens, das sich einer großen Idee ganz überantwortet hatte und alle nach dem gleichen Ziel Strebenden brüderlich umschloß.

»Jungen!« sagte er. »Heute wollen wir einen Holzstoß anzünden, daß die Flammen als Waberlohe zum Himmel rasen! Vafrlogi, der Feuerwall, der die schlafende Brunhilde umloht. Schläft Deutschland heute noch zwischen den Bränden feindlichen Hasses: einst wird ein andrer Sigurd auch diese Brände löschen!«

Da lachte der Eber, daß man seine festen weißen Zähne sah, und drückte mit seiner breiten Hand die schmale des Heimo Rainer erheblich. »Vom Sturm geknickte Baumstämme werden wir aufschichten! Der letzte Windbruch hat schiech gewirtschaftet, und die Erlaubnis der Forstverwaltung haben wir.«

Mittlerweile hatte ein andrer Junge, er hieß Herbert, im Herd Feuer gemacht, der dritte war zu ihrem Freund, dem Seebauer, gelaufen und kam mit einer Kanne Milch zurück; dann mußte Herbert, der heute die Küche über hatte, darangehen, Kakao zu brauen, die Kameraden aber hatten bereits die Kleider abgelegt und, nur mit Schwimmhosen angetan, das Boot flottgemacht. Mächtig ruderten sie weit in den stillen See hinaus, der in hoher Klarheit die Massen der Wälder widerspiegelte und die Kuppen der schönen Berge ringsumher. Aus der Ferne, eine Meile fort, winkte der Kirchturm einer Siedlung. Sonst waren die Ufer einsam und unbewohnt.

Sie sprangen über Bord, sie überließen die Glieder der morgenkühlen Flut, indes sich Herbert beim Ofen tummelte, so sehr er konnte, und die Zeit des Aufpassens, daß die Milch nicht überkoche, dazu benutzte, ebenfalls aus den Kleidern zu schlüpfen. »Frühstück ist fertig!« rief er dann, die Hand als Schallrohr am Mund, und rannte auch schon in großen Sprüngen zum Strand hinab. Grellrot leuchtete die Badehose auf dem braunen Jünglingskörper, hochauf spritzte das rauschende Wasser, als er sich hineinstürzte und in mächtigen Stößen den andern entgegenschwamm. Er balgte sich mit ihnen, tauchte sie und wurde selbst untergetaucht, hell hallte das Schreien und Gelächter über den See.

Aber sie durften sich nicht lange dem frohen Spiel überlassen. Der Kakao wartete, und nachher war andre Arbeit zu tun. Die geliebte Herma wurde wieder an die Kette gelegt, und dann hockten sie wie riesige Frösche tropfnaß und glatt im Ufersand um den gemeinsamen Kessel, ließen sich von der Sonne die goldbraune Haut trocknen und futterten, was die Bäuche halten wollten. Lorinser und Heimo, die Morgenbad und Frühstück schon hinter sich hatten, lagen daneben auf dem flachen, sauberen Strand ausgestreckt, blinzelten in den selig blauen Himmel hinein, und Erich sagte: »Fein habt ihr's da! Alles, was man braucht: Wasser, Wald und Berge!«

»Hau!« antwortete der Eber mit vollen Backen. »Die Berg'! Nichts wie schwitzen und fluchen mußt beim Hinaufsteigen und langsam kommst voran! Wie wir voriges Jahr die große Fahrt ins Hannoverische gemacht haben, war alles eben wie ein Tisch, da bringst was unter die Füß' und brauchst dich nicht zu plagen! Und die Schinken in Westfalen und der Honig in den Marschen und die Gäns', herrje, die Gäns' und das Gänseschmalz! Hier kriegst kei nichts wie Sterz und Kas!«

»Ja,« meinte Herbert mit gutmütigem Spott, »aber wie wir in der Lüneburger Heide die Löns-Lieder gesungen haben — wer hat da auf einmal kotzengrob gebrüllt: Jetzt hört einmal auf und singt eins von daheim! — Die Torfbauern haben wohl die Ohren gespitzt, aber der Eber hat sie hängen lassen, und wie wir dann angestimmt haben:

Ich tu' wohl, ich tu' wohl,
Als wenn mir nix wär',
Aber drin in mein' Herzla
Da ist mir so schwer,
Ist mir allweil so schwer,
's wann ein Steinle drin wär',
Und ich wisset wohl wen,
Der mir's außa kunt' nehm'!

da hat er seine Hauer in die Lippe gedrückt!«

»Und«, fügte Benno, so hieß der dritte, hinzu, »wie wir dann über Kufstein heimgefahren sind: wen hat's da in Zell nicht mehr im Zug gelitten und wer hat keine Ruh' gegeben und hat die andern weiterfahren lassen und ist mit uns zweien ausgestiegen, trotzdem auch wir Fahrkarten bis heim hatten? Und dann hat er sich einen Pickel verschafft und ein Seil und hat uns über Wiesbachhorn und Glockner geschleift, über die Berg', wo du nichts wie schwitzen und fluchen mußt, und über die höchsten noch dazu!«

»Das ist was andres!« brummte der Eber. »Wenn man dreimal vierundzwanzig Stunden in der vierten Klasse Bummelzug durchgeschüttelt worden ist, muß man sich ausarbeiten!« Doch er fühlte, daß ihm nicht geglaubt wurde, zumal der boshafte Herbert noch bemerkte: »Erst gar, wenn man vier Wochen keine richtigen Berg' gesehen hat!«

»Die Heimat fehlt einem bald überall,« sagte Lorinser. »Wann werde ich die meine wieder einmal sehen dürfen? Es ist zum Zähneknirschen jammervoll, daß man heimatlos sein muß im eignen Vaterland.« Er sagte es leise und gequält.

Nun wurden auch die andern ernst. Die Wellen schlugen sacht mit gluckſendem Geplätscher an den Strand. Ein stählerner Riesenschild, die Sonne silbrig widersprühend, dehnte sich der See. Die dunkelgrünen Wälder schwiegen, und darüber, hoch ins Blau gehoben, schimmerte der Almen smaragdne Pracht. Sie aber redeten von deutscher Zerrissenheit und Not und vom Elend der Brüder, die im Joch hassender Feinde gehen mußten. Davon wußten nicht nur Erich und Heimo, sondern auch die andern viel zu berichten, denn die Grenzen gegen Italien und Jugoslawien waren nah, und die Kämpfe mit den Slowenen um die ungeteilte Heimat standen noch in brennender Erinnerung.

»Alles wird vorübergehen und überwunden,« sagte schließlich Lorinser. »Wenn wir nur die Quellen unsers innersten Wesens reinhalten. Die sind in vielen heute verschüttet, versandet und versumpft, aber wir Jungen haben den Willen zu dieser Reinheit, und das wird und muß sich einmal im ganzen Volk auswirken. — Wir Deutsche sind ja nicht zum erstenmal in Schmach und Schmerz. Daß die neue Welt uns Deutschen bald wieder emporwachse: dafür den Boden zu bereiten ist unsre heiligste Aufgabe! — — Kommt, wir wollen den Holzstoß schichten!«

In sich gekehrt kleideten sich die Jungen an, packten Brot, Marmelade und zwei Beile in einen Rucksack, den heute Benno tragen mußte. Dann schritten alle die waldige Lehne steil hinan, auf einen noch mit Bäumen bestandenen Rücken, der sich zwischen dem See und dem Drautal erhob und von seinem abgeholzten Gipfel eine prachtvolle Aussicht bot über den langgestreckten blauen See auf der einen Seite und auf der andern über das breite grüne Tal mit seinen vielen weißen Ortschaften, Kirchtürmen und Gehöften und dem Schachbrett der Fluren, das der Fluß in schimmernden Windungen durchfloß und schön geformte Berge, manche noch mit Schneeresten bedeckt, treulich schirmten. Weite Almen über den Forsten grüßten von dort herüber, kleine Sennhütten und trutzige Felsenhäupter aus dunklem Urgestein.

Jetzt herrschte wieder Übermut und Jugendlust, nicht wild und lärmend, aber echt und von innen heraus. Mit Scherz und Schwank ging es im schattigen Mischwald lustig empor, doch manchmal gab's einen Aufenthalt, wenn einer von den andern im braunroten Laub, das knietief den Boden bedeckte, gewälzt und begraben wurde, daß es unter dem Gestrampel des Betroffenen rauschend nach allen Seiten stob. Fröhlich wehten die Buchenwimpel an den silbergrauen Stämmen, die schwarzen Tannen hatten helle Spitzen angesteckt. Eichhörnchen, die mit dem Schwanze sich schatteten, kletterten affenflink und kurrten aufgeregt dazu.

»Ist euch schon einmal bewußt geworden, wie viele Hunderte furchtsame, argwöhnische, neugierige, muntere Vogelaugen aus diesem Wipfeldach in jeder Sekunde auf uns niederschauen? Es ist eigentlich seltsam... Was die Viehlein wohl von uns halten mögen?« sagte Heimo Rainer, und alle wurden nachdenklich.

In zwei Stunden hatten sie, schräg aufwärts steigend, die Höhe erreicht und ließen fürs erste einmal ausruhend die schlicht-erhabene liebe Schönheit dieses urdeutschen Landschaftsbildes in ihre Seelen strömen. Dann machten sie sich an die Arbeit, aber auch nicht sofort. Der Eber fühlte vorerst das Bedürfnis, mit dem hochgewachsenen Lorinser die Kräfte zu messen. Also traten sie, während die andern sachverständig zusahen, einander griffbereit gegenüber, kriegten sich zu fassen und waren bald in einem erbitterten Ringen ineinander verknäult. Doch obzusiegen vermochte so rasch keiner. Bald war der Große im Vorteil, bald bekam der Stämmige die Oberhand, hin und her wogte der Kampf auf dem mit starrem Heidekraut und Preiselbeerstauden bewachsenen Plan. »Lupf' ihn, Eber!« riefen die Jungen aufgeregt. »Armhebel, Erich!« rief Heimo, wider Willen mitgerissen. Aber weder das eine noch das andre gelang, und so gaben sie's nach einer Viertelstunde erhitzt und keuchend als unentschieden auf, denn sie hatten Wichtigeres zu tun.

Einen geeigneten Platz für das Feuer hatten die Jungen schon im Vorjahr ausgesucht, einen ebenen Geröllfleck, gegen das Drautal vorgeschoben, aber so knapp unter der Kammwölbung, daß der Holzstoß diesen noch überragte und also das Feuer auch am See gesehen werden konnte. Der Windbruch hatte im oberen Waldsaum wirklich arg gehaust, hatte von den jüngeren Fichten viele entwurzelt, geknickt oder ihnen die Wipfel abgesplittert; gelblich leuchteten die Bruchstellen aus dem Grün. Dürres Klaubholz und trockenes Reisig zum Unterzünden gab es ebenfalls massenhaft, dabei war der Wald kaum hundert Schritt von der flachen baumlosen Gipfelkuppe entfernt, und also griffen sie wacker zu. Axtschlag hallte, Äste brachen, schlanke Stämme wurden herbeigeschleift und im Viereck übereinandergelegt, höher und höher.

Die Glocken der Kirchen unten im Tal läuteten den Mittag ein, die einen früher, die andern später, wie eben die Uhren zu zeigen beliebten. Mit den leisen und volleren Tönen zugleich flogen lautlos die lichten Rauchwölkchen aus den Schornsteinen in die stille Luft und verschwebten. Die Heuernte war im Gang, von

den näheren Wiesen schritten die Leute truppweise zum Essen in die Dörfer, andre, die weitab vom Gehöft arbeiteten, lagerten sich im Schatten eines Haselbusches; weiße Hemdärmel, rote Kopftücher leuchteten, klein wie Wiesenblumen, herauf. Mit muscheligen Silberwellen wanderte der Fluß.

Auch die jungen Leute hielten Mittagsruhe. Sie aßen Brot mit Marmelade, tranken aus einer Quelle, die nicht weit vom Gipfel als eines Bächleins Ursprung zwischen Moos und Steinen hervorsickerte. Die Sonne stand in Scheitelhöhe, aber die Luft war frisch und leicht. Es roch kräftig nach Harz und Nadelwald. Die Bienen wühlten im goldgelben Johanniskraut, in Dosten und Dorant. Die Berge standen in sonniger Reinheit, und der See tief unten, von düsteren Tannen umschlossen, war wie ein Traum von Glanz und Licht. Deutlich konnten sie ihre Herma, ganz klein, am Uferrand erkennen.

Im Laufe des Nachmittags kamen von der Bahnstation im Drautal die andern Jungen mit Wimpel und Zupfgeige zur Feuerstätte heraufgestiegen, und nach ihnen stellte sich auch die Mädchengruppe ein, sechs frische Jungfräulein, von der großen blonden Herma geführt, die ebenfalls ihre Klampfe umgehängt trug und einen soliden Rucksack mit aufgeschnallter Wolldecke. Alle waren sie furchtbar neugierig auf Lorinser und Heimo, auch wohl ein wenig scheu und verlegen, doch das verflüchtigte sich rasch. Bald ging im lustigen Durcheinander der jungen Stimmen Geplauder und Gelächter hin und her, bis der rauhe Eberhard als Oberster der ganzen Schar sein Machtwort erschallen ließ und das lose Volk an seine Pflichten mahnte. Der Holzstoß war zwar fertig, doch es gab noch andres zu tun. Die Zelte mußten aufgeschlagen und vor allem das Abendessen mußte bereitet werden. Und da sich der Eber tagsüber bei tüchtiger Arbeit nur von Brot genährt hatte, erschien ihm jetzt eine grundlegende Mahlzeit als höchstes aller Gefühle. Für Herbert aber war es sehr erfreulich, zu hören, daß die Mädchen sich bereit erklärten, für alle zu kochen, und auch alle andern Jungen hatten durchaus nichts dagegen einzuwenden, denn sie hatten von ihren Köchen manchmal schon ganz schauerliche Dinge vorgesetzt bekommen, angebrannten Reis oder die Lorelei, einen schlatzigen Mehlpapp, von dem man überhaupt nicht wußte, was er bedeuten sollte: Schmarren, Nocken oder Mus.

Bald flackerten vier kleine Feuerlein unter den Hordenkesseln, und der Eber schnupperte mit geblähten Nüstern, wenn ihm ein Rüchlein an der Nase vorüberwehte. Es duftete recht lieblich, und er hätte gern gewußt, was da aus den mitgebrachten Vorräten zusammengedichtet wurde; aber die Mädchen verrieten nichts. Erdäpfel hatte der eine aus dem Rucksack gekramt, Mehl und Schweineschmalz der andre, ein dritter Speck, ein vierter Nudeln — es war ein ansehnlicher Haufen und alles so eingerichtet, daß sie ohne Milch und Ei bestehen konnten.

Zum Dank für die abgenommenen Küchenarbeiten stellten die Jungen — es waren mit dem Eber im ganzen neun — zwischen den Bäumen die Zelte auf, vier hatten sie und zwei die Mädchen. Lorinser war mitten unter ihnen, half mit und wurde allen ein lieber Freund. Heimo Rainer aber saß bei den Maiden, schnitt auf einem flachen Stein den Speck zu kleinen Würfeln, und wenn auch ein bißchen Sand dazukam, so konnte das weder den Wohlgeschmack beeinträchtigen noch dem Magen schaden. Alle waren jung, kerngesund und nicht verwöhnt. Dabei erzählte er allerhand Geschichten aus seinem langen Fahrtenleben, und die heiterste war wohl die:

»Es war vor vier Jahren in einer ungrischen Landstadt. Wir sind damals aus Siebenbürgen zurückgekommen und haben wohl recht mitgenommen und erbarmungswürdig ausgeschaut, denn wir waren bereits sechs Wochen unterwegs, und das bekommt weder den Stiefeln noch den Kleidern. Wir stehen auf dem Marktplatz und beraten, ob wir noch weitermarschieren oder hier eine Bleibe suchen sollen. Da tritt ein Mann im Kaftan zu uns, unverkennbar ein Jude, mit einem zwiegeteilten schwarzen Bart, und redet uns deutsch an und will wissen, was und woher wir sind. Nun, wir erzählen ihm von Siebenbürgen und von unsern Freilagern in den karpathischen Wäldern, von den langen Märschen, und daß wir müde Füße und fast kein Geld mehr haben. Er hat sichtlich Mitleid mit uns und wird gerührt und sagt immer wieder: »Gott, so arme Waserln! Mutterseelenallein in der Fremd'! Gott, was soll ich für Sie tun? Ich bin selbst ein armer Mann!« Plötzlich ruft er: »Warten Sie! Warten Sie! In einer Stund' bin ich wieder da!« und stürzt ins Kaffeehaus hinein. Das ist natürlich auch nur eine kleine Kneipe in einem einstöckigen Haus, und wir sehen ihn bald durch die Scheiben beim Fenster sitzen, mit noch zwei andern, die haben gewichste Schnurrbärte und dicke Silberketten, Gutsbesitzer oder Pferdehändler oder so was. Und dann spielen sie Karten, und wir wissen, der Jude spielt für uns. Und wir schauen von draußen zu und drücken uns die Nasen platt und grinsen, wenn der Jude gewinnt, und fluchen, wenn er verliert, und sind ganz beim Spiel, denn es ist ja jetzt unser Jude, der für unser Weiterkommen kämpft. Und nach einer Stunde kommt er heraus und überreicht uns einen Pack ungrische Banknoten: »Nehmen Sie!

Nehmen Sie!« Und als wir danken wollen, wehrt er ab: »Man tut, was man kann! Jeder, wie er kann! Gott soll Sie segnen!« Und dann empfiehlt er uns auch noch einem Grundbesitzer, der uns über Nacht bei sich behält.«

Noch manche absonderliche Erlebnisse berichtete Rainer den Mädchen, bis die blonde Herma auf einmal entsetzt ausrief: »Aber Heimo! Was treibst du denn? Du schneidest ja Feigen in den Speck hinein!« Und wirklich hatte er, absichtlich oder im Eifer des Erzählens, eine von den Kranzfeigen, die gleich den getrockneten Pflaumen als Mundvorrat sehr beliebt waren, zwischen die Finger bekommen und zu zerkleinern angefangen. Da wurde er ausgelacht und unterließ nunmehr seine Beteiligung an den Küchengeschäften, schaute lieber den schlanken Mädchen zu, wie sie, kraushaarig und braungebrannt, in heiterer Anmut bei den Feuerlein sich regten, mit Salz und Schmalz hantierten und manchmal leis ein Lied vor sich hinsangen, einzeln oder alle zusammen, indes vom Waldrand her der rauhe Lärm der Jungen erscholl. Und die Drosseln jauchzten, markig, klangvoll, nimmermüd.

»Zum Essen!« rief die Herma.

Was gab's zum Abendbrot? Der Eber grunzte zufrieden, als sie ihm seine Eßschale füllte. Grenadiermarsch gab's, eine grundlegende Sache: Nudeln und kleingeschnittene Kartoffeln mit Wurstscheiben zusammen gekocht und mit gebratenen Speckbrocken schön mundgerecht schlüpfrig gemacht. Aber hinterher tauchte ganz wider jedes Herkommen noch ein Gericht auf — o ja, es hatte doch etwas für sich, wenn man ab und zu einmal mit den Mädchen zusammen ausrückte, obwohl der grimme Eberhard sonst nicht viel davon hielt. Wasserspatzen gab es noch, in Schweinefett knusprig geröstet — mit Behagen wurde man satt, und in den Kesseln blieb nicht ein Bröselchen zurück.

Es war acht Uhr vorüber. Hinter den hohen, wild zerklüfteten Felsenbergen im Westen ging die Sonne, ein runder Schild von makellosem Gold, zur Ruhe. Sprühende Silberbänder säumten die zackigen Grate. Fast im selben Augenblick schwebte über den sanfteren Gipfeln im Osten der Vollmond herauf, riesengroß, blaß, nur wie ein schemenhaftes Nebelgebilde, verloren im unendlichen Blau. Der Abend spannte die traumstillen Schwingen weit. Schon lag das Tal im Schatten, in den Fenstern glimmerten Lichter auf, erst einzeln, nah und fern, dann immer mehr: gleich blitzenden Sternhaufen ruhten die Dörfer im Samt der Fluren verstreut.

Dunkler wurde der Himmel, Sterne kamen, der Mond gewann Leuchtkraft, schüttete bläulichen Schimmer über Täler und Höhen. Eine glühende Masse strömenden Feuers, vielfach gewunden schlang sich der Fluß durch die Landschaft. Und auch der See war schweres flüssiges Gold.

Auf einem Gipfel flackerte rötlicher Brand. Da gab der Eber das Zeichen zum Anzünden des Holzstoßes. Im Halbkreis standen die jungen Leute, die hellen Gewänder der Mädchen hoben sich freundlich vom schwarzen Hintergrund des Waldes ab. Kleine Flämmchen sprangen wie rote fauchende Katzen zwischen dem Reisig auf, wurden größer, reckten sich geschmeidig in Rauch und Glut. Die Stämme sangen, knackten, prasselten. Von Funken umtanzt, urgewaltig, riesenhaft schlug die blendende Lohe himmelan.

Nachtfalter surrten heran, plumpe Hirschkäfer taumelten hinein. Irgendwo strich mit ungnädigem Ruf ein Waldkauz ab.

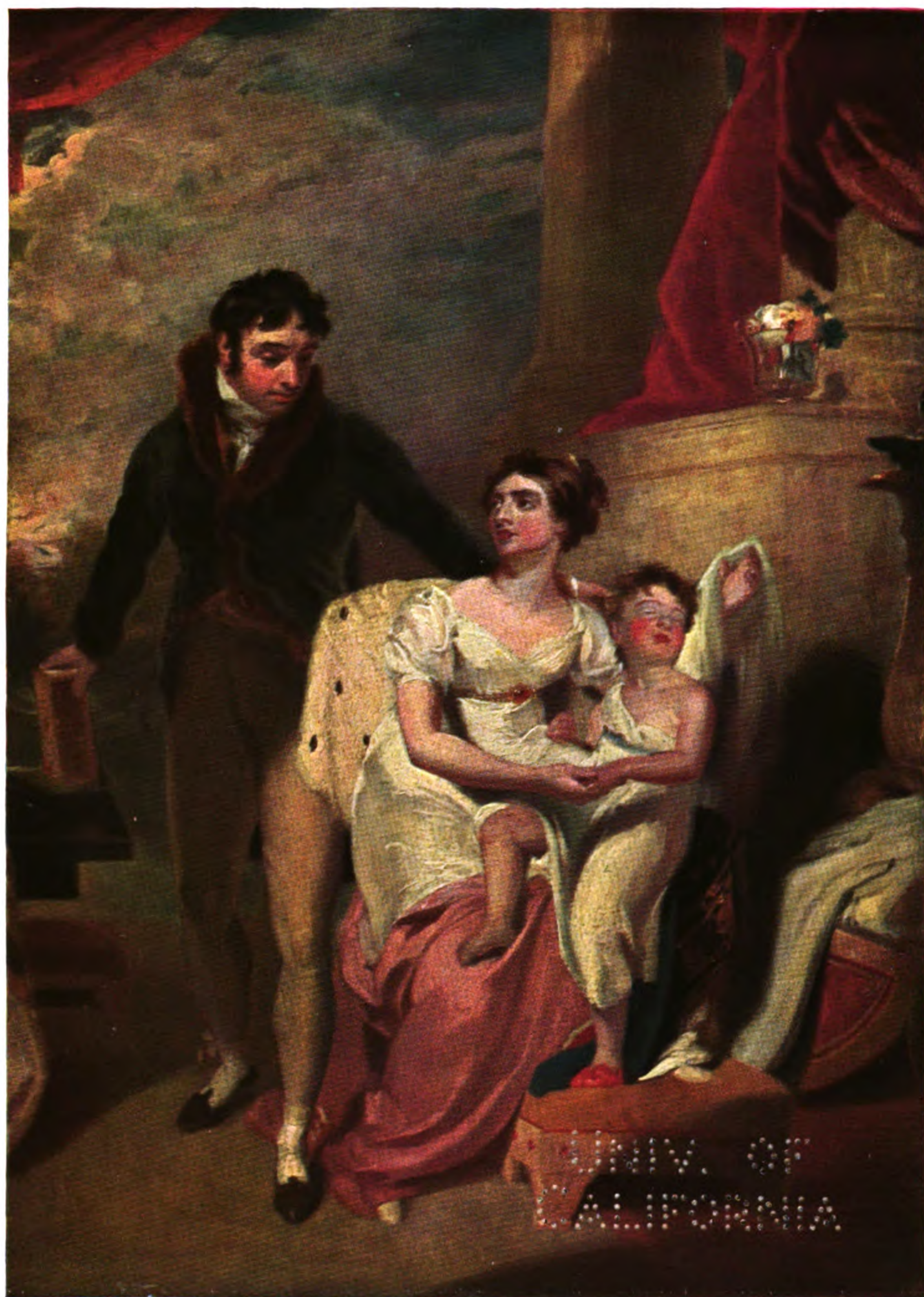
Und die Zupfgeigen erklangen, und weihevoll tönte in die Nacht hinaus das Lied:

»Flamme empor!
Siehe, dein Lodern zu sehen,
Vaterlands Söhne umstehen
Rings dich im Chor.
Leuchte hinein!
Weit in die heimischen Lande
Hoch von den Alpen zum Strande
Glimme der Schein!
Leuchtender Schein!
Siehe, wir singenden Paare
Schwören am Flammenaltare,
Deutsche zu sein!
Höre das Wort!
Vater, auf Leben und Sterben
Hilf uns die Freiheit erwerben!
Sei unser Hort!«

Und es war still. Nur die Flammen sausten und brausten und lachten heiß und wild. Und allenthalben, wohin das Auge blickte, von den Gipfeln, Almen, Vorbergen und den Hügeln im Tal, nah und fern, leuchteten jetzt, den Silberglanz des Mondes überstrahlend, die Höhenfeuer, zwanzig, fünfzig, hundert flackernde, rotglühende Häufchen. Und hoch darüber, in des Himmels stählerner Wölbung, funkelten die ewigen Sterne.

Heimo Rainer trat in den Halbkreis, der sich enger um ihn schloß.

»Brüder und Schwestern!« sprach er. »Hoch von den Alpen zum Strande glimmt der Schein, tönt die Bitte: Vater, auf Leben und Sterben hilf uns die Freiheit erwerben! — aber was wir erwerben wollen, müssen wir selber auch verdienen! Durch Zucht, durch Treue, durch Reinheit! Wie könnten wir je frei werden nach außen, wenn wir nicht mit allen unsern Kräften uns bemühen, zuvor erst innerlich frei zu werden? — Wir sind in jammervoller Not, doch viele achten des nicht oder wollen es nicht Wort haben. Sie leben in den Tag hin-


UNIV. OF
CALIFORNIA

Thomas Lawrence: Familienbild

ein nach alten liebgewordenen Gewohnheiten, gedankenlos, oberflächlich, verbrauchten Schlagworten und lässigen Moralbegriffen gemäß. Von diesem Alten und Verbrauchten müssen wir uns frei machen. Denn, nicht wahr? würden alle, die sich Christen nennen, nach den Lehren Christi wirklich leben: die Volksgemeinschaft wäre von selber und schon lange da! So aber leben sie nicht nach der Lehre dieses großen Künders der Nächstenliebe, sondern nach erstarrten Formen und Formeln und Äußerlichkeiten. Dieses Erstarrte, Äußerliche müssen wir in uns zerbrechen, wir müssen uns davon frei machen, damit der Heiland, das ist der Geist der gewaltigsten aller Sittenlehren, neu in uns geboren werde! Das ist das eine, das wir beim Scheine der reinen Flamme geloben wollen. Das zweite aber ist: Ihr lebt hart an der Grenze, und diese Grenze geht mitten durch das lebendige Fleisch unsers Volkes. Jenseits leben Brüder, die mehr noch als wir nach äußerer Freiheit lechzen. Ihrer dürft ihr nimmer vergessen! Und damit ihr dessen immer eingedenk seid, bringe ich euch den Feuerspruch unsrer deutschböhmischen Gaugenossen, die in Ketten gehen müssen, geknechtet und unfrei. Er lautet:

Wir stehen auf Grenzwacht, ihr Jungen!
Das Wort bedeutet Pflicht!
Drum wenn eure Lieder verklungen,
Vergeßt unsers Eides nicht,
Den wir unter Sternen geschworen
Bei heiliger Flamme Schein,
Sagt's laut allen feindlichen Ohren:
Deutsche wollen wir sein!
Wollen den Posten halten,
Auf dem wir nun einmal stehn
Und, fügt es des Schicksals Walten,
Mit Ehren zugrunde gehn!

Und es war Schweigen. Nur die Flammen sausten und brausten und loderten heiß und wild. Und dann kam, zum leisen Klingen der Saiten, wie von selbst Beethovens Opferlied:

»Die Flamme lodert, milder Schein
Durchglüht den düstern Eichenhain
Und Weihrauchdüfte wallen.
O neig' ein gnädig Ohr zu mir
Und laß des Jünglings Opfer dir,
Du Höchster, wohlgefallen.

Sei stets der Freiheit Wehr und Schild!
Dein Lebensgeist durchatme mild
Luft, Erde, Feu'r und Fluten.
Gib mir als Jüngling und als Greis
Am väterlichen Herd, o Zeus,
Das Schöne zu dem Guten!«

Ein Raunen ging durch den Kreis, ein Tuscheln und Flüstern: »Erich! Auch Erich soll uns etwas sagen!«

Doch der war in allen Tiefen aufgewühlt, weil er wieder einmal in jungen Herzen den Widerhall dessen erlebte, wofür er seit Jahren mit Wort, Schrift und Tat sich einsetzte. Und das kühne Antlitz von goldenem Schein umloht, sagte er nur mit schwingender Stimme: »Laßt das Feuer sprechen! Sehet die Kraft der aufwärtslodernden Flamme, wie sie in das Dunkel greift und es lichtet! Ehrt die gewaltige, stumme, lichtbringende Kraft! Schaut, fühlt und schweigt!«

Da blieben alle reglos und sahen mit leuchtenden Augen und übervollen Herzen dem Walten des Feuers zu, bis es in sich zusammensank und schwelte und verglomm.

Leuchtkäfer flogen.

Und nichts war mehr auf der baumlosen Kuppe als der blaue Glanz des Mondes, und unten der Lichtschein der Menschenwohnungen, und oben der Trost der unwandelbaren Sterne.

Sie sprachen nicht mehr viel. Einer, die Stange mit dem Wimpel in der Hand, die mit Wasser gefüllten Hordenkessel neben sich, blieb als Brandwache neben dem verglosenden Feuer und sollte in zwei Stunden abgelöst werden. Die andern suchten die Zelte auf.

Eine Weile noch war Unruhe, Bewegung, Plaudern, Lachen. Dann verwehte auch das. Bis mit einem Male der liebe Alt der großen blonden Herma aufklang und die Mädchen alle unter den Zelttüchern sangen:

»Guten Abend, gut' Nacht
Mit Rosen bedacht,
Mit Näglein besteckt,
Schlupf' unter die Deck',
Morgen früh, wenn Gott will,
Wirst du wieder geweckt...«

»Gute Nacht!« — »Gute Nacht!«

Hie und da noch ein Räuspern, Rekeln, tiefes Auf- und Ausatmen. Unbeweglich stand der Wächter neben seinem Banner.

Mütterlich nahm die Nacht Deutschlands gute Kinder in ihren Arm.

Und über ihnen strahlten hell die ewigen Sterne.

(Schluß folgt.)

Leuchten im Winterwald

Kein Laut auf weiter Halde,
Die Hügel schneeverweht.
Doch tief versteckt im Walde
Ein leises Rauschen geht.

Dort sprengt des Baches Welle
Des Winters Eisgestein
Und wandert über die Schwelle
Der Nacht in den Tag hinein.

So sollst auch du erwachen,
Mein Herz, aus Qual und Not,
Und wieder freudig lachen
Ins leuchtende Morgenrot.

Heinrich Gutberlet

Pestalozzi

Zu seinem hundertsten Todestage am 17. Februar 1927

Von Heinrich Karstens (Kiel)

Kein Wort ist in unserm nüchtern rechnenden Zeitalter so in Verruf gekommen wie das Wort Schwärmer. Man hängt es jedem an, für den »Gut, Ehr', Kind und Weib« nicht zu jeder Stunde die wichtigsten Güter dieser Welt sind, und der auch nach noch so vielen Enttäuschungen und Fehlläufen an das Gute im Menschen fest und handelnd glaubt. Ja, sobald sich einer nur um ein Geringes über die Einmaleinsrechnung des Hühnerhofes erhebt, gilt er als Schwärmer, Phantast und Wolkenkuckucksheimer, der auf dieser Welt ernstlich nicht mitzureden habe. Ob wohl ein Erzieher und Lehrer, der nie ganz festen Boden unter seinen Füßen hat, etwas andres sein kann als Schwärmer in diesem guten Sinn, als Idealist und Verfechter tiefsten religiösen Strebens?

Pestalozzi ist zeit seines Lebens ein Schwärmer dieser Art gewesen. Mit verträumten Augen stolpert er durch seine Kinderwelt, stößt sein linkischer Körper sich wund in den dunklen, freudlosen Winkeln damaligen Schullebens, läßt sich hänseln von den Überlegenen, ausnützen von den Argen und bleibt immer doch der gutmütige Dummhans des Märchens. — In der Wahl des Berufs zeigt es sich auch. Obwohl ihm aus gut bürgerlichem Stande die ehrenvollen und sättigenden Berufe der Theologie und der Rechtswissenschaft sich öffnen, entscheidet er sich für den mißachtetsten, den des Schullehrers, des Armenlehrers, bei dem in jener Zeit weder Seide zu spinnen noch Ehre zu gewinnen war.

Aber ihn jammert des Volkes, das in seinen höheren Ständen aller geilen Lust voll ist und voll Verachtung auf die dumme, vertierte Masse herabsieht, in seinen unteren Schichten aber von Roheit, Unsittlichkeit und Haß gegen die Reichen angefault ist. Unendliche Trauer läßt ihn oft nicht in Schlaf kommen. Aber nach jahrelangem Grübeln wird ihm plötzlich die Erleuchtung, daß nur durch Bildung und bessere Erziehung die Quellen alles Elends zu stopfen sind. Der Veredelung des Menschengeschlechts durch Erziehung und Lehre, ja, ihr will er fortan Gut und Geld, Gesundheit, sein ganzes Leben opfern. Aber überall greift seine tastende, unsichere Hand in die Dornverhaue menschlicher Begrenztheit. Unpraktisch in allen geschäftlichen Dingen, vertrauensselig, verschwenderisch in seiner Liebe, ist er mehr als einmal dem Bankerott nahe, umschwirren ihn die Steinwürfe des höhnenden Pöbels: »Andern hat er geholfen und kann sich selber nicht helfen« Aber nie verzweifelt er, und seine Antwort ist immer nur Güte und Verzeihen. Er schreibt den welterschütternden Roman »Lienhard und Gertrud«, der seinen Namen neben den Goethes und Schillers stellt, und verkauft den Druckbogen für — sechs Taler. Was kümmert ihn das Meckern blöder, stumpfsinniger Toren um ihn herum?

Als 1798 der Krieg seine Heimat mit Not, Armut und Verelendung überzieht, da erbettelt er sich von dem Vorstand der katholischen Stadt Stanz ein leeres Haus, sammelt achtzig Bettelkinder um sich und ist selig wie ein Kind, ihnen, den Verlausten, Verkrätzten und sittlich Verkommenen Vater, Mutter, Erzieher und Lehrer sein zu dürfen. Tag und Nacht ist er um sie, am Morgen der erste, am Abend der letzte. Er ißt, schläft und spielt mit ihnen, trocknet ihre Tränen, verbindet ihre Schwären, und noch im Dunkeln, nachdem er die Helläugigen mit einem Abendgebet zu Bett gebracht hat, bitten sie ihn, bei ihnen zu bleiben und sie zu unterrichten. Und er bleibt, bis fingernde Wißbegier, lallende Kinderträume ihn in eigne Träume hinüberziehen.

Der Flecken Altdorf wird durch eine Feuersbrunst zerstört. Da ist es Pestalozzi, der mit Zustimmung seiner Kinderschar zwanzig der obdachlos gewordenen Kinder aufnimmt und das Brot mit ihnen teilt. — »Ist es wirklich euer fester Wille, um dieser Fremden willen noch mehr zu entbehren, ja wohl gar ein wenig zu hungern?« — »Ja, ja,« rufen sie da alle in übergroßem Jubel und Helferdrang. So übermächtig hat das Schwärmerherz Pestalozzis ihr eignes, vor kurzem noch so kaltes, erloschenes, zum Glühen gebracht.

Aber die Freude dauert nicht lange. Die Franzosen besetzen Land, Stadt und Haus, und Vater Pestalozzi muß seine Schar unter bitteren Tränen und den schlimmsten Befürchtungen um ihre weitere Zukunft wieder zerstreuen. Herzeleid, Sorgen ohne Ende, Anstrengungen und Entbehrungen werfen ihn aufs Krankenlager, und vor seinen fiebrigen Augen zieht Kindernot ohne Ende vorüber. Kaum ist er wiederhergestellt, da eilt er nach Burgdorf und wird dort, außerhalb der Stadt, auf sein flehentliches Bitten — er, ein König im Reich der Erziehung — als Unterlehrer ohne Gehalt angestellt. Seine flatternde, schwärmende Seele muß irgendwo an Kinderherzen sich ausruhen. Aber den Bauern mißfällt seine Weise. Er läßt seine Kinder nicht genug den Heidelberger Katechismus lernen. Denken und reden können, denken sie, was braucht es der Bauer? Dumpf mögen sie ahnen, daß dieser Schwarmgeist dereinst aller billigen Kinderarbeit auf Kartoffel- und Rübenacker ein Ende machen wird.

So hängt sich immer wieder an seine Schwarmgedanken das Bleigewicht hämischen Undanks, die höhnende Kette dörfischer Gebundenheit. Aber nur ganz leise wehrt er ab, läßt

sie höhnen. Sein Reich ist nicht von dieser Zeit. Das liegt weit in der Zukunft, wenn diese Knaben und Mädchen vor ihm Männer und Frauen geworden sind und ihre Kinder lehren.

Als nach acht Monaten die Aufsichtsbehörde, wohl auf wiederholte Beschwerde, zur Prüfung erscheint und ihr aus blitzenden Kinderaugen zukunftstarke Jugendkraft entgegenleuchtet, da beugt sie sich betroffen vor der Überlegenheit dieses häßlichen und verhutzelten Männerantlitzes. Aber schon sind seine körperlichen Kräfte wieder am Ende. So sehr gibt er sich als echter Schwärmer ganz hin, als wäre alles Leben ein Opfergang.

Mit tiefstem Leid verkoppelt sich dann die Erfüllung seines Lebens. In demselben Jahre, 1801, als er endlich sein lange erträumtes Erziehungsinstitut eröffnen kann, stirbt ihm sein einziger Sohn. Was ihn noch an die Enge persönlichen Wünschens hat binden können, das löst sich von ihm. In steilem Anfluge fliegt seine Seele zur Höhe. Fünfundfünfzig Jahre ist er alt, als er das über die Ozeane hin berühmt gewordene Institut zu Burgdorf aufschließt — seine Schaffenskraft ist die eines Dreißigjährigen. Klar und deutlich liegen Weg und Plan seines Lebens vor ihm. Und er sieht's mit den Seheraugen des Gotterfüllten, und er läßt sich treiben von der Windsbraut des Heiligen, erglühen von der Flamme schlackenloser Menschenliebe. So wird ihm Erziehung des Menschen Erstes und Höchstes. Um aber erziehen zu können, muß er lehren und unterrichten. Seine Unterrichts- und Erziehungserfolge setzen die Welt in Erstaunen. Aus totem Gestein schlägt er sprudelndes Quellwasser. Wer lange ungläubig beiseite stand, nicht glauben konnte oder wollte an die Möglichkeit innerer Umgestaltung, der fleht ihn bettelnd an, ihn wenigstens in den Vorhof seiner Gralsrunde aufzunehmen. Aus ganz Europa pilgert man zu ihm hin. Die führenden Männer der Wissenschaft, Fichte und Humboldt, Staatsmänner wie Altenstein und der immer noch jugendliche Freiherr vom Stein erhoffen von seiner Arbeit den Wiederaufbau der zusammengebrochenen Staaten. Ein Kreis bedeutendster Schulmänner aus ganz Europa hockt zu ihm nieder, begeistert sich an Wort, Geste und Tat dieses seltenen Mannes, schafft, plant, erfindet mit ihm im herrlichsten Feuereifer. Die Geburtsstunde der deutschen Volksschule ist gekommen. Überall hin fliegen die Burgdorfschen Samenkörner des pädagogischen Naturalismus, des Anschauungs- und Elementarunterrichts, der Selbsttätigkeit und der formalen Kräftebildung. Preußens König ist es vor allem, begeistert auch durch seine Luise, der seinem von Beamtenwillkür bevormundeten Volke die Segnungen der Selbstverwaltung durch eine allgemeine Volksschulbildung erschließen läßt.



Johann Heinrich Pestalozzi
Nach dem Gemälde von F. G. Schöner

Und doch denkt Pestalozzi, der selber weit mehr Schöpfer als Organisator ist, zunächst gar nicht an eine staatlich organisierte Volksschule. Dazu ist sein Erziehungssystem viel zu elementar und naturhaft. Die allernatürlichste Keimzelle des Lebens, die Familie, soll ihm auch die Keimzelle einer neuen Sittlichkeit sein. Vater und Mutter, die Schöpfer des physischen Lebens, sollen auch die Quellen sein, in denen die Seele ihres Kindes täglich sich läutert. Vor allem der Mutter weist Pestalozzi wieder den Platz zu, den sie im deutschen Volksbewußtsein stets gehabt hat: Priesterin des Hauses, Hüterin »göttlich gegebener menschlicher« Triebe zu sein. Echte, wahre Mutterliebe ist ihm das Mittel zur Entwicklung der edelsten Kräfte im Kinde. Ist sie einmal da, so braucht nur der Gegenstand des Vertrauens, des Glaubens und der Liebe zu wechseln, und der veredelte, der religiöse Mensch steht vor uns. Dieser Wechsel geschieht wieder durch die Mutter. Wen die Mutter liebt, den liebt auch das Kind; woran die Mutter glaubt, daran glaubt auch das Kind. So geht das Vertrauen, der Glaube, die Liebe zum Men-

schengeschlecht und zu Gott unmittelbar von der Mutter auf das Kind über, nachdem durch sie selbst die Elementarkräfte des Vertrauens, des Glaubens und der Liebe geweckt waren.

Deutsche Mütter, kniet vor Pestalozzis Büste! Keiner hat mehr vor deutscher Frauenwürde gekniet als er. Keiner, auch nicht Schiller und Jean Paul, hat Frauenverdienst höher erhoben als er. Die meisten seiner Bücher sind für Mütter geschrieben: »Lienhard und Gertrud«, »Christoph und Else«, »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt« und auch »Das Buch der Mütter«. Seine Gertrud, zu der er zweifellos alle Wesenszüge von seiner vielgeliebten Frau Anna Schultheß genommen hat, ist ein rührendes Vorbild mütterlicher und häuslicher Tätigkeit. In einer Zeit, als durch Napoleons furchtbare Kriegsgeißel die Völker aus ihrer Ruhe aufgepeitscht werden, als hin und her flutende Heere auch den entlegensten Frieden aufscheuchen, da entdeckt Pestalozzi wieder die Wohnstubenkraft, den Zauber der von einer frommen Mutter betreuten Heimstätte.

Die höchsten Aufgaben des Menschengeschlechts weist er wieder der Mutter zu. Sie soll nicht nur Kinder gebären in schmerzensreichen Wehen, sie soll sie täglich neu aus dem tiefsten Wesen ihrer Mütterlichkeit gebären, dem Quellborn aller Natürlichkeit und aller echten ewigen Religion zugleich. An frommer Mutterhand durchs goldene Kinderland gehen, schauend, prüfend, denkend, bewundernd, ohne angelerntes Buchwissen, ohne voreiligen Schluß, frühreife Abstraktion und vorschnelle Bindung, zu keinem andern Zweck als zur Entfaltung aller im Kinde liegenden Anlagen — das ist ihm die idealste Form alles erziehenden Unterrichts.

In dieser Mütterlichkeit seines Erziehungssystems liegt dessen Erdgebundenheit, seine Natürlichkeit, sein Rationalismus; aus dieser Mütterlichkeit entspringt aber auch seine kindliche, lebensfrohe und sternenweite Religion. Gleich dem Christentum entspringt sie dem ewigen Schoß alles Mütterlichen, wird erdgebunden, behaftet mit allem Erdenschweren der Zahl, Form und Sprache, verknüpft mit aller Not geistigen Ringens, aber auch mit aller Seligkeit innerer Befreiung, um so immer reicher und schöner zu edler Menschlichkeit sich zu entfalten.

Über ihre Kraft und Tiefe läßt sich nicht streiten, so sehr es auch immer Dunkelmänner, ja selbst einige seiner Mitarbeiter versucht haben. Bei keinem andern hat der Rationalismus sie weicher, tiefer in das Wesen des Christentums gebettet als bei ihm. Sein ganzes Leben, die Summe seiner Kräfte ist unter ihr Kreuz und unter ihre Gloriole gestellt. Nichts für sich, alles für andre. Und »andre« nicht in der Enge konfessioneller oder nationaler Zugehörigkeit verstanden, sondern in der Weite, die Christus selbst allen vorgelebt hat. Schon in seinen jüngeren Jahren verwendet er das nicht unbedeutende Vermögen seiner Frau für seine gemeinnützigen Zwecke, und noch in seinem hilflosen Alter, als durch die starke Unterstützung des russischen Kaisers und des preußischen Königs eine Gesamtausgabe seiner Werke ermöglicht wird, bestimmt er den ganzen Ertrag von 50 000 Frank für seine Erziehungsanstalt für Waisenkinder. Niemals wird seine Religion Formel, nirgends Geste. Das Pathos seiner Zeit wird in ihm selbstverständliche Tat. »Könnte ich die ganze Welt gewinnen, litte aber Schaden an meinem Kinde, was würde ich mit allem dem zum Gegenwert für dasselbe gewinnen?« Leben, Pädagogik und Religion dieses Einzigartigen liegen darin beschlossen. Aus Religion lebt er nicht nur für das Kind, er wird, wie Christus es fordert, selbst zum Kinde, zum uneigennützigen, selbstlosen Schwärmer. Was sein dankbares Schweizer Volk ihm 1846 auf seinen Grabstein setzte, hat auch heute noch nichts an Wahrheit verloren:

Hier ruhet Heinrich Pestalozzi, geboren in Zürich, den 12. Januar 1746, gestorben in Brug, den 17. Hornung 1827 / Retter der Armen auf Neuhof, in Stanz Vater der Waisen / in München-Buchsee Gründer der neuen Volksschule, in Yverdun Erzieher der Menschheit — Mensch, Christ, Bürger, alles für andre, für sich nichts. Friede seiner Asche.

Der Skepsis unsrer Tage wird Pestalozzis Persönlichkeit und ihr Einfluß auf seine Mit- und Nachwelt, der heute noch nicht beendet ist, immer ein Rätsel bleiben. Von hinfälligem, unschönem Körper, unpraktisch, ohne organisatorische Kraft, schwerfällig im Stil, umständlich selbst in der praktischen Handhabung seines Systems, wie manche seiner Bücher für unsre Zeit nahezu unlesbar sind, muß er mit seinen beispiellosen Erfolgen allen denen unbegreiflich erscheinen, die nicht an die Erziehungsmöglichkeit der Völker durch die Macht des rein Geistigen glauben. Nur in einer geheimnisvollen, schicksalhaft notwendigen Ausstrahlung all seiner Kräfte, wundersam durch eine geschlossene Persönlichkeit zusammengefaßt, liegt Pestalozzis welterzieherische Bedeutung erklärt. Durch sie wird er zum Heros seines Jahrhunderts, neben dem Napoleons blutroter Ruhmesstern mehr und mehr verblaßt, zum Revolutionär alles geistig Elementaren, zum Wegbereiter aller Volksbildungskräfte, die das 19. Jahrhundert in seinem Reichtum, seiner wirtschaftlichen Wucht und zivilisatorischen Breite bestimmen, und die auch in ihren innerpolitischen Folgen ohne die üblen Gärungserscheinungen geblieben wären, wenn man den technischen Ausbau des Pestalozzischen Schul- und Unterrichtssystems überall auch mit der Kraft seiner religiösen und volksbeglückenden Erzieherpersönlichkeit hätte erfüllen können.



Schloß Tirol bei Meran gegen West

Südtirol

Text und Bilder von dem Tiroler Maler Julius v. Kaan-Albest

Südtirol — das Wort hat einen bedeutsamen Klang weit hinaus über die europäischen Lande, wie selten ein andrer geographischer Begriff, denn es erweckt im Herzen derer, die das Land kennen, die heiße Sehnsucht und Erinnerung, und bei denen, die es nicht kennen, die ideale Vorstellung zauberhafter Naturschönheit. Farben und Formen sind es, nach denen sich der in nüchterner Umgebung lebende Mensch sehnt. Die aber gibt es auch in der Heimat. Denn Heimat ist alles geblieben, was unsre deutsche Sprache spricht, ja, die Liebe ist stärker geworden zu unsrer Landsmannschaft, und die politischen Grenzen können uns nie eine Trenngrenze bedeuten von unsern Landsleuten, den Brüdern im äußersten Süden. Die Alpen haben stets Natur- und Sportfreunde aus aller Herren Ländern angezogen, und im besonderen war es Tirol als wichtigstes Verbindungsland zwischen Bayern und Italien, das auch in strenger Wahrung seiner Geschlossenheit von alters her einen eignen Typus in Land und Leuten darstellte.

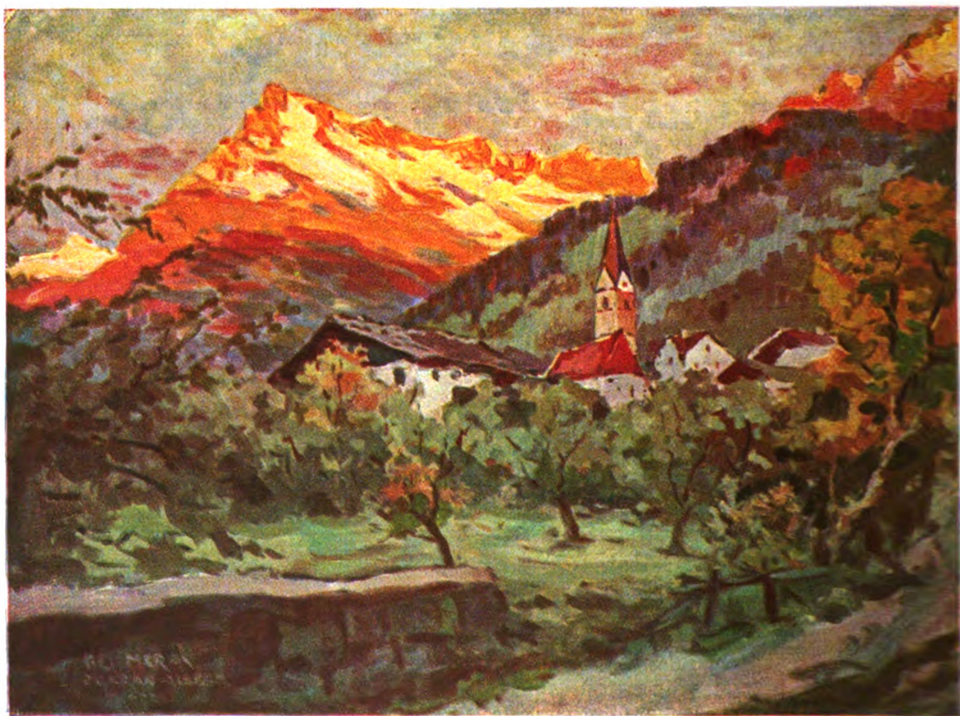
Verbindend, nicht trennend zieht die große Talfurche quer durch die Alpen von Norden nach Süden, aufwärts bis zur Brennerhöhe und südwärts allmählich verlaufend bis in die oberitalienische Ebene. In den ältesten Zeiten, als die Gletscher der letzten Eiszeit längst in die Alpenvorlande abgeglitten waren, regte sich in dieser großen Brennerfurche das Leben von Tier und Urmensch, wo alle andern höhergelegenen Gebiete noch in schweigendes Eis gehüllt waren. Nomadisierende Jäger bevölkerten das Tal, besonders südlich der Brennerhöhe am Sonnenhang, aus dem schon damals der rotglühende Dolomit, an den senkrechten Wänden schneefrei, emporragte, während im Norden der Berg noch eine geschlossene Eisdecke zeigte. Je wärmer im Laufe der Jahrhunderte das Klima wurde, desto reifer wurde der Boden unter der arbeitenden Faust des Ureinwohners, der allmählich seßhaft wurde und die ersten Regungen der Heimatliebe empfand. Längst waren auch schon die Seitentäler frei vom Eise, und so war ein Netz von Siedlungslinien entstanden, in dem sich das rätische Volk einnistete, ohne Widerstand und ohne Widersacher, indessen die Sonne ihr Wunderwerk an Wiesen und Wäldern vollendet hatte.

In der Nähe des Brennerpasses, dort, wo heute Matrei und Sterzing liegen, bildeten sich die ersten Kulturstätten, wie zahlreiche Funde aus der Stein- und Eisenzeit beweisen; Haus-, Jagd- und Ackergeräte zeugen von der

ersten friedlichen Kultur, nur zu bald aber auch Waffen aller Art von den Störungen des Alpenfriedens durch fremde Eindringlinge aus dem Norden, besonders aber aus dem Süden, so daß sich die Notwendigkeit zur Verteidigung ergab. Die Berge selbst wurden zu Festungen, es erstanden Wallburgen auf den in die Täler vorspringenden Kuppen als Ahnenstätten der späteren Ritterburgen. Das rätische Volk trat jetzt in einen langwierigen und erbitterten Kampf mit den Römern, der Kampf ging um Sein oder Nichtsein, denn es war keine friedliche Einwanderung, wie schon Jahrzehnte vorher aus dem Norden durch germanische Stämme, die entweder nur durchzogen, wie die Zimbern und Teutonen, oder, sich mischend mit dem rätischen Stamm, dauernde Siedlungen bauten. Eine reiche Geschichte erlebt das Land Tirol, und die Ereignisse klingen meist mit dem Ziel Südtirol aus, wo sich die Täler weiten, wo die Bedingungen zu großen Siedlungen deutlich gezeichnet waren, rein topographisch und klimatisch.

Man mag sich das Südtirol dieses frühen Altertums vorstellen: Dort, wo heute die Bergriegel als stumme Zeugen ins Tal blicken, thronten die mächtigen Wallburgen der Räter, trotzend dem Ansturm der römischen Legionen, bis sie den »Siegern« erlagen. Wo heute die Bahn und die breite Brennerstraße den wilden Eisack und die Etsch begleitet, da zogen die gewaltigen Heerscharen ins Land, flußaufwärts, weit in die Urwälder von Nordtirol herauf. Aber nicht nur auf der alten Straße über den Brenner drangen die Römer vor, um die mit Deutschen stark vermischten Räter zu vertreiben, sondern auch aus dem Vintschgau über Obermais, Jaufen und Sterzing sowie über Kastelruth, St. Ulrich im Grödner Tal flutete die »walsche Gefahr«, wie sie heute der Tiroler nennt, wobei das Becken von Bozen von dem römischen Feldherrn als Ausgangspunkt genommen wurde. Die heute so bekannte Reiselinie Sterzing—Meran über den Jaufenpaß spielt übrigens schon hundert Jahre früher eine Rolle beim Einfall der Germanen, der Zimbern und der Tiguriner vom Norden nach dem Süden, denn diese nahmen denselben Weg, allerdings unter ganz andern Verhältnissen.

Man mag sich im geistigen Bilde diese Germanenscharen vorstellen: aus dem rauhen Norden, eine neue Heimat suchend, also mit Sack und Pack, mit Weib und Kind, und die Überlieferung erzählt zum erstenmal von dem Gebrauch großer Holzschilder, auf denen man die steilen Schneeflächen abwärts glitt. Wenn in Tirol so viel beredte Zeugen der Vergangenheit gefunden wurden, die uns von den Niederlassungen der Römer erzählten, so konnten die Römer doch



Algund bei Meran



Welschnosen am Fuße des Rosengartens

nicht dauernd seßhaft werden, weil das Volk der Berge nicht so leicht zu erobern war. Aus diesem Grunde fanden auch die fliehenden Christen ihren Weg und ihren Schutz in den Bergen, und nirgends war der Boden günstiger zur Errichtung von Christenstätten als in Südtirol. Anfangs boten die hochgelegenen Burgen ausreichende Zuflucht, bis bei zunehmender Sicherheit Kirchen und Klöster erstanden, in Brixen, in Trient und auch in den einsamen Hochtälern, wie St. Annaberg im Hochtale des Vintschgau.

Hier und im Pustertal waren die Bajuvaren seßhaft, und aus ihrem Stamme folgten im 8. Jahrhundert die Bayernherzöge, die sich den eindringenden Slawen entgegenstellten. Der Herzog Agilulf war es, der sich im Pustertal den neuen Eindringlingen zur Wehr setzte und ihre Massen aufhielt. Innichen, eins der ältesten großen Klöster in Tirol, ist das Wahrzeichen des großen Sieges, der auf Jahrhunderte hinaus den deutschen Charakter von Südtirol sicherte. Wenn wir später von einer deutschen Sprachgrenze bei der Salurner Klause hören, so waren vorher schon viele deutsche Gebiete südlich von Salurn preisgegeben worden, denn von deutschen Fürsten besetzt war der Bischofsstuhl von Trient, deutsch war das Hochplateau von Lafraun mit den sieben Gemeinden, und dem lag noch vor die deutsche Mark Verona.

Wir wollen aber bei unserm Burgenlande bleiben und von seinem Glanze erzählen in der deutschen Ritterzeit. Die Raubrittersitze, wie Adlerhorste an den Felshängen, sollten auch bessere Zeiten sehen. Es kamen die Zeiten der großen Turnierspiele und des Minnegesanges ins Land, hell erklingen die Namen Walther von der Vogelweide und Ulrich von Wolkenstein und vieler andrer. Die großen Edelsitze werden die Schauplätze glänzender Festlichkeiten, und die kalten Mauern genügen nicht mehr dem steigenden Bedürfnis nach Schönheit. Es kommen Künstler ins Land, Baumeister, Bildhauer, Maler, und die deutsche Kunst feiert unter der Sonne der südlichen Berge ihre größten Triumphe: die deutsche Gotik siegt über den Romanismus, die hochragende Spitzform nach dem



Bauer aus Kastelruth

großen Modell der Rosengartengruppe mit ihren Türmen beherrscht die Bauformen, und jedes kleinste Dörflein erhält so seine charakteristische Silhouette.

Gotteshäuser, Schlösser und Ratsstuben wurden die Stätten edelster Kunstbetätigung. Aus deutschen Gauen kamen die Künstler und Handwerker, aus Ulm, aus Nürnberg und München, um deutsche Kunst aufzubauen. Wo lange vordem schon germanische Formen durch die Langobarden und andre Volksstämme Eingang gefunden hatten, wie an den Portalen im Schloß Tirol bei Meran, in Trient und in Brixen, da gediehen jetzt die Bildhauer- und Malerschulen, von denen wiederum die berühmteste die Brixener Schule war. Um die Wende des 15. Jahrhunderts schuf Michael Pacher seine weltberühmten Altäre, Maler und Bildhauer zugleich, wie es die damalige Zeit forderte. Die deutsche Gotik, echt, wahr und rein in Verbindung mit der Naturpracht der Südtiroler Berge, war so recht der Ausdruck der gottesfürchtigen Seele seiner Bewohner. Darum war sie auch fremden Einflüssen so abhold. Der Fortschritt und die Akademik der Kunst, die im reifen Italien rein schulgemäß in die Höhe ging, konnten die echte Tiroler Kunst nicht stark beeinflussen. Vom ältesten Christusbilde im Kloster zu Innichen ausgehend, bis in die Blüte der Gotik hinein, können wir an allen figürlichen Darstellungen die Wahrnehmung machen, daß der Tiroler seinen Gottesglauben auszudrücken verstand in Haltung und Ausdruck, ohne sich an die enggezogenen Gesetze der Kunst zu halten. So innig und herzenstreu, wie diese Kunst war, paßte sie in die Ursprünglichkeit und Urwüchsigkeit der Bewohner. Kein Geringerer als Albrecht Dürer, der Meister der deutschen Madonnengestalten, hat diese Tatsache zum Studium seiner Kunstreise gemacht, die ihn nach Südtirol führte. Auf einer stillen Bank bei Klausen am Eisack ist sein Name verewigt, an der Stelle, wo er seine berühmte Zeichnung vom Kloster Säben mit dem Orte Klausen machte. Jahrhunderte vorher hat hier Walther von der Vogelweide gesungen, dessen Bildnis heute noch in der Ratsstube prangt, und Jahrhunderte später entsproß hier der große geistliche Held Pater Haspinger, der den Verteidigern von Tirol in der Schlacht am Berg Isel das Kreuz



Bauer aus Kastelruth



Sonntagnachmittag in der Wirtshausstube in Welschnofen am Rosengarten

vorantrug zum Siege. So schließen sich die Ereignisse der Tiroler Geschichte in Südtirol.

Wenn wir heute am Waltherplatz in Bozen vor dem Leuchtturm der deutschen Dichtung, dem herrlichen Denkmal des großen Minnesängers, stehen, so erfreut unser Auge der Turm der Pfarrkirche, ein Meisterwerk deutscher Bildhauerkunst im wahrsten Sinne des Wortes, wie überhaupt der ganze Kirchenbau mit dem Kircheninneren, wie in den Städten und in jedem kleinsten Dorf die harmonische Eingliederung der Kirchen- und Burgenformen in die romantische Landschaft, die liebevolle und innigfromme Ausstattung durch Bilderschmuck und reiche Ornamentik. Aber auch außerhalb der Gotteshäuser begegnet uns auf Schritt und Tritt der fromme Sinn der Tiroler in den zahlreichen Bildstöcken, deren Heimat und Ursprung hier zu suchen ist. Es hat sich bei diesen Bildstöcken sehr oft auch das Laienkünstlertum, dem Tiroler angeboren, stark betätigt, besonders bei den vielen sogenannten Marterln zum Gedenken an irgendeinen Unfall. Allerdings hat insbesondere der Weltkrieg dazu beigetragen, daß Südtirol als ein viel und lange umstrittenes und bis zum Schluß unbesiegtes Stück in der Alpenkampffront das ganze Leid einer furchtbaren Katastrophe auf sich nehmen mußte, und der blutgetränkte Boden vom Ortler über den Tonale und Adamello und ostwärts weiter bis zur Kärntner Grenze ein großer Friedhof wurde, ein Friedhof der tapferen deutschen Helden, die bis zum Tode treu die Wacht in den Dolomiten ihrer Heimat hielten. Als Augenzeugen und Mitkämpfer war dem Verfasser dieser Zeilen Gelegenheit geboten, diese Tatsache in zahlreichen Bildern der Nachwelt zu erhalten.

Treu seiner Heimat und seinen heimischen Gewohnheiten, hat der Tiroler besonders in den Seitentälern von Südtirol seinen angeborenen Formensinn sehr oft praktisch betätigt und so die Bildschnitzerei zu hoher Blüte gebracht. Im Mittelpunkt dieser Volkskunst steht das Grödner Tal. Der gleiche Vorgang war in Bayern zu dieser Zeit zu beobachten, und bald treten auch die beiden Gebiete miteinander in Verbindung. Zwischen Gröden und Oberammergau bildet sich ein regelrechter Handels- und Interessenverkehr heraus, dessen Hauptartikel die kunstvolle Holzschnitzerei lieferte. Die Grödner Werke erfreuen sich einer Weltberühmtheit, so wie der Oberammergauer Christus. Selbst in der schwersten Bedrängnis, im Weltkriege, konnte der tapfere Grödner Frontkämfer nicht von seiner Kunst lassen. Da entstanden im Schützengraben die originellsten Nachbildungen von Gegenstän-



Pustertalerin

den und Vorgängen, die auf den Krieg Bezug hatten, frei aus der Hand geschnitzt.

Und während das Messer kunstvoll das Holz bearbeitete, saßen daheim die Frauen am Webstuhl oder am Spinnrocken, und es entstanden kostbare Gewebe für die Kirche, fürs Haus oder für das eigne Gewand. Man besuche einmal eins der stillen Täler um Bozen oder Meran, Vintschgau, Passeier oder gar das Sarntal bei Bozen, den echten Malerwinkel, da findet man noch die wundervollen Trachten mit Stickereien: an Sonntagen zum Kirchgang wird »Staat« gemacht, wenn es der böse Welsche erlaubt, was heute nicht immer der Fall ist. Unter den männlichen Trachten ist die Passeirer Tracht bis zur Gegenwart die bekannteste und echteste im Typus der Tiroler Trachten, bis über den Brenner durch das Wipptal als Wipptaler Tracht bis Innsbruck vorherrschend. Wer kennt nicht den vollbärtigen Tiroler mit dem großen grünen Hut, der roten Weste, dem grünen Hosenträger, der braunen oder grauen Joppe aus Loden, der schwarzen Lederhose, den weißen Strümpfen und dem silbergestickten Ledergürtel? Das ist Andreas Hofer, der große Held aus dem Passeiertal, der sein Land bis zur Preisgabe seines Lebens liebte. Seine Heimat ist Tirol, seine engere Heimat in Südtirol das Passeiertal, St. Leonhard am Fuße des Jaufenpasses. Da steht das einsame Wirtshaus, der Sandhof, dessen Wirtshausschild, eine holzgeschnitzte Kaiserkrone, heute noch den Wanderer an die Treue mahnt, die der Hofer bis zum Tode seinem Kaiser gehalten hat. Umbrandet von den Wogen der Gegenwart, steht das Denkmal des großen Freiheitskämpfers am Bahnhofsplatz in Meran, und größer noch mit der unwiderlegbaren Inschrift »Mit Gott für Kaiser und Vaterland« beherrscht das Denkmal Andreas Hofers den Berg Isel bei Innsbruck, an der Stelle, wo Tirol frei wurde vom Feind. Aus dem Herzen von Südtirol ist der vaterländische Geist geboren, der die Nachkommen des großen Märtyrers beseelt bis zur Gegenwart. Das hat der Weltkrieg bewiesen, das wird auch die Zukunft beweisen: daß dem Tiroler **sein** Südtirol nur äußerlich entrissen werden kann.

In diesem engen Rahmen lassen sich nicht alle die Heldentaten aufzählen, deren Schauplatz Südtirol war. Der aufmerksame Wanderer merkt es auf Schritt und Tritt, wenn er durchs Pustertal aufwärts zieht, an der



Pustertalerinnen



Kirchgang im Eggental

Mühlbacher Klause vorbei, wo Tiroler Helden kämpften und fielen, und wenn er zum Denkmal der großen Freiheitsheldin von Südtirol, der Jungfrau von Spinges, kommt, das bis vor kurzem noch am Friedhof von Corvara stand. Wohl eins der interessantesten Bollwerke deutscher Kultur ist das Kloster von Innichen, das zum Dank für die Niederringung der Slawen gegründet wurde, wenn auch hier nicht die große Schlacht stattfand, sondern weiter östlich in der Gegend von Marburg an der Drau, wo die Alpen beginnen. Immer ging es um das Ganze, das beweisen die Wahrzeichen an den großen Paßübergängen oder Engpässen, wie in der Sachsenklemme zwischen Brixen und Sterzing, wo ein großes Denkmal an die Zeiten feindlicher Einbrüche erinnert.



Bauer in Passeirer Tracht

Auffallend ist die Tatsache, daß der Brenner in der Kriegsgeschichte von Südtirol fast gar keine Rolle spielt, mithin ihm auch in der Gegenwart jede strategische Bedeutung als trennende Grenze abgesprochen werden muß.

Wie lange hat es gedauert — wir blicken nur einige Jahrzehnte zurück —, bis die wahnwitzigen Klettereien begannen, wo Turm um Turm von dem kleinen Menschen erobert wurde,

kurz gesagt, wo die Alpinistik einsetzte, die keine Schwierigkeiten kennt. Und erst im Krieg! Wenn man bedenkt, daß zwischen den drei großen Zinnen die Gebirgsgeschütze standen, und die großen Eisenstücke über den Monte Kristallo in das Pustertal flogen, und wenn man bedenkt, daß auf den höchsten Spitzen, dem Paternkogel und den Zwölferspitzen, unsre wakkeren Kaiserjäger und Kaiserschützen treue Wacht hielten, im strengsten Winter, wo im Frieden nie ein menschlicher Fuß hinkam, dann, du stolzer Dolomitenwanderer, mußt du verstummen. Ach über die Armen, die alljährlich im Auto die Karerseestraße zwischen Rosengarten und Latemar dahinsausen, um in wenigen Stunden die große Dolomitenstraße über Canazei, das Pordoijoch, an der Marmolata vorbei und den Falzaregopaß zu bezwingen!



Kaltern bei Meran

Südtirol ist überhaupt nicht das Land, das mit den modernsten Verkehrsmitteln genossen werden kann. An den Hauptverkehrslinien liegen die Städte, in denen das Echte und Urwüchsige eines Landes am meisten verwischt ist. Je weiter man in die Seitentäler hineingeht, desto mehr wird man auf die alttirolischen Kulturwerte stoßen, wobei man nicht versäumen soll, in die unscheinbarsten Häuser Einblick zu tun.

Es war hier noch nicht die Rede von den Tiroler Bauernstuben, die sich eigentlich am längsten in ihrer gegenwärtigen Form erhalten haben. Wieder sei auf das Grödner Tal verwiesen, denn die Bild- und Ornamentenschnitzerei hat da am besten gezeigt, welch tüchtige Innenarchitekten die Südtiroler sind. Die ihnen angeborene Pietät und der Gottes- und Heiligengedanke haben sich bei der Ausstattung der Innenräume in jedem Winkel betätigt, am meisten im sogenannten Herrgottswinkel über dem großen Familientisch mit den klobigen Stühlen, wo sich an Sonn- und Feiertagen die Bewohner versammeln, um auszuruhen von der im Hochgebirge gar so schweren Landarbeit. In Südtirol hat das »Neumodische«, wie sich der Bauer ausdrückt, viel schwerer Eingang gefunden als in Nordtirol, was seinen Grund in der Abneigung gegen das Welsche hat, wogegen man in Nordtirol äußerst empfänglich ist für alles, was von dem benachbarten und befreundeten Deutschland hereinkommt.

Das Tirol eines Defregger, der mit schlichter Selbstverständlichkeit aus seiner Kunst heraus den geliebten Heimatboden in der ganzen Welt berühmt gemacht hat, der Land und Leute seiner Umgebung kannte wie keiner und diese tiefe Kenntnis und Liebe in seinen Bildern auszudrücken verstand, es findet seinen stärksten Ausdruck im Süd- und Osttirolischen. Ein Rundgang im Innsbrucker Museum, nur ein Blick auf den Bilderzyklus der Geschichte Andreas Hofers wird das bestätigen. Politisch, wirtschaftlich und kulturell hat man aus dem rauhen Inntal immer nach dem Süden geblickt und sich dorthin gesehnt; was von dort kam, war gut, war das Beste. Als in der Matreier Gegend in Nordtirol die kaisertreuen Herren von Trautson den Allerhöchsten Auftrag erhielten, die Untreuen vom Schlosse Auffenstein am Eingang zum Navistal zu bestrafen, da fiel deren Burg und wurde vom Sieger neu aufgebaut. Und als alles fertig war bis zur Innenausstattung, da kamen die größten Freskenmaler aus der berühmten Brixener Schule, um, ähnlich wie es im Schloß Tirol und in Runkelstein in so reichem Maße geschehen ist, ans Werk zu gehen. Solcher Beispiele ließen sich noch viele aus der vergleichenden Kunstgeschichte anführen.



Hans Huckebeins Herz

Eine Schulgeschichte von Walter Gerhard

Kommt mein Bub heut mittag aus der Schule und ist ernst und einsilbig, verwirrt und verwandelt, daß ich ihn kaum wiedererkenne, und frag': »Sag', Friebel, was ist dir? Bringst du ein schlechtes Zeugnis? Ist dir etwas zugestoßen? Bist du nicht wohl?«

Und da blickt er mich einen Augenblick lang erschrocken an, als ob er ein Geheimnis preisgeben müßte, an dessen Besitz ihm läge. »Es ist nichts, Vater: ein wenig Kopfweh! Bin in der Turnstunde vom Reck gestürzt!« — Aber als ich besorgt in ihn bringen will, wird er plötzlich rot und schüttelt den Kopf, wendet sich ab, daß ich nicht sehen soll, wie's ihm um die Mundwinkel zuckt, tritt ans Fenster und zupft gedankenlos Blüte um Blüte aus meinen Winterblumen. Schon will ich heftig werden und ihm mit erhobener Stimme gebieten, mir endlich und gebührend die Wahrheit zu sagen — denn ich kann's nicht vertragen, wenn mein Junge lügt —, da würgt er weinerlich Wort um Wort heraus, und es ist viel rührende Weichheit in seinem Geständnis: »Petsch ist tot, Vater — Petsch ist tot.« Ich höre, wie's in seiner ungebrochnen Stimme zittert. Denn Petsch ist Friebels Lieblingslehrer — und Petsch ist tot. —

Nun aber ist der Friebel auf seinem Bubenstübchen, und ich weiß, was er da oben treibt, fühl's, ohne mich durch Augenschein zu überzeugen. Er weint da droben. Mein Wildling weint.

Aber ich bin doch sein Vater und hab' ihm nicht einmal über den blonden Haarwirbel gestrichen, hab' ihn nicht zu trösten versucht: »Du hattest ihn lieb, mein Bub, nicht wahr? Warst ihm sehr gut?« Ich bin doch sein Vater und will ein g u t e r Vater sein! — Mein Wildling weint... Oder hätt' ihn auf den Schoß nehmen sollen: »Weine, mein lieber Junge, wein' dich nur aus!« — Nein, nein — das nicht. Das steht ihm nicht mehr. Dazu ist er zu groß, ist ja schon volle vierzehn Jahre.

Mein Wildling weint... Soll ich hinaufgehen, an sein Dachkammertürchen pochen und mich auf ihn beugen — so wie er schluchzend über sein Bett geworfen liegt? Und ihm die Hand auf den Rücken legen und sprechen: »Schau, Friebel — das ist nun einmal so — da packt's einen, wenn so ein Lieber fortstirbt. Dein erster Toter, wie, um den du weinst, Friebel? — Weißt du, als ich einmal so alt war wie du, da hatt' ich auch so einen Schmerz — und — auch um einen Lehrer, siehst du, gerade wie du. Und ich weiß, daß man seinen Lehrer liebhaben darf, daß das gar keine Schande —«

Aber das ist ja alles Spintisiererei! Zunächst einmal: ich würde jetzt gar nicht in sein Kämmerchen eindringen k ö n n e n, denn Friebel hat sich eingeschlossen, um allein zu sein. Und dann: gesetzt, er öffnete mir, was würde er auf meine Worte entgegnen: »Lieber Vater, was willst du eigentlich? Du bildest dir ein, ich hätte geweint? I bewahre — keine Spur! Wie werd' ich wohl um einen Pauker flennen! Aber ich muß dich bitten, mich allein zu lassen: ich habe mich auf den morgigen Aufsatz vorzubereiten. Nicht wahr, du entschuldigst mich?« — und würde mich wieder hinauskomplimentieren. Ja, ja — denn so ist man in diesen Jahren. Und doch — ich weiß es bestimmt: mein Wildling weint, weint um seinen Lieblingslehrer. — Weine, mein Junge, wein' dich nur aus!

Es ist lange her, daß ich auch so ein schmaler, hochaufgeschossener Gymnasiast war, wie heut der Friebel ist, und im Zeichen jener wundersam schweren Zeit stand, da der Bub schmerzhaft und erschrocken ein wehes Werden am Leibe verspürt wie eine fremde, schwüle Hand, deren Berührung alle Nerven erzittern läßt und den kindhaft zarten Körper mit rätselhaften Energien lädt.

Wer kennt ihn n i c h t, den Jungen in den Flegeljahren? Man kennt die drastische Robustheit seiner Redeweise, die unbeherrschte Heftigkeit der Gebärden, die Gereiztheit und Empfindlichkeit seiner Stimmungen — man kennt diese liebe, ein wenig komisch verzerrte Unbeholfenheit, die so oft dem andern unwillkürlich weh tun muß, weil sie selbst unter ihrer Verwandlung leidet, unter dem plötzlichen Verlust kindlicher Harmonie.

War das eine tolle Zeit damals, als ich den Klassentyrannen spielte und mit meiner wilden Schar die Schüler- und Lehrerschaft des Kleinstadtgymnasiums wacker terrorisierte! Die kleineren Schuljungen fürchteten uns Tertianer, weil wir sie in den Pausen drangsalierten und piesackten und in ihren Spielen störten; die Herren Primaner, weil wir ihnen die Brillengläser in den Schneeballschlachten zertrümmerten, ihre Liebesbriefe abfingen und ihre Rendezvous belauschten. Die Lehrer waren uns wegen unsrer chronischen Unbotmäßigkeit gram, und die Backfische der Stadt haßten uns, weil wir sie so ganz respektlos an den Zöpfen rissen oder ihnen gar ein Bein zu stellen suchten. —

D i e Zeit war's, als Hans Huckebein unser Ordinarius war: ein Krüppel von Lehrer, der hinkend seines Weges ging und (vermutlich infolge einer überstandenen Nervenkrankheit) grotesk verzerrte Gesichtszüge zur Schau trug.

Wenn der unglückliche Doktor Murjahn, wie er sich im bürgerlichen Leben nannte, unsre Klasse

betrat, dann pflegten wir Lümmels halblaut vor uns hinzuzählen: »Zweiunddreißig — dreiunddreißig, zweiunddreißig — dreiunddreißig!«, den Rhythmus seiner unregelmäßigen Gangart nachahmend. O nein, daß ich's noch einmal nachdrücklichst betone, wir waren keine zartbesaiteten Knaben voller Edelmut und Anstand — durchaus nicht: wir waren rechte und schlechte Raufbolde und Taugenichtse, denen die gefährlichen Teufelchen des Flegelalters im Nacken saßen.

Es war eine tolle Zeit damals. Ich weiß es wie heute, wie ich mich nachmittags vor dem Spiegel meiner Jungenbude abmühte, die bizarre Gestalt Huckebeins nachzuahmen, meine Schultern herabhängen zu lassen und die Hüfte über dem rechten Bein einzuknicken; wie ich mit krampfhaftem Eifer meine Gesichtszüge durch Grimassenschneiden so lange in Unordnung zu bringen suchte, bis mir eine Fratze gelang, die, wie ich glaubte, den größten Anspruch auf Ähnlichkeit mit meinem Vorbild und zugleich Lächerlichkeit hatte.

Ich entsinne mich an einen Tag in diesem Schuljahr, an eine Stunde, deren Zufallsspiel in meinen schlimmsten Träumen Gestalt gewinnt.

Es war kurz nach dem Klingelzeichen und vor dem Beginn der Französischstunde. In der Klasse lärmte und tobte eine vierzigköpfige Schar von halbwüchsigen Burschen, denen die spitzbübische Vorfreude auf das Gaudium der kommenden Stunde in den unruhigen Augen spukte. Ich stand auf dem Flur vor der Klassentür und hörte das laute, hitzige Rumoren meiner Kameraden.

Einen Hauptwitz wollte ich mir leisten und nahm meine geübte Stellung ein; klemmte mir mein französisches Schreibheft unter den Arm, legte den Kopf schief, verwandelte meine Gesichtszüge in die meines Lehrers, stieß mit einem Ruck die Tür auf und trat ein. Unwillkürlich riß es die Klasse zum Gruß in die Höhe, und ich konnte mich an dem ersten Erfolge meiner Maske freuen. Aber kaum machte ich die charakteristisch humpelnden Schritte, kaum hatte ich mit quäkender Stimme das »Asseyez-vous!« vor mich hingerufen, als ein ohrenbetäubendes Gelächter losbrach. »Bravo, Gerd, bravo! Bravo, Gerd!« wurde geschrien, alles lamentierte, lachte, gestikulierte in orgiastischem Beifallstaumel durcheinander. Die Klasse begann auf mein Spiel einzugehen, Papierkugeln flogen mir um den Kopf, einer pfiff auf einem Hausschlüssel, ein andrer jodelte und rief: »Was mag das für ein Buckel sein? Ach so, da geht der Huckebein!«

Es war ein unbeschreiblicher Höllenspektakel. Schon wandte ich mich, vollkommen an den Eifer meiner vortrefflichen Charaktervorstellung verloren, der Tafel zu — da fühlte ich plötzlich im Rücken ein kaltes Unbehagen. — Totenstill war's mit einemmal im Klassenzimmer, kein Lachen, kein Füßeschurren, kein Zuruf mehr — es herrschte ein entsetzlich schreckhaftes Schweigen.

Leichenfahl sei ich damals gewesen, haben mir später meine Kameraden erzählt, noch bleicher als sie selbst in diesem Augenblicke, und fast so bleich wie unser Hans Huckebein.

Ganz langsam und schwer stieg dieser aufs Podium, trat nahe an mich, den langaufgeschossenen Burschen, heran und blickte mir aus nächster Nähe einige Sekunden lang schweratmend ins Gesicht. Seine Lippen waren blaß und bebten, und seine Augen schienen mir dunkler als sonst und waren ganz groß und, wie ich erst jetzt bemerkte, sehr tief und schön.

Er muß damals sehr erregt gewesen sein, unser armer verspotteter Lehrer, so erregt, daß er einen törichten und verhängnisvollen Fehler machte, mit dem er die günstige Gelegenheit, in dieser Flegelanarchie Sieger und Diktator zu werden, verpaßte. Er machte nämlich mit seinen kurzen Ärmchen eine heftige Gebärde, holte mit der Rechten weit aus, schnellte sich vor, um mich zu schlagen; dabei muß ihn jedoch durch die ungewohnte Bewegung ein heftiger Schmerz durchzuckt haben — denn er krümmte sich jäh zurück, verzerrte sein Gesicht zu einem qualvollen Lächeln und wandte sich in sichtlicher Ermattung von mir ab, um sich auf den Kathederstuhl niederzulassen. In der nächsten Sekunde aber schnellte er schon wieder empor und griff sich mit komischer Unbeherrschtheit an den Hosenboden. »Die Nadeln, die wir ins Polster steckten! Hahahaha, die Nadeln!« lief es mit höhnendem Grienen durch alle Klassenbänke. — Die Situation war zuungunsten des Lehrers gerettet.

»Assieds-toi, Gerd! Asseyez-vous!« waren die einzigen Laute, die Huckebein im Angesicht dieses boshaften Geschehens von sich geben konnte, im Gefühl, nun doch wieder der Unterlegene zu sein. Nachdem ich mich — durchaus wieder Herr der Lage — unter den applaudierenden Blicken der Kameraden befriedigt und erleichtert auf meinen Klassenplatz gesetzt hatte, begann von neuem die Orgie unsrer Flegelhaftigkeit.

In dieser Weise haben wir's noch monatelang fortgetrieben — ich immer als Rädelsführer und böser Geist vorneweg. Bis mein nervöser Betätigungsdrang eines Tags in andre, wundersam romantische Bahnen abgelenkt wurde.

Wir bekamen nämlich um Ostern herum, da wir stolz unsre Untersekundanermützen unter den frühlingsbeblätterten Linden der Kleinstadtpromenade spazierenführten, einen »Neuen«.

Man sah ihm den Großstädter schon von ferne an, denn er war ein kleines, bleich-

wangiges, für sein Alter noch unentwickeltes Bürschchen, das uns rotbäckigen, breitbrüstigen Provinzialen herablassendes Mitleid abnötigte. Wir waren andres Kaliber gewöhnt: Knochen, die einen kräftigen Stoß vertrugen, und Muskeln, mit denen man prahlen konnte. In der Tat — wir waren andres Kaliber gewöhnt und konnten mit dem hellstimmigen Nestküken nichts Rechtes anfangen. Zumal der »Lütte« an unserm groben Draufgängertum und der Rüpelhaftigkeit, aus der wir uns eine Ehre machten, keinen Gefallen zu finden schien. Im Gegenteil — an unsern Streichen nahm er nicht teil und begleitete alle Kriegsratssitzungen, in denen wir über neuem »Feez« brüteten, nur mit lächelnder Überlegenheit. Aber dabei war das Rölfchen doch noch ein richtiges Kind im Vergleich zu uns, die keine Kinder mehr waren; er war ein K n a b e, wie ich hier mit einiger Berechtigung sagen darf, ein Knabe, der sich dieses seines Knabentums mit einem ganz eigenartigen Selbstgefühl bewußt war.

Der Rolf saß in derselben Bankreihe wie ich, drei Plätze von mir entfernt, dem »Kastanienofen« zunächst. Da nun meine Bank ein wenig vorgerückt stand, konnte ich den »Neuen« in den Stunden heimlich, und ohne daß er's merkte, beobachten. Nie wird mir die deutliche Vorstellung von dem feinen Bild verblassen, dessen Schau mich großen Jungen damals oft um die erforderliche Aufmerksamkeit gebracht hat. — Ein wenig gekrümmt pflegte er dazusitzen. Den Kopf mit dem schlanken Hals gebeugt, die Schultern entspannt nach vorn hängend, das sanfte Profil des Gesichts auf das Buch geneigt, die glatte niedrige Stirn unter dem sorgfältig gescheitelten dünnen Blondhaar wundersam verträumt in einem Zusammenfließen von Hell und Dunkel. Den Mund mit den schmalen, leicht geformten Lippen unbewußt geöffnet. — Und man wolle mir nicht absprechen, daß ich damals für diese eigne Schönheit ein feines Empfinden hatte — vielleicht ein ganz besonders feines Empfinden. Denn gewöhnt an die robuste Derbheit meiner ländlichen Kameraden, ihre formlosen, ungeschliffenen Manieren, ließ ich mit einem großen, ängstlich-freudigen Erstaunen das still-vornehme Aristokratentum, das in diesem Knaben steckte, mit genießerischer Bewunderung auf mich einwirken.

Es mußte auf mich grobschlächtigen Flegel einen besonderen Eindruck machen, wie Rolf die Seiten seines Schulheftes umblätterte, so mit zwei Fingerspitzen, wie fein und vorsichtig er seine Buchstaben malte, wie geziert-korrekt er seinen Bückling machte und mit wieviel Grazie und Scharm er seine Rechnungen an der Tafel ausführte. Zweifellos war auch etwas Mädchenhaftes an ihm, ein klein wenig Koketterie und etwas Eitelkeit, aber doch wieder nichts Zimperliches im eigentlichen Sinne. Denn das hätte mich derzeit unweigerlich angeekelt und abgestoßen.

So aber — ja, wie soll ich es ausdrücken und verständlich machen — so aber — zog mich der »Neue« in seinen Bann. Ich bekümmerte mich mehr um ihn, als seine unscheinbare und kindliche Gestalt von Rechts wegen in der Klasse beanspruchen konnte.

Einmal kam er vor der Französischstunde zu mir, setzte sich rittlings auf mein Pult und bat, man möge es unterlassen, Kastanien ins Ofenfeuer zu werfen. »Ich sitze so dicht am Ofen — und, weißt du, das ewige Knallen macht mich nervös.« (Er sagte das Wort so entzückend gebildet!) »Sei so gut und verbiete das, Gerd!« — Und ich — ich verbot es. Ein andermal war ihm der Hosenträger gerissen, und der kleine propre Bub war ganz unglücklich und schämte sich fürchterlich. Der rote Hannes machte sich natürlich über ihn und seine gefährdete Situation lustig, indem er ihn mit komischem Grunzen immer hin und her über die Bänke scheuchte, so daß unser »Lütter«, mit beiden Händen krampfhaft seine Bux festhaltend, unter dem Spottgebrüll der Klasse von einer Ecke in die andre laufen mußte. — Und was tat ich, der dolle Gerd? Verjagte den Hannes und flickte dem »Lütten« vor den Augen meiner erstaunten Kameraden den Schaden mit »Eisenkonstruktion«.

Aber sofort begannen mich auch schon die unentwegtesten und robustesten Gesellen mit meiner »Ammentätigkeit« und »Kleinkinderliebhaberei« aufzuziehen. Und daß man mich, den Gerd Harms, auf einmal ungestraft lächerlich machen konnte, war etwas Überraschendes und Neues für meine Mitschüler. Noch erstaunlicher aber mußte es ihnen erscheinen, daß ich, der männliche Gerd, bei solchen Spottreden rot werden konnte wie ein Backfisch und (in einer mir selbst damals höchst unbegreiflichen Verwirrung) ein dumm betroffenes Gesicht dazu machte! Ich merkte bereits, wie ganz langsam und heimlich die ersten Steine aus dem Sockel meines Klassenthrones herausgebrochen wurden.

Um mich auf die Probe zu stellen, trat eines Tags von den Wildesten einer an mich heran und klagte den »Lütten« an, heimlich vor der Stunde die Nadeln aus Huckebeins Lehrerstuhl entfernt zu haben. Ob das nicht Zurechtweisung verdiene? Ob das vor dem Klassenrecht nicht strafbar sei? — Ich antwortete, das sei allerdings Verrat, und ich werde das mit dem Schiltbauer allein abzumachen wissen. —

Tatsächlich lauerte ich dem kleinen Verräter nach Schulschluß auf. Er war immer einer der Letzten, die das Schulgebäude verließen, weil er's mit dem Einpacken seiner Bücher genauer nahm als wir andern.

»He, Schiltbauer, du hast dem Huckebein

heut morgen beigestanden? Warum hast du die Nadeln aus dem Polster entfernt?«

Er blickte mich aus seinen grauen Augen merkwürdig ruhig und furchtlos an und suchte scheinbar nach einer Antwort, die er für mich, den bollen Gerd, passend und plausibel finden konnte. »Weil,« stotterte er, »weil —«

»Weil du ein Feigling bist!« schrie ich ihn an. »Du Fietzer du! Du Schmeichelkatze! Du buckelnder Duckmäuser!« Und holte mit meiner gefürchteten Faust drohend aus.

Rolf jedoch lächelte mich von unten her vollkommen gefaßt und selbstsicher an. »Was für flegelhafte Ausdrücke nimmst du da gegen mich in den Mund? — Ich hab' meinen Grund gehabt, das zu tun. Du wirst mich doch nicht schlagen, Harms? — Du wirst doch nicht —?«

Da aber kam mit einemmal jene triebhafte Macht über mich, die dem Jugendalter, und nur ihm, eignet: ein leidenschaftlicher Jähzorn, der mancherlei Affekte in sich vereinigt, Rauflust und Überlegenheitsgefühl, Strafgier und Liebkosungsbedürfnis, Haß und Liebe — ein gut Teil Liebe.

So hab' ich unsern »Lütten« damals nach allen Regeln der Kunst durchgewalkt, den kleinen Aristokraten und Stadtjungen, und habe meiner Klassentyrannei mit jener historischen Tracht Prügel, die ich mit derben Flegelfäusten verabfolgte, zum letzten Male genuggetan. Wie gesagt: zum letzten Male.

Ich weiß nichts mehr von dem, was sich unmittelbar nach dem Überfall auf den Rolf Schiltbauer zugetragen, ob der gepflegte Junge zwanzig oder nur zehn blaue Flecke davongetragen, ob er gewimmert oder um Gnade gefleht habe, ob sein hübscher Matrosenanzug besudelt und durchlöchert gewesen oder wenigstens seine Armbanduhr in Scherben gegangen sei. Nur das eine kann ich mit Bestimmtheit behaupten, daß ich sehr heftig zugehauen haben muß, denn so wie ich mich heut kenne —

Meine Erinnerung weiß auch von dem darauffolgenden Nachmittage gar nichts, aber auch rein gar nichts mehr. Und doch muß sich gerade während dieser Stunden so viel Belangvolles in meinem Herzen zugetragen haben. Gewitter von Gefühlsschauern müssen über mich dahingebraust sein, um mich von einer Verwandlung in die andre zu zaubern. Oder waren deren vielleicht gar nicht so viele nötig?

Jedenfalls: noch in der Nacht, die diesem Tage folgte — und hier setzt meine Erinnerung wieder ein —, verließ ich heimlich mein Bett, machte Licht und schrieb so wie ich war, im Nachthemd und mit nackten Füßen, eine merkwürdige Epistel. Wahrscheinlich kamen wiederholt Ausdrücke wie »Verzeihung« darinnen vor und »es tut mir leid« und »nicht mehr daran denken«. Aber bestimmt weiß ich, daß ein einsilbiges Wort eine besondere Rolle in jenem Schriftstück spielte, wenn es auch nur einmal darin geschrieben stand. Ein Wort, das in dieser Nacht für mich eine ganz neue, warm verklärte Bedeutung erhielt und weit hinauswuchs über Konkreta ähnlichen Sinnes: Kamerad, Bruder, Bekannter, Mitschüler, Gespiele. Dies geheimnisvolle Wort nämlich verkörperte eine Bitte, eine dringliche Bitte, einen Antrag, wenn man so will. Und dieses Wort, hinter dem ein jäh und rätselhaft erwachtes Knabenherz in einem ersten schwärmerischweichen, leidenschaftlich glühenden Verlangen pochte, dieses eine leuchtende Wort hieß: Freund. —

Es war so still in der Mathematikstunde des nächsten Morgens, unwahrscheinlich und ungewohnt still. Mir, der ich eine inhaltschwere Botschaft auf dem Herzen trug, schien es Feierlichkeit zu sein, die diesem bedeutungsvollen Vorfrühlingstage zukomme. Aber jene Ruhe war nur einer gewissen Schläfrigkeit und Abspannung zuzurechnen, die von den wilden Laufspielen in der Pause herrührte. Meine Mitflegel waren müde, weiter nichts.

Vorsichtig schaute ich zu meinem »Lütten« hinüber und griff gleichzeitig an meine Brusttasche, um mich des Vorhandenseins meines Schriftstückes zu versichern. Rolf war sehr blaß heut morgen und strich sich oft über die Stirn, als ob er dort Schmerzen habe. Am »Kastanienofen« spielte ein Strahl der Morgensonne auf und nieder, den der Junge in träumerischer Versunkenheit verfolgte. Von meinem Blick unruhig gemacht, schaute er zu mir hin. Sofort riß ich natürlich meine Nase nach vorn und fühlte, wie eine Blutwelle in meine Ohrenspitzen kroch. Als ich nach einer Weile der Verwirrung vorsichtig wieder seitwärts spähte, war sein feines Gesicht mir voll und ruhig zugewandt, aber in seinen Augen lag eine kühle Strenge, die der Sanftheit seiner Züge nicht stand und in der Schärfe ihres eindeutigen Eindrucks eine harte Sprache zu mir redete. Ich wurde sogleich sehr traurig und wundersam weich. Unbekannte Mächte waren über mir. —

Nach der Stunde ging ich auf Rolf zu, der allein am Gitter des Schulhofes stand und, den Rücken mir zuwendend, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, einem vorbeifahrenden Wagen nachblickte.

»Schiltbauer!« bettelte ich, und noch einmal: »Schiltbauer!« Der aber sah sich nicht nach mir um, sondern ließ mich wie einen dummen Jungen stehen und warten.

»Da!« würgte ich heraus und hielt ihm den Brief hin — »da, lies das mal!«

»Was soll ich damit?« antwortete er kühl. »Seit wann korrespondierst du mit mir?« Er

unterstrich die Anrede durch ein Achselzucken mit seiner ganzen Verachtung. Bis jetzt hatte er mir noch nicht in die Augen gesehen.

Nun versuchte ich, mit etwas mehr Gleichgültigkeit in der Stimme, ihm meinen Brief durch eine Notlüge aufzudrängen.

»Meinetwegen liest du's oder nicht; aber nimm's wenigstens an dich! Es ist ja gar nicht von mir!«

Mit argwöhnischem Blinzeln sah er mich an. »Na — dann her mit dem Wisch!« und steckte ihn, ohne einen Blick darauf zu werfen, in die Hosentasche.

Einen Augenblick blieb ich noch stehen, erwägend, ob ich ihm vielleicht mündlich erklären solle, was ich meinte. Aber ich gab diesen Einfall sogleich wieder auf, weil ich von vornherein wußte, daß ich ein Wort wie »Verzeihung« oder gar »Freundschaft« niemals über die Lippen bringen würde. Ich vertraute meine bange Hoffnung einem gütigen Schicksal. —

Und nun spielt meine Erinnerung hinüber in die Französischstunde, die dieser Pause folgte, und hockt in der unbehaglichen Haut eines langaufgeschossenen Sekundaners auf der zweiten Schulbank vom ersten Fenster links in der vierten Reihe.

Wieder ist das gewöhnliche Feezgetriebe in der Klasse: unterdrücktes Gelächter hinter Schnupftüchern und das taktlose Geratter einer Weckuhr, die unter irgendeiner Bank abläuft. Vorfrühlingssonne spielte auf etlichen dreißig angeregten Bubengesichtern und in etlichen sechzig boshaft dreinblinzelnden Augen. Vor dem Katheder steht die lächerlich verkrümmte Gnomengestalt meines Lehrers, auf dessen zerfältetem, krankheits- und leidzerfressenem Gesicht die müde Resignation eines geplagten Daseins liegt.

Wahrlich — mir steht das alles so deutlich vor Augen, als wäre ich vorgestern noch der dolle Gerd gewesen und hätte gestern noch in einer heimlichen Beklemmung unter all den unruhigen Geistern furchtsam und still auf meiner Bank zusammengeduckt vor mich hingeträumt, in der einsamen Bängnis, von den unbekannten Gewalten einer vergangenen Nacht umbräut zu sein; von Mächten, von denen man nicht weiß, ob sie gut oder böse seien. Auch meinen »Lütten« sehe ich auf seinem Platz in sich versunken, sein feingeschnittenes blasses Gesicht von einem Grübeln überschattet. Jetzt blättert er um, so mit zwei Fingerspitzen, jetzt schaut er nach der silbernen Armbanduhr auf dem dünnen Handgelenk, jetzt streicht er über seine dünnen weißblonden Haare — immer mit ausgesucht abgemessenen Bewegungen, als ob er ahnte, wie gut sie seinem Knabentum ständen. Ob er meinen Brief schon gelesen hat, ob er schon weiß, daß ich —

»Du mußt nicht träumen, Gerd!« rief die müde und weiche Stimme Hudebeins. »Übersetze mir einmal folgenden Übungssatz: Wenn ich nicht diesen Brief meines Freundes empfangen hätte, würde ich fürchten, daß ihm auf seiner Reise ein Unglück zugestoßen ist. — Mir kommt es vor allem auf die Richtigkeit der Verbalformen an. Lève-toi, Harms!«

Mit einigen Fehlern stolperte ich die Übersetzung leidlich zusammen.

»Aber, Harms: du solltest doch wissen, daß lettre ein Femininum ist. Der Brief — la lettre. Quartanervokabel! Im Lateinischen litterae, das weißt du doch? Also mein Brief ma lettre, dein Brief ta lettre und so weiter. — Bist du wieder im Bilde?«

»Jawohl, Herr Doktor!«

Kaum hatte ich mich auf der schmalen Holzbank wieder in eine halbwegs bequeme Lage zurechtgerekelt, als ich von einem Zuruf Hudebeins aufgeschreckt wurde, der mich sogleich zur hellhörigsten Wachheit rief.

»Rolf Schiltbauer, was für ein Papier liegt dort neben deinem Buch?«

Wie ein Blitz durchzuckte es mich: mein Brief — ma lettre — dein Brief — ta lettre — Und in der Tat, ein Blick auf Rolfs Bank genügte, um meine Ahnung zu bestätigen. Offen lag mein nächtlicher Erguß auf seiner Pultplatte, vom »Lütten«, der seine Neugier wohl nicht zu bezähmen vermocht hatte, mit unverantwortlichem Leichtsinn aller Augen preisgegeben.

Wohin mein blutübergossenes Gesicht wenden? Wo meine heiße Scham verstecken? Wäre ich nur mitsamt meiner tödlichen Verlegenheit jählings versunken, oder der Rolf oder auch Hudebein! Großer Gott, pochte es in mir, nun ist alles, alles aus!

Hudebein machte eine Gebärde zu Rolf hin: »Lies vor!« Und — war es möglich, Rolf nahm das geweihte Blatt in die Hand und begann — traf ihn kein Blitz der Gottheit, die über die Heiligkeit der Gefühle wacht? — und begann mit zaubernder Hilflosigkeit vorzulesen. Am Stocken seiner Stimme bemerkte ich, daß auch er noch nichts von dem Inhalt gelesen hatte. Die Entzifferung meiner flüchtigen Handschrift machte ihm Schwierigkeiten: »Mein lieber Freund! — Wenn ich dich gestern nach der Schule ziemlich verrollt habe, so mußt du —«

»Halt ein!« rief Hudebein, als ob er sich eines Besseren besonnen hätte. »Gib mir bitte die Sache einmal her! Ich dachte, es handele sich um einen Mogelzettel!« — Und er blickte nicht mehr so bitterbös drein.

Mir erschien nun aber die Katastrophe erst recht vorm Ausbruch. Mit offenem Munde, fieberhaft nach dem Inhalt des Papierfetzens lechzend, sah die Gesamtheit der Untersekunda auf Rolf, der ihn nach einigem Zögern schließ-

lich unter feinem Erröten überbrachte. Hudebein las die wenigen Sätze ganz langsam, als ob er kein Wort übersehen dürfe, las sie noch einmal und wieder, ohne ein Fältchen seines beweglichen Gesichts zu regen. — Es ist nicht zu beschreiben, in welch innerer Not ich mich in jenen Minuten befand. In welch schmerzhafter Spannung vor dem, was in den nächsten Augenblicken über mich hereinbrechen werde. In welch flehender Angst vor einer Preisgabe meines Geheimnisses, vor einer indiskreten Frage oder einer hämischen Bemerkung, die mich im Heiligsten entlarvt und lächerlich gemacht, den schadenfrohen, sadistischen Gedankenteufelchen meiner Kameraden ausgesetzt hätte.

Aber jetzt geschah das Wunderbare. Unser grundhäßlicher Hans Hudebein begann plötzlich ganz fein und überlegen zu lächeln und sagte über die heikle Angelegenheit, auf irgendeine Ecke des Klassenzimmers einredend, während er den verhängnisvollen Brief in seine Brusttasche versenkte, nur die Worte: »Zwei grobe Orthographiefehler darin!« — Dann sprach er im alten Tone weiter: »Aber fahren wir doch fort! Köhnke, wie heißt: Mein Freund schrieb in diesem Briefe, ich möge ihm verzeihen. Passé défini. — Nun?«

Und der Klassenriese Köhnke übersetzte: »Mon ami écrivit dans cette lettre, que je lui pardonnerais!«

»Falsch, Köhnke! Gerd Harms, wie muß die Verbalform heißen?«

»Pardonne!«

»Natürlich! — Schiltbauer — und wie heißt auf französisch: Was mich betrifft, ich werde es tun?«

Rolfs graue Augen flogen heimlich zu mir herüber: »Moi je pardonnerai!«

»Gut, Schiltbauer, sehr gut! — Oder sollte doch ein Fehler in der Antwort gewesen sein, Gerd?« Hudebein lächelte mir bei dieser Frage sonderbar schelmisch zu. Und wieder sah ich, wie schön und warm seine Blicke waren.

»Nein, Herr Doktor, die Antwort war g u t!« erwiderte ich mit einem tiefen und glücklichen Erglühen. Denn ich war meinem Lehrer von Herzen dankbar und zugetan.

Ich glaube, ich bin am Ende meiner Geschichte. Denn niemand wird noch mehr wissen wollen: etwa — ob der Rolf in der Tat mit mir Freundschaft geschlossen, und ob ich in Zukunft den unglücklichen Hans Hudebein mit meinen rohen Späßen in Ruhe gelassen habe — ob ich unter Umständen gar sein Lieblingsschüler geworden und ob vielleicht aus mir grobschlächtigem Rüpel doch noch ein leiblich guter und brauchbarer Mensch herausgewachsen sei. Davon in einer andern Geschichte — denn dies ist doch, ich möchte meinen, nicht das eigentlich Wesentliche und Sinnvolle meiner Flegelhistorie.

Ihr tiefstes Geheimnis, das Wunder vom Werden und Wachsen und vom naturhaften Wirken unsichtbarer Mächte, das hinter diesen versunkenen und wunderlich verzwickten Zusammenhängen verborgen liegt, wird heute nur e i n e r ganz und in seiner schönsten und göttlichsten Feinheit entdecken und nachempfinden können. Das ist mein lieber Junge, der da oben um seinen toten Lehrer trauert.

Stadt am Meer

Die Möwen rufen grell und hungertoll,
Und Schneewind fliegt durch deine stolzen Straßen,
Du graue Stadt, und nur ohn' alle Maßen
Rauscht fern das Meer, so tief und unruhvoll.

Die Schiffer werfen tief die Anker aus
In deinem sturmgeschützten weiten Hafen,
Die Segel wollen ruhen nun und schlafen,
Und eine Glocke singt so tief: „Zu Haus!"

Nur einer steht und sinnt noch also schwer
Und muß zurück sich immer wieder wenden
Und alle Sehnsucht seines Herzens senden
Hinaus zum Hafen — nach dem wilden Meer.

Grete von Urbanitzky

Der Humor und seine Sippe

Von Arthur Kahane

Der Humor ist ein ganzer Kerl. Ein breiter, untersetzter, vierschrötiger und feuchtfröhlicher Bursche, durch und durch Gemüt, Gemüt bis zur Sentimentalität, ein Gemüt, das fortwährend lachen muß, um nicht fortwährend weinen zu müssen. Eigentlich hat er das Gemüt erfunden, aber seitdem es von so vielen andern, von Pharisäern und alten Jungfern, gemißbraucht wurde, daß es abgegriffen wirkt wie Scheidemünze, schämt er sich doch seiner kompromittierten Erfindung ein bißchen und begnügt sich, nur gemütlich zu tun, um nicht für gemütvoll gehalten zu werden; im Grunde aber ist er beides. Darum kann er auch nicht hassen, sowohl aus Gemütlichkeit, denn Hassen ist ungemütlich, wie aus Gemüt, weil es sich mit seiner bis zur Lächerlichkeit grenzenlosen Gutmütigkeit nicht verträgt. Er hat nur zwei Schwächen: den Alkohol und die Philosophie. Aber seine Philosophie ist eine bürgerliche Philosophie. Man kann den Humor geradezu die Philosophie der Bürgerlichkeit nennen.

Bürgerlich ist er durch und durch. Am wohlsten fühlt er sich in Hemdärmeln, Pantoffeln und Schlafrock und aus seinem Pfeifchen dampfend. Das ist sein liebstes Sonntagsvergnügen: so an seinem Fenster sitzen, hinausschauen und das Leben in der Straße an sich vorbeiziehen lassen. Wie ein richtiger Kleinbürger. Da macht er sich dann so seine Gedanken darüber. Manchmal spuckt er wohl auch hinunter und den Leuten auf die Köpfe. Man will ja auch mal sein Vergnügen haben. Aber das tut er nur selten, nur wenn man ihn reizt oder wenn der Pfeifenrauch ihm kitzelnd in die Nase steigt oder wenn ihn der Alkohol anregt. In der Regel lacht er die Leute freundlich an und treibt seinen harmlosen Jokus mit ihnen.

Es ist nicht zu leugnen, er hat etwas von einem Kleinbürger an sich und hat eine große Vorliebe für das Kleinbürgerliche. Er hat die zärtliche und behutsame Liebe gutmütiger Riesen für alles Kleine und Schwache, eine Liebe, die etwas vom Mitleid hat. Er liebt die Kinder, die Tiere, die Pflanzen, die kleine Welt der Gegenstände. Er hat eine fromme Andacht zum Kleinen. Eine christliche Andacht. Er erinnert überhaupt an die Urchristen, an ein Christentum, da es noch die Religion der kleinen und unterdrückten Leute war. Für das Christentum als Kirche und Weltmacht hat er so wenig Verständnis, wie es für ihn einen Platz hat. Wenn nicht hie und da der Alkohol eine fröhliche Brücke schlägt.

Der Heroismus gilt ihm nicht viel, und die Großen und Gewaltigen der Erde imponieren ihm nicht. Er liebt das Volk und dünkt sich nicht zu gut, sich mit dem gemeinen Mann gemein zu machen. Aus Macht macht er sich nichts, und er zieht dem Ruhm der Größe die Ruhe des Herzens vor. Das ist ja seine ganze Philosophie, zu beweisen, das kleine Leben sei eigentlich das große Leben, das eigentliche Leben, und die Kleinen seien eigentlich die Großen, die Schwachen die Starken. Die stillen Eigenschaften des schlichten Herzens, Einfachheit und Einfalt, stellt er über den großen Prunk einer polternden Pathetik und das laute Bumbum des selbstherrlichen Verstandes. Er hat geradezu ein Faible für kleine Dummerchens. Alles Feierliche ist ihm zuwider, und er weiß, wie wenig Logik in den Dingen der Seele zu sagen hat. Aber er entdeckt das Heldentum der leidenden Seele und wird nicht müde, die kleinen Tapferkeiten der täglichen Passion zu preisen; und er verklärt das Leiden mit der milden Sonne seines Lächelns. Er ist ein Liebender, und wenn er auch aus Schamhaftigkeit anders tut und über seine eigne Liebe zu lachen scheint, darf man sich durch das bißchen Maske nicht täuschen lassen. Im übrigen läßt er sich auch durch das Leid nicht unterkriegen, und schließlich ist er doch immer wieder obenauf. Böse wird er nur, wenn er das Wort »Humoreske« hört: damit hat er nichts zu schaffen, erklärt er, und will es demnächst offiziell in die Zeitungen setzen.

Er ist verwandlungsfähig und kann sich anpassen. In jedem Lande ist er anders. In Spanien ist er stolz wie ein Hidalgo und mager wie ein Gespenst und kämpft gegen Windmühlen, die so leer, und Riesen, die so groß sind wie die Dummheit der Menschen. In England ist er rund wie ein volles Sektfaß und voll wie ein rundes Sektfaß und vollgesogen mit der saftigsten Spitzbubenweisheit, mit der je ein englischer Strauchdieb und Beutelschneider andre Leute um ihr Hab und Gut erleichtert hat. In Frankreich wird er gallisch (nie gallig!): lügt und übertreibt wie ein Gascogner, überschäumt vor Lebensheiterkeit, übertreibt alle Freuden des Lebens bis in die letzten Übermaße von Völlerei und Unzucht, weiß alle Weiber dort zu packen, wo sie am kitzligsten sind, und zwickt nebenbei das ganze knifflige Volk der Pedanten, der Schaltertyrannen, der Hahnreie und immer wieder der Weiber, der Weiber, der Weiber. Und in Deutschland der versponnene Träumer, der nachts in den Winkeln alter Städtchen geistert, den Mond und die Sterne anschwärmt, in den alten Sperlingsgassen des Lebens wohnt, Kakteen und alte Stiche sammelt; und dann ab und zu Kinder mit dem Schulmeisterbakel piesackt, Rekruten drillt und Untertanen auf dem Verordnungswege das letzte bißchen Mannesrückgrat im Leibe krümmt. Frisch, fromm, fröhlich, frei und im Zeichen des Alkohols. »Denn das ist

der Humor davon«, sagt der grimmige Rym, Major seines Zeichens.

Der Humor, übrigens der weitaus netteste unter seinen Verwandten, hat eine zahlreiche Familie. Drei Schwestern, die er miternähren muß: eine boshafte, Satire genannt, die etwas spitzige Ironie und die Komik, die übrigens schon zu den komischen Alten gehört. Dann wimmelt noch als das enfant terrible der Familie ein kleiner, frecher, vorlauter Junge herum, der dem großen Bruder alles nachmacht, so wie sich der kleine Moritz den Humor vorstellt: das ist der Witz.

Man lacht. Es wird viel gelacht in dieser Familie. Aber das ist auch der einzige gemeinsame Familienzug. Sonst sind die Geschwister einander recht unähnlich.

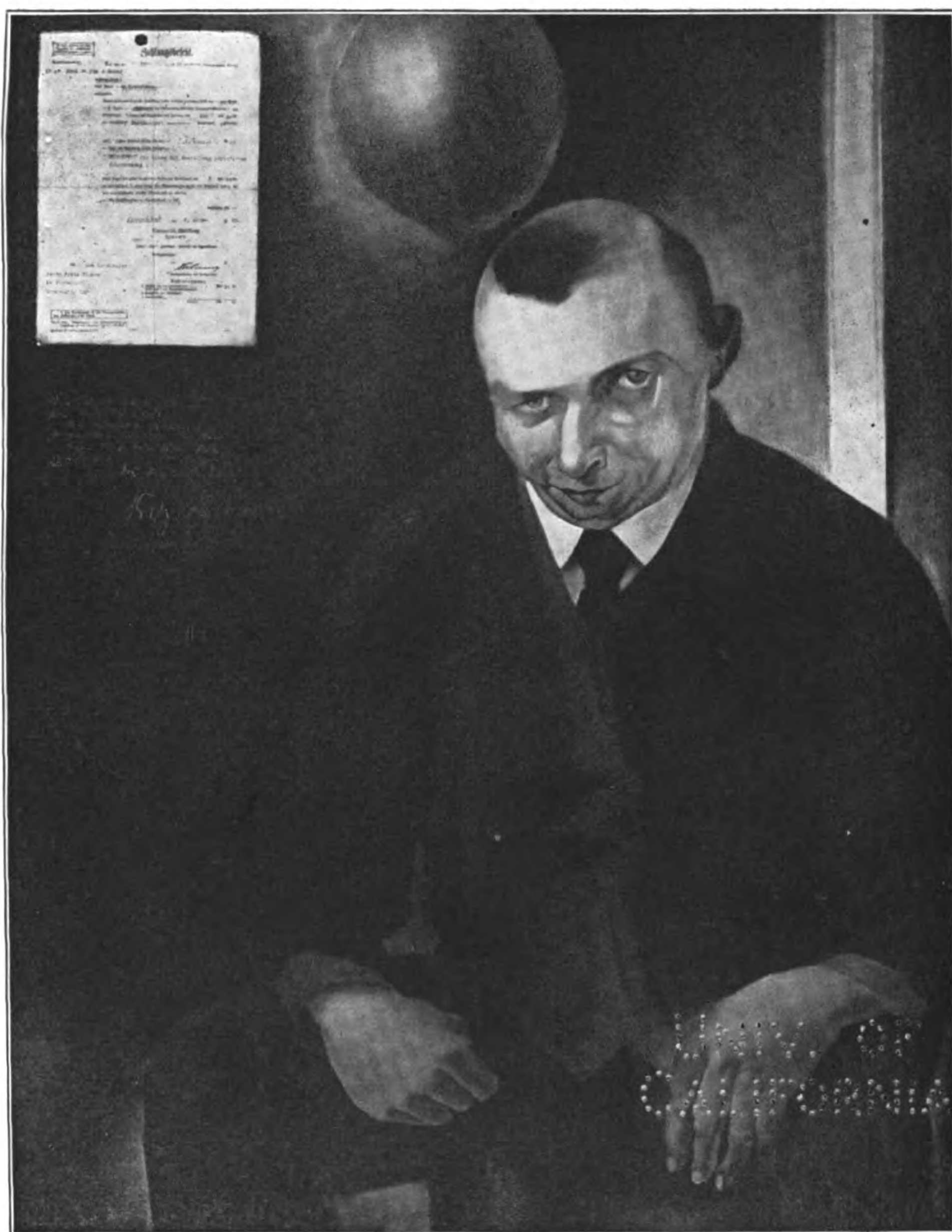
Die Satire ist eine aggressive Person. Sie meint's ja gut. Aber es kommt alles gleich so scharf heraus in ihrem Munde. Sie läßt an keinem ein gutes Haar, und nichts ist ihr recht. Alles will sie anders machen, besser machen. Sie hat eben das Pädagogische, und wenn sie nicht die Schwester des Humors wäre, wäre sie eine Gouvernante. Sie ist, wie alle Gouvernanten, natürlich im Grunde ethisch, und Ethik macht boshaft. Ich halte sie sogar der Gesundbeterei für nicht unverdächtig, denn sie hält alles mehr oder minder für krank und spielt Arzt, nur daß sie immerfort selbst die Zunge zeigt, und legt immer ihre Finger an irgendeine wunde Stelle. Sie hat die Marotte, der Welt Spiegel vorzuhalten, aber da es Lachspiegel sind, schneidet die Welt darin ein sehr komisches und verzerrtes Gesicht. Natürlich erkennt sich keiner selbst, und darum lachen die Leute, weil sie glauben, daß es ihren Nächsten angeht, und dieses Lachen hält sie für gesund, blutreinigend und wirkungsvoll und bildet sich ein, die Menschen lachen über die Lächerlichkeit der eignen Schwächen und werden sich demnächst von Grund aus ändern. Eigentlich ist es, bei aller Heftigkeit, eine anständige Person mit revolutionären Instinkten, die es meistens mit der besseren Sache hält und für die Schwachen, gegen das Unrecht Partei ergreift. Sie hat auch meistens recht, wie jeder recht hat, der die Menschen mehr oder minder für Gesindel hält.

Der immer versöhnliche Humor sagt freilich: Wenn schon! Muß es nicht auch Gesindel geben? Und hat nicht auch das Gesindel seine schönen Seiten?

Die Ironie ist passiver. Sie hält sich in der Defensive, in der Abwehr. Greift nicht direkt an, sondern indirekt, von hinten gewissermaßen, schüttelt mehr Angriffe ab. Sie tut vornehm und ist sehr fein und liebt es nicht, wenn man ihr zu nahe auf den Leib rückt, zu scharf auf die Finger guckt. Sie läßt sich nicht in die Karten schauen, sondern spielt ein verstecktes Spiel, mit verdeckten Karten. Sie versteckt ihre Wahrheiten, sagt das Gegenteil von dem, was sie denkt, und denkt das Gegenteil von dem, was sie sagt und was der Gegner denkt. Und reizt mit dieser Gedankensabotage ihres spitzigen Zümgleins den andern so lange, bis er seine Gelassenheit verliert und sich die Blößen gibt, auf die sie wie eine geschmeidige Katze lauert. Wie eine Katze mit der Maus, spielt sie mit ihrem Opfer, aber es liegt Methode in ihrem Spiel und Geist in dieser Methode. Sie hat ja sonst nichts vom Leben als die Freude an ihrem streitsüchtigen Spiel und das bißchen geistreiche Konversation, das ihr Flirt und Liebe ersetzen muß. Zum Kinderkriegen ist sie nicht geschaffen, und heiraten wird sie nie. Denn wer ertrüge es, Tag und Nacht mit ihr zusammen zu leben!

Da ist die Komik von anderm Schlage. Ich halte sie für eine Witwe. Jedenfalls hat sie sich schon mit allerlei Volk herumgetrieben, und es war durchaus nicht immer das feinste, und sich mit so manchem Kerl eingelassen, und Gott mag wissen, was da für Spaß getrieben und für Zeug geredet worden ist! Sie ist auch die jüngste nicht mehr, und man mag sie wohl zu den Weibern rechnen, die man die komischen Alten nennt. Dabei ist sie immer noch hübsch rundlich, dick und drall, saftig, wenn sie auch manchmal trocken tut, und da ist sie eigentlich am drolligsten, denn wenn sie anfängt, sich über ihre eignen Späße totzulachen, steckt sie manchmal einen oder zwei Dummköpfe an, aber die andern werden verdrießlich. Sie kann sich auch fein und diskret benehmen, wenn sie es darauf anlegt und sich begnügt, die Mitmenschen zart an ihren kleinen Schwächen zu zausen. Aber das tut sie nur in Ausnahmefällen. In der Regel läßt sie sich gehen und zeigt sich als ein derbes Frauenzimmer, das einen Klaps auf den Hintern verträgt, fünf gerade sein läßt und gern beide Augen zudrückt oder noch lieber offen läßt, die schamlose, ausgekochte Person. Sie kann übrigens sackgrob werden, wenn's darauf ankommt, und dann ist es nicht gerade Limonade, was ihrem Mundwerk entträufelt. Wenn sie sich nur das Gesichterschneiden abgewöhnen könnte! Aber schließlich findet auch das seine Liebhaber, und wenn sie einen bloß lachen hört, dann wird sie wie toll und gibt ihrem Affen noch mehr Zucker. Denn das Lachen braucht sie (natürlich nur, wenn es ihr gilt; wenn es einem andern gilt, zerspringt sie vor neidischem Ärger!), braucht sie wie der Trinker die Flasche. Und wenn kein andrer lacht, lacht sie selber, dröhnend, daß sich die Wände biegen. »Meine Schwester, die Lady«, konstatiert die Ironie, aber sie meint es natürlich ironisch.

Über den Witz ist nichts andres zu sagen, als daß er ein egoistischer und eitler Schlingel ist.



Fritz Flamme: Selbstbildnis

Aus der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf 1926

immer auf Wirkung aus, jeden Augenblick bereit, der kleinsten Aussicht auf Wirkung, der Aussicht auf kleinste Wirkung jede Rücksicht auf andre, jede Rücksicht auf Wahrheit zu opfern. Nichts ist ihm so heilig, daß er es nicht seiner Laune, seiner Eitelkeit, seiner Wirkung zuliebe mit Vergnügen dreimal in einer Minute verraten würde. Er schwätzt immerfort Unsinn, und selbst wenn er Sinn, selbst wenn er Tiefsinn schwätzt, kleidet er's in das Gewand des Unsinns, bringt alles durcheinander, bringt Unzusammengehöriges zusammen. Er ist respektlos und reibt seine Schnauze an allem, sonst wäre er nicht er; er hat keinen Tropfen Güte, hätte er ihn, wäre er sein Bruder, der Humor. Aber dumm ist der Kleine nicht, im Gegenteil, er kapiert sofort, ist schlagfertig und geistesgegenwärtig. Nur eins kapiert er nie: wann er aufhören müßte. Darin ist er wie die Liebe: er höret nimmer auf.

Man kann nicht behaupten, daß diese Familie die besten Manieren hat. Das haben sie alle an sich: eine gewisse Formlosigkeit. Sie sprengen die Form. Das stilisierte Wesen liegt ihnen nicht. Aber amüsant sind sie alle: das kann man ihnen nicht bestreiten.

Bilder aus dem Familienleben des Humors. Der Familie geht es schlecht heutzutage. Sie lebt nicht in den glänzendsten Verhältnissen. Der Humor ist zwar allgemein beliebt, aber von der Beliebtheit kann man nicht leben. Er ist zu altmodisch, um noch die Kunst des Tamtams, der sensationellen Aufmachung zu lernen. Das Geschäft geht schlecht, und darum müssen alle Geschwister auf Nebenverdienst gehen. Die Satire statiert in Revuen. Die Ironie läßt sich von wohlhabenden Verwandten einladen und darf am Familientisch mitessen. Die Komik arbeitet in Jahrmarktsbuden und in den Jazzkapellen der Vergnügungslokale. Der Witz schreibt gelegentlich, schlecht honoriert, für Zeitungen. Nur für die Witzblätter nicht. Da weigert er sich.

Der Humor aber läßt sich seine gute Laune nicht verderben. Er ist ein wenig faul, bleibt gern zu Hause und beschäftigt sich in seinen zahlreichen Mußestunden damit, die schabhafte Tapete seines Mansardenstübchens mit Goldpapier auszukleben. »Glänzend wie das Elend«, sagte die Ironie, aber der Humor lächelte stillvergnügt. Er weiß es besser. »Ja,« sagte er, denn er sagt nichts lieber als ja.

Die Satire war wütend. »Also das ist die Welt!« rief sie. »Draußen herrscht die Dummheit, und ein Geldsack ist ihr Thron, und darauf sitzt sie breit und dick und sattgefressen und regiert die Welt und kann sich nicht genugtun vor Ernst und Würde, während der Geist verbannt und verschollen in der Fremde herumstrabanzt und am Hungertuche nagt, und der Humor steht auf der Leiter und klebt Papierfetzchen zusammen! Das wollen Männer sein? Schlappschwänze seid ihr. Ja, wenn wir Weiber Männer wären, was auch noch einmal kommen wird, dann solltet ihr was zu sehen bekommen!« — »Laß es gut sein,« lachte der Humor, »und beschimpfe mir meine Papierfetzchen nicht! Aus Papierfetzen setzen sich die schönsten Sachen auf der Welt zusammen. Womit ich nicht die Banknoten gemeint haben will. Humor und Banknoten! Wenn du nur eine Ahnung hättest, wie hübsch und lustig ich es hier oben auf meiner Leiter habe, und wie vergnüglich es ist, auf das Gewimmel unten herunterzuschauen! Das einzige, was mir zu meinem Glück fehlt, ist ein Glas Bier oder zwei, die mir der Witz vom Budiker heraufholen soll. Dazu langt's immer noch. Übrigens kann ich auch hinuntersteigen und mich wieder unter die Leute mischen; mir ist Oben und Unten gleich lieb, und es gibt allemal was Lustiges zu hören. Nicht wahr, Alte?« wandte er sich an die Komik. Die sagte gar nichts oder aber nichts sehr Bedeutendes, sondern zog ihm, als er heruntergestiegen war und sich gemütlich niedersetzen wollte, den Stuhl unter der Basis fort, so daß er auf seine durchaus nicht schmale Kehrseite zu sitzen kam, und sie schüttelte sich aus vor Lachen. »Ein Glück, daß ich nicht aus Porzellan bin,« zitierte er, noch immer nicht böse, »ich glaube, ich wäre mitten entzweigeplatzt,« und rieb sich die betroffene Partie. Die Ironie aber meinte: »Das alles ist gut und schön und vor allem sehr witzig. Ich weiß nicht, was ihr wollt. Die Welt könnte gar nicht besser eingerichtet sein. Die Dummheit ist zum Herrschen geboren, und niemand wird mit der Dummheit besser fertig als die Dummheit. Habt ihr nie von der sogenannten Führerbegabung gehört? Wenn der Geist genug zu essen hätte, dann wäre er vielleicht längst der Geist nicht mehr, sondern das amtlich ernannte Mitglied einer Literaturakademie, und wenn statt der Dummheit der Humor die Welt regierte, hätte er bestimmt nicht mehr zu lachen. So ist alles aufs beste bestellt in dieser besten aller Welten. Dies wenigstens scheint meine bescheidene Einstellung zu sein.«

»Deine Einstellungen sind, wie immer, Ausstellungen und, wie alle Ausstellungen — bescheiden,« sagte der Witz naseweis und lief schnell, noch bevor er seine Ohrfeige in Empfang nehmen konnte, zum Budiker und holte das Bier für den Humor. Nur tat er unterwegs heimlich ein wenig attisches Salz hinein, denn der Witz war und blieb ein Lausbub. Dem Humor schmeckte es aber auch so.



Die Mütterschule

Vorbereitung für den Hausfrauen- und Mutterberuf

Von Lenka v. Koerber, geb. von der Leyen

In der gesamten Volkswirtschaft ist kaum ein Gebiet von den Fortschritten der Wissenschaft unberührt geblieben. Nur Haushaltführung und Kinderpflege laufen meistens in alten Gleisen, und es wird viel Zeit und Kraft dabei vergeudet, besonders wenn nicht ausreichende Mittel zur Beschäftigung von Hausgehilfinnen vorhanden sind.

In der schweren Kriegs- und Nachkriegszeit ist es uns klar geworden, daß es notwendig ist, die jungen Mädchen zur Erlernung ihrer späteren Pflichten heranzuziehen, damit sie nach ihrer Eheschließung imstande sind, ihren Haushalt selbständig und zeitgemäß zu führen. Es darf nicht vergessen werden, daß sechzig v. H. des gesamten Volksvermögens durch Frauenhand geht und es daher von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung ist, wenn gründliche Kenntnisse die Hausfrau vor Zeit- und Materialvergeudung schützen. Erleben wir es doch noch fortgesetzt, daß Fabrikarbeiterinnen, wenn auch die Mutter außerhalb des Hauses tätig sein muß, nie Gelegenheit finden, kochen zu lernen, so daß viele Arbeiterfamilien sich kläglich und dabei verhältnismäßig kostspielig mit Brot und Kaffee ernähren müssen, wenn sie von der Arbeit kommen. Ein schmackhaftes Essen auch mit bescheidenen Mitteln in kurzer Zeit herzustellen, versteht die junge Frau nicht; sie versteht ebensowenig, die Kinder zu pflegen, und die Fürsorge muß in vielen Fällen eingreifen, in denen nicht die bittere Not, sondern die Unkenntnis der Frau das Elend verursachte.

Aber auch im Mittelstande wird häufig übersehen, wie wichtig hauswirtschaftliche Kenntnisse sind. Noch ist es leider nicht üblich, den Hausfrauenberuf als Beruf zu werten und für ihn eine gründliche Vorbildung zu verlangen. Viel wird in einer jungen Ehe von einer unerfahrenen Hausfrau an Lehrgeld gezahlt, und manche Häuslichkeit, die durch mangelhafte Zeiteinteilung und Gereiztheit der Hausfrau unfroh und unbehaglich wird, könnte von einem ganz andern Geiste erfüllt sein, wenn die Hausfrau gelernt hätte, schnell und gewandt ihre Pflichten zu erledigen.

Aus allen diesen Gründen ist die Ausbildung der Jungmädchen zum Hausfrauenberuf dringend notwendig; das wird heute von allen Frauenvereinen eingesehen und innerhalb des Fortbildungsschuljahres gefordert, daß vor allem hauswirtschaftliche Kenntnisse vermittelt werden.

Bremen hat wesentlich zur Lösung dieses Problems beigetragen, indem es bereits 1920 für die schulentlassenen vierzehnjährigen Mädchen das hauswirtschaftliche Volljahr einrichtete. Mancherlei Stimmen erhoben sich zuerst gegen diese Einrichtung, es wurde vor allem eingewendet, daß viele Jungmädchen gleich nach der Schulentlassung verdienen müßten und die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule ihre Kräfte mit vier täglichen Unterrichtsstunden zu sehr anspanne, so daß die Verdienstmöglichkeit in der übrigen Zeit gering sei. Dagegen hat die sechsjährige Erfahrung gezeigt, daß diese jungen Mädchen sehr gern in Haushaltungen zur Hilfe aufgenommen werden, um dann von dort aus die Haushaltungsschule zu besuchen. Aber auch eine Halbtagsbeschäftigung wird von vielen Schülerinnen übernommen, die nicht ein weiteres Jahr lang nach Beendigung der Volksschulzeit von den Eltern erhalten werden können. Abgesehen von allen praktischen Vorteilen und der großen Freude, mit der die Mädchen an dem Unterricht teilnehmen, ist es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß sie vom vierzehnten bis fünfzehnten Jahre unter dem Einfluß der hausmütterlichen Erziehung stehen und dadurch vor manchen Gefahren bewahrt bleiben. Die Bremer Behörden, die von Anfang an dem hauswirtschaftlichen Volljahr das größte Interesse entgegenbrachten, werten gerade die Vorbeugungsmaßnahme, die in dieser Betreuung junger Mädchen liegt, besonders hoch. Wissen wir doch alle, wie oft Fürsorgemaßnahmen erspart werden können, wenn dem jungen biegsamen Menschen zur rechten Zeit ein Halt geboten wird. Wer einmal den lebenskundlichen Unterricht der Bremer Haushaltungsschule miterlebte, weiß, daß die Jungmädchen hier stark gemacht werden für die eigne Lebensgestaltung, allen äußeren Versuchungen zum Trotz.

In der Bremer hauswirtschaftlichen Pflichtfortbildungsschule werden etwa 2300 Mädchen jährlich in 72 Klassenzügen unterrichtet. Im Rahmen der Lebens- und Haushaltungskunde wird der Sinn der Schülerinnen für eine schöne und freudebringende Häuslichkeit, einfache und zweckmäßige Einrichtung geweckt, Versorgung der Wäsche, umsichtiges und schnelles Reinigen der Wohnung und schnelles Heizen der Öfen werden gelehrt. Besonders wird das praktische Einkaufen geprobt, denn von der Sachkenntnis der Hausfrau hängt viel für das gesamte Wirtschaftsleben ab.

In der Gesundheitslehre lernen die Mädchen bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen in der Familie schnell und praktisch zugreifen, statt erschrocken und hilflos beiseitezustehen. Säuglingspflege und Erziehungslehre nehmen einen wesentlichen Raum in den Unterrichtsstunden ein. Aber auch die Anfertigung einfacher Kleidungsstücke wird gelehrt, und Näh- und Flickstunden werden erteilt.

Wer je das fröhliche Treiben der Schülerinnen in der Bremer Pflichtfortbildungsschule beobachtet hat, wird sich darüber klar sein, wieviel diese Errichtung den Jungmädchen durch die Gemeinschaftserziehung vermittelt.

Der Gedanke des hauswirtschaftlichen Volljahres ist in allen Teilen des Reiches auf Grund der Bremer Erfahrungen erörtert worden; zunächst aber haben andre Fortbildungsschulen dem Haushaltungsunterricht neben den andern Unterrichtsfächern einen größeren Raum gegeben. Jedenfalls drängt die Entwicklung dahin, die Hausfrau und Mutter vor Übernahme ihrer Pflichten mit gründlichen Kenntnissen auszustatten und nicht schon das kleine Mädchen, das sich naturgemäß gern in der Küche zu schaffen macht, durch ausschließlich andern Lehrstoff von seinem eigensten Interessengebiet abzudrängen. Aus diesem Grunde ist der hauswirtschaftliche Unterricht bereits in den Schulen wichtig.

Mit Recht ist wiederholt betont worden, daß man die älteren Mädchen vor ihrer Eheschließung nochmals zu Haushaltungskursen heranziehen sollte, vor allem aber zu Kinderpflege- und Erziehungskursen. Denn die meisten Mädchen heiraten erst sehr viel später, und ein reifer Mensch hat selbstverständlich zu den Mutterpflichten eine andre Einstellung als ein vierzehnjähriges Mädchen.

Die verschiedensten Versuche wurden gemacht, um die Mütter heranzuziehen und für ihre Pflichten vorzubereiten. Abendkurse von Ärzten werden zwar meist gut besucht, aber praktische Übungen, die für das Erlernen der Kinderpflege von größter Bedeutung sind, können dabei nicht vorgenommen werden, und wenn auch mancher gute Rat erteilt wird, so stellen die Mütter in der freien Aussprache selten Fragen und haben darum wenig praktischen Gewinn von diesen theoretischen Belehrungen. Erziehungskurse aber üben auf die meisten Frauen wenig Anziehungskraft aus, weil viele Frauen meinen, in der Praxis sähen ihre Pflichten doch anders aus; sie halten den Erfahrungsstoff ihrer Mütter für ausreichend und haben kein Interesse an dem Gebotenen. Durch Zwang aber lassen sich erwachsene Menschen nicht erfassen.

Einen ausgezeichneten Erfolg hat Stuttgart mit der Einrichtung seiner Mütterschule erzielt, die schon 1917 vom Nationalen Frauendienst ins Leben gerufen wurde. Während so viele neue Bestrebungen zu früh an die Öffentlichkeit treten, um in dem daraus entstehenden Meinungskampfe oder unter frühzeitiger Kritik die besten Kräfte zu verlieren, Kräfte, die für den Ausbau der Neueinrichtung besser verwendet würden, hat die Stuttgarter Mütterschule fast acht Jahre in der Stille gearbeitet, bis sie endlich mit ihren Erfolgen an die Öffentlichkeit trat.

Bis zum Oktober 1925 waren bereits 3125 Mütter gründlich geschult, trotzdem die Einzelkurse niemals mehr als 16 bis 20 Teilnehmerinnen aufnehmen. (Nicht gezählt sind die Frauenschülerinnen, die ebenfalls Kurse innerhalb der Mütterschule haben.) Dabei ist der Unterrichtsstoff so umfangreich, daß er 18 Nachmittage zu drei Stunden oder Abendkurse zu zwei Stunden umfaßt; außerdem machen die Teilnehmerinnen von dem Rechte, Fortbildungs- und Wiederholungskurse zu besuchen, umfangreichen Gebrauch.

Es liegt wohl in der langsamen organischen Entwicklung dieser Mütterschule und ihrem geschickten Aufbau, daß sie in Stuttgart allgemein anerkannt wird. Bei ihrer Gründung sollte sie zunächst den Frauen und Töchtern Ausmarschierter Anleitung zu sinngemäßer Pflege und Erziehung ihrer Kinder geben. Der Aufgabenkreis erweiterte sich aber sehr bald, und es mußten Kurse für Frauen und Mädchen aller Kreise und Bildungsstufen geschaffen werden, weil die Teilnahme der Bevölkerung an den Kursen dauernd wuchs. Nach Auflösung des Nationalen Frauendienstes 1922 schlossen sich frühere Kursusteilnehmerinnen und andre interessierte Kreise zu einem Verein »Freunde der Mütterschule« zusammen, der die Führung der Mütterschule übernahm; Kursusgelder, Beiträge von Stadt und Staat sowie private Stiftungen bestreiten die Kosten. Im Bedürftigkeitsfalle ist unentgeltlicher Besuch der Kurse erlaubt. Aber die Kursusgelder sind so außerordentlich gering (acht Mark für den gesamten Nachmittagskursus, sechs Mark für den Abendkursus), daß sie meistens gern bezahlt werden.

Bei jedem Kursus richtet sich Art und Darbietung des Stoffes nach der Zusammensetzung des Zuhörerkreises, außerdem wird der Lehrstoff mit der gegenwärtigen Wirtschaftslage in Einklang gebracht und niemals Unerfüllbares gefordert. Denn es ist ja für die Frauen vor allem notwendig, daß sie alle praktischen Übungen an dem gleichen Material lernen, das ihnen in der eignen Häuslichkeit zur Verfügung steht. Darum werden die Säuglinge in einer einfachen Kinderbadewanne gebadet, die auch durch eine große Küchenabwaschwanne ersetzt werden kann. Ebenso wird das Kochen der Kinderspeisen genau so erprobt, wie es in jeder einfachen Küche ermöglicht werden kann. Gerade diese praktischen Einrichtungen, diese Einstellung auf das tägliche Leben hat die Mütterschule so populär gemacht. Dabei ist ein ganz wichtiger Punkt die geschickte Wahl der Stunden. Für Hausfrauen und Haustöchter finden die Kurse an zwei bis drei Nachmittagen in der Woche von drei bis sechs Uhr statt, während die berufstätigen Frauen und Mädchen abends von sieben bis neun Uhr kommen. Denn was nützt es der

Hausfrau, wenn die Kurse vormittags stattfinden, wo sie nicht abkömmlich ist, oder nur abends, so daß der Mann allein bleiben muß, oder was nützt es der berufstätigen Frau, wenn man sich nicht nach ihrer Arbeitszeit richtet.

Der Unterricht ist dabei so geschickt gegliedert, daß eine Ermüdung niemals eintritt. Die Frauen empfinden die theoretischen Erörterungen nicht als Belehrungen, sondern als Erweiterung des eignen Wissens, zumal da immer gemeinsame Aussprachen eingeschaltet werden. Die praktischen Übungen sind besonders wichtig; ein Kindergarten ist mit der Mütterschule verbunden, dort werden die Kinder von den Kursusteilnehmerinnen beim Spiel beobachtet und Beschäftigungsspiele mit ihnen geprobt.

Zunächst kommen die meisten Frauen nur, um die Pflege des Kindes zu lernen, gewinnen aber bald das größte Interesse an den Erziehungsfragen, die von einer erfahrenen Erziehungsfürsorgerin erörtert werden. Das praktische Leben wird so bewußt in den Mittelpunkt gestellt, daß die Frauen sich bald an der Diskussion beteiligen, wobei die Verschiedenartigkeit der Teilnehmerinnen sehr anregend wirkt. Denn in der Mütterschule sind Frauen aller Stände vertreten, und das einigende Band der Mutterschaft hat ein gesundes Gemeinschaftsgefühl geschaffen. Hier sitzt die Frau des reichen Fabrikbesitzers neben der Näherin, die Lehrerin neben der Arbeiterin, und selbst nach Beendigung der Kurse treffen sich die Mütter noch wiederholt, um über ihre Erfahrungen zu sprechen. Bei Gründung der Mütterschule war die Königin von Württemberg häufig unter den Teilnehmerinnen.

In den Aussprachen über die Erziehungsfragen wird unter anderm der Einfluß der Familie, der Kameraden, der Straßen- und Schulerlebnisse, werden Kinderfragen und -antworten erörtert, sowie Einfluß der Tier- und Pflanzenpflege, Unterhaltung durch gute Bücher, Vermeidungsmöglichkeit jeglichen Schundes. Von der Erziehung des Kleinkindes wird angefangen und mit dem Entwicklungsalter abgeschlossen.

Eine Säuglingspflegerin erteilt den Unterricht in der Pflege des gesunden Kindes. Von der Pflege der Mutter vor und nach der Geburt ausgehend, wird die Versorgung des Neugeborenen und des Kleinkindes besprochen, die Stillordnung, ihre Dauer, Technik, die künstliche Ernährung. Nachdem das Anziehen und Baden des Säuglings an der Übungspuppe geübt ist, kommen die Mütter in das Säuglingsheim, um dort kleine Kinder auszukleiden, zu baden und anzukleiden. Hier wird die Freude am Kinde besonders lebendig, und es sind fröhliche Stunden, wenn eine junge Frau nach der andern unter der Aufsicht der Säuglingspflegerin, beobachtet von den andern Frauen, das fremde Kindchen versorgt.

Die notwendigen Kenntnisse von Säuglings- und Kinderkrankheiten werden durch eine Ärztin vermittelt und dadurch den Müttern viele Sorgen erspart. Hier lernen die Frauen nicht etwa selbst »doktern«, sondern nur die erste Hilfe, bis der Arzt kommt, denn während der Unterricht über die Pflege des gesunden Kindes es sich zum Ziel setzt, daß die Mütter alle Handgriffe vollständig beherrschen, soll durch den Unterricht über die Pflege des kranken Kindes nur erreicht werden, daß die Mütter bei einer plötzlichen Erkrankung nicht kopflos werden, dem Arzt einen ordentlichen Krankenbericht geben können und alle seine Bestimmungen geschickt ausführen. Die Stuttgarter Ärzte sprechen allgemein ihre Anerkennung über die gute Zusammenarbeit mit Mütterschulfrauen aus. Vor allem aber lernen die Mütter, bei leichtem Unwohlsein das Richtige zu tun und auf die gesundheitlichen Gefahren der Entwicklungsjahre zu achten.

Natürlich ist die Auswahl der unterrichtenden Persönlichkeiten dabei von größter Wichtigkeit. Die Erziehungsfürsorgerin weiß immer Beispiele von den Kindern ihrer Angehörigen zu bringen, denn alles praktische Erlebnismaterial haftet stärker in der Erinnerung der Mütter als theoretische Belehrungen. Auch die Ärztin versteht es, das Vertrauen ihrer Schülerinnen zu gewinnen, indem sie offenherzig von den Erfahrungen mit ihren eignen Kindern spricht. Gerade bei der Aufklärungsfrage weiß sie in naturnaher und einfacher Form den Frauen zu zeigen, wieviel den Kindern geholfen werden kann, wenn sie über die bedeutsamsten Vorgänge des Lebens in schöner und natürlicher Weise von der Mutter selbst aufgeklärt werden.

In mehreren deutschen Städten, darunter Freiburg, Baden-Baden, Breslau, Hamburg, Magdeburg, sind bereits Mütterschulen nach dem Stuttgarter Muster gegründet worden. Der Erfolg bei allen ähnlichen Versuchen wird nicht ausbleiben, wenn die Lehrkräfte mit der gleichen Hingabe und dem gleichen Verständnis arbeiten wie in Stuttgart.

Von den deutschen Müttern hängt es in erster Linie ab, wie sich die kommende Generation entwickeln wird. Wir brauchen ein Geschlecht, das lebensstark und anspruchslos aufwächst, um alle hervorragenden Kräfte der deutschen Wesensart zur vollen Entfaltung zu bringen. Darum müssen die Mütter den hohen Anforderungen, die an sie gestellt werden, gewachsen sein. Wenn wir erst in allen Städten, ja auch auf dem Lande Mütterschulen haben, werden wir ihre Unentbehrlichkeit bald erkennen.



Wilhelm von Scholz

Von Ernst Ludwig Schellenberg

In wahrhaftem Sinne Künstler sein, heißt: langsam hinter sich verbrennen; so sagt Wilhelm von Scholz in seiner nachdenklichen Aphorismensammlung »Lebensdeutung«. Immer erneutes Wachstum — immer erneute Geburt, immer erneuter Tod. Wer so unerbittlich strenge Forderungen weiß, der ist tief ergriffen von seiner Sendung, die ihm nicht Zufall, sondern innerste Bestimmung bedeutet. Wer so als Dichter die Erscheinungen des wechselnden Lebens zu fassen und zu erklären unternimmt, darf — heute zumal — Gehör und Beachtung beanspruchen. Es ist kein Versehen, daß Scholz gerade in jener auflösenden Epoche wirkte, da man einem regellosen Subjektivismus allein Vorrecht und Anspruch zuerkennen wollte. Aber Scholz begriff schon frühzeitig, daß alles Echte, Wirksame, Bewährte etwas Gebildetes ist, etwas Gewordenes, organisch Gewachsenes, eine Frucht langer, sehnsüchtiger Lenze.

So hat er in zwei nicht unbeträchtlichen Bänden seine »Gedanken zum Drama« niedergelegt, hat als Theoretiker immer wieder jene Kunstart durchsonnen und geprüft, der seine ersten bestimmenden Arbeiten gewidmet sind. Namentlich Künstler, die abseits vom Lärm und Geräusch des Marktes stehen, suchen ja ihre Ehre darin, das gefährdete Theater, das den Reklameinstinkten der Masse zu verfallen droht, wieder zur Würde einer »moralischen Anstalt« zurückzuführen, wie es früher bereits durch Schiller unternommen worden ist. Auch Scholz hat sich dieser ernsten Aufgabe zugewandt; zu Beginn so heftig von ihr eingenommen, daß ihm die Bühne als wichtigstes Äußerungsmittel galt. Er hat sich namentlich mit Hebbel auseinandergesetzt und ist seinem Einfluß mehr als einmal dankbar verpflichtet gewesen. Immer wieder ist es die an die notwendigen Bedingungen geknüpfte Form, die ihn anreizt und zu sicherer Fassung streben läßt. Kein Auseinanderfließen, kein willkürliches Versuchen — allein das innere unumstößliche Gesetz gilt es zu finden und zu begründen. Was nun Scholz in seinen mannigfachen Abhandlungen und Aphorismen niedergelegt hat, gehört sicherlich zum Reifsten und Ehrlichsten, was wir auf diesem gefahrvollen Gebiete an Bekundungen finden. Man fühlt immer wieder die ruhige Entschlossenheit, den unbeirrten Willen eines Mannes, der — und dieser Umstand ist wichtig — zwischen Traum und Helle dahinwandelt, der sichtbar von Mystik und Romantik bestimmt ist, aber die Versuchungen der achtlosen Versunkenheit und Ausschweifung von sich abzuweisen bemüht ist, weil sie der Bühne zum Schaden gereichen könnten. Dieser offenbare Zwiespalt trägt in des Dichters Werk manch unausgeglichenes Wagnis, aber auch den immer erneuten Reiz des Unerreichten, der Hoffnung und der Sehnsucht.



Aufn. Jos. Fischer, Konstanz

Wilhelm von Scholz

Bereits seine frühen Dramen bestätigen die tiefe Neigung zum Gleichnishaften, zum Geheimen, Rätselvollen, zur Ergründung letzter Lebensfragen. Und hier ist es wieder jenes Ungewisse, was man als »Stimmung« zu rühmen gewohnt ist, jener seltsame Schein des Dämmerhaften, der diesen dramatischen Werken ihr Bestes und Eigenstes verleiht. Eins ist freilich gewiß: derartige Dichtungen üben ihre innigste, sicherste Wirkung niemals auf die grobsinnige Masse; aber ihre hohe, durchklungene Künstlerschaft bleibt doch niemals lediglich Versuch oder snobistisches Abenteuer. Besonders

»Der Gast«, diese von gotischem Ausblick und Ewigkeitsdrang durchbebte Schöpfung, schwer von Sammlung und Gehaltenheit, kann sich am deutlichsten dort bezeigen, wo schon zu Beginn alle Sensation und feile Erwartung ausgeschieden ist. Drama heißt keineswegs: Handlung in dem Sinne der erregten und erregenden Spannung, sondern einfach Vorgang, und es gibt nicht nur eine äußere, sondern auch eine innere Bewegtheit. Dieser seelische Wellenschlag ist auch im »Gast« spürbar; und wenn der letzte Aufzug auch nur Ausklang, nur Besinnung und Abschied bedeutet, so führt er eben doch zu einer geistigen Erwartung, zur Lösung und Erfüllung.

Dieses Schauspiel, dem die beiden symbolistischen Einakter »Mein Fürst!« und »Der Besiegte« vorangegangen, schließt die frühe Epoche des dramatischen Schaffens. Nun beginnt die Zeit der Überlegung, der Erörterungen, des Ringens um die große, umfassende Form. »Der Jude von Konstanz« erweist noch sichtbar die sorgsam tastenden Schritte ins Neuland hinein. Sicherlich: die Handlung, der Seelenkampf des milden, zum Christentum übergetretenen Arztes Nasson, der gerade dann, als er seinen Stammesgenossen durch Warnung vor beabsichtigten Verfolgungen Hilfe bringen möchte, dem Untergange anheimfällt, ist in sich gesammelter, einheitlicher; aber am Schluß empfand der Dichter selber, daß er durch — übrigens kluge und schöne — Reden mehr erklärt als gestaltet habe. Dieser einsame Wanderer zwischen zwei Welten rührt uns vor allem durch die Lauterkeit, mit der der Dichter ihn wie mit einem Heiligenschein umwoben hat. Noch aber war die Kraft nicht vollkommen entwickelt und fruchtbar. Dann, in »Meroë«, breiten sich die Schatten Hebbels segnend über das eigne Schaffen. In mythischer Zeit vollzieht sich die Handlung, der wuchtige Kampf zwischen Königstum und Priestermacht, zwischen Gattentreue und Sohnesliebe. Dämmerte über dem »Juden« ein schönes Abendlicht, so zuckt es hier düster schwelend durch Ungewißheit, wie denn der eigne Schein über jedem Drama sorgfältig und dauernd ausgebreitet ist. Ein herbes, in sich selbst gefestigtes Werk; vielleicht von der Idee noch allzu stark belastet, aber voll überzeugender Hoheit, streng und dunkel.

Dagegen flutet ungeduldiges Blut durch das im Vorwurf nicht eben neuartige, aber durch verschlungene Beziehungen gewitterhaft überflammte Schauspiel »Die Feinde«, eine Episode aus den Napoleonischen Kriegen, in der die widerstrebende Liebe eines deutschen Mädchens zu einem in französischen Diensten stehenden, ursprünglich gleichfalls deutschen Oberst tief schwermütig verzittert, während anderseits die »Gefährliche Liebe« nicht sowohl durch das fremdartige, uns ferner gerückte »Milieu« (es ist durch Laclos berühmten Roman »Liaisons dangereuses« angeregt), als durch die allzu bewußt zugespitzten Konflikte zwar immer wach erhält und anlockt, aber der letzten werbenden Überredung entbehren muß, wie man denn gerade hier eine ungewohnte Absicht spürt, ein Wagnis, das abseits vom Wege liegt. Zweifellos erkennt man überall den unnachgiebigen, keuschen Willen dieses bedeutsamen Künstlers; indessen wird man das, was man an Hebbels Schaffen als fröstelnd und beklemmend empfindet, auch hier bestätigt finden: die Freude an der scharf gefeilten Problematik, am geistreichen Einfall.

Das in einer Schaubude, einem Abnormitätenkabinett sich entwickelnde Marionettenspiel »Doppelkopf« und das morgenländische Märchen »Vertauschte Seelen« blinken und flimmern von Silberadern des Humors, der nicht grell und lärmend aufbegehrt, sondern sich besinnlich, manchmal wohl auch schwerfälliger, als gemeint war, offenbart. Denn der Dichter will nicht das »Spiel«, wie die Romantiker es liebten; ihn reizt immer das Problem, das sich irgendwie verkörpern möchte, wobei es denn geschehen mag, daß ein ungewollter Abstand bleibt, besonders im »Doppelkopf«, wo die etwas umständliche Versform dem munteren Fortschreiten ein wenig hinderlich erscheint. Indessen: gerade dies macht uns den Dichter so wertvoll und befreundet, daß er sich nicht an die geilen Wünsche der Bühnenerfolge hält, sondern lieber sich bescheidet um der Redlichkeit und des guten Gewissens willen. Und wie ist gerade die Fabel der »Vertauschten Seelen« vertieft und zur seelischen Frage gewandelt, so daß immer eine getroste Zuversicht bleibt und eine dankbare Anerkennung! Das Motiv, daß man sich durch ein Zauberwort in den Leichnam eines andern verwandeln und also weiterleben könne, ist zwar zur Heiterkeit gestimmt zwischen Kalab, dem Bettler, und der Witwe Bathsaabad, erweckt aber seelische Zweifel und liebende Ratlosigkeit zwischen dem Königspaar Fadlallah und Zemrouda, so daß ein besinnliches Wechselspiel erreicht wird.

Zuletzt wandte sich der Dichter auch dem modernen Schauspiel zu und hat mit dem »Wettlauf um den Schatten« seinen stärksten und nachhaltigsten Erfolg errungen. Die Handlung ist beinahe raffiniert ersonnen: ein Dichter erlebt das Werk, an dem er mit heißer Inbrunst und Hingebung arbeitet, unmittelbar an sich selbst; es wird Gestalt und Gegenwart. Man empfindet die besondere Liebe für die Halbschatten, die Dämmerlichter, wie denn der Dichter eine wachsende Neigung zu sogenannten okkulten Fragen (Astrologie, Determination usw.) bekundet. In dem letzten Drama

»Die gläserne Frau« wird ein solches Thema mit beinahe peinlicher Vordergründlichkeit behandelt, die sich auf der Bühne freilich eher quälend als erklärend bezeigen muß, namentlich durch die wiederholten Experimente der Hypnose, und daher leider wohl niemals zu seiner bestimmenden Wirkung kommen kann. Dagegen ist es köstlich, zu gewahren, wie gerade Scholzens stilles, frommes, von mystischem Geist durchblutetes Mirakelspiel »Das Herzwunder« sich eine andächtige und zahlreiche Gemeinde geworben hat. Man kann diesen vorläufigen Abschluß seiner dramatischen Tätigkeit mit Befriedigung und Hoffnung entgegennehmen.

Überblickt man in der Erinnerung, dem besten Prüfstein für den Wert eines Kunstwerks, die Dramen des Dichters, so wird man sich immer jenes unfaßlichen Duftes bewußt, der ein jedes gesondert überschleiert. Nicht wie bei Shakespeare oder Kleist sind es einige Typen, die lebendig bleiben. Gewiß hat auch Scholz eine Reihe vollkommener und klarer Charaktere gezeichnet, aber es scheint doch besonders das Metaphysische zu sein, was sein Schaffen bestimmt und richtet. Immer von neuem regt sich der Mystiker und Romantiker, und es sind sicherlich nicht die mattesten Stellen, wo diese Beeinflussung deutlich wird. Es gibt ein Namenloses, was man lediglich zu erfühlen vermag: eben den Sinn, der hinter einer jeden Schöpfung leuchtet; und nur wo diese höchste ethische Bestimmtheit rege ist, wird man mehr als nur Drama und Theater spüren. Scholz sucht getreulich die großen Beziehungen, die ewigen Zusammenhänge; er schafft als Glied unnennbarer Wirkungen, die nur im Erlesenen sichtbar werden.

Schließlich hat sich Scholz auch als Erzähler bekundet, und was er uns bisher auf diesem Gebiete geschenkt hat, tut seine besondere Berufung dar. Hier, wo keine Theorien und formalistischen Zweifel hemmen, ist es ihm vergönnt, sich rückhaltlos darzubieten. Die beiden Novellenbände »Die Unwirklichen« und »Zwischenreich« verdienen Worte freudigster Zustimmung. Auch in dieser Kunstart weiß er um die sicheren, zugewiesenen Grenzen. Er wirbt nicht um Unterhaltung; er berichtet nicht nur; in sich beschlossen, strömen die Erzählungen geruhig dahin, immer überglänzt von einem versöhnenden Abendschein, einer sinnenden Sommerfülle. Von der Anekdote bis zur umfänglichen Handlung reiht sich ein merkwürdiges Stück an das andre. Und gerade jene »fremde Fühlung« ist es, die den Leser mit schattiger Ahnung umwittert. Nicht nur im »Zwischenreich« sind, wie schon der Titel ankündigt, die Stoffe den Gebieten des Unbekannten, Geheimnisvollen, Unbewußten entnommen; was der Dichter versucht, schreitet immer irgendwie über die Grenzen des Gewöhnlichen. Niemals aber lockt er durch Sensationen; er ist jeder mißbräuchlichen Versuchung weislich ausgewichen. Die Kunst der Erzählung ist selten geworden; man will heute Tempo, Überraschung, Schrei, Zeitvertreib, hat es allgemach verlernt, zu lauschen, die Dinge dankbar an sich herankommen zu lassen. Dies eben ist das Erquickende an Scholz, daß er sich niemals überhastet, daß er wartet, bis die herbstliche Reife seinen Schöpfungen zuwächst. Der Dichter greift ins heutige Leben (Der Zweikampf, Fähnrich von Braunau) oder in verwichene Zeiten (Charlotte Donc, Das Gerücht, Albrecht Dürers Erlebnis, Michelangelo und sein Sklave, Das Inwendige), oder er schweift ins weite Reich des Nirgendwo, der Märchen und der Fabel (Seelenwanderungskunst, Aus einem alten Kriege), mitunter bleibt das Stück auch nur Skizze oder stille Betrachtung (Nächtliche Flußfahrt, Erinnerung und Gegenwart); über allen Erzählungen aber wölbt sich eine wundersame Gegenwart, gewoben aus Traum und Dämmerung, aus Rückschau und Ahnung. In dieser Kunst ist wirklich Kultur, Zucht, Verantwortung.

Und dann die Sprache. Die bläht sich nicht, sie stolpert und stottert nicht; sie versteht es noch, zu verweilen, sich auszubreiten. Scholz bestrebt sich niemals, über sein Vermögen hinauszuklimmen, und gerade diese kluge Beschränkung gibt seinem Stil das Persönliche und Belebte. Wie Wasser gleitet er vorüber, glatt oder erregt, immer in demselben unzerstörbaren Flusse. Mag in den Dramen diese epische Entfaltung sich auch mitunter mehr zurückhaltend als entwickelnd auswirken, so erklärt sie zugleich die deutliche Berufung zum Erzähler, Schilderer. Scholz selbst hat sich verschiedentlich, besonders in den Aufsatzsammlungen »Der Dichter« und »Die unsichtbare Bibliothek« über den Wert der Sprache geäußert und wohl begriffen, daß hier des Dichters reichste Entwicklungen ruhen.

Das neueste Werk, der Roman »Perpetua« (wie alle Werke von Scholz jetzt im Horen-Verlag in Berlin), läßt die okkulten Motive wiederholt und bestimmt aufklingen. Es ist die Geschichte der Zwillingsschwestern Breitenschnitt, in denen die verhängnisvolle Gabe des Hellsehens wirkt. Die eine, Katharina, die dem irdischen Leben anheimfällt, erleidet als Hexe den Flammentod, während Maria, mit ihrem Klosternamen Perpetua, als Äbtissin, sogar als Heilige endet. Rätselhafte, tiefe Beziehungen spinnen sich durch die Geschehnisse von Anfang an — Ahnungen, Gesichte, Erscheinungen. Die sehr ausgedehnte Handlung, durch zahlreiche Reflexionen und Sentenzen gleichsam ins Weite gerückt, durch zweifelnde Einschränkungen, wie »es ist schwer zu sagen« oder »vielleicht«, im

Ungenauen gehalten, bekundet das sorgsame, wissende Eindringen des Dichters in das Bereich der dämmernden Seelenregungen, die mit ausführlichem Bedacht ausgewoben sind. Erst am Schlusse beginnt die Gestalt der Perpetua sich bestimmend zu erheben und gleichsam einen Widerschein vom Schicksal der unglückseligen Schwester auszustrahlen. Das mittelalterlich reiche Augsburg breitet sich um die Ereignisse; zuletzt tummelt sich sogar die Emsigkeit des berühmten Reichstages von 1518. Namentlich die einzelnen Bilder und Vorgänge bewähren des Dichters regsame Gegenwärtigkeit, etwa die meisterliche Episode zwischen dem Landfahrer Thurner und dem Ratsherrn Aufmuth; während das Ganze vielleicht nicht allenthalben die freie Übersicht gestattet. Aber gerade das bunte Rankenwerk ist es, was dem Buche den eigentümlichen Wert verleiht; es öffnet Blicke in Abgründe und Mitternächte, wo es lockt und glimmt wie von verwunschenen Schätzen.

Die verschiedenen Wanderbücher, »Der Bodensee«, »Reise und Einkehr«, »Städte und Schlösser«, gehören zum Wesentlichsten, was der Dichter vollbracht hat. Er kennt nicht nur die empirische Natur, er weiß auch um die Landschaften der Seele, um das tiefmystische Eingehen in die Erscheinungen um uns her. Die Frömmigkeit vor den Dingen schien verlorengegangen angesichts der Ansprüche der experimentellen Naturwissenschaft und der materialistischen Verkrampfungen der Gegenwart, wo man zerstückt, zergliedert, untersucht, aber nicht schaut und ehrfürchtig bestaunt. Es ist so selten, daß ein Künstler heute noch über die Erlebnisse und Begebnisse hinausblickt, daß er hinter ihnen die Ewigkeit rauschen hört, daß sie ihm Gleichnis werden der höheren Zusammenhänge. Gerade hier schreitet Scholz ins Unermeßliche hinüber; ihm öffnet sich die Landschaft, denn ihm ward ein verheißendes, ihn ständig umschließendes Wunder verliehen: der Raum. Ein solcher Künstler schafft die Welt zum zweiten Male; ihm wird sie täglich neu und sonderlich. »Der innere Raum im Dichter ist weit wie der Sternenhimmel: Sonnen und Monde kreisen in ihm.« Die Sammlung kleiner, aber aufschlußreicher Aufsätze, die in dem Büchlein »Der Dichter« gefaßt sind, birgt manches feine, nachdenkliche Wort über diese zarten Fragen. Scholz hat den Raum bald um sich geschlossen, ihn gleichsam in sich aufgesogen; bald wieder wölbt er ihn tragend und schauernd über sich hinaus, in die unbestimmte Ferne. Seine Kunst der Landschaftsschilderung — nicht umsonst haust der Dichter am Bodensee, der sein Wirken so innig bestimmt hat, daß er ursprünglich sein Gedichtbuch einfach »Der See« benennen wollte — ist andächtig-tätige Einsamkeit. Raum und Zeit, Wolke und Traum, Dämmerung und Stille: diese Symbole kehren auch in den Gedichten wieder. Auch hier beglückt die Erfahrung, daß diese Verse sich über das Beiläufige zum allgemein Gültigen erheben, sich vom irdisch Verhafteten lösen. Sie haben jenen seltsamen Duft und Schein, der an Frühlingsabenden die Weiten säumt, wenn ein Regen vertröpfelt ist und noch einmal der Himmel hoch und wie ein nie geschautes Wunder wird. Die Form ist zumeist geschlossen, geregelt; Sonette kehren häufig wieder, auch Terzinen. Manchmal aber auch strömen die Rhythmen fessellos, doch geleitet von innerster Bestimmung; denn darin offenbart sich ja die höchste Kunst, daß sie zu formen weiß, daß immer ein seelisches Maß weise und sicher das Überflüssige entfernt hält. Die Balladen, namentlich die »Königsmärchen« und die frühen Bilder und Gestalten »Hohenklingen« umwebt ein Unsagbares, Unergründliches; denn hier zeigt es sich von neuem, daß ein Künstler wirklich etwas zu künden haben muß, wenn er über den Augenblick hinaus dauern und reichen will. Das reine, sangbare Lied findet sich nur vereinzelt; es sind vornehmlich Betrachtungen, Blicke ins Ewige, landschaftliche Enthüllungen. Leiseste Offenbarungen werden ausgesprochen, stets ergriffen und voll Ehrfurcht. Die Verse werden immer geräumiger, Gefäße frommer Bekundungen, plastischer Schau, bezwungener Traumseligkeit. Vielleicht hat kein neuerer Dichter dieses Vermögen, auch die innersten Ahnungen so geruhsam und dankbar zu empfangen und zu gestalten. Denn Scholz bleibt nicht beim Allgemeinen, Ungefähren; er entstofflicht, indem er sich in dem Gedichte erfüllt, sich gleichsam im Raume ausbreitet. Auch sein Impressionismus wächst über die Tatsachen hinüber, denn der Dichter weiß und verkündet es:

Eine Heimat hat der Mensch.
Doch er wird nicht drin geboren —
Muß sie suchen traumverloren,
Wenn das Heimweh ihn ergreift.

Aber geht er nicht in Träumen,
Geht er achtlos ihr vorüber,
Und es wird das Herz ihm plötzlich
Schwer bei ihren letzten Bäumen.

Fern sei es von uns, die lyrischen Gedichte im einzelnen zu zerlegen; sie stellen eine schöne Gesamtheit dar, wie eine jede Welle dem Meere zugehörig ist, dessen Spiegel sie kräuselt. Scholz selber ist jener »Wandernde«, von dem er singt:

Zeitlose Ewigkeit war einst dein Traum.
Längst wurdest du Zeit und wanderst durch den Raum.
Du weißt, dein Weg ist nur ein kurzes Stück,
Dein Ziel der Abend. Doch dein Schritt ist Glück.



Stilleben indischer Früchte mit der großen Tjampedakh-Frucht (Artocarpus-Polysehema)

Märchenhafte indische Früchte

Von Dr. Emil Carthaus

Das östliche Indien, dieses sonnige Wunderland, nach dem das europäische Mittelalter als dem Dorado mit so großer Sehnsucht hinschaute, ist in der Tat ein Teil der Welt, an den Mutter Natur mit verschwenderischer Hand eine Fülle besonders herrlicher und köstlicher Gaben ausgeteilt hat, die andern Gebieten der Erde völlig versagt geblieben sind. Zu diesen gehören nicht in letzter Linie Früchte von solchem Wohlgeschmack und so entzückender Schönheit, daß man schier glauben könnte, der Garten Eden der Bibel habe in Indien gelegen, und diese Fruchtarten zeugten noch von all dem Herrlichen, das er in sich barg. Ein ganzes Buch ließe sich über diese wirklich »lieblich anzusehenden und gut zu essenden« Früchte mit ihren Dutzenden von Arten und noch viel zahlreicheren Spielarten schreiben, und wenn es möglich wäre, nur die verbreitetsten von ihnen europäischen Kreisen in natürlicher Frische und Gestalt einmal vor Augen zu führen, des Bewunderns und Staunens würde kein Ende sein. Und erst der köstliche Geschmack von so manchen dieser Früchte, der sich mit Worten schlechterdings nicht beschreiben läßt! Spielen diese unvergleichlichen Gaben Pomonas schon seit langer Zeit in dem Haushalt von vielen Millionen Bewohnern des südlichen Asiens und seiner Inselwelt eine überaus wichtige Rolle, so kann auch die Zeit nicht mehr fern sein, wo sie in den Kaltluftkammern eigens dazu gebauter Ozeandampfer auch den Kulturländern Europas regelmäßig in so reicher Fülle zugeführt werden, daß sie nicht nur mit den feinsten und auserlesenen Arten in den Schaufenstern unsrer Feinkosthandlungen prangen, sondern in ihren gewöhnlichen billigen Sorten auch auf dem Tisch des kleinen Mannes erscheinen werden, wie man das heute schon von den aus dem warmen Amerika massenhaft zu uns kommenden, den ostindischen im Wohlgeschmack weit nachstehenden Bananen sagen kann. Fast unbegreiflich ist es, daß sich die Konservenindustrie nicht schon längst in größerem Maße vieler der köstlichen, hocharomatischen Obstarten Indiens bemächtigt hat, da diese, eingelegt in sterilisierte Zuckerlösung, sich sicher sehr bald lebhafter Nachfrage in allen Delikatessengeschäften zu erfreuen haben würden.

Nehmen die in ihrem Wohlgeschmack ganz einzig dastehenden Früchte Indiens einmal auf der europäischen Tafel die Stelle ein, die ihnen zukommt, dann wird man sich wundern, daß solche herrliche Gottesgaben früher nicht mehr Lobredner gefunden haben, und daß sich die darstellende Kunst noch nicht mehr mit diesen zum Teil paradiesisch schönen Naturgebilden befaßt hat.

Keine Gegend der ganzen Welt hat so viele verschiedene und so wunderbar wohlschmeckende Obstarten aufzuweisen wie der Indische Archipel. Diese alle, mit Ausnahme der später aus Amerika eingeführten, haben dessen Bewohner in einem dem heutigen völlig gleichkommenden Grade von Veredelung schon vor Jahrhunderten von unsern dunklen Stammverwandten, den ihre Kultur bis weit über Java hinaus verbreitenden Indern, empfangen. Haben die braunen Inselbewohner selbst doch für die Verfeinerung dieses Obstes bis heute ganz und gar nichts getan. Es ist das um so mehr zu bedauern, als es in der ganzen weiten Welt kein



Blimbing-Frucht (Averrhoa Bilimbi, L.)

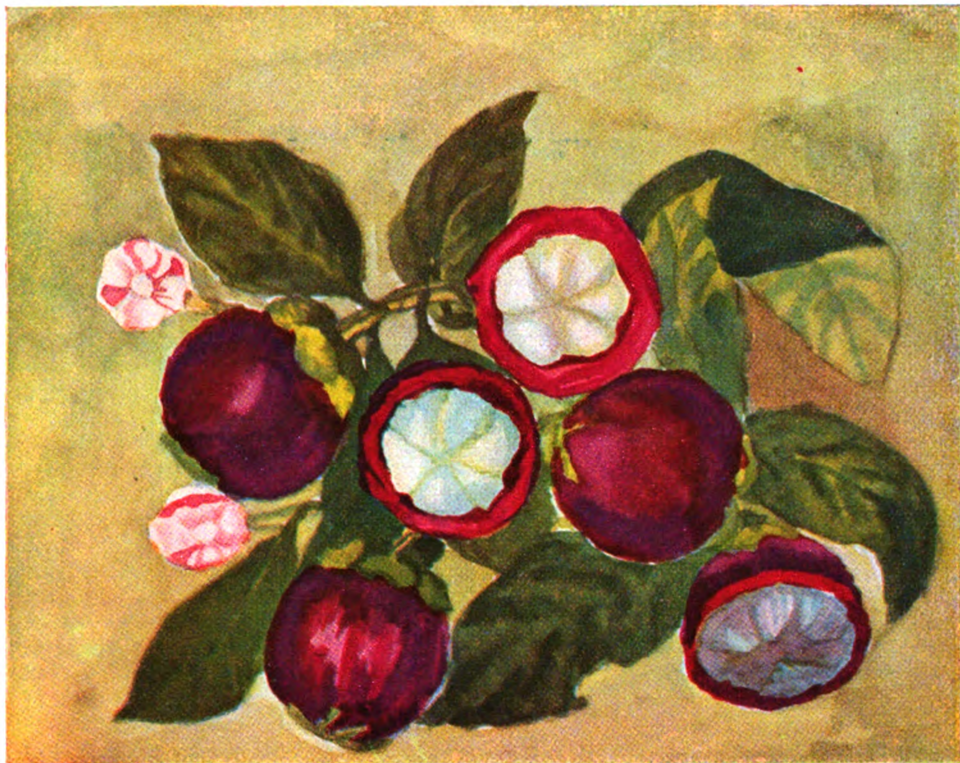
zweites Gebiet gibt, wo edle Obstarten der verschiedensten warmen Länder so üppiges Gedeihen finden wie in jenem großen sonnigen Inselgarten, worin das Grünen und Blühen gar nicht endet. Insbesondere ist es das Eiland Java, auf dem altindogermanische Kultur dafür gesorgt hat, daß auch im Hause des kleinen Mannes der Fruchtkorb niemals leer wird, und daß nicht wie bei uns zwei oder drei, sondern Dutzende von verschiedenen Familien der Pflanzenwelt zu seiner Füllung mit den wohlschmeckendsten Obstarten beitragen. Und welche Mannigfaltigkeit an Formen und Farben zeigen diese indischen Früchte, deren Umfang und Gewicht zwischen mehr als zwei Dritteln eines Meters und wenigen Zentimetern, zwischen zwanzig bis dreißig Kilogramm und wenigen Grammen sich bewegt!

Die größte aller indischen Obstarten ist unstreitig die Nangka, in Britisch-Indien als Jackfrucht bezeichnet. Bei einer Länge von wohl sechzig Zentimeter und einer Dicke bis zu dreißig Zentimeter ist sie überhaupt die größte von allen Baumfrüchten der Erde. Da ihr Gewicht zuweilen fünfundzwanzig bis dreißig Kilogramm erreicht, kann sie natürlich nicht an dünnen Zweigen des Baumes heranwachsen, sondern bildet sich unmittelbar an dessen Stamm oder an sehr dicken Ästen von ihm, wie man das nur bei sehr wenigen Baumarten findet. Der Baum, der diese gigantischen Fruchtgebilde hervorbringt, trägt den botanischen Namen Artocarpus integrifolia und ist ein naher Verwandter des für die Ernährung so vieler Südseeinsulaner so wichtigen Brotfruchtbaumes, Artocarpus incisa, von dem er sich schon auf den ersten Blick durch seine viel kleineren, ganzrandigen, oval-elliptischen Blätter unterscheidet. Er erreicht eine Höhe von fünfundzwanzig Meter.

Die Nangka-Frucht hat eine im ganzen ovale Gestalt, zeigt jedoch nicht selten kleinere oder größere Abweichungen von dieser Form. Ihre Schale ist fest und lederartig und dicht mit kleinen kegelförmigen Auswüchsen besetzt. Das Wohlschmeckende an der Frucht ist das dottergelbe, eigentümlich pikante, doch nicht gerade weiche Fleisch, das die überaus zahlreichen drei bis vier Zentimeter langen eiförmigen Samen einhüllt und in seiner Süße an Honig erinnert. Auch die Samen werden geröstet von den Eingeborenen sehr gern gegessen.



Sorsaco-Frucht (Anona muricata, L.), westindische Obstart
Frucht und Blüten



Mangostan (Garcinia Mangostana). Früchte und Blüten

Die seltsamste Obstart des großen malaiischen Inselreiches ist zweifelsohne der Durian, d. h. die dornige Frucht. Der stattliche Baum, der sie oft zu vielen Hunderten hervorbringt, gehört zu der Familie der Sterkuliazeen, die ihren Namen als Dünger- oder Mistbäume von den verschiedenen zu ihr gehörenden Pflanzenarten mit stark ausgeprägtem Kotgeruch, namentlich in ihren Blütenbildungen, erhalten hat.

Der Durianbaum (Durio zibethinus) bildet die einzige Art der Gattung Durio. Sein Vorkommen ist, abgesehen von dem südlichen Teil der Halbinsel Malakka, auf den Malaiischen Archipel und die Molukken beschränkt, wo er namentlich auf Java, Sumatra und Borneo, vielfach wildwachsend, aber auch als veredelter Fruchtbaum gefunden wird. Auf Sumatra, im Süden des Gebirgsees von Toba, bildet er ganze Wälder und wächst dort auf fünfhundert bis tausend Meter Meereshöhe noch zu einem sehr ansehnlichen Baum heran. Seine Früchte erreichen eine bedeutende Größe und sind teils kugel-, teils ovalrund. Die Spielarten dieser ovalen Form weisen zuweilen einen Längendurchmesser von einem halben Meter auf. Die dicke, zähe, nicht aber holzige Schale der Durianfrucht ist auf der Außenseite grün oder gelblichgrün gefärbt und dicht mit scharf zugespitzten, doch an ihrer Basis sehr breiten Stacheln oder Dornen (malaiisch duri) besetzt. Das Innere der Frucht erscheint durch fünf häutige Zwischenwände in ebenso viele Fächer oder Zellen geteilt.

Mit einem Beil oder schweren Hackmesser geöffnet, verbreitet die wunderliche Durianfrucht einen durchdringenden Geruch, den gewiß kein Europäer als Aroma bezeichnen wird, wenn er nicht durch öfteren Genuß schon lüstern nach ihr geworden ist. Es gibt sehr viele Menschen in weißer Haut, die niemals ihren Widerwillen gegen den schwer zu beschreibenden, am meisten an Knoblauch und faulende Zwiebeln erinnernden, durch Allylverbindungen hervorgerufenen Geruch des Durians zu überwinden vermögen; alle Malaien und Chinesen aber finden ihn außerordentlich angenehm. Sie teilen diese Empfindung mit verschiedenen Tieren des Urwaldes, von den Affen und Tigern herab bis zu dem Beuteltiere der Molukken, dem Kuskus, das zur Zeit der Durianreife auf Amboina so fett wird, daß sein Fell beim Fall des Tieres von einem Baum tatsächlich platzt, wie Mohnike wiederholt selbst sah. Daß selbst fleischfressende Tiere, wie die Tiger, Panther und andre Katzenarten, so leidenschaftliche Liebhaber der Frucht sind, daß sie im Urwalde sich förmlich um sie

balgen, läßt ihren Wohlgeschmack geradezu berückend erscheinen. Dieser Wohlgeschmack ist in der Tat so eigentümlich, daß von keiner andern Frucht gesagt werden kann, ihr Geschmack erinnere auch nur leise an den des Durians.

Lassen wir hierüber einmal den berühmten Naturforscher Sir Russell Wallace reden: »Die fünf Zellen der Frucht sind atlasartig weiß von innen, und jede ist von einer eiförmigen Masse rosafarbigen Breies erfüllt, in welchem zwei oder drei Samen von der Größe einer Kastanie liegen. Dieser Brei bildet das Eßbare der Frucht, deren Wohlgeschmack geradezu unbeschreiblich ist. Ein würziger, butterartiger, stark nach Mandeln schmeckender Eierrahm gibt die beste allgemeine Vorstellung davon, dazwischen aber nimmt man Duftwolken wahr, die an Rahmkäse, Zwiebeltunke, braunen Xereswein und andres Unvergleichliche erinnern. Der Brei ist von einer aromatischen, klebrigen Weichheit, die sonst keinem Dinge zukommt, die ihn aber um so wohlschmeckender macht. Wiewohl die Frucht weder süß noch sauer noch eigentlich saftig ist, empfindet man doch nicht den Mangel einer dieser Eigenschaften. Sie ist einfach vollkommen, so wie sie ist, und je mehr man von ihr ißt, desto mehr fühlt man sich geneigt, von ihr weiter zu kosten. Durian essen ist in der Tat eine neue Art von Empfindung, die allein eine Reise nach dem fernen Osten lohnt, und wenn ich zwei Früchte nennen sollte als vollkommenste Repräsentanten ihrer Art, so würde ich sicher den Durian und die Orange wählen als König und Königin unter den Früchten.«

Wallace hat hier zu beschreiben gesucht, was sich eigentlich gar nicht beschreiben läßt; an so viele, höchst verschiedenartige Stoffe aus dem Pflanzenreich erinnert der Geschmack dieser Obstart, die wohl die merkwürdigste der ganzen Welt ist. Keine andre vermag den menschlichen Geschmack so angenehm zu erregen, aber auch so abzustoßen wie der Durian. Wie widerlich schon sein Geruch für die meisten Europäer ist, die ihn noch nicht wiederholt gekostet haben, kann man schon daraus ersehen, daß es auf Java dem Bedientenpersonal der größeren Hotels bei Strafe sofortiger Entlassung streng verboten ist, in irgendeiner der Räumlichkeiten Durianfrüchte zu essen oder aufzubewahren. Der schwedische Forschungsreisende Thunberg, der vor hundertfünfzig Jahren nach Java kam, spricht sogar von einem »unerträglichen Leichengeruch« der Frucht.



Blimling (Cynometra cauliflora L.). Früchte und Blüten

Stellte man an mich die Frage, welcher von den vielen Obstarten des Indischen Archipels oder der ganzen Tropenwelt ich den Preis zuerkenne, ich würde ohne langes Bedenken den Mangistan oder die Mangis nennen; denn sie ist wie eine Frucht des Paradieses in der Tat »lieblich anzusehen und gut davon zu essen«. Wird sie doch schon in der alten Sprache des Sanskrit als Mangoustana, d. h. die Liebliche, bezeichnet. Der zierliche Baum, der sie hervorbringt, wissenschaftlich unter dem Namen Garcinia Mangostana bekannt, findet, wie alle Arten seines Geschlechts, nur auf den malaiischen Inseln und im südlichen Teil der Halbinsel Malakka rechtes Ge-

deihen. Bildschön erscheint seine kugelrunde, am oberen Ende mit einem kleinen kronenförmigen Auswuchs verzierte Frucht, wenn man ihre Schale durch einen Querschnitt in zwei Hälften zerteilt und die obere abhebt. Sie zeigt dann auf der Schnittfläche ein lebhaftes Karminrot, das sich von dem reinen, schneeigen, fast durchscheinenden Weiß der sich über die untere Schalenhälfte emporwölbenden eigentlichen Frucht wunderschön abhebt. Diese ist eingebettet in fünf bis acht Fächer. Jedes von ihnen enthält einen Samenkern, der von einer dikken Lage sehr saftigen und auf der Zunge zerschmelzenden Fruchtfleisches von wirklich köstlichem Geschmack umgeben ist. In ihm vereinigt sich das Saure mit dem Süßen in so harmonischer Weise, daß man über den hohen Gehalt an organischen Säuren völlig hinweggetäuscht wird. Die Frucht ist außerordentlich erfrischend und kühlend. E. Tennant vergleicht sie sehr passend mit duftendem Schnee. Mit Recht hält man diese Frucht für so gesund, daß ein Sprichwort auf den malaiischen Inseln sagt: »Ein Fieberkranker, der einen Mangistan nicht mehr essen kann, ist rettungslos verloren.«



Durian (Durio Zibethiners). Frucht und Blüten

Neben der Banane gibt es wohl keine indische Frucht, die durch die große Zahl ihrer Sorten so überzeugend für ihre lange Pflege und Veredelung spricht, wie die Manga, Mangifera Indica. Sie spielt denn auch bereits in der alten Sage der Völker von Britisch-Indien eine große Rolle. Einige noch hier und da im Malaiischen Archipel geläufige Bezeichnungen, wie Mampelon, Pelom, Kapelom, weisen durch ihren Anklang an das Wort Mahapalam der Telingasprache des Dekhan sowie das Sanskritwort Mahapukla auf die dunklen Arier als ihre Veredler hin. Diese haben den Mangabaum durch Kultur und Veredlung dahin gebracht, daß er heute gewiß ebenso viele Sorten von herrlichen Früchten hervorbringt wie bei uns der Apfel- oder Birnbaum. Jedenfalls gehören die Mangafrüchte zu den herrlichsten aller Obstarten der verschiedensten Breitengrade. Darum ist der Baum auch in so viele Teile der Tropen der Alten wie der Neuen Welt verpflanzt worden. Die Regionen, wo er am besten gedeiht und die schmackhaftesten Früchte trägt, sind aber noch immer das britische und vor allem das niederländische Indien.

Der Mangabaum wird wohl zwanzig Meter



Djeruk-tangan (Citrus sarcodactylus, Sbld.)
Aus China stammend

hoch, und seine Früchte erlangen in einigen Abarten ein Gewicht von mehr als einem halben Kilo. Sie sind von einer nicht dicken, leicht abzuziehenden grüngelblichen, oft rötlich angehauchten Schale umgeben und haben eine ei- bis gurkenförmige Gestalt. Ihr Inneres besteht bis auf den verhältnismäßig kleinen länglichen, abgeplatteten Kern aus saftreichem, orangefarbigem oder goldgelbem Fruchtfleisch, das bei außerordentlichem Wohlgeschmack oft an besonders feine, saftige Tafelbirnen und Pfirsiche erinnert.

Außer den genannten weitverbreiteten Obstarten und neben zahlreichen Bananenarten, Ananas sowie einer ganzen Reihe von hocharomatischen Früchten aus der Familie der Aurantiazeen oder Orangengewächse bringt der reichblühende Garten des insularen Indiens noch eine Anzahl örtlich mehr beschränkter, veredelter Baumfrüchte hervor, von denen einige zwar von geringerem Wohlgeschmack sind, aber durch ihre bildschönen Formen und Farben stets wieder zum Kosten einladen. Sie alle zu nennen, würde zu weit führen, doch seien wenigstens die beliebtesten von ihnen hier kurz besprochen.

Früchte von eigenartiger Schönheit bringt das zu den Myrtengewächsen zählende Geschlecht Jambosa oder Eugenia hervor. Sie tragen den malaiischen Namen Djambu und werden von den Eingeborenen so geschätzt, daß man ihre Bäume, namentlich auf Java, fast überall in dem bunten Gemisch von Obstbäumen findet, das mit Kokospalmen und Bambusgebüsch zusammen das Malaiendorf zu einem freundlich anmutenden Wäldchen gestaltet. Die Größe der Frucht schwankt bei den verschiedenen Arten zwischen der einer Kirsche und eines großen Apfels. Einem solchen ähnelt die Frucht häufig auch in ihrer Form, doch erscheint sie eigentümlich glasig, als bestände sie aus Zuckerguß. Ihre Farbe spielt bei den verschiedenen Sorten zwischen Grau, Gelb, Weiß, Grün, Rosa und einem tiefen Purpurrot. Das schwammig-wässerige und säuerliche Fruchtfleisch ist zwar sehr angenehm zu kosten, allein eines hervorragenden Wohlgeschmacks erfreut es sich nicht. Bei einzelnen Sorten wird er ein wenig gehoben durch einen stark ausgeprägten Rosenduft.

Zu den Djambufrüchten rechnen die Malaien auch zwei aus dem tropischen Amerika eingeführte Fruchtarten, näm-



Mundu-Frucht (Xanthochymus dulcis, Roxl.)

lich die auch in ihren Laubblättern stark aromatische und zum Parfümieren des Tees benutzte Guajave, Psidium Guajava, und die Cachou- oder Acajoufrucht. Gut zu essen ist diese Frucht für einen europäischen Gaumen schon wegen ihres Bocksgeruches nicht, aber sie ist lieblich anzuschauen und höchst originell gestaltet. Was man nämlich als die eigentliche Frucht ansehen möchte, ist nichts andres als der fleischige und saftige Fruchtstiel, der so stark aufgetrieben erscheint, daß er die Form einer Djambufrucht annimmt und von den Eingeborenen deshalb als Djambu monjet, d. i. Affendjambu, bezeichnet wird. Die wirkliche Frucht ragt aus dem unteren Ende dieser Scheinfrucht in der Gestalt eines nierenförmigen Samens hervor.



Affen-Djambu (Anacardium occidentale). Früchte und Blüten

Einen allerliebsten Anblick gewähren die Blimbing-Früchte. Diese Fruchtgebilde erscheinen der Länge nach in fünf regelmäßigen Abschnitten so eingeschnürt, daß ihre Querschnitte die Form von Sternen zeigen, während ihre Längsschnitte Ellipsen bilden. Wer die Frucht zum erstenmal sieht, wird sie bewundern und zu kosten begehren, sich aber durch den etwas faden, an Djambus erinnernden Geschmack vielleicht enttäuscht fühlen. Mit diesem hat die Blimbingfrucht auch das glasige Aussehen gemein, doch prangt sie niemals in rötlichen, sondern entweder in gelblichgrünen oder weißlichen Farben.



Früchte des gewöhnlichen Djambu-Baumes (Jambosa domestica)

Tropenfrüchte von nicht so sehr einladendem Aussehen, aber von außerordentlich feinem Geschmack sind die Rambutans oder Haarfrüchte, so genannt wegen der zahlreichen stachelförmigen, doch sehr biegsamen Auswüchse ihrer zwischen tiefem Rot, Rotbraun und Gelb spielenden dünnen Schale. Das Innere der Frucht besteht aus äußerst wohlschmeckendem, saftigem und aromatischem Fruchtfleisch mit einem länglichen Kern darin. Wie das auch bei einigen andern indischen Obstarten der Fall ist, weichen selbst die auf demselben Baum gewachsenen Rambutanfrüchte im Geschmack erstaunlich voneinander ab.

Neben der so gesunden Frucht des schon mehr bekannten Melonenbaumes hat das östliche Indien von dem westlichen wohl kaum eine köstlichere Frucht übernommen als die Sapotilla,



Rambutan (Nephetium lappaceum, L.)

im Malaiischen entstellt in Sawoe Manilla. Sie wächst an einem buschigen Strauche (Agras sapota) und ist entweder kugelrund oder eiförmig. Unter ihrer dünnen rötlichbraunen, aber etwas rauhen Haut birgt sie eine wahre Fülle von überaus saftigem, orangefarbigem oder braunem Fruchtfleisch. Man hebt es mit einem Teelöffel aus der geöffneten Frucht aus und könnte beim Kosten glauben, eine besonders feine Creme mit herrlichem Aroma auf der Zunge zu haben.

Bei weitem nicht so ansprechend im Geschmack, aber von echt exotischem Aussehen sind zwei andre aus dem heißen Amerika nach dem Indischen Archipel verpflanzte Fruchtarten aus der Familie der Anonazeen: die Sirikaya (Anona squamosa) und die Bua nona (Anona reticulata), ebenso wie die aus Brasilien eingeführte Frucht des den Lorbeergewächsen zuzurechnenden Aguacate- oder Avocate-Baumes (Persea gratissima), ein Wort, das die Holländer in Advokat entstellt haben.

Viele bewundernde Lobredner haben die Früchte des östlichen Indiens und besonders seines insularen Teiles schon gefunden, und niemand wird bestreiten wollen, daß kein Winkel der Welt so reich an köstlichen Obstarten ist wie dieser. Auch hieran hat sicherlich ein bekannter englischer Forschungsreisender gedacht, als er die Worte niederschrieb: »Die Natur scheint ein Vergnügen daran zu finden, ihre am meisten bevorzugten Schöpfungen im Malaiischen Archipel zusammenkommen zu lassen.«

Nächtlicher Gang

Durch die Gassen geht die Nacht
Lautlos hin von Haus zu Haus,
Löscht mit stillem Finger
Licht um Lichter aus.
Und ich denke dein.

Hundert Augen schließen sich
Über Leid und Glück und Schmerz,
Und mit leisern Schlägen
Klopft ein jedes Herz.
Und ich denke dein.

Gustav Renner



Alfred Wiener: Nachbarinnen



Hauptgebäude der Sektkellerei Henkell & Co. in Biebrich-Wiesbaden

Hundert Jahre deutscher Sekt

Von Dr. Albert Bovenschen

Moussierenden Wein hat man zuerst in Frankreich hergestellt; wahrscheinlich, daß auch hier, wie bei fast allen Entdeckungen und Erfindungen, der Zufall sein Spiel getrieben hat.

Die ersten Nachrichten hierüber verlieren sich ins Dunkel der Sage. Im großen Saale des feenhaften Schlosses Anet, des Wohnsitzes der fanatischen Verfolgerin des Protestantismus, Diana von Poitiers, die ihren königlichen Freund, Heinrich 2. von Frankreich, völlig beherrschte, hatte der Herzog von Vendôme eine auserlesene Gesellschaft zu einer Festlichkeit versammelt. Als das Fest seinen Höhepunkt erreicht hatte, führte, so wird erzählt, der Marquis de Sillery, der seinen Namen von einem Orte bei Reims hatte, wo auch heute noch die Champagnerbereitung blüht, zwölf junge Mädchen in den Saal. Alle waren als Bacchantinnen gekleidet, das Haar mit Weinlaub bekränzt, in den Händen Blumenkörbe tragend. »Was ist das?« rief der Herzog. »Hinaus mit den Blumen!« — »Hoheit,« sprach einer der Gäste, »Sillery ist berauscht, er glaubt, Ihnen Lorbeeren anzubieten.« Der Marquis aber entfernte die Blumen, und in den Körben lagen Flaschen, in denen, wie der fröhliche Kavalier den Gästen verkündete, eine neu geborene Gottheit verborgen sei, zu deren Ehren man in grauer Vorzeit Altäre errichtet haben würde. Und das Wunder, das diesen Flaschen entsprang, war jener köstliche, perlende und prickelnde Trank, der bald das Lieblingsgetränk des französischen Hofes werden sollte.

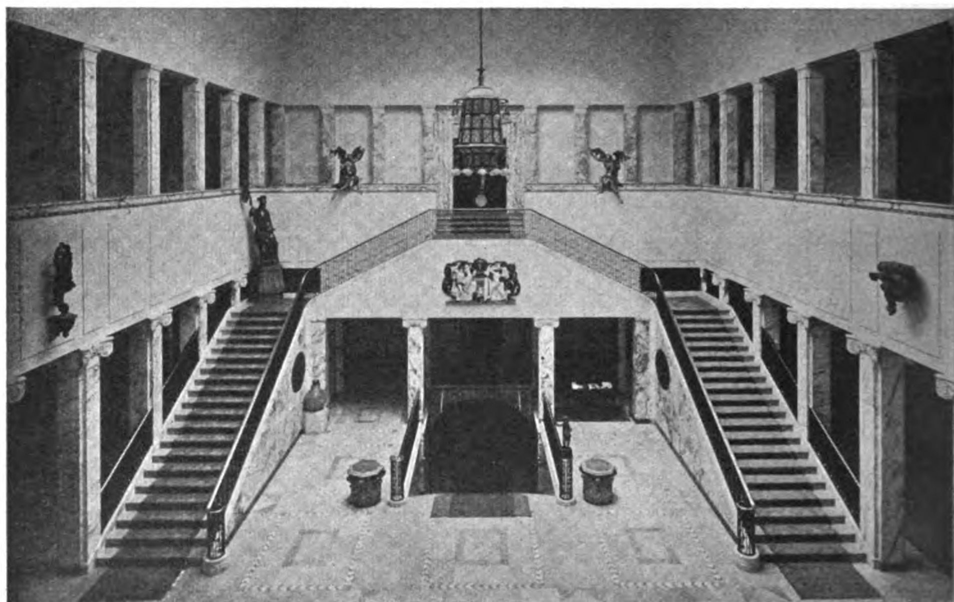


Dom Pérignon

Geschichtlich besser beglaubigt sind die Vorgänge, die sich etwa ein Jahrhundert später zu Zeiten des »Sonnenkönigs«, Ludwigs 14., in der gleichen Gegend abspielten und die an den Namen des 1638 geborenen Dom Pérignon, des ebenso frommen wie weisen Abtes und Kellermeisters der Benediktiner-Abtei St. Peter zu Hautvillers, anknüpfen, die an einem Abhange hoch über der Marne liegt (Abbildung S. 653). Diesem Pater, der sich durch eine feine Zunge auszeichnete, die ihm treu blieb bis in sein hohes Alter, lag es u. a. ob, die Eingänge des Zehnten zu überwachen, den die umwohnenden Winzer als gläubige Christen dem Kloster in Form von Traubensaft spendeten. Er vermischte die verschiedenen Gewächse und behandelte sie mit solcher Sorgfalt, daß man den von dem ehrbaren Abte gezogenen Wein nach ihm »vin Pérignon« nannte. Der fromme Pater begnügte sich aber nicht mit der Verwaltung des ihm anvertrauten Klostergutes. In dem eifrigen Streben, seinen Klosterbrüdern einen hervorragenden Tropfen zu liefern, nahm er Einfluß auf die Erzeugung selbst, indem er den

fronenden Winzern mit seinem Rat bei der Auswahl der Reben zur Seite stand, die Zeit der Lese bestimmte, das Auspressen der Trauben überwachte und es schließlich dahin brachte, daß es gelang, aus roten Trauben einen völlig klaren und hellfarbigen Wein herzustellen, also jenes Urprodukt, aus dem später der Champagner werden sollte.

Dom Pérignon ist es auch gewesen, der das hohe und fein geschwungene, unten spitz zulaufende Champagnerglas erfand, in dem man, wie er sagte, den anmutigen Tanz der Gasatome am besten beobachten und auf sich wirken lassen könne. Kunst und Industrie haben seitdem manch herrliches Champagnerglas hergestellt, nach Kräften förderte. Aber auch in Deutschland fand er bald begeisterte Anhänger und Lobredner, wenn auch der Verbrauch von Champagner sich noch für lange Zeit nur auf die wohlhabenden Kreise beschränkte, die in der glücklichen Lage waren, das aus Frankreich eingeführte Getränk zu bezahlen. Gerade die Erwägung, daß auf diesem Wege dem französischen Erbfeind indirekte Tribute gezollt würden, führte sehr bald in Deutschland zu der Frage, ob es nicht möglich sei, aus deutschen Weinen ein ähnliches Getränk herzustellen und durch Schaffung eines neuen Erwerbszweiges erhebliche Teile der für französischen Champagner ins Ausland gehenden Summen der deutschen Wirtschaft zuzuführen.



Empfangshalle der Sektkellerei Henkell & Co. in Biebrich-Wiesbaden

unter denen der von Tauber entworfene, in geschnittenem Bergkristall und vergoldetem Silber verfertigte Ehrenpokal, die Zierde eines der Glasschränke in der monumentalen Empfangshalle der Sektkellerei von Henkell & Co. in Biebrich-Wiesbaden, wohl den ersten Platz behauptet (Abbild. S. 658).

Einige Menschenalter hindurch bleiben Bereitung und Verzehr des moussierenden Weines auf das Ursprungsland Frankreich beschränkt. Ein Umschwung trat ein, als in den Befreiungskriegen die Heere der Verbündeten nach Frankreich kamen und dort zum ersten Male mit dem köstlichen Getränk Bekanntschaft machten. Zar Alexander 1., der bei »Veuve Clicquot« — nach dem alten, aber immer noch wirksamen Scherz die einzige Dame, von der man gern einen Korb bekommt — im Quartier lag, war es namentlich, der in seinem Lande den Champagnerverbrauch

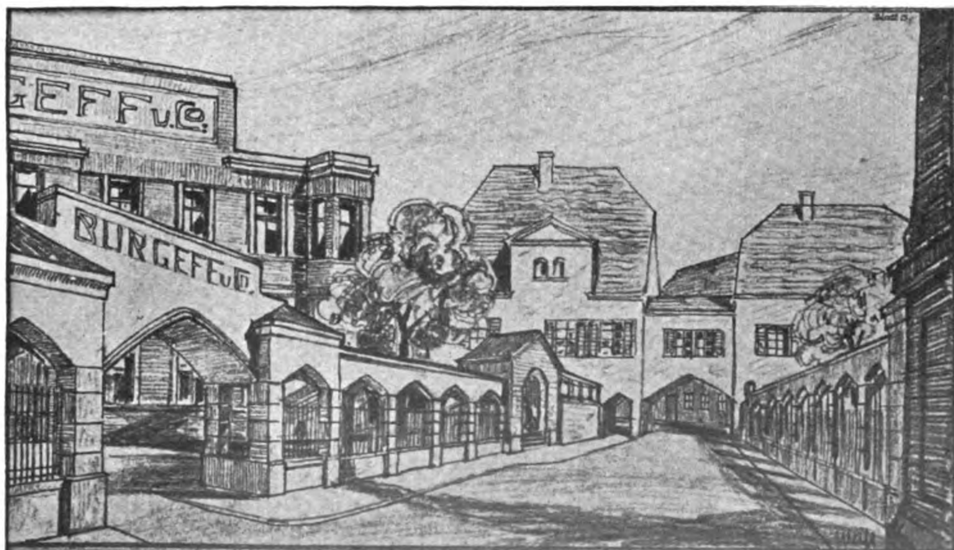
Auch hier wieder spielte der Zufall eine merkwürdige Rolle. Ein Schlesier, Karl Samuel Häusler, Kaufmann, Erfinder und Dichter zugleich, der auf seinen vielen Reisen auch mit Jean Paul in Bayreuth in enge Verbindung gekommen war, hatte am Rhein den Apfelwein kennengelernt, was ihn auf den Gedanken brachte, ein gleiches Erzeugnis auch aus schlesischen Äpfeln herzustellen. Um das zu gewinnende Getränk zu veredeln, setzte er ihm Zucker zu. Eines Tags besuchte ihn ein Freund, dem zu Ehren er ein paar abgelagerte Flaschen aus dem Keller holen wollte — und was geschah? — die Korken flogen ihm an den Kopf! Er stellte nunmehr Schaumwein aus Äpfeln her, bis ihm im Jahre 1824 der Einfall kam, den gleichen Versuch auch einmal mit Traubensaft aus Grünberger Wein zu machen. Der Versuch gelang, und am 18. Februar 1826 tat sich der glückliche Entdecker mit



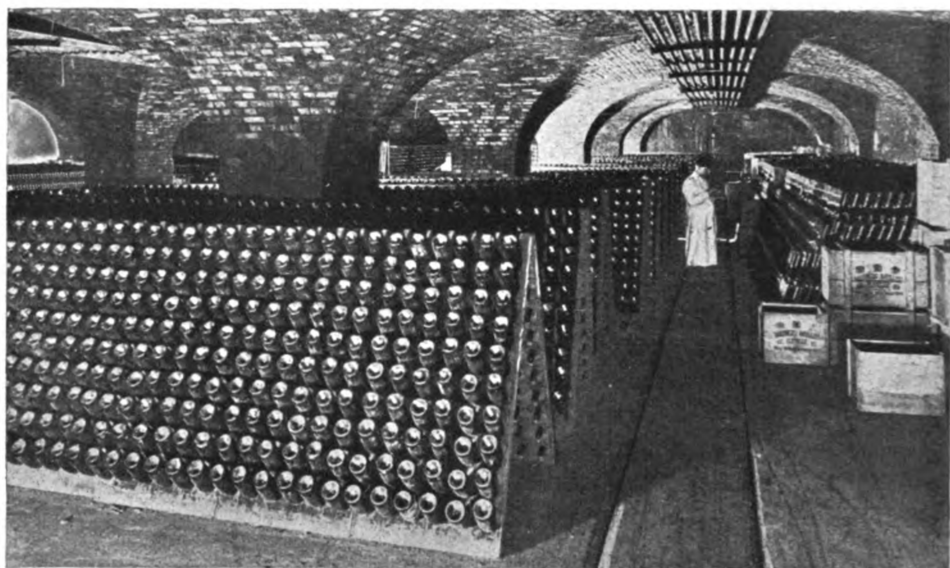
Sektkellerei G. C. Keßler in Eßlingen, ehemaliger Speierer Zehenthof

zwei bekannten Grünberger Weinhandlungen, Förster und Grempler, zu einer Firma zusammen, die heute noch in Grünberg in Schlesien blüht. So wurde das Jahr 1826 das Geburtsjahr des deutschen Sekts.

Im selben Jahre war auch in Süddeutschland, im gesegneten Schwabenlande, ganz unabhängig von jener Grünberger Firma, ein kluger Mann auf die Idee gekommen, die Herstellung von Schaumwein im eignen Lande mit Traubensaft nach französischem Muster vorzunehmen. Hierzu war niemand besser berufen als der Württemberger G. C. Keßler, der über anderthalb Jahrzehnte, von 1810 bis 1826, die Leitung der bereits erwähnten Firma Veuve Clicquot in Händen hatte, wie vielfach gerade Deutsche in der



Geschäftshaus der Sektkellerei Burgeff & Co. in Hochheim a. M., entworfen von Franz Josef Weiß in Berlin



Rüttelkeller der Firma Matheus Müller in Eltville

Champagnerfabrikation Frankreichs tätig waren und sich in ihr oft zu führenden, in der ganzen Welt bekannten Firmen emporschwangen. Man braucht nur an die Namen Heidsieck, Deutz & Geldermann, Röderer, Mumm zu erinnern, zu denen auch Pommery & Greno zu rechnen ist, dessen ursprünglicher Name Grenow lautete und ebenfalls einen Deutschen zum Träger hatte. Jener Keßler nun kehrte im Jahre 1826 in seine schöne schwäbische Heimat zurück und richtete in Eßlingen am Neckar, ohne Anlehnung an eine schon bestehende Weinhandlung, die erste deutsche Kellerei ein, die nur Schaumwein erzeugte.

Bereits im Jahre 1828 erwarb Keßler das uralte »Klösterle«, die ehemalige Stadtkellerei Eßlingens mit ihren vielen unterirdischen Verliesen von gewaltiger Ausdehnung, die wie geschaffen waren als Lagerstätte für die wertvollen Jahrgänge, die dort in langen Fässerreihen ihrer sprudelnden Auferstehung harrten. Im Jahre 1842 kaufte die Firma auch noch den alten Speierer Zehenthof hinzu, in dem heute der ganze Betrieb untergebracht ist (Abbild. S. 655).

Den beiden Firmen, die vor hundert Jahren die deutsche Sektindustrie begründeten, folgten in den kommenden Jahren sehr bald andre Firmen nach, die den Ruf des deutschen Erzeugnisses hinaustrugen in alle Welt. Da wäre zunächst zu nennen die Firma Burgeff & Co. in Hochheim, die 1837 unter dem Namen Burgeff & Schweickhardt begründet wurde (Abbild. S. 655). Ebenfalls in den dreißiger Jahren begann Matheus Müller zu Eltville in seinen Kellereien deutsche Weine nach der Flaschengärungsmethode als Sekt zu füllen. Im Jahre 1843 folgte die Firma Deinhard & Jordan, die heute gleichfalls Weltruf genießende Firma Deinhard & Co. in Koblenz.

Die Gründung des nicht minder berühmten Hauses Kupferberg fällt in das Jahr 1850, in dem Chr. Adt. Kupferberg im Alter von vierundzwanzig Jahren zunächst in sehr bescheidenem Umfange in Laubenheim bei Mainz eine Sektkellerei anlegte, die sich aber so rasch entfaltete, daß man schon nach einigen Jahren daran denken konnte, das Unternehmen in den Mittelpunkt des rheinischen Weinhandels, nach Mainz, zu verlegen, wo es heute eine der größten Sehenswürdigkeiten der Stadt bildet.

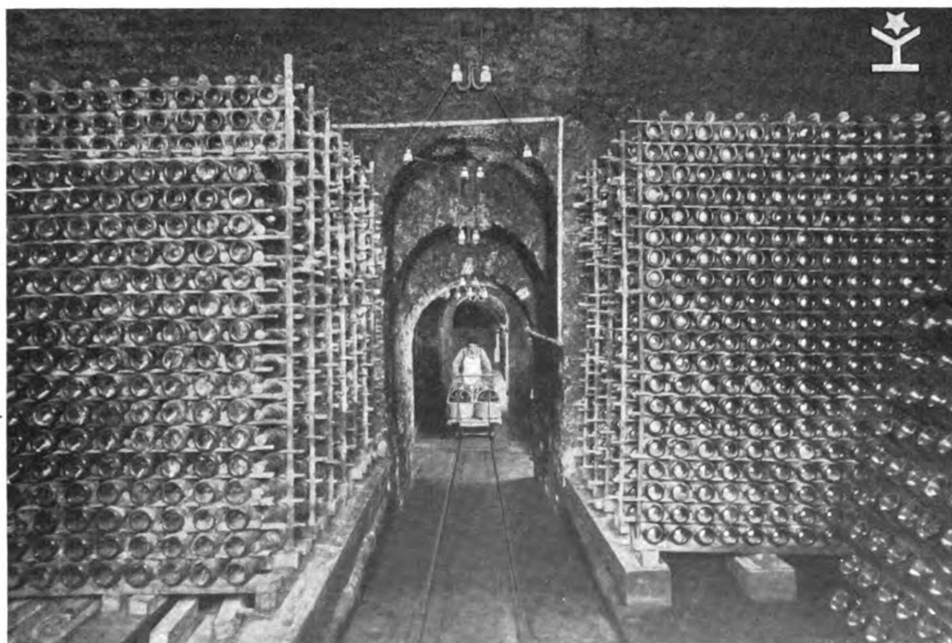
Diesen Sektfirmen gesellte sich im Jahre 1856 die ebenfalls bald rühmlich bekannt gewordene Sektkellerei von Kloß & Foerster zu, die in dem lieblich gelegenen Freyburg a. d. Unstrut gegründet wurde; 1865 folgte die Firma Söhnlein & Co. in Schierstein, bei deren bekanntester Marke »Rheingold« kein Geringerer als Richard Wagner Gevatter gestanden hat, und endlich, um nur noch einige Firmen unter den vielen zu nennen, die den Ruhm der deutschen Sektindustrie mit haben begründen und sichern helfen, Gebrüder Hoehl in Geisenheim, deren einer Begründer das ehrenvolle Alter Kaiser Wilhelms I. erreichte, Henkell & Co. in Biebrich-Wiesbaden, deren Marke »Henkell trocken« wohl jedermann kennt und schätzt, Schultz-Grünlack & Co. in Rüdesheim, Feist A.-G. in Frankfurt a. M., Schloß Vaux in Eltville, Langenbach & Söhne in Worms usw.

Über die Herstellung des Schaumweins herrschen vielfach immer noch irrige Ansichten, deren

verkehrteste die ist, daß zur Herstellung von Schaumwein nur die minderwertigsten Weine verwendet würden, die als Stillweine nicht mehr verkäuflich seien. Nichts unsinniger als dies. Es liegt in der Natur der Sache, daß die ganz großen, gehaltreichen und vollen Weine sich nicht zur Sektbereitung eignen, weil aus ihnen ein leichter, flüchtiger, eleganter Schaumwein — und nur ein solcher entspricht den Zwecken, denen der Genuß des prickelnden, moussierenden Weines dienen soll — nicht hergestellt werden kann. Werden die besten Stillweine, z. B. die sogenannten Beerenauslesen, aus den edelfaulen, bereits möglichst eingetrockneten Beeren gewonnen, die nicht mehr die Sonne, sondern die Herbstnebel haben reifen lassen, so werden zum Sekte nur edelreife Trauben genommen, die noch in voller Rundung und schwellend aus dem frischen Grün der Reben hervorquellen. Keine vorzeitig faul gewordene Beere darf an den Trauben verbleiben, deren Behang zur Sektbereitung in Aussicht genommen ist; ebenso wenig wie etwa noch vorhandener, nicht zur Reife gelangter Nachwuchs. Und die Trauben selbst werden nicht eingemaischt, zerstoßen oder mit der Traubenmühle gemahlen, sondern unverletzt auf rasch arbeitende Keltern gebracht, um so schnell wie möglich abgepreßt zu werden. Zwar gehen dabei etwa sechzig Prozent des Gesamtgewichts des Saftes verloren, dafür gewinnt man aber einen Most, der noch nichts vom Geschmack und Geruch der Trester angenommen hat, sondern von einer flüchtigen Frische ist, die ihn allein tauglich macht zur Herstellung eines allen Anforderungen genügenden Schaumweins.

Eine andre unsinnige Annahme, der man vielfach begegnet, ist, daß nur der französische Champagner natürliche Kohlensäure enthält, während sie dem deutschen Schaumwein auf künstlichem Wege zugesetzt werde — der Sekt werde also »imprägniert«! Allerdings geschieht dies gelegentlich, aber — wohl zu beachten — in Frankreich ebenso gut wie in Deutschland, in beiden Ländern aber nur von minderwertigen Firmen ohne Namen und Bedeutung, während alle bekannten Kellereien den Schaumwein nur als Flaschengärung herstellen. Das Rohprodukt, das durch die Kelterung gewonnen wird, hat die Neigung, schnell in Gärung überzugehen. Es wird daher in großen Fässern in den kühlen, meist unterirdischen Kellern gelagert, wo unter fortwährendem Brodeln, Gurgeln und Brausen die Umwandlung vor sich geht. Bei dieser Gärung im Faß, die oft sehr stürmisch zu verlaufen pflegt, entwickelt sich Kohlensäure in ungeheurer Menge, die aber völlig verlorengeht, also nicht zu verwechseln ist mit den aufsteigenden Perlen, die später im Sektglase Auge und Herz erfreuen. Hat der »Neue« allmählich ausgetobt, dann wird er noch einige Monate einer sehr sorgsamen Kellerbehandlung unterworfen, ehe er nach vollendeter Klärung zur weiteren Bearbeitung bereit ist.

Jetzt beginnt eine der wichtigsten Arbeiten der Sektindustrie, nämlich die Herstellung der Mischung (Verschnitt, Verstich, franz. cuvée), die vielfach das Geheimnis der einzelnen Firmen ist.



Lagerkeller der Firma Chr. Adt. Kupferberg in Mainz



Enthefen, Dosieren und Verkorken des Sektes der Söhnlein Rheingold A.-G., Schierstein/Rheingau

Eine reiche Erfahrung und eine feine Zunge gehören dazu, das Rechte bei dieser Mischung zu treffen. Für jede einzelne Sektmarke muß nämlich eine besondere Mischung verschiedenartiger und sorgfältig ausgewählter Weine hergestellt werden, je nach dem Charakter und Geschmack, den man dem Sekt geben will. Diese Mischung wird dann, da ja nicht alle Jahrgänge und nicht alle Weine den gleichen natürlichen Zuckergehalt haben, nach einem bereits 1836 entdeckten Verfahren auf diejenige Zuckermenge gebracht, die nötig ist, um die im fertigen Sekt perlende Kohlensäure zu erzeugen. Diese wichtige Arbeit wird in oft riesengroßen Abfüllfässern vorgenommen, die eine Sehenswürdigkeit für sich sind. Wir führen unsern Lesern zwei solcher Riesenfässer im Bilde vor. Das eine ist im Besitz der Firma Kloß & Foerster und steht dort in einem hohen, gewölbten, auf starken Pfeilern ruhenden, durch farbiges Oberlicht erhellten Raum, der einem Dom gleicht und den Eintretenden in eine andachtsvolle Stimmung versetzt. Dieses Faß, das 120000 Liter = 160000 ganze Flaschen enthält, wurde zum fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum des Kellermeisters der Firma von dessen Sohn mit Hilfe seiner Küfer aus mächtigen, den Wäldern in der Umgebung von Freyburg entstammenden Eichen erbaut und mit kunstvollen Holzschnitzereien verziert, die in sinnbildlichen Darstellungen und Sprüchen auf die Bestimmung des Fasses hinweisen. (Abbildung S. 661). Neuerdings werden solche Riesenfässer aus Zement oder Glas hergestellt. Ein solches, das 215000 Liter, also etwa eine Viertelmillion Flaschen enthält, befindet sich im Besitz der Firma Söhnlein Rheingold



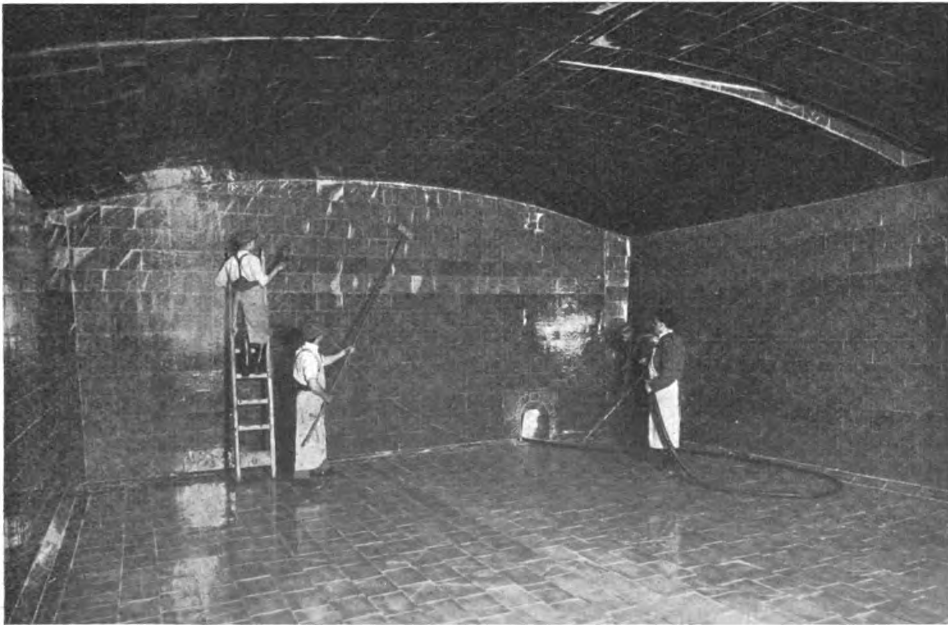
Ehrenpokal, von Tauber entworfen und in geschnittenem Bergkristall und vergoldetem Silber hergestellt. Im Besitz der Firma Henkell & Co. in Biebrich-Wiesbaden



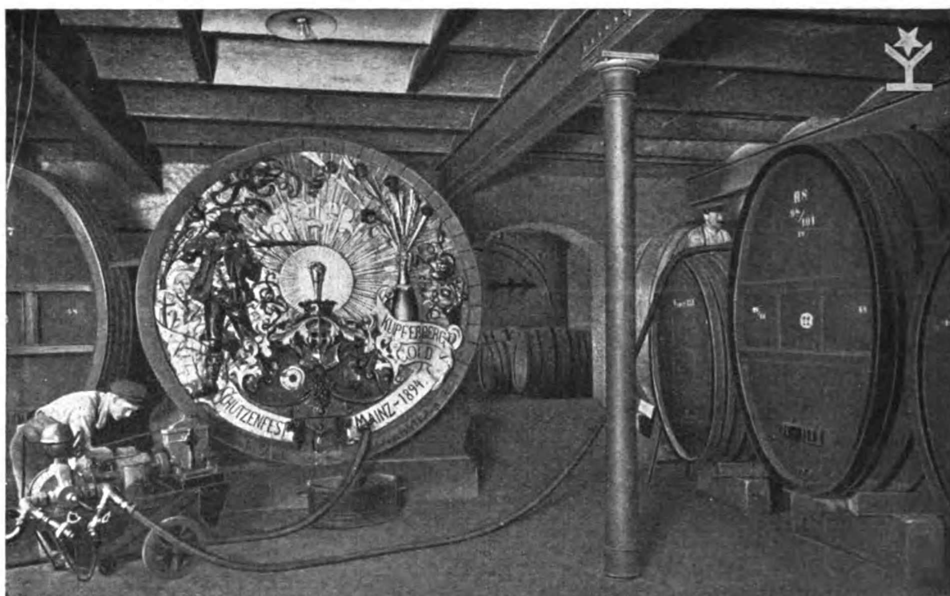
Lagerkeller der Firma Deinhard & Co. in Koblenz

A.-G. in Schierstein (Abbild. S. 659). Durch das auf der Abbildung sichtbare Spundloch kann ein ausgewachsener, starker Mann bequem ein- und aussteigen.

Sobald die Mischung fertig zum Abfüllen ist, muß sie schleunigst in die Flaschen gefüllt werden, wo nunmehr der wichtigste Prozeß, die zweite Gärung, die Flaschengärung, vor sich geht. Die durch gute Korken und mit eisernen Bügeln fest verschlossenen Flaschen wandern nach der Füllung sofort in die Gärräume, wo sie in großen Stößen aufgestapelt werden (Abbild. S. 657). Und nun verwandeln die Hefezellen, die neben dem Zucker der Mischung zugesetzt worden sind, gleich Heinzelmännchen in der nächtlichen Stille der Keller den Zucker in Alkohol und reine Kohlensäure. In diesem Zustande nennt man das Erzeugnis »brut«. Der Druck, den die durch Vergären des



Reinigung eines Riesenfasses der Söhnlein Rheingold A.-G., Schierstein/Rheingau, enthaltend etwa 250 000 Flaschen



Faßlager der Firma Chr. Adt. Kupferberg in Mainz

Zuckers entstandene Kohlensäure ausübt, ist ungeheuer hoch, die Flaschen müssen daher aufs sorgfältigste gearbeitet sein, damit sie diesem Druck, der acht bis zehn Atmosphären beträgt, Widerstand leisten können. Der geringste Fehler hat zur Folge, daß die Flasche platzt und damit der Inhalt unrettbar verloren ist. Aus diesem Grunde werden auch Sektflaschen entgegen allen andern Weinflaschen vom Händler und Lieferanten nicht zurückgenommen. Auch der kleinste Schaden in der Flasche würde die Gefahr des Bruches heraufbeschwören, die geringste Unsauberkeit den Inhalt verderben. Es müssen also immer völlig neue Flaschen verwendet werden, die nicht maschinell hergestellt sein dürfen, sondern geblasen sein müssen. Welches Unheil in früheren Zeiten die Bruchgefahr zuweilen angerichtet hat, davon kündet manch trauriges Kapitel aus der Geschichte der Champagnerfabrikation. Sollen doch im Jahre 1746 in Frankreich von einer Füllung von sechstausend Flaschen nur hundertzwanzig ganz geblieben sein! Heute gelingt es, diese Gefahr, wenn auch nicht völlig zu beseitigen, so doch auf ein bis zwei Prozent Bruch herabzumindern. Aber ein solches Ergebnis ist nur möglich, wenn diese zweite Gärung, die den Sekt überhaupt erst erzeugt, aufs sorgfältigste überwacht wird. Verläuft die Gärung zu stürmisch, dann müssen die Flaschen sofort in kühlere Keller gebracht werden, und so geht Jahr und Tag dahin, ehe dieser Gärungsprozeß zum Stillstand gekommen ist.

Jetzt heißt es, den Sekt klären, was aber nur möglich ist, solange sich noch Hefe in der Flasche befindet. Damit diese sich absondert, ist ein besonderes Verfahren notwendig. Die Flaschen werden auf sogenannte »Rüttelpulte« gebracht, wo sie zunächst fast wagerecht liegenbleiben, den Flaschenhals nach unten gekehrt. Besonders darin geübte Arbeiter versetzen nun die Flasche während mehrerer Monate täglich einmal in eine zitternde und drehende Bewegung. Außerdem wird die Flasche allmählich in eine immer mehr senkrechte Lage gebracht, bis sie schließlich ganz auf dem Kopfe steht (Abbild. S. 656). Dadurch wird erreicht,



Der neue Kork



in der Flasche



verschlossen



nach 6 Wochen



nach 6 Monaten



nach 2 Jahren



Riesenfaß der Firma Kloß & Foerster in Freyburg a. d. U.

daß die Hefe sich mit der Zeit im oberen Flaschenhalse unmittelbar am Korken anlagert. Nunmehr heißt es, diese Hefe so vorsichtig zu beseitigen, daß auch nicht die kleinste Menge davon in der Flasche zurückbleibt. Dies geschieht auf verschiedenen Wegen. In einigen Kellereien werden die Flaschenhälse in einen Gefrierapparat gebracht, der bewirkt, daß der Hefeansatz zu einem Eispfropfen gefriert. Wird nun die Flasche geöffnet, dann fliegt dieser Eispfropfen hinaus, und die Flasche ist von der Hefe befreit. Gewöhnlich geschieht dieses Enthefen (Degorgieren) dadurch, daß die Flaschen von ihren eisernen Bügeln befreit werden und nunmehr die Kohlensäure den Pfropfen samt der an ihm lagernden Hefe hinaustreibt (Abbild. S. 658).

In beiden Fällen geht natürlich ein kleiner Teil des Flascheninhalts verloren, der ersetzt werden muß. Dieser Ersatz erfolgt, außer mit gleichem Wein aus einer andern Flasche, in Gestalt des sogenannten »Likörs« — ein unglücklicher Name, für den man leider bisher noch kein brauchbares deutsches Wort gefunden hat. Beim deutschen Schaumwein ist dieser Likör nicht etwa, wie der Name vermuten läßt, irgendeine üble, stark alkoholhaltige, Kopfschmerzen verursachende künstliche Essenz, sondern eine aus den edelsten Hochgewächsen der besten deutschen Weingaue und dem reinsten und feinsten Kristallzucker (Kandis) hergestellte Mischung, die dem Sekt sowohl eine besonders würzige Blume wie die gewünschte Süße gibt. Der eine liebt den Sekt trocken, der andre halb trocken, der dritte, wie namentlich der Engländer und Amerikaner, ganz trocken. Je nach der »Dosierung« des Likörs wird dem Sekt der gewünschte Geschmack verliehen. Diese Art der Dosierung sichert dem deutschen Sekt eine Überlegenheit über den französischen Champagner. Die französischen Weine der Champagne sind nämlich ziemlich gleichartig und ohne eine bemerkenswerte Blume, während unsre deutschen Weine in ihrer Mannigfaltigkeit, wie erst im Juni 1926 bei einer im Weinbauinstitut in Freiburg in Baden veranstalteten Kostprobe der Weißweine aller Welt — selbst Afrika, Amerika und Australien waren vertreten — festgestellt werden konnte, allen ausländischen Weißweinen weit, weit überlegen sind. Gerade den meisten französischen Champagnermarken werden daher mit dem »Likör« zur Verbesserung ihres wenig gehaltreichen Aromas vielfach auch noch verschiedene Essenzen und Bukettstoffe zugesetzt, sowie auch Kognak, was nicht nur die Natur des französischen Schaumweins verändert, sondern auch dessen Bekömmlichkeit wesentlich beeinträchtigt.



Jetzt wird die letzte Hand an das Erzeugnis gelegt. Die nunmehr wieder vollen Flaschen werden, natürlich auf maschinellem Wege, mit einem völlig neuen Korken allerbester Beschaffenheit verschlossen und mittels eines Stahlhelms festgepreßt, eine Arbeit, die von je fünf eine Abteilung bildenden Leuten geleistet wird. Dann muß sich der Sekt etwa drei Monate lang von den Aufregungen und Strapazen der letzten Vorgänge ausruhen, ehe er versandfähig ist. Die schöne Hülle in Gestalt von buntem Stanniolpapier und farbigen, oft recht künstlerisch ausgestatteten Etiketten erhält er erst im allerletzten Augenblick, wenn die Kisten schon bereitstehen, um ihn hinauszutragen in alle Welt, den Menschen zur Erhöhung der Freude in guten, zur Linderung der Sorgen in bösen Tagen.



Es ist ein langer Weg, den wir haben zurücklegen müssen, um die Entstehung des köstlichen Trankes von der Wiege bis zu seiner Fertigstellung zu verfolgen. Durch etwa zweihundert Hände ist das Erzeugnis gegangen, und etwa vier bis fünf Jahre dauert es, ehe das schäumende Naß uns zu erfreuen vermag.

Im Jahre 1926 konnten wir nicht nur auf hundert Jahre deutscher Schaumweinindustrie zurückblicken, dieses Jahr hat endlich auch dem schon lange vom Volksmunde gebrauchten Ausdruck »Sekt« für Schaumwein durch seine Aufnahme in eine Verordnung zum deutschen Weingesetz das amtliche, gesetzliche Siegel aufgedrückt. Zwar ist das Wort »Sekt« im sprachlichen Sinne nicht deutschen Ursprungs. Es geht vielmehr zurück auf das spanische secco, das aus dem lateinischen siccus (trocken) stammt und in früherer Zeit einen aus welken, halb vertrockneten Trauben gewonnenen süßen Wein bedeutete, der namentlich in Spanien, auf Malaga und den Kanarischen Inseln hergestellt wurde und bereits im 16. Jahrhundert bei den Engländern sich großer Beliebtheit erfreute, die ihn in Anlehnung an das Spanische »sack« nannten. Daß diesen süßen südlichen Wein das englische Volk schon damals sehr gern getrunken haben muß, können wir aus den Dramen Shakespeares schließen, der eine seiner volkstümlichsten Figuren, den komischen Ritter Sir John Falstaff, namentlich in seinem »König Heinrich 4., 1. Teil« im Genusse dieses süßen Tropfens geradezu schwelgen läßt. Geschaffen hat den Namen »Sekt« wohl der erste deutsche Übersetzer der Shakespeareschen Dramen, A. W. von Schlegel, volkstümlich aber gemacht der geniale Schauspieler Eduard Devrient, der zu jener berühmten Tafelrunde gehörte, die allnächtlich in der bekannten Weinstube von Lutter & Wegener in der Charlottenstraße zu Berlin sich um E. T. A. Hoffmann versammelte, der dort seinen Zechgenossen seine phantastischen, gruseligen Erzählungen vorzutragen pflegte. Wenn damals nach der Vorstellung im Schauspielhause Devrient, der gerade den Falstaff gespielt hatte, noch ganz in die Rolle versunken in jenem fröhlichen Kreise erschien, pflegte er seinen geliebten Champagner mit den Worten aus Shakespeares Heinrich 4. zu fordern: »Gib mir ein Glas Sekt, Schurke!«, und dienstbeflissen brachte ihm der kundige Kellner das begehrte Getränk.

So fand das Wort »Sekt« zur Kennzeichnung des in Deutschland erzeugten brüsselnden flüssigen Goldes allmählich Eingang in die weitesten Kreise unsers Volkes. Heute, wo wir wissen, daß der deutsche Sekt dank der Tatkraft, Umsicht und Rührigkeit der führenden Männer der mit allen technischen Vervollkommnungen ausgerüsteten deutschen Schaumweinindustrie dem französischen Erzeugnis nicht nur gleichwertig geworden ist, sondern dieses an innerem Gehalt, an Feinheit der Blume und Eigenart des Geschmacks weit übertrifft, sollten wir Deutschen das Wort nicht nur im, sondern das, was es bezeichnet, auch ausschließlich zu Munde führen. Die deutsche Sektindustrie ist die beste Abnehmerin der Erzeugnisse des deutschen Weinbaues. Allein im Jahre 1920 haben fünfunddreißig deutsche Sektfirmen nicht weniger als achteinhalb Millionen Liter Wein den deutschen Winzern abgenommen.



Entreeszene

Das Ensemble stellt sich den Zuschauern vor und gibt in der Entreeszene das Thema des Abends, den Titel der Lebendigen Zeitung

Die dramatisierte Zeitung

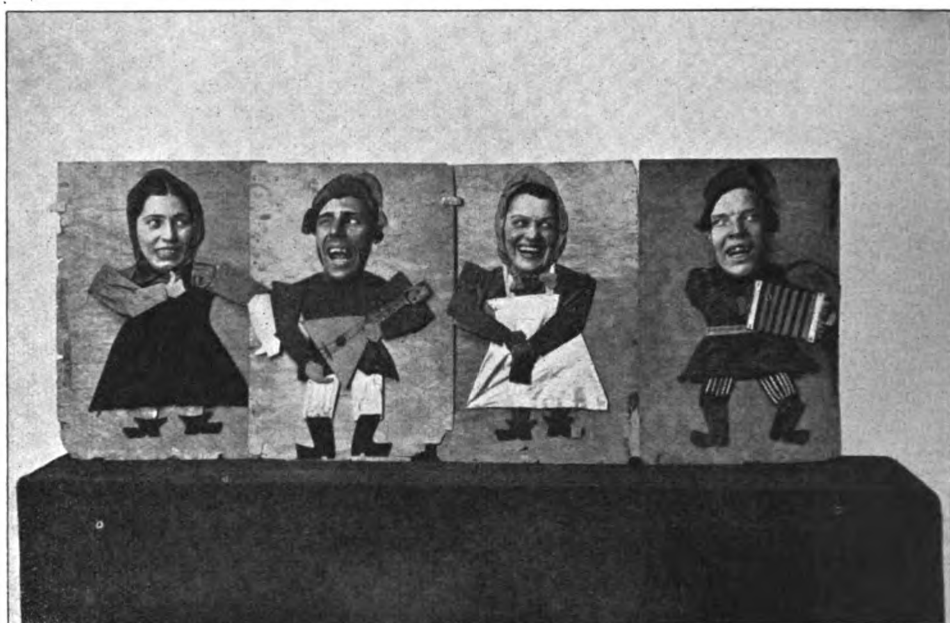
Theater der Blauen Bluse in Moskau / Von Artur W. Just

Mit sechs Abbildungen aus dem Besitz des Verfassers

Die dramatisierte Zeitung, wie sie uns im heutigen Rußland begegnet, stellt sich uns als das Ende einer Entwicklung des Begriffs Zeitung dar, die von der mündlichen Nachrichtenübermittlung über den Brief und das gedruckte Wort zu einer neuen Verlebendigung und zugleich ästhetischen Gestaltung führt. Dabei wird die nüchterne Sachlichkeit der Verbreitung von Pressemeldungen durch Rundfunk — auch eine Art der Verlebendigung des toten Buchstabens — überwunden und hinausgehoben zu einer künstlerisch selbständigen Ausdrucksform der Literatur und des Theaters.

Lebendige Zeitung — das ist offenbar die primitivste Gestalt jenes komplizierten Gebildes, das wir heute mit dem Namen Zeitung belegen. Der Bote, der in alter Zeit mit einem Stock in der Hand von Hof zu Hof ging, um die Oberhäupter der Familien zu Gemeindeversammlungen und Gerichtstagen zusammenzurufen, der Läufer und Kurier, der im Mittelalter von Fürstenhof zu Fürstenhof eilte, um die ihm nur mündlich anvertraute wichtige Nachricht schnellstens zu überbringen, der Dorfbüttel, der bis in unsre Tage hinein amtliche und private Mitteilungen an die lieben Mitbürger ausschellt, die eifrig jeden Kaffeeklatsch besuchende Tante, die über alles Bescheid weiß und über alles spricht — sie alle sind lebendige Zeitungen.

Auch die Anfänge der lebendigen Zeitung im neuen Rußland führen uns in Verhältnisse zurück, die alle Merkmale äußerster Primitivität aufweisen. In den nun schon fünf oder sechs Jahre zurückliegenden wilden Zeiten des Bürgerkrieges, wo es weder Papier noch Druckfarbe, weder Setzer noch Redakteur gab, wo alle Kräfte, auch die der Presse, ja sie vornehmlich, auf den Kampf gerichtet waren, soll die Nachrichtenstelle der offiziellen Telegraphenagentur der »Rosta« in Taschkent zuerst den Einfall gehabt haben, die eingehenden Tagesneuigkeiten systematisch durch Sprecher verkünden zu lassen. Die Schwierigkeiten, das offizielle Nachrichten- und Agitationsmaterial unter der Menge zu verbreiten, mögen dort nicht nur aus technischen, sondern auch aus Gründen des allgemeinen Analphabetentums und der nichtrussischen Landessprache für die Bolschewisten besonders groß gewesen sein. Die orientalischen Sitten und Gebräuche mögen den Versuch, den



Inszenierung von »Tschastuschki«

Diese lustigen Spottverse — etwa mit Schnadahüpfl zu übersetzen —, die eine echte Form von Volkspoesie sind und auf dem Dorfe fleißig gesungen werden, behandeln aktuelle Themen. Die grotesken Figuren sind auf dünne Holztafeln gemalt und haben bewegliche Glieder nach Art unserer Hampelmänner. An Stelle des Gesichts ist eine Öffnung ausgespart, in die der Kopf des Schauspielers hineinpaßt

man mit der Heranziehung von Lehrern zur mündlichen Verkündigung der Zeitung machte, begünstigt haben. Schließlich aber ist der Schritt von der täglichen aktuellen politischen Agitationsrede bis zur regelmäßigen Verkündigung und Kommentierung der Tagesereignisse, die man dann als eine Art Zeitung bezeichnen darf, doch nur gering.

Sven Hedin schildert (in seinem Buche »Von Peking nach Moskau«) eine entwickeltere Form der lebendigen Zeitung, die er in einem sibirischen Dorf erlebt hat. In einem öffentlichen Versammlungslokal, zu dem alle Mitglieder der Gewerkschaften freien Eintritt hatten, traten die Redakteure dieser eigenartigen Zeitung persönlich auf und trugen die Arbeiten aus ihrer Sparte vor. Der Politiker in einem »Leitartikel«, der Lokalredakteur in einer Besprechung der kommunalen Verhältnisse, der Feuilletonist in Gedichten, der wissenschaftliche Mitarbeiter in einem populär-medizinischen Vortrag, und auch der Sprechsaal in Form einer Diskussion fehlte nicht. All dies wurde von musikalischen Darbietungen umrahmt. Vergegenwärtigen wir uns, daß die bolschewistische Formulierung des Begriffs »Zeitung« in viel stärkerem Maße das agitatorische und belehrende Moment betont, als wir dies gewohnt sind, so ergibt sich ganz natürlich diese Bezeichnung für einen solchen bunten, unterhaltenden und belehrenden Abend.

Was heute die Schauspielergruppe »Blaue Bluse« in Moskau als lebendige Zeitung bezeichnet, hat allerdings mit der gedruckten Namensschwester nur wenig noch gemein. Trotzdem konnte ihre Idee nur in einem journalistischen Kopf entstehen, den das eigne Pathos über den toten gedruckten Buchstaben hinaushob. Im Oktober 1923 fanden sich im Staatlichen Institut für Journalistik in Moskau unter Führung von B. Jushanin eine Anzahl junger Zeitungsmenschen zusammen, denen die dumpfe Luft in der Redaktionsstube nicht behagen wollte, und die deshalb den Weg zum Podium suchten, um von dort aus ihre Zeitung zu verkünden. Die Art, die Sven Hedin uns schilderte, konnte allerdings zu nichts Neuem und wirklich Lebendigem führen. Die Estrade zwang zu neuen Ausdrucksformen, die sich denen des Theaters nähern mußten und nicht beschränkt bleiben konnten auf mündlichen Vortrag des Inhalts etwa einer gedruckten Zeitung. Die auf der Bühne sonst gepflegte Ausdruckskunst aber war zu anspruchsvoll, um das stofflich Neue, die Aktualität, auf die keine Zeitung verzichten kann, zu bewältigen.

Den jungen Leuten, denen es in materieller Beziehung an allem fehlte, kam dieser Mangel, aus dem sie eine Tugend zu machen wußten, zustatten.

So wurde denn das Kostüm die blaue Bluse, die Bühne jeder Saal mit oder ohne Podium,

der Vorhang ein Pfiff mit der Trillerpfeife. Alles andre mußten Jugend und Pathos, Schneid, Begeisterung, enges Zusammengehörigkeitsgefühl (»Kollektivgeist«, wie man in Bolschewisien sagt), ein sporttrainierter Körper, eine pointierte Regie und vor allem ein wirkungsvoller Text voll Witz und Satire ersetzen.

Der Text, den man sich zunächst selber machte, entstand aus den Ereignissen des Tages. Die Losungen der Gegenwart, welche die Führer des Staatswesens in die Masse warfen, um alle Kräfte auf ein bestimmtes Ziel zu vereinigen, die aber oft genug verhallten, weil die alten Agitationsmittel der Rede und der Zeitung nicht mehr ausreichten, um das träge Volk aufzurütteln, nahm man zum Vorwurf. Aus dem Thema eines Leitartikels formte man ein Couplet, aus der Disposition zu einer politischen Rede ein Schnadahüpfl. Die Schlagworte wurden zu Personen, der Aufruf zum Massenchor; zu Tempo und Rhythmus trat die Bewegung des Darstellers im dreidimensionalen Bühnenraum. Sprache und Gesang, Tanz und Gymnastik, Musik und Sprechchor wurden unter geschickter Regie zu neuer Kleinkunst, die jedoch nichts gemein hat mit den alkohol- und zotengeschwängerten Sinnlosigkeiten, die uns in unserm Kabarett oft genug als solche dargeboten werden.

Man dramatisierte die Zeitung und schuf ein politisches Agitationstheater. Vergeblich wird der Fremde in Moskau nach einem Tempel suchen, worin dieses neue Musenkind Unterkunft erhalten hat. Die lebende Zeitung kommt zu ihm, oder er findet sie nicht. Wenn er die zahlreichen abendlichen Veranstaltungen in den Klubs der Fabriken, der Behörden und Betriebe besucht, an Kongressen und Versammlungen aller Art, an den Sitzungen der Schulklassen, der Kompanien oder sonstiger »Kollektive« teilnimmt, wird er zum Schluß, nach Erledigung der ernsten Tagesordnung, einer Vorstellung der Blauen Bluse begegnen, die nur dort, wo die Menge bereits versammelt ist, sich ihr Publikum sucht. Die etwa hundertfünfzig Köpfe zählenden jungen Berufsschauspieler, die sich heute um Jushanin geschart haben, teilen sich in Gruppen zu zwölf und fünfzehn Personen, die ein Ensemble darstellen. Die Hälfte dieser Gruppen spielt täglich zwei und mehr Male an verschiedenen Orten gekennzeichneter Art in Moskau selbst, während die übrigen auf ständiger Gastspielreise in der Provinz sich befinden. Die Veranstalter irgendwelcher Zusammenkünfte bringen gern die Kosten von fünfundsechzig Rubel als Honorar für eine anderthalb- bis zweistündige Vorstellung auf, weil sie dann sicher sind, auch für die trockenste



Eine andre Inszenierung von »Tschastuschki«
durch eine Liebhabergruppe in Welikij-Ustjug. Die Verse besingen örtliche aktuelle Themen. Als Aufführungsplatz dient ein Bretterpodium in einem Hof

Tagesordnung ein volles Haus zu haben, wenn zum Schluß die Blaue Bluse sich angesagt hat.

Der Beifall, den jede Vorstellung der Blauen Bluse bei den Zuschauern findet, ist wohl verdient und nicht nur zu erklären mit der bekannten slawischen Beifallsfreudigkeit einer keineswegs anspruchslosen Menge. Auch der nüchterne Beobachter wird von dem Tempo, mit dem eine solche lebendige Zeitung sich vor ihm entrollt, mit fortgerissen. Ein Pfiff mit der Trillerpfeife — und wie das Ungewitter stürmt die Schar auf das nackte Podium, stellt sich



Neue Eheprobleme

Drei Mütter streiten sich um ein Wickelkind. Der Text geißelt jene »modernen« Frauen, die sich ein Kind nur um der Alimente willen wünschen. Die Priesterin der freien Liebe, Sowjetgesandtin und Schriftstellerin Kollontai, kommt dabei schlecht weg

unter Begleitung eines flotten Marsches — gibt's zur Musikbegleitung ein Klavier, so ist es gut, wenn nicht, so tun es auch ein paar Balalaiken und Gitarren — in einer schneidigen Entreeszene vor und verschwindet auf einen neuen Triller des Führers. Schlag auf Schlag folgen dann Soli und Duette, Massenszenen, Gesang und Deklamation, Tanz und rhythmische Gymnastik, eine kleine Handlung in Form eines Sketsch, die Kostüme nur angedeutet mit einer Kopfbedeckung, einem charakteristischen Emblem in der Hand. Es gibt einen Ansager, der mit Pathos und Satire die Verbindung mit dem Publikum herstellt, und dies Publikum, ohne das ja eine Zeitung, und noch dazu eine lebendige, nicht denkbar ist, geht mit und lacht und freut sich und merkt erst zum Schluß vielleicht, wie ernst doch die Dinge sind, die es hier in so unglaublich eindringlicher Form vorgestellt erhält und deshalb miterlebt hat. Estrade und Parkett, Bretterpodium und Holzbank sind hier untrennbar und werden eins.

Die Attraktionen dieses Spezialitätentheaters bestehen nicht in Tillerbeinen und vorgetäuschtem Esprit. Zwar handelt es sich um Kunst, nicht aber um Kunst allein oder gar nur Amüsement. Der Witz dabei ist nur, daß Politik und Agitation, welche die Hauptsache sind, sich nicht schamlos aufdrängen und in geistvoller neuer Form dargeboten werden, die zudem je nach dem Niveau des Publikums wechselt. Das Programm, das man vor den Arbeitern einer Textilfabrik draußen in der Vorstadt Preßnja spielt, ist durchaus verschieden von dem, das für die Angestellten einer Behörde in der City Moskaus, der »Chinesenstadt« (Kitaigorod) oder für das »Haus der Bauern« bestimmt ist. Die Themen des Abends hören sich an wie die Schlagzeilen und Überschriften eines Zeitungsblattes.

»Brülle China!« (Zu den Kämpfen der Kuomintan gegen die Tupane im Norden des



Die Staatsfinanzen

Das mittlere Plakat trägt die Aufschrift: Finanzen, Budget für 1925 — 2250 Millionen. Die Plakate rechts und links zeigen den durch Gold fundierten Papiertscherwonez

himmlischen Reiches); »Die Sparkassen« (dem Bauer und Arbeiter empfiehlt die Sowjetregierung dringend die Benutzung ihrer Spareinrichtungen); »Locarno« (man zeigt den deutschen Michel im Garn der Westmächte); »Wie sie entwaffnen!« (Zur internationalen Abrüstungskonferenz). Den großen politischen Tagesfragen folgen Dinge der Wirtschaft: »Der Tscherwonez« (die russische Valuta in schimmernder Rüstung wehrt, natürlich mit Erfolg, alle Angriffe und Verführungskünste eines dicken Spekulanten und der ausländischen Börsendirne ab); »Sparwirtschaft« (zum Kampf für das ökonomische Regime); »Qualität als Jazz-Band« (als Jazz-Band-Instrumente marschieren die Erzeugnisse eines der größten Eisenwarentruste auf und singen ein Loblied auf die Qualität der heimischen Produktion); »Meter und Liter« (zur Einführung des metrischen Maßsystems; ein dralles Bauernmädel verkörpert ein Litermaß, ein langer Bauernbursch den Meterstab); »Das Koop-Trio« (»Hinein in die Korporative!« rufen die Erzeugnisse der Erde und des Bodens); »Das Moskauer Stadtbudget« (eine Bilanzanalyse eigner Art). Nun kommen Kultur, Wissenschaft und Vermischtes; »Flotte und Komssomolez« (zum »Chef der roten Flotte« ist die kommunistische Jugendorganisation — Komssomol — ernannt, so wie früher etwa ein ausländischer Herrscher



Der Anker

Der Anker ist das Schlußbild einer Szene, in der die Kommunistische Jugendorganisation (Komssomol) als Chef der Flotte verherrlicht wird. Das Bild bringt zum Ausdruck, daß die Flotte in der kommunistischen Jugend ihren besten Anker finde

Chef eines Regiments wurde); »Physkultura« (Sport ist auch in der Sowjet-Union Trumpf, und die Begeisterung hierfür wird selbst durch den fürchterlichen Namen »physische Kultur« nicht beeinträchtigt); »Liebe à la Kollontai« (in dem lebhaft geführten Streit über die Neuordnung der Ehe steht die bekannte Schriftstellerin und Sowjetgesandtin Kollontai auf dem linken Flügel und ist manchem Spott ausgesetzt); »Der Ehemann als Volksredner« (der Haustyrann, der von Frauenrechten nur auf den Volksversammlungen etwas weiß, ist der Gegenstand dieser Satire); »Die Aufsichtslosen« (so nennt man die bedauernswerten Objekte des viel erörterten Kinderelends, deren Schicksal eine ergreifende Ballade schildert); »Moskau von heute« (Verkehrsmißstände der Großstadt); »Die Wohnungsnot« (vier Familien in einem Schrank).

Immer handelt es sich um Gegenstände, die in der Presse bereits ausgiebig erörtert sind, die dort kaum noch eine Wirkungskraft auf die Masse ausüben, um Dinge abstrakter Natur aus Politik und Wirtschaft, um Feier- und Gedenktage, selbst um wissenschaftliche Probleme (z. B. wissenschaftliche Erforschung der Arbeit), die in eigenartiger, frischer, verständlicher konkreter Form, nie langweilig, witzlos und ermüdend, aufs neue dem von dem sprudelnden Schwung der Darsteller mitgerissenen Publikum eingehämmert werden.

Bei den Texten kam es zunächst auf literarische Leistungen von bleibendem Wert nicht an; heute kann die Blaue Bluse es als einen Erfolg verbuchen, zu ihren Autoren Namen der bekanntesten und erfolgreichsten jungen russischen Dramatiker, wie z. B. Tretjakow, selbst Lyriker, wie Majakowsky, zu zählen. Der umfangreiche und stets wechselnde Spielplan wird in einer vierzehntägig erscheinenden Zeitschrift veröffentlicht und bringt die Arbeiten einer ganzen Reihe von Spezialtalenten, die mit Jushanin zusammen vielleicht als Begründer einer eignen literarisch-dramatischen Form angesprochen werden können. Der Text lebt nur dann, wenn er gespielt wird. Das, was Meyerhold in dem nach ihm benannten Theater und im Theater der Revolution in Moskau versucht hat, nämlich eine dynamische Synthese der Leistungen des Autors, Schauspielers und Publikums, gebrochen durch das Prisma des Regisseurs, scheint hier von der Blauen Bluse besser und lebendiger verwirklicht zu sein, weil sie in allen Teilen sich weise Beschränkungen auferlegte.

Der größte Erfolg der Blauen Bluse aber ist die Tatsache, daß draußen in der Provinz tausend und mehr Gruppen von Liebhabern, junge, theaterfreudige Arbeiter und Bauern sich zusammengefunden haben und ihr Programm spielen. Ihr dramatischer Instinkt hat hier eine Form als Anregung erhalten, die ihnen Betätigungs- und Entwicklungsmöglichkeit gewährt. Bereitwillig stellt die Stammtruppe Instrukteure und Regisseure. Tantiemen von den Ausführungen der Originaltexte werden nicht erhoben. Die Zeitschrift erfreut sich einer Auflage von 10 000 Exemplaren und dient als Text und Rollenbuch. In einem der lustigen Tschastuschki, der Spottverse, wie sie auf dem Dorfe gesungen werden, stellt der Begründer mit Recht fest:

Hei! Die Sache geht voran
Wohl mit lust'gem Sprunge.
Seht, was unsre »Bluse« kann,
Hat schon tausend Junge!

Über unsre Fruchtbarkeit
Staunt man in Süd und Norden,
Das Kind ist gerad' zwei Jahre alt
Und schon Mama geworden.

Die Blaue Bluse ist heute schon eine Angelegenheit der Masse. Die lebendige Zeitung in Rußland lebt.

Wir Wanderburschen

Wir Wanderburschen sind 'ne Zunft
Sehr unbesorgter Leute.
Wir pfeifen laut auf die Vernunft
Der wackern Bürgersleute.

Wir sorgen uns ums Morgen nicht;
Wer kann sein Heut genießen,
Wenn ihm die Sorgen dunkeldicht
Den schönsten Tag verschließen!

Dein spitzer Stachel selbst, Herr Tod,
Nie in die Flucht uns triebe.
Wir lachen dein bei Salz und Brot
Und unsrer Mädchen Liebe.

Das liebe goldne Sonnenlicht
Ersetzt den Speck im Ranzen.
Und schlafen wir auf Betten nicht,
Dann zwicken uns nicht Wanzen.

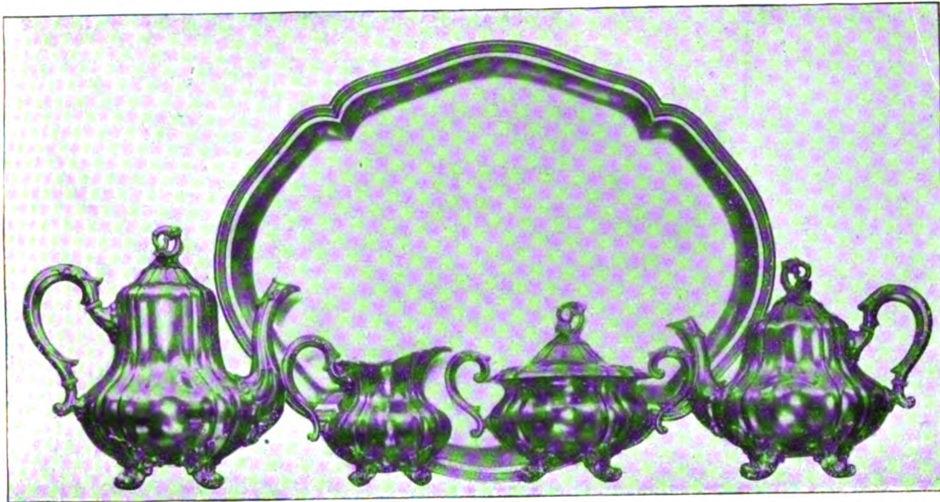
Wer ist wie wir so frei und froh,
Trotzdem wir arm wie Mäuse?
Bitt' schön, ihr Leut', tut's ebenso
Auf eurer Erdenreise!

Fritz Kudnig



August von Brandis: Tisch mit Blumenstrauß

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1926



Barock-Service (Originalmuster aus der Mitte des letzten Jahrhunderts)

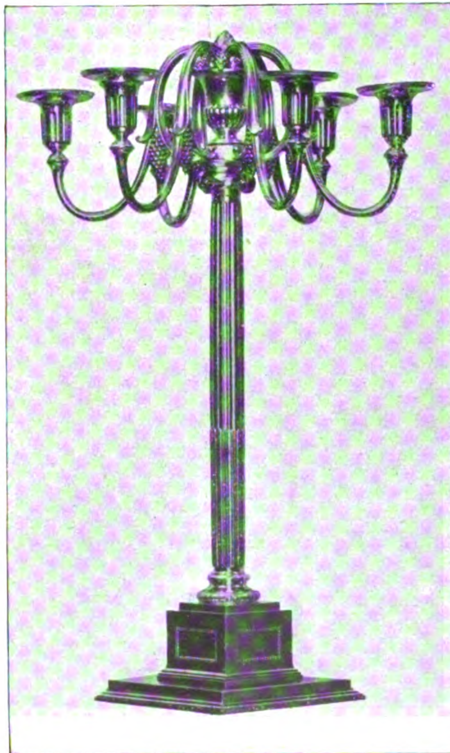
Silbergerät

Von Fritz Schober

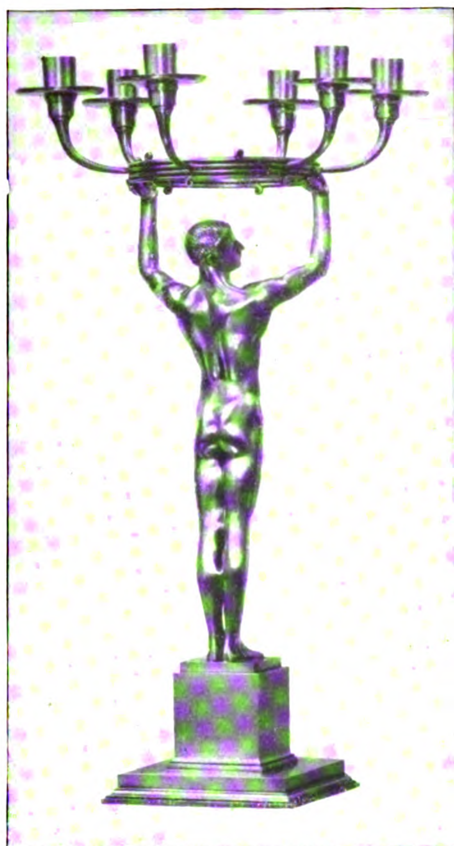
Mit achtzehn Abbildungen nach Arbeiten der Silberwarenfabrik P. Bruckmann & Söhne in Heilbronn

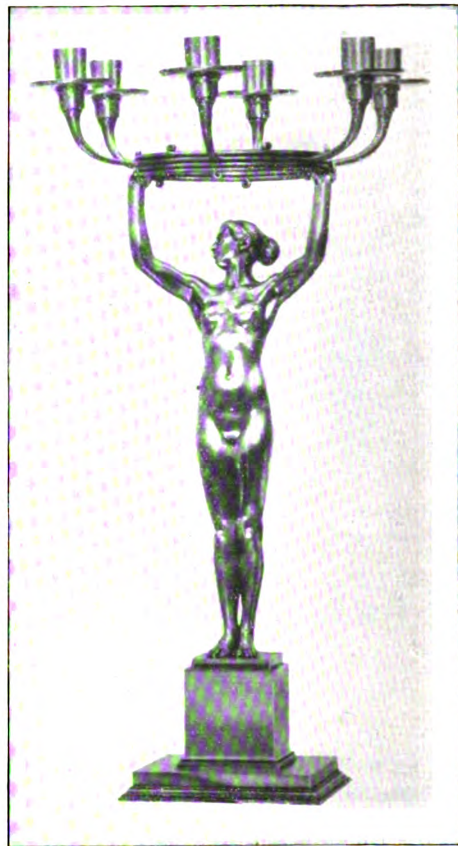
Wann tritt das Silber zum erstenmal in unser Leben? Meistens schon beim silbernen Patenlöffel. Dieser Löffel bildet, wenigstens bei Mädchen, vielfach den Anfang der Aussteuer, denn Jahr um Jahr bei Geburtstagen und an Weihnachten kommen nun passende Besteckteile hinzu, bis ein bescheidener Silberschatz beisammen ist. Eine schöne und praktische Sitte. Wieviel Menschen werden besonders in der vergangenen unglückseligen Inflationszeit an dieser Geldreserve froh gewesen sein! Das Edelmetall kann ja stets in Geld oder Kaufkraft umgewandelt werden, wenn, wie wir es schaudernd erlebt haben, Papierscheine Tag um Tag an Kaufkraft verlieren und schließlich ganz wertlos werden. Silber behält stets seinen Wert.

Das Leben schreitet weiter. Brachte die Hochzeit vielleicht die ganze silberne Bestecks garnitur, so richtet sich nun das Begehren auf das silberne Tee- und Kaffeeservice, auf den Brotkorb, die Obstschale, die Schüsseln und Platten, kurzum auf all die schönen großen und kleinen Dinge, die den Tisch einladend gestalten. Es gehören dazu auch die silbernen Armleuchter, die mit flackerndem Kerzenlicht den festlichen Eindruck der Tafel nicht wenig erhöhen. Freilich ist es nicht ganz leicht, in Silberarbeiten die richtige Wahl zu treffen, die Dauerwert und Dauerfreude verbürgt. Die Zeit liegt noch gar nicht so lange hinter uns, daß der silberne Löffel geschmiedet wurde; heute behauptet der geprägte Löffel fast vollständig das Feld. Keine Frage, daß das handwerklich hergestellte Besteck, wenn es gut gemacht ist, von größerem Reiz sein kann als das geprägte Muster. Immerhin schreit ein Gegenstand, der in großer Anzahl



Armleuchter. Entwurf: Bildhauer Adolf Amberg





Armleuchter. Entwurf und Modell: Adolf Amberg in Charlottenburg

gleichmäßig gebraucht wird, nach der Herstellung mit der Maschine. Das ist eben bei Bestecken der Fall, nachdem der billige Silberpreis die Absatzmöglichkeit außerordentlich gesteigert hat. Die Industrie hat die Aufgabe, die Bestecke in der besten Form zu schaffen.

Der Laie macht sich kaum eine Vorstellung, wie schwer es ist, ein gutes, überzeugendes Besteck von durchschlagender Kaufkraft herauszubringen. Das Modell wird im Atelier immer wieder einige Zeit zurückgelegt. Die Stempeleinrichtung für alle Teile einer Besteckgarnitur stellt eben eine ganz bedeutende Kapitalanlage dar. Unter diesen Umständen bedarf es der sorgfältigsten Überlegung. Trotzdem kommen Fehlgriffe vor, die dann einen gewaltigen Verlust für die Fabrik bedeuten.

Deutlich war in der letzten Zeit auch bei silbernen Bestecken die Abneigung gegen reiche Verzierungen zu bemerken, der Zug zur reinen Sachlichkeit, infolgedessen die Bevorzugung schlichter Bestecke mit wenigen oder gar keinen Ornamenten. Heute zeigt sich wieder eine Neigung zu reicherem Muster. Da es ein Jahr und noch länger braucht, bis eine Besteckgarnitur in den Stanzen fertig wird, so muß der Fabrikant ein feines Vorgefühl für die Bedürfnisse des Marktes haben, wenn er mit seinen Mustern Erfolg haben will. Läßt sich der Käufer in erster Linie durch die gute

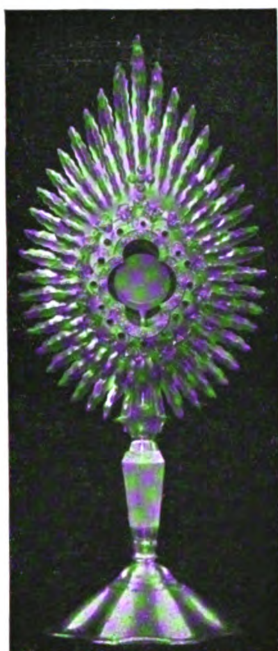


Rosendose

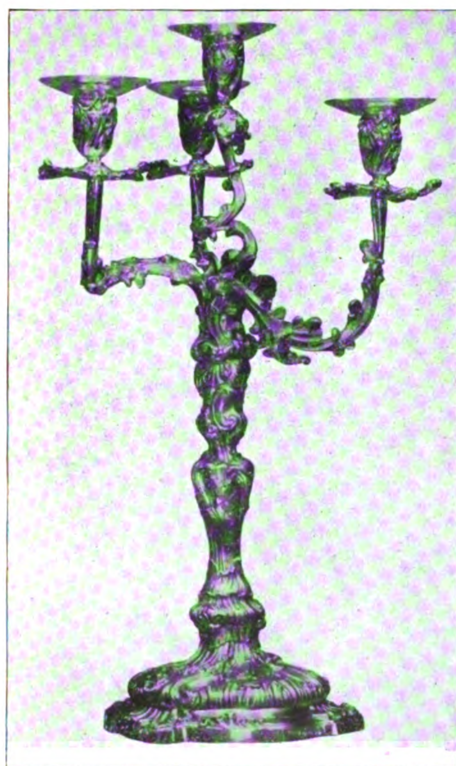
Form eines Besteckes beeinflussen, so wird er niemals fehlgehen. Sein Besteck, meistens sein Begleiter durch das ganze Leben und später auch noch Erbgut, das vom Geschmack oder Ungeschmack der Vorfahren erzählt, wird ihm dauernd Freude machen.

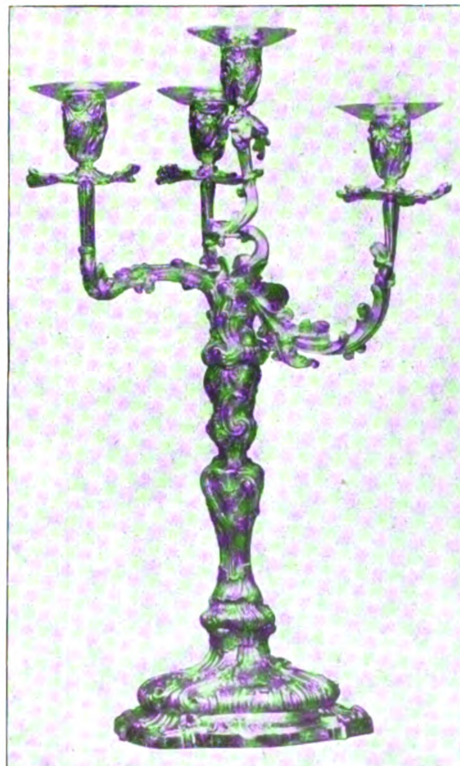
Bei den Silbergeräten gibt es eine Stapelware, die zum Grammpreis auf den Markt gebracht wird. Daß an solche Silberware keine hohen Anforderungen gestellt werden können, versteht sich von selbst. Hier kommt es dem Käufer in erster Linie auf billigen Preis an, während Muster und Ausführung eine untergeordnete Rolle spielen. Von diesen meist gegossenen Silberwaren sei hier nicht weiter die Rede. Es kommt dann das große Gebiet der handwerksmäßig und der mit Hilfe der Maschine hergestellten Silbergegenstände.

Scharf sind die Grenzen nicht gezogen. Es braucht der Silberschmied die Maschine vielfach für die Druckform. Geprägte Teile können häufig nur von sehr geschickten Silberschmieden montiert werden. Bei den Mustern, die durch Billigkeit und Ansehnlichkeit auf starken Absatz Anspruch machen, also hauptsächlich bei den Typen, muß die Maschine herangezogen werden, während die Handarbeit in erster Linie der besonderen Ausführung gilt, erst recht natürlich dem Einzelstück. Es gibt aber auch eine mechanisierte Handarbeit, wie z. B. bei den Silberschalen mit getriebenen Früchten, die in großer Zahl hergestellt werden und sozusagen eine elementare Treibarbeit darstellen. Silber leiht sich der Maschine so gut wie der Handarbeit, dem Guß so gut wie der Ziselierung. Das ist ein Vorzug durch die Möglichkeit verschiedenartigster Verarbeitung, ein Nachteil für die Exklusivität gerade dieses Edelmetalls. Es

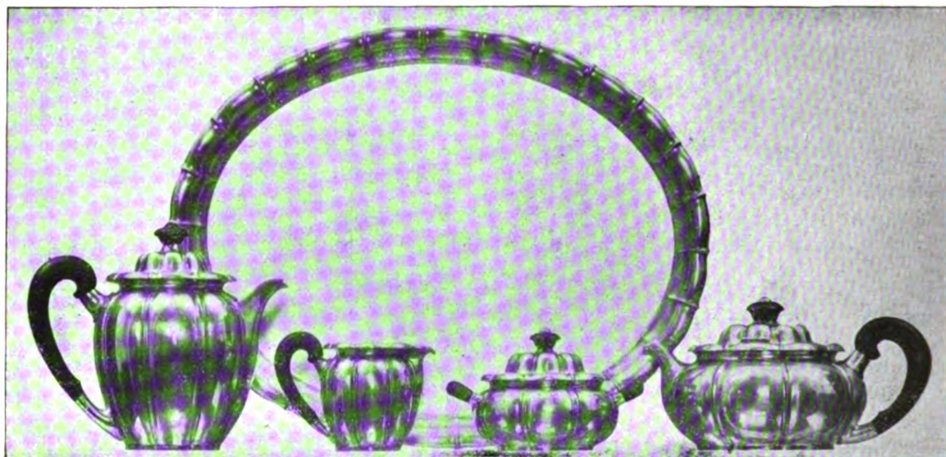


Vergold. Silbermonstranz mit Elfenbeinschaft. Entw. Bildhauer Lock, Heilbronn





Dresdner Hofleuchter (Originale in der Dresdner Hofsilberkammer)

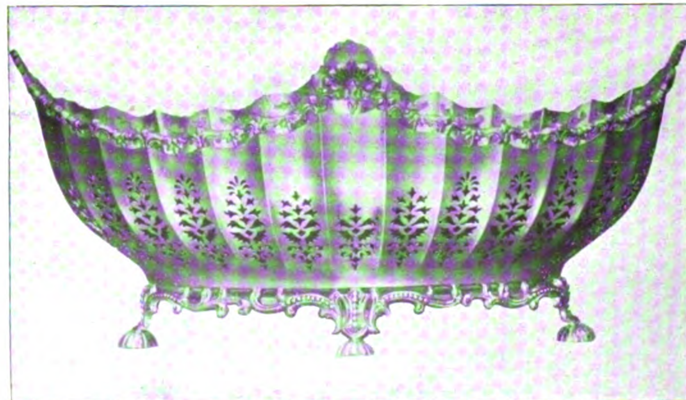


Modernes Silberservice. Entwurf: Bildhauer Lock in Heilbronn

gibt ganz ausgezeichnete Silberarbeiten, die mit Hilfe der Maschine hergestellt sind, und minderwertige von Hand gemachte Silbergegenstände, selbstverständlich auch umgekehrt. So wird die Entscheidung immer beim Käufer bleiben und richtig ausfallen, wenn er sich vom guten Geschmack und besonders vom Sinn für die anständige Form leiten läßt, also nicht vom Preis allein. Im allgemeinen kann man sagen, daß im Publikum durchaus das Gefühl für Silbercharakter gewachsen ist.

Darauf kommt es sehr an, daß ein Gegenstand auch ausgesprochene Silberwirkung hat. Man darf sich nur einmal gute Barock-Silberarbeiten aus der Mitte oder Empiremuster vom Anfang des letzten Jahrhunderts zeigen lassen, man darf nur in den Museen oder den ehemaligen Hofsilberkammern Umschau halten, um zu beobachten, was gemeint ist. Da ist unter neuzeitlichem Silber ein Gegenstand von einer Schwere, die sofort Zweifel erweckt, ob es sich um echtes Silber handelt; da steht im Dresdner Residenzschloß ein großer ganz silberner Tisch aus alter Zeit, dem man die echt silberne Ausführung nicht glauben würde, wenn nicht besonderer Hinweis darauf erfolgte. Sowenig unter den alten, rein handwerklichen Silberarbeiten jedes Stück gelungen ist, sowenig ist dies bei der neuzeitlichen, so stark vermehrten Produktion der Fall, einerlei, ob es sich um sogenannte kurante oder von Hand hergestellte Silberwaren handelt. Das Deutsche Reich ist das Land, wo neben der Schweiz, neben Holland und neben Skandinavien das Interesse für Silber am größten ist. Man kann es nur begrüßen, wenn solche Dauerwerte in Edelmetall erworben werden.

Von seltsamem Reiz ist es, in den vergilbten Muster- und Bestellbüchern einer alten Heilbronner Firma zu blättern, die 1805 als Groß- und Kleinbetrieb gegründet wurde. Das erste Musterbuch zeigt verhältnismäßig wenige Modelle. Das Bedürfnis nach Abwechslung, das Neuheit über Neuheit jagt, war damals noch wenig entwickelt. Die Zeichnungen, in Stahlstich ausgeführt und von peinlicher Sauberkeit des Strichs, zeigen bis in die dreißiger Jahre die Linie des Empire. Erst nach den sechziger Jahren beginnt die Sprengung der künstlerischen Form durch den Naturalismus. Und merkwürdig: auch unter den Mustern, die heute verlangt werden, findet man die alten Modelle wieder. Man kann feststellen, daß fast alle die geprägten Muster von der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts eine



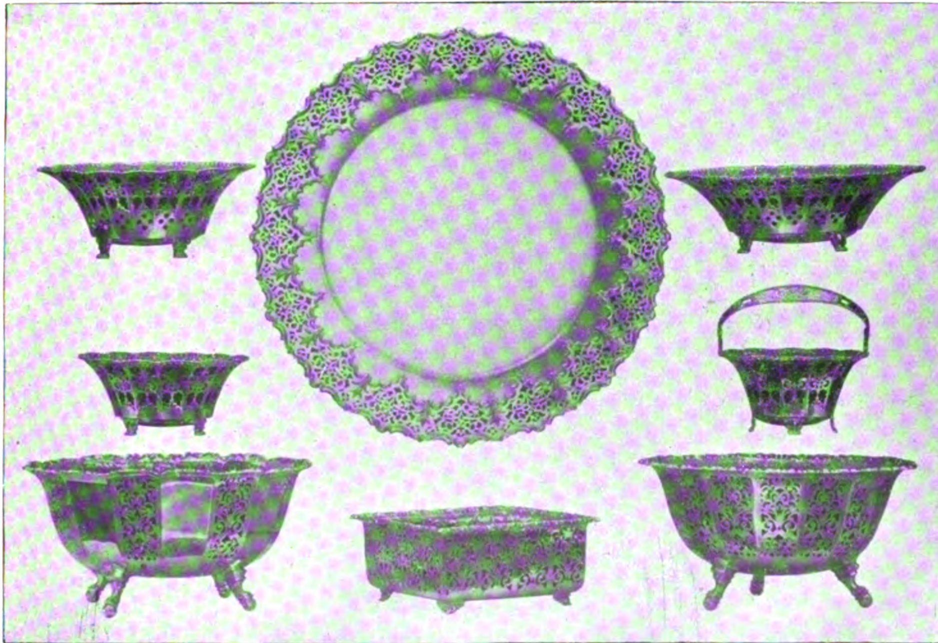
Moderne Blumenschale



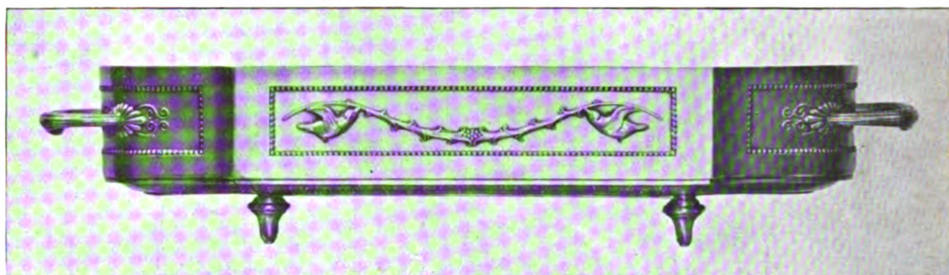
Silberservice (»Chippendale« genannt)

fröhliche Auferstehung erlebt haben. Wie wenige von den Mustern blieben aber lebendig, die zwischen den Jahren 1860 und 1910 geschaffen wurden! Es ist der Weg einer Entwicklung, die vom Naturalismus über die Nachahmung der traditionellen Stile und der »Jugend«-Epoche führte. Heute hat man eingesehen, daß es auf die Stilart gar nicht ankommt, sondern in erster Linie darauf, daß ein Gegenstand gut in der Form ist und dem Material entspricht, aus dem er besteht. Wenn im Silber so häufig auf die alten Empire- und Barockmuster zurückgegriffen wird, so wahrscheinlich deswegen, weil das Publikum von heute in der Beurteilung des Neuen unsicher geworden ist und daher gern wieder zu den alten Modellen greift, von denen es weiß oder zu wissen glaubt, daß sie dem Wechsel des Geschmacks nicht mehr unterworfen sind.

Nun ein paar Worte zu den Abbildungen verschiedenartiger Silbergeräte und Bestecke, die von der Bruckmann A.-G., Heilbronn a. N., zur Verfügung gestellt worden sind, einem großen, im Jahre 1805 gegründeten Unter-



Moderne durchbrochen polierte Silberarbeiten



Blumenschale. Entwurf: Adolf Amberg in Charlottenburg

nehmen, das die ganze Entwicklung unsrer Silberwarenindustrie mitgemacht hat.

Das Kaffeeservice aus den Jahren um 1850 zeigt deutlich, worauf es bei einer Silberarbeit ankommt: gute Form, gediegene Ausführung und Silbercharakter. Wer das Service sieht, erkennt sofort: das ist Silber, kann nur Silber sein. Wie spärlich ist die Verzierung angewendet! Der Hauptreiz liegt in der feinen Bewegung des Bleches, die das Edelmetall in seinem Glanz wundervoll zur Wirkung bringt.

Ornament wird stets dem Wechsel der Mode unterworfen sein. Bleibend ist die gute Form. Und der Beweis dafür ist die Vorliebe, die sich heute wieder für diese Barock-Silberarbeiten zeigt, dieses »Großmutter-Silber«, weil die Muster gut und damit zeitlos sind. Dabei kommt ausschließlich Prägung in Frage, eine Technik, die man für Silber vielfach nicht gelten lassen möchte. Wie falsch! Nicht darauf kommt es an, ob ein Silberstück geprägt, geschmiedet oder getrieben, sondern daß es gut und anständig gemacht ist. Auch die Antike hat schon die mechanische, wenn auch nicht maschinelle Wiedergabe von Ornamenten bei Silberarbeiten gekannt.

Interessant ist es, wie Bildhauer Lock die Lehren der alten Service auf eine moderne Gestaltung zu übersetzen sucht. Das Ornament ist von ihm völlig vermieden worden. Ausgezeichnet wirkt besonders die behäbige Teekanne. Absichtlich ist als drittes Service ein Muster gewählt, das nach denselben Prinzipien entstanden ist. »Chippendale« ist dafür die Modebezeichnung. Chippendale war bekanntlich ein besonders geschickter englischer Möbeltischler — vielleicht hieße er sich heute vornehmer »Fabrikant«. Mit Silber hatte der Mann nichts zu tun. Aber weil er etwas konnte, hat er sich in seinen Möbeln durchgesetzt, und heute wirkt noch sein trefflicher Ruf für ausgezeichnete Möbel so stark, daß mit diesem Namen auch Silberwaren bezeichnet werden, die sich geschmacklich diesen Formen anzupassen scheinen.

Wenn jemand etwas kann, dann überdauert sein Werk den Geschmackwechsel der Zeiten. Bildhauer Adolf Amberg ist dafür ein Beispiel. »Er hat sich unter die Namen derer eingereiht,« sagt Theodor Heuß von ihm, »denen im Lauf der letzten beiden Jahrzehnte eine künstlerische Verjüngung der Edelmetallbranche zu danken ist.« Zeugnis davon geben die feinen schlanken und die figürlichen Leuchter. Und die Figuren zeigen wieder, wie der menschliche Körper für Silber anders modelliert werden muß als für Bronze oder Porzellan. Beim Kronprinzen-Silber, dem heute umstrittenen Hochzeitsgeschenk der preußischen Städte, hat Amberg den Gedanken der schlanken Leuchter nochmals variiert und auch denjenigen der Blumenschale, des Mittelstücks zu den Figurengirandoles. Und wie für Silber, so haben sich die Ambergschen Arbeiten für Porzellan bewährt (Hochzeitszug und Leuchter der Preußischen Porzellan-Manufaktur). Sie werden immer wertvoll bleiben, weil sie im Ma-



Leuchter. Entwurf: Bildhauer Lock in Heilbronn





Tennisfiguren. Entwurf: Bildhauer Carl Stock in Frankfurt a. M.

terial so gestaltet sind, daß ihnen die Zeit nichts anhaben kann. Und so ist es mit dem einfachen Lockschen graziösen dreilichtigen Leuchterchen, das stets reizvoll wirken wird.

Von Ambergs Freund, dem Bildhauer Carl Stock, stammen die Tennisfiguren (schon um die Jahrhundertwende modelliert), die den Großplastiker freilich nicht verleugnen. Das Theodor-Körner-Denkmal in Frankfurt a. M. bezeugt auf diesem Gebiet das Können Stocks, wie es ein entzückender Brunnen Ambergs in Frankfurt a. d. O. tut.

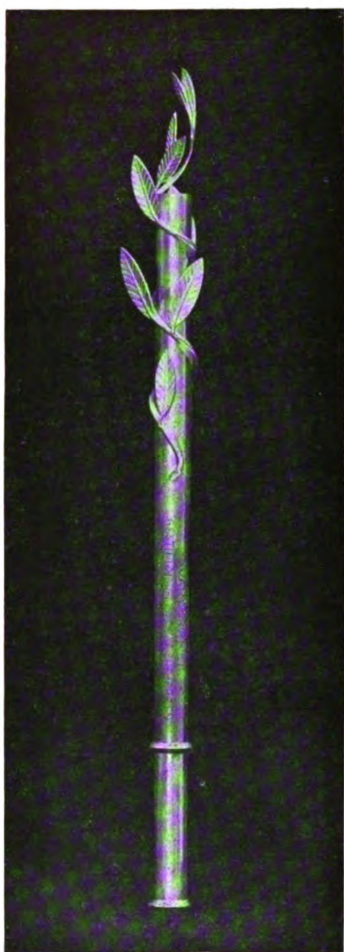
Dem Geschmack unsrer Zeit entsprechen die durchbrochenen Silbermuster, die in Obstschalen, Kuchenplatte, Körbchen und Jardiniere abgebildet sind. Eine seit vielen Jahrzehnten in England besonders geübte Technik, aber in Formen und durchgestoßenen Ornamenten von eigner deutscher Auffassung. Man sieht, daß eine gleichartige Arbeit durchaus aufs Nationale eingestellt werden kann.

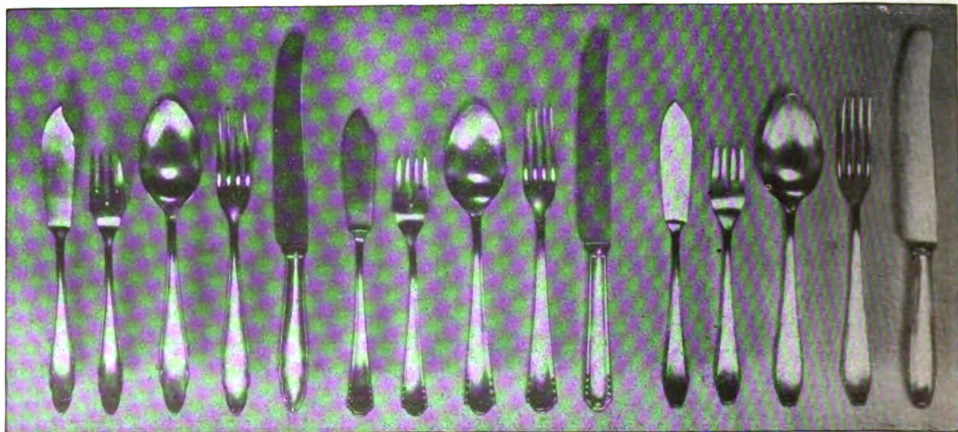
Für die neue Augustinus-Kirche in Heilbronn, einen mutigen, modernen Bau des Architekten Herkommer in Stuttgart, wurde eine ganz silberne Monstranz nach dem Entwurf des Bildhauers Lock hergestellt. Der Schaft ist in Elfenbein gehalten, das Silber vergoldet. Um die Mitte schlingt sich eine reiche Verzierung in Verbindung mit farbigen Edelsteinen, von der Goldschmiedin Paula Straus in zäher und

schwieriger Arbeit gefertigt. Es ist nicht ohne Reiz und Trost, daß an der Monstranz die Bekenner der drei Hauptkonfessionen eifrig und friedlich zusammen gewirkt haben, um eine Silberarbeit zu schaffen, die sich neben guten alten Stücken sehen lassen kann.

Das schwierige Kapitel der Sportpreise wird nur durch den silbernen Siegerstab nach Entwurf von Professor Groß gestreift. Alle Bestrebungen, künstlerisch und handwerklich wertvolle Ehrenpreise durchzusetzen, werden an der ziemlich allgemeinen ersten Forderung der Käufer scheitern: »Das Stück muß viel vorstellen! Es muß billig sein und viel zeigen.« Es wären sonst diese schauderhaften Ramschausstellungen von Sportpreisen nicht zu verstehen, denen man vielfach begegnet, wenn es auch glücklicherweise noch rühmliche Ausnahmen gibt.

Zum Schluß einige Worte zum silbernen Besteck, mit dem das Silber in die weitesten Kreise dringt. Der silberne Patenlöffel, die silbernen Kaffeelöffel, die silbernen Kuchengabeln, die silberne Tortenspate — wo ist nicht etwas davon zu finden, angefangen bei der sogenannten Kittware, wo man das Dutzend Messerhefte von der Hand blasen kann, wenn der Kitt aus dem Griff entfernt ist, über das leichte einseitig verzierte, hinten glatte Muster bis zum wirklich soliden und gediegenen Besteck? Die ganze Tischgarnitur in echtem Silber — nicht in Britanniasilber, Alpakasilber, Markosilber usw.; oh, dieser Mißbrauch des Wortes Silber, wo es sich nur um Versilberungen handelt! — zeugt von eines Hauses Wohlhabenheit und, ist das Muster anständig, auch von seinem guten Geschmack. Silberne Bestecke bleiben meist das ganze Leben hindurch im Gebrauch. Sie vererben sich noch. Gerade deswegen soll bei der Wahl nicht der niedrigste Preis, sondern die beste Form und Ausführung maßgebend sein. Man muß durch die Jahrzehnte Freude haben an den gediegenen Patenlöffeln oder der feinen Garnitur und sie gern ergänzen, nicht widerwillig: »Ach, nun haben wir einmal dieses Muster und können nicht davon loskommen.« Und nur Bestecke bewährter Fabriken, damit man die notwendigen Ergänzungen auch in Jahrzehnten noch ohne Mühe erhalten kann!


Siegerstab. Entwurf: Professor Carl Groß in Dresden


Moderne Bestecke



Leo Küppers: Schwieriges Problem

Wilhelm Busch
an Fritz August und Mina Kaulbach

Die hier mit Erlaubnis der Besitzerin Frau Wilhelmina von Kaulbach und der Erben Wilhelm Buschs abgedruckten Briefe gewähren hübsche Einblicke in das Wesen des viel gekannten, wenig erkannten großen Künstlers. Seit seinem zweiten Münchner Aufenthalt in den siebziger Jahren verband ihn eine herzliche Freundschaft insbesondere mit Fritz August Kaulbach und seiner Gattin. Dem Freundeskreise gehörten u. a. auch Franz Lenbach und dessen Schwester Josephine sowie Lorenz Gedon mit Frau an. Busch verkehrte gern mit den Damen, die alle eine freundliche Erinnerung an sein liebenswürdig-bescheidenes Wesen und seinen herzerfreuenden Humor bewahrt haben. Von diesen Eigenschaften legen auch seine Briefe Zeugnis ab, die sich ihm oft unter der Hand zu kleinen Kunstwerken formten.

Adolf Vanselow (München).

Wiedensahl, 13. Juni 1879.

Liebe Frau Kaulbach!

Die wohlgefüllte Blech- und Freudendose hab' ich erhalten. — Meine Schwester ist, eh' ich mit den Jungen nach der See gehe, auch ein paar Wochen verreist. Ich bin mit den Spatzen, Staren und unserm guten alten Dortchen gewissermaßen allein in unsrer Hütte. Sitz' ich dann des Mittags so da und mache die Flasche auf und hole mir was aus der Dose, dann wird es wohl erlaubt, ja unvermeidlich sein, sich mit Dankbarkeit einer liebenswürdigen Frau zu erinnern, welche nach der Seite wohnt, die ich allen Grund habe, die »Sonnenseite« zu nennen. Ich hoffe, daß es derselbigten Frau recht gut geht, daß sie den Sommer nicht hinaus in die weite Welt muß, weil sie leidend ist, und daß sie, wenn ich im Herbst nach München zurückkomme, gerade wieder so freundlich ist wie ehedem — und darauf freut er sich schon.

Zog er auch weck;
Ein braun Gebäck,
Was Freundschaft buck,
Zieht ihn zaruck.

... Seien Sie überzeugt, daß ich stets bin Ihr ergebenster Wilh. Busch.

Wiedensahl, 20. Januar 1880.

Meine liebe Frau Kaulbach!

Ob Wünsche dem Bewünschten etwas helfen, ist allerdings fraglich. Jedenfalls haben sie keine rückwirkende Kraft, und selbst solche Hintennachwünsche, als da sind: »Wünsche wohl gespeist zu haben!«, sind doch eigentlich auf den zukünftigen angenehmen Erfolg gemünzt. Daher will ich denn nur, solange des Jahres Fleißknäuel noch leiblich rund, mit dem Wunsche hervorrücken, daß Sie recht viel glückliche Dinge herauswickeln und stricken mögen.

Prost Neujahr! Nach solchem Heilspruche pflegen sich Briefträger, Schornsteinfeger, Kuhhirten, Nachtwächter usw. auf das übliche Trinkgeld gefaßt zu machen. So auch ich! (denn auf so was läuft so was ja immer hinaus!).

Ich hoffe, Sie geradeso gut und liebenswürdig in diesem Jahre wiederzufinden, wie ich Sie im vergangenen verließ. Und das so bald als möglich. — Erst muß ich aber noch mal meine liebe alte Mühle in Ebergötzen wieder rauschen und rumpeln hören ...

Stets Ihr ergebenster Wilh. Busch.

Wiedensahl, 29. Oktober 1881.

Ja, lieber Fritz, man wird mit dem Alter nicht leichter, und die Wege werden nicht kürzer. Die Jahre vor den Vierzigen tragen **uns**, aber die hernach hocken auf in die Kiepe, und wir müssen **sie** schleppen. Also laß mich hier nur noch so hinschwelen und schmurgeln: ich schnitzle an einem kleinen Buch herum.

Unser Herbst fährt uns derweil so recht mit dem naßkalten Lappen über den Buckel. Die Waldwege sind schmierig, doch besuch' ich hin und wieder unsern Eumäus bei seiner Herde unter den Eichen.

Schönsten Dank für deinen Brief! Und, lieber Mensch, mach's bald mal wieder so; und sei mir mit deiner Frau recht herzlich gegrüßt, und denkt zuweilen mitsammen an euren alten getreuen Muckepott Wilh. Busch.

(Das Buch, an dem Busch »herumschnitzelt«, ist »**Plisch und Plum**«; es erschien 1882. Um die Jahreswende litt Busch an einem chronischen Magenkatarrh, gegen den er eine Kur gebrauchte.)

Wiedensahl, 28. Januar 1882.

Lieber Mensch!

Über deinen lustigen Brief hab' ich recht geschmunzelt; konnt's auch so schon seit einigen Tagen. Kurzum, es geht wieder gut. War auch zu scheußlich, den Kopf alleweil voll Watte zu haben, daß kein lustiger Floh drin hupfen kunnt. Jetzt heißt's fritzekratze und an die sogenannten Arbeiten, daß nachgeholt wird, was seither verpaßt wurde. Sonst käme ich wohl gleich und machte dir das bekannte dreifache Pläsier:

Es ist halt schön,
Wenn wir die Freunde kommen sehn. —
Schön ist es ferner, wenn sie bleiben
Und sich mit uns die Zeit vertreiben. —
Doch wenn sie schließlich wieder gehn,
Ist's auch recht schön.

Die Freuden Nr. 1 und 3 sollen aber, wie boshafte Leute behaupten, die eigentlich sicheren sein.

Leb' wohl, lieber Fritz, und sei mir mitsamt deiner Herzallerliebsten aufs schönste gegrüßt.
Stets der deinste! Wilh. Busch.

Wiedensahl, 17. April 1883.

Nur Geduld, lieber Fritz! Was scheren dich in einer Stadt voll lustiger Bilder die paar langweiligen Deutschen? Und mit den Franzosen, wenn's partu sein muß, wirst du ja auch pöapö was zurechtschmusen lernen. Übrigens vertrau' ich deiner Hartnäckigkeit, daß du dich nicht, sei's von Deutschen oder Franzosen, aus deiner erbeigentümlichen Haut jagen läßt.

Mit Freund Gedon habe ich neulich in Detmold ein paar heitere Tage verlebt. Er war bei Hof, wie im Wirtshaus, ein vielgefeierter Mann; hat aber auch einen potzwunderfeinen Saal erbaut, der sich im Glühlicht frei geschwungener Lüster gar stattlich ausnahm. Der Glanzpunkt beim Saalweihfestball soll gewesen sein, als schöne Jungfrauen dem Künstler einen Lorbeerkranz übermittelten, wozu Ihro Durchlaucht die Fürstin höchstselbst das Gedicht verfertigt. Ich war aber nicht dabei; sah nur zu, wie Er sich vorher wusch und schließlich ein Paar aus München mitgebrachte blitzfunkelneue Stiefeletten aus dem Koffer zog, welche sich bei tätlicher Prüfung als krumm nach derselben Richtung, daher unpassend für zwei Füße desselben Menschen herausstellten. — Von Detmold ging's nach Münster, wo in allen Schlupfwinkeln herumgetandlert wurde. Abschied in Hamm. Er, mit einem gotischen Sabel und sämtlichen Zeitungen bewaffnet, nach Worms, München — Rom —? — ich nach hier. Der wunderliche Kerl ist mir womöglich noch lieber geworden als bisher.

Ja, was weiter? Ich schustere eine neue Schose für den Druck zurecht. Von vorn gesehen, scheint's immerhin weitläufig, bis man sich da hindurchgewürmelt hat. — Sonst betrachte ich den Wiedensahler Frühling: wie sich all das Unkrautgesindel mit grünen Lanzetten und rötlichen Kolben an die erleuchtete Oberwelt durchschlägt. Auch die Stare flöten, schwatzen, klappern, tragen Halme ein; das Allerweltspläsier nimmt auch bei diesem hübschen Getier seinen Fortgang.

Leb' wohl, lieber Fritz! Auf eurem Rückwege nach München wird ja wohl irgendein neutraler Platz liegen, wo man euch lieben Leute mal wiedersieht. Die herzlichsten Grüße an euch alle zwei beide von deinem alten Wilh. Busch.

(Lorenz Gedon, der kraftgenialische Bildhauer und Architekt, Erbauer u. a. der alten Schackgalerie an der Brienner Straße zu München, war eifriger Kunstsammler und betrieb das ererbte Antiquitätengeschäft. — Die »neue Schose für den Druck« bekam den Titel »Balduin Bählamm, der verhinderte Dichter« und erschien noch im selben Jahre. — Der nächstfolgende Brief bezieht sich auf die Krankheit Gedons, der übernächste auf seinen Tod.)

Wiedensahl, 24. Dezember 1883.

Lieber Kaulbach!

Sei bedankt für deinen Brief, obwohl du mir nur so Trauriges berichten konntest!

»Sonderbare Menschheit!« Ja, sehr! Daß dem einen nicht erlaubt ist, die Schmerzen des andern durch den Tod zu verkürzen, wie man's dem Tier zu tun keine Bedenken trägt, scheint mir doch nicht so verwunderlich. Der Gesetzgeber mußte die niederträchtige subjektive Willkür zu verhindern suchen; und wollte der Staat in solchem Falle selbst eintreten, so würde die wissenschaftliche Leidensverkürzungskommission vermutlich vor dem Wer weiß? zurückschrecken. — Ferner, Tier und Mensch sind dem Grade nach himmelweit verschieden. So ein Menschenschädel hat seine aparten Winkel. Nicht einmal zu der zweifelhaften Freiheit des gewöhnlichen Selbstmörders, der meint, daß er ewig weg ist, wenn er's Licht ausputzt, vermag sich unser Bruder Schlängel- oder Krabbel- oder Plätscher- oder Flattermann emporzuschwingen; ganz abgesehen von demjenigen, welcher untertaucht in der Hoffnung, an einer günstigeren Stelle wieder aufzutauchen, wobei er denn die Rechnung ohne den Wirt macht, indem kein altes Übel so groß ist, daß es nicht von einem neuen übertroffen werden könnte. Zu dem Gedanken aber, das Dasein überhaupt sei Irrtum oder Schuld, hat sich selbst der Intellekt des Menschen erst mühsam hindurchgearbeitet. Den Irrtum hebt die Erkenntnis auf, die Schuld wird getilgt durch freiwillig auferlegte Buße. Das erste versuchte der große Weise in Indien mit der Versenkung in die vier heiligen Wahrheiten, das andre war von jeher die Aufgabe der Asketen. Beiden wäre der voreilige Schnitt durch den Lebensfaden eine empörend zwecklose Tat. Eine Sekunde noch kann für ihr Heil entscheidend sein. Ich schweige von der höchsten Auffassung. Der Christ betet bekanntlich um Abwendung eines plötzlichen Todes.

Mit meiner guten Schwester und den drei tüchtigen Neffen beseh' ich heut abend den Lichterbaum. — Denkst du noch an die prächtige Weihnacht, mit der uns einst Freund Lorenz bezauberte? In unsrer Welt wird's ein bedenkliches Loch geben, wenn er draus ist.

Gehab' dich wohl mit deiner Frau, lieber Fritz!
Und schreib mal wieder an deinen
Wilh. Busch.

Lieber Fritz!

Nach all dem Grübeln über Gedons qualvollen Zustand war mir die Todesnachricht eine Art Trost. Das gesunde Bild des lieben

Menschen kann doch nun wieder Platz gewinnen. Einige Zeilen, die ich darüber geschrieben, teile ich dir mit.

Dein Wilh. Busch.

Lorenz Gedon † 27. Dezember 1883

So kernig schienst du uns, so wetterhart,
Ein köstlich Bild urfrischer Gegenwart;
Ein Baum, an Stamm und Wurzel unbewegt,
Ob auch der Sturm in seinen Wipfel schlägt;
Und schon, da kaum dein goldner Herbst die Welt
Zur Ernte lud, hat dich der Tod gefällt.

Die Schlange, die sich durch die Zeiten schlingt,
Vieltausendfach der Menschheit Leib umringt,
Die stets beneidet, was zu leben wagt,
Grausam hat sie auch deine Kraft zernagt.

Du warst ein rechter Sohn vergangner Zeit,
Der Liebling alter Kunst und Herrlichkeit;
Und dankbar nahmst du, was die Mutter dir
Als Erbteil hinterließ zu Schmuck und Zier,
Der Mitwelt und der Nachwelt edles Gut,
Mit sorgsam kluger Hand in sichre Hut.
Schatzmeister warst du in der Schönheit Reich,
Doch Kenner auch und Könner allzugleich.

Das feine, kunstvoll reizende Gerät,
Das Menschenbild in stolzer Majestät,
Den Prachtpalast, den feierlichen Saal,
Aufstrebend kühn zum höchsten Ideal,
Von dir erdacht, gebildet und erbaut,
Wie froh bewundernd haben wir's geschaut!

Wie oft hast du die festlich heitre Nacht
Verschönt durch der Erfindung Zaubermacht,
Wenn dein Genie den altgewohnten Raum
Der Wirklichkeit entrückt zum holden Traum,
Wenn du die Halle formenrein geschmückt
Und glücklich warst, weil andre du beglückt.

Denn brüderlich und fest und liebewarm
Umschlang die Gegenwart dein starker Arm.
Voll Mut, voll Ungestüm, doch zart gesinnt,
Im Ernst ein Mann, in Fröhlichkeit ein Kind,
Der raschen Tat geneigt, des Redens Feind,
Ein glühend Herz warst du, ein treuer Freund,
Dazu ein wackrer Zecher, deutsch und echt;
Heil jeder Stund', die ich mit dir verzecht!

Im alten Teutoburger Walde sahn
Wir uns zuletzt. Ich ging mit dir zur Bahn.
Du sprachst: »Auf Wiedersehn!« — Fort rollt der Zug,
Der dich für ewig in die Ferne trug.
Ach, liebster Freund! Ein Teil von meinem Glück
Nahmst du mit fort und kehrst nie mehr zurück.

Wiedensahl, 28. Februar 1884.

Lieber Fritz!

Es wär' hübsch von dir, wenn du mich »Dansigl« im Hinterwald demnächst mal wieder brieflich-gespensterhaft umsäuseln würdest. So ein Schriftstück ist ja allerdings nur wie ein Lüftchen aus der Gegend, wo der Liebste wohnt, oder wie's im Liede heißt: »Kommt ein Vöglein geflogen«; allein man spürt doch was und freut sich halt. — Wo seid ihr denn? Was treibt ihr denn, was malst du denn? Was weißt du von Lenbach, Piglhein, Levi? Wie geht's bei Gedons? — Hoffentlich umspielen dich, samt Frauchen, auch schon längst die anmutigen, frühentwickelten Wunderkinder des heurigen Frühlings. Seit Neujahr pfeifen die Stare. In allen sonnigen Winkeln blüht's. Die Knospen zwängen sich rücksichtslos durch die harte Rinde der Bäume und Gesträuche. Muß man sich nicht darüber ergötzen? Sind's nicht Anverwandte? Darf der Gebildete nicht mehr unbefangen übers Wetter reden? Machen nicht Wind, Nebel, Schnee, Regen und Sonnenschein so gut wie Lieb' und Haß und Kunstgenüsse und Kunstverdrüsse die Witterung unter der Haut eines gefühlvollen Menschenkindes?

Sei gegrüßt, lieber Fritz, und gehab' dich wohl in jedweder Richtung, und gib bald einen Zettel auf die Reichspost an deinen alten getreuen Wilh. Busch.

Wiedensahl, 4. November 1884.

Habe Dank, liebster Fritze, für deinen hübschen Zettel aus der Almhütte, von wo du nun vielleicht schon wieder befriedigt heruntergestiegen bist. Übrigens bin ich nicht so, daß ich den Kopf schüttle über andrer Leute Passionen; hab' genug zu schütteln über meine eignen. Und was das Bedauern anbetrifft, so pflegt man ja den Mitmenschen wegen seiner Laster weniger zu bedauern als zu beneiden. Ich mache keine Ausnahme von dieser allgemein menschlichen Niederträchtigkeit, derentwegen ich mich selber zu bedauern habe. Eine Folge dieser Herzensschlechtigkeit ist natürlich die Freude an den Widerwärtigkeiten, welche demjenigen mitunter zu begegnen pflegen, der auf dem Pfade des Lasters wandelt. Wenn du mir also einige recht unangenehme Jagdstrapazen oder gar Enttäuschungen mitteilen könntest und wolltest, so würde mir das sehr erquickend sein. Aber ich fürchte, du gönnst mir dies Vergnügen nicht, sondern verschweigst die Verdrüsse und überstrahlst mich dagegen mit deiner ungetrübtesten Herrlichkeit. Doch genug, lieber Mensch! Mach's, wie du magst! Nur schreib mal allerlei.

Nachdem wir allhier zu guter Letzt noch einige wundersam goldene Tage und silberne Nächte gehabt, sind wir nunmehro ringsum von Nebel umdünstet. Die löblichen Bäume, denen jüngst im Reif die Finger verklammten, lassen gedankenlos ihre Fächer fallen. — Leb' wohl!

Dein Wilh. Busch.

(Kaulbach war eifriger Jäger; Busch, der keinem Tier etwas zuleide tun konnte, war dem Jagdvergnügen gänzlich abgeneigt.)

Wiedensahl, 1. November 1885.

Daß du — lieber Fritze — nach so langer Pause mal wieder was an mich geschrieben und mir damit durch die Lüfte daher ein ziemlich zuverlässiges Zeichen deines dortigen Nochdaseins gegeben, wie auch die Versicherung, daß es dir nebst deiner Frau Liebsten noch immer gut geht, hat mir Freude gemacht, und sage ich dir meinen Dank dafür. Das Dünnere und Breitere hoff' ich demnächst von Lenbach in Kassel zu vernehmen. Auf dem Wege dahin werd' ich wohl auch den »Mann im Bart« sehen, der dich neulich besucht hat, von dem ich nicht weiß, was er eigentlich will oder kann. Für die gewöhnlichen biographischen Schreibereien, die naturgemäß entweder lügenhaft, langweilig oder indiskret sind, besitz' ich keine absonderliche Verehrung. Ein andres wär's, falls ein richtiger Schlaukopf der Sache in den Keller stiege und mal von Grund aus nachsähe, warum und wann die Leutchen eigentlich lachen. Man lacht, wenn man andre in Verdrießlichkeiten und kleinen Malheurs bemerkt, wenn man ihre Verstellung, ihre Pfiffigkeit, ihre Einfalt durchschaut, denn da fühlt man sich verhältnismäßig so wohl und gescheit, daß es ein rechtes Vergnügen ist. Und ferner: Wann und worüber dürfen wir lachen? Der plebejische »alte Adam« lacht noch über Krüppel und Blödsinnige; der Teufelhafte über das qualvollste Unglück; uns feiner Aufgestutzte kitzelt es oft schon, wenn wir unsre eignen Dummheiten in ihren Filzschuhen erwischen. Dem warmen, alles umfassenden Mitgefühl wird nichts lächerlich, dem eisigen, hochgestelzten Intellekt mag am Ende nichts ernsthaft erscheinen. Dergleichen Zeug mit allem, was noch dran hängt und baumelt, vom tüchtigen Federfuchser mit dem Gänsekiel gelenkig durcheinandergerührt, möchte nit übel zu lesen sein. Inzwischen wir zwei, bester Fritze, geduldig wie wir sind, lassen die Welt laufen und machen, wie's mag. — Als ich vor etwa hundert Jahren mit dem alten Jäger Bicker mal durch den Wald spazierte, blieb er extra stehen, nahm mich beim Knopf, blickte mir mit seinen bejahrten Triefaugen weise und bedeutsam ins Gesicht und sprach in Anbetracht der allgemein tief eingewurzelten Boshaftigkeit: »Ich will Sie mal was sagen, Herr Busch! Wer kann den Esel das Bölken verwehren!?«

Einen herzlichsten Gruß an dich und deine Frau von deinem Wilh. Busch.

(Der Brief enthält die erste Anspielung auf die Broschüre des Malers Eduard Daelen, »Über Wilhelm Busch und seine Bedeutung«, erschienen 1886. Daelen hatte Busch von seiner Absicht verständigt und kam Anfang November mit ihm in Hannover zusammen. Kaulbach kannte und förderte den Plan.)

Wiedensahl, 16. September 1886.

Du sagst, ich soll nur recht schimpfen. Nein, lieber Fritze! Das ist hier im Haus keine Mode, und Mitglied einer Künstlergesellschaft bin ich schon lange nicht mehr. Aber das Schmunzeln habe ich noch nicht verlernt. Nur wird's verschleiert durch einen leisen Zug der Besorgnis, wenn ich seh', daß man dich hinter die akademische Drillmaschine gestellt, um den Samen der Kunst durch viele Trichter zugleich in die Rillen des Vaterlandes auszustreuen. Hoffentlich bleibt dir Zeit, Laune und Unbefangenheit genug über zur Bestellung deines von Mutter Natur ererbten Gartens, worin mancher gar fröhlich spazierenging, vor allem auch ich.

Der Don Quichotte von Cervantes ist ein wonniges Buch. Die Broschüre von D. hat mich nur mäßig erfreut. Für sein schwungvolles Wohlwollen hab' ich ihm natürlich meinen Dank ausgesprochen, meine Zustimmung im übrigen abgelehnt. Zu der Widmung an dich würd' ich, wenn auch befragt, weder ja noch nein gesagt haben. Die Veröffentlichung von nur für enge Geselligkeit bestimmten Sachen ist mir unerwünscht, besonders wenn's persönliche Verhohnhacklungen sind, denen ich überhaupt längst abgeneigt bin. Doch bin ich zu alt geworden, um gegen den Lauf von Gezeichnetem oder Geschriebenem in fremden Händen oder den Schwung eines über das Dach geworfenen Steines mit kindlicher Vermahnung etwas ausrichten zu wollen. Alte Dummheiten treten uns früher oder später doch immer wieder auf die Hacken. — Mit den Ausfällen gegen einen bekannten Heiligenmaler scheint D. seine besonderen Zwecke oder die seiner Hintermänner zu verfolgen. Ich habe selbstverständlich nichts damit zu schaffen. — Auch das Geschrei über die Ultramontanen, obschon ich nicht ihr Freund, paßt nicht zu meiner Gemütsverfassung. — Daß ich meine Sachen (ausgenommen ein paar Hungerprodukte und das Tendenzstuckerl Filucius) lediglich und vor allen Dingen zu meinem rücksichtslosen Pläsier zurechtgeschustert, das ist eben manchen Leuten nicht begreiflich zu machen. Die meinen denn auch, ich sei nach Italien gerutscht, um alte Pfaffen zu besehen. — Ach, lieber Junge! Welch eine Wunderwelt steckt allein in den zwei Zauberkasten, die der Gang über den Arno verbindet! Nach Rom hätt' ich eigentlich gar nicht mehr hingebraucht. Aber Lenbach war da, und zum Glück fand ich Günther als Begleiter. So wurd' ich auch dort noch behext. — Schad', daß du nicht nach Braunschweig konntest; hab' lang auf Nachricht gewartet. Also dann mal woanders. Wo ein paar alte Bilder hängen — Kassel — weitestens Frankfurt.

Herrliches Wetter allhier. Und in der Dämmerung hab' ich Gesellschaft im Garten; eine ganze Zaunigelfamilie; zwei Alte, fünf Junge.

Letztere, noch harmlos, schnuppern und knuppern an meinen Pantoffeln herum; dann, wenn's dunkel wird, putchet jedes, wie's ihm paßt, unter die Zwetschenbäume, durch die Hecke, ins Feld hinaus. Wir haben ein gesegnetes Mäusejahr — für die Zaunigel.

Du aber, lieber Fritz, sei mir herzlich gegrüßt auf deinem Berge und Ruhmesgipfel, samt deiner Frau, und sag' ihr, ich hätt's noch nicht vergessen, daß sie mich einst so liebenswürdig bewirtet und behandelt hat …

(Kaulbach war Direktor der Akademie der bildenden Künste in München geworden. — Die Broschüre Daelens ist erschienen und hat das Mißfallen Buschs erregt, hauptsächlich wohl wegen der ihm nicht erwünschten Veröffentlichung der Karikaturen auf Freunde aus dem Künstlerverein Jung-München, dem Busch bei seinem ersten Aufenthalt in München in den fünfziger und sechziger Jahren angehört hatte. Kaulbach hatte Daelen textliches Material zu seiner Arbeit zur Verfügung gestellt. — Günther: Antiquar in Frankfurt a. M.)

Lüethorst, 28. Oktober 1886.

Dein liebenswürdiger Brief, lieber Fritze, hat mich erwischt, während ich auf Besuch bei meinem lieben Onkel bin.

Du erwähnst die Broschüre von Daelen. Er ersuchte mich vor etwa vierzehn Tagen um eine Zusammenkunft in Hannover. Da er seinen Pegasus aufs neue von der Krippe zu holen drohte, ging ich hin, um ihm entschieden meine Meinung zu sagen. Ich führte ihm seine Flüchtigkeiten, Unrichtigkeiten, Taktlosigkeiten zu Gemüte; daß er nicht bloß hoch über das Ziel hinweg, sondern auch noch einem ganz Unbeteiligten ins Bein geschossen, und daß er zu der Veröffentlichung der persönlichen Karikaturen und derben Privatspäße eigentlich gar keine Berechtigung gehabt usw. Er berief sich dagegen auf Zustimmungsadressen, auch auf deine, die er mir zeigte. Er nannte mir auch besonders drei seiner Berichterstatter: eine lauttönende Klagetante, einen Wehmutsonkel, der sich selbst herausgestrichen, und einen unverbesserlichen Lügenbeutel. Ob ihn meine Eröffnungen bekehrt, kann ich nicht wissen. Wenn nicht, so werd' ich gelegentlich mal wieder zur gemütlichen Notwehr greifen, wie neulich in der Frankfurter Zeitung, dem Einsiedel gleich, der mit dem Birkenzweig sich die lästigen Mücken verscheucht.

Wir haben hier Sonne, Frost, Wind. Dort geht ein Kerl vorbei, der die Bratzen tief in der Böxe hat und die Schultern heraufzieht, als ob er die Ohren damit zudecken wollte.

Von hier möcht' ich noch auf einige Tage nach Ebergötzen in die Mühle; dann zurück zum kleinen Heimatwinkel weit draus in der Vorstadt der großen Welt.

Bitte, lieber Mensch, laß mich bald mal wieder was von dir lesen! …

(Noch einmal gibt Busch seinem Mißmut über Daelens Broschüre Ausdruck, wie er inzwischen auch brieflich dem Verfasser seine Verstimmung, freilich in weit milderer Form, zu erkennen gegeben hatte. Sein Groll hielt aber nicht an; Daelens Absicht war freundlich gewesen, und seine Arbeit hatte bei den Verehrern Buschs, der ja damals noch vielfach angefeindet wurde und über den die unsinnigsten Gerüchte in Umlauf waren, entschiedene Zustimmung gefunden. Bei einer späteren Begegnung mit Daelen hatte Busch allen Mißmut vergessen. — »… wie neulich in der Frankfurter Zeitung« bezieht sich auf den dort in Nr. 336 am 2. Dezember 1885 abgedruckten Aufsatz von Busch »Was mich betrifft II«.)

Wiedensahl, 30. November 1886.

Deine letzten angenehmen Zeilen, lieber Fritze, erwischten mich, als ich in der Ebergötzer Mühle in der kleinen Stube auf der grünen Verschäre vor dem Morgenkaffee saß. War acht Tage bei meinem ältesten Freunde. Für den Duderstädter Pferdemarkt, den wir sonst miteinand zu besuchen pflegten, kam ich diesmal leider zu spät. So stieg ich denn nur wie gewöhnlich auf die nahen Anhöhen, um mal nachzusehen, ob's alte Dörflein noch so dalag. Fast unverändert lag's da auf beiden Seiten des Baches an und zwischen den zwei Hügeln, wie ehedem. Aber wie hat dagegen das Verändernde die Bewohner verarbeitet. Die alten Wohlbekannten alle weg; die damals Jungen, darunter ich, jetzt alt und rücksichtslos auch so genannt, wie's denn auch wahr ist. Dahinter der junge Nachschub, bereit, seine Vordermänner bei passender Gelegenheit in schwarze Kisten zu verpacken und ins Souterrain zu bringen. Es geht schnell, wenn man so umschaut. Man betrachtet mit Wehmut das spielende Kindervolk, mit staunender Genugtuung sehr Alte, die es ausnahmsweise so lang ausgehalten, ohne schwach zu werden.

Wie geht dir's denn? Ich denke mir, du wirst nun schon, durch tägliches Hanteln geübt, den gewichtigen Dirigentenstab wie spielend über den Häuptern deiner Untertanen schwingen.

Bitte, gib bald mal wieder ein bissel Nachricht deinem getreuen Wilh. Busch.

(Der älteste Freund ist der Müller Erich Bachmann. — Von nun an schreibt Busch nur noch in großen Zwischenräumen. Immer seltener verläßt er sein Heimatdorf, wo er als Philosoph, der er ist, ein beschauliches Landleben führt. Als Früchte seines Denkens erscheinen dann die köstlichen Prosabücher »Eduards Traum« und »Der Schmetterling«, später die Gedichtsammlungen »Zu guter Letzt« und »Schein und Sein«.)

Wiedensahl, 14. Januar 1888.

Dein heiterer Brief, lieber Fritze, der mich allerdings erst zu Anfang dieses Jahres in Wolfenbüttel erwischte, wo ich, wie üblich, an einer ehrbaren Silvesterbowle mitschöpfte, hat mich in jeder Beziehung sehr angenehm überrascht. Er sproßt und schlägt nach allen Seiten aus, während man mit einem kurz abgepflückten Zweiglein schon auch zufrieden sein sollte, mit einem halben Dutzend Zeilen, einer Art von Grüß' Gott, welches uns freundlich andeutet, daß ferne Leute, welche wir gründlich liebgewonnen, mal in der Erinnerung und nicht ohne Teilnahme an uns vorübergingen. Zu meiner Freude vernehme ich, daß du wohlauf und oben bist, und vielleicht, um's mir anzusehen, komme ich doch noch vor Ablauf der nächsten zehntausend Jahre mal angeweht. Wie der Wind bläst, so treibt die Spreu; und tausend Jahre mit dem unendlichen Halm gemessen sind bloß ein Stückchen Häckerling. — Wir thronten hier neulich, von Schnee umwickelt, in Hermelin. Zur teilweisen Unterhaltung von uns hohen Herrschaften diente ein kleines Gartentheater, ausgestattet mit Fleisch, Knochen, Körnern und Brot. Raben, Elstern, Finken und Spatzenkomiker führten so was wie Rührstücke auf. Vier von unsern Staren, die sonderbar mutig dem Winter trotzen, während all ihre Genossen schon längst nach Süden entflogen, machten flügelschlagend Musik dazu. — So hockt der Kerl in seinem Winkel und sieht leidlich zufrieden aus. »Er tut's aus Grundsatz,« sagt einer. »Er tut's aus Not,« ein zweiter. »Er tut's aus Neigung,« ein dritter. Der erste belacht, der zweite bedauert, der dritte verachtet ihn. Lachen, Bedauern, Verachten sind, nach der Wurzel zu, intime Verwandte, gemeinsam erzeugt von dem wohltuenden Gefühl der Überlegenheit. Man pflückt sich auf die Art hübsche Blumen, ohne daß man sich zu bücken braucht. Du und ich, lieber Fritz, machen's wohl auch mal so. Und wer sich für besser hält, der trete vor, daß wir ihm den Hut über die Nase treiben ...

Wiedensahl, 5. Juni 1889.

Lieber Fritz!

Neulich, z. B., setzte der Naturforscher, indem er zugleich mit dem Zeigefinger nach einem saftigen Kastanienbaum hinwies, auf die Lehne seines Gartenstuhles einen sogenannten Maikäfer. Dieser, munter bis zur einen Ecke marschierend, blickte stutzig in die Tiefe. Hier ist's aus mit dem Verkehr, denkt er, kehrt um bis zur Mitte, bleibt hocken, erwägt alles mit Muße, setzt sich schließlich in Krabbeltrab und gelangt richtig an die andre Ecke. Wieder ein Malefizabgrund. Na, denkt er, dann so werd' ich gefälligst mal fliegen. Er druckt und druckt. Er hebt seine braunlackierten Frackschöße, er entfaltet die verprömmelten Unterflügel. Jetzt geht's los. Nein, noch nicht. Aber jetzt. Nein, noch nicht. Aber nun. Nein, noch nicht. Wahrhaftig. Burr! Dort schweimelt er hin, gerade hoch über die Gießkanne weg, rechts um die Remontantrose, links um den Rotdorn, scharf am Swetschenbömeken vorüber. Aaah, da kommt verquer das langgestreckte Erbsenbeet, gerade sorgsam gestiefelt, ein unendliches Wirrsal von dürrem Gezweig. Schwungvoll saust er hinein. Supp! geht's hier, supp! geht's da. Surre butz! da liegt er. Verschämt krault er zurück in die nahe hainbuchene Hecke und setzt sich bescheiden ins schattige Laub. »Nun seh' ich's wohl,« sprach der aufmerksame Naturforscher, »ein Vogel, ein sehr gewandter, ist der Maikewwer nicht.« — Ich wollte neulich nach München. Ich war nicht da, glaub' ich. Zweimal sah ich vom Harz in die Richtung nach Kassel, zweimal von Kassel in die Richtung nach dem Harz. Und, das muß man sagen, ein herzgewinnender Frühling war's heuer, voll Herrlichkeit, wie nie, obschon voll Ungeziefer wie ein polnischer Jud'.

Hoffentlich habt ihr ihn, du nebst Gemahlin, in ungetrübtem Behagen, Licht, Luft und Duft und Farb' und Wärme, ohne Mucken und Raupen, mit Sinn und Seele ausgiebig genießen können. Leb' fernerhin wohl, lieber Freund! Sei bedankt für deinen angenehmen Brief (für den Vogel bedankt' ich mich schon) und denk' gelegentlich auch mal wieder an deinen ollen

W. B.

Wiedensahl, 10. Januar 1892.

... Solche »Seifensieder«, wie der erwähnte, sind wohl mehr oder weniger alle, welche die Ruhe des Nichtgeborenseins mit der Unrast des Lebens vertauscht haben. »Schlaf« und »Lieder« lassen allmählich nach, und ob man die schließlich wiederkriegt, nachdem man der Welt die »hundert Taler« bis auf den letzten Pfennig zurückgezahlt, ist immer sehr fraglich. Inzwischen, wenn man auch nicht gerade »singen« kann, bezeugt man sich dankbar mit der musikalischen Fähigkeit, wenigstens so hübsch still vor sich hin zu »flöten«. Schon längst sprang einer über den Chausseegraben ins Gestrüpp; er sammelt seine kleinen Gedankenkräuter und destilliert sie: und biegt er mal wieder ab, zufällig, auf die Heerstraße, und es begegnen ihm »Leut'«, so schütteln's die Köpfe über den Kerl, weil er auch so ganz und gar nicht mehr »landesüblich« ist. Doch du nicht, so hoff' ich, so weiß ich; und schade war's, daß wir uns neulich in diesem Frankfurt, zwischen Juden und Christen, so unwissend verpaßt haben.

Dein Hauswesen scheint hübsch in Ordnung zu sein. Empfiehl mich, bitte, der ganzen Genossenschaft, der Frau Gemahlin besonders, und sei selbst recht herzlich gegrüßt ...

Das Glück der Damen

Von Anton Tschechoff

Es war beim Begräbnis des Generalleutnants Sapupyrin. Eine Menschenmenge drängte von allen Seiten um das Trauerhaus, angelockt durch die Trauermusik und die Kommandorufe; jeder wollte den Sarg sehen. In einer der Gruppen befanden sich die Beamten Probkin und Swistkow, beide mit ihren Gattinnen.

»Unmöglich, meine Herrschaften!« rief der Gehilfe des Polizeileutnants, ein Mensch mit freundlichem, sympathischem Gesicht, als sie sich der Kette der Neugierigen näherten. »Unmöglich! Bitte zurücktreten! Meine Herren, es hängt doch nicht von uns ab! Bitte zurück! Die Damen, meinetwegen, die Damen können durch ... Bitte, meine Damen! Aber ... Sie, meine Herren — unmöglich!«

Die Frauen von Probkin und Swistkow wurden ganz rot über die unerwartete Liebenswürdigkeit des Beamten und schlüpften durch, die Männer aber blieben jenseits der lebendigen Mauer und mußten sich mit der Rückenansicht der Hüter öffentlicher Ordnung begnügen.

»Also doch durchgeschlüpft!« brummte Probkin, indem er den sich entfernenden Damen einen Blick voller Neid nachsandte, der beinahe wie Haß aussah.

»Bei Gott, die haben Glück, dieses Weibsvolk! Niemals werden wir Männer den gleichen Vorzug genießen wie diese Weiber.«

»Und was ist schließlich an ihnen so Besonderes? Weiber, ganz gewöhnliche Weiber, voller Vorurteile, die läßt man durch, und unsereinen — wenn wir gar Geheimräte wären —, uns würde man auf keinen Fall durchlassen.«

»Wie können Sie so sprechen, mein Herr!« wandte sich der Polizeileutnant vorwurfsvoll zu Probkin. »Wenn man Sie durchlassen würde, Sie würden ja doch gleich anfangen zu drängen und sich unmanierlich zu betragen; eine Dame aber wird sich in ihrem angeborenen Zartgefühl niemals dergleichen erlauben.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen,« entgegnete Probkin ärgerlich. »Aber bei jedem Auflauf drängt gerade eine Dame zu allererst. Ein Mann bleibt auf einem Fleck stehen, eine Dame aber macht gleich ihre Ellbogen breit und drängt die andern, damit nur ja die Toilette nicht gedrückt wird. Was soll man da machen? Die Weiber haben nun einmal überall Glück. Im Heere brauchen sie nicht zu dienen, zu den Tanzabenden werden sie unentgeltlich zugelassen, eine körperliche Bestrafung kann sie nicht treffen — ich frage Sie nur: Auf Grund welcher Verdienste geschieht dies alles? Eine Dame läßt ein Taschentuch fallen, du hebst es auf; sie tritt ins Zimmer, du erhebst dich und bietest ihr deinen Stuhl an; sie geht fort, du begleitest sie ... Betrachten wir dagegen die Würden der Männer! Um den gewöhnlichen Ratstitel zu erlangen, zum Beispiel, mußt du dich das ganze Leben schinden, und ein beliebiges Fräulein — kaum hat sie sich mit einem Geheimrat verheiratet —, so ist sie schon eine Persönlichkeit. Um Graf oder Fürst zu werden, muß unsereins die ganze Welt erobern, Schipka einnehmen, ein Minister sein, und so eine, Gott verzeih's mir, so ein Käthchen oder Lieschen, das noch nicht trocken hinter den Ohren ist, das macht einem Grafen ein paar hübsche Augen, das scharwenzelt ein bißchen um ihn herum, und die Exzellenz ist fertig ... Du bist sozusagen Beamter ... deinen Tschin hast du dir im Schweiße deines Angesichts erworben, und deine Maria Fomischna — wofür kommt ihr der Titel zu? Sie ist die Tochter eines Popen und führt mit einem Male den Titel eines Beamten. Angenehme Zustände! Versuche ihr mal etwas von deiner Arbeit anzuvertrauen, da wird was Rechtes herauskommen.«

»Dafür aber muß sie in Schmerzen Kinder gebären,« bemerkte Swistkow.

»Das ist aber eine große Tat! Laß sie aber mal wie unsereins vor der Obrigkeit stehen, besonders wenn man uns mal den Standpunkt klarmacht, dagegen würde sie schon das Gebären für eine Wonne halten. In allem, aber auch allem haben sie Vorrechte! Irgendein Fräulein oder eine Dame aus unserm Kreise sagt einem General ins Gesicht, was du nicht einmal einem Gerichtsvollzieher zu sagen wagst ... Deine Maria Fomischna könnte dreist Arm in Arm mit einem Geheimrat promenieren, aber faß' du mal einen Geheimrat unter! Versuch's nur mal, bitte! — In unserm Hause, mein Junge, gerade unter uns wohnt ein Professor mit seiner Frau ... Ein General, versteh' mich recht, er besitzt den Annaorden erster, und jeden Augenblick hörst du, wie seine Frau ihn tituliert: ‚Narr, Narr, Narr!' Ein gewöhnliches Frauenzimmer, eine Bürgerliche. Es ist übrigens die Legitime ... Von alters her ist es ja schon so, daß die Legitimen schimpfen; aber die andern, was die sich erlauben! — Im Leben kann ich eine Geschichte nicht vergessen, die mir mal passiert ist; daß ich damals am Leben geblieben bin, werde ich wohl nur den Gebeten meiner Eltern verdanken. Im vorigen Jahre nämlich, als unser General mit Urlaub aufs Land ging, nahm er mich mit, um ihm die Korrespondenz zu führen ... eine Kleinigkeit, eine Stunde Arbeit. Dann kann man in den Wald spazierengehen oder zuhören, was die Leute draußen singen. Unser General ist Junggeselle. Er bewohnt ein Palais mit seiner Dienerschaft. Sie hausen wie die Hunde. Er hat keine Frau, niemanden, der auf

Ordnung hält. Die Kerle verlobbern, kein Gehorsam ... und alle kommandiert ein gewöhnliches Weib, eine Wirtschafterin, Wiera Nikitischna. Sie gießt den Tee ein, sie bestimmt die Speisenfolge, sie befiehlt der Dienerschaft ... Ein böses, giftiges Weib, mein Junge, der reine Gottseibeiuns. Dick, rot, und eine Zunge ... wenn sie anfängt zu schreien, hältst du dir die Ohren zu. Nicht das Schimpfen allein ist es, aber das Geschrei. Du mein Gott, war das ein Leben! Nicht nur mit der Dienerschaft, mit mir sogar fing die Bestie an ... Na warte, denk' ich mir, laß mich nur bei Gelegenheit mit dem General sprechen. Er hat leider zu viel mit dem Dienst zu tun und kann nicht achtgeben, wie du Kanaille ihn bestiehlst, wie du die Leute peinigst, aber ich werde ihm schon mal die Augen öffnen, warte du nur! Und das hab' ich getan, mein Junge, aber so, daß ich fast die eignen Augen für immer geschlossen hätte; eine Gänsehaut läuft mir noch jetzt über den Rücken, wenn ich daran denke. Ich gehe einmal den Korridor entlang, und plötzlich hör' ich ein Geschrei. Anfangs glaubt' ich, ein Schwein würde geschlachtet, solch ein Quietschen war's — aber dann hör' ich, wie Wiera Nikitischna jemanden in pöbelhafter Weise anbrüllt: ‚Vieh du! Lump! Teufel!' Wem mag das gelten? denk' ich. Und auf einmal, mein Junge, da geht die Tür auf, und Seine Exzellenz stürzt heraus, feuerrot, die Augen aus den Höhlen, das Haar, als ob der Teufel daran gezerrt hätte. Und sie immer hinter ihm her: ‚Du Lump! Du Vieh! Du lügst!' — Auf Ehre! Mir wurde siedend heiß. Und nun höre weiter. Er lief in sein Zimmer, und ich stand ganz verdutzt im Korridor wie ein Narr. Ich kann es noch heute nicht begreifen. Ein gewöhnliches, ungebildetes Weib, eine Köchin — und sie erlaubt sich so etwas, solche Worte! Der General, denk' ich mir, wollte sie wohl wegjagen, und da hat sie ihn in ihrer Wut, da sie mit ihm allein war, so angebrüllt. Aber was wird es ihr helfen? Weg muß sie ja doch! In mir kochte es ... Ich gehe in ihr Zimmer und schreie sie an: ‚Wie kannst du dich unterstehen, du gemeines Frauenzimmer, in dieser Weise mit einer so hochgestellten Persönlichkeit zu reden? Du glaubst wohl, daß er, ein schwacher Greis, keinen hat, der sich seiner annimmt?' Und rechts und links langt' ich ihr ein paar herunter. Du hättest das Geschrei hören sollen! Du meine Güte, das Geheul! Hol' dich der Teufel! dacht' ich, hielt mir die Ohren zu und rannte in den Wald. So nach zwei Stunden kommt mir der Bursche nachgelaufen: ‚Bitte sofort zu Seiner Exzellenz!' Ich komme herein, da sitzt er, aufgeblasen wie ein Truthahn, und sieht mich so von der Seite an. ‚Was stellen Sie denn in meinem Hause an?' — ‚Das heißt,' sage ich, ‚wenn Exzellenz die Nikitischna meinen, so habe ich geglaubt ...' — ‚Es ist nicht Ihre Sache, sich in Familienangelegenheiten zu mischen!' — Verstehst du? Familienangelegenheiten! Und dann fing er an zu schimpfen, mein Junge, ich begreife bis heute nicht, daß ich damals nicht gestorben bin. Er schimpfte und wetterte, donnerte und fluchte, und dann auf einmal, mein Junge, da begann er zu lachen, so mir nichts, dir nichts. ‚Und wie haben Sie es fertiggebracht?' fragte er. ‚Wo haben Sie nur den Mut hergenommen? Merkwürdig! Aber ich hoffe, mein Freund, es bleibt unter uns ... Ich verstehe es ja recht gut, aber Ihre Anwesenheit, das sehen Sie doch wohl selbst ein, Ihre Anwesenheit in meinem Hause ist für die Dauer unmöglich geworden ...' Da hast du es, mein Junge! Er konnte es nicht einmal begreifen, wo ich den Mut hergenommen hatte, solch ein Geschöpf zu züchtigen. Rein behext hat ihn das Weib! Ein Geheimrat, Ritter des Weißen Adlers — kennt keine Obrigkeit über sich, und läßt sich von so einem Weibe unterkriegen ... Ja, mein Junge, was haben die Weiber für Vorrechte! Na ... Hut ab! Da ist die Leiche ... Diese Orden, Herr im Himmel, diese Orden! Na, bei Gott, und da läßt man die Damen vor — was verstehen die von Orden ...?!«

Die Musik begann ...

(Übertragen von Johanna Kirschstein)

Ehelied

Klüfte gibt es immer für zwei Seelen,
Drüber auch die ärmsten Brücken fehlen.
Doch die Seelen lassen sich nicht halten,
Nachtzuwandeln über jenen Spalten,
Denn die Liebe steht an jedem Ende,
Streckt ins Dunkle weit die milden Hände,
Und auf diesem leichten Brückenstreifen
Stets in blindem Tanz die Seelen schweifen.

Ihre Augen sahen nie die Tiefen,
Weil von drüben traute Stimmen riefen.
Aber wehe, wenn in dunkler Stunde
Ihre Augen tasten scheu am Grunde
Und, geblendet von dem dunklen Gähnen,
Nicht die Brücke mehr zu sehen wähnen,
Denn die Klüfte werden jäh sich weiten,
Wenn die Seelen nicht mehr drüberschreiten.

Christine von Winkler



Rodelsport im Harzgebirge

Wintersport

Von Willy Steinhof

Mit zehn Abbildungen in farbigem Offsetdruck nach Originalzeichnungen von Hans vom Tann

Märchenhafte Winterpracht liegt über Tälern und Höhen. Es gleißt und glitzert im Sonnenschein wie von Tausenden von Diamanten, und erhabene Ruhe erfüllt die Natur.

Nachts aber erwachen die Wald- und Berggeister, sie ächzen und stöhnen, daß die Baumriesen erzittern. Die Nebelgeister haben sich über Wälder und Berge gelagert, arbeiten an Ästen und Zweigen und zaubern neue Diamanten für den Tag hervor, die dann in dicken, schweren Stücken an den Bäumen hängen, die Zweige herabbiegen und kleine Tannen vollständig einhüllen. Rauhreif, sagen wir.

Jetzt ist die Zeit des königlichen Sports gekommen. Ski Heil, ihr Leute von der Zunft! Mit Recht heißt der Skilauf der »königliche Sport«. Souverän beherrscht er das Gebirge.

Am herrlichsten ist es, sich im Hochgebirge zu tummeln. Auch ist man sicher, bei zweitausend Meter Höhe stets Schnee zu finden, wenn in



Aufbruch zum Wintersport im Harzgebirge

den Mittelgebirgen der Winter seinen Einzug noch nicht gehalten hat. Das wahre Glücksgefühl ist erst dort, wohin die lebende Natur nicht nachgewandert ist, wo kein Baum und kein Strauch mehr zu finden, keine Stimme sich hören läßt, wo in unendlichen Weiten sich die Schneefelder dehnen und rings die gletschergekrönten Bergriesen grüßen.

Das Zugspitzengebiet, die Dolomiten, das Algäu — welch wunderbare Skifreuden! Dann die internationalen Orte des Wintersports, St. Moritz, Davos, Samaden usw.; man kann in den Alpen alles haben, jeder nach seinem Geschmack und seinem Geldbeutel. Doch beherrschen muß man hier die Bretter, wenn man rechte Freude haben will. Schlußfahrt, Schwingen, Schneeflug, Stemmbogen, Sprung — nichts darf unbekannt sein.

Der Schwarzwald, besonders das Feldberggebiet, und das Riesengebirge mit seinem ausgedehnten baumlosen Kamm kommen den Alpen am nächsten. Beide haben mit ihren weit sich dehnenden Hängen, ihren baumlosen Gipfeln, ihren steilen Abstürzen alpinen Charakter. Auch sind sie sehr schneereich und behalten ihr Winterkleid bis Ende März, oft sogar bis April.

Der Harz ist sehr stark den Launen des Wettergottes unterworfen. Er ist auch bei seinen kurzen Hängen, bei dem Zwang, häufig auf Wegen die Spur ziehen zu müssen, Wegen, die zerfahren und zertreten sind, nicht leicht zu befahren. Das Brockengebiet, in dem der internationale Ort Schierke liegt, ist das zuverlässigste; hier findet man auch fast immer Schnee auf weiten baumlosen Hängen.

Eine unersetzliche Schönheit hat allerdings das Mittelgebirge vor dem Hochgebirge voraus; das ist der Rauhreif, der die glitzernden Eiskristalle an Fichten, Latschen und Krüppelholz hängt. Aber so herrliche Zauberer die Nebelschwaden, die den Rauhreif erzeugen, sind, so tückisch benehmen sie sich oft gegen den Skiwanderer auf den Höhen. Da muß er sich dicht an die Stangen halten, darf sie nicht aus den Augen verlieren. Nie soll man allein auf Skifahrten gehen, das ist ein alter Grundsatz, unter keinen Umständen aber, wenn der Nebel schon da ist. Tückisch sind die Geister und füh-



Skiläufer im Harzgebirge



Im Riesengebirge: Kurze Rast am Riesengrund



Schnelle Fahrt ins Wiesental im Schwarzwald

ren den Menschen ins Verderben. Besonders gefährlich ist für den Unvorsichtigen das Riesengebirge, das schon manchem zum Verhängnis geworden ist, der klüger sein wollte als der warnende erfahrene Einheimische.

Es sollte jeder Ski fahren. Vierzehn Tage Winterurlaub mit Skifahrten im Gebirge sind für die Gesundheit wertvoller als vier Wochen im Sommer, weil die Luft dann staub- und keimfrei ist, was selbst unter den günstigsten Verhältnissen im Sommer im schönsten Fichtenwald oder Seebade nicht der Fall ist. Das Bedürfnis der Luftzufuhr ist größer, daher dehnt sich die Lunge. Der Stoffwechsel ist bedeutend reger, es hebt sich der Appetit; aber trotzdem gibt es keinen Fettansatz, im Gegenteil, der vorhandene wird beseitigt, verzehrt, das Herz arbeitet kräftiger und wird stärker, die Durchblutung des Körpers erhöht sich, die Gesichtshaut wird straffer und frischer, weil die Kälte wie eine gute Massage wirkt. Kurz, wir verjüngen uns.

Ist das Skilaufen so schwer, kann man's nicht immer noch lernen, wenigstens so, daß man, ohne Künstler sein zu wollen, Freude am leichten Gleiten auf bequemer Wanderfahrt fühlt? Gewiß, nur Wille und Mut!

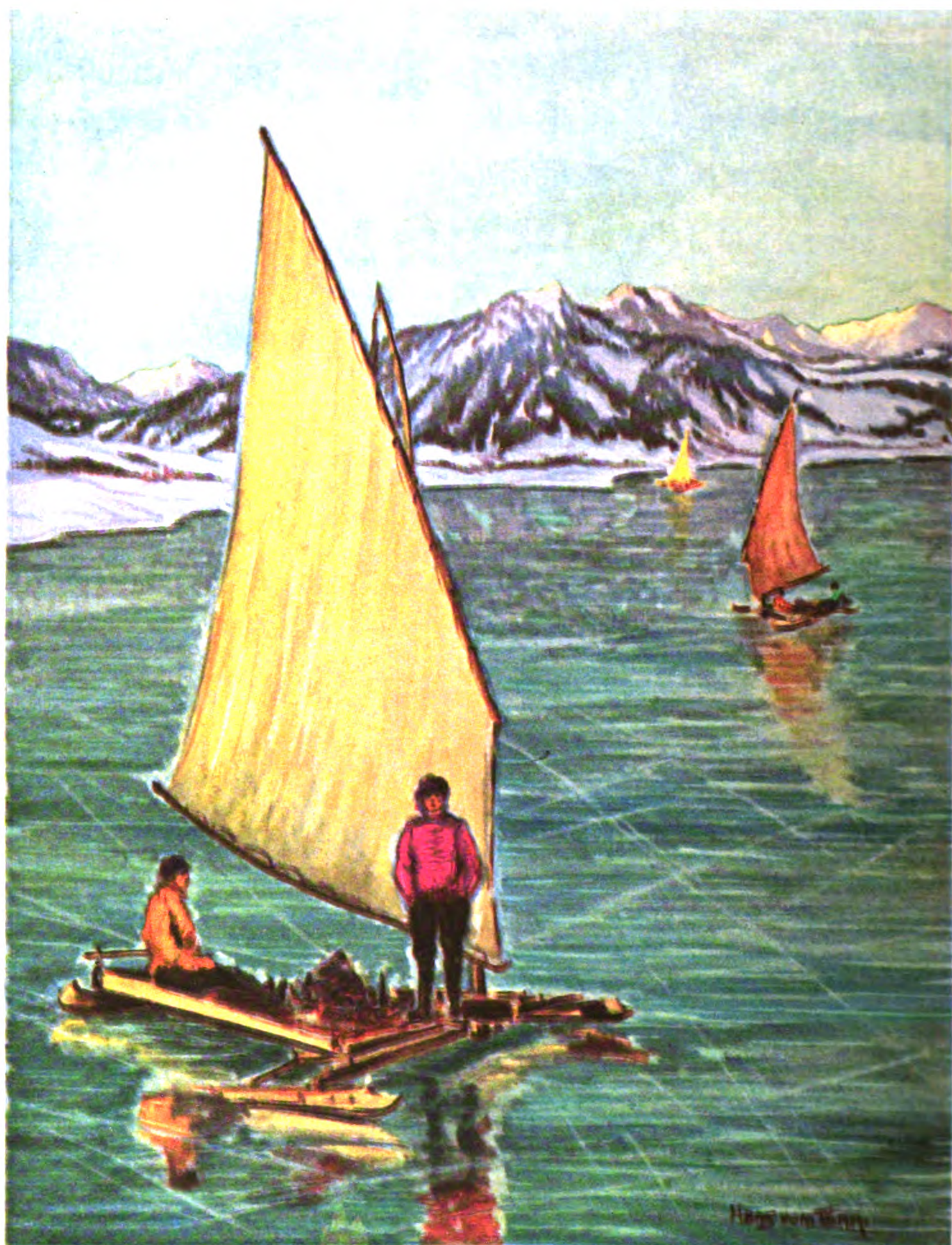
Auf der Ebene die Ski hübsch parallel nebeneinander herführen, nie anheben, immer schleifen! Die Knie locker, gebeugt, den Oberkörper in den Hüften wiegend, mit dem Gewicht auf dem vorderen Ski, damit der hintere leicht nachgezogen werden kann, und mit den Stöcken kräftig nachstoßen, wie es unsre Bilder so sachkundig zeigen. Jetzt geht es bergan, da heißt es Stampfschritte, damit du nicht nach hinten ausgleitest und auf die Nase fällst, das gibt ein unangenehmes Aufstehen. Wird's zu steil, mußt du zum Gräten- oder Treppenschritt deine Zuflucht nehmen... Nun bist du oben! Der Blick von der Höhe lohnt die Mühe. Nach kurzer Rast geht es zu Tal. Die Freude des Skiläufers ist die Abfahrt, für die steigt er mühsam stundenlang hinauf. Es gibt aber auch nichts Schöneres, als frei und unbeschwert in sausender Fahrt zu Tal zu gleiten. Die steilsten Hänge sind dem »Zünftigen« gerade recht. Mit neunzig Kilometer Geschwindigkeit braust er dahin, der Schnee staubt, nach vorn liegt der Körper, vorwärts der Blick, jedem Zufall gewachsen. Da erfolgt ein fast akrobatischer Umsprung in eine andre Fahrtrichtung, oder die Schnelligkeit wird durch wundervolles Schwingen gemindert; ein kurzer, scharfer Christiania schließt die Fahrt ab. Kommt ein niederer Ab-



Auf dem Wege zum Sportplatz auf dem Feldberg im Schwarzwald



Eisläufer auf dem Starnberger See



Eissegeln

hang, eine eingeschneite Hütte, die ihr Dach an den Abhang lehnt, das Auge sieht es sofort: ein Ducken, ein Emporschnellen des Körpers, fest die Ski zusammen, und in elegantem Sprung fliegt der Läufer durch die Luft, landet unten und fährt weiter. Das ist die Krone des Schneelaufs, der Sprung. Vom kunstvoll hergerichteten Sprunghügel springt der Spezialist bis zu sechzig Meter weit, eine gewaltige Leistung von Mut und Kraft!

Doch das kannst du noch nicht. Du suchst dir die sanfte Abfahrt, stellst die Ski hübsch dicht nebeneinander, den einen eine Fußlänge vor, hebst die Stöcke, legst den Oberkörper vor, so daß er senkrecht über den Schneeschuhen steht, und — da gleitest du hin. Jetzt geht's zu schnell. Schneepflug! Beide Ski vorn fast zusammen, hinten auseinander, es ist etwas unbequem, und nun nach innen kanten, schon geht es langsam. Da — ein Baum! Zunächst die



Hoch über der Alltagswelt: Blick von der Zugspitze

Ski wieder flach auf den Schnee und, willst du rechts umbiegen, das Körpergewicht ganz auf den linken Ski legen, und schon geht es um die Ecke, der andre Ski wird beigezogen. So gleitet man zu Tal.

Neben dem Skisport, dem Hauptsport des Winters, behauptet sich im Gebirge das Rodeln. Wohl kein Gebirgsort mittlerer Größe, der nicht seine ein bis zwei Kilometer lange Rodelbahn hätte. Im Harz, im Riesengebirge, im Schwarzwald, in den Alpentälern: überall gut gepflegte Rodelbahnen. Die Freiheit des Skilaufs gibt es da freilich nicht, weil man an den Ort gebunden, aber herrlich auch hier, in sausender Fahrt den Berg hinabzugleiten und dann, das Schönste für den Körper, wieder hinauf, mit dem Schlitten hinter sich, zu neuer Abfahrt. Rodeln ist nicht so leicht, wie es aussieht, das hat schon mancher erfahren müssen, der sich, ungeübt, oben auf den Schlitten

gesetzt hat. In schneller Fahrt die Kurven nehmen, an Bäumen vorbei, über schmale Brücken sausen erfordert Geistesgegenwart und Geschicklichkeit. Da muß mit dem Hacken gelenkt werden, je nach der Schärfe der Kurve muß er scharf oder weniger scharf eingesetzt werden, der Körper muß durch seitliche Verlagerung, durch Vor- oder Rückbeugen die Fahrt unterstützen; da muß mit beiden Hacken gebremst werden, die Bodenunebenheiten müssen in schnellster Fahrt abgefangen werden, ja, auch dies ist eine Kunst, die erlernt sein will.

Höchsten Mut und höchste Kunst erfordert das Bobfahren auf vereister Bahn durch scharfe S-Kurven. Mit rasender Geschwindigkeit saust das zentnerschwere Gefährt, vorn nach Autoart lenkbar, die anderthalb bis zwei Kilometer lange Bahn fast in Sekunden hinab. Eine genau eingefahrene Mannschaft ist erforderlich. Die Gefahr lauert in den Kurven; sie richtig anzugehen ist die Kunst des Lenkers. Bobfahren ist allerdings ein gefährlicher, aber reizvoller Sport; der wahre Sportsmann will die Gefahr. Kein großer Wintersportort ohne Bobbahn!

Zum Schluß unser alter Eissport. Er ist durch den Schneesport in den letzten Jahren stark zurückgedrängt worden, weil wir wohl leichter Schnee als Eis haben. Aber welch vornehme Eleganz, welche Körperbeherrschung und Grazie prägt sich im Schlittschuhsport aus! Schon die einfachen Außenbogen erfordern Geschicklichkeit, und nun erst die Figuren und Verzierungen! Die Drei, die Acht, die Schlangenbogen, der Mond. Entzückt sieht das Auge immer wieder die Künstler auf dem Eise einzeln und in Paaren sich wiegen. Es geht wie bei jedem Sport: ausüben kann ihn jeder, auch wenn er keine Spitzenleistungen vollbringt. Darum sollen die Schlittschuhe ihr Recht behaupten, selbst wenn man Skiläufer ist, wenigstens in der Zeit, da man das Gebirge nicht aufsuchen kann.

Sind große Eisflächen vorhanden, wie die Alpenseen, die Havelseen, die mecklenburgischen Seen, so sieht man jetzt immer mehr den Eissegelschlitten seine Furchen in das Eis ziehen. Der Wind, in das große Segel fassend, treibt den Schlitten mit rasender Geschwindigkeit über die Fläche, so daß große Geistesgegenwart zu schnellem kraftvollem Handeln beim Wenden nötig ist.

Der Winter lockt. Der Sportzweige gibt es viele. Einen kann jeder pflegen zu seiner Gesundheit und Freude. Darum jung und alt hinaus in die weiße, herrliche Welt!



Skisprung im Dolomitengebirge: Am Rolle-Paß

Katastrophen im Weltall

Von Dr. J. Weber

Wenn wir uns an die Kometenfurcht der vergangenen Jahrhunderte erinnern oder daran denken, mit welch bangen Gefühlen der Mensch zu plötzlich aufleuchtenden »neuen« Sternen emporblickte und überhaupt alle nicht alltäglichen Himmelserscheinungen als Vorboten des nahen Weltunterganges ansah, so wird es von allgemeinem Interesse sein, etwas über die Ursachen und die Möglichkeit von Weltkatastrophen nach dem jetzigen Stande der Forschung zu erfahren. Als Katastrophen wollen wir hier solche Vorgänge bezeichnen, die den normalen Entwicklungsgang eines Weltkörpers stören. Die Energie, die dabei meist plötzlich zur Entfaltung kommt, bricht entweder aus dem Inneren des Weltkörpers hervor oder tritt beim Zusammenstoß mit einem andern Weltkörper in Erscheinung.

Als normal bezeichnet man nach dem gegenwärtigen Stande der astronomischen Forschung den folgenden Entwicklungsgang eines Himmelskörpers: unermeßliche Wolken kosmischen Staubes ballen sich zusammen, und durch die dabei entwickelte Wärme entsteht ein zunächst schwach rotglühender Gasball von ungeheuren Abmessungen. Man nennt dies das Riesenstadium des Sterns. Die weitere Zusammenziehung ist anfangs noch von einer wesentlichen Steigerung der Gluthitze begleitet, bis nach dem Überschreiten eines Höchstgrades die Abkühlung eine weitere Verdichtung der Materie mit sich bringt. Der Stern hat dann sein Zwergstadium erreicht und wird bei weiterer Abkühlung schließlich unsichtbar. Diesen Werdegang hat man auf Grund der Messungen über Temperatur und Durchmesser der Sterne als den wahrscheinlichsten abgeleitet. Man sieht demnach die verschiedenen, jetzt beobachteten Zustände der Sterne als mehr oder weniger weit fortgeschrittene Stadien der Entwicklung an. Zwischen dem Riesen- und dem Zwergzustand mag eine Zeitspanne von mehreren hundert Milliarden Jahren liegen.

Welche Gründe sprechen nun dafür, im einzelnen Falle eine Störung dieses Entwicklungsganges anzunehmen?

Wenden wir unsre Aufmerksamkeit zunächst der Erde zu. Ihre oberste Kruste besteht aus einer Zahl von einzelnen Schichten, die in den verschiedenen Zeitaltern der Erde zur Ablagerung gekommen sind. Das Alter der tiefsten uns zugänglichen, der Schicht der kristallinischen Schiefergesteine, ist nach dem Grade der Umwandlung des in ihr gefundenen Urans in Uranblei auf zwei Milliarden Jahre bestimmt worden. Das Uran ist ein Stoff, dessen beobachtbarer Atomzerfall es ermöglicht, die Zeit zu berechnen, die bis zur Abgabe der Hälfte seiner radioaktiven Strahlungsenergie verstreicht. Diese auch bei den andern radioaktiven Stoffen die »Halbwertzeit« genannte Zahl beträgt für Uran fünf Milliarden Jahre. Nach dieser Zeit ist das Uran zur Hälfte in eine Bleiart, das Uranblei, übergegangen. Die über dieser Schicht fast auf der ganzen Erde in langen Zeiträumen ziemlich gleichmäßig erfolgte Ablagerung weiterer Schichten zeigt uns, daß die Erde innerhalb dieser Perioden keine Katastrophen erlebt hat. Die teils vermuteten, teils beobachteten Verschiebungen, Hebungen und Senkungen der Kontinente haben wohl für einzelne Teile der Erdoberfläche die Bedeutung von Katastrophen erlangt, für den Erdkörper im ganzen ist aber die Entspannung von Druckkräften innerhalb dieser Rinde ohne schwere Folgen verlaufen. Nur an einer Stelle, und zwar unter dem Pazifischen Ozean, scheint diese Rinde zu fehlen, ein Umstand, der manchen Forscher dazu verleitet hat, hier eine Loslösung dieser Schicht zur Bildung des Mondes anzunehmen. Die erwähnten Hebungen und Senkungen haben die Erforschung der obersten Erdkruste durch die Geologie bis zu einem Viertel ihrer Tiefe ermöglicht, während ihre Grenze in 60 Kilometer Tiefe uns erst durch gleich zu erwähnende Untersuchungen andrer Art bekannt geworden ist.

Dringen wir nun weiter in das Innere des Erdkörpers, um nach Spuren gewesener oder nach Energiequellen zu erwartender Katastrophen zu suchen! Unser Wissen vom Erdinneren beruht auf der Erforschung der Erdbeben. Von einem Erschütterungsgebiet aus durcheilen den Erdkörper nach allen Richtungen Wellen. Die dabei gefundenen Unterschiede in der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erdbebenwellen lassen auf verschiedene Dichte innerhalb einzelner Kugelschalen um den Erdmittelpunkt schließen. Nach den Untersuchungen der Geophysiker Wiechert und Gutenberg ist der Erdkörper folgendermaßen aufgebaut: die oberste Schicht ist die erwähnte von 60 Kilometer Tiefe; ihre mittlere Dichte erreicht kaum den Wert 3, wenn 1 der des Wassers ist; man nennt sie auch den Steinmantel der Erde; darauf folgt bis 1200 Kilometer Tiefe eine Schicht, in der dasselbe Material bis zum Dichtewert 5 zusammengepreßt ist, denn der Druck erreicht in dieser Tiefe ungefähr eine halbe Million Atmosphären; weiter folgt nun eine 1700 Kilometer dicke Kugelschale, in der nur noch schwere Stoffe, besonders Eisen und Eisenverbindungen, anzutreffen sind, die unter einem bis zu anderthalb Millionen Atmosphären ansteigenden Druck die Dichte 4 bis 9 erreichen; unter dieser Schale liegt der Kern als eine Kugel von 3470 Kilometer Halbmesser; die Dichte steigt innerhalb des Kernes von 9 bis $11\frac{1}{2}$, und der Druck nimmt ungefähr bis

auf drei Millionen Atmosphären zu. Man denkt sich diesen Kern infolge der in ihm erreichten Geschwindigkeit der Bebenwellen aus Eisen und Nickel zusammengesetzt. Schon vor der Erdbebenforschung war man von dem durch die Vulkanausbrüche nahegelegten Gedanken an ein feurigflüssiges Erdinnere abgekommen, da die Ebbe- und Fluterscheinungen die Annahme eines starren Erdkernes verlangten. Bei dem enorm hohen Druck und einer Temperatur von rund 2000 Grad nach Gutenbergs Angaben drängt sich die Frage nach dem Zustand der Materie im Erdinneren auf: ist sie fest, flüssig oder gasförmig? Hierzu bemerkt der Jenenser Mineraloge Linck, daß diese Einteilung der Aggregatzustände eigentlich keine zwingende ist, da z. B. der Übergang vom festen zum flüssigen Zustand oft auch allmählich und ohne scharfe Grenzen vor sich geht. Dieser Forscher macht darauf aufmerksam, daß mit dem nach dem Erdinneren zunehmenden Druck die Bausteine der Materie, die Molekülverbände, immer kleiner werden. Unterhalb von 1200 Kilometer Tiefe bestehen sie nur noch aus einzelnen Molekülen, weiter unten nur noch aus mehreren und schließlich im Erdkern aus einzelnen Atomen. Diesen dichtgepackten Zustand kann man am besten als »glasartig« bezeichnen. Das Streben des Kerns nach Entspannung ist eine Gefahrenquelle für die Erde, sofern es nicht allmählich, sondern plötzlich zur Entfaltung kommen sollte. Die Frage, wann und unter welchen Umständen diese innere Energiequelle der Erde zum Verhängnis werden könnte, wird erst nach weiterem Vordringen der Forschung zu beantworten sein.

Bleiben wir zunächst noch bei der Erde und untersuchen die Möglichkeit einer von außen her drohenden Katastrophe.

Auf ihrer Bahn durch das Weltall begegnet sie vielen kleinen Weltkörperchen, die beim Eindringen in die Lufthülle aufleuchten. Die kleineren von ihnen verdampfen schon auf einer kurzen Strecke ihres Weges; nur die größeren erreichen die Erdoberfläche. Man hat viele kleinere Eisenmeteoriten, aber auch solche von mehreren hundert Zentnern Gewicht in Südamerika gefunden. Die Zeit ihres Niederganges ist unbekannt. In den letzten zehn Jahren hat ein Meteor, das am 3. April 1916 bei Treysa in Kurhessen fiel, besonderes Interesse erregt. Alfred Wagner sammelte die von der Bevölkerung gemachten Beobachtungen und berechnete die Bahn des Meteors. Auf Grund dieser Berechnung gelang es auch hier zum ersten Male, das Meteor zu finden. Die in einem Walde nur wenig von der berechneten entfernt gelegene Einschlagstelle war durch eine über einen Meter im Durchmesser betragende Trichteröffnung kenntlich. In dieser fand man beim Graben in anderthalb Meter Tiefe den 63 Kilogramm schweren Eisenmeteorit. Die größte bisher bekannte Einschlagstelle eines Meteors stellt der in Arizona im Süden der Vereinigten Staaten gefundene Meteoritenkrater vor. Sein Durchmesser beträgt 1150 Meter. Der Kraterrand erhebt sich 40 bis 50 Meter über seine Umgebung, während die fast senkrecht nach dem Inneren abstürzenden Wände 170 Meter hinabreichen. So kommt der Kraterboden 120 bis 130 Meter unter dem Niveau der äußeren Umgebung zu liegen. Dieser Umstand ist wichtig und wird uns später bei der Besprechung andrer Kraterformationen wieder begegnen. Von den in der Nähe des Arizona-Kraters gefundenen Meteoreisenstücken haben einzelne eine Gewicht von über fünfhundert Kilogramm, und die dort bisher gesammelte Menge überhaupt beträgt etwa fünfzehntausend Kilogramm. Aus dem Fehlen stärkerer Verwitterungserscheinungen an den Wänden des Kraters hat man die Zeit seiner Entstehung einige tausend Jahre vor der unsern anzunehmen.

Doch nicht bloß einzelnen Meteoren, sondern mehreren Millionen solcher Himmelskörper begegnet die Erde täglich. Aber selbst in dem bisher dichtesten Schwarm waren die einzelnen Stücke so weit voneinander entfernt, daß auf einen Raumwürfel von 30 Kilometer Kantenlänge nur ein einziges Meteor kam. Wir haben es bei den Meteoreinstürzen mit keinem ausgedehnte Länderstriche in Mitleidenschaft ziehenden Vorgang zu tun.

Den Meteoren eng verwandt sind die aus einer größeren Ansammlung solcher kleinster Himmelskörper bestehenden Kometen. Als der Halleysche Komet am 19. Mai 1910 von der Erde aus gesehen vor der Sonnenscheibe vorüberging, erwies er sich so durchsichtig, daß er nicht die geringste Schwächung des Sonnenlichtes verursachte. Die den Kometen zusammensetzenden Stücke konnten daher nur sehr klein und ziemlich weit voneinander entfernt sein. Auch der im Mai 1910 erfolgte Durchgang der Erde durch einen Teil des Halleyschen Kometenschweifes bewirkte keine Zerstörungen. Dagegen könnte der Zusammenstoß der Erde mit dem Kopf eines Kometen, in welchem die einzelnen Teilchen viel dichter gelagert sind, immerhin für weite Länderstrecken gefährlich werden. Bei der Kleinheit der Erdkugel im Verhältnis zu den weiten Himmelsräumen muß aber die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes recht gering erscheinen.

Wir verlassen nun die Erde und richten unser Augenmerk auf den nächsten Nachbar im Himmelsraum, den Mond. Wohl die meisten der Leser werden schon den Mond durch ein Fernrohr betrachtet haben. Äußerst klar sehen wir die Berge sich im Sonnenschein erheben und ihre Form durch die scharf umrissenen Schatten

verraten. Meist gruppieren sich die Berge um größere oder kleinere Flächen. Die von einem Wall umgebenen Ebenen werden, wenn sie größer sind, als »Meere«, die kleineren als Krater angesprochen. Unwillkürlich drängt sich uns besonders beim Anblick des stark zerklüfteten Südpols, wo Krater sich an Krater reiht, der Gedanke auf, daß hier dereinst eine gewaltige vulkanische Tätigkeit geherrscht haben muß. Dagegen hat eine sorgfältige Untersuchung der Mondformationen durch den deutschen Gelehrten Alfred Wegener ergeben, daß wir es nicht mit vulkanischen, sondern mit Einsturzkratern zu tun haben. Während die Krater vulkanischen Ursprungs stets über ihrer Umgebung liegen, sind die Boden aller Mondkrater tiefer gelegen. Dieses besondere Merkmal haben wir bereits bei dem Einsturzkrater von Arizona kennengelernt. Unsre Vulkane sind meist kegelförmig und tragen an der Spitze die verglichen mit dem ganzen Berg kleine Krateröffnung. Selbst der Kraterboden liegt dann noch in beträchtlicher Höhe über der Umgebung.

Die Krater auf dem Monde haben durchschnittlich Durchmesser von 50 bis 200, ja sogar bis 300 Kilometer, während die als Meere bezeichneten Flächen 450 bis 1000 Kilometer im Durchmesser betragen. Es ist also eine ununterbrochene Kette von den kleinen Gebilden bis zu den großen, von Gebirgen umrahmten Meeren vorhanden, so daß man die Entstehung aller dieser Gebilde auf dieselbe Ursache zurückführen darf. Wollte man eine vulkanische Tätigkeit auf dem Monde für diese Gebilde verantwortlich machen, so wäre man gezwungen, den Vulkanismus des Mondes von dem der Erde stark verschieden anzunehmen. Wegener hat zur Stützung seiner Einsturztheorie Versuche angestellt, um die Gebilde auf dem Mond in verkleinertem Maßstab nachzuahmen. Er ballte Zementpulver in kleinere und größere Mengen zusammen und schleuderte diese gegen eine ebenfalls aus Zementpulver gebildete Fläche. Auf dieser entstanden dann den Mondkratern ähnliche Gebilde. Die Aufsturztheorie hat dadurch für die Mondformationen immer mehr an Glaubhaftigkeit gewonnen. Natürlich sind die Gebilde des Mondes in verschiedenen Stadien seiner Erkaltung entstanden. Dadurch lassen sich die Unterschiede in den Kraterformen ohne weiteres erklären. Wäre ein aus dem Weltraum gekommener Schwarm besonders großer Meteore für die Gebilde auf der Mondoberfläche verantwortlich, so müßte die Erde bei ihrer Nachbarschaft auch deutliche Spuren von diesem Ereignis tragen, was aber nicht der Fall ist. Auffallend ist, daß die als Meere bezeichneten Flächen einen Gürtel um den Mond bilden. Die Massen, durch deren Einsturz dieser Gürtel entstanden ist, müssen demnach alle in einer Ebene angeordnet gewesen sein. Es werden also längs der Mondbahn verstreute Stücke gewesen sein, die vielleicht, ähnlich wie beim Saturn, einmal einen Ring um unsre Erde gebildet haben. Vielleicht ist überhaupt der Mond durch den Zusammensturz vieler kleiner, in einer Ebene um die Sonne oder die Erde sich bewegender Teilchen entstanden. Was wir beim Anblick des Mondes im Fernrohr zuerst wohl als die Folgen großer vulkanischer Katastrophen ansahen, werden wir nach dem Vorangehenden mit größerem Recht als die Narben des Werdeprozesses an dem Mondkörper betrachten.

Wenden wir uns nun den andern Mitgliedern des Sonnensystems zu. Bei der wesentlich größeren Entfernung im Vergleich zum Mond bleiben uns natürlich die feineren Einzelheiten der Oberflächengestaltung selbst in den größten Fernrohren verborgen. Auf dem Mars muß ein Gebilde schon mehrere hundert Kilometer im Durchmesser haben, um in einem Fernrohr von mittlerer Größe überhaupt erkennbar zu sein. Die Oberfläche des Mars hat seit den mehr als zweihundert Jahre betragenden Beobachtungen keine wesentlichen Veränderungen gezeigt. An den andern Planeten sind mit Ausnahme von Jupiter keine besonderen Einzelheiten der Oberflächen zu erkennen. Die Oberfläche des Jupiter selbst ist uns allerdings durch eine starken Veränderungen unterworfene Wolkenhülle verdeckt. Auf dieser erscheinen oft kleine, meist dunkle Flecken, die oft über mehrere Umdrehungen des Jupiter um seine Achse sichtbar bleiben. Am längsten hat sich ein großer roter Fleck auf der Südhalbkugel erhalten. Nach Untersuchungen von Kritzinger läßt sich dieser Fleck bis zum Jahre 1831 verfolgen. Er zeigt jetzt eine Längenausdehnung von 41 000 Kilometer und mißt in der Breite 14 000 Kilometer. Viele Jupiterbeobachter halten ihn für eine über die Wolkendecke emporgeschleuderte Aschenmenge eines gewaltigen Vulkans.

Die vielen kleinen Planeten, die im allgemeinen zwischen Mars und Jupiter ihre Bahn um die Sonne ziehen, hat der Bremer Arzt Olbers für Trümmer eines größeren Himmelskörpers gehalten. Aus dem Verlauf der Helligkeitsänderung hat man auch bei manchem auf eine recht unregelmäßige Gestalt schließen können. Die Durchmesser dieser kleinen Himmelskörper hat man von 400 herab bis zu 5 Kilometer berechnet. Eine Rückwärtsrechnung der Bahnen dieser kleinen Planeten bis zu ihrem gemeinsamen Ursprung hat sich aber nicht durchführen lassen. Wenn wir es hier dennoch mit den Trümmern eines großen Planeten zu tun haben, so müßte dessen Zerfall viele Jahrtausende zurückliegen.

Nun wollen wir unsre Aufmerksamkeit der

Sonne zuwenden. Ihre Oberfläche wurde bald nach Erfindung des Fernrohrs eifrig beobachtet, und die Entdeckung von Flecken auf der Sonnenscheibe erregte die Gemüter der damaligen Gelehrtenwelt. Zuerst hielt man diese Flecken für Planeten, die vor der Sonnenscheibe sichtbar würden. Als Galilei die Behauptung aufstellte, sie befänden sich auf der Sonne selbst, dachte man, es seien erkaltete Schlacken. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wies ein deutscher Pfarrer namens Schülen auf Grund seiner sorgfältigen Beobachtungen nach, daß man es bei den Sonnenflecken mit Vertiefungen auf der Sonne zu tun habe. Diese Vertiefungen dachte man sich zuerst durch Einstürze von Meteoriten in die Sonne verursacht, und erst später erkannte man sie als Trichter von Wirbeln. Diese Wirbel kann man den Zyklonen der irdischen Lufthülle vergleichen, nur sind ihre Ausmaße viel gigantischer. Manche können sogar mit freiem Auge gesehen werden und haben Durchmesser von nahezu 100 000 Kilometer. Auch die Geschwindigkeiten, mit denen die heißen Gase um den Mittelpunkt des Wirbels sich bewegen, sind sehr groß; man hat schon mehrere tausend Meter in der Sekunde feststellen können. Auch den irdischen Vulkanausbrüchen ähnliche Eruptionen finden dauernd auf der Sonne statt. Es sind das die sogenannten Protuberanzen, die man früher nur bei vollständiger Verfinsterung der Sonne über den Mondrand emporragen sah. Die ungeheuer hohe Temperatur und der Druck im Inneren der Sonnenkugel führen oft zu einem Durchbruch der Oberfläche. Die heißen Gasmassen werden dann in beträchtliche Höhe emporgeschleudert. Fast um die Größe des Sonnenhalbmessers sah man im März 1895 eine Protuberanz vom Sonnenrand sich erheben; die dabei beobachtete Steiggeschwindigkeit betrug 400 Kilometer in der Sekunde. Daraus können wir auf die bei derartigen Ausbrüchen zur Entspannung gelangenden Kräfte schließen. Sie übersteigen die bei unsern irdischen Vulkanen entwickelten ganz beträchtlich.

Die eben besprochenen Vorgänge auf der Sonne haben aber deren Entwicklungsgang, soweit unser Wissen reicht, nicht gestört, denn die geologischen Forschungen über das Klima auf der Erdoberfläche haben ergeben, daß die Sonne durch viele Billionen Jahre mit derselben Stärke auf die Erde herniederstrahlt.

Unsrer Sonne gleich oder wenigstens ähnlich sind die vielen Sonnen, die wir Sterne nennen. Sie alle durcheilen mit verschiedener Geschwindigkeit den von ihnen erfüllten Weltraum. Wir wissen z. B., daß unsre Sonne mit einer Geschwindigkeit von 20 Kilometer in der Sekunde auf das Sternbild des Herkules zueilt. Die Mehrzahl der Leser wird sich schon von der primitiven Ansicht, die Sterne seien an der scheinbaren Himmelskugel befestigt, durchgerungen haben zu der Vorstellung von einer räumlichen Anordnung der Sterne. Beim Gedanken an eine relative Bewegung der Sterne zueinander stellt sich unwillkürlich auch der an die Möglichkeit eines Zusammenstoßes ein. Doch ist folgendes zu bedenken: die Durchmesser der Sterne sind gegenüber ihren Entfernungen so verschwindend klein, daß man den Weltraum hinsichtlich seiner Erfüllung mit Sternen fast als leer bezeichnen kann. Man denke sich jeden Stern so groß wie einen Stecknadelkopf, dann müßten nach den bekannten Entfernungsverhältnissen unter den Sternen diese Stecknadelköpfe ungefähr je hundert Kilometer voneinander entfernt sein. Nun mögen sich diese Stecknadelköpfe mit irgendeiner beliebigen Geschwindigkeit in beliebiger Richtung bewegen. Daß zwei dieser Stecknadelköpfe dabei zusammenstoßen sollten, wird wohl jedem Leser recht wenig wahrscheinlich erscheinen.

Früher wurde allerdings das plötzliche Aufleuchten von sehr hellen Sternen, die man dann »neue Sterne« nannte, auf einen Zusammenstoß zweier bereits erkalteter Sterne zurückgeführt. Eine gute Erklärung der Erscheinung der neuen Sterne hat der Leipziger Astrophysiker Zöllner gegeben. Er nahm ein plötzliches Hervorbrechen der glühenden Massen aus dem Inneren eines an der Oberfläche bereits erkalteten Himmelskörpers an. Später hat der deutsche Astronom Seeliger die Zusammenstoßtheorie in der Hinsicht verbessert, daß er den Stern in eine der vielen im Weltraum liegenden Wolken kosmischen Staubes mit großer Geschwindigkeit eindringen läßt. Die durch die einstürzenden Meteore erzeugte Erhitzung erklärte auch die bei den neuen Sternen beobachteten Helligkeitserscheinungen vollständig. Diese Erhitzungen sind ja so groß, daß mancher der neuen Sterne am hellichten Tage zu sehen war, so z. B. der im Jahre 1572 von Tycho de Brahe eifrig beobachtete neue Stern in der Kassiopeia. Heute ist dieser Stern nur noch in einem großen Fernrohr als Stern elfter Größe zu sehen. Seit der Zeit Tychos bis zu Beginn unsers Jahrhunderts sind achtzehn derartige neue Sterne beobachtet worden, und seitdem wiederum zwanzig; wir sehen also, daß die Erscheinung gar nicht so selten ist. Die Helligkeit der neuen Sterne ist nicht unbedingt auffallend, so daß auch viele dieser Sterne unentdeckt bleiben dürften. Der letzte neue Stern leuchtete im südlichen Sternbild der Malerstaffelei am 27. Mai 1925 auf. Seine Helligkeitszunahme wurde schon dreizehn Tage vor dem größten Licht entdeckt, so daß die Beobachtungen während des Lichtanstieges einen wertvollen Beitrag zur Aufklärung der ganzen Erscheinung liefern konnten. Der die Sternwarte in La Plata

leitende deutsche Astronom Hartmann findet als die beste Erklärung seiner Beobachtungen die Annahme einer plötzlichen Aufblähung und Zersprengung des Sternes durch innere Spannungszustände. Diese Annahme, die Hartmann auf den schwedischen Astronomen Lundmark zurückführt, hat schon vor diesem der Göttinger Gelehrte Wiechert veröffentlicht.

Wiechert denkt sich ein langsames Anwachsen der Masse eines Sternes durch niederfallende Meteore. Aus einem massenarmen Zwergstern wird mit der Zeit ein massenreicher Riese. Der Strahlungsdruck im Inneren nimmt zu und sprengt schließlich die Oberfläche des Sternes, wobei auch infolge der hohen Temperatur wahrscheinlich massenhaft auftretender Atomzerfall mitwirkt.

Mit einer solchen Sprengung glaubt nun Hartmann seine Beobachtungen am besten in Einklang bringen zu können, denn diese ergaben vom 27. Mai bis zum 9. Juni eine Zunahme des Sternhalbmessers um ungefähr 140 Kilometer in der Sekunde. In dieser Zeit hat also der Sternhalbmesser um 157 Millionen Kilometer zugenommen. Gleichzeitig stieg die Helligkeit auf das Fünfeinhalbfache. Aus dem daraus abgeleiteten Verhältnis und dem Unterschied der Halbmesser an den beiden Tagen ließ sich ihr wahrer Wert zu 118 oder 275 Millionen Kilometer berechnen. Man suchte nun auch auf älteren photographischen Aufnahmen derselben Himmelsgegend und fand den Stern im Januar 1925 als ein schwaches Lichtpünktchen, zehntausendmal lichtschwächer als am 27. Mai; sein Halbmesser betrug demnach damals nur den hundertsten Teil, also 1,18 Millionen Kilometer. An dem Tage, als der Stern die größte Helligkeit erreichte, konnte man an dem von ihm ausgesandten Licht feststellen, daß große Mengen leuchtender Gasmassen in beträchtliche Höhen emporgeschleudert sein mußten. Sie hatten also die Oberfläche gesprengt.

Noch ein andres interessantes Ergebnis konnte Hartmann aus seinen Beobachtungen ableiten, indem er aus den nunmehr bekannten linearen Größen- und den Helligkeitsverhältnissen die Entfernung des Sternes berechnete. Er fand die Entfernung zu 4500 Lichtjahren, d. h. der Stern ist so weit, daß das Licht von ihm bis zu uns so viele Jahre unterwegs ist. (In einem Jahre legt das Licht 9,5 Billionen Kilometer zurück.) Die Bewohner der südlichen Halbkugel waren demnach Augenzeugen einer Katastrophe, die vor 4500 Jahren sich abgespielt hat.

Um uns von der Großartigkeit dieser Katastrophe eine Vorstellung zu machen, wollen wir uns diesen Stern in dem beobachteten Anfangszustand an die Stelle der Sonne gesetzt denken. Er hätte sie ungefähr um das Achtfache ihres Rauminhalts übertroffen. In dem Zustand, den die Beobachtungen vom 27. Mai erkennen ließen, hätte sich der Stern bereits über die Venusbahn hinaus erstreckt, und zur Zeit der Katastrophe wäre seine Riesenkugel um 47 Millionen Kilometer über die Marsbahn hinausgewachsen. Innerhalb eines halben Jahres wären die Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars von der sich ausdehnenden Sonne verschluckt worden. Natürlich wäre lange vorher alles Leben auf der Erde vernichtet gewesen. Denn aus der Wachstumgeschwindigkeit läßt sich berechnen, daß schon nach vierundzwanzig Stunden, vom Beginn der Aufblähung des Sterns an gerechnet, die Hitze auf der Erde über das Dreihundertfache gestiegen wäre. Sogar schon nach drei Minuten hätte sie das Zehnfache des Normalzustandes erreicht.

Nun wird es den Leser interessieren, zu erfahren, ob unsre Sonne von einer derartigen Katastrophe betroffen werden kann. Bleiben wir bei der Explosionstheorie, so sind zwei Möglichkeiten: nach Wiechert kommt das Neue-Stern-Stadium hinter dem Zwergstadium. Unsre Sonne befindet sich aber erst im Anfang des Zwergstadiums. Nach der eingangs geschilderten Dauer der einzelnen Entwicklungsstadien dürfen wir daher mit großer Sicherheit diese der Sonne noch bevorstehende Katastrophe in sehr weiter Zukunft annehmen. Nach der Ansicht des Berliner Astronomen Guthnick wird das Stadium des neuen Sternes von jedem Stern mehrere Male, aber zur Zeit seines Riesenzustandes durchlaufen, wir hätten demnach bei dem Zwergzustand der Sonne keine Gefahr mehr aus ihrem Inneren zu befürchten.

Fast mit Bestimmtheit können wir sagen, daß uns keine aus dem Sonneninneren kommenden Katastrophen für die Zeit bevorstehen, die das Menschengeschlecht noch Aussicht hat, die Erde zu bevölkern. Auch die Möglichkeit einer von außen uns drohenden Katastrophe muß in Betracht gezogen werden. Hier kann uns einerseits die sehr geringe Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes ein Trost sein, anderseits aber auch der Umstand, daß wir bei den dann plötzlich zur Entfaltung kommenden Energiemengen kaum mehr als den ersten Augenblick dieser Katastrophe mit Bewußtsein erleben würden.



Die Feindin

Eine Erzählung aus harter Zeit von Oskar Baum

Wir schritten langsam durch die reine geruchlose Kühle des Herbstmorgens. Es lag etwas ungemein Freundliches über dem um diese Zeit so stillen Stadtpark mit seinen leeren Sesselreihen und kahlen Bäumen. Die Geräusche der fernen Straße versanken immer mehr hinter uns. Es war, als seien wir hier vor der Welt gesichert und abgeschlossen, als ergingen wir uns im wohlvergitterten Schloßgarten eines abwesenden hohen Herrn.

Die Wunde schmerzte meinen Freund nicht mehr sehr, und es war nur noch eine Art Pflichtgefühl, wenn er so langsam ging.

Wir sprachen nicht viel. Er war zerstreut, zerfahren und leicht erregbar. Seine Nerven waren sehr der Schonung bedürftig. Er schien unter den seelischen Eindrücken des Kriegslebens weit mehr gelitten zu haben als unter den körperlichen Strapazen. Ich glaubte auch in unserm Gespräch sehr vorsichtig und zurückhaltend zu sein und erschrak nicht wenig, als er auf eine naheliegende ganz unwichtige Frage hin, die er zuerst überging, nach einer geraumen Weile, ohne daß ich sie wiederholt hätte, plötzlich mit hastiger Lebhaftigkeit zu reden begann und eine sonst an ihm nicht beobachtete feurige Beweglichkeit seine eben noch so matten Züge veränderte. Ich hätte ihn ja unterbrochen und abzulenken versucht, aber ich merkte bald, daß sich das Krankhafte seiner Erregung während des Erzählens allmählich legte, sich löste. Er wandte sich auch sehr wenig an mich, er lebte sich immer tiefer und selbstvergessener in die Geschehnisse der noch so nahen Vergangenheit ein. Es war eine Art Selbstgespräch, das zu stören ich kein Recht hatte.

»Nein,« begann er, »ich erhielt meine Wunde überhaupt nicht in der Schlacht, sondern in einem Zimmer, in einem sehr schön eingerichteten Zimmer an jenem feierlichen Tag, den ich schon zweimal erwähnte. Erlaub' einmal: Ich werde es dir erzählen, aber mache mich nicht dafür verantwortlich, wenn du es nicht verstehst.«

Es war in einem kleinen französischen Dorf. In der Schule, im Gemeindehaus und in einem alten verlassenen Schloß auf einem nahen Hügel hatten unsre Sanitätssoldaten Spitäler eingerichtet; nur sehr primitiv natürlich, wie es eben in der Eile ging. Immer wieder kamen aus dem nahen Gefecht Verwundetentransporte, nicht immer in Automobilen, zuweilen in einfachen Bauernfuhrwerken oder auch auf und in erbeuteten Bagagewagen. Sonst war es unheimlich still in den Dorfstraßen, sonntäglich still hätte man glauben können, wenn man nicht von fern bald stärker, bald schwächer unaufhörlich den Kanonendonner gehört hätte. Nur selten zeigte sich ein neugieriger Einheimischer vor der Tür seines Hauses.

Ich saß in der besten Stube des freundlichen Kaufmanns, mit ihm und seiner Familie in gemütlichem Gespräch. Ich war hier vor ungefähr zwei Wochen als feindlicher Soldat mit dem Gewehr in der Hand eingetreten, um verschiedene Dinge für unsre Verwundeten zu requirieren, und die Leute waren mir so gutmütig, ja teilnehmend, voll aufrichtiger herzlicher Hilfsbereitschaft entgegengekommen, daß es mir nach meinen sonstigen Erfahrungen auf diesem Rundgang durchs Dorf wahrhaftig kaum glaubhaft erscheinen konnte. Aber ich sah bald, daß jedes Mißtrauen ungerechtfertigt und nur für mich selbst beschämend war, und ich griff dankbar zu, als sie mir Bett und Zimmer in ihrem Hause anboten; und ich fühlte mich schon nach wenigen Tagen wie unter guten Freunden.

Ich war nicht verwundet, sondern hatte nur von den unaufhörlichen Märschen dieser siegreichen letzten Wochen, in denen wir Tag und Nacht die Schuhe nicht ablegten, geschwollene Füße, und wiewohl ich es versuchte, mich streckenweise auf einem Trainwagen und einmal auf einer Kanone auszuruhen, konnte ich doch zuletzt nicht mehr mit und mußte hier im Ort zurückbleiben. Zufällig wurde nicht weit von dem Dorf unser Vormarsch durch zusammengeballte feindliche Übermacht aufgehalten, und die Schlacht rückte an dieser Stelle wochenlang nur sehr langsam vorwärts. Durch diese Nähe der Kampffront hatte ich Gelegenheit, mich trotz meiner humpelnden Füße im Dienst der Feldlazarette nützlich zu machen, und das gewährte mir einige Befriedigung, was bei meiner damals durch körperliche Erschöpfung verursachten seelischen Gedrücktheit sehr nötig war.

Familie Lessain pflegte und fütterte mich und umgab mich mit rührender Fürsorglichkeit. Ihre Güte kam so vom Herzen, daß es wahrhaftig ein Unrecht wäre, zu denken, der Grund läge nur darin, daß einer der Söhne, die die braven Leute im Felde stehen hatten, sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befand und ihnen geschrieben hatte, daß es ihm dort gut gehe.

An jenem Abend nun feierten wir meinen Abschied, da meine Füße wieder heil waren und ich am nächsten Morgen zu meinem Regiment abrücken sollte. Die Tochter des Hauses, Angèle, hatte es zuwege gebracht, für diesen Abend zwei Hühner, Kartoffeln, Obst und sogar Eier, Butter und Mehl für einen ganz ansehnlichen Kuchen zur Stelle zu schaffen, was in dieser, erst durch die Bedürfnisse des eignen, dann des feindlichen Heeres von Lebensmitteln völlig entblößten Gegend wahrlich ein Kunststück war. Sie äußerte auch lebhafte Freude

und Stolz darüber; sonst aber merkte ich an dem Mädchen den ganzen Abend über nicht das geringste Zeichen einer ungewöhnlichen Erregung. Sie war weit mehr noch als sonst freundlich und aufmerksam gegen mich, mehr beinahe, als es sich für ein Mädchen geziemt hätte. Ich merkte auch, daß ihre Eltern, namentlich die Mutter, unzufrieden mit diesem Übereifer waren und manchen verwunderten, strafenden Blick zu ihr hinübersandten.

Angèle war nicht eben hübsch, aber die bewegliche Lebhaftigkeit ihres zarten Körpers, die entschiedene Sicherheit bei allem, was sie sagte und tat, stand in reizvollem Gegensatz zu ihren jugendlichen, feinen Gesichtszügen und den tiefdunklen, blauschwarzen Kinderaugen.

Es war bald Mitternacht, als ich mein Zimmer aufsuchte, und ich sollte am nächsten Morgen sehr früh aus dem Bett. Dennoch zündete ich mir noch eine Zigarette an und stellte mich ans offene Fenster meines Zimmers. Ich hatte in der Ruhe dieser Wochen schon wieder vergessen, was es bedeutete, ungestört schlafen zu können. Ich sah in die nächtliche Landschaft hinaus, die mir genau vor Augen stand, obgleich ich nichts von ihr erblickte. Es war Totenstille. Ein leichter kühler Wind wehte einsam und geräuschlos vorüber.

Da trat sie leise zu mir. Ich hatte sie nicht eintreten gehört und schrak zusammen, als sie die Hand auf meinen Arm legte. Obwohl ich ihre Züge im Dunkeln natürlich nicht erkannte, wußte ich, daß sie es war.

Jetzt? dachte ich, aber ohne mich allzusehr zu wundern. Französin! Und ich lächelte. Ich sah ihre zierliche Gestalt und ihr Gesichtchen weit schöner vor mir, als es wirklich war, und es zuckte mir in den Armen, sie sogleich zu umschlingen und an mich zu pressen.

Da begann sie zu reden: »Freuen Sie sich schon, morgen wieder recht viele Menschen zu töten?« Ihre Stimme hatte einen sonderbar erregten Klang. Ich vergaß zu antworten und war erstaunt über den bitteren, ja bösen Ton, der ihrem Wesen so fremd schien.

»Aber Kind!« sagte ich und faßte ihre Hand, die sehr heiß war und in der meinen zitterte. »Fräulein Angèle!«

»Oder freuen Sie sich mehr, vielleicht bald selbst zu sterben?«

Ich hatte bei dem Gespräch am Abend nicht damit zurückgehalten, daß ich schon ungeduldig darauf wartete, zur Linie zurückzukönnen, daß ich es nicht länger aushielt, hier müßig zu sitzen, indes es eben den Unsern so schwer wurde. Und der Kaufmann hatte es sehr gut begriffen. Auch zwei seiner Söhne waren freiwillig ins Feld gerückt.

»Ist es denn so schön dort draußen in den Schützengräben, daß Sie der Verlockung nicht widerstehen können?« Es war ihr deutlich anzumerken, wie schwer ihr das Reden wurde. Immer wieder unterbrach eine mühsam bekämpfte Atemlosigkeit ihre Worte. »Sagen Sie mir ehrlich, aber ehrlich, tief aus dem Herzen heraus: liegt Ihnen so gar nichts daran, zu sterben?«

»Aber Kind, gibt es denn jemanden, dem nichts daran läge, zu sterben?«

»Sagen Sie nicht ‚Kind' zu mir! Ich bin bald neunzehn Jahre!«

»Sie sind dennoch ein Kind, und das ist eben das Reizende an Ihnen!«

»Machen Sie keine Komplimente! Sagen Sie: Würden Sie lieber meine Brüder erschießen, als durch ein Gesetz, eine Strafe, durch einen Zufall dem Feldzug fernbleiben?«

»Aber was für eine Frage, was für eine Erregung beherrscht Sie?«

»Bekümmern Sie sich nicht darum! Denken Sie, die Frage liege so! Prüfen Sie sich und antworten Sie mir die Wahrheit! Es liegt viel daran... Sie werden gleich hören.«

»So eine Frage kann man überhaupt nicht beantworten,« sagte ich unwillig. Die Sache begann mich zu beunruhigen. Die Erregung des Mädchens erschien mir unnatürlich.

»Nicht? Und wie, wenn Sie bei einem Bajonettkampf, einem Nahkampf sie an der Ähnlichkeit mit mir gegenüber in der Linie erkennen würden?«

»Aber das ist ja eine wahnsinnige Idee! Warum quälen Sie sich damit?«

Sie lachte. »Ja, der Krieg ist überhaupt eine wahnsinnige Idee, aber alle vernünftigen Menschen finden ihn nun einmal ganz natürlich und in der Ordnung. Sagen Sie selbst: Kann ich allein mich davon ausschließen? Ginge dies nicht über die Kraft eines jungen Mädchens?«

»Sie fiebern wohl; Sie sind krank!« rief ich und griff nach ihren Händen. Die eine entzog sie mir hastig; sie zuckte vor meiner Berührung zurück, es fiel mir aber nicht auf. »Sagen Sie mir doch: Was ist Ihnen? Ich will lieber als Deserteur erschossen werden, als dies Haus verlassen, ehe ich weiß, was das bedeutet, und ehe Sie sich beruhigt haben!«

Da legte sie plötzlich ihren Arm auf meine Schulter und lehnte ihren Kopf eng an mich: »Aber was geht Sie denn der Krieg an?« sagte sie leise bittend, und der heiße Duft ihrer Wangen, ihres Haares war vor meinen Lippen. »Gehen Sie nicht fort; Sie müssen nicht fortgehen! Sagen Sie, daß Ihnen der Fuß noch weh tut! Man wird's Ihnen glauben. Sie haben ja eine Tapferkeitsmedaille.«

»Und Heimat und Ehre und Überzeugung?«

Sie lachte nervös und ärgerlich. »Wie? Wären Sie wirklich sehr böse gewesen,« fragte sie schlau überlegen und ein wenig spöttisch.

»wenn man Sie bei Kriegsausbruch in Schlaf versetzt hätte, in einen Zauberschlaf, und Sie wären erst nach Friedensschluß wieder aufgewacht?«

»Ja, Angèle,« sagte ich, und sie schüttelte verwundert den Kopf über meinen ernsten Ton. »Sehen Sie doch, meine Kraft ist eben auch eins jener Wasserteilchen, die verdampfen müssen, damit die Maschine vorwärtskommt.«

»Ach Gott, sagen Sie mir doch, daß Sie lieber zu Hause, bei Ihrer Mutter, bei Ihren Schwestern, bei Ihrer Braut wären ...«

»Ich habe keine Braut.«

»Noch keine. Aber Sie werden doch einmal eine haben! Wollen Sie sie verlassen, ehe Sie sie auch nur ein einziges Mal gesehen haben? Bedenken Sie, was Sie alles hingeben, nur um morden zu dürfen!«

»Aber wovon reden Sie denn? Ich habe ja gar nicht die Wahl. Selbst wenn ich nicht wollte, muß ich doch!«

»Sagen Sie, daß Sie nicht wollen! Sagen Sie es, auch wenn es nicht wahr ist! Ich flehe Sie an: Sagen Sie, daß es Ihr sehnlichster Wunsch ist, durch eine hinlängliche Verwundung für immer von diesem grauenhaften Handwerk erlöst zu sein!«

Sie war wie rasend. Sie kniete vor mir und preßte ihr Gesicht auf meine Hände. Ihre Tränen flossen mir über die Finger.

Und ich war dumm und eitel. Wie schwer wird ihr mein Abschied, fühlte ich nun und überströmte vor Zärtlichkeit. Ich beugte mich herab, umschlang sie, küßte sie auf Mund und Hals und Wangen. Wir Männer wissen eben nur das eine.

Erst ließ sie es eine Weile stumm geschehen, dann fuhr sie plötzlich zurück, hielt aber meinen Fuß gefaßt, und es krachte ein Schuß. Dumpf war er und gar nicht laut, ein mir ganz fremder Klang, denn die mit hohem Ton über das Feld hinpfeifenden kommen mit ganz anderm Knall aus den Büchsen hervor.

Ich griff um mich und stürzte zu Boden, wohl nicht so sehr, weil der getroffene Fuß mich nicht mehr trug, als durch das verwirrende, betäubende Entsetzen des Unbegreiflichen, das da geschah.

Sie beugte ihr Gesicht ganz nahe über das meine und flüsterte atemlos: »Es ist ja nichts, gar nichts! Reden Sie doch; fürchten Sie nichts! Hier ist mein Revolver. Schießen Sie auch!« Und sie drückte mir das Ding in die Hand. Das Eisen erschien mir sonderbar ruhig und kalt zwischen ihren heißen, zitternden Fingern.

Sie stürzte hinaus, kam mit einem Licht zurück, das sie neben mich auf den Boden stellte. Sie hatte auch Verbandzeug gleich bei der Hand und Desinfektionsmittel. Es war wohl alles vorbereitet. Der zuckende Schmerz der Wunde tat mir im Augenblick geradezu wohl, erhielt mich bei Bewußtsein, und ich konnte nachdenken und zusehen, wie das Mädchen totenblaß die tränenbleichen Wangen hastig, als könnte jeden Augenblick jemand kommen, sie zu hindern, mit ihren dünnen weißen Händen mir Hose und Unterbeinkleid aufschnitt, die Wunde untersuchte und verband. Mir war es wie eine Traumerscheinung, die beim nächsten Atemzug verschwinden würde.

Ich hielt immer noch ihren Revolver in der Hand. Ich legte ihn weg und holte den meinen aus der Tasche hervor. Ja, das tat ich. Mit vollkommener Überlegung. Die Bewegungen kosteten mich in meiner Lage einige Mühe und Schmerzen.

»Man erkennt natürlich an der Wunde, daß der Schuß aus nächster Nähe abgegeben wurde, aber das ist ganz gleich.« Meine Stimme klang kalt und grob.

Ihr fiel etwas aus der Hand. Ihr Gesicht erstarrte, und sie sah mich mit großen entsetzten Augen an: »Man wird doch nicht glauben, daß Sie selbst —«

Ihre Lippen zitterten.

»Das ist ganz gleich!« fuhr ich gereizt und drohend noch lauter auf. Es klang roh nach ihrem zaghaften Ton.

Sie senkte den Kopf: »Ich hielt den Gedanken nicht aus, daß ich Sie gepflegt und gesund gemacht haben sollte, damit Sie auf die Unsern, auf die Meinen, auf mich schießen können,« sagte sie leise und wie geistesabwesend.

»So?« sagte ich und hob die Hand und legte an. Sie nickte. Ganz deutlich sah ich, daß sie nickte, und ich zielte und schoß. —

Mein Freund blieb stehen, hielt mich am Arm fest und sah mir ins Gesicht: »Ja, denk' dir nur; ich schoß trotzdem! Die Kugel traf sie mitten in die Stirn, genau zwischen die Augen. Sie fiel nach vorn und war im Augenblick tot. Kannst du begreifen, daß ich es tat? Und vielleicht auch, warum?«

»Es war das einzig Mögliche,« antwortete ich sofort und hielt seinen mißtrauischen Blick aus.

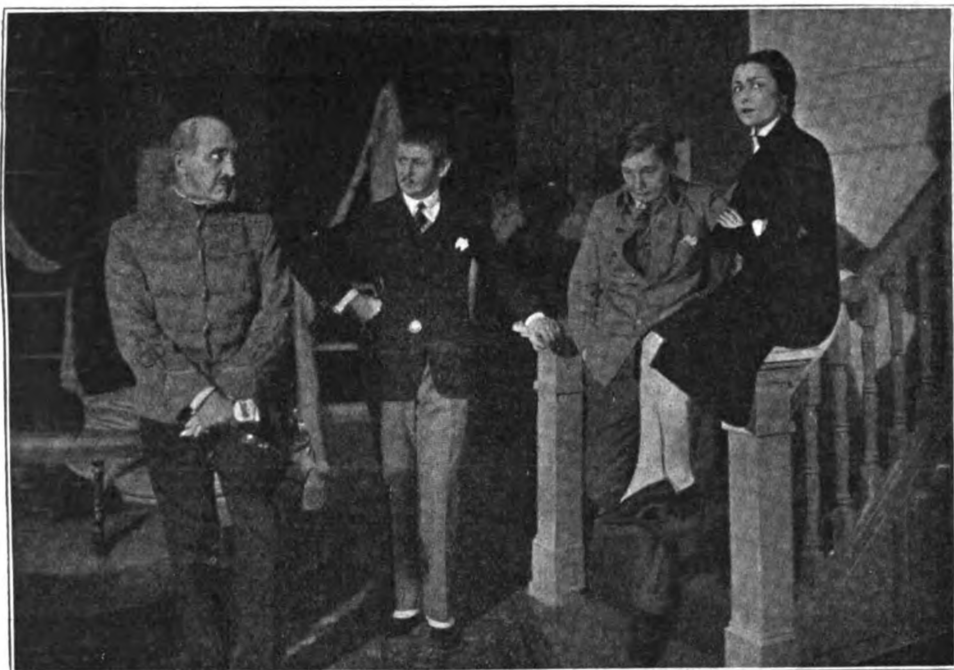
Er lächelte und schüttelte langsam den Kopf. Dann gingen wir weiter, schweigend und noch eine gute Weile so, ohne uns anzusehen, jeder in seinen Gedanken. Und auch als wir uns nachher verabschiedeten, wurde es mir nicht leicht, von andern Dingen zu reden und ihn allein zu lassen. Aber er schien wieder ruhig, weit ruhiger sogar als zuvor.

Dennoch bemühte ich mich in der Folge, nicht mehr von der Sache zu reden, und lenkte das Gespräch auf jede Weise ab, wenn er sie irgendwie berührte. Er lächelte spöttisch, wenn er es bemerkte, aber ich machte mir nichts daraus.



Winterliches Nebelmeer in den Alpen

Nach einer Aufnahme von Aug. Rupp in Berlin



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus der »Ollapotrida« von Alex. Lernet-Holenia (rechts: Rudolf Forster und Maria Orska; Kammerspiele in Berlin)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Junge Generation und Junge Bühne — Iwan Goll: Der Stall des Augias — Hans Henny Jahnn: Die Krönung Richards 3. — Paul Harraß: Die Probe — Wilhelm Braun: Tiere — Alexander Lernet-Holenia: Ollapotrida — Jeßners Hamlet — Ben Jonson-Zweig: Volpone — Gignoux-Théry: Früchtchen — Anton Tschechow: Drei Schwestern — Anna Pawlowa — Japanische Maskentänze — Ein Buch über Elisabeth Bergner

So schwer es einem traditionsgläubigen Kritiker werden mag, er wird sich dazu bequemen müssen, das zeitgenössische Drama am gleichzeitigen Wachstum zu messen. Was wir in den Adventswochen 1926 an neuen dramatischen Erscheinungen aus der »Jungen Generation« oder aus der »Jungen Bühne« in Berliner Theatern, zum größten Teil in Mittags- oder Mitternachtsaufführungen, zu sehen bekamen, steht tief unter dem Nullpunkt auf einem Gradstrich, wo Kunst und Geschmack zu Stein und Bein gefrieren. Iwan Goll, der Verfasser des haarsträubenden »Methusalem«, ließ in einen »Stall des Augias« blicken, ein »Erlösungsdrama«, dem man wirklich einen Herkules wünschen möchte, was übrigens auch der Verfasser hinterher empfunden zu haben scheint, da er — zu spät und vergeblich! — gegen die Aufführung protestierte. Hans Henny Jahnn, von seiner »Medea« her noch in schaudernder Erinnerung, tauchte mit seiner historischen Tragödie »Die Krönung Richards 3.« (Buchausgabe bei Konrad Hanf in Hamburg) noch tiefer als dort in die höllischen Abgründe des Blutrausches, der Grausamkeitswollust und aller nur erdenklichen sinnlichen Greuel; ein Neuling, Paul Harraß mit Namen und also zu kühnem Sprung verpflichtet, wurde von seinen »Freunden«, vor denen der Himmel ihn in Zukunft beschützen möge, durch eine gottserbärmliche Aufführung seines Dramas »Die Probe«, einer verspäteten dilettantischen Sardou-Nachahmung, zum Popanz des sich vor Vergnügen wälzenden Publikums erniedrigt; Wilhelm Braun, ein armseliger Nachläufer des Naturalismus, für den die »Junge Generation« sonst nur hochmütige Verachtung hat, durfte sein der »Rose Bernd« nachempfundenes Drama »Tiere« mit einem so plump-groben Pathos hintrumpfen, daß alles menschliche Mitleid mit seiner von animalischer Männerliebeswut verfolgten »Heldin« schon im Keime erstickt wurde.

Und endlich tischt uns der Österreicher Alexander Lernet-Holenia, der Träger des diesjährigen Kleistpreises, seine »Ollapotrida« auf, einen Mischtopf von gewolltem tollem Unsinn, an dem nach dem alten spanischen



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Hamlet (Fritz Kortner), das Königspaar (Aribert Wäscher und Maria Koppenhöfer) und Polonius (Paul Bildt) in der Loge des »Schauspiels im Schauspiel« (Staatstheater in Berlin)

Rezept nicht das Gemüse und Gewürz, wohl aber das Fleisch gespart ist. Ein Junggeselle, selbst von einer lästigen Liebhaberin bedrängt, hat in seiner keineswegs sturmfreien Bude drei Frauen vor ihren argwöhnischen Männern, Vätern und Verlobten zu verbergen und spielt dabei ungefähr die Rolle des unglückseligen Schiffers im Vexierrätsel, der eine Ziege, einen Kohlkopf und einen Wolf in seinem immer nur ein Stück davon fassenden Boot ungefressen ans andre Ufer bringen soll. Das ist für ein halbes Stündchen, in österreichischem Kauderwelsch vorgetragen, recht unterhaltend. Da sich daran aber doch nicht für einen ganzen Abend satt werden läßt, ist der Verfasser — post festum, wie es scheint, denn der Preis gilt nur dem ersten Teil — auf den Witz verfallen, dies liebenswürdige Nichts in eine Pirandellosche Attrappe zu stecken, d. h. so zu tun, als begebe sich das alles auf dem Theater und bekomme nun dort, zwischen Bühne und Kulissen, mit geladenem und ungeladenem Revolver, seinen nahe an der Tragödie vorbeischrammenden, in die Wirklichkeit hinübertastenden burlesken Abschluß. Auch hier völlige Auflösung des Stils und des logischen Geschehens. Nicht zufällig ist der für die Preisverteilung Verantwortliche, der vielleicht bei dem ersten Akt an den künstlich angerührten Wirrwarr in Kleists »Zerbrochenem Krug« gedacht hat, derselbe Bernhard Diebold, der das geistreiche Buch »Anarchie im Drama« geschrieben hat.

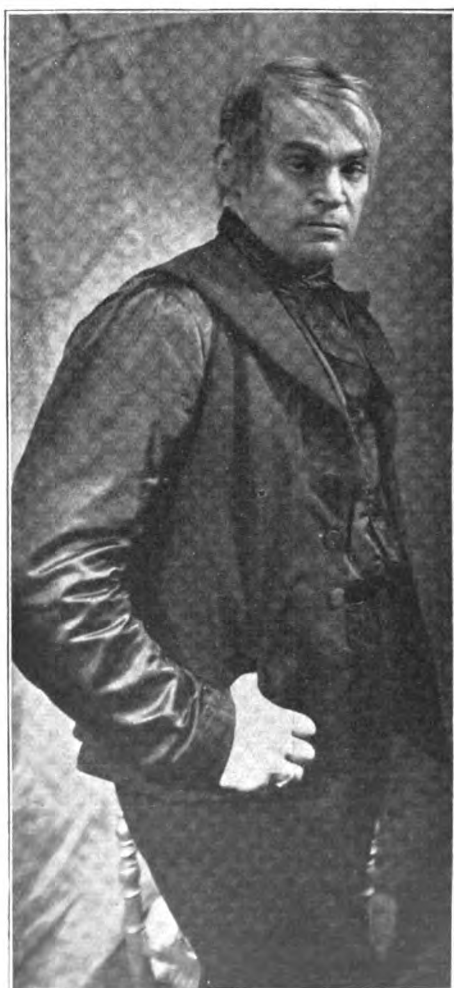
Von solcher Anarchie, einer aller Fesseln entrafften Gesetzlosigkeit, könnte man gegenwärtig auch bei unsrer Regie, unsrer Spiel- und Szenenleitung sprechen. Am lustigsten blüht sie auf der Bühne unsers ehemaligen Königlichen Schauspielhauses in Berlin unter Leopold Jeßner. Mit der Inszenierung der »Räuber« hat sie ihr Gesellenstück gemacht, am »Hamlet« bestand sie ihre Meisterprüfung. Die war gar nicht so leicht. Denn wie sollte man hier die Originalität, das noch nicht Dagewesene, aufbringen, was doch dazu gehört, nachdem Wien den »Hamlet« im Sakko, Hamburg ihn im Frack gespielt hat! Jeßner wählte ein Phantasiekostüm, das so ungefähr die Mitte hält zwischen Schützenkompanie-Uniform mit Dreimaster und Teerjacke mit Südwester, und schmuggelte zwischendurch für Polonius ein Pyjama mit Pluderhosen und Samtkäppchen ein. Denn es liegt ihm daran, neben oder vor dem Tragischen das Komödienhafte auszuspielen, als wenn dafür nicht Shakespeares Weltanschauung sorgte, der auch in diesem Meer von Bitternis der Humor nicht ausgeht. Aber das genügte noch nicht, um aus der Aufführung eine Sensation zu machen. Jeßner fand sie bei der Aktualität, der Zeitgemäßheit, der Deutsamkeit auf Gegenwart und jüngste Vergangenheit, seinem dramaturgischen Steckenpferd, von dem er schon öfters in den Graben gepurzelt ist. So wurde aus dem »Hamlet« ein antimonarchisches Manifest mit mehr oder weniger takt- und geschmacklosen Anspielungen auf die

wilhelminische Epoche: ein König, der einen verkrüppelten rechten Arm trägt; ein Laertes-Putsch, aufgemacht wie ein Soldatenrat von 1918 mit den uns allen bekannten salopp-flegelhaften Manieren dieser Burschen; eine mit tausend kleinen Lächerlichkeiten und Servilitäten gespickte Hofetikette; das »Schauspiel im Schauspiel« ein Théâtre paré mit allem Pomp der Staatskleider, Uniformen und Orden; selbst Fortinbras, der Bringer des Mutigen, Tapferen, Zukünftigen, nur eine Fürstenpuppe, die wie ein seelenloser Automat ihre von irgendeinem Geheimrat gedrechselte Thronrede abhaspelt. Es ergeben sich dabei ein paar teils amüsante, teils glänzende, den Augen schmeichelnde Bühnenszenerien, wie die Landung in England, die sich zu einem malerischen Marinemanöver entfalten darf, oder gar das Theater auf der Bühne mit Parkett, Logen und Balkonen — aber trifft das in den Kern des Stückes? Zerstreut und zersplittert es nicht vielmehr seinen Sinn und Gehalt? Bei der Theateraufführung, die Hamlet dem mörderischen Königspaare vorsetzt, kommt es doch vor allem darauf an, daß wir in der Haltung und auf den Gesichtern der beiden die Reflexe des Gewissens spielen sehen, das der dargestellte Bruder- und Königsmord in ihnen aufstachelt. Wie ist das aber möglich, wenn das sündige Paar ganz hinten in eine unter der Decke klebende Loge gesetzt ist? Und wie unfreiwillig komisch wirkt es, wenn Prinz Hamlet in einem mit Hofleuten vollgestopften Parkett, Sessel an Sessel mit Ophelia, den pikanten Gedanken wahrmacht, seinen Kopf zwischen die Beine eines schönen Mädchens zu betten! Beinahe so komisch wie die Erscheinung des Geistes, mit dem sich gleich eine Partie Golf spielen ließe, so flott, forsch und aufgekratzt stapft er daher. Doch genug der sich gegen Situation und Stimmung aufbäumenden Einzelheiten! Die Selbstvernichtung dieser Aufführung liegt in der völligen Zerstörung des Gewissens- und Gedankendramas »Hamlet«. Das äußere Geschehen ist hier nur Hülse, nur Gefährt zur Idee. Wer es aufbläst, raubt den Geist, der Seele den Atem, macht das Stück zu einem Jahrmarktspektakel. Nun gar, wenn der geistig überlegene Hamlet fehlt, der, wie Kainz es tat, bei allem Gram der Seele nie das funkelnde Rapier des Witzes aus der Hand legt. Fritz Kortner gibt den dumpfen, leidenden, von seiner Umgebung verdüsterten und gemarterten Menschen, der um die Sonne seiner Jugend betrogen ist; aber an der Kraft, das Ganze geistesmächtig zu durchdringen, gebricht es ihm, und so können sich die Finten und Fisimatenten der Jeßnerschen Inszenierung noch breiter und anspruchsvoller hervortun. Ist dies wirklich der Hamlet, den die junge Generation will? Dann freilich stünden die drei Jahrhunderte, die daran herumgedacht und -gerätselt, damit gerungen und gerechtet haben, in erbärmlicher Lächerlichkeit da.

Muß es sich so der Dramatiker größter und königlichster gefallen lassen, als geduldiges Grautier vor den Karren der antimonarchischen Tendenz gespannt zu werden, er, der die Königin Kleopatra sagen läßt:

Ihr wißt, uns Größte trifft so oft Verdacht
Um das, was andre taten; fallen wir,
So kommt auf unser Haupt die fremde Schuld;
Deshalb gebührt uns Mitleid —

wieviel weniger darf Ben Jonson aufmucken, wenn Stefan Zweig ein vergessenes Stück dieses vergessenen Shakespeare-Zeitgenossen hernimmt, um in die alten Schläuche der elisabethanischen Zeit den Wein des modernen Antikapitalismus zu füllen, für den er sich beim Publikum der Berliner Volksbühne eine besonders



Aufn. August Scherl, Berlin

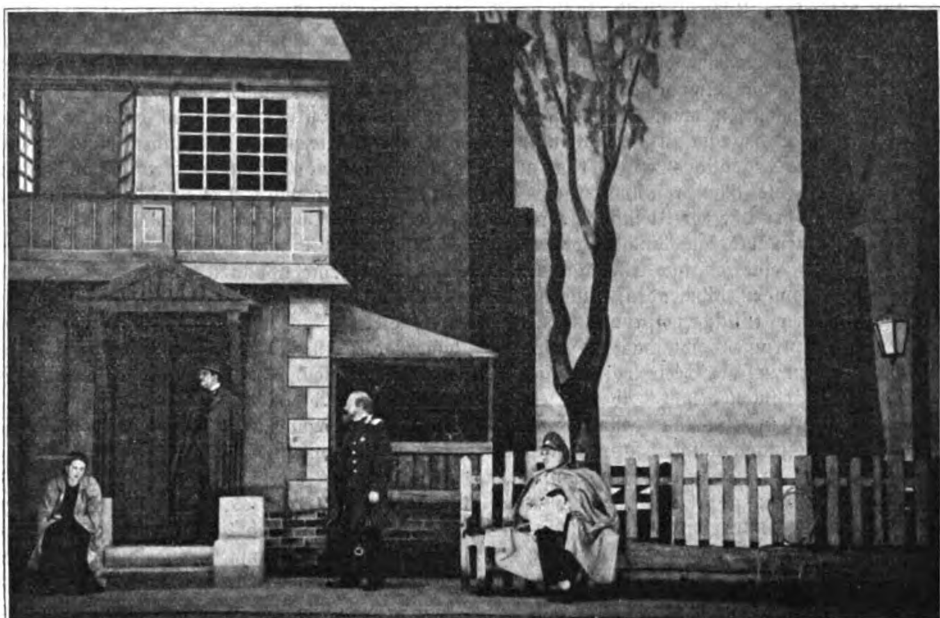
Fritz Kortner als Hamlet

feinschmeckerische Zunge und einen besonders dankbaren Gaumen versprechen darf. Dieser »Volpone« (Fuchs) holt sich nicht allein seinen Namen aus der Tierwelt, er überträgt auch alle Begierden, Gelüste und Niederträchtigkeiten, untermischt mit ein paar Tugenden und Großmütigkeiten, aus der Tierfabel auf das menschliche Tun und Treiben und rührt aus Galle und Bosheit eine Erbschleicherkomödie zusammen, die ihr Gift schließlich — und das ist die Komik in der Komik, der Humor in dem Humor — gegen ihren Anstifter verspritzt. Der reiche Levantiner Volpone, assistiert von seinem Bedienten Mosca (Schmeißfliege), kitzelt mit durchtriebener Bosheit aus seinen Freunden all ihre heimlichen Erbärmlichkeiten heraus, indem er sich todkrank stellt und in jedem Einzelnen die Hoffnung auf seine goldgefüllten Truhen erweckt: schließlich aber wird er von seinem ihm in der Verschlagenheit noch überlegenen Diener arm und bloß aus dem Spiel gejagt, und die Dukaten werden sich nun geflügelt auf die Wanderschaft begeben, wie es ihr Sinn und Beruf ist. Das Stück strotzt von saftigen Derbheiten und hat so viel Selbstgefallen daran, daß es sich vor Vergnügen unaufhörlich auf die Schenkel patscht und sich selber Bravo ruft. Wir würden es roh schelten, wenn der Bearbeiter nicht dafür gesorgt hätte, daß durch die Derbheiten eine gesunde Satire auf allerlei menschliche Gebrechen auch der Gegenwart hindurchschiene, denen wir gern die Rute auf den entblößten Allerwertesten gönnen dürfen.


Aufn. August Scherl, Berlin
Erika von Thellmann und Georg Alexander im »Früchtchen«
(Komödienhaus in Berlin)

Wo dieses auch der Schauspielkunst geschickt entgegenkommende Stück sich einnistet — und eine ganze Reihe von Bühnen hat sich ihm schon aufgetan —, werden ein paar andre weniger ehrliche und natürliche Schwänke aus dem Nest gestoßen werden: schon deshalb soll uns dieser à la mode gekleidete »Fuchs« aus Alt-England willkommen sein.

Selbst ein »Früchtchen«, wie den also benamten Schwank der Franzosen R. Gignoux und J. Théry geben wir gern dafür hin, obgleich ihn Richard Wilde, der deutsche Bearbeiter, schon seiner allzu französischen Pikanterien entschält zu haben scheint. Wenigstens kann man sich schwer vorstellen, daß sich zwei Pariser Autoren mit den spärlichen und bescheidenen Zweideutigkeiten begnügt haben, die sich hier aus der Maskierung einer schon mit allerlei Wassern gewaschenen Zwanzigjährigen in eine Dreizehnjährige ergeben. Fräulein Genoveva soll ihre nach einem millionenreichen Trottel von Lord angelnde Mutter verjüngen — da muß sie zuvor sich selber verjüngen. Sie



Aufn. Dr. Hans Böhm, Berlin
Szenenbild von César Klein aus Anton Tschechows »Drei Schwestern« (Schillertheater in Berlin)

macht das, zumal wenn sie, wie im Komödienhaus, in Erika von Thellmanns liebreizende Erscheinung schlüpfen darf, allerliebst, und das Görige, Frechdachsige, Schreckenskindliche, Schulmädchen- und Backfischhafte nimmt sich in dieser überreifen, übererfahrenen Umgebung doppelt drollig aus. Aber auch die Rückverwandlung zum wahren Alter ist nicht ohne Reiz: wie sie gleichsam um Entschuldigung bittet, als der junge Mann, dem sie in Liebe an die Brust sinkt, bei dieser zärtlichen Berührung in der Höhe seines Herzens etwas Weiches, Rundes, Schwellendes an ihr fühlt, was den Dreizehnjährigen auch in Frankreich die Natur noch vorzuenthalten pflegt.

Das neue Rußland scheint einstweilen wenig Dramatisches zu haben, was den Export zu uns vertrüge; sonst hätten es unsre allzeit nach frem-



Anna Pawlowa in dem Ballett »Schneeflocke«

Originalzeichnung von Arthur Grunenberg

der Kost begierigen Bühnen gewiß längst requiriert. So heißt es denn, sich an das Zaristische halten. Drum gab man im Staatlichen Schillertheater, so unhold dies Amphitheater auch leisen und intimen Stücken sein mag, Anton Tschechows »Drei Schwestern«, ein altrussisches melancholisches Resignationsstück, in dem nichts weiter vorgeht, als daß drei unglückliche Generalstöchter in der Öde der Kleinstadt, fern von dem heißersehnten Moskau, langsam verwelken. Das Ganze ist eine einzige trübselige Symphonie des eintönigen, lähmenden, entnervenden Daseins in einer russischen Provinzstadt, aus dem es kein Entrinnen gibt, das sich wie wucherndes Unkraut um die Seele legt und sie rettungslos zum Ersticken bringt. Aber ob es den Dahinsiechenden in Moskau besser ergangen wäre? Ihre Hoffnungslosigkeit sitzt tief in ihnen selbst, als eine Krankheit, die sich von ihren innersten Schwächen nährt, die typische Krankheit der russischen Intelligenz. Für Rußland bedeutete das Stück eine soziale Offenbarung des aufreibenden Kampfes, den die dünngesäte Intelligenz des Landes gegen die massige Erscheinung der Unbildung und Halbbarbarei zu führen hatte; uns Westeuropäer fesselt es vornehmlich durch die überzeugend echte Milieuschilderung und die Schicksalsfülle, die aus den mit sicheren Strichen gezeichneten Menschen spricht. Diese innere Echtheit fordert aber auch eine äußere, wie sie eigentlich nur das Moskauer Künstlertheater unter Stanislawski zu geben wußte. Deutsche Schauspielkunst, selbst wenn sie von dem stillen, behutsamen Jürgen Fehling geleitet und von Darstellerinnen wie Lina Lossen, Lucie Höflich und Lucie Mannheim bestritten wird, wetzt sich an diesen gar zu passiven Figuren bald stumpf, und die Ereignislosigkeit der vier Akte legt sich wie ein von Szene zu Szene wachsender Alpdruck auf Bühne und Zuschauerraum.

Das alte Rußland hatte aber auch seinen Glanz und seine Üppigkeit. Dem Ballett seiner großen Operntheater kam kein andres europäisches gleich; Namen wie Karsawina und Pawlowa gab es nur einmal in der Welt. Hier vereinigte sich höchste technische Vollendung mit einer Geschmeidigkeit der Glieder und einer Anmut der Bewegung, einem Gefühl für musikalischen Rhythmus und lyrischen Schmelz zu Leistungen, gegen die, wären sie verbreiteter gewesen, die moderne Tanzkunst mit ihrer ganz anders gearteten, mehr literarischen als musikalischen Tendenz nimmer angekommen wäre. Jedenfalls haben all diese »Schulen« der Tanzkunst dem Ruhm und der Wirkung der Anna Pawlowa keinen Pfifferling zu rauben vermocht. Ihr »Sterbender Schwan«, ihre »Schneeflocke«, ihre Mozart-, Schubert- und Chopintänze sind Kunstleistungen, an denen jede Welle feindlicher Theorien machtlos zerbricht. Bei Frau Pawlowa kommt hinzu, daß man spürt: hinter dieser Leistung steht ein feiner, harmonisch durchgebildeter Mensch, dem solche Tanzgebilde notwendige Offenbarungen der Persönlichkeit sind. Deshalb soll uns in einem der nächsten Hefte ein von dem Zeichner Arthur Grunenberg illustrierter Aufsatz mehr von dieser Frau und Künstlerin erzählen.

Noch ein paar Schritte weiter in die streng stilisierte Tanzkunst führen die Japanischen Maskentänze, die Wy Magito, eine junge Tanzregisseurin, unlängst am Städtischen Theater in Leipzig nach dem Vorbild der mittelalterlichen No-Spiele aufführte. Bis in die Fingerspitzen war da jede Linie feinnervig und folgerichtig durchstilisiert, trotz der jähen Übergänge von ekstatischer Leidenschaft zu gemessener, feierlicher Ruhe, die das dramatische Element dieser aus dem reichen japanischen Mysterienschatz genährten Tänze sind. Wy Magito ist übrigens keine Japanerin, wie der Name vielleicht vermuten läßt, sondern eine Baltin, die sich freilich in die japanische Vorstellungswelt nicht weniger gut eingefühlt hat als der deutsche Bildhauer, der es wagen durfte, neben die echten japanischen Masken seine neu- und selbstgeschaffenen zu setzen.



Aufn. Genthe, Leipzig

Aus der japanischen Masken-Tanz-Pantomime »Hidaro Jingaro, der Holzschnitzer«

Es ist merkwürdig und gibt zu allerlei Nachdenken Anlaß, daß die gegenwärtige Schätzung oder Überschätzung der Schauspielkunst — fast der gesamte Berliner Spielplan wird von den Rollen- und Schauspielermöglichkeiten diktiert — in umgekehrtem Verhältnis zur Schauspielerliteratur steht. Zu Schauspielermonographien, wie es ihrer einst massenhaft gab, findet heute nur selten jemand den Mut — doch wohl, weil er fürchten muß, hinter den Masken der Rollen auf Untiefen der Persönlichkeit zu stoßen, an denen sich der Versuch der ernsteren Charakteristik ein Leck holt. Eine neue Kunst, ein neuer Stil der Darstellung müßte für solche Aufgaben gefunden werden, bevor man es wieder damit wagen dürfte: die Kunst, Wichtiges, Bemerkenswertes, Interessantes und Belangreiches auch an der Oberfläche der Persönlichkeit, an ihrer bloßen Erscheinung zu entdecken und abzuschöpfen. Arthur Eloesser, ein durch die praktische Dramaturgie gegangener Schriftsteller von Geist, Witz und scharfgeschliffenem Verstand, übt diese Kunst in seinem Buche über Elisabeth Bergner (Charlottenburg, Williams & Ko.) mit einer Meisterschaft, die „weder Vorbild noch Wettbewerb kennt. Er hütet sich, zu analysieren und zu sezieren, wie wir das sonst in solchen Büchern gewohnt waren, er erzählt nur, er plaudert, er flirtet, er liebäugelt, er scharmiert mit seinem Gegenstand, und siehe da, plötzlich steht dieses schmale, nervöse, scheinbar gebrechliche und doch »so ganz bestimmte, so ganz seine einzige Form seiende Menschenkind« mit dem überlegenen Verstand und der naiven Drolligkeit in lebendigster Frische und Beweglichkeit vor uns, immer noch von tausend Launen und Geheimnissen umwittert, die nun mal von dem Wesen dieser Schauspielerin unzertrennlich sind, aber doch uns nahegebracht, uns gleichsam menschlich verwandt und verschwistert geworden. Gott Eros, der allmächtige, hat bei diesem Buche Pate gestanden, eine magische Verliebtheit hat es aus der Taufe gehoben. Federleicht spielt und tändelt es vor uns dahin und hat uns doch viel Ernstes und Tiefes über Schauspielkunst im allgemeinen und über die Frau, das frauliche Kind als Schauspielerin im besonderen zu sagen. Es zu lesen, bereitet kaum weniger Genuß, als die Bergner in einer neuen Rolle zu sehen, die doch immer nur sie selber in neugeschliffener Facette ist.



Aufn. Ernst Sandau, Berlin

Elisabeth Bergner

Ein leises Lied

Streichelnd gleiten meine warmen Hände
Über deine seidenfeinen Haare,
Wie ein leises Lied, so viele Jahre,
Traumspielhaft verloren, ohne Ende.

Einmal werden meine Hände deinen
Lichtertrunknen Scheitel nicht mehr finden.
Denn es wird sie kühle Blässe binden,
Und dein Herz wird einsam sein und weinen.

Franz Mahlke

Literarische Rundschau

Kalender, Almanache und Jahrbücher

Kunst und Kalenderwesen haben sich von früh auf gut miteinander vertragen. Wie viele unsrer altdeutschen Holzschnitte sind auf dem Gefieder der Kalender ins Volk gedrungen, wie viele unsrer populärsten Zeichner haben sich aus dem Wechsel der Jahreszeiten und Monate unerschöpfliche Anregungen geholt!

Einer, der auf dieser altüberlieferten Zusammengehörigkeit von Kunst und Kalender geschickt weitergebaut hat, ist *Fritz Heyder*, der Gründer, Herausgeber und Verleger des Abreißkalenders »*Kunst und Leben*« (Berlin-Zehlendorf). Lange Zeit hindurch hat er alljährlich seine »Kunstreise« durch Deutschland gemacht, hat in den Ateliers der Zeichner, Radierer und Holzschneider angeklopft und sich aus ihren Mappen die 52 Blätter selber ausgesucht, die er für die Sonntagsdaten seines Kalenders brauchte. Heute schicken sie ihm die Büttner, Cissarz, Kalckreuth, Kollwitz, Liebermann, Meid, Orlik, Pottner, Reifferscheid, Schiestl, Schinnerer, Steiner-Prag, Volkmann, Wellenstein und wie sie sonst heißen mögen, wohl ins Haus, denn längst hat sich zwischen ihnen und ihm ein Vertrauensverhältnis herausgebildet, und sie wissen, was er will: Hochformate mit möglichst charaktervollen Darstellungen und energischer Linienführung. Über tausend solcher Blätter, die sonst sicherlich zum größten Teil im verborgenen geblieben wären, sind auf diesem Wege an die Öffentlichkeit gekommen und haben Grüße der Kunst in ebenso viele Häuser getragen, und diese Zeichnungen wiederum sind zu Herolden moderner Lyrik und zeitgenössischer Weisheitssprüche geworden, denn auf den Werktagsblättern stehen Verse und Prosastückchen lebender Dichter und Denker, gleichfalls allein für den Heyderschen Kalender geworben.

In der Art und Form des Heyderschen Kalenders gibt es noch eine ganze Anzahl *Kunstkalender*, zu ihren besonderen Zwecken fein abgestuft und auch technisch von der Mannigfaltigkeit, die der Deutsche auch da noch bevorzugt, wo andre Völker die bequeme Schablone walten lassen: *Deutsche Kunst in Heimatbildern mit Worten deutscher Dichter* (Stuttgart, Chr. Belser), hergestellt in Offsetdruck, aber schon mit mechanischen Wiedergaben nach photographischen Aufnahmen, wie auch die andern; der *Deutsche Werkkalender*, herausgegeben von der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung unter Mitwirkung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, vornehmlich mit Bildern aus dem Verkehr, der Technik und Industrie, dem Reise- und Unterkunftswesen (München, Carl Gerber); der *Dürerkalender für Kunst und Kultur*, herausgegeben von *Karl Maußner*, als Veröffentlichung des Deutschen Kulturarchivs (Berlin-Zehlendorf, Dürerverlag), und ausgestattet mit 41 Wiedergaben von Handzeichnungen, Kupferstichen und Radierungen alter und neuer Meister (nicht allein Dürers); *Werke der Meister zum Jahre des Herrn 1927* (zweite Folge des »Jahres der Kirche«), geschmückt mit 12 mehrfarbigen und 41 einfarbigen Nachbildungen von Werken alter deutscher Meister religiöser Kunst, wie Dürer und Schongauer (Stuttgart, Emil Fink); der *Delphin-Kunstkalender*, der sich seinen abwechslungsreichen Bilderschmuck aus Verlagswerken des Münchner Delphin-Verlages holt.

Mit der Kunst wetteifert die *Geschichte* um die Gunst des Kalenders. Der *Preußenkalender*, herausgegeben von Dr. *Bogdan Krieger*, schöpft aus dem preußischen Staats- und Wirtschaftsleben (Berlin, Otto Elsner); der *Bayernkalender* (München, Carl Gerber) bringt 122 meist noch unbekannte Bilder aus bayrischer Landschaft, Kunst und Städtekultur zu Gesicht; die *Hessenkunst* (in Buchform), herausgegeben von *Chr. Rauch*, empfängt zum bevorstehenden Jubiläum der Marburger Universität einen besonders festlichen Schmuck von den farbigen, das Leben der heiligen Elisabeth begleitenden Bildern Wunibald Großmanns (Marburg, N. G. Elwert); der *Ostdeutsche Heimatkalender*, herausgegeben vom Deutschen Ostbund und den Vereinigten Verbänden heimattreuer Oberschlesier (Verlag: Deutscher Ostbund, Berlin W 9), bringt, außer Zeichnungen von Budzinski und Reimesch, markante, von Wilhelm Lenz gezeichnete Köpfe berühmter Ostmärker, wie Kopernikus, Comenius, Kant und Eichendorff, und sorgt für charakteristische Vertretung der zeitgenössischen ostdeutschen Dichtung; der *Deutsche Marinekalender* (Wilhelmshaven, Carl Lohse) hat neben Bildern aus der Geschichte unsrer Marine Geschichten, Skizzen, Anekdoten und Gedenkblätter aus dem Seewesen an Bord; das *Skagerrak-Jahrbuch*, bearbeitet von Konteradmiral a. D. *Eschenburg*, erneuert mit Bildern und Schilderungen das Gedächtnis der ruhmreichen Seeschlacht (Lübeck, Claus Wessel); der *Plattdütsche Dagwiser*, ruutgewen vun den Plattdütschen Vereen in Bremen (Bremen, C. Schünemann), bringt Wiedergaben mannigfaltigster Art aus dem niederdeutschen Leben, aber auch nach Gemälden heimischer Künstler, wie Feddersen, Schnars-Alquist, F. W. Kleukens, Karl Neuß, Hinr. Mißfeldt u. a.



Hans Nilke: Zimmermann

Aus der Großen Kunstausstellung in Düsseldorf 1926

Gewichtiger und gesinnungsbetonter kommen zwei Jahrbücher dahermarschiert: der Deutsche Wille, herausgegeben im Auftrage des Kuratoriums Deutscher Wille (Berlin W 35, Otto Franck), wo das vorjährige Geschehen des deutschen Vaterlandes nach allen Seiten hin auf seine nationaldeutsche Bedeutung und Bewährung geprüft wird, und die Festschrift zum 25jährigen Bestehen des »Hammers«, der von Theodor Fritsch herausgegebenen Zeitschrift, die die völkischen Belange Deutschlands mit scharfer Waffe verficht, sich hier aber mehr in der friedlichen Rüstung der darstellenden Geschichte und der persönlichen Erinnerungen zeigt (Leipzig, Hammer-Verlag).

Auch bei den Verlegern ist der gute alte Kalender wieder zu Ehren gekommen, er, der wahrscheinlich eins ihrer frühesten Verlagsobjekte war. Einst propagierten sie ihn, jetzt propagiert er sie. So läßt das Taschenbuch für Bücherfreunde, herausgegeben von Rud. Greinz, mit Novellen, Erzählungen, Gedichten und sonstigen Probestücken die bevorzugten Autoren des Staackmannschen Verlages in Leipzig paradieren, die sich bekanntlich hauptsächlich aus Deutsch-Österreichern zusammensetzen, und ähnlich macht es der Amalthea-Almanach, sogar mit farbigen künstlerischen Bildbeigaben illustriert, für den Amalthea-Verlag in Wien, der eben sein zehnjähriges Bestehen feiert, der Greif-Almanach für Cotta in Stuttgart, der Insel-Almanach für den Inselverlag in Leipzig, die »Erzählerkunst« für den Verlag von Paul List in Leipzig, der seinen Stolz in guten deutschen Übertragungen (Dostojewski, Kipling, Victor Hugo) und ausländischen Selbstbiographien (Mussolini, Ford) sucht. Jubiläumsalmanache schicken in die Welt der Verlag von Jos. Kösel & Pustet in München, der seine Stärke in der Geschichte, Biographie, Lebensanschauung, Philosophie und Religion hat, von S. Fischer in Berlin, der sich beim vierzigjährigen Bestehen wohl das Recht nehmen darf, auch von sich selber, seinem Werdegang und seiner Arbeit an der neueren deutschen Literaturentwicklung, seinem Gründer und Inhaber zu berichten, und von Adolf Bonz & Ko. in Stuttgart, mit dem Namen wie Scheffel, Ganghofer, Hansjakob, Stieler, Achleitner, Vischer, Weitbrecht und Paulus verknüpft sind, der neuerdings aber mit erfrischter Unternehmungslust seinen Kreis auch auf norddeutsche Schriftsteller, wie Wolfgang Goetz, ausdehnt. Eigne Wege geht F. A. Brockhaus in Leipzig mit seinem Almanach, betitelt »Den Freunden des Verlages«. Nicht die Belletristik, sondern die populär-wissenschaftliche Literatur der Reisen, Forschungs- und Entdeckungsfahrten ist seine Domäne, und so liest man in diesem Almanach nicht, welche Bücher von alten und neuen Leuten der Feder im vergangenen Jahre herausgekommen sind, sondern lebt in fremden Erdteilen mit Männern der Tat, begleitet Sven Hedin eine Strecke Weges auf seiner Reise in den Gran Cañon, guckt mit Franc Hurley ins Märchenland von Papua, taucht mit William Beebe in das Tierparadies der Galápagosinseln, um erst dann auch einen Blick zu tun in die Brockhausische Verlagstätigkeit des Jahres 1926.

Ernste Kunstkritiker und -freunde sehen eine Genesung unsrer vom Krebs der Skepsis und der Theorie angefressenen Kunst einzig und allein in einer Wiederkehr der religiösen Kunst. Einer der Herolde dieser Überzeugung, die in hohen Gedanken von sprachschöpferischer Kraft ihren vollendeten Ausdruck in Joseph Kühnels Buch »Von der Enkelin Gottes« (Freiburg, Herder; geb. 4,60 M.) gefunden hat, ist Oskar Beyer, der das Wort von der »Unendlichen Landschaft« geprägt und die Romanik wieder zu künstlerischen Ehren gebracht hat. Er gibt im Furche-Kunstverlag zu Berlin »Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst« heraus, etwas unscheinbare und leider auch wenig haltbare Hefte, die ihren Umfang von je 50 Seiten zur Hälfte auf den einführenden Text, zur Hälfte auf die Bildertafeln verteilen. Unser Mitarbeiter Dr. Paul Ferd. Schmidt hat in einem dieser Hefte die »Lucasbrüder«, d. h. den Overbeckschen Kreis und seine Erneuerung der religiösen Malerei zu Anfang des 19. Jahrhunderts, behandelt, der Herausgeber selbst in einem andern einen kritischen Gang durch die Religiöse Plastik unsrer Zeit unternommen, als deren Hauptvertreter er uns den Belgier George Minne, den frühverstorbenen Wilh. Lehmbruck, den Schleswiger K. Opfermann, den Balten H. von Rathlef-Keilmann und den Holsteiner Ernst Barlach vorführt. — In einem ganz ähnlich geformten und ausgestatteten Heft, betreut von Carl Georg Heise, dem Direktor des Lübecker St.-Annen-Museums, tritt die Lübecker Plastik mit 88 ganzseitigen Abbildungen vor uns hin (Bonn, Friedr. Cohen), eine namentlich im 15. Jahrhundert Norddeutschland und die außerdeutschen Ostseebäder beherrschende streng konservative Kunst von etwas derber, aber gefälliger dekorativer Gesamthaltung und hohem handwerklichem Niveau. Die erkennbaren künstlerischen Persönlichkeiten dieses Kreises sind nicht zahlreich; das Ganze aber, von der Madonna der Jakobikirche über die berühmte St.-Jürgen-Gruppe (im Lübecker St.-Annen-Museum) bis zum barocken Ausklang in der Kunst Claus Bergs, hat Ernst, Würde und Charakter.

Unsre modernen Maler, die nun mal durchaus auf neuen, eignen Wegen zur Kunst kommen wollen, haben es schwer, ins Volk zu bringen, schwerer als die Künstlergeneration vor ihnen, die nicht eigensinnig wie sie die Krücken der literarischen oder gefühlsmäßigen Assoziationen verschmähte — das sei gern zugegeben. Aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß an der Befestigung dieser verhängnisvollen Kluft lange und eifrig von unsrer zünftigen Kunstkritik mitgearbeitet worden ist, die wähnte, schwerverständlichen Werken nun auch ihrerseits letzte Dunkelheiten und dickste Geheimniswolken schuldig zu sein. Dieser lebensgefährlichen Entwicklung unsers Kunstlebens will Dr. Heinrich Saedler mit der im Führer-Verlag zu M.-Gladbach erscheinenden »Auswahl aus neuerer Dichtung und Kunst« entgegenwirken. Hier soll Kunst wieder zum bewußten Allgemeingut des Volkes werden, des einfachen Mannes so gut wie des reichen Gebildeten. Diesem löblichen Bemühen dient denn auch das von Dr. Max Creutz besorgte Büchlein über Heinrich Nauen (geb. 4 M.), den 1880 geborenen niederrheinischen Maler an der Akademie in Düsseldorf, der mehr als andre einen Ehrgeiz darin sucht, seine künstlerische Arbeit dem Leben dienstbar zu machen, wie sich letzthin erst wieder auf der Gesolei zeigte. Nauen malt Bildnisse, Akte und große figürliche Kompositionen, und in diesen Arbeiten paart sich die leichte Grazie des Südens mit dem strengen Formwillen des Nordens, wechselt fröhliche Beschwingtheit ab mit kühler, derberer Art. Von all diesen verschiedenen Seiten der Nauenschen Kunst, auch den Mosaiken, gibt der Bilderanhang gute Proben, wenn den Wiedergaben leider auch die Farbe fehlt.

Ein besonders reizvolles, aber nicht ungefährliches Thema hat sich Curt Moreck erkoren, wenn er in einem stattlichen, mit 213 Abbildungen mehr noch geschmückten als erläuterten Bande (München, Franz Hanfstaengl) das Weibliche Schönheitsideal im Wandel der Zeiten darstellt. Aber er tut es mit so viel Ernst, Gründlichkeit und Delikatesse, daß weder Pikanterie noch Prüderie aufkommen können. Ein Beitrag zur lebendigen Ästhetik, für die Kunstgeschichte ebenso wertvoll wie für die Geschmacks- und Sittengeschichte, und dabei bis zur letzten Zeile mit einer so unermüdeten Anregungskraft geschrieben, wie man sie selbst in solchem hortus elegantiae et amoris selten findet.

Morecks Werk hat eine Zwillingsschwester von noch etwas strengerem Bau und Gesicht in Oskar Ollendorfs »Liebe in der Malerei« (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung; mit 33 Lichtdrucktafeln; in lichtechtem Ganzleinen geb. 18 M.). Obwohl sich diese neuen Beiträge zur Psychologie der großen Meister auf das 16. und 17. Jahrhundert beschränken, haben sie, wie einst des Verfassers »Andacht in der Malerei«, durchaus den Wunsch und die Absicht, in feinsinniger Führung auch den Laien für seine Auffassungen und Deutungen zu gewinnen, indem es versucht, die Liebesdarstellungen der Maler des 16. und 17. Jahrhunderts in einem klaren und reinen Glase zu spiegeln.

Während das Kleinhaus und die vornehme Villa schon mit zahlreichen Veröffentlichungen bedacht sind, zeigt sich das Haus des Mittelstandes in der bautechnischen Literatur bisher geradezu stiefmütterlich behandelt. Diesem Mißstande will Julius Kempfs Buch »Das Einfamilienhaus des Mittelstandes« (mit 288 Aufnahmen und Zeichnungen, Ansichten, Grundrissen, Einzelheiten und Innenräumen; München, Georg D. W. Callwey) abhelfen. Sein Zweck ist: eine unsern heutigen Verhältnissen entsprechende, für Laien- und Fachkreise brauchbare Vorbildersammlung ausgeführter kleinbürgerlicher Einfamilienhäuser zu bieten und zu zeigen, daß der Architekt, der seine Zeit begreift, es wohl vermag, das Wohnbedürfnis unsers Mittelstandes mit technischen und ästhetischen Mitteln sachgemäß und wirtschaftlich zu befriedigen. Das Einfamilien-Reihenhaus ist hier ebenso berücksichtigt wie das frei stehende Haus, das auch heute noch als das Ideal des kleinbürgerlichen Wohnhauses gelten darf. Auch eine Anzahl von. Beispielen guter Innenräume werden im Bilde gezeigt. Jeder Baulustige wird sich mit Hilfe dieser Vorbilder über seine Absichten und deren praktische Erfüllung Klarheit verschaffen können, um dann mit Ernst und erhöhtem Verantwortungsgefühl an die Ausführung seines Bauplanes zu gehen.

Andre Wege als die geläufigen Gesundheitsleitfäden geht ein Buch von Dr. K. Beerwald, dem Geh. Sanitätsrat in Berlin. Sein »Weg zur Gesundheit«, ein »Weiser durch den Irrgarten der persönlichen Gesundheitspflege«, behandelt das Gebiet der persönlichen Gesundheitspflege in einzelnen selbständigen Aufsätzen (Schlaf und Traum; Unsre Nahrungsmittel: Kaffee, Tee, Kakao; Der Tabakgenuß; Von der Kochkunst; In der Wochenstube usw.), die aber doch unter sich einen inneren Zusammenhang behaupten und sich schließlich zu einem Ganzen fügen. So kann der Leser — nur an Laien ist gedacht — je nach augenblicklichem Wunsch und Bedürfnis sich bald mit diesem, bald mit jenem Thema beschäftigen, ohne lange nach dem Stichwort suchen zu müssen. Auch darin unterscheidet sich dies Buch von der Mehrzahl seiner Rivalen, daß es sich auch mit dem Leben der Seele befaßt, auf deren inneren Frieden sich nach der »altmodischen« Meinung des Verfassers allein das wahre Glück der Menschen aufbauen kann. F. D.

Robert Hillig zum Gedächtnis

Verlag und Schriftleitung unsrer Monatshefte sehen sich in schmerzliche Trauer versetzt: am 3. Januar ist Herr Robert Hillig, der tätige Teilhaber des Verlages Georg Westermann, von einem jähen, durch keine Krankheit angekündigten Herzschlag dahingerafft worden. Wir verlieren in ihm einen ganz seinem Berufe hingegebenen Mitarbeiter, einen von sicherem Takt, feinem Geschmack und ruhiger Sachlichkeit geleiteten Berater und einen durch menschliche Beziehungen gegenseitigen Vertrauens und Mitfühlens innig mit uns verbundenen Kameraden und Freund.

Schon seit dem Jahre 1907 als stiller Teilhaber mit der Firma Georg Westermann verbunden, hat Robert Hillig zunächst von Wien aus, wo er damals seinen Wohnort und Wirkungskreis hatte, seine Mitarbeit an dem Ausbau des Verlages ausgeübt; im Jahre 1922 aber vertauschte er Wien mit Braunschweig und übernahm zusammen mit Herrn Hans Reichel, mit dem ihn eine ungetrübte, stetig sich vertiefende Freundschaft verband, die tätige Leitung des sich nach vielen Seiten hin ausdehnenden Verlages. Seine schöngeistigen Anlagen wiesen ihn vornehmlich auf das belletristische Gebiet, und wie der Roman- und Novellenverlag des Hauses Georg Westermann ihm einen guten Teil seines Aufschwunges zu verdanken hat, so sind ihm auch die Monatshefte gerade auf diesem Gebiete für mancherlei wertvolle Anregungen und Fingerzeige zu Dank verpflichtet.

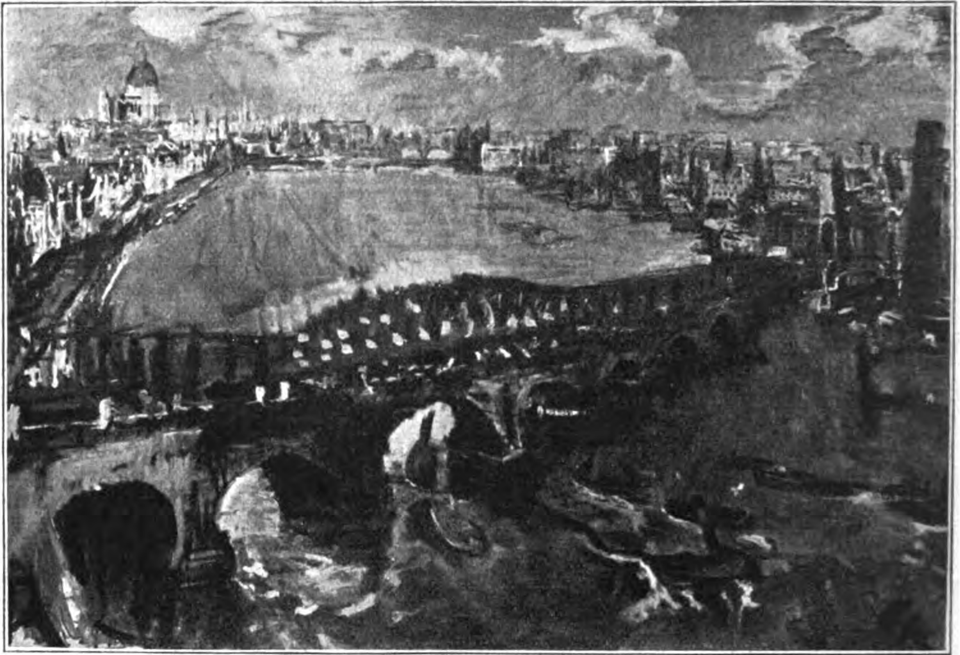


Robert Hillig

Ein lebhaft bewegter Geist, der sich am liebsten mündlich, in persönlicher Berührung und Auge in Auge mit seinen Mitarbeitern aussprach, hat Robert Hillig namentlich in den regelmäßigen zwischen Verlag und Schriftleitung abgehaltenen Konferenzen diese seine ermunternde und beschwingende Anregungskraft entfaltet. Es war eine Lust und Freude, mit ihm zu debattieren; es war eine noch größere Freude und Genugtuung, mit ihm übereinzustimmen und sich von ihm im Urteil bestätigt zu finden. Zählte er doch zu den zarten und feinfühligen Menschen, die sich durch einen leisen Blick und Ton auszudrücken vermögen, die aber auch aus der gleichen Verhaltenheit des andern den Ernst, die Ehrlichkeit und die innere Berechtigung der Meinung zu spüren wissen. Eine jugendliche, durch die Jahre unverminderte, ja in letzter Zeit durch ein dankbar genossenes Eheglück und ein gesteigertes Lebensgefühl noch bereicherte Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne, Edle, Helle und Heitere kam ihm dabei aufs glücklichste zu Hilfe, und nie werden wir den aufflammenden Blick seiner kindlich strahlenden Augen vergessen, wenn in den Konferenzen ein besonders erwünschter Beitrag in Wort oder Bild vorgelegt werden konnte. Schroffe Kritik oder harte Ablehnung verwehrte ihm die Güte seines Herzens ebenso sehr wie die Vornehmheit seiner gesellschaftlichen Umgangsformen; seine Worte fielen sanft wie die Körner aus der Hand des Sämanns. Gerade durch diese ihm gegebene ausgleichende und abstufende Versöhnlichkeit des Urteils und Wesens hat er in Jahren, die bei der Veränderlichkeit unsrer Wirtschaftsverhältnisse und Lebensstimmungen nicht immer gefahrlos waren, einen sich nirgends hervordrängenden, aber um so tieferen und fruchtbareren Einfluß auch auf die Haltung der Monatshefte ausgeübt.

Ihm, dem allzu früh von uns Gegangenen, dafür Dank, Liebe und Ehrfurcht zu bewahren, wird uns zugleich Pflicht und Trost sein.

Verlag und Schriftleitung von Westermanns Monatsheften



Oskar Kokoschka: Themselandschaft

Aus der Dresdner Internationalen Kunstausstellung 1926 — Mit Genehmigung von Paul Cassirer in Berlin

Von Kunst und Künstlern

Rückblick auf die Internationale Kunstausstellung in Dresden — Thomas Lawrence: Familienbild — Drei Düsseldorfer Bilder: »Schwieriges Problem« von Leo Küppers; »Zimmermann« von Hans Rilke; Selbstbildnis von Fritz Flamme — Alfred Wiener: Nachbarinnen — August von Brandis: Tisch mit Blumenstrauß — Hermann G. Krichelborf: Fruchtstück — Paul Leibküchler: Läuferin und Kinderplakette — Künstlerische Naturaufnahme: Winterliches Nebelmeer in den Alpen

Zum ersten Male nach dem Kriege ist es Dresden, genauer gesagt der in regelmäßiger, charaktervoller Folge von ihr veranstalteten »Jahresschau deutscher Arbeit«, im Sommer 1926 gelungen, eine große, wahrhaft Internationale Kunstausstellung zuwege zu bringen. München war mit diesem Beginnen zwar vorausgegangen; was man dort aber sah, konnte kaum als europäische, geschweige denn als internationale Kunstschau angesprochen werden, wozu doch heute Amerika und ein Stück West- und Ostasien gehören muß. Dagegen ließ sich in Dresden, in den von Heinrich Tessenow neu hergerichteten und glücklich gegliederten Ausstellungsräumen des Großen Gartens (wo gleichzeitig die Blumen- und Gartenbauausstellung prangte), wirklich ein gewisser Überblick gewinnen über den gegenwärtigen Weltstand der bildenden Künste — sofern wir auch hier, was die Kunst verlangen darf, eine wohldurchdachte, durch Weglassen geformte Auswahl für das falsche, weder je erreichbare noch erstrebenswerte Ideal der Vollständigkeit gelten lassen wollen. Die Verantwortung für diese Auswahl trug Hans Posse, der Dresdner Galeriedirektor, und so viel Kritik er bei diesem undankbaren Geschäft auch geerntet hat, schließlich konnte der Gesamtwirkung dieser Auswahl doch niemand seine Anerkennung versagen, der nur eine blasse Vorstellung hat von den Tücken und Hinterlisten, die sich solchem weltumspannenden Unternehmen heute noch, zumal wenn es von Deutschland ausgeht, entgegenstellen. Achthundert Bilder und zweihundert Plastiken — es will schon etwas heißen und bedeuten, wenn dadurch Frankreich, England, Rußland, Polen, Holland, Belgien, Italien, Spanien, die Schweiz, Österreich, Ungarn, die Vereinigten Staaten einigermaßen repräsentativ und gegenwartsgerecht vertreten waren und wenn — vielleicht die entscheidendste Probe auf die Leistung — innerhalb dieses Völker- und Stilgedränges Deutschland nicht zu kurz gekommen war, obwohl doch zu gleicher Zeit in Berlin, Düsseldorf und München große deutsche Ausstellungen offenstanden.

Was sich, auf eine einheitliche Formel gebracht und der wildesten Extreme entkleidet, als Gesamteindruck der gegenwärtigen Kunstübung herausschält, ist das freilich noch auf den verschiedensten und krausesten Wegen zum Ziele strebende Bemühen um Ausgleich und Mäßigung. Am deutlichsten zeigte sich das in der Kunst der Übergangsländer, Englands, Österreichs, der Schweiz, Skandinaviens und

selbst Italiens; am wirrsten und ungestümsten geht es, dem augenblicklichen politischen Leben entsprechend, in Rußland zu. Frankreichs Malerei, aus den besten deutschen Privatsammlungen bestritten, behauptete, historisch betrachtet, die Führung: die Namen Delacroix, Daumier, Dagas, Corot, Cézanne, Manet und Monet, Gauguin und van Gogh bilden eine Phalanx der kunstgeschichtlichen Entwicklung, gegen die nicht anzukämpfen ist, zumal da man es versäumt hatte oder es sich aus Raumgründen versagen mußte, das Aufgebot über Trübner, Thoma und Kalckreuth hinaus auf ältere Epochen und Persönlichkeiten der deutschen Kunst auszudehnen. Mit den lebenden Franzosen wäre der Wettbewerb schon aufzunehmen. Was Matisse, Bonnard, Dorain, Picasso, Braque und Utrillo sehen lassen, findet in unsrer deutschen Produktion Gegenstücke, die das Gleichgewicht halten, sobald man sich nur von der uns im Blute sitzenden Überschätzung alles Fremdländischen frei macht. Unsre Marc und Macke, unsre Beckmann, Kokoschka, Pechstein, Hofer, Kanoldt, Schrimpf und Dix — von Corinth, Liebermann, Slevogt, Leo von König u. a. ganz abgesehen — verdienten in Frankreich genau so oder höher geschätzt zu werden als jene bei uns, und in der Plastik stellen unsre Lehmbruck, Barlach, Scharff und Albiker den von Frankreich immer wieder ausgespielten Maillol durch Gewalt des inneren Erlebnisses und bezwingende Ausdruckskraft sogar tief in den Schatten.

Wir geben ein paar Proben: von Oskar Kokoschka, den man, seit er die Sechzig überschritten hat, wohl nicht mehr zu den »Jungen« rechnen darf, die Themselandschaft, die auch in der schwarzweißen Wiedergabe noch die großartige Technik und den malerischen Gesamteindruck des Originals ahnen läßt; von August Macke, der, wie die eng mit ihm vereinten Marc und Weißgerber, schon zu den Toten zählt, die Vier Mädchen, ein zeichnerisch wie koloristisch gleich reizvolles Stück, leicht, hell, heiter, von einer Jugendlichkeit, die Inhalt und Form gleichermaßen durchdringt. Daneben mögen Ubaldo Oppis Romagnaabend und Ernesto de Fioris Büste der Schauspielerin Elisabeth Bergner für die Leistungen des Auslandes zeugen: wie in der Plastik die impressionistisch anstürmende Technik Rodins eine besänftigende und veredelnde Geschmeidigung erfahren hat, so werden Komposition und Koloristik des Gemäldes von einer schönen, vornehmen Ruhe beherrscht, die sich nicht mehr dagegen sträubt, trotz des glänzend gemalten Halbaktes durchaus innerlich genommen zu werden.

Die Führung unter unsern Kunstblättern hat diesmal ein Familienbild des Engländers Thomas Lawrence (1769 bis 1830), dessen farbige Wiedergabe uns der Besitzer des Originals, Herr Karl Haberstock in Berlin, der Inhaber der nach ihm benannten »Galerie« (Kunsthandlung in Berlin W), ermöglicht hat. Die Franzosen mögen sich bedanken, daß es auf der Dresdner Internationalen den Engländern nicht vergönnt war, Werke ihrer klassischen Bildnismalerei auszustellen; sonst wären sie trotz ihren impressionistischen Schlagern glänzend geschlagen worden. Lawrence gehört freilich nicht zu den Spitzen dieser aus dem innersten Wesen des Engländers, seiner Sachlichkeit, Nüchternheit und bürgerlichen Tüchtigkeit, emporgeblühten Kunstgattung, wie Rey-



August Macke: Vier Mädchen
Aus der Dresdner Internationalen Kunstausstellung 1926



Ubaldo Oppi: Romagnaabend (Besitzer: Bergwerksdirektor Ebeling)
Aus der Dresdner Internationalen Kunstausstellung 1926

nolds, Gainsborough, Raeburn und Romney. Aber auch er, übrigens ein Schüler von Reynolds, war ein souveräner Beherrscher seines Handwerks und trotz seiner Vorliebe für künstliche Draperien und Theaterlandschaften — die ja auch hier nicht fehlen — ein Künstler, der sich, auf sein gesundes Naturgefühl gestützt, zutrauen durfte, auch durch die äußerlichen Effekte noch siegreich die bürgerliche Gesundheit und die Unmittelbarkeit des warmen Lebens durchdringen zu lassen. Dabei verfügt er über ein sattes, delikat getöntes Kolorit, dem die Spanne eines vollen Jahrhunderts nichts hat anhaben können. Auch das gehört zur Gediegenheit der englischen Bildnismalerei und insbesondere dieses als Akademiedirektor, Hofmaler und erkorener Porträtist vieler namhafter Staatsmänner und vornehmer Damen schon zu seinen Lebzeiten weltberühmten Schotten, dessen elegante Kunst durch seinen Schüler Friedrich von Amerling in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zudem nach Wien verpflanzt wurde.

Die Düsseldorfer Kunst — das werden auch ihre besten und erfolgreichsten Vertreter nicht leugnen können — war in den letzten Jahrzehnten einigermaßen ins Hintertreffen geraten. Seit die Stadt nun aber glücklich die Fesseln der französischen Besetzung abgestreift und sich in den Rheinanlagen mit den Bauten von Wilhelm Kreis ein neues glänzendes Ausstellungsgelände geschaffen hat, macht sie eifrige Anstrengungen, wenigstens ein Stück des alten Ruhmes wiederzuerobern. Wieviel Neues und Junges sich auch dort in der Malerei regt, soll uns möglichst bald ein Sammelaufsatz zeigen, der einen Querschnitt durch das gegenwärtige Düsseldorfer Kunstschaffen legt und seinen Zusammenhang mit den modernen Stilarten aufdeckt. Zu beklagen freilich wäre es, wenn darüber der Zusammenhang mit der alten Düsseldorfer Tradition verlorengegangen wäre, zu der bekanntlich an erster Stelle das ernste und heitere »Genre« gehörte. Doch braucht uns nach der letzten Düsseldorfer Ausstellung vom Sommer 1926 kaum bange darum zu sein. In dem »Schwierigen Problem« von Leo Küppers (von dem wir letzthin schon den »Flötenspieler« gezeigt haben) leben Hasenclever und Peter Philippi, daneben aber auch gewisse Kompositions- und Beleuchtungsgesetze Eduard von Gebhardts fort, und Hans Rilke, ein jüngerer Maler, beweist mit seinem »Zimmermann«, welche originellen und dabei volkskundlich interessanten Gestalten dem Wirklichkeitsleben der Straßen oder Herbergen auch heute noch abzugewinnen sind.

Über dies Bild ein paar sachlich erläuternde Worte. Uns allen ist die phantastisch-groteske Erscheinung des »Fremden Zimmergesellen« mit dem Schlapphut oder dem Zylinder, dem Felleisen, dem Samt- oder schwarzen Tuchjackett und den unten weit ausladenden Manchestersamthosen gewiß schon aufgefallen, ohne daß wir uns die absonderliche Tracht gleich erklären konnten. Denn man muß wissen, daß diese wandernden Zimmergesellen eine Art weltlichen Handwerkerordens darstellen, eine eng zusammenhaltende Vereinigung zur Pflege der Geselligkeit und zur gegenseitigen Unterstützung auf der Wanderschaft. Ihr Hauptsitz ist Bremen,

wo sie von drei zu drei Jahren ihren »Kongreß« abhalten und ihre alten Gesellenbräuche erneuern. Dazu gehört auch die Tracht. Außer dem Jackett, dem »Walmusch«, und der weiten Samthose wird besonderer Wert und Nachdruck auf die Weste gelegt, die sogenannte »Kreuzspanne«: sie muß zwei Reihen von je vier weißen Perlmuttknöpfen haben, und durch den kragenlosen Hemdschluß muß ein schwarzes Bändchen, die sogenannte »Ehrbarkeit«, gezogen sein. Durch diese »Ehrbarkeit« unterschieden sich die »Fremden Zimmergesellen« aufs strengste von ähnlichen, aber oft in erbitterter Feindschaft mit ihnen lebenden Vereinigungen: die Rolandsbrüder z. B. tragen blaue, die Freiheitsbrüder rote »Ehrbarkeit« und dazu rote Biese in der Hose und silbernes Ohrgehänge. Erst vor einigen Jahren ist man diesen Zunftvereinigungen ernsthafter nachgegangen, und E. Weiß hat ein lehrreiches und unterhaltendes Buch über sie geschrieben: »Die Entdeckung des Volkes der Zimmerleute«. Wer diese Erscheinungen näher ins Auge gefaßt hat, wird finden, daß Rilke sie außerordentlich echt und getreu festgehalten hat, auch in dem düster-melancholischen Gesichtszug, der den Leuten eigen zu sein pflegt. Schon dieses volkskundlichen Wertes wegen gehörte sein übrigens auch koloristisch höchst interessantes, schwarz in schwarz getöntes und doch nirgends eintöniges Bild in eine öffentliche Sammlung.

Auch der dritte Düsseldorfer, **Fritz Flamme**, den wir hier den Lesern vorstellen, schöpft mit Vorliebe aus dem uns tagtäglich umgebenden Wirklichkeitsleben; seine Bilder entstehen, wie er selbst es ausdrückt, »aus der Zeit mit der Zeit für die Zeit«. So ist er auch geneigt, sein **Selbstbildnis**, das auf der letzten Großen Düsseldorfer Kunstausstellung Scharen von schmunzelnden Betrachtern um sich sammelte, ein »**Dokument der Zeit**« zu nennen. Denn durch die Komik, die uns zunächst daraus entgegenspringt, sollen allegorisch die armseligen Plackereien des täglichen Lebens und die besonderen Leiden und Kümmernisse des Künstlerberufs hindurchscheinen. Holbein, Rethel und Böcklin wählten sich den Tod als Gesellen und Herold, wenn sie den Leidensweg des Künstlers andeuten wollten; der Maler von heute, realistischer geartet als seine hohen Ahnen, glaubt auf solches pathetische Requisit verzichten zu können. »Trotz aller Misere des täglichen Lebens«, sagt Flamme mit bitter-tapferem Humor, »denke ich mit Simplizissimus: Es ist alles Lug und Trug, und ich verlache die Welt, in der Hand einen kleinen Kinderballon«. Auch der in der linken Ecke in protokollarischer Genauigkeit nachgebildete Zahlungsbefehl spricht eine deutliche Sprache; darunter ist in der Handschrift des Malers zu lesen: »Kein Telephon und kein Radio, kein Auto, kein Geld, kein Mitglied des Völkerbundes, kein Titel, keine Orden und kein Ehrenzeichen — das bin ich.« Ein Künstlerschrei, der nicht ungehört verhallte! Zwei Rechtsanwälte in Berlin sandten dem Maler daraufhin — 20 Rm. und schrieben ihm: »Sehr geehrter Herr! Wir haben auf der Gesolei Ihren gemalten Notschrei gesehen und senden Ihnen mitfolgend eine Akontozahlung für die Rechnung Ihres Schneiders.« Einer dieser Herren heißt Selten. So machen Kunst und Leben, wenn sie nur ein wenig Humor haben, auch heute noch ihre Witze miteinander.



Ernesto de Fiori: Elisabeth Bergner
Aus der Dresdner Internationalen Kunstausstellung 1926
Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim in Berlin

Aus der Maler- und Liebhaberfreude an alten Städten und altmodischen Leuten ist **Alfred Wieners** Bild »**Nachbarinnen**« entsprungen. Dieser Jünger Spitzwegs kennt kein größeres Vergnügen, als durch verträumte Nester zu streifen, wie's ihrer im Odenwald, an der Bergstraße, in Franken

oder im Ries mit krausen Gassen, romantischen Winkeln und Gärten, absonderlichen Türmen und Toren immer noch genug gibt. Die Nachbarinnen, die sich da zum Plausch oder Schwätzle zusammengefunden haben, mögen in Dinkelsbühl, an der Grenze Frankens und Schwabens, daheim sein; Kirchturm, Tor und Giebelhäuser sehen mir ganz nach der alten Reichsstadt an der Wörnitz aus.

Für Innenbilder, wie sie Professor *August von Brandis* malt, scheint es zunächst wohl ganz gleichgültig zu sein, ob sie im Osten oder Westen, Norden oder Süden Deutschlands entstanden sind. Das Malerauge aber wird auch die Unterschiede kennen, Unterschiede des Lichtes und der Farbentönung, Unterschiede der Zimmerarchitektur und der wenn auch nur mit einem Zipfelchen durchs Fenster schauenden Landschaft. Uns dünkt, die Interieure, die Brandis in Danzig malte, als er noch dort an der Technischen Hochschule wirkte, waren dunkler, schwerer, altersgebräunter als die später in seiner Aachener Zeit entstandenen, zu denen dieser »*Tisch mit Blumenstrauß*« gehört: ein Motiv aus dem Gartenhäuschen des Malers in Kaldenkirchen am Niederrhein. Der schillernde Glanz der Farbe, das Spiel des Lichtes auf Wand und Möbel, die seidene Decke mit ihren sanft gedämpften Tönen, das war's, was ihn reizte, was er seit Jahrzehnten schon nicht müde wird, in immer neuen Spielarten und neu abgestuften Farbenharmonien zu malen.

Der Maler des *Fruchtstücks*, *Hermann G. Kricheldorf*, stammt aus einer echten, rechten Malerfamilie: Vater Dekorationsmaler; Brüder Genre-, Landschafts- und Bildnismaler, alle durch Vaters strenge und gründliche Schule gegangen, bevor sie sich auf Akademien oder kunstgewerbliche Lehranstalten begaben. Hermann, der sich früh fürs Stilleben, fürs Blumen- und Fruchtstück entschied, ist, im Hannoverschen geboren, in München heimisch geworden, mit allerlei Ehrenämtern bedacht und in seinem Sonderfach weithin berühmt. Wer auf Kultur seiner Wohnräume hält, schätzt seine Stilleben als Schmuckstücke, die auf engstem Raum größte Fülle an Formen und leuchtenden Farben entfalten und an alte Meister erinnern.

Paul Leibküchler: Kinderplakette

Der Berliner Plastiker *Paul Leibküchler*, der hier, gleich Wiener, Brandis und Kricheldorf, nicht zum ersten Male mit Werken erscheint, hat zu seiner Bronze »*Läuferin*«, die in der Bewegung eine so schöne, von jugendlicher Kraft und Anmut erfüllte Silhouette zeigt, eine *Kinderplakette* hinzugetan, das Köpfchen seiner Tochter, die damit ihren Dank abstatten sollte an eine sie zwei unsrer Notsommer hindurch beherbergenden schwedischen Familie. Liegt darin nicht eine hübsche Anregung auch für andre, die für Ähnliches ähnlich danken möchten? Wir suchen jetzt so eifrig nach einer lebendigeren wirtschaftlichen Verbindung zwischen Kunst und Künstler, Künstler und Publikum. Hier zeigt sich ein Weg, wie beiden schon mit bescheidenen Mitteln geholfen werden könnte.

Das Blatt »*Winterliches Nebelmeer in den Alpen*« ist eine der neuesten und gelungensten Aufnahmen des rühmlichst bekannten Ateliers von *August Rupp*, früher in Saarbrücken, jetzt in Berlin ansässig, aber eigentlich stets auf der Wanderung, um unsrer deutschen Heimat mit der Kamera immer wieder neue Schönheiten abzugewinnen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Walter Krieg in Berlin. Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

ICLF (N)

9Dec'50BI

LD 21-100m-11,'49 (B7146s16)476



929181

AP30
W4
v.141

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

